DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT





<36601337610014

PREIS 10 SGR.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

E. DOHM & J. RODENBERG.



VERLAG VON A. H. PAYNE IN LEIPZIG

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Adami, Fr. Althaus, Adelheid von Auer, Dr. Ludw. Bamberger, Otto Banck, E. Bauernfeld, Karl Beck, Ad. Böttger, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Karl Braun** (Wiesbaden), **W. Buchholz, Dr. G. Büchmann, Em. Deutsch** in London, **E. Diethoff, Adolf Ebeling, L. Ernesti, A. v. Etzel, J. G. Fischer, Karl Frenzel, Em. Geibel, Fr. Gerstäcker, Claire v. Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf von Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Moriz Jokai, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dr. Jos. Lehmann, Dr. Hermann Lessing, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Fanny Lewald, Paul Lindau, Herm. Lingg, Prof. H. Masius, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller (von Königswinter), A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, G. zu Putlitz, Otto Roquette, W. Rullmann, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Max von Schlägel, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Fr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Prof. Adolf Stahr, Dr. A. Stern, Prof. Julius Stern,** K. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Max Sulzberger, Karl von Thaler, Iwan Turgéniew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Godfried Wandner, Baron Warburg, M. M. v. Weber, F. Wehl, Adolf Wilbrandt, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfr. Woltmann.** — Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Hermann Kauffmann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON" nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:

Dr. Julius Rodenberg.

Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

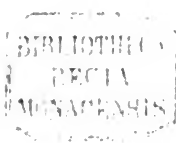
Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band VIII.



Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des achten Bandes.



Seite

Kunstblätter.



Der Salon.

Pyramus und Thisbe.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

„Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück?“

Die Leute sagen, ich sei ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt habe. Einige thun es hinter meinem Rücken, wenn sie mir ihre Verbeugung gemacht haben und an der Seite Derjenigen weiter gehen, die über jeden Verdacht, nicht für die Stellung, das Amt, das Geschäft, das sie betreiben, geboren zu sein, erhaben sind. Sie fügen vielleicht bei, es ist Schade, daß der Wellhof, oder daß Herr Wellhof seinen Beruf verfehlt hat, da es ihm keineswegs an den natürlichen Anlagen gemangelt, ein nutzbringendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Auch mein Onkel Roderich, der mich erzog, sagte es manchmal kopfschüttelnd; nur nicht wie die Andern hinter meinem Rücken. Es war seine Art, Jedem Alles grad' in's Gesicht zu sagen, und daß er darin bei mir keine Ausnahme machte, war leicht begreiflich. Er sagte: „Ein Beruf, Gotthold, ist wie ein Rock. Welchen ein ordentlicher Mann trägt, ist im Grunde gleichgiltig, sobald er keine Löcher hat. Du magst erwiedern, daß die Natur uns ohne Rock und ohne Beruf zur Welt kommen läßt, und daß es das Vernünftigste wäre, nach beiden Richtungen in diesem Naturzustande zu verharren. Aber unser Klima ist nicht darnach eingerichtet, und wenn wir ohne jene beiden nothwendigen Mitgiften durch's Leben gehen wollen, geschieht es, daß wir von Außen und von Innen erfrieren.“

Seltsam war es allerdings dabei, daß die Leute — andere Leute früheren Datums — von meinem Onkel Roderich ebenfalls sagten, er habe seinen Beruf verfehlt. Daß er keinen Rock habe, konnten sie ihm nicht nachsagen, aber daß er wirklich nur einen einzigen besaß, glaube ich noch heutigen Tags, weil sein Aussehen sich im Sommer und Winter nie um die geringste Nüance veränderte. Er hieß schlechthin „Herr Wellhof“, und wenn Jemand in der Stadt, in der wir wohnten, nicht Rath in einer Sache wußte, so sagte er, ich werde Herrn Wellhof fragen, und ging zu meinem Onkel, der ihm bereitwillig Auskunft gab. Er begleitete die Leute gemeiniglich bis an unsere Gartenpforte, wo sie ihm die Hand drückten und ihm dankten, und wenn sie außer Hörweite waren, sagten sie bedauernd: „Es ist doch wirklich Schade, daß Herr Wellhof seinen Beruf verfehlt hat.“

„Denn, Gotthold“, meinte mein Onkel Roderich, „der Beruf stützt den Mann und ist ein kräftiger Boden, um darin Wurzel zu schlagen und Kraft aus ihm zu saugen. Er ist zugleich ein Schlittschuh, um geschwind über allerhand Unebenheiten fortzugleiten, die einen Andern

zum Straucheln oder gar zu Fall bringen. Und andererseits ist er ein Hemmschuh auf glattabschüssiger Fläche, dem Mancher dankt, daß er in seiner Bahn geblieben und nicht, gleich den kleinen Weltkörpern, die wir Sternschnuppen heißen, sich an dem Widerstand unserer Erde in Splitter zerschlagen."

Mein Onkel Roderich galt, dem allen Jahreszeiten angepaßten Rock zum Trotz, für reich. Deshalb kamen nicht nur die Leute, die um Rath, sondern vielfach auch diejenigen, die um That verlegen waren, zu ihm, denn Jeder wußte, daß derselbe in solchem Fall beim Abschied an der Gartenpforte ihm nicht nur die Hand drückte, sondern auch etwas hineindrückte. Da dies allgemein bekannt war, so erschien es ganz natürlich, daß mehrere angesehene Leute der Stadt, die einen statutarisch organisirten Armenunterstützungs-Verein zu begründen beabsichtigten, ebenfalls zu ihm kamen und ihn aufforderten, demselben beizutreten. Denn, da er bis jetzt keinen Beruf habe, meinten sie, werde es ihm sicherlich im höchsten Grade erwünscht sein, seine Neigung zur Wohlthätigkeit dadurch in eine höhere und berechtigtere Sphäre zu versetzen, daß er sie durch Uebernahme der ihm angetragenen Stellung hinfort öffentlich als seinen Beruf documentire.

„Es ist Schade, daß Herr Wellhof die angesehene und ehrenvolle Stellung, zu der er wie wenige berufen gewesen wäre, nicht angenommen hat", sagten die Leute in der Stadt am Abend des Tags. „Ein wie nützliches Glied der Gesellschaft hätte er noch zu werden vermögen, und wer weiß, ob ihm so bald wieder eine Gelegenheit dazu geboten wird."

„Wenn Du dereinst keine verschwenderischen Neigungen besitzest, Gotthold", sagte mein Onkel Roderich, „so wird das Vermögen, das Du von mir erbst, muthmaßlich ausreichen, um es Dir zu ermöglichen, Deines Lebensunterhaltes auch ohne Beruf sicher zu sein. Ja, Du wirst in der Lage sein, Dir nach und nach einen Einblick in alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes verschaffen zu können, ohne Dich zur Wahl eines Brodstudiums genöthigt zu sehen, d. h. zu einer Capitalanhäufung, von deren Zinsenerträgniß Du den Rest Deines Lebens wohlconsolidirt zu erhalten vermöchtest. Doch Du weißt, ich rathe Dir zu einem derartigen Beruf, der Dich in der Achtung der Menschen auf's Außerordentlichste hebt, Dir den unvermeidlichen Weg, den wir Alle vom Leben bis zum Tode gehen müssen, vielfältig erleichtern und Deinem Namen in der Nachwelt noch bei der folgenden Generation ein oftmals erwähntes Angedenken sichern wird."

Ich weiß nicht, weshalb mir gerade damals zum erstenmal die Frage auf die Lippen kam: „Aber Onkel, weshalb hast Du denn keinen Beruf ergriffen, der zu allen diesen Dingen verhilft und die von Dir aufgezählten Eigenschaften inne hat?"

„Ich?" antwortete er und sah mir mit seinen braunen, immer unveränderlichen Augen voll in's Gesicht: „Ich habe von jeher geglaubt, der naturgemäßeste Beruf des Menschen sei —"

Allein ich sollte nicht erfahren, was mein Onkel Roderich von jeher für den naturgemäßesten Beruf des Menschen gehalten, denn in dem Augenblick ward an die Thür gepocht und der Briefträger brachte ihm ein großes, mit einem gewaltigen Siegel verschlossenes Schreiben. Als er es gelesen, verschloß er es schweigsam in seinem altmodischen Schreibtisch und fuhr, ohne mehr der Zwischenfrage, die ich vorher gethan, zu gedenken, fort:

Es giebt sehr verschiedene Berufsstellungen und Berufsaufgaben, Gotthold, und die Wandlung, die unsere socialen Zustände erfahren haben, eröffnen der geistigen Befähigung die Möglichkeit, zu der höchsten in der staatlichen Organisation emporzustreben und sie zu erlangen. Zwar ist es ein langer, gemeiniglich drei Viertheile des Lebens absorbirender Weg bis dahin; doch ich habe mir sagen lassen, daß man, an's Ziel gelangt, auf die Menschheit niederzublicken vermöge, wie wenn man beim Abendroth auf einem einsamen Berggipfel steht und auf die Welt unter sich hinabsieht."

Damit nahm mein Onkel Hut und Stock und machte seinen gewöhnlichen Abendspaziergang auf die Spitze des isolirten Bergkegels am Nordende der Stadt, den nie Jemand besuchte als er, so daß derselbe im Volksmunde allmälig den Namen Wellhofberg erhalten hatte. Denn mein Onkel war eine allgemein bekannte, beliebte und deshalb um so mehr betrauerte Persönlichkeit, weil sie ihren Beruf verfehlt hatte.

Diesmal indeß war er auch etwas gewesen, was er an mir stets streng zu tadeln pflegte, nämlich vergeßlich. Er hatte seinen Schreibtischschlüssel im Schloß stecken lassen, nachdem er den Brief hineingelegt.

Was enthielt dieser? Es hatte meine Neugier gereizt, als er kam; ein großes Couvert mit einem Wachssiegel darauf besitzt etwas Mystisch-Anziehendes.

Nun lag das Schreiben da, in der unverschlossenen Lade. Ich brauchte den Schlüssel nur herumzudrehen und das Schubfach aufzuziehen.

„Nein", sagte ich zu mir, „Du wirst das nie thun, Gotthold, denn der Onkel hat es Dir nicht erlaubt. Wenn er gewollt hätte, daß Du es thun solltest, würde er es Dir ausdrücklich erlaubt haben.

Ich stellte mich an's Fenster und sah auf die Straße. Es war sehr langweilig draußen, und ich dachte bei'm Hinaussehen immer an die Schublade.

„In solchem Fall", sprach ich zu mir, „sagt mein Onkel, muß man seine Gedanken ablenken, und das geschieht am besten, indem man sich in die Gedanken Anderer hinein versetzt. Also drehte ich mich um und suchte nach einem Buch

Das Zimmer enthielt jedoch nur Bücher auf dem Reale über dem Schreibtisch. Deshalb ging ich mit abgewandten Augen darauf zu, nahm einen Band herab und setzte mich mit ihm in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

Aber es war merkwürdig, daß ich kein Wort von dem verstand, was ich las. Wie mir diese Thatsache allmälig zum Bewußtsein kam, dachte ich darüber nach. Und wie ich darüber nachdachte, blickte ich an dem Buchrand vorbei durch's Zimmer und hörte ganz deutlich, wie ein Partikelchen meines Gehirns zu einem andern Partikelchen sagte: „Verboten hat der Onkel es auch nicht.“

Das beunruhigte mich, so daß ich plötzlich aufsprang und in den Garten lief. Mein Onkel betrieb Botanik und Entomologie mit mir, und ich beschloß, ihn bei seiner Rückkunft durch irgend eine wissenschaftliche Entdeckung, die ich gemacht, zu überraschen. Darum setzte ich mich in's Gras auf den Boden und untersuchte Staubfäden und Griffel der Blumen, die auf dem Rasen wucherten.

Weshalb fiel mir auf einmal die Uhr im Zimmer ein? Ich dachte nach — weil Sonnabend war, und ich hatte übernommen, sie jeden Sonnabendnachmittag aufzuziehen. Darüber entspann sich in meinem Kopf ein Gespräch.

„Sie wird nicht vorm Abendessen ablaufen“, sagte eine Stimme, „Sie kann es doch“, eine andere. „Außerdem wird es dem Onkel weit lieber sein, durch eine Entdeckung überrascht zu werden“, begann die erste wieder, „Der Onkel hält dafür, daß man zuerst immer seinen Verpflichtungen nachkommt“, meinte die zweite.

Das Pflichtgefühl siegte, ich ging in's Zimmer zurück und zog die Uhr auf. Dann sah ich, daß das Buch, in dem ich vorhin mich zu lesen bemüht, nicht an seinem Platz lag, nahm es und trug es wieder auf das Reale.

„Ordnung in Kleinigkeiten, sagt der Onkel, erhält Ordnung im Großen“, redete ich mit mir selbst. Ich stand vor der Schublade und blätterte absichtslos noch einmal in dem Buch.

Merkwürdig — auf der Seite, die mir gerade unter die Augen fiel, stand unverkennbar gedruckt: „Wenn er gewollt hätte, daß Du es nicht thun solltest, würde er es ausdrücklich verboten haben.“

Es mußte da zu lesen stehen, denn meine Lippen murmelten es unwillkürlich nach.

„Aber trotzdem thue ich es gewiß nicht“, sagte ich zu mir, während mein Finger mit dem Schlüssel an der Schublade spielte.

Ich hatte den Finger in den schmalen Ring des Schlüssels hineingeklemmt und suchte ihn zu befreien. Doch bei dem Ruck, den ich machte, drehte er sich im Schloß um.

Mein Onkel Roderich war unverheiratet gewesen, was die Frauen in der Stadt ebenso tadelnswerth fanden, wie ihre Männer, daß er keinen Beruf besaß. Sie hielten dafür, keine Frau zu haben, sei ein Unglück. Mein Onkel meinte, eine Frau zu haben, die man liebe, sei ein Glück. Sie sagten, er drücke damit ihre Ansicht nur in anderen Worten aus. Er entgegnete, daß er keinen Beruf empfunden, zu heiraten.

Es erhellt evident daraus, daß mein Onkel für sich selbst durchaus kein Verständniß besaß, was ein Beruf sei, da er den Ehestand für einen solchen ansah; das berechtigte allerdings die Frauen der Stadt wieder zu der Gegenerklärung, daß sie es im Interesse ihres Geschlechtes als ein Glück betrachten müßten, daß keine Angehörige desselben in die Lage versetzt worden, aus ehelicher Verpflichtung die irrthümliche Ansicht meines Onkels darüber aufklären zu müssen.

Indeß mußte diesem doch die Sache mehr im Kopfe herumgehen, als er sich merken ließ; denn eines Abends als ich ihn mit auf seinem Spaziergang begleitet hatte und wir während des Sonnenunterganges auf der Höhe des Wellhofberges zusammen standen, sagte er zu mir:

„Das Wichtigste für das Fortkommen eines Menschen im Leben, Gotthold, ist die Meinung der Leute über ihn. Wer sie sich günstig zu gestalten weiß, findet überall eine Bahn, die ihm sonst mit tausend Hindernissen versperrt wäre. Drum suche sie Dir überall zu erwerben und zu erhalten, wenn die Lage, in der Du Dich einst befinden wirst, Dich auch nicht mit Nothwendigkeit dazu zwingt. Du wirst weit angenehmer durch die Welt kommen, als wenn Du Dich nur nach der Compaßnadel Deines eignen Denkens richtest, die gemeiniglich von der Meinung der Leute abweichen wird. Nach und mit seinen Gedanken einsam durch's Leben zu gehen, ist aber nicht die Aufgabe des Menschen.“

Mein Onkel sah eine Weile in die Sonne, deren untere Hälfte bereits unter den Horizont hinabgestiegen war, und wiederholte:

„Nein, die Meinung der Leute hat Recht, Gotthold, es ist nicht die Aufgabe des Menschen, einsam durch's Leben zu gehen. Abgesehen davon, daß sich uns sehr oft die Möglichkeit bietet, durch eine geschickte Heirath anstrengungslos Reichthum, Protection, kurz die Mitgift zu erwerben, deren Jeder bedarf, um nicht bedeutungslos durch's Leben zu gehen, so ist der Gebrauch, sich zu verehelichen, ein bei allen Völkern so allgemein verbreiteter, daß die Annahme, unter tausend Ehen nur eine wahrhaft glückliche zu finden, auf einem Irrthum beruhen muß. Wen der Zufall nicht dadurch begünstigt, daß er ihm eine Frau in den Weg führt, die er nach dem platonischen Gleichniß als einen vormals von seinem eignen Selbst abgetrennten Theil empfindet, der sich auf jede Weise mit ihm, mit dem er sich unwiderstehlich wieder zu vereinigen strebt, der thut wohl, eine Wahl zu treffen und sich diejenige unter den Frauen zu erlesen, deren Art und Verhältnisse ihm die meisten Garantieen für die Absichten, welche er bei der Schließung des Bündnisses verfolgt, zu gewähren scheinen.“

Als mein Onkel Roderich das sagte, zählte ich ungefähr sechzehn Jahre und wußte in Folge der tiefsinnigen Untersuchungen, welche der Rector des Gymnasiums allwöchentlich in der Mittagsstunde des Sonnabends über das Organon des Aristoteles mit uns anstellte, nicht nur, was dieser Letztere, sondern auch was die unzähligen anderen berühmten Philosophen bis zu eben meinem Rector und Classenlehrer der Prima über die Logik gedacht, gesprochen geschrieben und sich in Folge dessen

die Köpfe zerschlagen hatten. Allein trotz allen den unlösbaren Widersprüchen, die sich aus diesen Untersuchungen ergaben und die dadurch nicht gehoben wurden, daß der Professor Knipstroh jedesmal von demjenigen Philosophen, dessen System er uns gerade erklärte, behauptete, er sei einer der größten Männer, die je gelebt gewesen, während wir in der nächsten Stunde regelmäßig erfuhren, der auf ihn in den Annalen der Metaphysik folgende größte Mann habe die Haltlosigkeit seines ganzen Systems unwiderleglich dargethan — trotz alledem, sage ich, erschien mir allmälig die Logik meines Onkels Roderich von allen mir bekannt gewordenen als die verwunderlichste. Ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die dicken Bücher der Scholastiker allerdings mehr eine Quintessenz der subtilen Denkübungen als der practischen Lebensauffassung ihrer Verfasser gebildet; aber daß Jemand von ihnen es gleichsam absichtlich darauf angelegt, den von ihm aufgestellten Doctrinen täglich und unausgesetzt durch seine Handlungen zu widersprechen und sie dadurch selbst ad absurdum zu demonstriren, wie mein Onkel —

Wie ich in meinen Gedanken diesen Satz eigentlich zu schließen beabsichtigt haben mochte, erfuhr ich selbst nicht, denn ich sah während seiner Gestaltung der Sonne nach, die nur noch ungefähr mit einem Zehntelssegment über dem Horizonte stand. Das kreuzte aber plötzlich die Richtung meines Denkens, denn es warf mir gleichzeitig zwei völlig von einander verschiedene Fragen auf.

Erstens: Ob das noch sichtbare Sonnensegment wirklich den zehnten Theil des Flächeninhalts der ganzen Peripherie bilden und welcherlei planimetrische, elliptische, hyper- und parabolische Berechnungen ich zum Behuf der Beantwortung dieser Frage anstellen müsse?

Zweitens: Auf was für Bergspitzen, Flüsse, Thäler und Städte der westlichen Halbkugel des Erdballs die anderen neun Zehntel der Sonne gerade in diesem Augenblick zu scheinen anfangen möchten, und ob und wer jenseits des Atlantischen Oceans auch so auf einer Berghöhe stehe und das Segment noch an ihr vermisse, dessen ich allein noch theilhaftig war.

Wenn ein solcher Mensch existirte, hätte ich in dem Augenblick meine ganze entomologische Sammlung dafür hingegeben, ihn kennen zu lernen.

Vielleicht war es ein Mädchen —

Ich vermuthe, daß an dieser sonderbaren Conjectur Niemand anders die Schuld trug als die matrimoniale Logik meines Onkels, deren letzte Schlußfolgerungen mir noch im Ohr lagen. Aber nichtsdesto weniger sah ich gleich darauf das Mädchen zum Schildern deutlich vor mir. Es, sie, stand auf einem mit Haidekraut bewachsenen Gipfel und die Sonnenstrahlen glitten mit einer Art röthlichen Schimmers von ihrem weißen Kleide ab. Ihr Haar war lichtbraun, auch wie mit Gold umflossen, und hinter ihr lag, einen dunklen Hintergrund bildend, ein Fichtenwald, von dem sich jede Linie ihres Kopfes und Halses statuenartig abhob. Die Augen waren hellfarbig und mit ihnen sah sie mir gerade in's Gesicht.

Dann fingen die Baumkronen hinter ihr auf einmal an sich im Wind zu bewegen. Für sie ist es natürlich Morgenwind, dachte ich, aber für uns ist es Abendwind, und ich sah mich unwillkürlich nach den vereinzelten Föhren auf unserm Berge um, ob sie sich auch regten.

Ja, sie thaten es und ich wandte schnell wieder den Blick, doch das Mädchen war verschwunden und das letzte Sonnensegment ebenfalls. Mit ihm waren auch alle planimetrischen und geo-ethnographischen Fragen eben so urplötzlich ausgelöscht und an ihre Stelle wieder — gleich wie auf einem Palimpsest, dachte ich — das logische Problem, das mich vorher beschäftigt hatte, getreten, so daß ich mich umdrehte und sagte:

„Aber weshalb hast Du denn nie eine Wahl getroffen, Onkel, und Dir eine Frau erlesen, oder" — ich stockte einen Moment, denn mir war, als flattere plötzlich am Horizont wieder eine vereinzelte lichtbraune, goldumflossene Locke. Doch wie ich scharf hinsah, war es ein noch von der für uns untergegangenen Sonne angeglühtes Wölkchen — „oder, fall's der Zufall Dich begünstigt hätte, Dir eine Frau nach dem Platon'schen Gleichniß —?"

Mein Onkel Roderich mußte bei aller curiosen Logik doch ein merkwürdiger Philosoph sein, denn er antwortete nicht auf die Frage, die ich laut an ihn gerichtet, sondern auf die, welche ich vorher nur still für mich gedacht.

„Wenn die Sonne am Horizont hinuntersteigt, Gotthold", sagte er, „und wir die Hände nach ihr ausstrecken und unser Leben dafür geben möchten, sie zu halten, können wir es hindern, daß sie ihrem Willen folgt, nicht unserer Sehnsucht, und von uns geht und andere Augen beglückt? Können wir etwas Anderes thun, als ihr erinnerungsvoll nachblicken und uns ihr Bild zurückrufen?"

Es war unzweifelhaft eine Antwort auf die Frage, die ich gar nicht ausgesprochen, aber ich verstand sie eben so wenig wie meines Onkels Logik. Ich hatte auf der Zunge zu sagen, daß man einfach nur zwölf Stunden zu warten brauche, um die Sonne im Osten ebenso wieder aufgehen zu sehen, wie sie im Westen verschwunden; doch er hatte sich schon umgewendet und ging schneller als gewöhnlich, daß der Abendwind durch sein stahlgraues Haar strich, den Weg zur Stadt hinunter.

Die Spaziergänge meines Onkels erschienen mir beinahe noch curioser als seine Logik. Ging er deshalb jeden Abend auf den Berg, den man nach ihm benamt hatte, um der Sonne erinnerungsvoll nachzublicken und sich ihr Bild zurückzurufen?

In dem nämlichen Augenblick, in welchem ich mit dem Ruck, den ich machte, um meinen eingeklemmten Finger zu befreien, klirrend den Schlüssel im Schloß der Schreibtischschublade umdrehte, klirrte auch draußen die Hausthür und ich hörte den Schritt meines Onkels, der von seinem Abendspaziergang zurückkam, auf dem Flur.

Ich stand auf und trat ans Fenster, wie ich es bei seinem Fortgehen gethan. „Guten Abend, Gotthold", sagte er. „Guten Abend, Onkel."

Er legte Hut und Stock ab und trat auf den Schreibtisch zu; ich wußte nicht warum, aber mir klopfte auf einmal das Herz.

„Es ist ein schöner Abend", sagte der Onkel, „bist Du immer im Zimmer geblieben?"

„Nein, ich war im Garten und untersuchte eine myosotis —"

„Es ist mir interessant, zu erfahren, daß sie schon blüht", versetzte er, „allein ich sehe, daß ich eine unverzeihliche Nachlässigkeit begangen" — sein Blick streifte über das verhängnißvolle Schubfach — „und insofern wäre es mir demnach lieber gewesen, wenn Du das Zimmer nicht verlassen hättest."

„Die myosotis palustris —", sagte ich.

„Es würde mir nämlich sehr unangenehm sein", fuhr mein Onkel fort, „wenn Jemand von den Dienstboten unsere beiderseitige Abwesenheit benutzt und den Brief in der Schublade gelesen hätte, von der ich den Schlüssel abzuziehen vergessen."

Ich murmelte etwas von Staubfäden —

„Und es scheint fast so", meinte er, mit einem Zug die Lade öffnend, „denn ich erinnere mich, wenigstens den Schlüssel umgedreht zu haben."

Mein Herz klopfte stärker. „Nein", sagte ich.

„Doch, ich weiß bestimmt", entgegnete er.

„Nein", wiederholte ich, „es war Niemand von den Dienstboten im Zimmer, denn sie sind ausgegangen."

„Von selbst dreht sich kein Schlüssel um", bemerkte mein Onkel logisch.

„Nein, sondern ich —"

„Ah, Du hattest es gesehen", kam er mir erfreut zur Hülfe, „und beabsichtigtest, ihn abzuziehen, um etwaiger unbefugter Neugier vorzubeugen."

„Nein, es war ein Zufall —"

„Daß Du aufschloßst anstatt zuzuschließen; natürlich."

„Wenn Du fünf Minuten später zurückgekommen wärest, Onkel, hätte ich den Brief gelesen gehabt", sagte ich plötzlich und mein Herz klopfte nicht mehr.

Mein Onkel Roderich drehte sich um und erwiederte, mich anblickend: „Da Du ihn nicht gelesen hast, Gotthold, wäre es klüger von Dir gewesen, in solchem Fall zu schweigen und die Nothlüge zu acceptiren, die ich Dir selbst auf die Lippen gelegt. Du wirst Dich sonst vieler Vortheile im Leben berauben, wie Du es augenblicklich gethan, denn ich hegte die Absicht, wenn ich bei meiner Rückkehr gewahren würde, daß Du der Versuchung widerstanden, Dich durch Erfüllung Deines Lieblingswunsches, einer Reise, zu belohnen. Du hättest meinen Verdacht, daß Jemand von den Dienstboten in Deiner Abwesenheit das Zimmer betreten, nicht zu bestätigen, sondern ihm einfach nur nicht zu widersprechen, oder meiner Annahme, daß Du den Schlüssel an Dich zu nehmen beabsichtigt, zuzustimmen gebraucht, und Du würdest Dich

morgen auf Deiner Reise befunden und den Lohn dafür genossen haben, daß Du in der That bis zum Moment meiner Rückkunft der Versuchung widerstanden."

Unter meinen Wünschen stand eine Reise obenan. Aus Andeutungen, die mein Onkel gemacht, durfte ich schon seit geraumer Zeit auf die Erfüllung dieser Sehnsucht hoffen. Sobald ich mich bei ihm zu Hause befand, schwieg sie zwar, aber sie erwachte jeden Morgen verstärkt, wenn die Uhr Acht schlug und mich unter das Katheder Herrn Knipstroh's berief. Dann steigerte sie sich während der grammatikalisch-analytisch-katechetisch-theosophischen Erläuterung des Pentateuchs, wuchs bei den Idyllen Theokrits, überwallte die sphärischen Dreiecke der mathematischen Geographie und erreichte in einem Dictat historischer Jahreszahlen, das wir mit fliegenden Federn nachschrieben, ihren Höhepunkt.

Herr Knipstroh war ein Mann von schmächtiger Statur, dem, wenn er in Erregung gerieth, die Augen aus dem Kopf herauszutreten schienen. Da er sich immer in Erregung befand, schienen sie es immer. Er enthusiasmirte sich für Alles, für einen unendlichen Bruch wie für die Verdienste des Mäcen, wie für sämmtliche fünf Beweise von der Existenz Gottes. Sein Ruf als Pädagog war groß und er hatte ein dreihundert Seiten starkes Poëm in lateinischen Hexametern über diese Wissenschaft geschrieben, das von anderen berühmten Pädagogen in andern lateinischen Hexametern als unübertrefflich gepriesen wurde. Unter allen Einwohnern der Stadt verachtete er meinen Onkel am meisten, weil derselbe keinen Beruf besaß.

Trotzdem war es mir immer, als ob ich auf einem Spaziergang mit dem Letztern mehr lernte, als in einem ganzen Monat unter dem Katheder Herrn Knipstroh's. Nicht Mehreres, denn wenn die Uhr Zwölf schlug, schwirrten in meinem Kopf Systeme, Gräcismen, Argumente und Conjecturen durcheinander, wie wenn ein räuberischer Schwarm von Bergwespen in einen Bienenkorb gedrungen. Aber ich hatte dabei stets die Empfindung, als ob ein Wort meines Onkels — trotz seiner wundersamen Logik — für das Leben werthvoller sei, als alle bewunderungswürdigen Feinheiten Herrn Knipstroh's. Ohne es mir in Worte zu fassen, fühlte ich, daß Herr Knipstroh die religiösen Vorstellungen der Bibel, die Poesie des Alterthums, die hohe Bedeutung der Mathematik und den Inhalt der Weltgeschichte nur wiederkäute, weil sein Beruf ihm dieselben unter die Zähne gebracht, ohne daß sein Magen danach eingerichtet war, Nahrstoff aus ihnen zu gewinnen. Und was ich klar wußte, war, daß die Atmosphäre, die von Herrn Knipstroh's Augen und Lippen ausging, eine erstickende Wirkung auf meine Brust ausübte und den sehnsüchtigen Wunsch in mir rege gemacht, eine Reise unternehmen zu können, um einmal Athem zu schöpfen.

Als ich allein in meinem Zimmer auf dem Bettrand saß, war ich sehr niedergeschlagen. Ich stellte mir vor, daß es in meiner Hand ge-

legen hätte, am andern Morgen statt in die übelatmosphärige Classe Herrn Knipstroh's, in die frische Sonnenluft der Berge, über deren bläulichem Duft der Tag für uns anbrach, hinaus zu wandern. „Du bist ein Dummkopf gewesen, Gotthold", sagte ich, meinen Rock ausziehend, „der Onkel hat Recht, wer sich so einfältig beträgt, verdient, daß ihm nichts im Leben zu Theil wird, was er sich wünscht." Und ich schleuderte meinen Stiefel mit einer gewissen Mißachtung gegen mich selbst, der ihn schließlich wieder hervorzusuchen genöthigt sein mußte, in die Ecke.

„Was hätte es den Dienstboten geschadet, wenn der Verdacht meines Onkels auf Einem von ihnen haften geblieben wäre? Wie seine Art gegen jeden Andern, nur nicht gegen mich, seinen Neffen ist, würde er der Sache gar nicht weiter nachgeforscht haben und ich würde mich morgen innerhalb der blauen Berge befinden, die von Kindheit auf meine Sehnsucht gewesen."

Aufgebracht warf ich den linken Stiefel in die diametral entgegengesetzte Ecke des Zimmers, denn ich hörte deutlich, wie er unter meinen Händen gemurmelt: „Es wäre eine vergnügte Reise, eine hübsche Tour, eine echte Erholungsreise gewesen."

War das Ironie oder offenbarer Hohn? Unfraglich letzteres und es erboste mich dergestalt, daß ich ihm zornig in den Winkel nachrief: „Es hätte Dir ähnlich gesehen, so gleichgiltig durch's Gebirg fortzutrotten, wie jeden Morgen über Herrn Knipstroh's Hausflur; aber für mich wäre die Reise durchaus nicht vergnügt, nicht hübsch und keine Erholung gewesen, weil ich unablässig gedacht haben würde —"

War das nicht ein Posthorn? Ich trat an das noch offenstehende Fenster und sah hinaus. Der Mond lag wie weißes Metall auf der Straße, und über das Feld auf welche sie hinausmündete, kamen von drüben — sit venia contradictioni in adjecto melancholisch — vergnügliche Horntöne durch die helle Nacht.

Posthorn — Reise — Freiheit — Fremde — blaue Berge — ich glaube, es war vollkommen gerechtfertigt, daß ich gleich darauf mit deutlicher Stimme wiederum mich anredete: „Wenn die Niederträchtigkeit, stillschweigend einen Verdacht auf einem Unschuldigen zu belassen, auch nicht geringer dadurch geworden sein würde, Gotthold Wellhof, daß sie straflos geblieben, ja sogar belohnt wäre, so warst Du doch jedenfalls ein ausgemacht einfältiger Gesell, daß Du bekanntest, die Absicht zu einer That gehegt zu haben, die selbst Du gar nicht begangen. Wie der Onkel richtig bemerkt hat, verräth das einen solchen Mangel an Klugheit, daß Du die Strafe dafür vollständig verdient hast, da sie Dir hoffentlich als Mahnung dienen wird, ein andermal mit Deinen Gedanken, über die Du unbeschränkter Herr bist, vorsichtiger zu verfahren."

Das Posthorn kam unverkennbar näher. Wenn der Wagen nun vor unserm Hause stillhielte, und der Conducteur riefe, den Schlag öffnend, meinen Namen und bäte mich einzusteigen?

Es war nur eine phantastische Vorstellung, aber wunderlicher Weise fing dabei das Herz mir wieder an zu klopfen. Ich legte mich aus dem

Fenster und sah die silberklare, breite Straße hinunter. Vom Ende derselben näherte sich eine dunkle Masse; das Pflaster begann unter den Rädern zu dröhnen. Doch sie kam nicht schnell, sondern sich mehr und mehr verlangsamend, als suche der Kutscher nach dem Hause, vor dem er anzuhalten habe.

Ich sah ihr unverwandt entgegen und bemaß von Secunde zu Secunde die Verringerung des Zwischenraums zwischen ihr und meinen Augen. Nun hatte derselbe sich schon um die Hälfte verkürzt.

Wie war noch die Fabel von der Brücke, die ich einmal als Quartaner declamirt hatte?

„Nein" sagte ich plötzlich halblaut zur Straße hinunter, daß wenn Jemand unten vor dem Hause gestanden hätte, er es gehört haben müßte, „es wäre in der Idee ebenso unredlich und der Lohn gerade so unverdient gewesen, wenn ich den Onkel bei seiner Meinung belassen, daß ich nur beabsichtigt, das Schubfach zu verschließen. Denn es war ein Zufall, daß er um wenige Minuten früher kam, eh' ich meine Absicht ausgeführt. Die Absicht aber ist es, die Lohn oder Strafe verdient, nicht die That."

Der Wagen war so nahe, daß ich deutlich gewahren konnte, wie der Postillon das glänzende Horn wieder an den Mund setzte. Er blies: „Ihr Thäler weit, ihr Höhen", und die Pferde gingen, offenbar durch seine Veranlassung, nur mehr im Schritt.

„Zum Wenigsten", sagte ich vor mich hin, „hätte meine Offenherzigkeit eine Anerkennung verdient", und blickte herzklopfend auf den Wagen, der von der Mitte der Straße auf die Seite, an der sich unser Haus befand, herüberlenkte.

Jetzt fuhr er vorbei — noch ein Anziehen — eine —

„Nein", sagte ich plötzlich mit einem so gewaltigen Herzklopfen, wie ich selbst vorhin bei dem Verhör über die verhängnißvolle Schublade nicht empfunden hatte, „mein Onkel hatte ganz Recht, der wahrhafte Lohn besteht in dem Bewußtsein, aus innerm Antriebe das Rechte gethan zu haben und diese Erkenntniß würde durch eine von Außen hinzutretende Belohnung nur verwirrt, in ihrem eigentlichsten Werth geschmälert —"

Der Postwagen hielt vor unserm Hause still.

„Nein, ich fahre nicht mit!" rief ich unwillkürlich hinunter.

„Sie irren sich", sagte ein Kopf, der sich aus dem Wagenfenster hervorbog, „fahren Sie —"

„Nein!" fiel ich ich in heftiger Verwirrung ein.

„Und ich sage Ihnen, Sie irren sich doch!" wiederholte der Kopf in zornigem Ton, indem er, nach innen gewandt, etwas leiser beifügte: „Unverschämt! Ich werde doch mein eigenes Haus kennen!"

„Was sagen Sie, Madame?" fragte der Kutscher sich vom Bock herumbuckend, „Nr. 33 haben Sie angegeben —"

„Ich habe 34 gesagt. — Unverschämt!"

Ich bemerkte, daß ich mich in etwas gemischt hatte, was mich nichts anging.

„Da laß uns doch hier aussteigen, Tante", versetzte plötzlich eine junge Stimme, deren Klang für das Ohr einen ähnlichen Eindruck erregte, wie der Mondglanz auf der Straße für's Auge, „wir brauchen ja nur ein Haus weiter zu gehen."

„Nein, ich verlange, Daß er mich bis an mein Haus fährt", versetzte die alte Stimme laut, „ich habe den Wagen dafür bezahlt. — Unverschämt!"

„Selbst 'ne unverschämte alte Prise", brummte der Postillon. „Hot!"

„Halt, Kutscher!" rief ich erschreckt. „Das Fräulein fällt."

Ich hatte nicht lange Zeit gehabt, mich darüber zu besinnen, ob ich mich als Zeugen der Debatte kund thun wolle oder nicht, denn eine kleine Hand, die im Mondlicht wie von Marmor erschien, hatte den Wagenschlag geöffnet und ich konnte mich nicht im Zweifel darüber befinden, daß der Fuß, der im Augenblick, wo die Pferde wieder anzogen, den Tritt suchte, der Besitzerin der jüngeren Stimme angehören mußte.

„Ich danke Ihnen, so leicht nicht", antwortete in der That diese jüngere Stimme, und ich sah, daß sich das dazugehörige Gesicht in der Richtung meines Fensters emporwandte.

„Mit wem sprichst Du, Emilie?" fragte die Aeltere in unverkennbar mißtrauischem Tone.

„Mit dem Mond, Tante."

„Dummes Zeug!"

Der Wagen hielt vor dem Nachbarhause. „Ist's denn so richtig, Madame?" fragte der Postillon.

Es war entschieden unschicklich, in meiner Verfassung zwei Damen gegenüber im Fenster liegen zu bleiben. Warum hatte ich meinen Rock schon ausgezogen? Ich trat von der hell bestrahlten Oeffnung in den Schatten zurück und blickte um die Ecke nach dem Trottoir von Nr 34.

Beide Damen waren jetzt ausgestiegen. Emilie stand und schaute umher, die Straße hinauf und hinunter, in die Luft und auf das Haus, vor dem der Wagen hielt.

„Ist das Deine Wohnung, Tante?" fragte sie mit einem Seufzer.

„Natürlich."

„Die Fenster sehen ja wie vergittert aus."

„Es würde recht zweckmäßig sein, wenn sie's wären."

„Ich bekomme ein Trinkgeld, Madame", erinnerte der Postillon.

„Unverschämt!" versetzte die Aeltere, „für Seine Unverschämtheiten und den Aerger, den Er mir gemacht, noch eine Belohnung?"

„Aber der Mann hat ein Recht darauf, Tante."

„Jawol, Madame, ein Thaler kommt mir zu."

„Scheere Er sich zum —"

„Aber, Tante, das wird Dir jeder Mensch in der Residenz sagen —"

„Du bist ein naseweises Ding und sollst eben bei mir verlernen, was für dummes Zeug man Dir in der Residenz sagt"

„Wenn Sie mir nichts geben, Madame, ist's auch gut", sagte der Kutscher philosophisch, „dann verklage ich Sie morgen und trinke heut' Abend in der Schänke auf Ihre Rechnung."

Die ältere Dame griff in die Tasche. „Ich will Ihm einen halben Thaler geben, wenn er mir verspricht, dem Mäßigkeitsverein beizutreten. Man muß keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne seine Mitmenschen zu bessern zu suchen."

„Sie sollten nur 'mal einen Ordentlichen hinter die Binde gießen, das thäte Ihrem Ledergesicht gut", antwortete der Postillon grob.

„Nun kriegt Er gar nichts, Er gemeiner Kerl. Ich werde Ihn wegen Injurien verklagen. Ihn um seinen Dienst bringen und Ihn einstecken lassen!"

Der Schlüssel kreischte in der Hausthür. „Mir nicht zuwider", entgegnete der Kutscher, wieder auf den Bock steigend, „was ich gesagt habe, kann ich verantworten. Aber trösten Sie sich, alte Jungfer, es soll mir darum heut' Abend nicht schlechter schmecken, weil's auf Ihre Kosten geht."

„Gute Nacht, Mond", sagte Emilien's silberhelle Stimme lachend, während sie sich noch einmal vor der Thür umdrehte. „Ich kann nichts dafür, Mond! Hab' Dank, Mond!"

Die Hausthür schlug zornig hinter ihr zu und der Postwagen rollte weiter.

Ich stand und sah nach dem Mond hinauf. Es war Alles eben so still, wie es fünf Minuten vorher gewesen. Dann setzte ich mich wieder auf den Bettrand und kleidete mich weiter aus.

„Herr Knipstroh würde sagen: Eine sehr hagere Frau — eine sehr zornige — eine sehr schmutzige —", murmelte ich in den ersten Flaum, der sich an meinem Kinn kräuselte, hinunter — „eine zweifelhafte Nachbarschaft."

Der Mond trat an dem Fensterrahmen vorbei und warf einen haarfeinen Strich über meine Füße. „Mein Onkel würde sagen —" fuhr ich nachdenklich, meine Halsbinde abknüpfend, fort.

In den letzten fünf Minuten war offenbar der Faden meines Gedankenganges vor'm Schlafengehen heute völlig abgerissen worden. Doch bei dem Wort „mein Onkel" blickte ich unwillkürlich auf und in die Ecke, wohin ich meinen linken Stiefel geworfen. Und gleichzeitig stand ich auf, holte ihn hervor und stellte ihn ordnungsmäßig an die Stelle, wo Johann ihn am Morgen suchen würde.

„Mein Onkel würde unzweifelhaft das Richtige auch über unsere Nachbarin sagen."

Wie ich den Satz dergestalt vollendete, hielt ich auch den rechten, aus der Ecke hervorgeholten Stiefel in der Hand und stand im Begriff, ihn neben seinen Dioskuren zu stellen, als mir das Wort „Nachbarin" auffiel.

„Mehercle, wenn es unsere Nachbarin zur Rechten ist, so ist es

das alte Fräulein Gramlich", interpellirte ich mich plötzlich, „und von der würde Herr Knipstroh nicht sagen: „Eine sehr hagere, sehr zornige, sehr schmutzige Frau", sondern „eine höchst unbescholtene, höchst fromme, höchst wohlthätige Jungfrau, denn sie ist seine Busenfreundin seit vierzig Jahren und er der einzige Sterbliche, der einmal in der Woche Abends bei ihr Thee trinkt."

Die Stiefel standen in Reih' und Glied und es war kein Grund mehr vorhanden, mich nicht zu Bett zu legen. Ich that es demnach, blies das Licht aus und der Mond allein schien mit mehr und mehr sich verbreiterndem Strich in's Zimmer.

„Wie würde Herr Knipstroh Emilie bezeichnen?"

Mir fiel plötzlich ein, daß ich vergessen hatte, die Fenster zu schließen, und ich sprang wieder auf. „Gute Nacht, Mond! Hab' Dank, Mond!" sagte ich, meine Absicht ausführend. Dann lag ich wieder im Bett und murmelte schläfrig: „Ich bin meinem Onkel für die nicht stattfindende Reise und seine Anschauungen von Belohnung doch recht dankbar —"

Auf einmal stand Herr Knipstroh leibhaftig vor meinen geschlossenen Augen und sagte:

„Aemilia —"

„Heißt die Schmeichelnde, Artige, Liebliche, Herr Professor", fiel ich ein, „ja, ich weiß."

Darüber schlief ich ein.

In der Nacht hatte ich einen völlig widersinnigen Traum.

Ich saß auf der Primanerbank unter dem Katheder Herrn Knipstroh's und bestand mit meinen Genossen das Abiturientenexamen. Das Auditorium war ganz von Honoratioren der Stadt — „Freunden der Schule", unter welchem Titel das übliche Semesterprogramm sie zusammengefaßt und „geziemendst" eingeladen hatte — angefüllt; auch mein Onkel war da, in vorderster Reihe, und neben ihm saß Fräulein Gramlich mit einem Strickbeutel und einer Schnupftabaksdose, aus der sie ab und zu eine Prise in ihre großen Nasenlöcher schob. Ich war sehr verwundert, daß mein Onkel so mittheilsam gegen sie verfuhr, da er sonst, wenn sie ihm begegnete, gewöhnlich auf die andere Seite der Straße hinüber zu gehen pflegte und vor die Thür der langen Holzplanke, die von Alters ihren Garten von unserm trennte, noch extra eine Latte hatte schlagen lassen, weil, obwol die Thür, so weit ich zurückzudenken vermochte, immer verschlossen gewesen und kein Schlüssel mehr dazu existirte, er es für gut hielt, nach dem Wahlspruch „sicherer ist sicherer" zu verfahren. Seit ebenso langer Zeit hatten die Beiden nie ein Wort mit einander gesprochen, und nun saßen sie zusammen einträchtiglich da und sahen mich an und zischelten und sahen mich wieder an, und jedesmal, wenn ich eine Frage richtig beantwortet hatte, nieste Fräulein Gramlich dreimal und mein Onkel Roderich sagte verbindlich: „Zur Gesundheit."

Doch mich befremdete dies wol, genirte mich aber nur wenig, denn

ich hatte entschiedenes Glück und konnte alle Fragen strict beantworten, die mir vorgelegt wurden, so daß ich die ersehnte Freiheit schon vor mir sah und meine Zuversicht immer mehr stieg. Nur war es verwunderlich, daß Herr Knipstroh, auf dem Katheder hin- und herspringend, nach jeder glücklichen Antwort von meiner Seite, immer mächtiger die Augen aus dem Kopf hervorrollend, wiederholte: „Gut, wir werden sehen. Die Hauptfragen kommen zuletzt. Wir werden sehen."

Neben mir saß ein langer, gutmüthiger, jedoch wenig intelligenter Kamerad, mit Namen Peter Pruter, dem es schlecht ging. Sämmtliche Fragen, die er erhielt, beantwortete ich im Stillen, eh' er den Sinn derselben noch recht gefaßt hatte. Er war sonst fröhlicher Natur, sah indeß jetzt äußerst trübselig drein und that mir aufrichtig leid.

Auf einmal räusperte sich Fräulein Gramlich auffällig laut und gleich darauf sagte Herr Knipstroh: „Nun kommen die Hauptfragen."

Bei Denen, die über mir saßen, nahm ich jedoch nichts von einer besondern Natur der Fragen wahr. Sie erschienen mir alle kinderleicht und wurden auch sämmtlich richtig beantwortet, bis auf die Peter Pruter vorgelegte. Dieser stockte wieder und Herr Knipstroh fuhr fort:

„Können Sie mir ein Argument aus der heiligen Schrift angeben, Wellhof, das in Zusammenhang mit der Kutschersitte unserer Zeit, ein Trinkgeld zu fordern, zu bringen wäre und gleichsam ein Gutachten über die ganze, unsere Zeit betreffende Frage des Trinkens ausspricht?"

Plötzlich hob Peter Pruter aus seinem Brüten den Kopf und entgegnete rasch:

„Das zehnte Gebot: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib, Kind, Knecht, Magd, Ochsen, Esel, noch Alles, was sein ist — also auch nicht seinen Wein."

„Sehr richtig", versetzte Fräulein Gramlich, obwol ein unterdrücktes Lachen durch das Auditorium lief.

Herr Knipstroh sagte: „Hm, hm — ja — ja wol — aber ich habe nicht Sie gefragt, Pruter, sondern Wellhof."

„Wenn ich aus der Bibel antworten soll", erwiederte ich, „so wüßte ich nichts Anderes anzuführen, als daß aus der Erzählung, daß Jesus auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein verwandelt, hervorgeht, daß er den Genuß des Weines für empfehlenswerth für Menschen gehalten. Da nun ein Kutscher ohne Frage ein Mensch ist, so scheint mir die Frage dahin zu beantworten, daß die Bibel der Verwendung eines Trinkgeldes, wenn dieses dem Empfänger rechtmäßig zukommt, zur Erquickung durch stärkende Getränke keinerlei Behinderung entgegensetzt."

„Ganz richtig", bemerkte diesmal mein Onkel Roderich, und indem er nach seiner eigenen Tabaksdose griff, fragte er, zierlich auf den goldenen Deckel klopfend, seine Nachbarin verbindlich: „Eine Prise gefällig, Fräulein?"

Diese warf mir einen ganz weißen Blick zu, während das Auditorium nicht unbeifällig murmelte. Herrn Knipstroh's Augen standen sehr weit aus dem Kopf und er sagte:

„Hm, hm — eine Sophistik — speciem argumenti praebens — kommen Sie nach dem Examen in meine Wohnung, Wellhof, so werde ich Ihnen falsam rationem, id quod vitiose concludisti, begreiflich machen. Weiter“

Es ging wieder die Reihe hinunter und es kam wieder zu Peter Pruter zurück, der eine an ihn gestellte astronomische Frage abermals nicht zu beantworten im Stande war.

„Können Sie mir mittheilen, Wellhof“, sagte Herr Knipstroh, sich zu mir wendend, „ob der Mond es hört und versteht, wenn man ihn anredet?“

„Wenn man so laut spricht, daß eine physische Möglichkeit dafür vorhanden ist“, entgegnete ich, „und wenn der Mond bemerkt, daß er angeredet wird, und wenn die Stimme, die ihn anredet, sein Interesse erweckt —“

„Falsch“, unterbrach mich Herr Knipstroh, „weil zwischen der Stimme und dem Mond sich ein locus vacuus, ein unausgefülltes Nichts befindet, das gar keine Verbindung zwischen den Beiden zuläßt —“

Ich gewahrte hierauf, daß er einen dicken Strich auf dem vor ihm liegenden Blatte vermuthlich neben meinen Namen machte. Die Reihe ging zum letztenmal rund; als sie wieder an mich kam — nachdem Peter Pruter wie gewöhnlich wehmüthig den Kopf geneigt und geschwiegen; — fragte Herr Knipstroh:

„Wellhof, können Sie mir wenigstens“ — und er betonte das letzte Wort, als ob es überhaupt nicht möglich sei, weniger von einem Menschen zu verlangen — „können Sie mir wenigstens sagen, wie man heutzutage die Gegend um Rom benennt, welcher die Alten den Namen campus romanus und die späteren Bewohner Italiens den der „Romagna“ beilegten?“

Ich hatte keine Ahnung davon.

„Ae — Ae — ich will Ihnen helfen, damit Sie sich nicht zu arg blosstellen“, sagte Herr Knipstroh, mit den Augen rollend — „Ae — Ae —“

„Ae — Ae —“, ich drückte meine Augen zu — „Egeria —“

Ein dicker Strich auf dem Katheterblatt antwortete mir. „Wissen Sie es, Pruter?“ fragte Herr Knipstroh rückwärts.

„Emilia“, erwiederte Peter Pruter zum höchsten Erstaunen der gesammten Zuhörerschaft und zu meiner sprachlosen Verwunderung, zum erstenmal antwortsfähig, mit lauter Stimme.

„Und woher kommt dieser Name, Wellhof?“

„Weil sie überaus lieblich ist, Herr Professor.“

„Haben Sie sie denn gesehen?“ fragte plötzlich die Nachbarin meines Onkels mit scharfer, inquirender Stimme.

„Nein, Fräulein“, versetzte ich, „ich denke es mir nur, daß sie es —“

„Der Name stammt von der durch Aemilius Lepidus durch die Landschaft gebauten ämilischen Straße“, unterbrach Peter Pruter mit rothleuchtendem Gesicht meinen Satz.

„Ich kann Ihnen bereits sagen, daß Sie das Examen summa cum laude bestanden haben, Pruter, und daß Sie den Saal verlassen können, so wie Ihnen, Wellhof, daß die Unwissenheit, die Sie in den wichtigsten Dingen an den Tag gelegt, Ihr ferneres Verbleiben auf dem Gymnasium unumgänglich macht", rief Herr Knipstroh mit ebenso viel pädagogischer Milde im ersten, wie Strenge im zweiten Theil seiner Anrede.

Ich erhob mich verwirrt — und schlug die Augen gerade gegen den Vollmond auf, der mein Bett mit einem fast blendend von der weißen Leinwand reflectirten Lichtstrom übergoß.

Mein Onkel saß in Reisekleidern beim Frühstück, als ich etwas später als gewöhnlich — es war Sonntagmorgen — in sein Zimmer hinunterkam. „Ich habe gestern einen Brief erhalten, der mich auf einige Tage zu verreisen nöthigt", sagte er, auf das Couvert mit dem großen Wachssiegel deutend, das neben ihm lag: „wenn Du Lust hast, mich zu begleiten — —."

Das Anerbieten überraschte mich ungemein. Ich fühlte, daß ich plötzlich sehr roth wurde — —

Mein Onkel Roderich war ein äußerst kluger und gerechter Mann, fast als ob es einen Beruf für Menschen geben könne, dies zu sein, allein ich vermuthe, daß er nichtsdestoweniger aus meinem Rothwerden bei seinem Reiseanerbieten einen so vollständigen Fehlschluß zog, wie nur sämmtliche platonische Freundinnen Herrn Knipstroh's es zu thun vermocht hätten, denn er fuhr fort:

„Es ist nur ein zufällig und plötzlich bei mir aufsteigender Gedanke, weil ich vom Polizeiamt gerade den früher für Dich verlangten Paß erhalten. Ob indeß gewichtige Gründe dagegen sprechen, habe ich noch nicht in Erwägung gezogen."

Ich sagte halblaut: „Die Schule —"

„Du weißt, daß ich die Befugniß habe, Dich von ihrem Besuch für einige Tage zu suspendiren."

„Ich glaube, Onkel", versetzte ich — und ich wandte unwillkürlich den Kopf ab und sah zaudernd auf die unter blauem Himmel in vollster Morgensonne daliegende Straße hinaus — „ich glaube, es würde mir gerade gegenwärtig nicht leicht fallen, die Versäumniß von mehreren Tagen einzubringen."

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon", erwiederte mein Onkel und nahm gleichmüthig den entwertheten Paß, um ihn in den Papierkorb zu werfen.

„Das heißt, Onkel" — hielt ich, mich wieder halb umdrehend, seine Hand noch auf.

„Das heißt — ?"

„Das Wetter wäre augenblicklich für eine Reise ausnehmend geeignet", fuhr ich unschlüssig fort.

„Wir werden muthmaßlich bei Tage Sonnenschein und Nachts

Mondlicht haben, was allerdings jedem Reisenden das Erwünschteste sein muß", stimmte mein Onkel bei. „Es handelt sich darum, ob es Dir wichtiger scheint, diese günstigen Umstände, die sich wiederholen, zu benutzen, oder die nächsten Tage für Etwas zu verwenden, das sich Dir, wie ich Dich vorhin verstanden, nicht leicht wieder bietet. Du weißt, daß ich Dir Beides vollkommen freigestellt; man muß in Deinem Alter selbst seine Entscheidungen zu treffen beginnen und anfangen, selbstständig das Gewicht verschiedener Gründe gegen einander abzuwägen."

Mein Alter hatte während dessen zweifelhaft in den köstlichen Sonnenschein hinaufgesehen. Nun antwortete es plötzlich stotternd: „Ich glaube, daß die Gründe für das Hierbleiben doch stärker sind" — und mein Onkel führte seine Handbewegung, die den Paß in den Papierkorb warf, zu Ende.

Als ich sah, daß derselbe zu den anderen Papieren darin hinunterfiel, wurde ich so roth, daß Herr Knipstroh mich für einen Verbrecher gehalten hätte.

Auf dem Wege zur Post, wohin ich meinen Onkel begleitete, begegneten wir nur wenig Leuten, da es unter der Kirchzeit war und die Frömmigkeit in unserer Stadt nichts zu wünschen übrig ließ. Herr Knipstroh besuchte Sonntags die Kirche sogar zweimal, und als er meines Onkels Wohnung zum letztenmal betreten, hatte er es zu dem Zweck gethan, diesen aufzufordern, daß er mich zum regelmäßigen Besuch der Predigten des Pastors Schleppmund anhalten möge.

„Wenn meinen Neffen die Predigten Herrn Schleppmund's interessiren", erwiederte mein Onkel, „so sehe ich in der That nicht ein, weshalb er denselben nicht beiwohnen sollte. Da er dies letztere, wie Sie sagen, nicht thut, so vermuthe ich, daß meine erste Prämisse ebenfalls nicht stattfindet."

„Eine christliche Schule", versetzte Herr Knipstroh aufgebracht, „vermag ihre Zwecke nur unter dem Beistand und unter der Obhut der Kirche, unserer gemeinsamen Mutter, zu erreichen —"

„Ich habe in der That von Kirchenlatein und geistlicher Rechenkunst gehört", bemerkte mein Onkel, indem er die Hand nach einem auf seinem Schreibtisch liegenden Buche ausstreckte.

„Deshalb", schloß Herr Knipstroh, die Marginalnotiz seines vis-à-vis nur mit einem verächtlichen Lächeln beantwortend, „verlange ich, daß der Primaner Wellhof hinfort regelmäßig an dem Gottesdienst in der Marienkirche theilnimmt, widrigenfalls —"

„Allerdings, widrigenfalls", schob mein Onkel trocken ein.

„Widrigenfalls ich denselben auch vom Unterricht auf dem Gymnasium ausschließen würde."

„Ihr Scharfblick ist beträchtlich größer als der meinige, mein lieber Herr Director", entgegnete mein Onkel, ihm das Buch, das er in der Hand hielt, hinüberreichend, „und Sie würden mir deshalb einen keineswegs unwesentlichen Dienst erzeigen, wenn Sie mir in den vom Staat

festgestellten gesetzlichen Bestimmungen über den Schulbesuch diejenigen andeuten wollten, auf die sich Ihre letzte Willensäußerung begründet."

Herr Knipstroh sah meinen Onkel mit durchbohrendem Blick an und verließ mit einem griechischen Satz, den weder mein Onkel noch ich verstand, zum letzten Mal das Haus.

„Die Predigten des Pastors Schleppmund stehen in außerordentlichem Ruf, Gotthold", sagte mein Onkel Roderich, als Herr Knipstroh die Hausthür zugeschlagen hatte, „und Du würdest Dir durch ihren Besuch nicht nur die Gunst der Lehrer erwerben, daß sie in vorkommenden Fällen Dir gegenüber ein Auge zudrückten, sondern Du würdest Dir auch für Deine spätere Lebensbahn ein Zeugniß ausstellen, das, wie unsere Verhältnisse sind, Dir jedenfalls eine Bevorzugung vor anderen Gleichbefähigten sichert."

Durch die leere Straße, in der die Post lag, kam ein Stück auf die Erde gefallenen Frühlingshimmels herab. In der Ferne sah man nichts als einen blauen Glanz, durch den es wie silbern blitzende Sterne hin und her zitterte. Dann, wie es in den Schatten eines Hauses gerieth, war es eine menschliche Gestalt, ein Officier in hellblauer Uniform mit silbernen Aufschlägen. Es war ein hochgewachsener, junger, sehr schöner Mann, der seinen Schleppsäbel graziös in der Hand trug und unverkennbar die höchste Bewunderung jedes weiblichen Kopfes erregte, der sich aus dem Fenster bog und ihm nachsah.

Als er an uns vorübergegangen, sagte mein Onkel: „Deinem Wuchs, Gotthold, würde in einigen Jahren die kleidsame Dragoneruniform ebenfalls vortrefflich stehen. Mir scheint, Du hast noch nicht bedacht, daß diese Laufbahn zu denen gehört, welche, so gut wie andere, einzuschlagen in Deiner Hand liegt."

Trotzdem, daß diese Bemerkung ganz der üblichen Weise meines Onkels entsprach, sah ich ihn diesmal doch verwundert an. „Du glaubst selbst nicht, Onkel, daß ich mich von solchem Schein blenden lasse —"

„Was ist Schein und was Wirklichkeit?" versetzte er. „Wenn es Dir durch eine hübsche Uniform mühelos gelingt, Augen und Herzen für Dich einzunehmen, eine Rolle in der Welt zu spielen, wie Du sie durch Fleiß und geistige Begabung kaum jemals zu erreichen hoffen darfst, vielleicht, wie es in zahlreichen Beispielen vorliegt, eine Frau zu gewinnen, deren Reichthum Dir hinfort jeglichen Lebensgenuß ermöglicht — ist das, wenn man eben das menschliche Dasein philosophisch auffaßt, Schein oder Wirklichkeit?"

Mein Onkel sagte das Letzte, indem er in den schon bereitstehenden Postwagen stieg, dessen einziger Passagier er war. „Falls Du, zum Nachdenken dadurch veranlaßt, in den nächsten Tagen Neigung zur militairischen Carrière empfindest, Gotthold", fügte er, wie die Pferde anzogen, noch hinzu, „so gieb mir brieflich Mittheilung, da ich einem derartigen Wunsche von Deiner Seite gerade bei persönlichem Aufenthalt in der Residenz am leichtesten Gehör verschaffen kann."

Es giebt Momente, in denen man sich entschieden vor nichts mehr fürchtet, als den ersten Schritt in die Richtung zu machen, die man am liebsten einschlagen würde. Besonders dann, wenn der Weg zwar kein verbotener ist, sondern nur an einer Pforte vorüberführt, in die der Eintritt untersagt ist, und das heimliche Herzklopfen Einem verräth, daß man den freigegebenen Weg nur deshalb zu verfolgen gereizt wird, weil die verbotene Pforte sich an ihm befindet.

„Mein Onkel hat eine seltsame Erziehungsmethode", sagte ich, dem Wagen, der ihn davontrug, nachblickend, „mir immer diejenigen Wege, von denen er beabsichtigt, daß ich sie nicht einschlagen soll, auf's Verlockendste darzustellen und mich zu ihrem Beschreiten anzureizen, während er die Richtungen, die er selbst sein Lebenlang innegehalten, mir im abschreckendsten Licht zu zeigen bestrebt ist. Fast sollte es scheinen, als liege es in seiner Intention, mich daran zu gewöhnen, stets nach Dem zu greifen, was mir am unangenehmsten vorkommt."

Ich sah in diesem Augenblick im Geiste auf's Deutlichste unsern Garten vor mir. Er war ganz einsam und von Niemandem beobachtet. Die Sonne erfüllte ihn mit einer köstlichen Wärme, im Quellgrund blühte die myosotis, an der schwarzen Holzplanke, welche die Scheidewand zwischen ihm und Fräulein Gramlich's Garten bildete, sammelten sich die Insecten.

Nun bog der Wagen um die Ecke.

„Mein Onkel fährt dort in dem Glauben, daß ich sein Anerbieten, ihn auf der Reise zu begleiten, um der Schule willen ausgeschlagen habe", sagte ich plötzlich zu mir selbst; „ich darf jetzt nicht in den Garten gehen . . ."

Und ich ging in die Kirche.

Pastor Schleppmund stand auf der Kanzel und predigte.

Wenn man in einen Raum, der von einer beträchtlichen Versammlung erfüllt ist, hineintritt, glaubt man im ersten Moment alle Blicke auf sich gerichtet zu sehen. Bei Vielen ist dies auch in der That der Fall, denn die Menschen bleiben immer wie zu den Zeiten Cicero's neugierig, und es ist deshalb eine recht zweckdienliche Sitte, beim Besuch der Kirche die ersten zwei oder drei Minuten in den Hut hineinzusehen, bis sich die Augen der in ihrer Andacht Gestörten an den neuen Anblick gewöhnt haben und sich der Kanzel wieder unbehindert zuzuwenden vermögen.

Die Mode ist eine große Herrscherin und ich blickte ebenfalls in meinen grauen Filzhut. Nur erschien seine Fütterung mir seltsamer Weise nicht hellbraun wie gewöhnlich, sondern tief dunkel und doch überglänzt, ganz in den nämlichen Farbentönen wie die schwarze Holzplanke zwischen unserm und dem Nachbargarten, wenn die warme Sonne darauf lag.

„Lassen Sie sich nicht beirren, Wellhof, zerknirschen Sie förmlich Ihr Herz", wisperte eine zufriedene Stimme neben mir. Sie hegte un-

zweifelhaft eine andere Absicht, als sie erreichte, denn ich zog den Hut schleunig vom Gesicht und sah Herrn Knipstroh gerade in die Augen.

„Entschuldigen Sie, Herr Director", sagte ich mit einer Verbeugung.

Was mich Wunder nahm, war, daß auf einer der Chorseiten, mir schräg gegenüber, auch der Dragonerlieutenant in seiner hellblauen Uniform sich befand. Er bildete in optischer Hinsicht einen so lichten Punkt in der Kirche, daß er unwillkürlich jedes Auge, das in die Höhe sah, auf sich zog. Und unwillkürlich gab ich mich der Beschäftigung hin, die Anwesenden darauf hin einzutheilen, wessen Blicke den hübschen Officier von Zeit zu Zeit musterten, und wer es nicht that.

In der letzten Rubrik befanden sich fast ausschließlich Männer. Herr Knipstroh that es nicht und sein College Dr. Katzenstein ebenfalls nicht.

„Was haben Sie, Wellhof?" fragte Herr Knipstroh plötzlich.

„Mir ist etwas in's Auge gerathen, Herr Director", antwortete ich erschreckt, und ich begab mich einige Schritte seitwärts und sah, die Hand über die Augen legend, zwischen den Fingern durch in die Richtung, die mein Blick in dem Moment genommen hatte, als Pastor Schleppmund vor „unserm leiblichen Auge" sprach.

Meinem Aufenthaltsort gegenüber befand sich ein Chor, der nur wenig besetzt war, wenigstens die für mich sichtbare Hälfte desselben, vor deren Bänken nur hie und da eine sporadische Frauengestalt auftauchte. Ein hölzerner Verschlag ging jedoch durch die Mitte, hinter dem, wenn ich den ganzen Raum als ägäisches Meer auffassen wollte, noch eine beträchtliche Anzahl von Cykladen verborgen sein konnte.

Nachdem ich meine statistischen Beobachtungen beendet hatte, war es ein geographischer Wissenstrieb, der mich meine Stellung so weit verändern hieß, daß ich um die Spitze des Holzcaps gegenüber zu blicken vermochte, und gerade als Pastor Schleppmund sagte: „Was die Eitelkeit der Welt schön brennt", gewahrte ich mit etwas verdrehtem Hals die vorderste Cyklade.

Es war höchst merkwürdig —

Nein, eigentlich war es nicht merkwürdig, daß im ägäischen Meer die Sonne schien. Sie thut es dort immer und man kann sich die Cykladen ohne Sonnenschein gar nicht denken. Aber was entschieden zu den wunderbarsten Erscheinungen zählte, war, daß ich diese Cyklade schon einmal aus unendlich weiter Ferne, wie eine fata morgana gesehen hatte.

Ich wußte auch wo. Auf dem Wellhofberg, an dem Abend, als mein Onkel Roderich und ich der halbuntergegangenen Sonne nachgesehen und ich gedacht, ob wol Jemand jenseits des Atlantischen Oceans auch so auf einer Anhöhe stehe und das Sonnensegment noch vermisse, dessen wir allein noch theilhaftig waren.

Vielleicht ein Mädchen —

„Denn, wie es geschrieben steht“, sagte Pastor Schleppmund, „selig, Ihr Geliebten, sind Die, welche nicht sehen und doch glauben —“

Die Sonnenstrahlen, welche durch ein im Hintergrunde des mir gegenüber befindlichen Chors angebrachtes hohes Bogenfenster gerade auf die Cyklade und nur auf sie herabfielen, glitten mit einer Art röthlichen Schimmers von ihrem hellen Kleide ab. Ihr Haar war lichtbraun, auch wie mit Gold umflossen, und hinter ihr lag, einen dunklen Hintergrund bildend, ein Fichtenwald —

Nein, wie käme der in die Kirche — es war nur eine altersbraune Getäfelwand, von der sich jede Linie ihres Kopfes und Halses statuenartig abhob. Die Augen waren hellfarbig und mit ihnen sah sie mir gerade in's Gesicht. — —

In dem Moment, wo mein Auge die Cyclade zum erstenmal wahrgenommen, waren die Eindrücke, die mein Ohr den Abend zuvor erhalten, wie mit einem Zauberschlag ausgelöscht.

Der Schiffer, der unerwartet eine ihm vollständig unbekannte Insel vor sich erblickt, wird zunächst die Umgebung prüfen. Demgemäß lavirte ich noch um eines halben Fadens Länge weiter von dem Standpunkt Herrn Knipstroh's nach rechts, gerieth dabei jedoch ebenfalls in Conflict mit einer Seitenwand, die mich nicht weiter ließ, und Alles, was ich entdecken konnte, waren ein paar großfingerige schwarze Handschuhe, die ab und zu von links her zum Vorschein kamen und muthmaßlich mit einer Stimme in Verbindung standen, die auch ab und zu von dem Verschlag herkommen mußte, weil der braune Kopf meiner Cyklade sich dann und wann ein wenig hinüberneigte und unverkennbar auf Etwas hörte.

Gehörten die großfingerigen Handschuhe einem Vater, einer Mutter, einem Bruder, einer Schwester, einem Ehemann oder wem sonst an? — Es war schwer zu sagen.

Einem Ehemann nicht, dazu war der braune Kopf zu jung, er zählte entschieden nicht mehr als sechzehn Jahre. Aber einem Bräutigam — ?

„Wenn wir uns entsinnen, meine Freunde“, sagte Pastor Schleppmund, „daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst —“

„Nein“, sagte ich zu mir, „falls die schwarzen Handschuhe einem Bräutigam des braunen Kopfes angehören, so sind sie nicht die meines Nächsten“, aber das Herzklopfen, das ich beim Auftauchen dieses Gedankens empfunden, verschwand fast gleichzeitig wieder unter dem beruhigenden Einfluß einer philosophischen Erwägung.

Es konnte kein Bräutigam sein, denn das zuhörende Gesicht würde in dem Fall mehr Theilnahme ausgedrückt haben.

Eine Schwester? Für eine jüngere waren die Finger zu groß; aber vielleicht eine ältere.

Ein Bruder? Möglicherweise.

Wahrscheinlich Vater oder Mutter.

Jedenfalls hatte es keinen Erfolg, darüber nachzudenken, und war im Grunde gleichgiltig.

Offenbar war es eine Fremde.

Wie sie wol heißen mochte?

Es kribbelte mir in den Fingern, Das zu thun, was ich für das Unsinnigste hielt, das ich auf Erden begehen könnte, und Herrn Knipstroh danach zu fragen.

Da ich mir auf alle meine Fragen keine Antwort zu geben wußte, nahm ich meine Beschäftigung von vorher wieder auf und registrirte die Blicke, die sich auf den hellblauen Dragonerlieutenant richteten. Das heißt, da ich über die Uebrigen in dieser Beziehung bereits Buch geführt hatte, concentrirte ich meine Aufmerksamkeit nur auf die Fremde, deren Augen bald hierhin, bald dorthin in der Kirche umherliefen. Aber ich bekam nichts zu verzeichnen, denn gerade auf die Stelle, die von allen Anderen häufig besucht wurde, sah sie niemals. Nur ein einziges Mal streifte ihr Blick flüchtig darüber hin, doch er war offenbar nicht für Uniformen eingenommen, denn er glitt mit einem kaum bemerkbaren Lächeln vorbei und kehrte nicht wieder.

Wenn die Fremde lächelte, war sie noch weit schöner als sonst. Sie war so blumenhaft-anmuthig, so zauberisch-lieblich — ich begriff nicht, daß nicht Jeder, der sie sah, zu ihr hinaufstürzte und ihr zu Füßen fiel, die großen Handschuhe mochten nun gehören, wem sie wollten.

Freilich, ich that es selbst nicht. War es ein Rest von Treue für Emilie, der mich abhielt?

Arme Emilie — Ade!

Zum Glück wußte sie es selbst nicht, wie treu mein Herz ihr seit zwölf Stunden gewesen und wie untreu es seit einer halben geworden.

Nachdem Pastor Schleppmund für das gesammte Herrscherhaus unseres Staates gebetet, auch etwaiger Schiffbrüchiger nicht vergessen hatte, erhob sich der Schlußgesang. Herr Knipstroh stand über sein Gesangbuch gebückt und sang die ersten Strophen des Liedes noch eifrig mit:

„Raffe mich nicht hin, o Herr,
In der Blüthe meiner Jahre —"

Dann griff er nach seinem Hut, sah eine Weile hinein, und wie sein Gesicht wieder zum Vorschein kam, hatte es die geistliche Verklärung der letzten Stunden abgestreift und bot den gewöhnlichen Ausdruck dar. So viel ich in Erfahrung zu bringen vermochte, ist es ein Kriterium feinen Geschmacks, die Kirche stets vor Absingung der letzten Liedstrophe zu verlassen, und da Herr Knipstroh gewissermaßen die Stellung eines Oberpriesters am Conservatorium des geistig-vornehmen Tones in der Stadt einnahm, so war es gleichsam seine Pflicht, das Zeichen zum

Aufbruch zu ertheilen, das ich mit großem Verlangen erwartete, um den Chor ebenfalls verlassen und mich am Kirchenportal, das die Fremde passiren mußte, aufstellen zu können.

Doch leider hatte Herr Knipstroh es anders beschlossen. Er schien die Absicht gehegt zu haben, mir für meinen Kirchenbesuch seine Anerkennung noch einmal indirect zum Ausdruck zu bringen. Denn, anstatt sich zur Thür zu wenden, drehte er sich noch einmal um und begann leutselig mit mir zu reden über den erhebenden Schlußgesang, über Strophen, Antistrophen —

In dem Chor drüben stand die Fremde gleichfalls auf und schickte sich zum Fortgehen an. Sie erschien noch größer und schlanker, als ich sie mir gedacht. Der Besitzer der schwarzen Handschuhe saß dagegen entschieden noch und suchte nach irgend einem Gegenstand auf seinem Stuhl.

Es war mir unmöglich, mich von dem gelehrten Gespräch des Directors loszumachen; aber ebenso unmöglich, ihm die geringste Aufmerksamkeit zu widmen; denn die schwarzen Handschuhe verriethen unverkennbar ebenfalls jetzt bereits eine stehende Attitüde, während der Director nicht müde ward, nach Aehnlichkeiten zwischen dem christlichen Kirchengesang und den Oden der alten Griechen zu suchen.

„Wir haben Analoga —", fuhr Herr Knipstroh fort.

So weit ich in meinem Leben zurückzudenken vermochte, fand ich kein einziges Analogon für das bezaubernde Gesicht des Mädchens, das im Begriff stand, den Chor drüben zu verlassen und hinter dem Holzverschlag — mir vielleicht für immer — zu verschwinden. Ich hatte keine Wahl mehr, als entweder Herrn Knipstroh zur Seite zu schieben und an ihm vorüber die Treppe hinunter zu fliegen, um das Portal zu erreichen, bevor die Fremde die Kirche verlassen, oder — oder Das zu begehen, was mir vorher nur als der größte Wahnsinn wie ein Tollhäuslergedanke durch den Kopf geschossen. Mir fehlte die Zeit, mich in dem Dilemma mit Ueberlegung zurechtzufinden und ich fragte plötzlich, Herrn Knipstroh in's Wort fallend und schüchtern halb meine Hand nach dem Chor hinüberstreckend:

„Verzeihen Sie, Herr Director — aber ist die junge Dame mit dem wunderschönen Gesicht drüben nicht eine Verwandte von Ihnen? Mich däucht — eine auffällige Aehnlichkeit —"

Herr Knipstroh sah mir einen Moment mit dem Ausdruck pädagogischer Befremdung in's Gesicht, dann bückte er sich vorüber und blickte unwillkürlich in die von mir gedeutete Richtung — nur, da die Richtung eine sehr ungenugende war, in das Schiff der Kirche hinüber, statt zum Chor hinauf — und dann lachte er noch stärker als zuvor, daß ihm die Augen um Zollweite aus dem Kopf traten, und sagte:

„Eine auffällige Aehnlichkeit? Ha—ha—ha! Mali corvi malum ovum, wie Erasmus — nein, paßt hier nicht — wollte sagen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und die Tochter pflegt ihrem Vater ähnlich zu sehen. Ha—ha—ha — wie Sie meine Tochter Minna nach mir

erkannt haben! Es wird sie freuen, wenn ich es ihr erzähle. Sie besitzen einen vortrefflichen, einen feinen Geschmack für wirkliche Schönheit, junger Mann. Ich gebe Sie durchaus nicht auf, im Gegentheil, ich halte es für meine Pflicht — leben Sie einstweilen wohl, lieber Wellhof — morgen sehen wir uns ja in der Classe — und ich hoffe —"

Herr Knipstroh drückte mir zum erstenmal in seinem Leben die Hand und verließ den Chor. Ich folgte ihm so schnell als möglich, doch wie ich das Portal erreichte, kam nur noch hie und da eine vereinzelte alte Jungfer aus dem Innern der Kirche hervor, aber meine junge war nicht mehr darunter.

Von der Kirche strahlten sechs Straßen ab, die sämmtlich mehr oder minder mit Menschen angefüllt waren. Es wäre eine complette Narrheit gewesen, auf's Gerathewohl eine derselben einzuschlagen, und ich wünschte Herrn Knipstroh, daß er einen Mühlstein auf den Wellhofberg hinaufzuwälzen hätte, und seiner Tochter Minna, daß sie mit den neunundvierzig Töchtern des Danaus Wasser zu schöpfen verurtheilt würde.

Die Wünsche eines Primaners in solchen Dingen sind gemeiniglich classischer Natur und im Uebrigen die eines siebzehnjährigen Menschen. Halb elegisch und halb selig schlenderte ich durch den Sonnenschein nach Hause.

„Ich werde sie nie wiedersehen", bemitleidete die Elegie in mir mein unglücklich trauriges Schicksal.

„Aber ich bin unsäglich glücklich gewesen", überwog ihr Widerpart.

Es war sehr heiß in der Sonne, doch ich wäre um nichts in der Welt auf die Schattenseite hinübergegangen, denn ich fühlte deutlich, daß dort die Elegie den Sieg davontragen würde.

Auf einmal flatterte wieder der hellblaue Lieutenant wie ein Schmetterling vor meinen Augen. Er ging zierlichen Schrittes durch die Straße, in der unser Haus lag, und alle jungen Damen, die ihm begegneten, geriethen in eine Debatte mit der Widerspenstigkeit ihrer Sonnenschirme oder Schleppen, daß sie sich genöthigt sahen, diese durch eine Umdrehung ihres Kopfes zu überwinden.

Mein Onkel hatte entschieden nicht so Unrecht; ein Lieutenant war in mancher Hinsicht geeignet, Nachdenken zu erregen. Nach mir wendete sich kein einziges Auge um.

Ich ging jetzt dicht hinter ihm und vermochte die Eleganz seiner Haltung und seiner Uniform genau zu prüfen. Beide waren untadelhaft; es lag ein je ne sais quoi darin, das, als ich unsere Hausthür bereits geöffnet, mich noch auf der Schwelle festhielt, um ihm nachzublicken.

In dem Moment, wie die Glocke unserer Thür klingelte, drehte er sich um und kam auf mich zu. Er salutirte artig und fragte: „Verzeihen Sie, mein Herr, sind in diesem Hause nicht Zimmer zu vermiethen?"

Unter allen Gefühlen des Lebens giebt es wenige, die sich einem Primaner anmuthiger an's Herz legen, als „mein Herr" angeredet zu werden. Ich verbeugte mich, zog meinen Hut und blieb mit entblößtem Kopf in der Sonne stehen.

„Nein, mein Herr", versetzte ich, „leider giebt es keine Zimmer in unserm Hause zu vermiethen."

„Das ist Schade", sagte er lächelnd, „die Lage ist eine sehr gefällige." Und er salutirte abermals.

Das Lächeln stand ihm sehr hübsch. Ich empfand eine plötzliche heftige Freundschaft für ihn, daß ich ihm mit Freuden mein Zimmer abgetreten und mich in eine Dachkammer einquartiert haben würde, um es zu ermöglichen, mit ihm in einem Hause zu wohnen.

„Ja, sehr Schade", wiederholte ich, „aber vielleicht, wenn mein Onkel zurückkommt — er ist für einige Tage verreist —"

„Sie sind ein liebenswürdiger junger Mann", entgegnete er, „ich werde mich in einigen Tagen wieder erkundigen." Uud er grüßte zum dritten Mal und ging.

Ich konnte nur mit einer Verbeugung antworten, denn ich hielt den Hut noch immer in der Hand. Man kann auch als Officier viel Geist besitzen und dadurch nicht nur weibliche Herzen, sondern auch männliche einnehmen, dachte ich und trat in unser Haus.

Eigentlich war das Leben doch äußerst inhaltlos; es war mehr Phantom als Wirklichkeit. Hauptsächlich, weil die Menschen es sich dazu machten. Der Natur gemäß wäre es gewesen, daß ich mich zu der Fremden begeben, sobald ich ihrer ansichtig ward, und ihr gesagt, daß mein Herz von dem Moment an für jede Andere unempfindlich geworden. Und ebenso naturgemäß hätte ich den höflichen Lieutenant an der Hand fassen, ihn bitten müssen, hereinzutreten, und ihm meine Freundschaft anbieten.

O, über die abgeschliffene, verlogene, langweilige Förmlichkeit des Lebens!

Nachdem ich eine Stunde zu Hause gewesen und aus allen Fenstern in verschiedenster Richtung auf die Straße geblickt hatte, begriff ich Nero vollständig, daß er mit dreißig Jahren des Lebens satt gewesen sei. Ein Mensch von einigem Esprit mußte es noch früher sein.

Besaß Nero Geist?

Ich war mir nicht ganz klar darüber. Unterricht in der römischen Geschichte hatte ich seit zehn Jahren, aber er bewegte sich nur von Romulus bis zu Cäsar und von Cäsar wieder rückwärts bis zur urbs condita hinauf, denn Herr Knipstroh sagte, die Kaiserzeit sei unmoralisch und als solche unwürdig und als solche unbedeutend.

Wie ich meine Hand nach einer Biographie der römischen Kaiser ausstreckte, steckte sich der Kopf unserer Köchin in die Thür und sagte:

„Das Essen steht auf dem Tisch, Gotthold."

Es fiel mir zum erstenmal ein, daß es wol schicklich sei, wenn die

Mädchen „Herr Gotthold“ oder „junger Herr“ sagten. Freilich, die alte Jette kannte mich seit meiner Geburt. Es war auch eine Unvollkommenheit des Lebens.

Ich stand auf, um in's Eßzimmer zu gehen. Dabei glitt mein Auge über den Papierkorb und ich suchte den Paß hervor, den mein Onkel am Morgen hineingeworfen, und steckte ihn in die Brusttasche.

Da klingelte die Hausthür. „Ist Herr Wellhof zu Hause?“

„Nein, er ist verreist“, hörte ich Jette's Stimme antworten.

„Aber der Herr Director sagte, daß er ihn heut' Morgen noch gesehen.“

„Na, ich werd's doch besser wissen, als Ihr Inspector oder was“, versetzte Jette aufgebracht.

Mir riß die Geduld, ich öffnete die Thür und fragte: „Was giebt's?“

„Da ist er ja“, rief die Dienstmagd, deren Stimme ich zuerst vernommen.

„Ach so“, brummte die alte Jette, „meinen Sie Gotthold, warum sagen Sie's denn nicht gleich?“

„Schöne Empfehlung vom Herrn Director Knipstroh und Frau Directorin, Herr Wellhof“, redete die Magd, einen Schritt näher tretend, mich an, „und ob Sie sich nicht die Freiheit nehmen wollten, heut' Nachmittag und Abend bei ihnen zuzubringen, es wäre eine Jungens-Gesellschaft.“

„Sie meinen wol junge Gesellschaft und ob Gotthold die Freundlichkeit haben wolle?“ wiederholte die alte Jette spöttisch.

Das Mädchen wurde roth und ich ebenfalls. „Ich — ja — sagen Sie, ich würde der Einladung die Ehre geben —“

Das Mädchen ging. „Na, Gotthold“, lachte die alte Jette, „Sie drücken sich ja auch nicht übel aus.“

Gekränkt setzte ich mich zu Tisch.

Nichts ist grillenfängerischer, als wenn man gewohnt ist, in Gesellschaft zu Mittag zu essen, und allein bei Tische sitzt. Das Essen wird dadurch auf seine Eigenschaft als Naturbedürfniß reducirt; es ist eine Arbeit, der man sich mit möglichster Schnelligkeit zu entledigen sucht.

Mir schien, daß Jette heut' sehr schlecht gekocht hatte. Außerdem suchte ich einen Anlaß, meinen Unmuth an ihr auszulassen. Die Suppe sei zu wenig gesalzen, sagte ich, wie sie den Braten auftrug.

„Sie sind wol verliebt“, antwortete sie respectwidrig; „die Suppe ist wie immer.“

War ich verliebt? Ein ordinärer Dienstbotenausdruck!

Nein, ich liebte, liebte hoffnungslos! Denn wie sollte ich den Gegenstand meiner Liebe wiederfinden?

Während ich den Braten aß, philosophirte ich weiter über die Unersprießlichkeit des Lebens im Allgemeinen und die Unausfüllbarkeit von Sonntagsnachmittagen im Speciellen.

Vor fünf Uhr konnte ich nicht zu Herrn Knipstroh gehen; halb sechs war fein.

Eine merkwürdige Einladung!

Ohne Frage auch eine langweilige!

Aber doch immer anerkennenswerth!

Ehe Jette mit ihrem spöttischen Gesicht wieder zum Abtragen kam, ging ich in den Garten, um Siesta zu halten.

Der Garten war Lieblingsaufenthalt meines Onkels und Lieblingsgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er war nicht übermäßig groß, aber er theilte sich in so viele verschiedenartige Gruppen, daß er sehr umfangreich erschien. Nach links begrenzte ihn die alte, doch sehr hohe, schwarze Planke, an der ich, zum Quellgrund hinunter, entlang ging.

Der Quellgrund hieß so nach dem Quell, der über eine künstliche Steinwehr durch eine möglichst malerische Wildniß fortschnellte. Daran wuchs die myosotis palustris.

Wenn diese blüht, ist es unter unserm Himmel Mai, und wenn man im Mai unter Vergißmeinnicht an einer plätschernden Quelle einsam sitzt —

War das nicht ein Ton, der hinter mir von der Planke kam?

Ich drehte den Kopf mechanisch um vierzig Grad, allein fast gleichzeitig drehte ich ihn um sechzig wieder zurück.

Du sollst nicht andere Göttinnen haben neben mir.

Noch Dir Bilder von ihnen machen.

Noch auf ihre Stimme hören!

Trotzdem war auf der Plankenseite des Klostergartens ein unverkennbares Geräusch.

Es wäre recht einfältig, sagte ich zu mir, mir aus solchen Scrupeln einen langweiligen Nachmittag zu bereiten, wenn ich es vermeiden kann. Die Fremde liebe ich, es bedurfte nur des einen Blickes, um gewiß zu sein, daß ich nur sie ewig lieben werde. Emilien's Stimme dagegen war mir sympathisch und ich empfinde Freundschaft für sie. Liebe und Freundschaft sind zwei divergirende Linien —

„Mond!" sagte plötzlich eine Stimme hinter mir.

Ich drehte mich um und sprang auf. „Hat mich Jemand gerufen?"

„Pst! Sind Sie es, Mond?"

Es war unverkennbar Emilien's Stimme, und da ich mir gerade klar geworden, daß ich nur Freundschaft für sie empfand — „wo sind Sie, Fräulein Emilie?" fragte ich.

„Hier!"

Ich sah nichts als die schwarze Planke. „Wo?"

Auf einmal gewahrte ich etwas wie einen weißen Schmetterling aus einer Ritze hervorkriechen, welche die Sonnenhitze zwischen zwei Brettern der alten Planke gezogen. Es war das entschieden Herrn Knipstroh's locus vacuus, von dem ich in der Nacht geträumt, das un-

ausgefüllte Nichts, das, wie er sagte, keine Verbindung zwischen der Stimme und dem Mond zuließ.

Der Schmetterling blieb sitzen und schlug mit den Flügeln auf und ab. Ich sah halb auf ihn, halb suchte ich nach der Stelle, wo sich Emilie befinden möge. Dabei kam ich näher.

Jetzt hatte der Schmetterling plötzlich nur einen Flügel und der andere war spurlos verschwunden.

„Ich sehe Sie noch immer nicht“, sagte ich.

„Ich glaube, Sie haben gar keine Augen, Mond“, erwiederte Emilien's Stimme, und der andere Flügel des Schmetterlings verschwand ebenfalls im locus vacuus.

Die Spalte in der schwarzen Planke war zu hoch, als daß ich hindurchsehen konnte. Ich stand jetzt unmittelbar davor und klopfte leise mit den Knöcheln an das Holz.

„Fräulein Emilie!“

„Mond?“

„Warum haben Sie mich gerufen?“

„Es ist hier so langweilig.“

„Es ist sehr komisch, sich zu unterhalten, ohne sich zu kennen“, sagte ich.

„Wie Thyramus und —“

„Pyramus“, verbesserte ich.

„Thyramus!“

„Pyramus und Thisbe!“

„Sie sind ungalant, Mond.“

„Freundschaft ist aufrichtig“, erwiederte ich mit Betonung.

„Freundschaft?“

„Ja, ich empfinde Freundschaft für Sie.“

„Wirklich? Geben Sie mir einen Beweis davon!“

„Das hält unter solchen Umständen schwer.“

Auf einmal war der Schmetterling wieder da. Nein, er kroch jetzt unmittelbar unter meinen Augen aus dem locus vacuus, und ich sah, daß es kein Schmetterling war, sondern zwei ganz schmale, rosig-weiße Fingerspitzen wie von einer Kinderhand. Etwas Märchenhafteres ließ sich auf dem heißen, schwarzen Grunde nicht denken.

Ich hob mich unwillkürlich auf den Zehen. Küßt Freundschaft die Hand?

Ja, sie hat so gut die Berechtigung dazu, wie die Pietät, die Ehrfurcht, die bloße Höflichkeit. Und ich hob meine Lippen freundschaftlich zu den zierlichen Fingerspitzen empor —

Wie ein Blitz war der Schmetterling wieder im leeren Raum verschwunden.

Es entstand eine Pause, in der mir das Herz klopfte. Hatte ich meiner Göttin in Gedanken die Treue gebrochen?

„Pyramus!“ sagte endlich die Stimme von drüben wieder.

„Thisbe?“

„Gehen Sie einmal so weit fort, daß ich Sie sehen kann.“

Ich ging. „Bin ich weit genug?“

„Sprechen Sie leiser, daß meine Tante nicht aufwacht. — Nein, weiter!“

„So?“

„Nein, es geht nicht. Kommen Sie nur wieder zurück.“

Ich stand wieder an der Planke. „Haben Sie kein Bild von sich?“ fragte Emilie.

„Nein.“ Mir fiel plötzlich etwas ein und ich griff in meine Brusttasche. „Aber da ist mein Conterfei“, und ich schob den weggeworfenen Paß, den ich zu mir gesteckt, durch den Spalt.

Emilie stieß einen leichten Freudenruf aus und las halblaut:

„Gotthold Wellhof, Primaner —

„Alter: siebzehn Jahre —

„Statur: mittel —

„Haar: hellbraun —

„Augen: blaugrau —

„Augenbrauen: dunkel —

„Nase }
„Mund } proportionirt —

„Zähne: gesund —

„Besondere Kennzeichen: fehlen —

„Alle Polizeibehörden des In- und Auslandes werden ersucht, den Inhaber dieser Legitimation mit bei sich habenden Effecten frei und ungehindert passiren zu lassen.“

„Es ist, als ob der Paß nach meinem Gesicht abgenommen wäre“, fügte sie lachend am Schluß der Lectüre hinzu, „nur daß ich nicht Gotthold, sondern Emilie heiße und kein gelehrter Primaner, sondern ein unwissendes Mädchen bin, das gemeint, es heiße Thyramus — und so unartig war, darauf zu bestehen — verzeihen Sie mir —“

Es lag so viel Reue bei den letzten Worten in der Stimme —

„O, von ganzem Herzen“, sagte ich.

„Nein, ich glaube es Ihnen nicht, Sie müssen es mir beweisen, daß Sie mir verzeihen“

„Aber wie?“

Während ich es fragte, erschienen die Fingerspitzen wieder zwischen der Planke. Einen Augenblick zauderte ich, dann hatte ich meine Lippen auf sie gelegt.

Und sie zogen sich nicht zurück, sondern blieben.

Trotzdem machte ich mir Vorwürfe. Es war eine zweite Pause, in der ich mein Herz klopfen und mein unbekanntes vis-à-vis drüben etwas leise knitternd in ihre Tasche stecken hörte.

„Fräulein Emilie", begann ich stockend.

„Nennen Sie mich doch Emilie und ich heiße Sie Gotthold; wir sind ja Nachbarn."

„Nun denn — Emilie —"

„So ist's recht."

„Es ist nur ein Zeichen der Freundschaft, Emilie —"

Mir fiel ein, daß sie eigentlich nicht wissen könne, was ich meine, und um es ihr deutlich zu machen, zog ich meine Lippen einen Moment von den Fingerspitzen zurück und legte sie dann wieder fester darauf.

„Denn mein Herz ist nicht mehr frei, Emilie", fuhr ich entschlossener fort.

„O, Gotthold, wer spricht davon? Aber es ist immer beleidigend, einem jungen Mädchen, dem man die Hand küßt, das zu sagen."

„Vertrauen ist die schönste Perle echter Freundschaft", entgegnete ich, „und kann nie beleidigen"

„Nun, so schenken Sie mir die echte Perle, Gotthold."

„Ja, Sie sollen meine einzige Vertraute sein, Emilie; ich will Ihnen den edelsten Beweis von Freundschaft geben, mich ganz in Ihre Hände legen, obwol ich Sie erst seit gestern kenne und Sie noch nie gesehen. Aber Ihre Stimme sagte mir beim ersten Klang, daß Sie meines Vertrauens werth sind. Seit heute Morgen liebe ich, liebe, wie man nur einmal liebt. Das schönste Mädchen, das die Erde besitzt. Ach, ich bin sehr, sehr unglücklich, Emilie. Ich weiß ihren Namen nicht, ich weiß nur, daß ich ihr Bild schon vorher, wie im Traum, einmal gesehen —"

„Und wo haben Sie sie denn heut' Morgen gesehen, Gotthold?" fragte Emilie, mit einem theilnehmenden Klang, der mir tröstlich an's Herz drang.

„In der Kirche."

„Ei, Sie andächtiger Mond — aber die Kirchen sind groß."

„Auf dem Chor, der Kanzel gegenüber. Ach, ich bin unsäglich unglücklich, Schwester Emilie — darf ich Sie Schwester nennen?"

„Gewiß, Gotthold", antwortete sie schwesterlich, obgleich es mir war, als ob sie es mit einem unterdrückten Kichern begleitete.

„Neben ihr saß irgend ein Wesen, von dem ich nichts als ein paar schwarze, großfingerige Handschuhe gewahren konnte. Sicherlich irgend ein argwöhnischer Hüter —"

„Oder Hüterin —"

„Ein heimtückisches Geschöpf, ohne Frage."

„Kein Zweifel."

„O, das arme Mädchen!"

„Befreien Sie es!"

„Wollen Sie mir beistehen?"

„Mit aller Kraft." Es klang geschwisterlicher denn je.

„Was thäte ich nicht für sie!" rief ich enthusiastisch. „Ich gäbe mein Leben dafür, ihre Hand einmal so küssen zu dürfen!" Und ich

küßte in Ermangelung der Hand der Geliebten die rosigen Fingerspitzen, die noch immer aus dem Spalt hervorsahen.

„Das ist eine offene Liebeserklärung“, sagte Emilie lachend, aber in völlig verändertem Ton.

„Emilie!“ rief die Stimme Fräulein Gramlich's vom Hause her.

„Ja, Tante!“ antwortete sie. Sie fügte leiser bei: „Adieu, Gottholo! Morgen hier um diese Zeit.“

Ich hörte den Sand im Nachbargarten unter einem leichten Fuß knirschen; dann klirrte droben die Gartenthür.

Mein Herz war sehr voll, in meinem Unglück war ich sehr glücklich. Ich besaß eine Vertraute, der ich mein Herz ausschütten konnte. Das ist halbes Glück.

Ein Gedanke warf leisen Schatten darüber. Wenn Emilie mich liebte? Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß es fast so erschien, und ich besaß nur brüderliches Gefühl für sie, konnte und durfte nie anderes besitzen.

Arme Emilie; Wenn ich nicht gerade heut' die Kirche besucht, hätte ich vielleicht, wahrscheinlich ihre Empfindungen getheilt und ihr Lebensglück nicht zerstört. So wahr ist es,

„Ein Laut —
Ein Wort —
Das Leben baut
Sich darauf fort.“

Ich beschloß, ihr bei unserer nächsten Zusammenkunft mit der zartesten Schonung noch einmal darzuthun, daß ich ihr nie etwas Anderes als Bruder sein könne. Dabei blickte ich auf die Uhr; sie zeigte bereits halb Fünf.

Wie war die Zeit vergangen! Um fünf Uhr sollte ich in der Gesellschaft sein.

Wie langweilig! Wie schön wäre es jetzt, allein bleiben zu können und über die märchenhaften Erlebnisse des Tages nachzudenken. Doch mit einem beseligenden Bewußtsein im Herzen sagte ich mir, ist man in Gesellschaft am allereinsamsten, denn die Menschen verstehen es nicht.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Das Vaterhaus des Kaisers und Königs Wilhelm I.

Von **Friedrich Adami.**

Ein Bild des Prinzen Wilhelm aus seiner frühesten Kindheit und zugleich eine Gruppe der damaligen königlichen Familie findet sich auf Chodowiecki's Titelkupfer zur ersten Ausgabe von Goethe's „Hermann und Dorothea". Dieser Schatz deutscher Poesie ward, wie man weiß, von dem damals in Berlin, nachher in Braunschweig wohnhaften Buchhändler Vieweg mit der Wünschelruthe eines Honorars von tausend Thalern Gold gehoben, so daß die Vieweg'sche Ausgabe von „Hermann und Dorothea" gleichberechtigt neben dem spätern Cotta'schen Abdruck forterschien. Das treuherzige Gedicht, in seiner reinen epischen Darstellung für den Culturhistoriker eine poetische Urkunde des deutschen Bürgerlebens jener Zeit, an deren Horizont noch die Wolken des französischen Revolutionskrieges schatteten, dies köstliche Kleinod unserer Nationalliteratur kam zuerst durch Vieweg im October 1797 als schmuckes „Taschenbuch für 1798" in den Buchhandel. Zwei französische Emigranten, in Berlin eingewandert und hier von der Arbeit ihrer geschickten Hände lebend, lieferten den in seiner Art neuen, aus Seide und Maroquin-gewirkten Einband zu dem Buche, in welchem der deutsche Dichter das Leid der unglücklichen Ausgewanderten mit echten Farben malt, um (wie Goethe selbst schreibt) „die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen". — Chodowiecki aber, zu jener Zeit Vicedirector der Akademie der bildenden Künste in Berlin, portraitirte in dem von ihm gezeichneten und gestochenen Titelkupfer zu „Hermann und Dorothea" die damalige preußische Königsfamilie.

Man sieht da in einem der Gemächer des Schlosses die Mitglieder des Königshauses um Friedrich Wilhelm II. versammelt. Der König, den Blick wie im Vorgefühl des nahen Todes himmelwärts, ist im Vordergrund abgebildet: vor ihm seine beiden Schwiegertöchter, Luise, die Kronprinzessin, und Friederike, die Gemahlin des Prinzen Friedrich, die dritte und vierte der „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", denen Jean Paul seinen Titan geweiht hat. Luise trägt ebenso wie Friederike ein Kind auf dem Arm, ein drittes im Flügelkleide steht zu des Großvaters Füßen und streckt lächelnd zu ihm die kleinen Hände empor. Der Kronprinz — er sollte noch im selben Jahre 1797 als König Friedrich Wilhelm III. den Thron besteigen — steht zwischen seinem Vater und Luise. Seitwärts sitzen die Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. und die Wittwe Friedrich's des Großen; neben ihren Sesseln stehen die königlichen Prinzen Heinrich, Wilhelm und deren Schwester, die Prinzessin von Oranien. Von einem Spiegeltisch des Zimmers her schaut Friedrich's Büste mit den großen Augen drein, gleichsam das majestätische Sinnbild des weltgeschichtlichen Berufes seines Herrscherhauses.

Jenes Fürstenkind auf dem Arm der Kronprinzessin Luise ist der Prinz Wilhelm, als ihr zweiter Sohn geboren am 22. März 1797, der nachmalige Prinz von Preußen, Prinz-Regent und jetzige deutsche Kaiser, König Wilhelm I. von Preußen. Der Rückblick aus der großen Gegenwart auf das Bild aus seiner frühesten Jugend läßt dasselbe um so bedeutsamer erscheinen, wenn man sich dabei erinnert, daß Goethe, eben als er „Hermann

und Dorothea" schuf, seine zweite Heimat, das grüne Thüringen, durch die Franzosen vom Rhein und Main her bedroht sah. „Das französische Ungewitter (schreibt Goethe Ende Juli 1796) streift noch immer jenseits des Thüringer Waldes hin; wir wollen das Gebirge, das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es diesmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat."

Und Goethe's Idylle aus dem häuslichen und bürgerlichen Stillleben, welche damals in der Gewitterschwüle des Revolutionskrieges wie eine ewige Frühlingsblume deutscher Poesie aufleuchtete, endet sie nicht mit den Worten, die in Zukunft Thaten werden sollten:

„— — — Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens."

Die Macht, die dann im Befreiungsjahre 1813 als die erste unter den deutschen Mächten gegen den französischen Gewaltherrscher aufstand — ihr König, der Vater Wilhelm's I., hat damals seinem Waffenvolk zugerufen: „Euer König bleibt stets mit Euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen." — Und unter den jugendlichen Hohenzollern, die unerschrocken den Schrecken des Krieges die Stirn boten, hat auch schon Prinz Wilhelm sich das Eiserne Kreuz vor dem Feind erworben: 1814, am Geburtstag seiner verewigten Mutter, der Königin Luise, empfing er es im Hauptquartier Chaumont aus des Vaters Hand. So gilt auch von dem Prinzen Wilhelm bei Bar sur Aube, was Max von Schenkendorf in seinem Liede: „Scene aus der Lützner (Groß-Görschener) Schlacht" von dem dort herzhaft in's feindliche Feuer reitenden Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., geschrieben hat:

„Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das munt're Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

O reite, junges edles Blut,
Du ritterlicher Degen —
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach Deinen Wegen,
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron!" —

Goethe gab bekanntlich jedem seiner neun Gesänge von „Hermann und Dorothea" den Namen einer der neun Musen zur Ueberschrift, wie es einst Herodot, der Vater der Geschichte, bei seinen neun Geschichtsbüchern that. Außerdem bezeichnete der Dichter noch besonders den Inhalt jedes Gesanges. „Klio" und „Das Zeitalter" überschreibt er den sechsten, in welchem er die wilde Ausgeburt der Revolution, die bitteren Früchte der „munter gepflanzten Freiheitsbäume" schildert. Es stimmt das zu dem so naturgetreuen und dabei so wunderbaren Gedicht, von dem gleich beim Erscheinen Friedrich Schlegel urtheilte: „Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrund ist Alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an, und sie tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts." —

Goethe selbst äußerte noch im Greisenalter zu Eckermann: Hermann und Dorothea sei fast das einzige seiner größeren Gedichte, das ihm noch Freude mache; er könne es nie ohne innigen Antheil lesen.

Ist es nun denkbar, wiewol eine philologische Kritik es wirklich gedacht hat, daß er mit der Ueberschrift des letzten Gesanges, mit der „Aussicht' nur den schließlichen „Bund des lieblichen Paares" im Auge gehabt habe? Nein, es hieße doch klein denken von dem großen deutschen Epiker, der seinen sechsten Gesang ausdrücklich „Das Zeitalter" nennt und darin den Griffel der Klio führt; es hieße den hausbackenen Ausgang einer blos darauf, daß Beide sich kriegen, gerichteten Komödie dem Epos unterschieben, bezöge man jene „Aussicht" nicht vielmehr „auf die patriotischen Schlußworte" und ihre Mahnung zum „Zusammenstehen" gegen den Feind — gegen Frankreich.

Die Geschichte seit den neunziger Jahren bis auf 1813 hat dargethan, wie Deutschland fällt, wenn seine Fürsten- und Volksstämme nicht als eine untrennbare Macht gegen die feindliche Macht aufstehen, und wie diese nur dann zur Uebermacht gelangt, wenn sie ihre eisernen Keile in die innere Spaltung Deutschlands treiben kann. Preußen aber, dessen König jetzt die deutschen Heere zum Siege geführt, war es nicht schon 1813 der Feuerherd, von dem die nationale Begeisterung ihre zweimal bis nach Paris hinein leuchtenden Flammen nahm? Hier wirkte Scharnhorst, „der im Stillen hat geschaffen Ross' und Männer, Krieg und Waffen", wie Ernst Moritz Arndt von ihm sang. Hier rief derselbe Arndt dem Marschall Vorwärts zu: „Dem Siege entgegen, zum Rhein! über'n Rhein! Du tapferer Degen in Frankreich hinein!" Und unter jenen tapfern Degen ist damals auch schon Prinz Wilhelm mit nach Frankreich, nach Paris hineingeritten. Erscheint es da nicht bedeutsam, daß wir das früheste Bild des Kaisers Wilhelm auf dem Titelkupfer gerade jenes grunddeutschen Gedichtes finden, in welchem das Vaterhaus sich schließlich zum Vaterland, die Familie sich zum Volk erweitert!

„Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen."

Von dieser „Aussicht" des Dichterfürsten, von seiner geistigen Betrachtung der deutschen Zukunft, die nun zum zweiten Mal lebendige Gegenwart geworden ist, wenden wir uns zu dem Vaterhaus des Königs Wilhelm. Das Haus, wo er vor nunmehr vierundsiebzig Jahren das Licht erblickte, ist das damals und jetzt wieder Kronprinzliche Palais in Berlin, gegenüber dem Zeughaus und der Hauptwache, die 1818 nach Schinkel's Plan neu gebaut ist, und vor der seit 1823 die von Rauch gemeißelten Marmorbilder Scharnhorst's und Bülow's von Dennewitz stehen. Aus einem Eckfenster jenes Hauses, das unter Friedrich Wilhelm III. als „Königspalais" gleichsam den schlichten Rahmen zu dessen fürstlichem Stillleben vorstellte, blickte der greise Vater, als er sieben Tage vor seinem Tode den Grundstein zum Denkmal Friedrich's des Großen am Ausgang der Linden legen ließ. Prinz Wilhelm war von Seiner Majestät mit der Aufstellung der zu dieser monumentalen Feier befohlenen Truppen betraut. Er hörte, als er nach dem Abbringen der Fahnen und Standarten dem König Bericht über die Grundsteinlegung erstattete, dienstlich die letzte Aeußerung der Zufriedenheit des schon sterbenskranken Vaters: „Habe die Aufstellung zwar nur einen Moment gesehen — war aber Alles sehr ordentlich." —

Das von Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Tode bewohnte Palais ist vermuthlich von dem großen Kurfürsten für den berühmten Marschall von

Schomberg erbaut. Gewiß ist, daß dieser das damals neue Haus auf dem Friedrichswerder von dem Kurfürsten zum Geschenk erhielt, als er — der protestantische Marschall, von Geburt ein Heidelberger — aus französischen Kriegsdiensten in brandenburgische trat. Er entzog seinen sieghaften Degen dem König Ludwig XIV., nach dessen Widerruf des Edictes von Nantes, als die seit Heinrich IV. bestehende Gewissensfreiheit vernichtet, Tausende von Protestanten bis auf's Blut gehetzt und aus Frankreich verjagt wurden. Da war es Kurfürst Friedrich Wilhelm, der in der Größe seines Geistes und seines Muthes dem bigotten Franzosenkönig Trotz bot: er machte Brandenburg zur Freistatt für die vielen aus Frankreich flüchtenden Reformirten, er verlieh dem einwandernden Marschall von Schomberg, wie es in der urkundlichen Bestallung heißt: „Das Generalat en chef über alle seine Truppen und Armeen, sonderlich auch die Functionen eines Geheimbden Etats- und Kriegsraths, sammt dem Gouvernement und Statthalterschaft des Herzogthums Preußen.“

Noch auf dem Sterbebett hat der Kurfürst seiner aus Frankreich vertriebenen Glaubensgenossen gedacht. „Ich habe (sprach er zum Kurprinzen) noch eine andere, aus Nächstenliebe angenommene Familie — es ist die große Zahl der Flüchtlinge, deren Kirchentrümmer ich aus Frankreich gerettet und nach dem Schiffbruch in meinen Landen, wie in einem sichern Hafen, geborgen habe.“ — Und im Hinblick auf den in England von Jacob II. bedrohten Protestantismus gab er seiner Leibgarde das bedeutsame Wort: „London“ als vorletzte Parole, dann in Gedanken an Wilhelm von Oranien: „Amsterdam“ als letzte am Tage vor seinem Tode.

„Cet Electeur, source de notre gloire,
Aussi grand dans la paix qu'au sein de la victoire.“

So feiert Friedrich der Große seinen großen Ahnherrn. Und ein süddeutscher Prinz, Eugen Herzog von Württemberg, hat ihm nachgerühmt:

„Doch wenn auch der Kaiser den Elsaß verlor,
Die Ehre des Reichs hält der Kurfürst empor!“

Gleich nach dem Leichenbegängniß des Kurfürsten ging der Marschall von Schomberg zu Wilhelm von Oranien und mit ihm nach England. Dort, in der Schlacht am Boynefluß von einer Pistolenkugel und zwei Säbelhieben getroffen, schloß er seinen Heldenlauf mit einem Siege des protestantischen Englands über Jacob II. und das mit Frankreichs Hülfe für ihn aufgestandene Irland. Zweien Königen hat er den Thron, dem englischen Volke die Freiheit erstreiten helfen, der gleichsam jene Parole des sterbenden Kurfürsten vollführende Kriegsmann, von dem Macaulay schreibt: „Nahe bei dem Prinzen von Oranien (dem nachherigen König Wilhelm III. von England) ritt ein Mann, der um die Wette mit dem Prinzen die staunenden Blicke der Menge auf sich lenkte. Das sei er, hörte man sagen, der große Graf Schomberg, der erste Soldat in Europa, seit Turenne und Condé nicht mehr da wären; der Mann, dessen Genie und Bravour die portugiesische Monarchie auf dem Felde von Montes Claros gerettet; der Mann, noch ruhmreicher dadurch, daß er seinen Glauben höher hielt, als den Stab eines Marschalls von Frankreich. — Ein Deutscher, der Sohn eines edlen Hauses der Pfalz, mit Recht gewürdigt als der größte lebende Meister der Kriegskunst, hatte er es bei der neuen Protestantenhetze in Frankreich standhaft verschmäht, sich Ludwig's XIV. fernere Gunst durch Glaubensabfall zu erkaufen; er entsagte lieber seinen Würden und Commandos, wanderte aus seinem zweiten Heimatland und suchte Zuflucht bei dem Hofe in Berlin.“

Also war das Geburtshaus des Königs Wilhelm I. von Preußen hundertundzehn Jahre vorher das Asyl Schomberg's, des Waffenbruders jenes Oraniers, der als König Wilhelm III. „das freie England" wiederherstellen sollte. Nach Schomberg wohnten darin die Feldmarschälle und Gouverneure von Berlin, die Grafen Flemming, Barfus und Wartensleben. Von dem Letztern erzählt Pöllnitz: der König Friedrich I. habe denselben, nach dessen Eintritt in preußische Dienste (1702), unter Trompeten und Paukenschlag als Feldmarschall proclamiren lassen — ein bisher in der Armee unerhörter Fall. Wartensleben meinte das Haus zu verschönern, indem er den anmuthigen Garten dahinter pflastern ließ, den dadurch vergrößerten Hofraum mit einer Mauer umschloß und in dieser neuen Seitenwand einen allerdings stattlichen Thorweg anlegte. Das Hauptgebäude des Grundstücks, als dessen Vorbesitzer auch ein kurfürstlicher Kammerdiener, Matthias Maritz, und die beiden Grafen Aemil und Theodor von Dohna-Vianen (Beide 1688 vor Ofen gefallen) genannt werden, war im Neubau nach holländischer Art, mit toscanischen Pilastern massiv aufgeführt; eine schmucke Treppe von Quaderstufen führte hinein, und oben auf den Schornsteinen zeigten sich die damals beliebten Zierrathen: Armillarsphären, Ringkugeln, welche die verschiedenen Erd- und Himmelskreise vorstellten. Weil das Haus als landesherrliches Eigenthum nacheinander von vier Feldmarschällen und Gouverneuren der Residenz bewohnt wurde, hieß es das „Königliche Generalfeldmarschallhaus", auch das „Gouvernementshaus". Im alten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angelegten Hypothekenbuch des Berliner Stadtgerichts findet sich an der Stelle, wo bei anderen Gebäuden der Besitztitel verzeichnet ist, nur der Vermerk: „das königliche Generalfeldmarschallhaus". Dasselbe wurde, als der Kronprinz, nachherige König Friedrich II., sich vermählte, das, was es jetzt wieder ist — das **Kronprinzliche Palais**. Eine urkundliche Nachricht davon enthält jener charakteristische Brief, den Friedrich Wilhelm I. am 4. Februar 1732 aus Potsdam nach Küstrin an den wieder zu Gnaden angenommenen Kronprinzen richtete. Der nach dessen Fluchtversuch streng militairisch verfahrende König, der scharfe und dabei doch von Herzen väterliche Zuchtmeister seines durch ihn **groß** gezogenen Sohnes, schreibt darin an „seinen lieben Fritz":

„Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam seind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch Alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von (Braunschweig-)Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur, und das **Gouvernementshaus** werde lassen zurecht bauen und Alles meubliren und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt, und will Euch bei der Armee im April kommandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. — Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dieses ist Alles und comportable so wohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu."

Wer erkennt in diesen biderben Zeilen, zwischen denen das treueste Vaterherz schlägt, nicht jenen streugen, straffen Friedrich Wilhelm I., der — ein deutscher Hausvater von altem Schrot und Korn — seine Familie in ebenso scharfer Zucht hält, wie sein Volk, und dessen schlichte, karge, keusche Haushaltung das reine Gegenbild ist zu dem französisch gleißenden, üppigen, liederlichen Hofleben seiner Zeit! Den „Brandenburgischen Spartanerkönig" nennt ihn Thomas Carlyle, der englische Geschichtsschreiber Friedrich's des Großen: „Denn er (jener Friedrich Wilhelm I.) war wie kein anderer damaliger König; er wäre überall absonderlich gewesen — wie erst unter den geschniegelten fürstlichen Herren des achtzehnten Jahrhunderts. Von Jahr zu Jahr vervollkommnet er Preußen, treibt es unermüdet täglich und stündlich vorwärts, so daß er es zuletzt als ein ganz nach seinem Ebenbild geformtes Preußen hat, das sparsamste, abgehärtetste, spartanischste Land, über das je in neuerer Zeit ein König geherrscht hat, er selber aber in der That ein König. Wer Völker nach seinem Ebenbild formt, der ist ein König, wäre auch sein Scepter nur ein Spazierstock." — So Carlyle über den in seiner hervorragenden Bedeutung für den Aufbau und Ausbau des preußischen Staates lange unterschätzten Friedrich Wilhelm I. „Kein Engländer und Franzose", sagte er, „soll über uns Deutsche kommen. Pistolen und Degen will ich meinen Kindern in die Wiege geben, daß sie sollen die fremden Nationen aus Deutschland abhalten." Obwol der französischen Sprache mächtig, redete er doch grundsätzlich nicht anders als Deutsch mit seiner Familie, seinem Hof und den Gesandten deutscher Höfe. Jene fremden Schmarotzer, Franzosen und Italiener, wie sie damals an anderen deutschen Höfen schwänzelten, ihm durften sie nicht kommen; denn, wie er sich selbst ausdrückte: „Zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug, und um ein zierliches Compliment auf Französisch an fremden Höfen drechseln zu lassen, das sei des Geldes nicht werth, womit er die ausländischen Mitesser füttern solle." — Als er auf der Reise durch Küstrin den dort in der Kriegs- und Domänenkammer als „Assessor" arbeitenden Kronprinzen zum ersten Mal wieder sprach (am 15. August 1731): da fielen unter anderen scharfen Worten auch die: „Es sei wahr, er, der König, habe keine französischen Manieren, könne auch keine Bonmots auf die Petitmaitresmanier hervorbringen, welches er für die größten Bärenhäutereien halte. Er sei ein deutscher Fürst, und als solcher werde er leben und sterben."

Ja, deutsch in jeder Ader, auch in seiner oft heiß anschwellenden Zornesader, war jener sogenannte Soldatenkönig, dem aber ein so freimüthiger Geschichtsschreiber wie F. C. Schlosser nachrühmt: „Friedrich Wilhelm I. zeigte dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er wie dieser lebte und speiste und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen. Er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer der Lage des Landes und den Umständen nach nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verschwenderischen Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügen und einfaches Leben reich mache."

Ein Bild deutscher Derbheit, aber zugleich deutscher Biederkeit und kernfester Kraft in der rauhen Schale seines Jahrhunderts steht der König

da, der das Haus, welches in der Folge das Vaterhaus des Preußenkönigs und deutschen Kaisers Wilhelm I. werden sollte, zuerst zum kronprinzlichen Palais bestimmt hat; von da an blieb es im Besitz der Thronfolger. Am 10. März 1732 verlobte sich Friedrich im Schlosse zu Berlin mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine, einer Nichte der Gemahlin Kaiser Karl's VI., und schon vierzehn Tage nach der Verlobung wurde das bisherige Gouvernementshaus abgebrochen, um im Zusammenhang mit dem vom König dazu angekauften Nachbarhause stattlicher aus dem Schutt zu erstehen. Der Neubau dauerte vom 24. März bis 20. December 1732 und kostete 25,948 Thaler 18 Groschen und 7 Pfennige. Zu dieser Summe flossen aus der königlichen Generaldomänenkasse 10,370 Thaler 20 Groschen 3 Pfennige, aus der kronprinzlichen Kasse 14,500 Thaler und aus dem Verkauf der alten Materialien 1077 Thaler 22 Groschen 4 Pfennige.

Mit der Rückkehr von Küstrin zu seiner Verlobung trat Friedrich auch wieder in die militairische Laufbahn: er durfte den hechtgrauen Rock, den er als jüngster Kriegs- und Domänenrath zu tragen hatte, wieder dienstlich „mit dem blauen Rock des Königs" vertauschen. Am dritten Tag nach seiner Ankunft in Berlin, am 29. Februar 1732, avancirte er — seit dem 14. März 1728 Oberstlieutenant — zum Obersten. Des Königs förmliche Notification an den Kronprinzen lautet wörtlich: „Wir sind aus sonderbarer väterlicher Tendresse und Liebe bewogen worden, Deiner Liebden das bis dahin vacant gewesene Goltzesche Regiment und zwar mit dem Charakter als Obristen in Gnaden zu schenken und anzuvertrauen, weshalb Wir auch die hiebey gehende Capitulation auf das Regiment und das Obristenpatent auch unterm heutigen Dato die Ordre und Notification vollzogen. Wir haben also Deiner Liebden von diesem Unsern Entschluß freundväterlich Notification geben und zugleich bekannt machen wollen, daß wir das Regiment hinter die Generalmajors- und vor alle Obristenregimenter rangirt habe, so daß es vor der Hand alle Zeit das älteste von denen Obristenregimentern ist und bleibet."

Mit diesem Schreiben erst drückte der Vater den königlichen Stempel auf seine völlige Aussöhnung mit dem Sohne. Denn als er diesen vor zwei Monaten von Küstrin nach Berlin hatte kommen lassen, um die geliebte Schwester, die Prinzessin Wilhelmine, zu ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth zu beglückwünschen, da durfte Friedrich — auf Fürbitte des Fürsten von Dessau und aller in der Residenz anwesenden Generale und Obersten, den Kronprinzen doch wieder in den Kriegsdienst aufzunehmen — zwar ausnahmsweise in Uniform erscheinen, mußte aber bei der Rückreise nach Küstrin richtig wieder seinen hechtgrauen Rock anziehen. Der Umbau des Feldmarschall- oder Gouvernementshauses zum kronprinzlichen Palais verknüpft sich also mit einem wichtigen Vorgang im Königshaus selbst, mit der Rückberufung Friedrich's in's Vaterhaus und seinem Wiedereintritt in die Armee. Seine Vermählung erfolgte Freitag den 12. Juni 1733 im herzoglichen Schlosse zu Salzdalum bei Wolfenbüttel; am 27. Juni hielt dann die Kronprinzessin ihren feierlichen Einzug in Berlin. Sie stieg im großen Schlosse ab, und Abends neun Uhr geleiteten sie der König und die Königin, wie die damalige Berlinische privilegirte Zeitung schreibt, „in Dero gegen dem Zeughause neu erbauten Pallast."

Die Ehe Friedrich's blieb bekanntlich kinderlos, und es ist arg über das häusliche Leben der Neuvermählten gefabelt worden. Leute wie Vehse, die

lieber aus dem schnatternden Entenpfuhl frivoler Klatschgeschichten, als aus klaren Quellen schöpfen, haben noch neuerdings schamlose Lügen wiedergekäut, die schon Friedrich Nicolai, ein Zeitgenosse des großen Friedrich, in der allgemeinen deutschen Bibliothek als die hinfälligsten Unwahrheiten enthüllte. Es sei hier nur die öffentliche Erklärung des Berghauptmanns Barons von Veltheim zu Harbike berührt, worin er seine Mutter als Augenzeugin citirt, daß die Neuvermählten „eine wechselseitige zärtliche Liebe gegen einander sehr merklich gezeigt haben". Und noch drei Jahre nach seiner Hochzeit äußerte Friedrich zu einem seiner Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte, denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht." War seine Ehe mit der ihm von dem strengen Vater auserwählten Gemahlin auch kein Bund der Herzen, er hat sie bis an seinen Tod in königlichen Ehren gehalten. Die nach seiner Thronbesteigung auftauchenden Gerüchte von einer beabsichtigten Scheidung schlug er ein für alle Mal nieder, indem er dem versammelten Hofstaat seine Gemahlin mit den bestimmten Worten vorstellte: „Das ist Ihre Königin." Gleichzeitige Berichte erzählen: „der König habe dabei seine Gemahlin auf's Zärtlichste embrassiret und geküsset", auch in einem gleich bei seines Vaters Tod nach Rheinsberg an Elisabeth Christine geschriebenen Brief gerade heraus gesagt: „daß die Ehe erzwungen gewesen, aber seine Gemahlin verdiene durch ihren vortrefflichen Charakter, daß er sie einlade, den Thron mit ihm zu theilen." In der That umgab er sie mit reichem königlichen Glanz. So meldet die Spener'sche Zeitung vom 2. August 1740: „Bei dem Hofstaat der regierenden Königin sind Hofdamen geworden: die beiden Fräulein Tettau, Fräulein Canneberg, Gräfin Fräulein Schlieben, Fräulein Schwerin, Möllendorf, Varenne; Fräulein Schack und Walmoden waren es schon. Auch sollen zwölf Pagen und acht Lakeien in prächtiger Kleidung angenommen werden." Der König selbst sah scharf darauf, daß seine Gemahlin von der Residenz ebenso wie von den fremden Gesandten stets als Majestät geehrt werde, und noch in seinem Testament, das er auf einen Achtgroschenstempelbogen schrieb, um dem Staat keine Gebühr zu entziehen, und welches er Sonntag den 8. Januar 1769 unterzeichnete, vielleicht in Gedanken daran, daß er einst als „Sonntagskind" zur Welt gekommen war — noch in seinem Testament vermachte er der Königin ihre bisherigen Einkünfte mit einem Zuschuß von zehntausend Thalern jährlich, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel, eine angemessene Wohnung im Schlosse zu Berlin und empfahl seinem Nachfolger ausdrücklich, „daß er ihr die Ehrfurcht beweise, welche sie als Wittwe seines Oheims und als Fürstin durch ihre unerschütterliche Tugend verdiene."

Das kronprinzliche Palais gab Friedrich, als er König geworden war, seinem nächsten Bruder August Wilhelm, dem zweiten Sohn Friedrich Wilhelm's I. Er verlobte ihn am 20. September 1740 in Salzdalum mit der braunschweigischen Prinzessin Amalie, Schwester der Königin — auf demselben Schloß, in dessen Kapelle er, der König, vor sieben Jahren als Kronprinz mit Elisabeth Christine durch den Abt Mosheim getraut worden war. Des Prinzen Vermählung mit des Königs Schwägerin erfolgte am 6. Januar 1742 in Berlin. Friedrich II. leuchtete bei den Festlichkeiten im hellen Glanz seiner majestätischen und graziösen Erscheinung: der damals kaum dreißig Jahre alte König trug ein Kleid ganz aus Silberstoff mit

Brillantknöpfen, Weste und Aufschläge von Gold und Silber durchwirkt, dazu von der linken Schulter zur rechten Hüfte das breite orangefarbene Band des Schwarzen Adlerordens und auf der Brust den Stern dieses höchsten Ordens seines jungen Königreiches. Doch — wie einer der Hochzeitgäste schreibt: „Der Stern schien matt im Vergleich mit den Feueraugen; sie warfen, wenn Friedrich lächelte, einen sonnigen Strahl über den geistvollen Kopf, an dessen Schläfen das bräunlich schöne Haar sich ungezwungen aufrollte." — Welch' ein Contrast zu dem König in späteren Jahren, zu dem im Volk noch heute so verehrten „alten Fritz" mit dem Krückstock und in dem schlichten blauen, roth aufgeschlagenen Soldatenrock, dem dreieckigen Hut und den hohen, bis über die Kniee und durch Dick und Dünn gehenden Campagnestiefeln, die, weil selten geschwärzt, meist in's Röthliche dämmerten. Nicht sich, nur seine Bedienten hat der große Friedrich nach dem Siebenjährigen Kriege noch prächtig gekleidet.

Der Prinz und die Prinzessin August Wilhelm waren das zweite neu vermählte Paar, das die Residenz in das kronprinzliche Palais einziehen sah. Anderthalb Jahre nachher, am 30. Juni 1744, erklärte der König seinen ältesten Bruder als muthmaßlichen Thronfolger zum Prinzen von Preußen, und nach dessen frühem Tode sorgte er wie ein Vater für die halbverwaisten Kinder. Aus dem Briefwechsel der beiden Brüder nach dem Kriegsunglück von Kollin weiß man, in welche Entzweiung August Wilhelm mit Friedrich gerieth, und wie herbe der König dem Prinzen jenen fatalen schweren Rückzug aus Böhmen nach der Lausitz anrechnete. „Seien Sie indeß versichert", schließt Friedrich seinen vorwurfsvollen Brief an den Prinzen, „daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde." Im Einklang damit schreibt er im folgenden Sommer (am 21. Juni 1758) nach der Trauerkunde von dem Tode des Prinzen, aus dem Lager bei Prosnitz nach Berlin an den greisen Feldmarschall von Kalkstein: „Mein lieber Marschall! Eine Reihe von Unglücksfällen, welche mich seit einigen Jahren verfolgt, hat mir soeben einen Bruder entrissen, den ich trotz des Kummers, den er mir gemacht, herzlich geliebt habe. Sein Tod legt mir die traurige Pflicht auf, für seine Kinder zu sorgen und bei ihnen Vaterstelle zu vertreten. Meine Entferntheit und die großen Angelegenheiten, in die ich verwickelt bin, verwehren es mir, daß ich selbst mich ihrer Erziehung völlig widme; aber ich beschwöre Sie bei Ihrer stets getreuen Anhänglichkeit für meinen Vater und den Staat, bei Ihrer Freundschaft für den Verewigten und — wie ich mir schmeichle — auch für mich, Ihr Augenmerk auf die Erziehung dieser armen Kinder zu richten. Sie wissen, von welcher Wichtigkeit es für mehrere Millionen Menschen ist, daß Jene in den Grundsätzen des Rechts und den unseren Staatsgesetzen entsprechenden Gesinnungen erzogen werden. Obwol Ihre Gesundheit geschwächt ist, hoffe ich doch, mein lieber Marschall, daß Sie als Patriot meine Obliegenheiten, so lange ich abwesend bin, erfüllen werden. Sie werden dadurch den vielen Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe, eine ewige anreihen und die Hochschätzung und Dankbarkeit noch vermehren, womit ich bin, mein lieber Marschall, Ihr treuer Freund Friedrich."

Hatte der König, zwei Jahre vorher, den harten Ton des unzufriedenen Feldherrn gegen den Bruder angeschlagen, so erklärt sich dies mit aus der verzweifelten Stimmung, in welcher Friedrich damals schrieb: „Ich werde angreifen, und wenn wir nicht siegen können, so wollen wir uns Alle todt-

schießen lassen." Dagegen in seinem Brief an Kalkstein verschwistert sich wieder mit dem, man kann sagen antiken Pflichtgefühl für den Staat das tiefe Herz des königlichen Hausvaters. Noch während des Krieges läßt er die beiden ältesten Söhne seines Bruders zu sich kommen, er ruft sie im December 1760 in sein Winterquartier zu Leipzig, dann im folgenden Jahre den Prinzen Friedrich Wilhelm nach Breslau, um ihn bis zum Frieden bei sich zu behalten und ihn selbst in den Kriegsdienst einzuweihen. Wie lieb er besonders seinen zweiten Neffen Heinrich hatte, bezeugt das Leid, das er um ihn trug. Der König, eben auf der Rückfahrt von der Revue in Pommern, wird unterwegs von der Botschaft überrascht, daß der liebenswürdige Prinz, den er zu sich nach Potsdam genommen und vor kaum zwei Monaten zum Obersten und Chef des früher von dessen Vater geführten Kürassieregiments ernannt hat, in der Frische seines noch nicht volle zwanzig Jahre zählenden Lebens von den Blattern hinweggerafft worden. Tief erschüttert unterbricht der König gegen alle Gewohnheit die Rückreise, er läßt in Bernau anhalten und bleibt da über Nacht. Einer seiner Generale sagt ihm Worte des Trostes. „Er hat Recht", erwiedert Friedrich, „aber Er fühlt nicht, wie nahe mir dieser Tod geht." — „Majestät, ich fühle es wol, denn Ihr Neffe war einer der hoffnungsvollsten Prinzen." — „Ach, Er hat den Schmerz nur auf der Zunge, ich hier", entgegnete der König, sich an's Herz schlagend, „denn dieser Prinz, weiß Er wol, war einer der besten Menschen." — Und er selbst wählt zum Text der Leichenpredigt die Worte Jesaias Cap. 55, V. 8 und 9: „Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, und Eure Wege sind nicht meine Wege ꝛc." Er selbst schreibt eine Denkrede auf den Prinzen und läßt sie an dessen Geburtstag (30. December) von dem Professor Thiébault in der Akademie der Wissenschaften vorlesen. „Die Stärke der Staaten", sagt Friedrich darin, „besteht in den großen Männern, welche die Natur zur rechten Zeit entstehen läßt." — Dieser Satz, erscheint er nicht als der Grundpfeiler des Heroentempels, in welchem Thomas Carlyle, der englische Biograph Friedrich's, das persönliche Heldenthum, vor Allem das germanische, feiert? Das thatkraftvolle protestantische Königthum sieht er in Friedrich hoch aufgerichtet, gegenüber dem in der Revolution bis zur Ohnmacht erblaßten romanischen Königthum.

Friedrich hoffte in jenem Neffen neu aufzuleben: der so jung hinsterbende Prinz Heinrich, wenngleich nicht dem Thron, doch dem Herzen des großen Königs am nächsten stehend, ist ebenso wie der nachmalige Friedrich Wilhelm II., im kronprinzlichen Palais geboren. Ihre Mutter, die seit 1758 verwittwete Prinzessin von Preußen, hatte das Haus bis zu ihrem Tode (13. Januar 1780) inne — nachher ihr Hofstaat noch Jahre lang als Gnadensitz.

Zum dritten Mal sollte nun ein neuvermähltes Paar aus dem Königshaus in das Palais ziehen: Friedrich Wilhelm und Luise. Nach ihrer Verlobung im Frühjahr 1793 zu Darmstadt, während der Kronprinz weiter gegen die Franzosen am Rhein kämpfte, erging aus dem Hauptquartier der Befehl nach Berlin, das Palais neu in Stand zu setzen. Ein bedeckter Bogengang über die Oberwallstraße hinweg verband es mit dem gegenüberstehenden Palais des Markgrafen Heinrich, mit dessen Tode 1788 die Nebenlinie Brandenburg-Schwedt erloschen war. Es ist derselbe Markgraf, der nach Friedrich's Thronbesteigung den alten lustigen Kameradenton gegen Seine Majestät fortsetzen wollte und dafür von dem, einen großen Schritt

zurücktretenden jungen Monarchen ernst bedeutet wurde: „Mein Herr! Jetzt bin ich König!" — was der Markgraf, der dem Kronprinzen Friedrich früher manchen muthwilligen Jugendstreich hatte vollführen helfen, sein Leben lang nicht vergessen konnte. Sein Palais, aus zwei angekauften Häusern hergestellt, stand da, wo zur Zeit des großen Kurfürsten das Nutzholz für die Artillerie in dem sogenannten krummen Zeughaus lagerte. Hernach hatte Friedrich Wilhelm I. dies Grundstück dem General Bechefer geschenkt, und dieser mit seinem Schwiegersohn Cocceji (dem nachmaligen Großkanzler Friedrich's) jene beiden Häuser gebaut. Nun erhielt Prinz Ludwig dies Palais, der Bruder des Kronprinzen und der Verlobte der Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, der Schwester Luisens. Beide Brüder, von Jugend auf treu befreundet, wurden durch ihre gleichzeitige Vermählung Schwäger und Nachbarn. Späterhin, nach dem Tode des Prinzen Ludwig, bestimmte Friedrich Wilhelm III. dessen Palais für seine Prinzessinnen Töchter: die Kaiserin von Rußland, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin und die Prinzessin Friedrich der Niederlande haben es vor ihrer Vermählung bewohnt. Seitdem heißt es das Prinzessinnenpalais.

Am ersten Weihnachtstag 1793, nach der Kirchfahrt der Neuvermählten aus dem Schloß zum Dom, betrat Luise an des Kronprinzen Hand zum ersten Mal das Palais, worin sie nachher als König und Königin residirten. So lange sie lebte hatte Luise die oberen Zimmer rechts inne, Friedrich Wilhelm III. die unteren Zimmer auf derselben Seite. Nach ihrem Tode verweilte er am liebsten in ihren Gemächern oben. Ihr Schlafzimmer ist unverändert geblieben: noch jetzt sieht man dort die goldene Waschtoilette und die Bibel der Königin Luise. Das kleine, stille Palais, wo Friedrich Wilhelm III. an jenem ersten Weihnachtstag 1793 eingezogen und am ersten Pfingsttag 1840 heimgegangen ist, stimmte zu seiner schlichten Lebensweise. Viele reiche Leute in Berlin wohnten weit geräumiger und prächtiger, als der König. Auch in seiner Nachbarresidenz Potsdam begnügte er sich mit den kleinen Gemächern im dritten Stock des königlichen Schlosses: dort in seinem Arbeitszimmer sahen wir noch das Pult, an dem er stehend zu schreiben pflegte, seine Bibel lag auf dem Pult; ein Bücherschrank enthielt meist deutsche Klassiker, ein zweites Spind, wie man es in Norddeutschland heißt, drückte sich in die Ecke, dazu ein Sopha, wie es sich stattlicher in bürgerlichen „Putzstuben" breit macht, ein kleiner Spiegel, Tisch und Rohrstühle — dies das ganze prunklose Zimmergeräth. Ebenso in seinem Schlafgemach nur ein Feldbett mit Matratze und Decke, neben dem Bett ein Tischchen, darauf des Thomas a Kempis „De imitatione Christi", deutsch von Sailer, jenes weltbekannte alte Andachtsbuch, von dem der französische Akademiker Fontenelle schreibt: „Es ist das schönste Buch, das je aus einer Menschenhand kam, denn das Evangelium kam nicht aus Menschenhänden" — desgleichen Leibnitz, der Philosoph von Charlottenburg: „Selig, wer nach dem Inhalt dieses Buches lebt und sich nicht damit begnügt, es blos zu bewundern." Neben diesem Buch lagen auf dem Tischchen militairische Blätter, und dem Feldbett in des Königs Schlafgemach entsprach der Mantelständer, das Waschgeräth, wie es jeder Officier hat. Der Mantel und die Feldmütze aus dem Befreiungskrieg blieben ihm immer werth: den Federhut trug er nur bei Militair- und Hoffesten, dazu in dem Stern des Schwarzen Adlerordens auf seiner Brust als sein Geheimniß das Bild der Königin Luise. Erst nach seinem Tode fand man die verborgene Kapsel unter dem Mittelschild

seines Ordenssternes und darin ihr Portrait. An ihrer Seite, in dem für sie erbauten Mausoleum im Charlottenburger Schloßgarten, wollte er ruhen: in der Uniform seines ersten Garderegiments zu Fuß, die Feldmütze auf und den Mantel um.

Vom Thron bis zum Sarg, in Leid und Glanz seiner dreiundvierzig Regierungsjahre ist er seiner einfachen Lebensweise treu geblieben. Er vertauschte das kleine Palais, das er als Kronprinz inne hatte, als König nicht mit dem großen Schloß, der Residenz der vier Majestäten vor ihm. Seine Geschwister bat er, ihn nach wie vor „Bruder Fritz" zu nennen; redete er von seiner Gemahlin, so sagte er einfach: „Meine Frau", und die Königin Luise ebenso: „Mein Mann." Welch' ein Segen wurde das reine Vorbild des königlichen Ehebundes und Familienlebens für das Volk, das ja fort und fort aus der Familie, dieser sittlichen Urgestalt des Staates, erwächst! — Und als den König jener schwarze Tag in der Heimat der sterbenden Königin heimsuchte, an dem er unter der Wucht dieses „härtesten Schlages" ausrief: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, sie würde leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß" — ja, als er ihr die Augen zudrückte, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn einzig treu geleuchtet", da war es wirklich so im Könighaus, im Königreich, wie es Jean Paul mit idealischen Worten der Verklärten nachrief: „Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere Welt anlegtest und der Erde Deine Krone zurückwarfst, und nur mit dem Erntekranz Deiner ausgesäten Ernten auf dem Haupte emporgingst; da weinte, wer von Dir gehört; da weinte noch mehr, wer Dich gesehen; aber Die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thräne mehr vergießen, und nachher keine mehr zählen."

Ein schlichter, treuer Hausvater in seiner Familie, hatte Friedrich Wilhelm III. nichtsdestoweniger das volle Bewußtsein seiner ererbten Krone und seiner legitimen Stellung als König von Preußen und deutscher Fürst. Er hielt die Geschichte Preußens rein von jeder Genossenschaft des Rheinbundes, die Geschichte seines Königshauses rein von jedem Familienverhältniß zu Napoleon I. Und er zuerst, ja lange Zeit allein unter den deutschen Fürsten, zog mit seinem Preußenvolk kühn im Befreiungsjahr 1813 in den Riesenkampf gegen den großen Eroberer, von dem der schweizer Geschichtsschreiber Johannes Müller gemeint: „Gott habe dem allmächtigen Sieger die Welt übergeben." Sein Aufruf an sein Volk war es, der den preußischen Befreiungskrieg zu einem deutschen weihte. Und nach dem glücklichen Feldzug bis Paris, welche Demuth im Siege, welche Milde gegen die Besiegten, im leuchtenden Gegensatz zu jenem rohen Uebermuth, mit dem Napoleon sieben Jahre zuvor in seinen Siegesbulletins sogar die Königin Luise gelästert hatte! Man weiß von Augenzeugen, wie Friedrich Wilhelm's III. Einzug mit seinen Garden in Berlin am 7. August 1814 erst dann erfolgte, nachdem auf seinen Befehl gewisse, in des Königs Augen unschickliche Siegeszeichen fortgeschafft worden: „Denn es sei kein Fest des Prunkens und des Prahlens im Sinne des eben besiegten Feindes, sondern ein Fest der Dankbarkeit und Demüthigung vor Gott, der so Großes an Preußen gethan." Besonders scharf rügte er gegen seine Minister Bülow und Schumann sowie gegen den damaligen Berliner Polizeipräsidenten Lecoq die Ausstellung eroberter sächsischer, bayrischer und württembergischer Fahnen an den Fenstern des Zeughauses, vis-à-vis seinem Palais: „es widerstreite ja aller Schicklichkeit, die deutschen Völker, die zuletzt als treue Bundesgenossen an unserer

Seite den großen Kampf ausfechten geholfen, durch die Schaustellung ihrer Fahnen beleidigen zu wollen.“ Es half nichts, daß seine Minister ihm vorstellten: ein Meister wie Schinkel habe Alles so angeordnet, die Farben der erbeuteten Fahnen künstlerisch zum Sinnbild des Sieges zusammengestellt; es blieb bei dem Befehl angemessener Abänderung: das natürliche Schicklichkeitsgefühl ging dem bescheidenen König über das bloße Kunstgerechte. Derselbe Tact des Herzens klang in der schonenden Rücksicht auf den damals im Schlosse zu Berlin wohnenden, seit der Leipziger Schlacht kriegsgefangenen König Friedrich August von Sachsen. Daß der unglückliche Fürst aus den Fenstern des Schlosses den bis zum Dom gehenden Einzug der Sieger ansehen solle: das empfand die äußerlich nicht glänzende, aber innerlich gediegene Natur Friedrich Wilhelm's III. als eine gesuchte Beleidigung des unfreiwilligen Gastes, und um jeden Anschein solcher „malitiösen“ Absicht von sich fern zu halten, ließ er durch einen hohen Hof- und Staatsbeamten den König Friedrich August bitten, seinen Sommersitz im Schloß zu Friedrichsfelde vor dem Frankfurter Thor zu nehmen. So verweilte dieser dort den Sommer über, zum Mißvergnügen vieler nicht so feinfühlenden Leute, welche den „Franzosenfreund“ — so nannten sie den durch Napoleon verblendeten Fürsten — gern als passiven Zuschauer des Siegesfestes gesehen hätten.

Jene Fahnen in den Fenstern des Zeughauses wurden in der Nacht zum Einzugssonntag fortgenommen: „Denn (so berichtet Th. G. von Hippel, der Concipient von des Königs Aufruf an Sein Volk) man fürchtete Widerstand vom Volk. Es beruhigte sich, als es die Ursache dieser Veränderung, die einfach-edle, gottergebene Gesinnung des Königs erfuhr. Die gottesdienstliche Feier an dem vor dem Dom erbauten Altar ließ kein Herz und kein Auge ohne Dank gegen den Geber dieser Siege und des Friedens, keinen Geist unerfüllt von Gedanken und Gelübden für das theure Vaterland, als der König und mit ihm seine Krieger, seine Kinder, die Zuschauer und alles Volk anbetend auf die Kniee sank, und der bis dahin verdüsterte Himmel die Sonne zeigte.“ —

Der König pflegte jeden Sonntag mit seinen Kindern zur Kirche zu gehen. Erst in seinen späteren Lebensjahren, als der Beinbruch, den er auf der kleinen, nach seinem Arbeitszimmer führenden Treppe erlitt, rheumatische Uebel nach sich zog, und nun die Leibärzte dagegen sprachen, zur Winterzeit die kalte Kirche zu besuchen, da ließ er den Thronsaal im Palais zur Hauskapelle einrichten. Sie lag still nach dem Hofe hinaus, abgeschieden von dem Geräusch der Straße: das Licht fiel durch hohe gothische Fenster herein, gedämpft durch Glasgemälde; dazu stimmten die kirchlichen Wandgemälde, Bilder aus dem Evangelium von Julius Schoppe und der Ecce homo über dem Altar am Ende des helldunklen Saales. Auch eine Copie des Kölner Dombildes von Beckenkamp sah man da. Angesichts des Altars waren zwei Reihen Stühle aufgestellt, etwa zwanzig hüben und drüben: die eine Reihe für die Männer, die andere für die Frauen. Hier saß der väterliche König, mit ihm zum Gottesdienst seine Familie, seine Adjutanten, Kammerherren, Cabinetsräthe und Leibärzte, seine Hof- und Hausbeamten bis auf die Domestiken herab. Wer im Palais wohnte, der war gleichsam ein geborenes Mitglied dieser königlichen Hausgemeinde: sie versammelte sich Vormittags Schlag zehn Uhr. Denn Friedrich Wilhelm III. pflegte hier ebenso, wie bei dem öffentlichen Gottesdienst und überall mit soldatischer Pünktlichkeit zu erscheinen. Er ließ ungern auf sich warten: als er eines Sonntags, auf-

gehalten durch einen soeben eintreffenden Cabinetscourier, zehn Minuten später zur Kirche kam, schüttelte er still den Kopf, daß erst bei seinem Eintritt dem Organisten das Zeichen zum Anfang aus der Sakristei gegeben wurde, und nach dem Gottesdienst ließ er durch seinen Adjutanten dem Hofprediger sagen: „Er, der König, erkenne die genommene Rücksicht auf seine unwillkürliche Verspätung mit Dank an, wünsche aber nicht, daß dies wieder geschehe; denn Viele könnten doch nicht auf Einen warten, und in der Kirche wolle er wie jedes andere Gemeindeglied angesehen sein."

Eine Orgel war nicht in der Kapelle seines Palais: ein im offenen Nebenzimmer aufgestellter Sängerchor (sechs Männer- und sechs Knabenstimmen) gab die Melodie des Kirchenliedes an. Als er mit den Seinen dem ersten Hausgottesdienst hier beigewohnt hatte, hörte man ihn sagen: „Nun ist mir in meinem Haus noch wohler; habe jetzt auch eine Kirche drin." — Thron und Altar rückte er in seinem Palais zusammen.

So war es — das Vaterhaus des deutschen Kaisers, ein schlichter Herrschersitz echter, in eiserner Zeit gefesteter Gottesfurcht und reiner deutscher Sitte. Und gleichwie König Wilhelm am sechzigsten Jahrestag des Todes der Königin Luise (am 19. Juli 1870) in der Erinnerung an die treue Mutter — nach seiner stillen Andacht an ihrer Gruft — das 1813 an ihrem Geburtstag gestiftete Eiserne Kreuz erneuerte, so hat er sich in pietätvollen Gedanken an den Vater mit dem Schild des Glaubens gerüstet, bevor er zu Felde zog gegen den Erbfeind, gegen den er — der jetzt greise König — schon als Jüngling mit gestritten hatte. „Mein Volk", schrieb König Wilhelm in seiner Anordnung des Bettags zum 27. Juli 1870, „wird auch in diesem Kampf zu Mir stehen, wie es zu meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe Alles gelegen ist."

Und die Königin Luise, schaute sie nicht wie eine Seherin in die Zukunft, als sie im Frühjahr 1808 über den damals elfjährigen Prinzen an ihren Vater schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm."

Was Ernst Moritz Arndt in seinem Lied vom Feldmarschall Blücher sang:

„So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein" —

diese tapferen, aus dem Geiste des Befreiungskrieges gebornen Verse, leiben und leben sie nicht auf's Neue in der hehren Heldengestalt des für seine hohen Jahre wunderbar rüstigen Siegerkönigs Wilhelm, aus dessen Herzen das alte Preußenthum — „dieses Preußenthum, das in seinem Kern nichts Anderes ist, als deutsches Wesen, getragen und gehoben durch die Macht eines großen Reiches und durch die Erinnerung einer großen Geschichte" — beim Ausbruch des Krieges prophetisch verkündet hat: „Versöhnt und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Ein Brief Lessing's und was daran hängt.

Von **Adolf Stahr.**

In meiner Biographie Lessing's habe ich an mehreren Stellen des Freundschaftsverhältnisses erwähnt, in welchem, namentlich während der letzten Jahre seines Lebens, der vom Schicksal so schwer heimgesuchte Mann mit Elise Reimarus, der Tochter des Verfassers der berühmten „Fragmente" gestanden hat. Nach den spärlichen, mir damals zu Gebote stehenden Nachrichten über dieses Freundschaftsverhältniß konnte ich dasselbe nur als ein solches schildern, das für Lessing ein durchaus wohlthuendes, Elise Reimarus als eine Frau, welche über alle Kleinlichkeit erhaben und nur bestrebt gewesen sei, den durch den Verlust seiner Gattin tiefgebeugten Mann durch den Zuspruch ihrer freundschaftlichen Theilnahme wieder aufzurichten.

Dieses Urtheil hat durch die neuliche Veröffentlichung eines in der bisherigen Briefsammlung Lessing's fehlenden, wahrscheinlich von dem ersten Herausgeber derselben absichtlich unterdrückten Briefes von Lessing an Elise Reimarus, eine wesentliche Veränderung erfahren, welche ich den Freunden meiner Darstellung von Lessing's Leben nicht vorenthalten will. Es geht aus diesem Briefe leider hervor, daß dem großen unglücklichen Manne selbst von einer Seite her bitteres Weh und Leid bereitet wurde, von welcher er sich desselben am wenigsten versehen haben mochte. Und ferner: daß die vielgerühmte Elise Reimarus wenigstens in einem Punkte, ihm gegenüber, sich durchaus nur als eine „gewöhnliche Frau" im schlimmen Sinne des Worts bezeigte, die, ohne Rücksicht auf die nothwendige Wirkung, ihren Freund — (und dieser Freund war ein Lessing!) — durch die Mittheilung und Bestätigung des jämmerlichsten Klatsches behelligte und, wie wir sehen werden, tief verletzte.

Die Sache war diese. Der Tod seiner geliebten Gattin Eva, die nach kaum einem Jahre der glücklichsten Ehe ihm sammt dem Knaben, den sie ihm eben geboren hatte, durch ein grausames Geschick entrissen wurde, hatte den fünfzigjährigen Mann mit einer Schwere getroffen, über die seine wenigen, aus dieser Zeit vorhandenen kurzen Briefe ein wahrhaft erschütterndes Zeugniß geben. Er empfand sich im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichtet und fühlte im tiefsten Innern, daß er diesen Schlag nicht lange überleben werde. Sein Gefühl täuschte ihn nicht. Nicht volle drei Jahre vermochte er es, „seinen einsamen Weg" noch weiter fortzuschwanken, ehe er sich zur ersehnten Ruhe legte.

Seine Lage nach dem Tode seiner Frau war in der That die beklagenswertheste. Seine Vereinsamung in dem öden Wolfenbüttel, in welchem ihm der endlich mühsam errungene Besitz der geliebten Frau der einzige Ersatz gewesen war, lastete schwerer als jemals auf dem überdies noch von Sorgen und Bedrängnissen aller Art niedergedrückten

Manne. Der einzige Trost und die einzige äußerliche Stütze seines verlassenen Hauswesens war die hinterlassene Tochter der Verstorbenen, seine Stieftochter Amalie König, obschon dieselbe bei dem Tode der Mutter erst wenig über sechzehn Jahre alt war. Ihre „häuslichen Tugenden“, wie Lessing sich ausdrückt, ihre Sorgfalt und Liebe für ihren Stiefvater waren ihm während seiner wenigen letzten Lebensjahre der einzige — wenn auch schwache, so doch von ihm selber als ein Glück empfundene Ersatz für seinen Verlust. Aber — selbst diesen Ersatz und Trost gönnte ihm die Erbärmlichkeit der Menschen nicht! Noch hatte Amalie nicht ihr achtzehntes Jahr erreicht, als bereits die allzeitfertige Klatschsucht gewisser guten Bekannten das Verbleiben der heranwachsenden Tochter im Hause des im zweiundfünfzigsten Jahre stehenden Stiefvaters zum Gegenstande böswilliger Bemerkungen und Befürchtungen machte. Und — traurig zu sehen — eine Elise Reimarus, die von Lessing so hochgestellte Freundin, war es, die sich dazu herbeiließ, das Mundstück dieser Fraubasereien Lessing gegenüber zu werden! In wie kränkender und verletzender Weise für Lessing dies geschehen sein muß, davon liefert der obengedachte Brief, den er derselben als Antwort zu schreiben sich genöthigt sah, ein leider nur allzu beredtes Zeugniß.

Dieser Brief, datirt aus Wolfenbüttel den 7. Mai 1780, acht Monate vor seinem Tode, lautet wie folgt:*)

An Elise Reimarus in Hamburg.

„Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes!

„Aber, liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein wenig schmählen (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bei mir ein wenig auslache?), daß ein solch' Gerede, seiner Ruchbarkeit wegen, endlich auch bei Ihnen Glauben gefunden?

„Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? — Weil ich mich nicht von ihr trennen will? Nun, womit beweiset man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen will? Weil ich sie noch nicht von mir gestoßen habe? — Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir stoßen hätte ich sie müssen, wenn ich sie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten sofort hätte überliefern wollen!

„Oder weiß man etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehreremale versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt! Hier (in Wolfenbüttel) ist uns so etwas noch nicht vorgekommen.

„Kurz, liebste Freundin — denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz: schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich ver-

*) S. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne, Anhang S. 511—514.

langt; oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie dann, wie ich handeln werde. Nur antragen soll sie sich, mit meinem Willen, keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthigt, sich stockfremden Menschen in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte *) Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen wie er will. Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwiedert.

„Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnern kann, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, obgleich ich ihn meines eignen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen mich vielleicht auf das andere Ende werfen könnte; so, daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat. —

„„Nun gut!“ — werden Sie mir in's Wort fallen, — „gesetzt, daß Sie ohne Ihre eigne Gefahr ein junges reizendes Mädchen länger um Sich wissen können, denken Sie doch an das Mädchen selbst.“ — Ich habe daran gedacht, meine Beste! — Und, sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke sein will. Ich bin nämlich hinter ein Geheimniß ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr dreiundfünfzigjähriger Stiefvater, zur äußersten Kränkung freilich seiner Eitelkeit, ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der Einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht, denn es hat eben die Bewandtniß mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn vor den üblen Folgen einer sinnlichen Liebe zu schützen: er ist so weit weg, daß sie in Einem Taumel der Leidenschaft sich nicht erreichen können.

„Ich könnte Ihnen mehr davon sagen, aber ich sehe, ich bin schon am Schlusse der vierten Seite meiner Vertheidigung, die mich zum Gespotte eines Kindes machen könnte, wenn es was davon zu lesen bekäme.

*) Anspielung darauf, daß Lessing's Gattin Eva König, wie sie selbst es in einem Briefe an Lessing (1771, v. 10. December) ausspricht „immer eine Abneigung gegen ihre Vaterstadt gehabt hat.“

„Lassen Sie mich also nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. Diese dritte Seite ist das Publicum, in dessen Augen das Mädchen doch immer verlieren könnte. Denn was ich darin verlieren kann, will nicht viel sagen. Von mir ist es doch nur schon das Schlimmste zu glauben geneigt, und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. — Also das Mädchen, dem ich so wohl will!*) — Ach, meine Freundin! Ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen, und was die Augen dieses Einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unseren Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen.

„Aber bin ich nicht ein Thor, liebe Freundin, daß ich vergessen zu haben scheine, die schlimmste Anklage sei in gewissen Dingen eine Vertheidigung? Lessing."

Es ist nicht recht ersichtlich, ob dieser Brief wirklich an Elise Reimarus abgesendet oder von Lessing im Entwurfe zurückbehalten worden ist. Wenn das Erstere der Fall gewesen ist, so wird schwerlich jemand die Empfängerin um denselben beneiden mögen, obschon Lessing's edle Sinnesart seinem gerechten Unwillen über die erlittene Kränkung die möglichst schonende Form verliehen hat. Denn trotz dieser milden Form, der man die Müdigkeit des Dulders anzumerken glaubt, sich mit menschlicher Erbärmlichkeit herumzuschlagen, — fühlt man es doch dem ganzen Briefe an, daß er sich von der „Freundin" — (und es sind ja meist immer unsere „guten Freunde", welche es für ihre Freundespflicht erachten, uns dasjenige Widerwärtige und Unangenehme zur Kunde zu bringen, was wir ohne ihre Beeiferung gar nicht erfahren würden!) — auf das Tiefste verletzt fühlte, deren Glauben an den kindischen Hamburger Stadtklatsch ihm, wie er deutlich zu verstehen giebt, nur die Wahl ließ, ob er selbst sich für einen „Schurken" oder für einen Narren und kindischen „Gecken" angesehen halten wollte.

Wie aber kam eine sonst gescheite, wohlgesinnte und gebildete Frau, als welche sonst Elise Reimarus geschildert wird, wie kam Lessing's Freundin, die so viele Beweise seiner Freundschaft und Hochschätzung erfahren hatte, dazu, diesem Freunde einen Brief zu schreiben und einen „freundschaftlichen Wink" zu geben, der den ohnehin tiefgebeugten vereinsamten Mann so bitter zu berühren und ihm diese Antwort zu entlocken vermochte?

Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Ich habe im zweiten Theile meiner Biographie Lessing's im sechsten Kapitel des vierzehnten Buchs die Vermuthung ausgesprochen, daß Lessing möglicherweise an eine Eheverbindung mit jener Freundin gedacht, daß er aber den Ge-

*) Hier ist zu ergänzen „könnte in den Augen des Publicums durch solches Verbleiben bei mir verlieren!"

danken an die Gründung eines neuen Familienlebens in dem Gefühle, daß sein Lebensziel nahe sei, aufgegeben habe. Jetzt, nach Veröffentlichung dieses Briefes, bin ich geneigt, an die Stelle jener Vermuthung eine andere, nämlich die zu setzen: daß es vielmehr Elise Reimarus war, welche sich Hoffnung auf Lessing's Hand gemacht haben mochte. Denn nur eine Art weiblicher Eifersucht auf eine Nebenbuhlerin in der Person von Lessing's junger und schöner Stieftochter, welche jener ihrer Hoffnung im Wege zu stehen schien, kann es psychologisch ausreichend erklären, daß Elise — welche unverheirathet war und in der Mitte der Vierzig stand (sie war 1735 geboren) — jenen Hamburger Klatsch an Lessing berichten und zwar in einer Weise berichten mochte, welche deutlich zeigte, daß sie selber dem albernen Gerüchte nicht nur Glauben schenkte, sondern von Lessing sogar erwartete, daß er ihrem „freundschaftlichen Winke" Folge leisten und seine Stieftochter von sich entfernen werde.

Trotzdem ward Lessing's Zusammenhang mit Elise durch jene eifersüchtige Tactlosigkeit der letzteren nicht abgebrochen. Sein letzter Besuch, den er in Hamburg im Jahre vor seinem Tode machte, galt der Freundin. Hier wird es zu mündlichen Erklärungen gekommen sein, in Folge deren er ihr nach seiner Rückkehr in dem ersten Briefe, den er an sie richtete (derselbe ist vom 28. November 1780, anderthalb Monate vor seinem Tode), die bedeutungsvollen Worte schrieb: „Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde."

Elise Reimarus überlebte ihren Freund noch vierundzwanzig Jahre. Sie starb 1805, siebzig Jahre alt. Lessing's Stieftochter verheirathete sich ein Jahr nach ihres treuen Pflegevaters Tode mit dem Postrathe Henneberg zu Braunschweig, wo sie als siebenundachtzigjährige Greisin im Jahre 1848 gestorben ist. Aus ihrem Nachlasse stammt das jetzt bekannt gemachte Portraitbild ihrer Mutter, Eva König, von dem ich zuerst in meiner Biographie Lessing's (Th. II., S. 268 der sechsten Ausgabe) Kunde gegeben habe. Sie bewahrte ihrem berühmten Pflegevater und Erzieher bis an ihr Ende die tiefste und liebevollste Verehrung, und es ist tröstlich zu denken, daß sie von den widerwärtigen Erörterungen zwischen ihm und der Freundin, deren unschuldige Veranlassung sie gewesen war, wahrscheinlich niemals etwas erfahren hat.

Das alte Metz.

Von Wilhelm Rüllmann.

Das alte Metz! Es liegt in dieser Wortverbindung eine Art Widerspruch, denn Metz bedeutet ursprünglich „Mädchen" und ein altes Mädchen ist immerhin ein Ausdruck sehr zweifelhafter Natur. Aber die Städte sind darin glücklicher als die Mädchen: diese sind zuweilen in der Gegenwart alt, während in der Vergangenheit sie jung waren; jene dagegen pflegen alt zu sein in der Vergangenheit und sich immer wieder zu verjüngen in der Gegenwart. In diesem Sinne werden wir von dem alten Metz sprechen. Alt fürwahr!

In das Dunkel der europäischen Urgeschichte reicht das Alter dieser ehrwürdigen Stadt zurück. Diese starke Moselfestung war schon zur Zeit des alten Galliens als Divodurum der Hauptsitz des Volkes der Mediomatricer. Von diesem Völkernamen leiten französische Archäologen den Namen Metz ab. Nicht, daß es auch an anderen, ebenso kühnen Ableitungen fehlte! Ein uns vorliegender „Guide du voyageur" z. B. hat den Muth, den Namen der Stadt von dem deutschen Worte metzeln, in dessen glücklichen Besitz ihn irgend ein Zufall gebracht hat, abstammen zu lassen. Weil nämlich Attila im fünften Jahrhundert bei seiner gallischen Invasion, welche französische Journalisten schon zum Oeftern Gelegenheit zu historischen Parallelen zwischen Hunnen und Preußen gegeben hatten, das alte Divodurum völlig zerstörte und alle seine Einwohner niedermetzelte, so glaubt sich unser Gewährsmann berechtigt, den Namen der Stadt von dieser Gräuelthat herzuleiten.

Zur Römerzeit war Metz ein sehr wichtiger Punkt und bereits eine blühende Stadt. Trümmer einer Arena, eines Cirkus, eines Amphitheaters und luxuriös eingerichteter Bäder legten noch in späterer Zeit davon Zeugniß ab. Von diesen Ueberresten der römischen Cultur ist nichts mehr erhalten, als die Ruinen des Aquäducts bei Jouy, neun Kilometer von Metz entfernt. Außerdem befindet sich noch jetzt in der Kathedrale eine Badewanne aus Porphyr, die man später zu Taufhandlungen verwandte.

In der Zeit der fränkischen und deutschen Oberherrschaft erhob sich Metz zu immer größerer Blüthe. Sie war eine Zeitlang die Hauptstadt des austrasischen Reiches. Ludwig der Fromme, Sohn des großen Karl, wurde hier begraben. Ein mannhafter, kriegerischer Geist belebte die Bürgerschaft und stärkte sie gegen die Uebergriffe feindlicher Nachbarn, die oft ihre Unabhängigkeit bedrohten. Wiederholt wurden die Normannen, die französischen Könige, wie die Herzöge von Lothringen von den Mauern der Stadt zurückgewiesen, die nur den deutschen König als Oberherrn anerkannte.

Um Weihnachten des Jahres 1356 sah Metz seine glänzendsten Tage. Auf dem Reichstage, den Kaiser Karl IV. damals hier abhielt, um die goldene Bulle zu proclamiren, waren die Fürsten des Reiches, die Vertreter der Reichsstädte und fremde Gesandte in großer Anzahl und mit prächtigem Gefolge erschienen. Unter einem Zelt von Gold und Purpur saßen damals Kaiser und Kaiserin und die edelsten Fürsten des Reichs bedienten sie bei der Tafel. Die ganze Stadt strahlte an jenem Tage in festlicher Pracht und der Jubel der Bürgerschaft wollte nicht enden, als zum Schluß noch die beiden

Jägermeister des Kaisers, der Markgraf von Meißen und der Graf zu Schwarzenburg, auf dem Markt erschienen, ihre Hifthörner bliesen, ihre Hunde bellen ließen und ein gewaltiges Wildschwein und einen starken Hirsch, die losgelassen wurden, erlegten, um sie dann zum Verspeisen unter die Menge zu vertheilen.

Es ist wahr, auch damals, als Metz noch als freie Stadt zum deutschen Reiche gehörte, war bereits die Hinneigung zu Frankreich stark vorherrschend und die französische Sprache weit überwiegend. Die alten Chroniken der Stadt, die vor einigen Jahren herausgegeben wurden und die auch einen Plan der Stadt und Festung aus dem Jahr 1552 enthalten, sind sämmtlich in französicher Sprache geschrieben. „Les Messins vers la France ont tourné leurs regards“, singt schon früh ein alter Schöffe der Stadt. Aber trotzdem hielt die Stadt treu am Reichsverbande fest, bis sie im Jahre 1552 an Frankreich fiel. Auf welche Weise dies geschah ist bekannt genug. Interessant mag es sein, darüber auch einmal eine französische Darstellung zu hören. Wir übersetzen wörtlich aus unserm „Guide du voyageur“:

„Im Jahre 1552 suchte Karl V. König aller Spanier und Kaiser von Oesterreich (!) neue Eroberungen. Der Herzog von Alba erschien am neunzehnten October vor Metz an der Spitze einer beträchtlichen Armee und auch der Kaiser traf am zwanzigsten November dort ein. Die Gefahr war groß! Die Befestigungen der Stadt dehnten sich weit aus, die Garnison war zu schwach, um sich gegen eine alte kriegsgewohnte Armee zu vertheidigen und bürgerliche Zwiste schwächten die Kraft des Gemeinwesens. Die Metzer verlangten daher Hülfe vom König von Frankreich. Heinrich II., der sich schon lange mit dem Gedanken trug die Grenzen seines Landes fest abzuschließen, hütete sich, sie zurückzuweisen. Metz war ein Schild, den er der österreichischen Macht entgegenstellen konnte. Er erklärte sich daher zum Protector der Stadt Metz und beauftragte den Herzog von Guise sie zu schützen und zu vertheidigen.“

Dieser eroberungssüchtige Kral! Diese standhafte Bürgerschaft! Dieser edelmüthige Heinrich!

Vergeblich versuchte Kaiser Karl die geraubte Stadt dem Reiche zurückzuerobern. Wie Magdeburg, so trotzte auch Metz seiner Macht. Krankheiten entstanden in seinem Heere und er mußte zuletzt schimpflich abziehen.

„Die Metz und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.“

Wenn aber jetzt neben der neuen Reichsfahne auch das schwarzweiße preußische Banner auf den Thürmen und Forts vor Metz weht, so muß es für die guten Bürger der Stadt etwas Heimisches haben. Denn auch die Farben der Stadt Metz sind Schwarz-Weiß. Ein altfranzösischer Vers aus dem Jahre 1541 erklärt diese Farben:

„Qui les couleurs vouldré savoir
De mes armes? c'est blanc et noir,
C'est que par blanc: vita bonis,
Et par le noir: mors est malis.“

Eine vielfach commentirte Figur in dem Metzer Stadtwappen ist das Mädchen, das über dem Schild hervorsieht und ihn zu beschützen scheint. Die natürlichste Erklärung ist wohl die, daß die symbolische Figur nichts Anderes bedeutet, als den Namen der Stadt, da Metz ursprünglich einfach Mädchen heißt und frei von der Bezeichnung des Verrufenen und Häßlichen ist,

was ihm der spätere Sprachgebrauch gegeben hat. Man hat jedoch noch drei andere Erklärungen: Die Druiden, sagt die eine, hatten die Gewohnheit, Menschenopfer zu bringen. Jedes Jahr brachte man dem bösen Geiste des Ortes eine Jungfrau dar, die in einem Thurm eingesperrt dem Hungertode geweiht war. Als das Christenthum diesen schrecklichen Gebrauch abschaffte, nahm man aus Dankbarkeit das Bild einer Jungfrau in das Stadtwappen auf. Eine andere Erklärung bezieht sich ebenfalls auf die Einführung des Christenthums. Zu jener Zeit, nämlich im Anfang des vierten Jahrhunderts, erschien im Metzer Lande ein schreckliches Ungethüm, „ein Drache von Gestalt, mit weitem Krokodilsrachen." Eine Beschreibung desselben finden wir bei Rabelais, im vierten Buche des Pentagruel. Dieses Ungethüm, ebenso gefräßig wie das Kretensische, hatte die üble Gewohnheit, jedes Jahr ein junges Mädchen aus der Gegend zu verspeisen. Das geängstigte Volk warf sich dem heiligen Clemens, der damals das Evangelium predigte, zu Füßen und flehte ihn um Hülfe an. Der Heilige ließ sich an den Ort führen, wo der Drache zu weilen pflegte, warf ihm seine Stola über den Kopf, machte das Zeichen des Kreuzes und führte ihn dann an das Ufer der Seille, in deren Fluthen er ihn stürzte.

Zur Erinnerung an dieses Wunder erhielt sich in Metz bis zum Jahre 1776 ein seltsamer Gebrauch. Das hölzerne Bild des Drachen „le Graully" genannt (vom deutschen Wort gräulich), wurde jedes Jahr in feierlicher Procession durch die Straßen der Stadt getragen. Jeder Bäcker, an dessen Bude man vorbeikam, mußte dann ein kleines Brod, jeder Conditor einen Kuchen in den Rachen des Ungeheuers schieben, der ungeheure Quantitäten zu verschlingen vermochte. Die Geistlichkeit hat ja von jeher in der Art, wie sie ihre Einkünfte bezog, eine interessante Mannigfaltigkeit zu entwickeln gewußt.

Die dritte Erklärung der Jungfrau im Stadtwappen ist die bekannteste. Während jene beiden dem religiösen Gebiete entnommen sind, ist diese politischer Natur: sie bezieht sich auf den jungfräulichen Charakter der Festung, die bis zum Jahr 1870 nie einem Feinde ihre Thore öffnete.

So gute Christen und Katholiken die Leute von Metz sind, so ist diese Erklärung doch populärer, als die beiden andern. Denn wenn Chateaubrieand schon gesagt hat „La France est un soldat", so gilt das besonders von der Bürgerschaft von Metz. Diese hat den kriegerischen Ruhm ihrer Stadt von jeher höher gestellt, als den Glanz ihres bürgerlichen Gemeinwesens. Die Statue des Marschalls Fabert auf der Place Napoléon, der einer der berühmtesten französischen Generale des neunzehnten Jahrhunderts war, erinnert die Bewohner der Stadt daran, wie viele ihrer Vorfahren bereits für Frankreichs Ruhm und Größe die Waffen getragen haben. Metz, das Voltaire die Stiefmutter der Künste nennt, hatte auch schon als stärkste Festung Frankreichs einen ganz militairischen Charakter. Die Garnison war eine überaus starke selbst in Friedenszeiten und zwischen ihr und der Bürgerschaft bestand nicht im gesellschaftlichen Verkehr jene Kluft, wie in anderen französischen Städten. Unter den großartigen militairischen Bauten von Metz ist das Arsenal weitaus das interessanteste. Der Krieg hat Vieles, was besonders in dem berühmten Waffensaal angesammelt war, dem Sieger in die Hände geliefert. Ob auch jene berühmte Riesenkanone, die in den Revolutionskriegen von Ehrenbreitstein entführt wurde, wieder dorthin gebracht ist? Wir erinnern uns nicht, etwas davon in den Zeitungen gelesen zu haben. Und doch ist diese Kanone ein interessantes Stück, sowol durch ihr hohes

Alter, als durch ihre riesige Größe. Sie wurde im Jahr 1578 für den Erzbischof von Trier gegossen und führte den Namen: der Greif, wie folgende Inschrift in gothischen Lettern zeigt:

„Der Greif heis ich, meinem
Genedigen Herrn von Drier
Din ich, wo er mich heist
Gewalden, do wil ich Dorn
Und Maurn zu spalten."

Metz besitzt einige interessante Baudenkmale, die Zeugnisse seines hohen Alters sind. Aber nur wenige haben die charakteristischen Züge des Mittelalters bewahrt. So die porte des Allemands, die auf einem ihrer gothischen Thürmchen eine Inschrift trägt, in welcher Henry de Rurstorf et de Ranconual als „maistre principal de cette ouvrage en 1445" genannt wird.

Das großartigste monumentale Bauwerk der Stadt ist natürlich die Kathedrale. Ueber dieselbe giebt es eine kleine Schrift von dem Grafen von Coetlosquet, „Notice sur la Cathédrale de Metz", der wir Einiges entnehmen, was von Interesse ist.

Die Kathedrale von Metz ist das Werk vieler Jahrhunderte. Der gewöhnlichen Ueberlieferung nach soll der kolossale Bau bereits im elften Jahrhundert von einem Bischof Theoderich oder Thierry II. begonnen worden sein. Aber an dem ganzen Bauwerk, wie es sich jetzt präsentirt, ist keine Spur von dem Styl jenes Jahrhunderts vorhanden. Ist jene Ueberlieferung richtig, so sind die ersten Anfänge später wol wieder hinweggeräumt worden, um Neuem Platz zu machen. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts muß ein großer Theil des Bau's schon gestanden haben. Denn als im Jahre 1327 Adhemar II. den bischöflichen Stuhl von Metz bestieg, war es alsbald seine eifrigste Sorge, den Aufbau der Kathedrale weiter zu führen. Als Hauptbaumeister wird uns ein Peter Perrat genannt; die schöne Rosette über dem Portal rührt laut einer Grabschrift von einem deutschen Maler her; „maistre Herrmann de Munstre en Waistefall." Vollendet wurde der Hauptbau erst 1546 unter dem Episcopat Nicolas' von Lothringen. Aber noch im vorigen Jahrhundert entstanden Ausschmückungen von einem Architekten Blondel angefertigt, die dem Ganzen keineswegs zur Zierde gereichten. Umfassende Reparaturen im Innern der Kirche wurden noch in der neuesten Zeit vorgenommen.

So dauerte es viele Jahrhunderte, bis aus Neubauten, Reparaturen und Ausschmückungen endlich ein mehr homogenes Ganze entstand, das sich würdig den großen Baudenkmälern des Mittelalters anreiht. Diese Homogenität des Ganzen ist jedoch keineswegs so durchgebildet, daß ein einfacher und reiner Geschmack völlige Befriedigung empfände. Was der Reinheit fehlt, sucht die französische Massenwirkung zu ersetzen. Der Hymnus des Chevalier Joseph Bard auf die Erhabenheit der Metzer Kathedrale, die er allen Kirchen der Christenheit vorzieht, mag darum immerhin übertrieben sein — gewiß bleibt, daß die „Saint-Etienne de Metz" einen hohen Rang unter ihren mittelalterlichen Colleginnen einnimmt. Ein Umstand unterscheidet sie scharf von allen diesen: der Hahn, der statt des Kreuzes auf ihrer Spitze thront. Man hat gar oft seine Entfernung und Ersetzung durch das Zeichen des Friedens gefordert. Aber der Hahn ist stets geblieben, vielleicht als Symbol der gallischen Streitsucht, die so lange drohend nach dem Osten schaute

Welche Wandlungen der Zeit überdauert doch solch' ein Werk, auch wenn es von Menschenhänden gemacht ist! Den goldenen Reichstag von 1356, den Einzug Heinrich II., den schimpflichen Abzug Karl's V., die Raubhorden Ludwig's XIV., die rothen Jakobinermützen, die levée en masse von 1792, die napoleonischen Heereszüge, die Restaurationen und Republiken unserer Zeit, die Folgen des Staatsstreichs, die guten Tage des dritten Napoleon, und die dreitägige Schlacht, die ihn stürzte: auf alles Das haben die hohen Thürme der Kathedrale herabgeschaut und sie werden noch so manches Handeln und Wandeln zu schauen haben!

In keiner französischen Stadt wurde die Herrschaft des dritten Napoleon so freudig begrüßt, in keiner andern hatte er und hat er vielleicht noch so treue Anhänger, als in dem militairischen Metz. Ein unzweideutiges Zeugniß liegt mir in einem Volkskalender aus dem Jahre 1853 vor, der in dem Patois des pays messin abgefaßt. Dieses Patois ist ganz eigenthümlicher Art, und unterscheidet sich scharf von der Sprache der Gebildeten. In seinem stärker ausgeprägten romanischen Charakter ähnelt es mehr dem Italienischen, wie z. B. an die Stelle des l nach einen andern Consonanten das i tritt. Hier eine Probe dieses Patois in einer Anekdote: Ein Bauer des pays messin kommt zu einem höhern Beamten von Metz, der sich ihm freundlich erwiesen, und erklärt ihm den Grad seiner Verehrung. „M'os Noüel", sagt er ihm, „j'vam tót que si j'ato in paradis aschi sus in piointe d'aguille, j'm'sarero por vo far' piace." — „M. Noel, ich liebe Sie so, daß, wenn ich im Paradies auch nur auf einer Nadelspitze sitzen dürfte, ich Ihnen doch Platz machen würde."

In diesem Patois finden wir in unserm Kalender einen überschwänglichen Hymnus über den Staatsstreich. Ferner eine poetische Aufzählung der Vorgänge in Frankreich von 1848 bis 1852, der mit folgenden Worten beginnt:

„Le' France éstoure o mou ogronsse
D' éte govérnage pé Napoléon!"

Was wir uns mit Hülfe eines vocabulaire patois français übersetzen:

„Frankreich ist heute hochbeglückt,
Regiert zu sein von Napoleon."

Klingen diese Worte nicht jetzt wie teuflischer Hohn, wenn man bedenkt, daß die fruchtbaren Felder jenes schönen pays messin jetzt zerstampft und verwüstet sind, und daß es recht eigentlich dort war, wo jener Mann Reich und Krone verloren?

Aber jene Volksstimme, die ihn damals zur Herrschaft berief, war sie nicht Gottesstimme? Oder sprach diese aus dem Wallen des Krieges, das seinen Thron niederstürzte? Oder redete sie in beiden, in Berufung und Verwerfung? War die Laufbahn des Mannes eine jener Nothwendigkeiten, die wir nicht fassen, eine jener furchtbaren Lehren der Weltgeschichte, die nur mit Blut geschrieben werden?

Wer vermag es jetzt schon Räthsel zu deuten, in deren Tiefe erst spätere Geschlechter, die aus der Ferne sehen, die klar waltende Hand erkennen werden!

Aus meinen italienischen Erlebnissen.

Von Fanny Lewald.

I.

Den 20 September 1870.

„Und sie bewegt sich doch!“ Dieser erhaben trotzige Ausspruch, das stolze „e pur si muove!“, das ich einst erschütterten Gemüthes an dem großartigen Denkmal Galilei's las, als ich vor fünfundzwanzig Jahren zum erstenmale die geweihten Hallen der Kirche von Sta. Croce in Florenz betrat, tauchte heute leuchtend in meiner Seele auf, da der elektrische Funke uns die geflügelte Botschaft brachte: „Die Italiener sind in Rom eingerückt, die dreifarbige Fahne flattert von dem Capitol, Pius der Neunte hat sich in die Engelsburg geflüchtet, die weltliche Macht des Papstes ist gestürzt!“

So lange man diese Wandlung auch erwartet und ersehnt, sie hatte doch noch etwas Ueberwältigendes, und die Art und Weise, in welcher sie sich vollzog, gab ihr das Gepräge eines ethischen Gerichtes Denn vor den Mauern von Metz und von Sedan, an den Ufern der Mosel und der Maas haben die Deutschen den Stoß gethan, der den päpstlichen Königsthron in dem Augenblick zertrümmerte, in welchem der Papst ihn auf dem Infallibilitätsdogma höher und fester als je zuvor zu gründen glaubte. Der alte Kampf zwischen Deutschland und Rom, zwischen deutschem und römischem Geiste ist am 1. September für Deutschland siegreich ausgefochten; der alte Kampf der Welfen und Ghibellinen ist beendet worden; und was in späteren Zeiten ein deutsches Fürstengeschlecht, was das Haus Habsburg und Lothringen an den Italienern gesündigt, das haben die deutschen Völker auf den böhmischen und französischen Schlachtfeldern jetzt vollauf gesühnt. Italien ist geeinigt; Deutschland vollzieht die That seiner staatlichen Einigung, und deutschem Geiste, dem Geist der freien Forschung, der freien Entwicklung, dem Geiste der wahren Menschlichkeit und bürgerlichen Gesittung, ist jetzt von den stolz wallenden Wogen der Ost- und Nordsee bis zu den schönen südlichsten Inseln des Mittelländischen Meeres keine Schranke mehr gesetzt.

Vor fünfundzwanzig Jahren aber sah es in dem vielfach zerstückelten, geistig geknechteten Italien freilich anders aus als jetzt, und es war damals keine Uebertreibung in dem Ausspruch eines meiner Bekannten, daß man in Italien nicht zwei Stunden fahren könne, ohne von einem Beamten die Worte: Dogana und Passaporto zu hören.

Ich war im Herbste 1845 vom Simplon nach dem Lago maggiore gekommen, wir fielen also mitten in die Herrschaft des österreichischen Polizeistaates und des politischen Mißtrauens hinein; und wenn damals in Deutschland die Belästigung mit den Aufenthaltskarten und Paßbescheinigungen in den verschiedenen Ländern und Städten auch noch groß genug war, so war sie in der Lombardei geradezu unerträglich. In jedem Orte, in dem

man übernachtete, wurden die Pässe abgefordert und visirt; das kostete jeden Abend einen oder mehrere Liren, und da die Taxe für das Visa in den verschiedenen Orten nicht gleich war, so war man obenein in das jemalige Belieben des Gastwirths, des Lohndieners und des Polizeiboten gegeben, die Einem gelegentlich Abends um neun Uhr den Paß abnahmen, um ihn am Morgen im letzten Augenblick vor der Abreise zurückzubringen, in welchem man die Möglichkeit eines Einspruches gegen Uebervortheilung gar nicht mehr besaß. Am Ende eines vierzehnmonatlichen Aufenthaltes in Italien war es uns belustigend, das Paßbüchelchen durchzusehen und nachzurechnen, wie viel Leibzoll wir gezahlt hatten. Die Zahlen sind mir entfallen, sie waren aber so hoch, daß man, um Glauben zu finden, das Buch vorlegen mußte. Und dazu kam noch das Visitiren nach verbotenen Büchern 2c. Man brauchte kaum ein Reisetagebuch zu führen, die Paßvisitationen vermerkten jeden Aufenthalt von ein paar Stunden und jedes Nachtquartier, ja fast jedes kleinste Städchen, durch dessen Thore man ein- und ausgefahren war.

Die erste große italienische Stadt, in welcher wir einen längern Aufenthalt machten, war das vornehme Mailand. Es war voll von österreichischen Soldaten und Polizeibeamten, und das Castell auf der Piazza d'Arme streckte aus seinen Schießscharten die Kanonenschlünde über die Weitung des Platzes aus, auf dem österreichische Corporale, den Prügelstock an der Seite, vom frühen Morgen bis zum späten Abend deutsche, slavische und ungarische Soldaten exerciren ließen. Die italienischen Soldaten wurden meist außerhalb Italiens verwendet, wie man uns sagte.

Ich hatte mein Italienisch an Silvio Pellico's unvergleichlicher Schilderung seiner Gefängnißleiden erlernt, welches Buch, um seiner erhabenen Einfachheit willen, seitdem eines meiner Lieblingswerke geblieben ist, und die Worte: „Il venerdì 13 ottobre 1820 fui arrestato a Milano e condotta a Santa Margherita" (am 13. October 1820 wurde ich in Mailand verhaftet und nach Sancta Margherita geführt), mit denen er seine Schilderung anhebt, waren mir lebhaft gegenwärtig, als ich in Mailand ankam. Ich wollte also die Gefängnisse von Sta. Margherita sehen, mit ihren „camere di là, camere di quà" (Zellen hier, Zellen dort), wie das zu einem Gefängniß eingerichtete ehemalige Nonnenkloster sie aufwies; ich wollte wo möglich die Zelle sehen, in welcher man Silvio gefangen gehalten und in der er durch den sanften traurigen Gesang eines ebenfalls eingesperrten jungen Frauenzimmers, durch das:

„Chi cende alla meschina
La sua félicità?"

(wer giebt der Unglücklichen ihr verlorenes Glück zurück?) so erschüttert und so gerührt worden war.

Wir, d. h. meine ältere Reisebegleiterin und ich, waren in dem damals von Deutschen besonders gern besuchten Hôtel Reichmann auf dem Corso di Porta Romana abgestiegen, hatten dort unerwartet einen Bekannten von mir, den berühmten Zoologen Staatsrath Karl von Bähr aus Petersburg getroffen, der früher in meiner Vaterstadt Königsberg Professor gewesen war, und da er gleich uns darauf aus war, Mailand kennen zu lernen, machten wir uns in der Regel Morgens gemeinsam mit dem Plane in der Hand auf unsere Wanderungen. Dabei sollte es denn endlich an einem Mittage auch nach St. Margherita gehen; und da wir uns nicht hinzufinden vermochten, fragten wir Vorübergehende um unsern Weg. Aber während man

uns sonst auf ähnliche Fragen stets sehr freundlich und dienstwillig Bescheid gegeben hatte, sah man uns bei diesem Ansuchen mit Verwunderung an; und als ich endlich auf die Erkundigung: „Was suchen Sie in St. Margherita?" unumwunden die Antwort gab, ich wolle sehen, wo „der Pellico" gefangen gewesen sei, verneigte der Gefragte sich kurz und meinte, er bedauere, mir nicht dienen zu können.

Am Abend sprachen wir davon mit unserm Wirth. Der zuckte mit den Schultern. „Sie sind in Mailand, meine Herrschaften!" sagte er. „Hier ist eine andere Luft als bei uns jenseits der Alpen. Man darf hier Niemand um solche Namen fragen. Einer hält den Andern hier für einen Spion; das ungeheure Mißtrauen der Regierung macht hier Jeden vorsichtig. Man weiß wirklich nicht, wie das hier einst noch werden wird. Sie können sich ja immer das alte Klostergebäude von außen betrachten, wenn Sie das interessirt, aber fragen Sie nicht nach Pellico: Sie könnten sich in der That Verdrießlichkeiten damit zuziehen!"

Mailand sah übrigens damals sehr reich und glänzend aus. Die Abendfahrt im Giardino publico zeigte eine sehr elegante Gesellschaft, vor dem adeligen Casino der Scala gegenüber saßen schöne, vornehme Männer in dem Café; in den Logen der Scala bewegte man sich frei und heiter wie in einem Gesellschaftskreise, denn die Logen waren zum großen Theil hypothekirtes Eigenthum der Familien, die sie inne hatten — aber Mittags und Abends zogen unter Trommelschall österreichische und ungarische Soldaten in beträchtlichen Massen durch alle Hauptstraßen der Stadt, als sollten die Einwohner es nicht vergessen, in wessen Hand und Macht sie wären — und es waren keine freundlichen Blicke, mit denen man die Soldaten begleitete.

In Genua, wo wir wie in Florenz längere Zeit und in größerer landsmännischer Gesellschaft verweilten — außer Herrn von Bähr war noch der gelehrte und liebenswürdige Kunstforscher Geheimrath Schnaase mit den Seinen zu uns gestoßen — athmete man freier auf. Das Militair in Genua bestand aus Eingeborenen; von den unheimlichen täglichen Märschen durch die Straßen war keine Rede, dafür wimmelte die Stadt aber von Mönchen, und bei den verschiedensten Anlässen hatten wir Gelegenheit zu merken, wie das Lesen zu den Dingen gehörte, mit deren Kenntniß die handarbeitenden Stände nicht, oder doch nur sehr ausnahmsweise, gesegnet waren. Dabei waren die Schiffer und Arbeiter im Hafen auffallend streitsüchtig, alltäglich sahen wir die heftigsten Schlägereien vor unseren Fenstern und die Stille, das gefällige Betragen, die höfliche und gute, ja poetische Redeweise der Florentiner fiel uns nach der Rohheit der Genueser später doppelt angenehm auf. Um mir einen jungen schlanken Dänen zu bezeichnen, der öfter bei mir gewesen war und dessen Namen sie nicht wußte, nannte ihn unsere Florentiner Wirthin: „jener Jüngling hoch und schlank wie der Campanile!" — (Der schöne Glockenthurm am Dome.)

Florenz hatte damals auf seiner Oberfläche noch etwas träumerisch Friedliches. Es war noch die Stadt der Blumen, und wenn man im Giardino Boboli hinter der großherzoglichen Residenz, durch die langen, schattigen Alleen von immer grünen Eichen an den langen Taxuswänden hinging, wenn die Marmorgebilde so feierlich aus dem Grün hervorsahen, wenn von den Blumenterrassen der Heliotrop und die Tuberosen und das Citronenkraut dufteten, und von der Höhe des Gartens die prachtvollste Kuppel des Domes

und der stolze Thurm des Palazzo Vecchio sichtbar wurden, so vergaß man unwillkürlich, in welcher Zeit man lebte. Man vergaß das neunzehnte Jahrhundert, man vergaß die politischen Kämpfe, die Zahl der Märtyrer, welche die verschiedenen revolutionairen Erhebungen in den verschiedenen Staaten der Halbinsel in den Tod und in die furchtbarsten Kerker geschickt hatten — und man sagte sich, dieser Garten, diese Natur, und die von ihnen erzeugte Stimmung müßten es gewesen sein, die Goethe einst für seinen Tasso die Schilderung von Bel Riguardo eingegeben hätten. Es war äußerlich ein von allem Gegenwärtigen verschiedener Eindruck, eine in das Leben getretene, völlig eigenartige Welt voll Poesie und bestrickendem Zauber. Unter dieser sanften Oberfläche barg sich aber in den Kreisen der gebildeten und gelehrten Männer eine lebhafte Betheiligung an den Bestrebungen für die Wiedergeburt Italiens, und in den Seitenzimmern des Café Vieusseux fand sich eine Gesellschaft zusammen, die es wußte, daß sie, wenn auch mit verschleierter Strenge, genau beobachtet wurde. Eines der Mitglieder dieses Kreises, Doctor Thomas Gar, ein Trientiner, hatte länger in Berlin gelebt und war mir bekannt. Jetzt ist er Oberbibliothekar der Bibliothek von S. Marco in Venedig. — Im Uebrigen waren die Quälereien, die Paßvisitationen und die Zoll- und Polizeiüberwachung im Großherzogthum Toscana ebenso peinlich wie in der Lombardei und wie in Piemont, und von dem Augenblick ab, in welchem man das päpstliche Gebiet betrat, wurden diese Uebel wo möglich nur noch ärger.

Es war in dem letzten Lebensjahre Gregor's des XVI. und der finstere, mißtrauische Sinn dieses beschränkten, aber gelehrten Camaldulensermönches lag wie ein Bann über Rom und dem Kirchenstaate. Eben erst war eine revolutionaire Erhebung in der Romagna niedergeworfen worden, zahlreiche Todesurtheile waren vollstreckt, die beiden Brüder Baniera, Söhne eines unter österreichischen Fahnen in Venedig dienenden Generals, waren hingerichtet worden, die Gefängnisse und die Galeeren waren voll sogenannter politischer Verbrecher, in Rom mißtraute einer dem Andern, und die gerade in jenem Winter sehr zahlreiche und glänzende Fremdengesellschaft erhielt oft von den mit ihr verkehrenden Italienern heimliche Winke, sich vor dieser oder jener Person in Acht zu nehmen. So fanden sich denn auch zu dem großen Kreise von Fremden, welcher in dem Hause einer reichen und gelehrten Köinerin, der Frau Sybille Mertens Schaafhausen, seinen Mittelpunkt hatte, allmälig allerlei Personen von anderen Nationen heran. Griechen, Serben, Franzosen, die sich auf ihren Visitenkarten Ritter aller möglichen fremden und päpstlichen Orden nannten, die bei allen großen Kirchenceremonien in sehr auffallenden, nirgend heimischen Uniformen und immer in erster Reihe zu sehen waren, und über deren Woher und Wohin sehr unklare Berichte im Schwunge gingen. Von Einem oder dem Andern derselben pflegte der gelehrte Abbate Matranga, einer der Custoden der Vatikanischen Bibliothek, der zu meinen näheren Bekannten gehörte, mir wol gelegentlich zu sagen: „badate Signorina! è una Spia!" — (Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein, er ist ein Spion!) — Ganz dasselbe sagten andere Personen aber wieder von dem liebenswürdigen Matranga selbst, und wer etwa staatsgefährliche Geheimnisse zu verbergen gehabt hätte, dem hätte es recht unheimlich in einer so beschaffenen Gesellschaft sein müssen. Päpstlich gesinnte Personen warnten mich vor meinem Arzte, Dr. Pantaleoni, einem bedeutenden und freisinnigen, sein Vaterland liebenden Manne, der später lange im Exil ge-

lebt hat, und dem die jetzt nach dem Einrücken der Italiener in Rom gewählte Giunta die Sorge für die ganze Medicinalpolizei übergeben hat — und in dem Bereiche der Sanitätspolizei wird in dem furchtbar versumpften und verpesteten Rom etwas zu schaffen sein!

Die einflußreichsten Personen in Rom waren in jenen Tagen der Barbier des Papstes und dessen Frau. Sie hatten einen nahen Verwandten, der einen Handel mit feinen Eßwaaren auf dem Corso betrieb (einen pizzicarolo), dessen Zuspruch außerordentlich war. Es gab täglich neue Geschichten über die gefährlichen Geheimnisse, welche durch diesen Mann, und durch den Barbier und dessen Frau, dem Papste bekannt geworden waren, und dann wieder andere Erzählungen darüber, wie berühmte italienische Künstler dieses Delicatessenhändlers Frau gemalt und beschenkt hätten, um bei irgend welchen Arbeiten für die Kirchen verwendet zu werden. Ob dies wahr, ob es unwahr sei, würde schwer zu beweisen sein; die Möglichkeit dieser Gerüchte bewies aber für die Zustände um so mehr. Man sprach von dem Vermögen, das jener päpstliche Barbier durch die Bestechungen gemacht haben sollte, die man an ihn wendete; und Alles, was man Schlimmes und Unwürdiges von den großen Würdenträgern der Kirche, was man Gehässiges gegen den Papst selber aussagte, fand einen böswillig bereiten Glauben. Es war damals, wie auch in späterer Zeit, für Denjenigen, der nicht an solche Eindrücke gewöhnt war, geradezu unfaßbar, wie man vor denselben Geistlichen knieen und den Segen Derjenigen erbitten und Vergebung seiner Missethaten von denselben Männern erhoffen konnte, welchen man alle Arten von Sünden nachsagte. Man verlachte, was man anbetete, und spottete heimlich über die Priester, denen man doch unbedenklich das Amt „zu binden und zu lösen" zuerkannte. Die schreiendste Unwissenheit, der blindeste Aberglaube waren in den niederen Ständen allgemein. Lesen und Schreiben gehörten auch unter dem römischen Volke wie in Genua zu den Gottesgaben, die nur wenig Auserwählten zu Theil geworden waren. Der „scrivano publico", der öffentliche Schreiber, war noch eine vielgesehene, auf den Marktplätzen sitzende Figur, und die Geistlichkeit sprach es unumwunden aus, daß das Schreibenlernen namentlich für das weibliche Geschlecht nicht nur eine überflüssige, sondern eine gefährliche Kunst sei, denn: „Was haben Frauenzimmer zu schreiben und was können Sie schreiben als Liebesbriefe? Sie führen sich besser ohne das auf!"

Und viel besser war es, wie man allgemein behauptete, mit der Bildung der Frauen in den Mittelständen und in der vornehmen Gesellschaft auch nicht bestellt, wenn man einzelne gelehrte Frauen, deren es in Italien immer gegeben hat, ausnahm. Eine derselben, eine Gräfin Dionigi, welche vorzüglich improvisirte, lernte ich damals kennen. Eine Andere sah ich auf dem Capitol als Dichterin in großem feierlichem Acte krönen. Licht und Schatten standen sich, wie in den klimatischen Verhältnissen, so auch in der Bildung der Frauen in Italien damals noch weit greller als in den anderen Culturländern gegenüber.

Neben diesen und anderen Uebelständen war aber in jener Zeit auch manches Gute noch vorhanden, das sich später verloren hat. Das Volk, sowol in Rom wie auf dem Lande, war schön und kräftig, hielt etwas auf sich und betrug sich demgemäß bei jedem öffentlichen Auftreten in einer selbstgewissen Schicklichkeit, die bei einem so lebhaften und leidenschaftlichen Volke doppelt angenehm auffiel. Frauen und Mädchen hatten etwas Zurückhal-

tendes bei großer Freimüthigkeit. Ihr Verkehr mit Männern war anständig; die Fremden und die Künstler unter ihnen wußten, daß sie sich selbst ihren Modellen gegenüber in Schranken zu halten hatten, und daß man in Bezug auf die Ehre der Frauen und Mädchen in den Familien keinen Spaß verstehe. Die Behörden setzten der Abreise eines Fremden Hindernisse entgegen, wenn römische Familien gegen ihn für ihre Töchter klagbar wurden, und manche große deutsche Künstler — Peter von Cornelius an ihrer Spitze — haben auf diese Weise römische Frauen in die deutsche Heimat zurückgebracht, die sich dort fast immer Freunde und Theilnahme erworben und ehrbar und häuslich erwiesen haben.

Es herrschte auch in Rom und in der Umgegend eine verhältnißmäßig große Sicherheit. Man zog sorglos in der Campagna und in den Gebirgsstädtchen umher, selbst in Rom war man weit weniger vorsichtig im Verwahren der Wohnungen, als man es sonst in gleich großen Städten zu sein nöthig hat; und vorausgesetzt, daß man politisch unverdächtig war, hatten die Fremden ein gutes Leben, denn es war in den päpstlichen Staaten wie in einem Badeorte: die Fremden bildeten die Haupteinnahmequelle der römischen Bevölkerung, und die Polizei hatte ausdrücklich Anweisung, ihnen, wenn erst einmal das Paßwesen überwunden war, nichts in den Weg zu legen und sie möglichst frei gewähren zu lassen. Dafür sprach man in der Gesellschaft kein Wort von Politik. Von fremden Zeitungen, namentlich von deutschen, war nur die Augsburger Allgemeine in zwei oder drei öffentlichen Localen zu finden; eine deutsche, d. h. protestantische Kirche oder eine solche Schule waren nicht zugelassen, und der Geistliche der preußischen Gesandtschaft, an den die protestantischen Fremden, die Schweizer und Scandinavier mit eingerechnet, sich zu halten hatten, war, so viel ich mich erinnere, nicht als Geistlicher, sondern als einer der Secretaire der Gesandtschaft in deren Listen aufgeführt. Das erschien um so ungerechter, wenn man bedachte, wie die preußische Regierung den Katholiken die freieste Religionsübung und völlige Gleichstellung mit den Protestanten in allen ihren Landestheilen zuerkannte. Es war damals die Zeit der deutschkatholischen Bewegung; Ronge's und Czerski's Namen waren viel genannt. Die gebildeten Römer wußten davon, und sogar ein junger Franciskanermönch, den ich häufig bei mir sah, ein geborner Sicilianer, hatte von neuen Auflehnungen gegen die Kirche „reden gehört". Aber wenn besonders Gebildete im engen Vertrauen gegen ihnen sichere Personen es auch aussprachen, daß in der Kirche wol Aenderungen nöthig wären, daß Männer, die wie alle päpstlichen Beamten sämmtlich Geistliche wären, schlecht zu Räthen der Regierung taugten, weil sie keine eigenen Familien und deshalb kein Interesse an dem Emporkommen und Gedeihen des Landes hätten, so sah man, ohne es eingestehen zu mögen, die Zustände doch noch als etwas durchaus Festes und Dauerndes an, und die vielen mißlungenen revolutionairen Erhebungen liehen diesem Glauben eine anscheinende Berechtigung. Man hatte den Wunsch nach einer Aenderung der Zustände, ohne die Aussicht sie erreichen zu können, und vollends an einen Sturz der weltlichen Macht des Papstes dachten sicherlich damals nur wenig Auserwählte. Die römische Aristokratie hatte etwas ruhig Stolzes und äußerlich Würdiges; das Volk liebte seine alten Adelsgeschlechter und es waren nur Einer oder der Andere unter den alten Familien, denen man um ihres Geizes oder sonst um einer übeln Eigenschaft willen Böses nachsagte Man hielt die alten Familien hoch, auch wenn ihre Paläste bereits viel zu

groß für ihre gegenwärtige Bedeutung und Mittel geworden, und in traurigen Verfall gerathen waren. Bisweilen mochte freilich die Equipage, mit der man sich auf dem Corso und bei der Spazierfahrt auf dem Monte Pincio sehen ließ, nebst den Familienbrillanten, welche die Frauen der alten Geschlechter bei den ersten Empfangsabenden der neuernannten Cardinäle und auch in der Oper anzulegen pflegten, so ziemlich noch der einzige Luxus sein, den sie noch zur Schau zu tragen vermochten. Nachtheilige Urtheile über die Sitten der römischen adeligen Frauen erinnere ich mich nicht damals irgendwie gehört zu haben, und manche dieser Frauen standen, wie die eben jung verstorbene Fürstin Borghese und die Fürstin Colonna, um ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit willen bei dem Volke in besonderer Liebe und Verehrung.

II.

In Neapel war das anders. Ein Zusammenwirken günstiger Verhältnisse hatte mich nach den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Neapel als Gast in das Haus einer russischen Gräfin geführt, welche mit der Hofgesellschaft und den verschiedenen Gesandten in lebhaftem Verkehr stand. Der eben in jenen Tagen erfolgte völlig unerwartete Tod meines Vaters und mein Schmerz über denselben machten es mir unmöglich, in größere Gesellschaften zu gehen, oder die Gelegenheit zum Besuch einzelner Hoffeste zu benutzen, die man mir bot; aber ich sah jene Gesellschaft vielfach, ja fast täglich in dem stets offenen Hause meiner Gastfreundin, und ich war überrascht davon, wie das laute, genußsüchtige Leben in der südlichen Königsstadt von der vornehmen römischen Feierlichkeit verschieden war.

In Rom war selbst auf den Straßen und im Volke Alles still, wenn nicht die Kirchenglocken läuteten oder junge Männer singend und die Mandoline spielend bei Sternenschein durch die schweigenden Straßen zogen. Von soldatischem Wesen sah man nichts. In Neapel hingegen machte sich trotz dem außerordentlich bewegten Volksleben, trotz der großen Einwohnerzahl und eines regen Handelsverkehrs in den dem Hafen zunächst gelegenen Stadttheilen, das Militair und König Ferdinands Vorliebe für dasselbe überall gar sehr bemerklich. Auf dem Largo di Castello trommelte und exercirte man den ganzen Tag, vom Castel St. Elmo sahen die Kanonen drohend auf die Stadt hinunter, und es war Grund dazu vorhanden, denn die Unzufriedenheit in Neapel war außerordentlich groß.

Nicht nur in den Familien der reichen Kaufleute, deren ich durch Empfehlung deutscher Freunde verschiedene hatte kennen lernen, sprach man sich sehr bitter über die willkürliche Mißregierung; über die unheilvolle Pfaffenwirthschaft aus, sondern selbst in den aristokratischen Kreisen konnte man sehr harte Urtheile über den König und die Regierung hören, und beliebt war vom Hofe eigentlich nur die verwittwete Königin Mutter, eine Schwester der Herzogin von Berry, während die regierende Königin auch in der Aristokratie durchaus unbeliebt war. Darin lag aber eine Ungerechtigkeit, die nur durch die große Sittenverderbniß der damaligen vornehmen Welt von Neapel erklärlich wurde.

Die regierende Königin war eine Tochter des Erzherzog Karl von Oesterreich, eine stolze, sittenreine Frau, eine tadellose Gattin, eine pflichttreue, aber herrschsüchtige Mutter. Sie war jung nach Neapel gekommen, von dem sehr rohen König brutal behandelt, von den freien Sitten des Hofes zurückge-

stoßen worden, und hatte sich deshalb in sich und in den Kreis ihrer Kinder zurückgezogen. Man sagte, sie lebe nur in der Kinderstube, habe das Italienische nur von den Ammen ihrer Kinder gelernt, sie sei geistlos und habe den kalten beleidigenden Stolz der Habsburger. Sie war aber damals noch eine schöne Frau, und selbst zwanzig Jahre später, da ich sie als eine Vertriebene, immer schwarz gekleidet, allabendlich mit ihrem finstern Gesichtsausdruck auf dem Monte Pincio zu Rom die übliche Spazierfahrt machen sah, war ihre Erscheinung noch gebieterisch. Ihr enthronter Sohn, König Franz, und die Königin Marie sollten, wie man 1867 in Rom behauptete, viel von ihr zu leiden gehabt haben, aber sie hatte auch selber viel gelitten. Es waren 1846 in Neapel viel Anecdoten über ihres Gatten Betragen gegen sie im Umlauf, und man verzieh ihm leichtsinnig alle die Kränkungen, welche seine vielfachen Untreuen ihr bereiteten, während man über die wirklichen Rohheiten, die er gegen sie begangen haben sollte, mit einem Achselzucken fortging. Einmal hatte sie, wie man erzählte, sich am Flügel niederlassen wollen, und der König als liebenswürdigen Scherz den Sessel hinter ihr fortgezogen, so daß die große, starke Frau schwer zu Boden gefallen war.

„Das ist das Betragen eines Lazzaroni!“ hatte sie im Schreck und in ihrer Beleidigung ausgerufen, und der König war im Beisein ihrer Hofdame auf sie losgestürzt und hatte sie mit den Worten: „Ich will Ihnen zeigen, wie die Lazzaroni es machen!“ in rohester Weise mißhandelt. Auch in Rom war sie freilich später nicht geliebt; und doch ist sie als ein Opfer ihrer Mutterliebe gestorben, als sie im Sommer des Jahres 1867, zur Zeit der in Albano bei Rom pestartig wüthenden Choleraepidemie, selbst schon von der Krankheit ergriffen, nicht von dem Lager ihrer beiden jüngsten zum Tode erkrankten Kinder zu entfernen war, bis der Tod sie selbst ereilte.

Ganz im Gegensatz zu der Ungunst, mit welcher man die eben erwähnte Königin betrachtete, war die Königin Wittwe beliebt, und man nahm keinen Anstoß an ihrem Lebenswandel, der zuletzt so arg geworden war, daß der König, ihr Sohn, sich in das Mittel legen mußte. Die Art, mit welcher es dabei zuging, war aber auch durchaus charakteristisch für das Land und für die Sitten desselben. Der König hatte, wie man behauptete, seiner Mutter durch ihren Beichtvater Monsignore C. eröffnen lassen, daß er ihr die bisherige Freiheit ihres Lebenswandels nicht länger nachsehen könne, und daß sie, wenn sie nicht als Wittwe leben wolle, sich einen Gatten wählen müsse. Sie hatte entgegnet, daß sie keine besondere Vorliebe für irgend Jemand hege, daß sie aber, wenn ihr Sohn es verlange, nicht abgeneigt sei, sich wieder zu verheirathen. Darauf hatte man aus den Garden zwölf junge, schöne Officiere aus alten Familien ausgewählt, der Beichtvater der Königin hatte ihnen die Absichten des Königs mitgetheilt, man hatte ihnen begreiflich gemacht, daß es sich darum handle, dem königlichen Hause seine Ergebenheit zu beweisen und zugleich das Seelenheil der Königin Wittwe zu wahren. Danach hatte man ihnen eine Messe gelesen und nebenher auch die weltlichen Vortheile auseinander zu setzen nicht ermangelt, welche der künftige Gatte der Königin zu gewärtigen haben würde, und nach gehörter Messe war dieses Elitecorps von Heirathscandidaten der Königin Witwe vorgeführt worden, die sich denn freimüthig und schnell entschlossen, sich den stattlichsten unter diesen jungen Männern antrauen zu lassen. Der Erkorene genoß keiner Art von königlichen Ehren, sondern hatte seinen Rang unter den ersten Hofbeamten; aber man schien ihn in der Gesellschaft nicht zu mißachten. Seinen Namen

habe ich vergessen, habe aber sein Bild, da ich ihn oft mit seiner bedeutend ältern Frau in offener Kalesche auf der Riviera di Chiaja habe spazieren fahren sehen, noch vollständig im Gedächtniß. Man rühmte ihm nach, daß er seine Stellung sehr tactvoll zu behaupten wisse, daß er sein Amt, die Königin Mutter in Ordnung zu halten, sehr gut und gewissenhaft erfülle, und die Zuneigung, welche man für die Königin Mutter hatte, trug sich bis zu einem gewissen Grade auch auf ihren wachhaltenden Gatten über. Sie war eben wie die Welt, in der sie lebte, und gab sich kein tugendrichterliches Ansehen.

Diese „Welt" war aber in sittlicher Beziehung als wäre sie aus einem französischen Roman entlaufen; und obschon sich sehr geistreiche Männer und Frauen von den verschiedensten Nationen in ihr zusammenfanden, obschon die Umgangsformen äußerst angenehm und abgeschliffen waren, mußte Jeder, der in anderen Sittenbegriffen — oder vielmehr überhaupt mit der Vorstellung erzogen worden war, daß nicht Alles erlaubt sei, was gefällt — sich mit Staunen davon abwenden. Die ernsteren Männer und Frauen in derselben, wie meine Freundinnen, wie der spanische Gesandte und historische Schriftsteller, Herzog von Rivas oder die Dichterin Irene Capecellatro und Andere, sprachen bisweilen mit Sorge von dem Ende, das diese Zustände nothwendig einmal nehmen würden; aber der Liebesabenteuer verheiratheter Männer und Frauen, in denen damals der österreichische unverheirathete Fürst Felix Schwarzenberg, der spätere erbitterte Gegner Preußens, eine sehr hervorragende Rolle spielte, waren so viele und es gab täglich so viel zu berichten und vorsichtig zurecht zu legen, damit wenigstens der äußere Anstand und Zusammenhalt einigermaßen erhalten blieb, daß man für die kommenden Tage und für die eigene ferne Zukunft nicht viel Nachdenken übrig behielt. Von Politik war viel mehr die Rede als in Rom — aber nicht von der Politik des Königreichs Neapel. Man besprach die österreichischen, die französischen Zustände. Preußen und das nicht österreichische Deutschland kamen dabei so wenig wie das Feuerland oder Grönland in Betracht. Man nahm lebhaften Antheil an allen Erscheinungen der französischen Literatur; die Revue des deux mondes und alle irgendwie bedeutenden französischen Journale waren Gegenstände der täglichen Unterhaltung. Man hatte dabei, namentlich die zahlreichen Russen, die sich in der Gesellschaft befanden, eine ausgesprochene Vorliebe für jene Art von Socialismus, wie sie sich in den französischen Romanen kundgab, aber über Das, was sich Sociales in der nächsten Nähe zutrug, glitt man leicht hinweg.

Der Einfluß der Geistlichkeit war allmächtig, und die vornehmsten Prälaten verschmähten es nicht, ihren Vortheil, wie ihre Zuneigungen und Abneigungen bis in die intimste Angelegenheit des Familienlebens geltend zu machen. Ein sehr merkwürdiges Bild von diesem Einfluß der Geistlichkeit, wie von dem Leben in den aristokratischen Familien und in den von der Aristokratie begünstigten und für ihre Mitglieder benutzten Klöstern, bieten die Memoiren einer Nonne dar, der Gräfin Henriette Caracciolo, die sie veröffentlichte, als Neapel in das neue Königreich Italien aufgenommen und die Klöster aufgehoben worden waren. Sie hat sich später mit einem bürgerlichen Advocaten verheirathet.

In Sicilien aber sah es, wie man mir in dortlebenden deutschen und sehr gebildeten Familien berichtete, mit den Sitten der begüterten Familien und des Adels noch weit schlimmer aus. Die ärgsten Ausschreitungen gegen

die Sittlichkeit waren in den Familien gang und gäbe; Mann und Frau hatten gelegentlich ihre Geliebte und ihren Liebhaber unter irgend welchem annehmbaren Titel zu ständigen Hausgenossen, die partie quarrée war vollständig eingerichtet. Der Hausgeistliche und Beichtvater machte den Vertrauten und Vermittler zwischen den verschiedenen Theilen, und weil Jeder seines Beistandes bedürftig war und namentlich die Frauen darauf hielten, sich ihre Sünden vergeben zu lassen, war der Einfluß der Geistlichkeit, der durch den geradezu noch heidnischen Aberglauben in den unteren Volksschichten unbedingt herrschte, auch in den begüterten Familien fest begründet; um so mehr, als auch unter den Frauen der wohlhabenden Stände die Unwissenheit unglaublich war.

Aber trotz der sinnlichen Genußsucht, trotz der sehr verbreiteten Sittenverderbniß, trotz der Unwissenheit und Gedankenlosigkeit der großen Mehrzahl, gab es in Neapel einen Kreis von Männern und Frauen, in denen die Erinnerung an die von den Bourbonen mit Schwert und Strick niedergeworfene Revolution nicht erloschen war. Es lebten noch die Angehörigen der Männer, welche die blutdürstige Reaction an den Galgen und auf den Hochgerichten hatte sterben lassen. Ihr Gedächtniß war treu und fest, und das „junge Italien“ hatte seine Anhänger und Mitglieder vom Fuß der Alpen bis zum Meere. Hie und da tauchte, wenn man mit gebildeten Adeligen oder mit Personen aus den bürgerlichen gebildeten Kreisen, mit Aerzten, Gelehrten, Kaufleuten zusammentraf, ganz unerwartet und ganz rücksichtslos eine das Gouvernement oder die Geistlichkeit bitter tadelnde Aeußerung, ja eine fluchende Verwünschung derselben auf. Im niedern Volke sprach sich die Unzufriedenheit mit den Zuständen meist in einer Sehnsucht nach der frühern Franzosenzeit, nach der Regierung Joachim Murat's aus, der im Munde des Volkes nur als „der brave Gioacchino“ lebte, und der, weil er durch die verhaßten Bourbons erschossen worden, sich für das Bewußtsein der Menge halbwegs in einen Heiligen verwandelt hatte.

Die Unsicherheit im Lande entsprach den übrigen Zuständen. Die Regierung pactirte mit den Briganten, ohne sich, wenn die Gelegenheit ihr günstig war, vor offenem Verrath an den Briganten zu scheuen; und das Landvolk pactirte ebenfalls mit ihnen, hielt ihnen aber aus Furcht die Zusagen besser als die Regierung, und trat aus Abneigung gegen diese auf Seite der Briganten, wenn es zwischen diesen und jener einmal zu ernsten Zusammenstößen kam. Kurz, von den äußersten Nordgrenzen des österreichischen Italiens bis hinab zu den italienischen Inseln, überall die höchste Unwissenheit im Volke, überall Mißregierung, überall Mißtrauen und Mißwollen zwischen den Herrschern und den Beherrschten; und über sie Beide mächtig eine selbstsüchtige, habsüchtige, einzig auf ihre Zwecke gestellte Geistlichkeit, aus welcher denn hie und da, wie Sterne aus tiefer Nacht, einzelne erhabene Charaktere auftauchten: Männer, in denen eine ideale Auffassung des Christenthums und ihres Berufes neben einer begeisterten Liebe für ihr Vaterland lebendig waren.

Natürlich wurden diese von ihren geistlichen Vorgesetzten mit Unerbittlichkeit verfolgt, wie das Leben eines der bedeutendsten unter ihnen, des bolognesischen Barnabiter-Mönches Hugo Bassi es beweist, dessen Auftreten in die ersten dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts fiel, und der schon damals dem Gedanken an die Einheit Italiens von der Kanzel Worte zu geben wagte. Stahr hat einen Lebensumriß des im Jahre 1849 am 18. August

von den Oesterreichern standrechtlich erschossenen und als Märtyrer gestorbenen Mannes, in unserm gemeinsamen Buche: „Ein Winter in Rom" geliefert, der für die Tyrannei jener Tage ein allseitiges und sehr sprechendes Zeugniß bietet. — Diese Tyrannei der Kirche gegen ihre Diener kann und wird aber nicht enden, so lange die Kirche besteht, denn sie ist für dieselbe Bedingung ihres Bestehens.

III.

Ich hatte Neapel verlassen, und war von der mir befreundeten Familie des Kammerherrn Baron von Schwanenfeld eingeladen, zu ihr nach Ischia gegangen, als uns die Nachrichten von dem Tode des Papstes Gregor des XVI., von der Erhebung des Cardinals Mastai Ferretti auf den päpstlichen Thron erreichten; und noch erinnere ich mich sehr deutlich der Freude, mit welcher die ersten Regierungsacte des neuen Papstes in Italien aufgenommen wurden. Namentlich in Neapel — ich brachte über ein halbes Jahr in Neapel und in seinen Umgebungen zu — wo die Kerker voll von politischen Gefangenen waren, riefen die Amnestie, mit welcher der neue Papst seinen Regierungsantritt bezeichnete, wie die Verheißung gründlicher, im Sinne der Freiheit zu machender Reformen eine wahre Begeisterung hervor. Wie man es von Carlo Alberto seiner Zeit behauptet, daß er in seiner Jugend ein Mitglied der in der Mitte der zwanziger Jahre untergegangenen geheimen Gesellschaft der Carbonari gewesen sei, so wurde das Gleiche auch von Pius dem IX. geglaubt. Als dann nach dem Vorgange des Papstes auch Carlo Alberto den Weg zu einer freiern Gestaltung der Staatsverhältnisse betrat, wurden jene Gerüchte für die leichtbewegliche, schnell entzündete Phantasie des Volkes eine Ueberzeugungssache, und man erwartete von dem neuen Papste nicht mehr und nicht minder, als daß er, der verkündete Nachfolger Christi, nun der Erde den Beginn des tausendjährigen Reiches und das goldene Zeitalter bringen werde. Die Begeisterung für ihn war so groß, daß selbst sehr arme Männer und Frauen auf Ischia die ersten mit dem Bilde des „Wohlthäters der Menschheit" geprägten Silberstücke, deren sie habhaft wurden, nicht für ihren Bedarf verwendeten, sondern sie durchschlagen oder mit Henkeln versehen ließen, um sie als Amulete um den Hals zu hängen.

Und in der That, man darf behaupten, daß Pius IX. mit idealistischen Gedanken auf den Thron des heiligen Vaters gestiegen ist, daß ihm Etwas wie die Rolle eines neuschaffenden Weltbeglückers vorgeschwebt, als er sich die dreifache Krone auf das Haupt gesetzt hat. Jetzt, wo man seine nahezu fünfundzwanzigjährige Regierungszeit im Ganzen überschauen kann, tritt für mich jene Aehnlichkeit zwischen seinem Charakter und dem Charakter des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV., die uns in dem Aeußern der beiden Herrscher gleich damals aufgefallen war, in überraschender Weise hervor, und diese äußere Aehnlichkeit war noch größer geworden, da wir den Papst in Rom zwanzig Jahre später als Greis wiedersahen. Es waren dieselbe Feinheit der ursprünglichen Gesichtsformen, die weiche, fast weibliche Fülle der Wangen und des Kinnes, die frischen Farben, das geistreiche und spöttische Lächeln, und der bei aller Freundlichkeit unverkennbar stolze Ausdruck beiden Herrschern gemein; wie sich die Erkenntniß von den Ansprüchen des neunzehnten Jahrhunderts in Beiden mit einer ganz orthodoxen Glaubensrichtung zusammenfand, welche, im Mittelalter wurzelnd, in Einem wie in dem Andern die Ueberzeugung erweckte, daß sie an ihre, ihnen direct von Gott zugewiesene

Machtvollkommenheit nicht rühren lassen dürften; daß sie bestimmt seien, das Ideal königlicher und päpstlicher Würde darzustellen, nach dem Bilde, welches sie selber von diesem Ideale in sich trugen. Sie traten Beide mit einem durchaus persönlichen Acte ihrem Volke entgegen: Beide viel versprechend, große Hoffnungen durch ihre ersten Aeußerungen erregend, Beide begierig nach jener Liebe des Volkes, welche persönliche Einwirkung auf die Massen und persönliche Berührung mit dem Einzelnen verleihen; und Beide sofort erschreckend, als die von ihnen beherrschten Völker sich geneigt zeigten, sie beim Wort zu nehmen und die Umsetzung der unbestimmten Zusagen in Zugeständnissen zu verlangen, wie das jetzige Bewußtsein der Völker sie für die Theilnahme an der Macht, für die constitutionelle Mitregierung fordert. Selbst die Neigung, denjenigen Männern in Person zu begegnen, welche sich zu den Organen der den Regenten nicht mehr erwünschten Freiheitsforderungen machten, fand sich bei Pius IX. wie bei Friedrich Wilhelm IV.; und wenn ich auch weit davon entfernt bin, den als Märtyrer im Kampfe für die überwundene römische Republik untergegangenen Hugo Bassi mit dem Dichter der Lieder eines Lebendigen zu vergleichen, so war die Idee, in welcher der König den damals gefeierten Dichter vor sich kommen ließ, dem Gedankengange sicher ähnlich, der den Papst bestimmte Hugo Bassi zu sich zu bescheiden. „Wir wollen ehrliche Feinde sein!" hatte der König gesagt, als er Herwegh nach längerm Zwiegespräch entließ. „Welch ein edles Herz ist Pater Bassi!" rief der Papst aus, nachdem er den jungen Barnabiter-Mönch unter Thränen der Rührung umarmt hatte. Aber weder die Freiheitsideen des Dichters, noch die erhabenen Ziele des Mönches waren nach dem Sinn der beiden „Selbstherrscher" und Beide scheiterten, wie Stahr es von Friedrich Wilhelm IV. in seiner Geschichte der preußischen Revolution genannt hat, an dem unlösbaren Problem: zu geben ohne aufzugeben! —

Beide wurden durch Das, was sie den Undank des Volkes nannten, jedem, auch dem gerechtesten Verlangen des Volkes feindlich; und während sie selber dazu beigetragen hatten, die Bewegung in den von ihnen regierten Völkern zu erzeugen, kamen sie dahin, diese Bewegung plötzlich hemmen und stauen zu wollen, und die Revolution heraufzubeschwören, durch den in das Leben getretenen Gegensatz der Volksideen und ihrer eigenen Ideen von Volksbeglückung durch des Fürsten Gnade. Wäre Friedrich Wilhelm IV. Katholik gewesen, hätte er statt des Throns von Preußen den päpstlichen Thron eingenommen, so hätte er auch allmälig aus einer mißverstandenen kirchlichen Auffassung von dem gottgegebenen Beruf des Herrschers, dahin gelangen können, an die Infallibilität des Gesalbten zu glauben und sie, wenn er die Macht dazu besessen hätte, zum allgemeinen Glaubenssatze erheben zu wollen.

Im Herbste des Jahres 1846, als ich Italien verließ, war aber der Glaube an Pius IX. noch in seiner ersten Zuversicht, und wohin ich auf meiner Durchreise durch Italien kam, überall hörte man Aeußerungen der Bewunderung und der Verehrung über und für ihn, überall hoffte man durch ihn zu einer Wiedergeburt Italiens zu gelangen.

Auch auf dem Dampfschiffe, welches uns von Neapel nach Livorno brachte, und auf welchem sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von gelehrten Italienern befand, war viel von den Hoffnungen die Rede, welche man für die Zukunft Italiens hegte, das man auch in dieser Gesellschaft bereits als eine Einheit zu betrachten anfing. Es waren zum großen Theil Männer, welche sich zu einer der „Gelehrtenversammlungen" begaben, die von dem

Fürsten Carlo Canino, dem ältesten Sohne Lucian Bonoparte's, begründet worden waren, und in denen sich mehr und mehr die italienischen Patrioten zusammenfanden, kennen lernten, und für die Einigung ihres Vaterlandes vorzubereiten begannen.

Der Zufall fügte es, daß der Prinz und sein Begleiter meine Tischnachbarn waren. Der Prinz war damals ein Mann gegen das Ende der vierziger Jahre, mittelgroß und stark wie alle Bonoparte's; und auch sein Gesicht zeigte den scharf ausgeprägten Typus des Geschlechtes. Es war von den allgemeinen politischen Zuständen Europa's, von der religiösen Bewegung in Deutschland, von den Lichtfreunden, den Deutschkatholiken, von den Aussichten auf eine constitutionelle Gesetzgebung in Preußen die Rede. Der Prinz sagte, daß er sich für deutsche Literatur interessire, daß seine Gattin — sie war eine Tochter des Prinzen Joseph Bonoparte — unserer Sprache mächtig sei und Schiller'sche Dramen in das Italienische übersetzt habe; und der junge Begleiter des Prinzen, Dr. Luigi Masi, der ihm bei seinen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten zur Hand ging — der Fürst von Canino war Zoolog — nahm an diesen Unterhaltungen in einer sehr geistreichen, oft mit schlagenden Einfällen und Worten entscheidenden Weise Theil. Er mochte kaum in der Mitte der Zwanziger sein, war eher klein als groß, schlank und beweglich; und die gemeinsame Fahrt hatte uns so viel gute Stunden geboten, daß ich, nur durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen, darauf verzichtete, nach dem Vorschlag dieser Reisegefährten bis Genua mitzugehen und der Gelehrtenversammlung beizuwohnen, statt in Livorno zu landen.

Beide Männer sah ich danach nicht wieder. Der Prinz starb 1854, aber seinen Sohn, den Cardinal Bonaparte, Groß-Almosenier des Papstes, zeigte man mir zwanzig Jahre später bei einer der großen Functionen im Sanct Peter, und erwähnte dabei, er stehe bei Pius IX. in besonderer Gunst, was man als bedrohlich ansah.

Nur von Dr. Masi hörte ich in Zwischenräumen wieder. Er schrieb mir ein paar Mal, schickte mir später einzelne Blätter eines von ihm begründeten politischen Journals, dann verschwand er aus meinem Gesichtskreis, bis ich ihn in den Kriegen für die italienische Freiheit und Einheit unter den hervorragenden Officieren genannt fand; und am 20. October 1870 war er es, General Masi, der an der Spitze der italienischen Armee den Einzug hielt in die, dem Vaterlande wiedergegebene alte unvergleichliche Tiberstadt, in die ewige Roma.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familienüberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

Ein Sonnenuntergang in der Einöde.

Ringsumher, soweit das Auge reichte, dehnte sich kahle, eintönige Fläche dahin. Auf den Feldern herrschten drei Pflanzen vor, die der ungarische Volksmund „Hundsmilch", „Teufelskarren" und „Königskerze" benennt, während die Botaniker sie als „Euphorbium", „Eringium" und „Verbaseum" bezeichnen.

Die erste dieser Pflanzen schien anzuzeigen, daß dies Stück Boden seine Söhne nährt, als ob es Hunde groß säuge; die zweite nahm dasselbe für den Teufel in Beschlag; und die dritte, die „Königskerze", erhielt vielleicht dadurch ihre Bezeichnung, daß, wo sich diese mannshohe Staude, gleich einer lodernden Fackel voll von gelben Blumen, einfindet, zwar reicher Boden vorhanden ist, den man jedoch schon seit vielen Jahren nicht pflegte.

Die Klette überzog alle Wege, daher auf denselben kein Wagengeleise zu bemerken war. Von Gebäuden war nichts sichtbar, als die Mauern einiger Ruinen mit hohlen Fenstern und aus dem hohen Grase blinkten die weißen Knochen gefallener Thiere.

Die Hügel hatte der Wind zerwühlt; er hatte die Gegend ringsum mit feinem weißen Flugsande verweht, welcher die Gräser, die er ereilte, überstieg, die Gesträuche, ja die Bäume mit den Wipfeln begrub und immer weiter vordrang, zu dem Rande des Sumpfes, wo er mit dem Schlamme neuen Kampf begann, bis dieser sich mit seiner moderigen Vegetation zurückzog. Ihrer zwei beherrschen diesen Boden: zur Windzeit der Flugsand, zur Regenzeit der Sumpf.

Am blaßgelben, kranken, bleichsüchtigen Himmel ließ sich strahlenlos die Sonne herab, eine glanzberaubte Kugel. Am ganzen Horizonte nicht Eine Wolke. Nur fern in Osten zeigte sich irgend ein Phänomen; doch auch das war keine Wolke. Es war etwas in Gestalt eines riesigen römischen S, mit scharfem, schwarzen Umrisse, den das Abendroth nicht vergoldete. Diese in den Lüften segelnde Masse wechselte fort und fort die Form, je näher sie kam; und immer größer werdend, nahm sie die Zickzackzeichnung eines griechischen Σ an, gestaltete sich dann wieder zur endlosen Schlange, rollte sich zusammen gleich einer Schildkröte, und dehnte sich zuletzt aus, Schweif und Flügel entwickelnd, wie ein Drache der Schreckensfabel.

Ringsum, so weit der Blick reichte, war kein Thurm, nur sehr fern dunkelte ein Waldstreifen und aus seiner Mitte schaute ein kleines, weißes Haus hervor. In der Richtung auf dieses weiße Haus zu trabte durch die von Ginster und Schierling überwucherte Einöde ein zerstreuter Reitertrupp, einer in den Hufspuren des andern. Trotzige, ausge-

dorrte Figuren; ihr Costüm allerlei von den Trödelmärkten der ganzen Welt zusammengeschleppter Plunder: Panzer aus wallonischem Büffelleder, mottenzerfressene, verbrämte, altungarische Rückenfelle, tartarische Panzerhemden, Sammetpelze mit abgeschabten Aermeln und abgerissen herabhängenden Goldschnüren, türkische Hosen in gespornten Stulpenstiefeln, Sturmhauben und Tschackos aus Bärenhaut. Die Waffen waren auch darnach: Pistolen und kettenumwundene Streitkolben, krumme Säbel und dreischneidige Dolche, der gebogene Axtstock und der lange Speer. Die Physiognomie paßte zu den Kleidern und zu den Waffen: alte, cordianbraune, finnisch-esthnische Züge mit langen, verwahrlosten Schnurrbärten und struppigem Kinn; unter ergrauten, zotteligen Brauen hervor funkelnde, dunkle Augen, und in Knoten geflochtene dichte Haarbüschel; kurzgeschorene Köpfe, eckige Wangen, blitzende Tartarenaugen; kürbisrunde türkische Schädel. Ein Menschentrupp wie eine wandernde Karavane zwischen Bokhara und Samarkand.

Das Bild, welches wir unseren Lesern zeigen, ist der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen der Theiß und der Donau entnommen und zwar aus der Zeit der glorreich herrschenden Königin Maria Theresia.

Der von uns geschilderte Landstrich war vollständig verwüstet. Zuerst der äußere Krieg und dann die innere Zwietracht hatten ihn niedergemäht. Die Völker des Reiches ruinirten sich untereinander. Die kaiserlichen Söldner hieß man „Labanzen"; die der ungarischen souverainen Fürsten, der Rákóczy und Anderer nannten sich „Kuruzen". Die Kuruzen steckten die Labanzen in Brand, die Labanzen die Kuruzen; dann stürzten sich auf diese die „Raizen" — Serben griechischen Glaubens — und brannten beide nieder. Schließlich machten die Kaiserlichen Front und vertilgten alle Drei. Sie schlugen die Kuruzen bis in die Türkei hinüber, die Raizen nach Rußland, die Labanzen trieben sie nach allen Theilen der Welt. Derart blieb dann nur, oder blieb auch nicht, zurück, wer das Feld hätte pflügen sollen, und all' die Grundstücke lagen brach, herrenlos, von Menschen nicht bewohnt. Das war es, was die Pflanzenstengel der „Königskerze" beleuchteten.

Die wandernde Caravane dagegen, welche die Pußta durchtrabte, ist einer der Söldlingshaufen, welchen die siegreich ausruhende Partei von sich abgeschüttelt hat.

Sie rauben nunmehr auf eigene Faust. Was sollten sie auch sonst machen? Zu arbeiten giebt es nichts, und Keinen, für wen zu arbeiten wäre; zu bedauern nur, daß es nicht einmal mehr Einen giebt, von dem Etwas zu rauben wäre!

In jenem weithin blinkenden weißen Hause wohnt der adelige Herr Gábor von Kondah: und vielleicht lohnt es sich noch, ihm am späten Abend einen Besuch abzustatten.

Er war zwar selber ein Bandenführer gewesen; vielleicht gerade der Hauptmann dieser vagabundirenden Horde. Doch, was liegt daran? Die Wölfe fressen sich auch untereinander auf. „Du bist Herr, wir sind

arme Burschen. Du bist allein, wir sind unser viele. Du bist wohlgenährt, wir sind hungrig." Das ist der Codex.

Doch bevor die Reiter die Wohnung im Walde erreichten, mußten sie noch mit jener Erscheinung kämpfen, welche von Oben herab näher und näher kam. Sie war bereits über den ganzen Himmel hingewachsen und hatte eine Form wie im arabischen Märchen der kolossale Vogel Roch, dessen beide Flügel vom Aufgang bis Niedergang reichen. Es war ein schwarzer, undurchsichtiger Klumpen, der einen Strahl weder einsog, noch aussandte. Zuletzt begann er, sich auf die Erde niederzulassen, herabrollend wie schwarze Schlacke, wie geballter Rauch, der belebt ist. Und bei der Annäherung ließ er ein betäubendes Brausen vernehmen, als zischte ein Meer kochenden Oeles, als drehe man da oben Millionen und Millionen schnurrender Kreisel.

Eine Heuschreckenwolke ließ sich nieder. Auch die Heuschrecke hatte sich eingestellt. Das fabelhafte, bepanzerte Insect, auf dessen glashäutigen Flügeln mit hebräischen oder chaldäischen Buchstaben (die sie verstehen, werden es sagen können) der Volkssage nach geschrieben steht: „Man schickte mich; ich kam; ich ward aus dem Staube verfluchter Erde!"

Nach wenig Minuten gab es keine Sonne mehr am Himmel und kein Licht mehr auf Erden, es entstand Nacht und Dunkelheit. Ein Wolkenbruch von schwirrenden Insecten ergoß sich auf die Erde; ein märchenhafter Schreckensspuk, an dem jedes Atom ein eigenes Leben führte und zugleich angriff. Mit einem auf die Fläche ausgebreiteten Mantel, sowie mit Hülfe ihrer Hüte suchten die Reiter sich zu decken; umsonst! Die schwirrenden Massen verfingen sich in ihren Haarflechten, in den Mähnen ihrer Pferde, die sich wüthend aufbäumten, so daß es den Reitern schwer wurde, sich in ihren Sätteln zu halten. Das Heuschreckenheer fiel immer dichter und dichter; in ganzen Bündeln umsummte es ihre Köpfe; die Pferde wieherten, die Reiter fluchten, doch in dem schwindelerregenden Meeresbranden war weder Roßgewieher noch Gotteslästerung mehr vernehmbar. Die Hengste galoppirten ohne Führung vorwärts in die pechschwarze Finsterniß; die Reiter suchten nur noch ihre Augen zu decken; sie stolperten in tiefe Gräben hinein, sie wühlten sich durch Dorngesträuch, sie versanken in Morast, sie stiegen aus den Sätteln: bis sie endlich nach einer langen Stunde widerwärtigen Kampfes aus der zur Erde gesunkenen Heuschreckenwolke herauskamen und wieder den Himmel in der Abenddämmerung sahen.

* * *

Die einsame Waldwohnung war der Heerstraße zugekehrt; auch letztere war mit Gras überzogen. Eine Umwallung aus gebrannten Ziegeln, rostförmig aufgeschichtet, war gleichfalls zerstört. Der Thorflügel hing neben der Angel; der große weite Hof war wüst. Es gab also auch hier nichts, was durch Thor und Mauer abzusperren gewesen wäre.

Der Vordertheil des Hauses begann mit einem gewölbten Bodengang, dessen Pfeiler durch Eisenstangen auseinander gehalten und getragen wurden. In glücklicheren Zeiten pflegte man diese Eisenstangen mit den Gewinden des türkischen Maises zu schmücken. Jetzt waren sie leer.

Die Thür des Hauses war nur angelehnt; die Klinke hatte nachgegeben. Man konnte durch die Vorhalle nach des Hausherrn Stube gelangen, ohne um Einlaß zu bitten.

Auch dort gab es nicht viel zu sehen; alte Schränke ohne Schloß und Riegel, wackelige Stühle, an denen entweder ein Theil der Lehne, oder ein Bein fehlte und ein Eichentisch, das war der ganze herrenhafte Glanz.

Das Abendroth leuchtete noch durch das Fenster, als die Besucher der Pußta durch die offene Stubenthür unerwartet hereindrangen. Voran der verwitterte Haidebewohner mit den in Flechten gewundenen Haaren; ihm nach der Wallone, dann die Uebrigen.

Der Herr des Hauses saß an dem Eichentische, in der Hand ein Messer mit Hirschgeweihgriff, vor sich einen angeschnittenen Laib Schwarzbrod und einen schwarzen Rettig.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach der greise Labanz, mit höhnischer Unterwürfigkeit die Mütze rückend.

„Lobe ihn, wem es beliebt!“ erwiederte gleichgiltig der Herr des Hauses und erhob sich nicht einmal.

Es war ein schöner, hochgeschossener Mann, von heldenhafter Gestalt. Seine Gesichtszüge drückten Hohn, Trotz und Leidenschaft in wunderbarem Widerspruch aus.

Da er seine Gäste eintreten sah, erglühte sein Antlitz aus Scham und aus Zorn; da sie ihn ansprachen war er bereits bleich geworden. Er hatte Lust zu scherzen.

„Verlangts Euch nach Gästen, gnädiger Herr?“ frug mit heimtückischer Unterwürfigkeit der alte Räuber, den zerzausten Schnurrbart nach beiden Seiten hin streichend.

„Ich sehe Euch herzlich gern, Gevatter“ erwiederte der edle Herr, wiewol er sich noch immer nicht vom Stuhle rührte. „Beliebt mit mir zu speisen? Das Abendbrod steht bereit.“

„Was ist das wol?“ gab der alte Labanz zurück, indem er sich dem Tische nahte. „Wie? Schwarzbrod und Rettig? Also damit lebt ein gnädiger Herr?“

„Mit Dem, was da ist, Gevatter. Uebrigens ist auch das der letzte Laib Brod, der sich im Hause befindet.“

„Wie kann das sein?“

„Das kann leicht sein. Die Heerde trieb der serbische Räuber fort; mit dem Borstenvieh flüchtete der Schweinhirte, der Schaafhirt mit den Schaafen, und Keiner kehrte zurück. Dann kamen die Heuschrecken, und die fraßen auch noch den letzten Strohhalm auf.“

Der edle Herr erhob sich, das Fenster zu öffnen, um nach dem leeren Hof zu weisen.

Der alte Labanz geberdete sich wie Einer, der sich die Thränen trocknet, und begann im weinerlichen Ton zu jammern.

„O, mein gnädiger Herr, mein guter Herr! Also Du mußtest zu so traurigem Loose kommen?“ Und in großer Theilnahme sank er dem edlen Herrn um den Hals, umfaßte seine Schultern, während ein Anderer von den Gesellen dem Herrn zu Füßen fiel und sie in Treue bis an die Kniee umklammerte.

Herr Gábór nahm die Kriegslist zu spät wahr. Aus der zärtlichen Umarmung ward nichts weiter, als daß, da er endlich von seinen Fäusten Gebrauch machen wollte, man ihm schon Hände und Füße gebunden hatte und ihn dann in den Armstuhl niederdrückte.

Darnach jedoch begannen sie anders mit ihm zu sprechen.

„Nun, Du Betrüger! Derart willst Du uns zum Narren halten? Du sahst schon von fern, daß wir kamen und da Du bedacht hast, daß Du uns nicht ausschließen könntest, so stelltest Du hier den Tisch voll mit schwarzem Brod und mit Rettig und sprichst uns vom Hungertode. Nun warte, wir wollen Dich gleich mit Deinem Eigenen tractiren. Burschen, brecht in den Keller ein, in die Speisekammer!“

Die Burschen beeilten sich dem Befehl nachzukommen, kehrten jedoch nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, im Keller befänden sich nur dumpfige Fässer, in der Kammer blos ranzige Töpfe und verhungerte Fliegen.

Die Horde der Labanzen war wüthend, als sie diese Entdeckung gemacht.

„Also deshalb schleppten wir uns müde hierher, um gleichfalls Hungers zu sterben?“

„Nehmt doch, was da ist!“ höhnte der Gebundene.

„Nicht einen Schluck Wein, nicht einen Bissen Brod!“ wüthete der alte Räuber weiter.

„Durchaus unwahr! Dort auf dem Tische liegt noch Brod!“

„Was?“ rief in seinem höchsten Ingrimm der alte Labanz, nahm den Brodrest, der auf dem Tische lag, schlug ihn gen Boden, und zertrat ihn mit dem Stiefelabsatze. Das Manichäerheer — so heißt es in der Bibel — erfand Schimpfnamen sogar für das Brod.

Doch der Gebundene lachte noch um so mehr.

„Lach' nur, lache!“ rief der Labanze; „ich werde Dir mit dem spitzen Eisen eine Lection geben, daß Du daran denken sollst!“ Hierbei zog er aus dem Gürtel ein krummes Messer, und kehrte es mit der Spitze gegen die Augen des Geknebelten, indem er zähneknirschend fragte: „Nun, wo liegt der Schatz? Wo liegt der große Schatz?“

Der gebundene Herr lächelte nun nicht mehr. Sein Antlitz gewann die frühere Bläße zurück.

„Schätze? Deren hab ich gar viele!“

„Her mit ihnen!“

„Wollt Ihr Gold oder Silber?“

„Beides!“

„Ich habe beides."

„Wo ist es?"

„Hier in der Tischlade, zieht sie heraus."

Ihrer Drei auf einmal sprangen darnach, rissen die Lade auf, fuhren aber staunend zurück, als sie den Kasten leer sahen.

„Da ist nichts; nichts, als ein Stück feuchtes Papier!"

„Lies es!" sagte der Geknebelte.

Der alte Labanze schüttelte mit dem Kopfe. „Lesen? Nun, wir leben ja jetzt nicht in der Zeit des Königs Mathias Corvin, der für vierzigtausend Studenten eine Akademie zu Ofen erbaute, selber nachsehen ging, wie man in der Dorfschule lehrte und den Meister von Zinkota mit dem Doppelhumpen decorirte. Gut steht's, vermag jetzt der Bischof zu lesen!"

„Wer versteht sich von Euch auf Geschriebenes?"

Der Labanze im Panzer aus Büffelleder verstand sich darauf. Er war bei Mönchen erzogen worden. Diesem übergaben sie die Schrift. Als er mit dem Lesen zu Ende war, schlug er sich den Helm vom Kopfe, stürzte auf den geknebelten Herrn los, schnitt in Einem Augenblicke die Stricke von den Händen desselben, küßte im nächsten Augenblicke diese Hände, fiel vor ihm in's Knie, schnellte dann aber doch gleich wieder empor, um vor Freuden im Zimmer herumzuspringen, wobei er die Schrift über dem Kopfe schwang. Er schien toll geworden zu sein.

Ein guter Schlag in den Rücken brachte ihn wieder zu sich.

„Was steht in jener Schrift? Wirst Du rasch sprechen?"

„Was darin ist? Gold und Silber! Sie enthält die Schätze des Darius, die ja in Ungarn vergraben sein sollen! Sammetgewänder in ganzen Ballen und Gelage nach Wochen. Ein paradiesisches Leben bis an den Tod! Wein, wie ihn Pfaffen trinken und für jeden Tag ein hübsches Mädchen! Feuer, Flammen, Blut, Kuß, Geld, Wein Krieg, Schmausereien — Alles!"

„Der ward wahnsinnig!"

„Hört nun auf mich!" sprach sich mächtig erhebend Gabriel von Kondah und streifte die gelösten Bande ab: „Was jener tollgewordene Bursche schreit, all' Das befindet sich in dem Briefe und all' Das ist Euch gegeben. Dieses Blatt Papier ist ein Bevollmächtigungsschreiben unserer allerglorreichsten Königin, durch das ich betraut bin, einen Reitertrupp zu werben. Der Krieg ist ausgebrochen; unser Monarch zieht zu Felde gegen den König von Preußen und den Kurfürsten von Bayern. Wir haben Brief und Siegel, daß wir auf eigene Faust in jene Länder einbrechen sollen, und während die Hauptheere Aug' in Auge Krieg führen, haben wir hinter dem Rücken des Feindes dessen Städte zu brandschatzen. Beliebt es Euch, mit mir zu kommen?"

Der Räubertroß stürzte sich nun freudejauchzend auf seinen ehemaligen Hauptmann! sie hoben ihn auf ihre Schultern, und die Säbel ziehend, schworen sie, mit ihm sogar in die Hölle zu ziehen.

„Nein, in's Paradies!" jauchzte der alte Labanze. „Bayern ist das Paradies! Ich kenne es. Nicht mit Unrecht sagt man bei uns daheim: „Wir leben, wie der Herr Gott in Bayern!"

* * *

Nach drei Tagen bevölkerte sich der Wald von Tschatárd. Von allen Seiten eilten Reiterschaaren herbei. Waffen und Rosse brachte Jedermann mit sich. Schon gab es Ochsen am Spieße, und Wein in ganzen Fässern — wer wußte, durch wessen Güte! Die Räuber bewirtheten bereits den Hausherrn, sie brachten ihm sogar ein Pferd herbei Darauf ging's hinaus in die Welt.

Als der abenteuernde Trupp neben dem Wald von Tschatárd dahinzog und hinaus auf die Pußta Kumaniens gelangte, sah er schwarzen Boden vor sich.

Und dieser Boden bewegte sich, als ginge die Erde vorwärts.

Plötzlich begann sich der schwarze Boden zu erheben, und langsam hob er sich in die Lüfte empor. Es war der Heuschreckenschwarm, der von Osten gen Westen zog.

Und nach Ablauf einiger Tage sahen auch die guten Bayern jene wundersame Wolke, welche in Gestalt eines großen S daherkommt, dann das griechische Σ nachahmt, dann einer Schlange gleicht, dann einem Drachen, oder dem Vogel Roch des arabischen Märchens.

Was aber erst hinter der Wolke noch nachkommen wird!

* * *

Und eben damals sammelte an den Borden eines entferntern europäischen Flusses eine zweite schöne, und in der Liebe vielbewanderte Herrscherin — die Zarin Elisabeth — ihre Kosacken und Baschkiren, und theilte auch ihnen Vollmachtsbriefe aus, um die Fluren der schönen Mark Brandenburg zu verwüsten.

Die Kenner der Kriegskunst finden, daß es sehr gut ausgedacht war, den König Friedrich II., nachdem er den Oberbefehlshaber der Oesterreicher, Daun, 1760 bei Gotterberg fast schon umschlossen hielt, dadurch aus seiner Stellung zu locken, daß man durch einen verwegenen Einfall hinter seinem Rücken Berlin und Potsdam fortnehme.

Der Plan der Verbündeten gelang. Tottleben, Tettenborn, Lascy nahmen Berlin ein; über die Beute jedoch geriethen sie einander in die Haare. Die Kosacken raubten nur für sich, und von aller in Berlin gemachten Beute kamen auf Lascy nur zweihunderttausend Thaler. Potsdam dagegen hatte das Glück, daß es Paul Anton Eszterházy, der zweite Fürst aus jener Familie, besetzte. Aber ein noch größeres Glück war es für Gábór von Konday, daß er nicht unter Eszterházy diente; denn der Fürst hatte seinen Truppen alles Plündern verboten, und er selbst trug von Potsdam nichts mit sich fort als ein Bildniß des Preußenkönigs und dessen Flöte.

Doch um so mehr Weh stand dem Schlosse der Königin bevor.

Nach Schönhausen kamen des Kondaj seine Horden, und unter Lasch war es Lagerparole, daß es Pflicht sei, den Feind zu verderben. Leider fanden die Braven, deren Bekanntschaft wir am Anfang unserer Erzählung gemacht, im Schlosse der Königin nicht die goldenen und silbernen Schätze, die dort immerhin hätten sein sollen!

Sie erbrachen jede Thür, rissen jede verdächtige Wand ein: nirgend kam der Schatz zum Vorschein. Der Schloßhauptmann war nirgend zu finden.

Im Parke der Königin gab es einen künstlichen Teich, in dem man bei Friedenszeiten Gold- und Silberfische hielt. In der Mitte dieses Teiches stand eine achteckige chinesische Pagode. Ein verdächtiges Ding!

Auf dem ganzen Teiche war kein Kahn; man hatte sie alle unter Wasser gesetzt.

Ein schwacher Schutz für die Pagode. Kondaj sprang zu Pferd in den Teich, ihm nach seine Spießgesellen, und sie schwammen der Pagode zu. Sie bahnten sich mit einem Stoß den Weg und traten hinein.

In dieser Pagode versteckt fand sich der Schloßhauptmann, der Ritter von Brandt.

Er trat den Einbrechern entgegen.

„Was beliebt den Herren Helden?“ fragte er.

„Wo sind die Schätze der Königin?“

„An einem Orte, zu welchem kein Mensch dringen kann.“

„Nun, dann werde ich hindringen, denn ich bin ein Teufel! Wo sind sie?“

„Brandt sagt das nicht!“

„Nicht? Genossen! Legt Feuer an oder treibt ihm Eisenstifte unter die Nägel, dann wird er es schon sagen!“

„Wisset, meine Herren Helden“, erwiederte der Alte, „daß ich bereits einmal im Feuer war. Das Schloß gerieth in Brand, und mein Kind war drinnen. Ich stürzte hinein, um es zu retten. Ich ergriff es. Meine Kleider lohten, die Haut an mir ward versengt, die Nägel sprangen mir von den Händen, doch verlor ich mich nicht selber. Ich riß meine Tochter aus dem Feuer. Versucht doch, ob Ihr mich nachgiebiger finden werdet!“

„Also Du hast eine Tochter?“ rief Kondaj. „Dann wett' ich, daß Du eingestehen wirst!“

Aus dem Innern der Pagode hörte man dumpfes Schluchzen. Kondaj stieß auch diese Thür ein und trat über sie hinweg

Im Innern des Häuschens sah er eine junge Frau knieen, die ihr kleines Söhnchen an den Busen drückte.

Es war die Tochter des Schloßhauptmanns und ihr Mann diente bei den Ziethenschen Husaren.

Die junge Frau war schön und von interessanten Zügen.

Kondaj schritt auf sie zu, und ihre Hände ergreifend fragte er: „Wo befinden sich die königlichen Schätze?“

Die Frau stotterte: „Das weiß ich nicht!“ Das junge Weib hatte in den Ohren ein paar kostbare Ohrgehänge: schwarze Perlen, eingefaßt in Diamanten.

Kondah griff nach einem der Ohrgehänge und wiederholte seine Frage:

„Wollt Ihr sagen, wo die königlichen Schätze sind?“

„Ich kann es nicht sagen!“ ächzte die Frau.

„Nicht?“

In selbem Momente riß Kondah roh das eine Ohrgehänge mit der schwarzen Perle dem jungen Weibe vom Ohre los, daß ihr sofort das Blut über den Nacken strömte.

Die junge Frau, als sie das Blut sah, erschrak so sehr, fiel so sehr in Verzweiflung über Das, was ihr ebenfalls noch bevorstand, daß sie das Kind von sich stieß und sich durch's Fenster der Pagode in den Teich stürzte. Vergeblich eilte man ihr nach. Sie kam nicht wieder empor an den Wasserspiegel.

Der alte Schloßhauptmann erhob seine Hand gegen Kondah.

„Sei verflucht!“ rief er, „lebend und noch in der Hölle! Sei verflucht siebenmal, Du und alle Deine Nachkommen, weil Du mir die Tochter ermordet! Hast Du ein Weib, das Du liebst, bekommst Du ein Kind, das Du anbetest, schlage Dich Gott in ihnen!“

Kondah lachte.

„Thor!“ rief er. „Ich habe Niemanden, den ich lieben könnte; aber sollte mir's doch einmal einfallen zu heirathen, so schwöre ich Dir, daß meine Braut dieses Ohrgehänge am Hochzeitstage tragen soll. Uebrigens weiß ich jetzt genug. Deine Tochter verrieth mir's, wo die Schätze der Königin sind! Hier sind sie, am Grund des Teiches! Lasset das Wasser ab!“

Er traf es. Als der Teich trocken gelegt war, stießen sie auf einen viereckigen Stein, der die Grube verdeckte, wo die Schätze der Königin verborgen waren. Die Tochter des alten Brandt lag noch auf dem Steine und ihre Hände hatten sich in den Eisenring festgeklammert.

Man erzählt noch heute, daß vierundzwanzig Wagenladungen von Gold und Silber aus dem Grunde des Teiches hervorgeholt wurden. Die Beute stieg bis zu einer Million damaligen Geldes, welches Kondah voraus wegschickte.

Zwei Tage darnach kam die Kunde, daß König Friedrich II. mit seinem ganzen Heere gen Berlin heranrücke, und so packten denn Kosack und Labanz zusammen, und der hierhin, der dorthin, schlugen sie sich aus Brandenburg, ihre Wege durch niedergebrannte Mauern bezeichnend. Die geraubte Million war bereits an sicherem Orte.

Immerhin jedoch war noch ein Uebelstand dabei: für die ungeheure Beute gab es zu viele Theilhaber. Die ganze Horde wollte reich daran werden. Es schien rathsam, sich mit dieser auf wohlfeile Weise abzufinden.

Der schönste Ausgleich ergab sich dadurch, daß Held Gábór seine Leute bei der Torgauer Schlacht mitten in's Labyrinth der preußischen

Regimenter hineinführte, wo dann nur noch die Frage blieb, ob er entweder allein sich retten, oder ob man auch ihn zugleich mit seinem Haufen zusammenhauen werde? Es geschah das Erstere. Seine berittene Brigade gerieth bei den Siptitzhügeln zwischen die Ziethen'schen Husaren, rechts ein Teich, links ein Teich und vor sich die Berge. Es war eine wahre Löwengrube, in welcher so lange gekämpft werden mußte, bis die eine Partei darniederlag. Aus dem bis in die Nacht dauernden grimmigen Kampfe entrann blos Kondaÿ selbst auf wunderbare Weise. Er sprang zu Pferd in einen der Teiche und durchschwamm ihn glücklich. Vom andern Ufer des Wassers sah er nun zu, wie man seine Spießgesellen zusammenhieb. Einige wollten ihm zwar das Wagniß nachmachen und durch den Teich waten. Aber der Grund war voll Wassergras. Nur ein Einziger gelangte gleichfalls an's jenseitige Ufer. Es war der hochbeinige wallonische Kamerad; allein dort angekommen, verfing auch sein Roß sich in dem dichtverwebten Teichgrund, der es verschluckte. Der Mann selbst zappelte noch lange, bis ihn die Gnomen des Morastes bei den Füßen erfaßten und immer tiefer hinabzogen. Der Versinkende schrie nach seinem Hauptmann um Hülfe. An einer ihm zugeworfenen Trense hätte man ihn aus dem Moor ziehen können. Aber Kondaÿ that nichts dergleichen, und als er die schlammige Fluth über dem Haupt des Ertrinkenden hatte zusammenschlagen sehen, ging er weiter. Auch der letzte seiner Kameraden war abgefunden; sie waren alle gestorben. Er selbst stellte nun den einzigen Besitzer jener gebrandschatzten Million dar, jener mit Silber gefüllten Frachtwagen. Keine Kugel traf ihn, kein Schwerthieb. Er kehrte heim ein glücklicher Soldat, bedeckt mit Ruhm und beladen mit Reichthum.

* * *

Der lange, sieben Jahre dauernde Krieg des Preußenkönigs endete mit dem Frieden zu Hubertusburg am 15. Februar 1763, nachdem er mit der Schlacht bei Lowositz am 1. Oct. 1756 begonnen hatte. Alles ruhte aus auf seinen Lorbern und Ordenszeichen.

Die niedergebrannten Ortschaften Deutschlands baute man wieder auf; die verlassenen Pußten Ungarns bevölkerten sich. Auf dem Terrain zwischen der Donau und Theiß weideten wieder Rinderheerden, Schafheerden und wilde Pferde. Und wenn Jemand am frühen Morgen aufbrach an den Ufern der Donau und zu Wagen reiste bis in den späten Abend hinein, und andern Tags wieder vom Morgen bis an des Tages Abend, und er frug die Hirten, die ihm in den Weg kamen, wessen Rinder, Schafe, Pferde sie wol hüteten? so hörte er zwei Tage lang stets dieselbe Antwort:

„Seiner Gnaden, des Grafen Gábór Kondaÿ Eigenthum!"

Also Graf! Dynast! Der von des einen bis an des andern Flusses Ufer herrschende Grundbesitzer!

Nun, damals konnte man in Ungarn leicht zu Grund und Boden kommen. Dreißig Jahre lang waren die Besitzthümer nicht geordnet

worden. Ein Theil der Eigenthümer war während des Krieges ausgewandert, und wer als blonder Jüngling um das Jahr 1733 fortgezogen und nach dreißig Jahren als alter, grauhaariger Mann wiedergekommen war, der sollte wol lange nach Zeugen suchen, die seine Identität hätten feststellen können. Und dann hatte er die geistlichen Kapitel zu suchen, die seine Besitztitel hüteten, wofern diese nicht gleichfalls durch Feinde verbrannt waren. Von Vielen kamen nur die Enkel zurück, die noch sagenhaft hörten, daß diese Pußta, jenes Dominium einst ihren Vätern eigen gewesen. Jetzt saß ein Anderer darauf, ein mächtiger Herr, und zu processiren ging schwer an. „Neoacquistica" hieß das Gesetz, das neue Erwerbungen regelte. Daneben konnte noch Besitz ergreifen, wer der Mächtigere war. Das Eigenthum notorischer Rebellen nahm der Fiscus zu kurzer Hand und dotirte damit die verdienstvollen Krongetreuen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten. Die in fernen Landen Niedergelassenen, welche dem richterlichen Aufruf nicht gefolgt waren, verloren als Nachkommen für eine Kleinigkeit den nie gesehenen Besitz. Pußten von zehntausend Morgen vertauschten sie für einen mit Seide gestickten Marderpelz. Und fand sich doch ein Mensch, der auf seinem Rechte bestand und dem sich ausbreitenden Dynasten nicht aus dem Wege gehen wollte, so hatte er so viel Aerger, so viel Verfolgung zu dulden, indem man beim Jagen seine Saat zertrat, seine Hirten todtschlug, seine Feldhütten in Brand setzte, ihn selbst mit Processen überzog, ja exequirte und durch Einquartirung erdrückte, daß er endlich dem Erbe seiner Ahnen entfloh und sein Eigenthum dem mächtigen Herrn zurückließ, der inmitten seiner ungeheuren Besitzthümer wie ein kleiner König dort im Kastell zu Tschatárd wohnte.

Dieses Schloß war ein Muster französischen Baustyls, mit Statuen und Thürmen, die Wappen und das Eisengitter im Feuer vergoldet, jedes Portal mit Holzreliefs, jede Tapete Seide und die Plafonds reich gemalt wie eine Kirche. Der Gäste wartete nicht mehr schwarzes Brod und schwarzer Rettig, sondern ein stets gedeckter Tisch und ein stets gefüllter Keller. Das Schloß war ein Sammelplatz für die lustigen Genossen des halben Reiches.

Die huldvolle Königin hatte sich vorgenommen, sie wolle den wilden Helden zähmen. Schon zuvor hatte sie ihn mit Gnaden überhäuft: er ward Oberster, Graf und Ritter des Kriegerordens.

Man berief Gabriel Konday nach Wien an den Hof. Er bekam den Excellenztitel, man machte ihn zum Reichsbaron Ungarns. Es blieb nur noch übrig, daß man ihn vermähle.

Er war jedoch kein sonderlicher Freund des weiblichen Geschlechts. Das Weib war ihm gleich einem Becher. Hast Du ihn geleert, so schleudre ihn an die Wand! Held Gábór verlangte nicht aus demselben Glase zweimal zu trinken.

Aber die huldvolle Königin Maria Theresia war eine große Zauberin in diesem Fache. Sie wob damals viele Ehen zwischen Ungarn und Deutschen. Den rebellirenden Löwen band man mit Goldfäden, mit

seidenen Haaren. Er zerbrach Eisen; doch diesen zarten Fesseln gab er sich gefangen.

Am Hofe der Königin befand sich ein vornehmes Fürstenfräulein, die Enkelin einer alten deutschen Familie aus dem Geschlechte Derer von Toffenburg, von mütterlicher Seite mit den Kaunitz verwandt: Prinzessin Agathe. Sie war eine classische, statuenähnliche Schönheit, ein Kopf, bei dessen Bildung der Schöpfer vielleicht darauf bedacht gewesen, was die Herren von feinem Urtheil und großer Kunstkennerschaft wol etwa dazu sagen würden? Es fehlte denn auch nichts als das Leben. Die Prinzessin war eine schöne Maske, die mit der Außenwelt kein Gefühl gemein hatte. Sie liebte und sie haßte nicht, sie schmachtete nicht, sie langweilte sich nicht, sie glänzte blos.

An diesem Glanze hatten sich schon viele Falter die Flügel versengt. Weshalb sollte nicht auch Gabriel von Konday durch ihren Anblick geblendet werden?

Die Königin wünschte, daß aus ihnen ein Paar werde. Die schöne Frau gefiel Konday, und es gefiel ihm auch die Herzogskrone über dem Doppelwappen. Prinzeß Agathe sagte nicht Ja, nicht Nein, sie freute sich nicht, noch weinte sie. Die Verlobungsgeschenke des Bräutigams erheiterten ihr Antlitz nicht, die Diamanten und Perlen warfen keinen Reflex von Licht darauf, doch auch keinen Schatten. Gabriel bat sie, daß sie zum Schwur vor dem Altar mit dem einen Ohrgehänge sich schmücken möge, zu dem er das zweite nicht besaß. Eine schwarze Perle war drinnen, die ein Talisman sein sollte. Sie nahm es in Empfang, trug es bei der Vermählung. Als sie vor dem Altar standen — die Königin selbst war mit anwesend — sagte die Braut keinen Buchstaben von der ihr vorgelesenen Schwurformel nach, obgleich der Primas von Ungarn bei der Ceremonie zu Sanct Stefan in Wien fungirte; und als er sie frug: „Liebst Du Deinen Mann?“ mußte die Königin statt der schweigenden Jungfrau antworten. „Natürlich liebst Du ihn, wie denn nicht!“ und Ihre Majestät selbst drückte die schöne Braut bei den Schultern auf den Betschemel an Seite des Bräutigams nieder, als ihnen der Segen ertheilt werde sollte.

Trotzdem war aber Alles in Ordnung, die Ehe geschlossen und Konday führte seine schöne Angetraute heim in sein Kastell zu Tschatárd. Innerhalb eines Jahres erfolgte die Zeit, daß Gábór von Konday durch einen Extracourier bei Ihrer Majestät der Königin in Wien anfragen ließ, ob die Monarchin erlaube, daß sein erstgeborner Sohn, zu Ehren ihres Kronprinzen, auf den Namen Josef getauft werden dürfe?

Die huldvolle Königin gestattete nicht nur dies, sie schickte dem Neugeborenen auch ein prachtvolles Taufgeschenk und hatte das Gratulationsschreiben allerhöchst eigenhändig unterfertigt.

Als Gräfin Agathe noch lag, rief sie eines Tages ihren Gemahl zu sich, und ihre schönen alabasterweißen Arme um seinen Nacken schlingend, sagte sie ihm:

„Jetzt gestehe ich es denn, daß ich Dich liebe; Du bist meine Seligkeit, ich bete Dich an!“

Und dabei gab sie ihm so viel Küsse auf das Antlitz und die Lippen, genug, um aus einem Menschen einen Engel und aus einem Engel wieder einen Teufel zu machen!

Denn Prinzeß Agathe liebte ihren Mann nicht; sie haßte, sie verabscheute ihn vielmehr. Und als sie ihm gestand, sie liebe ihn, als sie sich ihm glühend an die Brust drückte und ihn küßte, da nahm sie die erbarmungsloseste Rache an ihm, deren nur ein Weib fähig ist ... Sie hatte den Tod im Herzen! Sie wußte, daß sie den Tag nicht überleben würde und wollte ihren Mann an ihrem Sarge in Verzweiflung zurücklassen.

Kondah dagegen fühlte sich nach diesem Geständniß im siebenten Himmel. Er dünkte sich ein Halbgott; er spürte Etwas wie einen Sieg im betäubten Hirn: einen Sieg über menschliche und übermenschliche Mächte. Es war wie ein Rausch und er dauerte bis an den Abend. Da, am Abend bereitete ihn der Arzt darauf vor, daß er auf das allergrößte Unglück gefaßt sein müsse: die Herzogin werde sterben!

Gabriel von Kondah hätte den Arzt nach diesen Worten erdrosseln mögen; dann aber warf er sich ihm vor die Füße. Doch der Arzt konnte nichts mehr thun.

Bei Gott sei Barmherzigkeit, sagte er, der Mensch vermöge nicht mehr zu helfen. Kondah stürzte zu seiner Frau; bereits erkannte sie ihn nicht mehr, sie kämpfte mit dem Tode.

Kondah konnte es nicht ertragen, das Röcheln zu hören, das verzerrte Antlitz zu schauen. Er rannte nach seiner Waffenkammer und rief dem Gesinde zu, daß, wer die Thür öffne mit der Nachricht vom Tode der Herzogin, den schieße er nieder.

Und was er versprach, pflegte er zu halten. Die Pistole lag dort fortwährend auf seinem Tische.

Andern Tags mußte man ihm doch irgendwie die Unheilkunde bringen. Aber Niemand wagte dies. Zuletzt trat ein kaminheizender Zigeuner vor, er wolle wol hineingehen und den Herrn mit der Nachricht aufwecken.

Der brauchte nicht geweckt zu werden, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Nun! was soll's!“ schrie Kondah dem zur Thür hereinlugenden Zigeuner entgegen.

„Ich komme von der Frau Herzogin.“

„Sahst Du sie?“

„Ich sah sie wol, doch sie sah mich nicht.“

„Sie ist gestorben?“ schrie der hohe Herr.

„Nun schieße der gnädige Herr sich selber vor den Kopf“, sagte der Zigeuner; „denn Eure Gnaden waren es ja, der das Wort ausgesprochen!“

Die schöne Frau war in der That gestorben.

Jetzt empfand Kondah doch zum erstenmale Etwas durch sein Herz

gehen, wie den Stich eines Messers; unheilvolles Weh eines Mannes, der sein Weib als Leiche vor sich liegen sieht — das Weib, das ihm gesagt hat: Ich liebe Dich!

Aber trotzdem! — Niemand sollte sehen, was ihm im Innern so weh that.

Blieb ihm ja doch noch ein Wesen zurück nach der Todten, dem sie all' ihre Liebe vererbt hatte: das Kind! Es war so schön wie die Mutter, mit ebenso großen blauen Augen und ebenso goldfarbigem Haar.

Als man die Mutter begrub, verbrachte Konday den ganzen Tag bei seinem Kinde. Die Amme sagte von ihm, es sei ein kleiner Engel.

„Engel!" brauste der Vater auf. „Ich will dem Himmelreiche keinen Engel erziehen. Mein Sohn soll werden, wie ich bin. Nicht wahr, Du kleiner Vagabund?"

Und das Kind lächelte. Der kleine Vagabund!

Eines Tages jedoch sagte die Amme dem gnädigen Herrn, es dürfte aus dem kleinen Grafen Josef doch ein Engel werden. Er leide an einem Halsübel und . . .

Nun gerieth der Graf ganz außer sich und ließ den Arzt auf seine Stube fordern.

„Mein Sohn ist todtkrank", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Hier auf dem Tische steht eine Chatoulle voll Gold, und daneben liegt eine Pistole voll Blei. Bringen Sie meinem Sohne Genesung, so gehört dies Gold Ihnen; stirbt er, dann folgen Sie ihm nach!"

Der Arzt wäre der Alternative gern entflohen, doch man ließ ihn nicht fort. Man bewachte ihn wie einen Gefangenen. Tag und Nacht hatte er keinen Frieden.

Aber auch des Kindes Vater nicht. Er ging Tag und Nacht in seinen großen, widerhallenden Sälen hinauf und herunter. Setzte er sich, oder legte er sich, so ließ es ihm keine Ruhe. Auch das sollte er jetzt erfahren, welch' einen Stachel man im Herzen trägt, wenn man ein geliebtes Kind im Sterben liegen sieht!

Am dritten Tage um Mitternacht sagte ihm der Arzt, der selbst sehr bleich war, er möge seine Aufregung beherrschen, in der Krankheit des Kindes sei jetzt die Krise eingetreten. Möglich, daß es innerhalb einer Stunde todt sei.

Konday fluchte.

„O Herr, betet lieber!" stotterte der Arzt.

„Beten?" schrie der Magnat und rannte nach seiner Waffenkammer. Der Arzt entfloh und verschloß sich.

Konday dagegen riß zwei Pistolen vom Schragen, und unbedeckten Hauptes, nur halb bekleidet, stürzte er aus dem Hause, nach dem Parke hin, und ihm nach das Gesinde.

Draußen herrschte in jener Nacht ein gräßliches Unwetter. Der Blitz schlug zickzack herab in den nahen Wald und die zerrissenen Wolken glänzten gespenstisch in seinem Scheine.

„Gott! Gott!" rief, als er in den Wald gekommen war, der sinn-

lose Vater, „wo bist Du, Gott? Willst Du kämpfen, so komme denn; kämpfe mit mir, aber nicht mit einem armseligen Kinde! Ich bin ein Mann! Ich schaue Dir in's Auge, ich trotze Dir! Schlage mich!"

Die Blitze durchkreuzten sich am Himmel, als hätten sie sagen wollen: „Schweige, Du Wurm!"

„Hierher schlage! Haue hierher! Blitze auf mich herab, wie ich nach Dir hinauf!"

Und dabei eine der Pistolen nach dem Himmel richtend, schoß er gegen eine der Wolken.

Im selben Momente jedoch schlug aus eben jener getheilten Wolke ein blendender Feuerstrahl hervor und zerschmetterte unter erderschütterndem Donner die Linde, welche über dem Haupte des Rasenden ihre Aeste ausstreckte.

Das Gesinde fiel entsetzt in's Knie und bedeckte sich die Augen. Er jedoch beim Lichte des lohenden Baumes that noch einen Schritt vor, und die zerzausten Locken schüttelnd, wendete er sein trotzig Antlitz dem Himmel zu und rief:

„Der traf mich nicht! Nun denn, noch Einen!"

Und damit gab er seinen zweiten Schuß ab gegen den Himmel.

Dann jedoch schlug er sich mit den Fäusten an die Brust:

„Hierher schieße! Schleudre hierher! Treffe doch mich, bist Du der Herr, bist Du Gott!"

Das Gewitter aber verzog sich jetzt, es blitzte auch nicht mehr; es schwieg, beruhigte sich. Der Gußregen hörte auf, der Wind legte sich. Die Bäume rauschten nicht, es ward tiefe feierliche Stille.

Der Rasende taumelte zurück in's Castell; Niemand wagte, ihm zu folgen. Als er, am Geländer sich festhaltend, die Treppe hinaufging, traf er den Arzt. Das Antlitz desselben strahlte vor Freude.

„Herr! dem Himmel sei's gedankt, die Krankheit wendet sich der Besserung zu. Euer Sohn hat sie überstanden!"

„Ha!" rief der jubelnde Vater aus: „Ich habe gesiegt!"

Das Kind war wirklich gerettet. Es wuchs empor; es wurde aus ihm ein Mann. Es ward gerade solch' ein Mensch aus ihm, wie sich ihn der Vater gewünscht hatte, zu welchem er ihn erzog. Wild, flatterhaft, furchtlos, tollkühn.

So gefiel er dem Vater. „Es ist Blut in ihm! Mög' er sich austoben! Er vollbringt Narrenstreiche? Das steht der Jugend gut! Er verschwendet Geld? Er hat ja genug! Er beugt sich vor Niemandem? Ganz wie sein Vater! Er ist unbeständig in der Liebe? Möge er die Welt genießen!"

Im Alter von vierundzwanzig Jahren hatte der Junge schon seinen Ruf. Von Wien bis an die türkische Grenze. Der Vater war darob entzückt.

Es war ein Junge von schönem, feinem Gesicht, als er das vierundzwanzigste Jahr angetreten hatte. An seinem Geburtstag rief ihn der Vater zu sich.

„Mein Sohn! Du bist großjährig Ich denke, Du solltest nun heirathen.“

„Ich auch.“

„Graf Lobkowitz hat eine sehr schöne Tochter.“

„Ich weiß es.“

„Ich habe Dir diese zur Frau bestimmt.“

„Gut.“

Kondah glaubte, er habe einen sehr nachgiebigen Sohn.

„Jetzt bitte ich Dich nur noch um Eins. Es ist eine Grille, jedoch mich bindet ein Schwur. In unserer Schatzkammer befindet sich ein einzelnes Ohrgehänge, das einen Talisman hat. Seine Geschichte kenne nur ich und beichte sie nicht. Als ich mich mit Deiner Mutter vermählte, bat ich sie, dies Ohrgehäng zu tragen. Und ich lebte sehr glücklich mit ihr so lange sie noch lebte und ward glücklich in Dir. Jetzt bitt' ich Dich, gieb auch Du meiner künftigen Schwiegertochter diesen Talisman zu tragen.“

„Gut.“

Der Jüngling nahm das Ohrgehäng in Empfang. Dann bestimmten sie den Tag, an welchem Graf Josef seine Frau heimführen werde. Sein Vater, Graf Gabriel, konnte nicht mit ihm gehen, denn das gab die Gicht nicht zu. Doch er bereitete sich, ihn mit fürstlichem Pomp zu empfangen.

Graf Josef ließ alle Vorbereitungen geschehen.

Am festgesetzten Tage, als bereits das feierliche Hochzeitsgeleite beisammen war, ließ sich der alte Graf im Großvaterstuhl bis in die Vorhalle hinabtragen, um dort die Braut zu empfangen; er wollte, sobald der Sechsspänner vorfahren werde, bis zu den Marmorstufen ihr entgegengehen.

Das Gespann hielt; aus dem vergoldeten Wagen stieg zuerst der junge Graf und nach ihm, mit blitzenden Augen und rothen Wangen eine schöne, braune — Zigeunerin mit einem Kind auf jedem Arm.

„Hier, das ist meine Gattin . . .“, sprach Graf Josef, dem gräflichen Vater die Mutter beider Kinder vorstellend.

„Was, was ist das?“ röchelte der Alte und wollte sich auf die Füße stellen, fiel aber zurück in den Stuhl.

Sein Sohn Josef wies wortlos auf das eine Ohrgehänge, welches die Zigeunerin trug.

„Du nahmst Dir diese zum Weib?“ schrie ihn der Vater starren Auges an.

„Die Mutter meiner beiden Kinder!“ erwiederte Graf Josef trotzig.

„Panduren!“ brüllte der alte Magnat, vor Wuth im ganzen Antlitz glühend, „ergreift mir diese Dirne und ihre Brut, bindet ihnen einen Stein in's Genick und werft sie in den Fischteich!“

„Vater! Dies Weib, diese Kinder sind die meinen!“

„Sie sind die eines Hundes! Werft sie in den Teich!“

Die Panduren wußten, daß sie zu gehorchen hatten, und stürzten auf das Weib, nach ihrem langen Haar, nach den Kindern langend.

In diesem Augenblick erwachte in dem erbleichten Jüngling jenes Blut, das nach dem Himmel geschossen: das Blut seines Vaters!

Er entriß dem einen der Panduren die Pistole. Es ertönte ein Knall; der Vater fiel blutend im Armstuhl nach vorwärts ... Kann Gott auch mit Pistolen schießen? ...

Unter dem ersten Schauder der Schreckensthat floh Jedermann, dahin und dorthin. Die Hochzeitsgäste, die Panduren, das Weib mit seinen Kindern. Der Vatermörder flüchtete sich in's Castell.

Der Alte war tödtlich getroffen. Aber er hatte noch volle drei Tage zu leben, um Alles zu sehen, was darnach folgte.

Er mußte es schauen, wie das Gerichtspersonal des Comitats daher kam, die bewaffneten Panduren, um den Mörder zu suchen; und wie sie auf ihn stießen, da er sich in eine der Nischen des Castells verkrochen hatte. Der junge Mann wehrte sich wie ein Rasender. Sie warfen ihn aber vor des Vaters Augen zu Boden und banden ihn; sie schlugen ihm in's Gesicht, schmiedeten ihm Eisen an Hände und Füße. Wie klirrten die Ketten, als sie ihn an den Haaren dahin zogen über den Marmorestrich der Gänge! Und wie lange klang noch sein Wehruf nach! Der Jammer jenes Sohnes, um den der Alte Gott zum Zweikampf herausgefordert hatte, den er wie sein Augenlicht gehütet, den er so sehr geliebt — und der ihn nun gemordet! und dessen Kopf sie ihm nun in's Grab nachrollen werden! Jenes schöne, blonde Haupt, das so sehr dem seiner Mutter gleicht, das, in drei verschiedenen Lebensstufen gemalt, im Schlafgemach des Vaters aus vergoldeten Rahmen lächelt: als Säugling, als Knabe, als Jüngling. Und jetzt werden sie ihn nochmals abconterfeien: als zum Tode Verurtheilten, um das Bild nach damaligem Strafverfahren während dreier Tage vor der Hinrichtung öffentlich auszustellen!

Aber auch Das war noch nicht genug für das Sterbebett des Alten.

Nicht minder mußte er sehen, wie am dritten Tag die Reichsvormundschaft die künftige Wittwe seines Sohnes im Castell installirte, zusammt ihren Kindern, als eben dieses Castells nunmehrige Erbbesitzer! Das Gesetz erkannte die Zigeunerin als rechtmäßige Gattin an und dasselbe Gesetz wird sie demnächst zur Wittwe machen.

Und erst als das schöne, fahlbraune Weib vor dem Sterbebett stehen blieb, die lange, seidene Schleppe nach sich ziehend, ihre Kinder in beiden Armen emporhob, und kokett das Perlengehänge im Ohr: da erst starb er!

Ein halbes Jahr danach warfen sie ihm das schöne, blonde Haar des Sohnes in die Gruft nach.

Gott vermag auch mit dem Schwert zu hauen!

Doch predigen wir keinen Mysticismus! Wer sich gegen den Gott aufbäumet, wie wir ihn glauben, der ruft die Atome der Natur, die

welterschaffenden Elemente zum Kampf auf. Der beginnt den Krieg mit Winter und Sommer, mit der Wärme des Blutes und der Untrüglichkeit der Zahlen, mit den organischen Mächten der Chemie, mit der öffentlichen Meinung, mit der Geschichte, der Logik, der gesammten Menschheit, mit Allem, was unbesiegbar ist und worinnen Gotteskraft wohnt.

Trotzdem war der Zweikampf mit Gott noch nicht beendet. Ein ganzes Jahrhundert sah seine Fortsetzung, durch hunderterlei Verwandlungen des Mißgeschicks, durch allerlei Wahnsinn, durch ein Duell, unerschöpflich in den Erfindungen der Leidenschaft und der Verrücktheit, mit Allem und gegen Alles, was Ruhe, was Friede war, was da liebte, was als Gesellschaftsordnung galt, oder was als Gesetz existirte, gleichviel ob im Herzen oder auf Pergament geschrieben.

Nach Jahren kam Schloß und Herrschaft in die Hände der beiden Kinder der Zigeunerin. Sie waren Zwillinge. Ihr Vater und ihr Großvater waren trotzige, gewaltsame Menschen gewesen, doch hatten sie nicht Gegenparteien von gleichem Range. Jetzt stießen die Enkel auf ebenbürtige Gegner: auf einander.

Die zwieträchtigen Brüder gründeten zwei feindselige Familien. Und so viel Glieder das Geschlecht hatte, so viel Feinde standen sich gegenüber.

Es war ein Wettkampf, ein olympisches Preisringen in der Kunst, sich gegenseitig zu verderben. Wer das Allerböseste zu erdenken wußte, der war classischer Sieger. Bei jedem Zornaufflammen griffen sie zur Pistole, zur Büchse. Sie schossen aufeinander, gegenseitig auf ihr Gesinde, auf ihre Beamten. Das fiel ihnen so leicht, als anderen Menschen ein Zorneswort entfährt, und eines Jeden Dasein begleitete jene unwiderrufliche Kugel, die ihr Ahn nach dem Himmel abgeschossen.

Und in diesem Kampf zerklüftete sich der fürstliche Besitz.

Den vierten Nachkommen bereits verblieb nichts als das pomphafte Castell zu Tschatärd, und auch dies nur, weil sich kein Käufer dazu fand. Es taugte nur für große Herren.

Zwei Urenkel drückten sich darin möglichst neben einander zusammen. Einer nahm das erste Stockwerk in Beschlag, der Andere die ebenerdige Wohnung. Derjenige, der oben wohnte, grub einen Abzugscanal in die Wölbung des unter ihm Wohnenden, und drohte seinen jüngern Bruder mittelst Spülicht zu ersäufen, gleich einer Feldmaus. Der Untenhausende dagegen ließ einen Schlot nach dem obern Stockwerk durchbrechen und räucherte so den ältern Bruder gleich einem Fuchs aus.

Oder sie setzten sich zusammen, Karten zu spielen, und des einen Tages verlor der eine Bruder all' sein Recht auf's Castell, nebst den Kleidern an seinem Leibe, und dann trieb der Aeltere den Jüngern barfuß aus dem Hause; und andern Tags, nachdem der Jüngere Geld geschafft, gewann wieder dieser des Aeltern Eigenthum, und dann trieb er diesen im Hemd hinaus in den Schnee.

Ihr Mißgeschick nahm allmählich die Trauerkleidung des Humori-

stischen an. Als man sich nicht mehr vor ihnen fürchtete, als ihnen Niemand mehr zürnte, begann man über sie zu lächeln.

Das war der allerhärteste Schlag des Schicksals!

Nie ward in der Familie ein Mädchen geboren, deren Wiegengabe es gewesen wäre: zu lieben, Frieden zu stiften, zu sühnen. Stets waren nur männliche Nachkommen da, stets nur Hasser, Raufer, Zerstörer . . durch vier Generationen!

* * *

Die Ebene weist jetzt bereits ein anderes Bild auf, dort, zwischen der Donau und der Theiß. Es weiden nicht mehr Hürden und Gestüte im grenzenlosen Freien; Alles ist bebaut, cultivirt. Es zeigt sich ein herrliches Mosaik von licht- und dunkelgrünen Tafeln, neben denen rosafarbige Würfel und gelbe Vierecke bunt hervorstechen. Hier und da ein grellrother Streifen, ein veilchenblauer Saum; Tabaksblüthen, Raps oder Saatfelder von Oelpflanzen. Dazwischen kreuzen sich Eisenbahnzüge, zeigen sich Wirthschaftsgebäude zerstreut, in grünen Rahmen Obstgärten. Handelswege verbinden die Dörfer, die Städte, Macadam, Chausséebauten und mitten aus der reichen Saat ragen immenser Fabriken rauchende Schornsteine empor, diese Riesen der modernen Mythologie, in denen die Weltseele der neuen Schöpfung haust.

Jetzt giebt es dort zwischen Deutschen und Ungarn einen andern ewigen Kampf; den Kampf der Industrie. Es ist dies ein Krieg, in welchem der Sieg beiden Parteien zu Gute kommt.

Es ist das Ende vieler Illusionen der Ahnenzeit. Die Ritterburgen wurden zu ehrwürdigen Ruinen, der Adelswappen rühmt sich Niemand mehr, der Unterthan wurde frei, die Privilegien hörten auf; die Klöster liegen verwüstet, dafür stehen Schulgebäude, und den Fluß durchfurchen Dampfer. Auch die alte Bewirthschaftung ist vorüber; Maschinen säen, ernten, dreschen rings umher. Die wilden Gestüte, die wilden Hürden sind in Stallungen untergebracht, an Stelle von Räuberhorden giebt es rechnende Consortien.

Auch das Castell zu Tschatárd kam auf die Trommel. Die letzten zwei Verwandten zogen es sich richtig gegenseitig unter dem Fuße weg, noch ziemlich zu Anfang des Jahrhunderts. Jetzt ward es auch bereits zur Fabrik. Ein schlesischer reicher Industrieller hatte das Schloß gekauft, ein gewisser Siebelmann. Dessen Sohn sitzt jetzt drinnen. Der Schloßthurm, der zu nichts mehr diente, seitdem er nicht mehr den Flaggenstock des Wappenbanners zu tragen hatte, war längst schon abgetragen und man hatte aus seinen Ziegeln den hohen Schlot erbaut.

An Stelle des Schloßthurms der Schornstein! Und an Stelle des Schlosses eine Zuckersiederei! Statt des Wappens ein Firmenschild und vor dem Herrenpark die Eisenbahn. Es war dies ehemals das verbotene Gehege. Und obendrein existirte der Herrschaftspark nicht einmal mehr; es wäre sonst besser gewesen. Der Besitzer der Fabrik von Tschadárt hätte dann direct bis an den Bahnhof der Station gelangen können,

während er jetzt — des dazwischen liegenden Waldes wegen — einen halbtägigen Umweg machen muß, um auf Nebenstraßen seine Waaren nach der Station zu schaffen.

Dieser Fabrikbesitzer, der alle umliegenden Herrschaften bereits erworben hatte, würde überdies für den Wald jeglichen Preis gezahlt haben. Doch er erhielt vom Eigenthümer die Antwort, der Wald sei Fideicommiß, also nicht verkaufbar. Dann wollte der Fabrikherr doch wenigstens die Erlaubniß erlangen, einen Weg durch den Wald schlagen zu dürfen bis hin zur Eisenbahn. Der Eigner verweigerte aber auch Das. Bei Fideicommissen ist nicht einmal Ein Baum schlagbar.

Und jener Eigenthümer war Tiburt von Kondaÿ, der letzte männliche Nachkomme der einst so mächtigen Familie. Dieser Wald seiner Vorfahren war nunmehr sein einziger Besitz. Er giebt keinen Strohhalm davon her, und seine Wohnung ist jenes weiße Haus, in welchem vor bald einem Säculum sein Urgroßvater Gábór die „Labanzen“ mit schwarzem Brod tractirte. Der Urenkel sah noch nie so viel Gäste bei sich. Es kommt Niemand bei ihm zu Besuch. Das Unglück hat keine guten Freunde. Was er thun mag? Wie er dort in des Waldes Mitte lebt? Das wußte Niemand. Das ganze Waldgebiet war mit Holzpfählen umzäunt und vor jedem Eingang befand sich eine Holztafel mit der Aufschrift: „Verbotene Jagd.“

Das Jagen aber macht großes Vergnügen.

Oft wandern leidenschaftliche Nimrode nach ganz entfernten Gegenden, wenn sie dort eine besondere Gattung von Wild wissen. Die rauhe Zeit in den Wildnissen am Draufluß, wie die Schneestürme in den Waldungen der Marmarosch, treiben nicht selten in irgend einer Fischerhütte oder in der Höhle eines Ziegenhirten Personen zusammen, die aus allen vier Ecken des Reiches stammen und die bis dahin sich noch nie gesehen hatten.

Derart trafen sich auch eines Tages zu Ende October in einer verlassenen Hütte der Marmarosch vier Jäger aus dem Herrenstande, die nach einander der unversehens losgebrochene Schneesturm dorthinein verschlagen hatte und die Alle zusammen Auerhähne jagen wollten, welche in Ungarn schon so selten sind, daß es sich wol lohnt, an dreißig Meilen ihretwegen zurückzulegen.

Die Herren machten Feuer an, holten aus ihren Jagdtaschen die Proviantreste hervor, reichten sich auch den großen rundbauchigen Weinkulacs umher und vergnügten sich prächtig, während draußen der Sturmwind wüthete. Der Eine von ihnen war ein ergrauter Mann, der Andere von athletischem Körperbau, der Dritte rund und dick, der Vierte dagegen ein schlanker junger Mann mit aufgewichstem Schnurrbarte. Jedes Gesicht zum Malen.

Wenn unser ungarischer Urahn, Almosch, der gerade zwischen jenen Hügeln seit tausend Jahren begraben liegt, erwacht wäre und die Viere so zusammen gesehen hätte, er würde sie gewiß im Tone der Sage von

den sieben Heerführern als greisen Kund, als starken Huba, als beleibten Zuard und als geschmeidigen Leventa angesprochen haben.

Nachdem die Jäger sich im volksthümlichsten ungarischen Idiom die lustigsten Geschichten erzählt und durch kernige Anecdoten sich gegenseitig erheitert hatten, sagte der Eine:

„Nun, das ist brav, daß in dieser elenden rusnakischen Wüstenei sich durch Zufall vier solch' urechte eingeborene Ungarsleute zusammenfanden, welche die Heimatssprache so kräftig sprechen. . . . Mögen sie nun auch unter sich ihre geehrten Familiennamen angeben."

Der ergraute Mann sagte etwas zögernd:

„Ich heiße Brauenfels."

Der Andere setzte nun schon aufgeheiterter hinzu:

„Mein Name ist Kahlenberg."

Lächelnd erwiederte der Fragende:

„Sehr gut, ich bin Trautenau."

Nunmehr konnte der junge Mann sich kaum noch halten.

„Mich nennt man Otto Siebelmann."

Und ein allgemeines Gelächter erfolgte.

Die drei ersten waren schon längst in Ungarn bekannte Namen: ungarische Grundbesitzer seit einem vollen Jahrhundert, angesehene Familien, politische und nationale Parteiführer. Der Vierte freilich galt noch als neuer Mensch. Doch auch er hatte schon Wurzel geschlagen.

In dieser Geschichte ist ein jedes Wort historisch wahr, wenn auch nicht trocken geschichtlich erzählt. Es liegt eine eigenthümliche Zauberkraft im Boden Ungarns, auf dem die Blumen im Sande des Freiheitsmärchens sprossen und, wenn abgeschnitten, von Blute tropfen; im Händedrucke des ungarischen Mannes, im funkelnde Blicke der Ungarfrauen; in jener freien großen Luft der unbegrenzten Haiden des Flachlandes; im allgemeinen Schmerz um die Vergangenheit, und in der Unverzagtheit energischer Hoffnung auf die Zukunft; im ungarischen Volksliede und in dem der Liebe.

Die oben angeführte Thatsache soll weder als Compliment für Ungarn gelten, noch als solches an Ungarns Deutsche adressirt werden — sie ist einfach Statistik, und diese allein kommt bei vorliegender Geschichte in Betracht.

Nachdem die vier Jäger ausgelacht hatten, erzählten sie sich gegenseitig, wie sie hierher gelangt. Die Gutsbesitzer waren mit dem Dreschen bereits zu Ende, der Zuckerraffineur konnte mit der Arbeit noch nicht beginnen lassen, die Rübe war noch im Boden. Sobald es an deren Einholung gehe, dann habe er nicht Tag noch Nacht Ruhe; bis dahin aber sei ihm Zeit gelassen, auf Auerhähne zu lauern. Und er setzte hinzu:

„Freilich, daheim bei mir im Flachlande, da hätte ich viel näher einen Wald, in dem die Auerhähne noch in ganzen Strichen zu finden sind!"

„Auerhähne? Bei Dir?" frug der alte Herr kopfschüttelnd. „Ich

wüßte keinen solchen Ort, so genau ich unser großes Ungarn von einem Ende zum andern kenne. Wo wäre denn das?"

„Im Walde von Tschatárd."

„Ah, das läßt sich hören!" riefen nun alle Drei auf einmal. „Ja, dort könnte es sogar auch noch Auerochsen geben!"

Dann erzählten sie sich, was sie vom Hörensagen über den Herrn des Waldes von Tschatárd wußten. Mit dem dürfte es nicht gut sein, auf Büchsenschußweite zusammenzutreffen!

„Man sagt, er schösse Jedermann nieder, der seine Schwelle beträte. Er hungert lieber, als daß er einen Holzspan aus dem Walde verkauft. Er lebt nur von Wildfleisch, Brod ist nie im Hause. — Der Wein, den er für Wildhäute umtauscht, ist ihm nicht berauschend genug, er setzt ihn auf Körnern des schwarzen Bilsenkrautes an. Ein Glück, daß er stets allein ist, wenn er trinkt. Ein toller Mensch!" So sprachen Alle durcheinander.

„Trotz alledem muß ich den Wald von ihm bekommen!" bekräftigte Siebelmann. „Wenn durchaus nicht anders, so nehme ich seine Tochter zur Frau!"

Darauf erfolgte allgemeines Gelächter.

„Eine Hexe mit eiserner Nase, wie's im ungarischen Märchen heißt. Ein Fräulein mit einem Rüssel!"

„Was liegt mir daran! Ich heirathe sie dennoch! Ich bin Unternehmer. Ich muß einen Weg mitten durch den Wald von Tschatárd haben!"

Die Jäger erwiederten hierauf, er sei ein Teufelsjunge. Dann legten sie sich auf ihre Bauernpelze, auf ihre Bunda, und der Eine überließ es dem Andern zu träumen was ihm beliebe.

Eine Woche nach jenem Zusammentreffen in der Marmarosch ritt Otto Siebelmann dem geheimnißvollen Walde zu, und als er an den ersten Grenzpfahl gelangte, band er sein Roß daran, gab einem der rübensammelnden Leute den Auftrag, er möge auf das Roß achten, und ging dann hinein, den Fußsteg entlang, in den Wald.

Als er so vorwärts drang unter den verwachsenen Bäumen, deren Zwischenräume Nachtschatten und Brombeersträuche ausfüllten und zusammenschlossen, kam ihm das auch in Ungarn so volksthümliche Märchen vom „Dornröschen" in den Sinn. Aus dem Laube guckten neugierig, aber ohne Furcht, Rehe und Hirsche nach ihm, auf den Zweigen gurrte die wilde Turteltaube, der Auerhahn balzte, indem er den Schweif wie einen Fächer ausbreitete, und Goldfasane zogen ihre Schleppe lang dahin. Aus dem Astloch irgend eines morschen Baumes lugte, wie aus einem Fenster, eine ganze Familie von Wieseln heraus, und auf dem runden Rasenplatz lauschte mit gespitzten Löffeln der aufrechtsitzende Hase, als früge er: „Nun, wer ist denn das, der daher kommt?" Keines der Thiere schien vor dem Annähernden zu bangen.

Siebelmann war mit keiner andern Waffe versehen, als jenem Handbeil, dem ungarischen Fokosch, und auch das hatte er blos zur

Wehr für den Fall mitgenommen, daß der Sonderling oder Hunde ihn angreifen würden.

Der Wald stand in der That in üblem Ruf. Sogar die rübenlesenden Arbeiter winkten Siebelmann, er möge auf sich Acht haben, Graf Tiburty Konday erschieße Jedermann, der seinen Wald betrete.

Er hätte freilich gerade auf das Haus zugehen können; doch that er dies nicht, weil er durch Leute, die den Grafen Tiburty kannten, im Voraus war aufmerksam gemacht worden, daß derselbe das Thor schließe, sobald er Jemanden nahen sehe. Darum zog Siebelmann auf Umwegen durch den Wald, um von rückwärts an das einsame Haus zu kommen und gewissermaßen dort einzufallen.

Während er so durch die Irrwege des Waldes sich Bahn brach, war es Abend geworden. Jedoch der Mond schien prangend durch das Laub. Endlich gelangte Siebelmann in eine Waldlichtung und betrachtete das vor ihm liegende Haus.

An der dem Walde zugekehrten Front befand sich eine lange Veranda, völlig von wildem Wein umrankt, dessen Blätter der Herbst schon gelb und roth gefärbt hatte.

Unter dieser Veranda saß eine weibliche Figur. Vor ihr stand ein Tischchen, auf dem eine Zither lag und anscheinend ein Notenheft. Der Mond übergoß dies Wesen mit seinem Silberglanze.

Siebelmann begann wieder an das Märchen vom „Dornröschen" zu denken. Die Waldfee, in schlohweißem Kleide, welcher das Blondhaar wie flüssiges Gold auf die Schultern floß! Ihr zauberisch-bleiches Antlitz schwelgte im Mondlicht. Ihre feinen, weißen Finger entlockten den Saiten der Zither ein schwärmersches Lied. Sie sang weichen, sympathischen Tones dieselbe Melodie oder deren Variationen . . . dann fuhr sie mit den Fingern tastend über das Notenblatt dahin und schien Etwas darauf zu notiren, doch ohne darauf zu sehen, was sie notirte. Vielmehr sah sie mit halbgeöffneten Lippen zum Monde empor, während sie schrieb, als wollte sie das leise Klirren seiner Lichstrahlen zu Papier bringen.

Und was für Otto das Erfreulichste war, jenes weibliche Wesen schien seine Annäherung gar nicht zu bemerken. Zwar dämpfte das hohe Gras das Geräusch seiner Schritte, doch seine Gestalt hob sich voll im Mondschein hervor. Sie konnte sie nun wohl sehen.

Mit lautem „Guten Abend" beeilte er sich, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Bei diesem Laute schreckte das weibliche Wesen auf, und nun dem Nahenden sich zukehrend, erwiederte sie freundlich den Gruß.

Otto hatte sich die „Hexe mit der Eisennase" anders vorgestellt Doch vielleicht war sie nicht die Rechte.

„Ich bin Otto Siebelmann, der Nachbar, und suche den Herrn Grafen", sagte er höflich.

„Mein Vater ist nicht daheim", entgegnete die junge Dame in sanftem Ton.

Siebelmann kam es vor, als schaute das holde Wesen ihn lächelnd an; so, wie man nur Bekannte zu empfangen pflegt. Er mußte also irgend ein Gespräch beginnen.

„Comtesse genießen den schönen Mondscheinabend?"

„Mondschein?" erwiederte sie staunend, „wo ist er?"

„Ach!" entfuhr unwillkürlich dem erstaunten jungen Mann.

„Ich sehe nichts davon", setzte das junge Mädchen die Rede fort — und lächelte dabei wieder.

Otto schreckte zurück. Diese Augen, so voll von schönem Ausdruck, sahen nicht! Dies Mädchen war blind. Und das macht sie nicht einmal traurig. Sie lächelt, indem sie dies zugesteht.

„Doch nur die Außenweit sehe ich nicht", sprach das Mädchen tröstend, als wolle sie Jemanden erheitern, den sie durch ihre Worte betrübt habe. „Ueber die Außenwelt hinaus ersehe ich um so klarer eine ganze innere Welt!"

„Wol eine sehr schöne?"

„Sehen auch Sie diese Welt, die ohne Sonne und Mond doch voll von Licht ist, und in der es lebt, ohne daß sich Gestalten zeigen? Ich denke mir, wenn man das Auge schließt und allein bleibt, so muß Jedermann sie sehen."

„Comtesse sind hier in der That ganz einsam."

„Wenn mein Vater nicht daheim ist, dann bin ich allerdings völlig allein."

„Und fürchten Sie sich nicht?"

„Weshalb? Ich thue ja Niemandem Etwas!"

„Aber bangt Ihnen nicht vor schlechten Menschen?"

„Also giebt es schlechte Menschen in der Welt?"

Diese Frage war von einem so unschuldig aufrichtigen Blick begleitet, daß Otto die Jungfrau zu beneiden begann, die offenbar so sehr blind war!

„Und wird Ihnen, Comtesse, die Zeit nicht lang, wenn Sie so ganz allein sind?"

„Nein. Den ganzen Tag über habe ich die Arbeit für's Haus, und wenn es ringsum still wird, dann weiß ich, daß es Abend ist; ich nehme mein Instrument und so sind wir zu Zweien. Es spricht mit mir, ich spreche mit ihm. Ich spreche ihm Gedichte, es giebt die Melodie hinzu und aus Beiden wird Eins. Das macht mir große Wonne."

Und dann, um sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen oder damit auch der Fremde die Wonne theile, griff sie in die Saiten der Zither und spielte ein Lied darauf, das sie selbst ersonnen, und sang dazu in sanftem Mollton die Worte des tiefsinnigen Gedichts.

Otto schaute sich staunend die noch kinderhafte Erscheinung an, die Niemand hier behütete, als einzig die Sterne. Er hätte ihr bis in den Morgen hinein zuhören können!

Jedoch nahende Schritte unterbrachen den Genuß. Das Mädchen kannte die Schritte wol, denn freudig sprang sie auf, und als ob sie

sehen könne, als ob sie nicht blind wäre, lief sie mit sicherm Schritt dem Kommenden entgegen. Und diesen umhalsend, stotterte sie: „Mein Vater!“

Der Anlangende war ein noch junger, gleichfalls blonder Mann, den man eher für den Bruder, als für den Vater des Mädchens gehalten hätte. Er hatte schöne, regelmäßige Züge; nur seine Augen schielten etwas, wie eben bei allen männlichen Nachkommen der Familie Konday.

Er hatte ein langes, ledernes Futteral in den Händen. Gewiß ein Pistolenkästchen!

„Nun, jetzt geht es an mein Ende“, dachte Otto bei sich. Er harrte an der Veranda des Nahenden und trat dann vor.

„Herr Graf, ich bin Ihr Nachbar, Otto Siebelmann. Ich wollte mit Ihnen zusammentreffen und brach in Ihren Park ein, auf die Gefahr hin, daß Sie mich etwa als Jäger erschießen.“

„Ich? Schießen?“ frug erstaunt Graf Tiburty. „Mein Herr, in diesem Hause giebt es keine Schießwaffe!“

Das war mit offener, aufrichtiger Miene gesprochen. Der Graf reichte seinem Gast die Hand dar.

„Zur Wehr gegen Räuber dürfte wol in so einsamer Wohnung eine Büchse nicht überflüssig sein!“

Graf Tiburty zuckte mit den Achseln.

„In meinem Hause giebt es kein Geld. Ich sage das ohne alle Bitterkeit.“

Diese Aeußerung gab Siebelmann die gewünschte Gelegenheit, um auf den Zweck seines Besuches hinüberzuleiten.

„Und ich besuche Sie doch in einer Geldangelegenheit“, sagte er.

„Ich ahne es! Doch wir sprechen später davon. Zuvor nehmen Sie das Abendbrod mit uns.“

Der Graf flüsterte seiner Tochter einige Worte in's Ohr, worauf diese sich entfernte.

Wieder dachte Otto bei sich: „Nun werde ich von dem Bilsenkrautwein trinken müssen!“ und es lief ihm kalt über den Rücken.

Der Graf führte seinen Gast in die Stube und bat ihn Platz zu nehmen.

Es war ein einfach möblirtes Zimmer. Der Graf öffnete einen altväterischen Schrank und nahm aus dem mitgebrachten Futteral allerlei kleine Phiolen, die er in den Schrein ordnete, worauf er dessen Flügel schloß.

„Gestatten Sie, daß ich mir vorher die Hände spüle; ich hatte mit allerlei Gift zu thun.“

Otto horchte erschrocken auf: „Allerlei Gift?“

Doch diesmal sollte Siebelmann nicht lange in der bänglichen Erwartung bleiben, ob man ihm dies Gift zum Trinken reichen würde.

„Ich bin Homöopath“, fügte der Graf hinzu. „Doch bitte ich, Niemandem davon zu sagen. Denn wenn es die Behörde erfährt, so verbietet sie es mir. Ich habe ja kein Diplom!“

„Aber die Kranken, die Sie curiren, verrathen diese Sie nicht?"

„Das sind Bauern, also gute Bewahrer von Geheimnissen. Zudem curire ich meistens nur Kinderkrankheiten und Viehseuchen. Es sind dies die beiden schwersten Geißeln der Gegend. Im vorigen Jahr rettete ich in drei Dorfschaften die Kinder vom Scharlach. Es wird drei Jahre sein, daß ich die orientalische Rinderpest von hier abwendete. Doch — Sie kommen nicht deswegen zu mir. Es war irgend eine Geschäftssache, die Sie zu mir führte. Es ist eine Seltenheit, daß ein Mensch im ordentlichen Rock hier herein tritt. Ihnen bangte wol, als Sie hierher kamen, nicht wahr?"

„Ich leugne es nicht. Ihre Abgeschlossenheit giebt zu vielen Gerüchten Anlaß. Ich komme in jener Angelegenheit zu Ihnen, Herr Graf, in Betreff welcher mein Vater schon mit Ihnen correspondirte — jedoch erfolglos. Ich sagte mir: Ei was! ich gehe selbst zu ihm hin, wir wollen mit einander sprechen. Ich liebe es, Aug' in Auge mit Jedem zu sein, mit dem ich eine Sache abzumachen habe. Ich wiederhole daher meinen Antrag Könnte ich den ganzen Wald von dem Herrn Grafen erwerben, so gäbe ich 120,000 Gulden dafür. Wollen Sie ihn nicht verkaufen, dann bäte ich, einen Weg durch den Wald legen zu dürfen bis an die Eisenbahn, sechs Klaftern breit. Für diese Abtretung mögen der Herr Graf einen Preis bestimmen, wie Ihnen ein solcher beliebt. Kein Preis wird mir zu hoch sein; denn ich bedarf des Weges für mein Geschäft."

„Mein junger Herr Nachbar!" erwiederte der Graf Tiburty, indem er den Angeredeten einlud, ihm zur Seite Platz zu nehmen. „Sie waren aufrichtig gegen mich. Ich werde noch aufrichtiger gegen Sie sein. Die, welche Ihnen gerathen, nicht zu mir zu kommen, weil in mir ein toller Wüthrich hause, sagten Ihnen die Wahrheit. Er haust in mir. Ich bin es selber. Aber ich halte diesen Dämon mit erzenen Händen in mir nieder. Ich habe meine Ferse stets auf seinem Kopfe. Manchmal will er mich abwerfen, doch ich lasse es nicht zu, ich trete ihn hinab. Mich quält Durst nach Wein, jedoch außer Wasser ist niemals etwas Trinkbares auf meinem Tisch. Ich bin eine erbarmungslos befehlsüchtige Natur, ich vergönne mir jedoch kein Gesinde, ich und meine Tochter richten Alles allein aus. Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger, mein Wald, mein Park sind voll des prächtigsten Wildes und ich habe keine einzige Waffe im Hause, esse auch niemals Speise, an der Blut klebte. Ich sehe jeden Tag den verhängnißvollen Besitz, auf dem einst meine Ahnen schrankenlos herrschten, vertheilt unter die Bauern, von Einwanderern in Beschlag genommen, und ich besuche tagtäglich die Hütten der Dorfbewohner, der Ansiedler, um ihre kranken Kinder zu curiren. Ich bin noch der Besitzer eines Urwaldes, für dessen Werth ich wieder ein großer Herr werden könnte, und ich dulde bei mir im Hause keinen Groschen, greife nicht nach Geld, das man mir aufdringt, und lebe arm genug, entbehre Vieles!"

Otto Siebelmann zuckte nun seinerseits die Achsel über all' Das, was ihm sicher als ein noch zurückgebliebenes Symptom von Narrheit erschien.

„Ich gestehe Ihnen noch mehr. Sie werden sehen, daß ich nichts hinzusetze, nichts verschweige, und Sie selbst müssen dann sagen: dies Besitzthum ist in der That nicht verkaufbar. Ich bin der letzte Nachkomme einer fluchbeladenen Familie. Das weiß Jedermann. Längst ist es Eigenthum der Volkssage, daß mein Geschlecht es ist, dessen Ahn einstmal Gott zum Zweikampfe herausrief! Er forderte ihn seines sterbenden Sohnes wegen heraus. Ein gräßlicher Gedanke; doch ihm liegt ein Vaterherz zu Grunde. Er büßte dafür. Der Sohn, als er erwachsen war, und, um seine eigenen Kinder gegen die Hartherzigkeit ihres Großvaters zu schützen, erschoß seinen Vater. Ein noch entsetzlicherer Gedanke; doch auch diesem liegt ein Vaterherz zu Grunde. Sie köpften den Vatermörder und dann begruben sie ihn hier in diesem Walde. Sie vergruben ihn im Geheimen, ohne Wahrzeichen; nur die Rinde eines alten Baumes bewahrte seinen Namen auf einem silbernen Schildchen. Die Rinde wuchs über dieser Platte längst schon zusammen; Niemand weiß, wo mein zweitältester Ahne ruht. Und so könnte es kommen, daß der erste Baum, den Sie hier im Walde fällen ließen, an seinen Wurzeln den Todtenkopf hängen hätte, der mir zuriefe: „Ich mordete, ich starb, ich verfluchte mich Deinethalb und Du läßt mich nicht einmal in der Erde ruhen!“ Lachen Sie mich nicht aus! Ich fürchte mich vor keinerlei Schreckensspuk, aber ich fürchte mich vor mir selber! Jenen Zweikampf, den mein Ahn gegen Gott begann, seine Nachkommen führen ihn noch fort! Es kam ein Schlag nach dem andern. Gott schlug sie mit eigenen Händen. Bereits in der Geburtsstunde fanden sie in ihrer Wiege das „Kartell“ und mußten ihm Folge leisten. Nie zuvor ist in unserer Familie ein Mädchen geboren worden, stets waren es nur Männer. Ich bin der letzte meines Stammes. Doch der Zweikampf dauert noch fort. Jetzt bereits nur noch von der einen Seite. Denn ich wehre mich nicht, ich schlage nicht zurück. Ich ertrage mit Geduld, mit müden Armen mein Geschick, ich halte mein Haupt dem Streich entgegen. „Er“ aber schlägt fort. Es wird vielleicht bald enden. — Mein Kind ist ein Mädchen. Gott wird nicht mit einem Mädchen weiter kämpfen. Und noch dazu mit einem blinden Mädchen!“

Siebelmann wendete sein Antlitz ab.

„Nun wissen Sie, weshalb ich den Wald nicht verkaufe. Käme Geld in meine Hände, ich würde zum eben solchen Verschwender, die Menschen und Gott empörend, als die Andern vor mir waren, ich würde den letzten Tausender verzetteln, wie sie die Millionen verzettelt haben, und meine Tochter würde zur Bettlerin — zur blinden Bettlerin! Nun wissen Sie, mein Herr, daß man von mir aus diesem Walde nicht einen Strauch kaufen kann, nicht ein Vogelnest, am Wenigsten ein faustgroßes Stück Boden!“

Siebelmann war besiegt.

„So erlaube der Herr Graf wenigstens mir persönlich, einen Fußweg — bis an dieses Haus hier!"

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Wir werden Sie stets herzlich gern sehen."

Ein anmuthig rufender Ton unterbrach das Gespräch.

„Meine Tochter Cäcilie", lächelte der Vater mit wonnestrahlendem Auge.

Comtesse Cäcilie rief sie zum Abendtische. Es war auf der Veranda gedeckt. Ein Festmahl, zu dem man bei Ovid die auf Erden wandelnden Götter erharrte:

Honig, Brod, dicke Milch.

Jegliche Speise, an der jemals Blut geklebt, und jeglicher Trank, in dem Feuer schlummert, war von diesem Tische verbannt.

Vater und Tochter saßen nebeneinander auf einer schmalen Bank mit Rückenlehne. Otto sah, wie sehr sie sich liebten, wie glücklich Eines durch das Andere sei. Er beneidete sie.

Cäcilie ließ kindlich schmeichelnd die feinen Finger über ihres Vaters Antlitz gleiten.

„Ich sehe hier innen in mir. Ich sehe Dich so gut, daß es mir wol gelänge, Deine Büste zu modelliren, wenn ich Wachs hätte."

„Nun, Comtesse, ich will Ihnen solches Wachs, wie man es zum Bossiren zu benutzen pflegt, bringen", sagte Otto.

„Schönsten Dank!"

Der Abendtisch war zu Ende, es war spät geworden. Der Gast nahm Abschied und bereitete sich zum Gehen. Als der Graf erfuhr, daß Siebelmann sein Pferd am fernsten Ende des Waldes zurückgelassen hätte, bot er sich selbst zum Führer an. Nachts konnte man sich leicht in den Irrgängen verlaufen.

Doch kaum hatten sie sich dem Parkende zugewandt, als ein kleines Bauernmädchen ihnen verzweifelnd nacheilte und schweren Athems den Grafen bat, er möge ihm irgend eine Medizin für sein Brüderchen geben, das am Ersticken sei.

Otto tröstete den Grafen, er möge nur zurückgehen, er selber dürfte den Weg, auf dem er hierher gekommen, nun auch wieder leicht zurückfinden. Er erinnere sich, es komme ein Bächlein, dann eine Brücke und von da ab lasse sich nicht mehr irre gehen.

Damit wünschten sie einander gute Nacht; der Graf ging nach seinem Hause zurück; Otto in den Wald hinein.

Aber dort, mitten unter den Bäumen, machte er doch die Erfahrung, daß der Mensch um Mitternacht sich nicht so gut orientiren könne wie bei Tage. Er ward gewahr, daß er sich in dem Waldlabyrinth derartig verirrt habe, um zuletzt gar nicht mehr zu wissen, wohin es nach vorwärts gehe. Schließlich gelangte er an den Bach. Er brauchte jetzt nur noch die Brücke zu finden. Aber die Brücke kam nicht. Der Bach floß noch immer dahin. Otto dachte, daß es noch das Klügste sei, dem Laufe des Baches zu folgen. Aber trotzdem kam die Brücke nicht,

und der Bach hörte nicht auf zu fließen. Dann plötzlich wurden die Bäume seltener. Otto betrat eine Lichtung, und da erst sah er, daß er zu jenem Haus zurückgelangt war, von dem er Abschied genommen.

Die Situation war lächerlich. Nun hineinzugehen, gestehen zu müssen, daß er nach halbstündiger Wanderung wieder dahingekommen sei, von wo er ausgegangen! Im Hause wird man sich überdies vielleicht schon zur Ruhe begeben haben. Trotzdem ging er näher. Er hatte keine andere Wahl.

Gelehnt an eine Säule der Veranda stand, von einem Nachtglanze überstrahlt, die feenhafte Tochter des Hauses — bewegungslos. Mit gesenkten Augen. Sie schaute ja jetzt ihre eigene Welt! Wie bedauerlich, durch eine Anrede sie daraus zu verscheuchen!

„Verzeihung, Comtesse!"

„Ah, Sie sind es wieder!" Sie kannte bereits den Ton seiner Stimme,

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich mich nicht aus dem Walde zu finden weiß. Ich kehrte, gegen meine Absicht, zurück und jetzt bin ich gezwungen, des Grafen Güte in Anspruch zu nehmen, daß er mich wenigstens bis zum Bache geleite."

„Mein Vater ist nicht daheim", sagte das Fräulein „er ist zu dem kleinen kranken Kinde gegangen und das Dorf liegt weit von hier ab. Ich aber werde Sie bis an jenen Scheideweg führen."

„Sie, Comtesse?" frug betroffen der Jüngling.

„O wol, ich kenne ja jeden Pfad und Gang unseres Waldes so gut; ich kenne jeden einzelnen Baum."

„Aber in so später Nacht!"

„Welch' ein Unterschied ist es für mich, ob es Nacht oder Tag sein mag? Folgen Sie mir nur. Ich will Sie geleiten."

Damit wand sie sich einen schmalen weißen gestrickten Shawl um, eilte von der Veranda herab und ging dem Waldwege zu. Otto folgte ihr.

Das Mädchen schwebte vor ihm mit so sicherer Ortskenntniß, so feenhaft leichten, elastischen Schrittes dahin, als sähe sie durch das Dunkel hindurch; alle die Stellen, an denen man vorbei mußte, nannte sie im Voraus.

„Hier ist ein Jasminstrauch, welcher dies Jahr schon zum zweiten Male blüht; dort kommt der hohle Baum, in dem eine ganze Familie von Hauswieseln wohnt; sie erkennen mich sofort, wenn ich hier des Weges gehe; hören Sie sie fein pfeifen? Hier schlug eine große Linde die Wurzeln quer über den Weg; achten Sie gut, daß Sie nicht darüber stolpern!"

„Aber fürchten Sie sich nicht?"

„Vor was?"

Otto staunte dies holde Wesen an, das nicht wußte, was es heißt, sich Nachts zu fürchten, im einsamen Walde, allein mit einem Manne!

„Hier, nun kommt das Brücklein. Gott mit Ihnen! Von hier finden Sie sich schon weiter, bis an die Pfähle der Umzäunung."

„Aber wie werden Sie zurückgelangen von hier durch den dunklen Wald allein?“

„Für mich ist der Wald stets gleichmäßig hell, und allein bin ich immer.“

„Doch mir bangt um Sie, daß Ihnen irgend ein Leid zustoßen könnte, bevor Sie das Haus erreichen.“

„Nun wol, dann will ich irgend ein Lied singen bis ich an unser Haus komme, und Sie bleiben hier an der Brücke, so lange Sie das Lied hören. Wollen Sie?“

Otto war durch den Vorschlag ganz bezaubert. So ging denn das Mädchen zurück in den dunklen Wald, ein Lied voll Gefühl singend. Otto, an das Brückengeländer gelehnt, horchte, und sah ihr nach, wie die Willigestalt im Waldesschatten verschwand. Der Sang tönte noch lange fort und endete mit einem fröhlichen kinderhaften Auflachen. Dies Gelächter war das Zeichen, daß die Sängerin das Haus erreicht hatte.

Otto gelangte in Sinnen verloren zu seinem Rosse. Diesem zu Füßen schlief der Rübensammler; er mußte schon lange so geschlafen haben. Am andern Tage ging Siebelmann wieder nach dem Haus im Walde, ebenso am nächsten Tage, überhaupt Tag für Tag. Er fand stets irgend einen neuen Anlaß.

Cäcilie versuchte die Modellirung in Wachs, diese den Blinden so liebe Beschäftigung. Sie knetete ihres Vaters Büste. Die Macht der Phantasie, welche ihre Finger lehrte, Züge wieder zu geben, die ihre Augen nie gesehen, war erstaunlich. Die Fingerspitzen der Blinden sind sehend.

Otto ging jeden Tag hin, und Cäcilie fürchtete sich immer noch vor Nichts und Graf Tiburty fürchtete sich gleichfalls noch vor Niemandem, als vor sich selber.

Eines Nachmittags verweilte Otto wieder einmal dort unter der Veranda. Seinethalb mochte man den Zucker sieden wie man's konnte: die Süßigkeit Einer Stimme hätte er jetzt für keine Welt voll Syrup vertauscht!

Cäcilie war mit dem Büstchen zu Ende.

„Sehen Sie doch!“ sagte sie und hielt ihm in der Hand das Wachsmodell entgegen. „Ist es so gut? Was sagen Sie dazu?“

„Vortrefflich!“ erwiederte Otto; und wie wenn es die Aufgabe seiner Augen gewesen wäre zu sprechen, und die seiner Lippen zu schauen, drückte er einen glühenden Kuß auf die ihm ohne Mißtrauen hingestreckte Hand.

Darauf stieß das Mädchen einen leichten Schrei aus und im Schreck entglitt ihrer Hand das Wachsbüstchen ...

Am selben Abend, als Graf Tiburty von seinem ärztlichen Rundgange heimkehrte, sagte ihm Cäcilie:

„Vater, ich fürchte mich, so allein zu Hause zu sein!“

Sie hatte bereits gelernt sich zu fürchten!

Andern Tags kam Otto wieder dahin; schon früh am Morgen.

Doch kaum erblickte er Cäcilie, als er vollständig in Verwirrung gerieth. Die Comtesse trug an diesem Tage nur ein Ohrgehänge. Siebelmann sprach sie in einem Tone an, der durch sein Beben die ganze Aufregung seines Innern verrieth.

„Comtesse haben den andern Ohrring verloren?“

In Cäcilien's Ohr glitzerte jener Talisman mit der schwarzen Perle, die von einem Diamantring umschlossen war.

„Nein. Dieser Ohrring ist eine Familienreliquie, die wir als Vermächtniß behüten; die weiblichen Mitglieder unseres Geschlechtes sind verpflichtet, ihn alljährlich an einem bestimmten Tage zur Erinnerung zu tragen. Und heute ist jener Tag. Einst trug meine Mutter das Gehänge!“

Otto beeilte sich, so rasch als thunlich Abschied zu nehmen.

Doch am Nachmittage bereits kehrte er wieder zurück. Er fand den Grafen Tibury zusammen mit Cäcilien.

„Mein Herr, Sie waren bisher so gut gegen mich, daß Sie mir jegliches Geheimniß anvertrauten. Ich that nicht desgleichen. Jetzt erbitte ich Eines von Ihnen: sagen Sie mir, was hat es mit dem Einen Ohrring in welchem die schwarze Perle sitzt, für eine Bewandtniß?“

Das Antlitz des Grafen Tibury verdüsterte sich. Einige Secunden schien er mit sich zu kämpfen, dann begann er:

„Wol, mein Herr. Mögen Sie auch Das noch wissen. Mein Urahn, im Siebenjährigen Kriege, war der Anführer eines Freicorps. Im Kriegswüthen erstürmten sie Schönhausen, bei Berlin, in Preußen. Dort waren die königlichen Schätze verborgen. Der Schloßhauptmann wollte den Platz nicht verrathen, an der sie sich befanden; da riß mein Urgroßvater der Tochter des Schloßhauptmanns jenes Eine Gehänge aus dem Ohr, um sie zum Geständniß zu zwingen. Die Entsetzte suchte in Verzweiflung den Tod am Grunde des Sees. Seitdem trägt jedes weibliche Glied der Familie Konday welche Herrin des Geschlechtes war, bei der jährlichen Wiederkehr jenes Tages dies vereinzelte Ohrgehänge, vormals aus Trotz gegen das Schicksal, jetzt aus Buße dafür. Das ist die Geschichte des Ohrgehänges mit der schwarzen Perle.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Siebelmann. „Ich werde diese Geschichte ergänzen. Das andere Stück zu diesem vereinzelten Ohrgehänge ist in meinem Besitze. Meine Urgroßmutter war jene junge Frau, die Tochter des alten Brandt, die im Teiche von Schönhausen ihren Tod fand. Hier habe ich das zweite Stück der Reliquie!“

Damit zog er aus der Brusttasche hervor eine Maroquinkapsel, in welcher der zweite jener Ohrringe lag, das Gegenstück zu dem, welches die Comtesse trug.

„Und jetzt, Herr Graf, nachdem sich die beiden Stücke des Schmuckes zusammengefunden, mögen sie vereinigt bleiben. Da Sie aber kein Geschenk anzunehmen pflegen und jenes Eine Ohrgehänge nach allem Rechte eigentlich auch mir gehört, so bitte ich, geben Sie mir das ganze Paar — und deren Trägerin dazu!“



Nach einem Bilde von A. Borckmann. *Gest. von L. Ruff.*

Das Examen.

Der Graf ergriff die Hand seiner Tochter.

„Verstehst Du Etwas davon?“

Das Mädchen schluchzte und zitterte.

„Ah, also Das war's, vor was Du Dich gefürchtet?“

Siebelmann neigte sich der reizenden Erscheinung entgegen.

„O Cäcilie, sehen Sie doch nun auch mich!“

Cäcilie fuhr zart mit den Spitzen ihrer feinen Finger dem Jüngling über's Antlitz. Und vielleicht hörte es wirklich sonst Niemand als die Geister und der Geliebte als sie flüsterte:

„Ich sehe Dich!“

Und dann schlug sie die Augen nieder und endete nicht ihn anzusehen in jener innern Welt, in der Alles so schön ist, Alles so glänzend, obgleich in ihr weder Sonne noch Mond leuchten.

Das Tagesgestirn sank am Horizont hinab; es spann sich über ihnen im Bogen der reine, heitere goldige Himmel aus, ohne Wolken.

Tiburty von Kondaty, die Hände faltend, sah nassen Blickes empor zum Firmament.

Aus goldigem Abendhimmel funkelte ein heller Stern auf ihn hernieder, wie des Himmels waches Auge, wie ein Leitstern unendlicher Barmherzigkeit.

Der Zweikampf mit Gott hatte sein Ende erreicht!

Examen.

Papa's Geburtstag rückt heran;
Wie steht's mit Deinem Spruche?
Du hast ihn ja, mein kleiner Mann,
Gelernt aus diesem Buche.
So sprich! Wie klingt das Wunschgedicht?
„Ein Röslein rc.“ — nun, wie weiter?
Ich merke schon, Du weißt es nicht;
Ich hielt Dich für gescheidter.

Da wird dem Kleinen kalt und heiß;
Er stottert, senkt die Augen
Und möchte, was er doch nicht weiß,
Sich aus den Fingern saugen.
Doch auch die Finger wissen's nicht; —
Da spricht der Schalk mit Lachen:
„Am besten kann ja sein Gedicht
„Papa sich selber machen.“

H. G.

Das Nordlicht.

Von Dr. **Richard Rühlmann.**

„Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus . . . .“

Manche mögen wol dieser Verse gedacht haben, als sie am 24. October des Jahres 1870 den rothen Schein am Nordhimmel sahen; gerade in der Nacht, in welcher so viele den Beginn des Bombardements von Paris erwartet hatten.

Noch lebhafter aber erinnerte ich mich des 5. April desselben Jahres, an dessen Abend seit längerer Unterbrechung uns das echte große Nordlicht wieder in Staunen setzte. Heimgekehrt von einem Ausfluge in die eben aufknospende Frühlingsnatur der reizenden Thäler der Umgebung von Baden-Baden traten wir heraus aus dem Bahnhof in Karlsruhe. Ein glänzendes Nordlicht stand am Himmel. Ein alter, graubärtiger Dienstmann predigte eben seinen Genossen und umstehenden Menschen vor: „Es steht ein Zeichen am Himmel, und Ihr könnt's mir glauben, das bedeutet einen großen blutigen Krieg.“

Damals lachte ich natürlich für mich; aber der Mann hat Recht behalten, und ich habe seitdem oft an jenen Ausspruch gedacht.

Darf man sich wundern, wenn die Verhältnisse öfter zufällig so zusammengetroffen sind, wie dieses Jahr, daß der Volksaberglaube in solchen räthselhaften Naturerscheinungen Vorboten schlimmer Zeiten sieht?

Ist der Erscheinung nichts gefolgt, so hat man die Sache wieder vergessen; kommt aber bald hinterher ein Krieg, Seuche oder drgl., so erinnert man sich wieder und der Prophet behielt Recht. Nordlicht und Kometen sind bei uns seltene Erscheinungen; der Aufblick zum Himmel in dunkler Nacht stimmt den Menschen immer ernst; das Unerwartete und Mächtige erregt Grauen; darf man sich wundern, daß der Volksmund ihnen gerade schlimme Bedeutung beilegt? — In Gegenden, deren kalte, finstere Nächte fast immer vom Nordlicht erhellt werden, sind die Leute befreundeter mit demselben und anmuthige Sagen sind mit ihm verknüpft. „Merry dancers“ nennt sie der Bewohner der Shetlandsinseln, fröhlicher Tänzer in der unermeßlichen, freudenlosen, öden Eiswüste der Pole.

Die Welt ist aber nun einmal im höchsten Grade prosaisch und vernünftig geworden; die böse Naturwissenschaft zerstörte den Theologen und Poeten die schönsten Sagen der Menschheit und hat sie schon so sehr gewöhnt, überall sich und Andere zu fragen: Wie geht das zu? Woher kommt das?

Beim Nordlicht freilich sind wir etwas in Verlegenheit. Wenn man uns da fragt: Was ist es? Woher kommt es? so müssen wir offen sagen: das wissen wir noch nicht. Ja, wir müssen zugestehen, daß wir eigentlich weniger als sonst wissen, wie wir dieses wundervolle Phänomen deuten sollen, da Zusammenhänge gefunden worden sind, die dem Nordlicht eine ganz neue Stellung in seiner Beziehung zur Erde und im Weltall anweisen. Man erlaube mir, da ich nicht sagen kann, was das Nordlicht ist, wenigstens mitzutheilen, was wir davon wissen.

Nach den vielen Beobachtungen, die in Mittel-Europa gemacht worden sind und auch übereinstimmend mit Berichten aus nördlichen Gegenden, zeigt sich an klaren Abenden ein Nordlicht meist schon vor seiner Sichtbarkeit an. Die meisten größeren derartigen Phänomene beginnen damit, daß sich schon am Tage die zarten, nebelartigen Federwolken, die sogenannten Windwolken, in eigenthümlicher Weise am Himmel gruppiren, und daß in der Dämmerung ein dunkler brauner Nebel am Horizont bemerkbar wird. Mit wachsender Dunkelheit der Nacht sieht man alsdann, daß dieser dunkle Nebel eine bogenartige Begrenzung hat und von gräulichgrünen, bis schmutziggrauem Lichte eingefaßt ist. Allmälig pflegt sich dieser Bogen zu erheben und das ihn einfassende Licht an Helligkeit zuzunehmen. Zeitweilig treten in concentrischen Bogen mehrere aufeinanderfolgende helle und dunkle Streifen auf, so daß die hellen derselben einem gleichfarbigen Regenbogen nicht unähnlich sind. Die Breite solcher Streifen schwankt zwischen einer und mehreren Vollmondbreiten.

Meist schon während der Entwickelung dieser eben besprochenen mattleuchtenden Bogen beginnt über denselben das Aufsteigen breiter in Stellung und Farbe lebhaft wechselnden Lichtstreifen, welche nicht selten den ganzen Nordhimmel überziehen. Ist die Erscheinung so vollkommen ausgebildet, so nennt man dieselbe ein Nordlicht; ist dagegen blos die helle Umsäumung des dunklen Raumes am Nordhimmel zu sehen, so nennt man sie nur Nordschein. Die Strahlen gehen von unten nach oben scheinbar auseinander; bei sehr großen derartigen Erscheinungen dehnen sie sich nicht selten bis über den Zenith aus. Tritt dies ein, so laufen die verlängerten Strahlen scheinbar wieder nach einem am Himmel gelegenen Punkte zusammen. Diese Gegend des Himmels leuchtet alsdann mit prächtigem Lichte noch stärker. Man nennt den so entstehenden Strahlenkranz die Nordlichtkrone.

Aber selbst im Norden ist die Bildung der Nordlichtkrone eine ziemlich seltene Erscheinung und in unseren Gegenden wird dieselbe fast nie in vollem Glanze gesehen.

Noch einige andere Erscheinungen will man mit auffälliger Häufigkeit das Nordlicht haben begleiten sehen. Zumal wird angeführt, daß, wenn gleichzeitig der Mond am Himmel steht, dieser meist von einem sogenannten Hof oder großen Ring umkleidet sei. Es scheint dies nicht unmöglich, da die leichten, silbergrauen, nebeligen Feder- oder Windwolken, welche, wie wir vorher erwähnten, meist das Nordlicht begleiten und ihm am Tage vorhergehen, von in der Luft schwebenden kleinen Eiskrystallen gebildet sind, in denen sich das Mondlicht brechen und spiegeln muß, wenn jener Hof entstehen soll.

Auch das große Nordlicht am 24. October vorigen Jahres, eine der prächtigsten dieser Erscheinungen, ließ mehrere der eben beschriebenen Eigenthümlichkeiten erkennen. Die Strahlenbildung trat an jenem Abende zu vier verschiedenen Malen stärker hervor und die ganze Nacht hindurch, sowie auch in den vorhergehenden und folgenden, in denen es zu einer Strahlenentwickelung nicht kam, war das silbergraue Licht des Nordscheines am Himmel bemerkbar. Ungefähr zehn Minuten vor sechs Uhr am Abend des 24. Octobers ging plötzlich zuerst der silbergraue Schein in röthliches Licht über, und gleichzeitig zeigten sich einige Strahlen. Stärker entwickelte sich das Phänomen nach acht Uhr und ungefähr dreiviertel neun Uhr erreichte es plötzlich den höchsten Glanz. Fast der ganze Himmel von Ost über Nord bis West, bis herauf zum Zenith, war mit Strahlen überzogen, und im

Norden, Ost-Nord-Ost und West-Süd-West zeigten sich drei nebelartige, tiefpurpurrothe Flecke von größter Farbenpracht. Der Anblick war überwältigend. Gleichzeitig und schon vorher konnte man wiederholt die volle Ausbildung zweier der vorher erwähnten concentrischen Bogen wahrnehmen. In geringer Höhe über dem Horizonte befand sich ein dunkler Raum, der durch den darüber stehenden, mattleuchtenden Bogen begrenzt wurde. Nur selten zuckten einzelne lichtschwache Strahlen nebelartig in diesen dunklen Raum herab. Der erste helle Bogen war ungefähr von der Breite und Gestalt eines Regenbogens, nur wenig flacher. Sein Gipfel lag genau über dem Punkte am Horizont, nach welchem die Magnetnadel des Compasses hinzeigt. Dieser erste Bogen ging durch die vier im Viereck stehenden Sterne des Sternbildes des Wagens oder großen Bären hindurch. Ueber diesem zeigte sich kurz vor neun Uhr noch ein dunkler, und dann noch ein zweiter, matter leuchtender, heller Bogen. Die rothen Strahlen und wolkenartigen Gebilde leuchteten so lebhaft, daß selbst helle Sterne kaum durch dieselben gesehen werden konnten, undurchsichtige Gegenstände Schatten warfen, und auch die Wolken, welche den Südhimmel bedeckten, von reflectirtem Lichte röthlich angehaucht erschienen. Nach einviertel zehn Uhr nahm die Erscheinung an Glanz ab, die Strahlen wurden blasser, verschwanden und gegen zehn Uhr war nur noch wenig zu sehen. Gegen elf Uhr und früh in der dritten Stunde des 25. October sind die Strahlen noch einmal vorübergehend aufgeleuchtet.

Zur Bildung der eigentlichen Nordlichtkrone ist es aber auch zur Zeit der größten Pracht am 24. October nicht gekommen, obgleich an diesem Abende vereinzelte Strahlen mehrmals bis über den Zenith hinausragten und an ihrem Durchschnittspunkte Anfänge zur Kronenbildung erkennen ließen. Auch am folgenden Abend zeigten sich in der neunten Stunde einzelne schöne, rothe Strahlen und viele matte, grünliche und gelbe Streifen, aber das Phänomen erlangte bei Weitem nicht den Glanz der vorhergehenden Nacht und Wolken verhüllten öfter einzelne Theile der Erscheinung.

So schön als am 24. October vorigen Jahres sieht man das Nordlicht bei uns nur selten. Manche werden gewiß noch in späten Zeiten, wenn sie den Kindern und Enkeln vom großen, ruhmreichen Franzosenkrieg erzählen, des schönen Nordlichtes gedenken, das in einer so großen Zeit sich zeigte.

Dem Anschein nach ist das Nordlicht eine der Erde angehörige Erscheinung, denn, wäre es nicht mit unserem Weltkörper verbunden, so würde es wie die Sterne eine scheinbare Bewegung am Himmel erkennen lassen, d. h., es würde aufgehen und untergehen; aber davon ist nichts wahrzunehmen. Es muß ein irdisches Phänomen von außerordentlicher Ausdehnung sein, denn die großen Nordlichter sind meist über die ganze Nordhälfte der Erde gesehen worden. So wurde z. B. das Nordlicht am 2. September 1859 gleichzeitig nicht nur in Deutschland, England, Italien, Griechenland, kurz in ganz Europa gesehen, sondern auch aus Nordamerika bis nach Havanna und Guadeloupe, von Seeschiffen, die auf dem Meere waren, haben wir Berichte über dasselbe. Bei solcher Ausdehnung versteht es sich allerdings von selbst, daß verschiedene Punkte der Erde verschiedene Theile desselben Phänomens gesehen haben müssen.

Schon lange weiß man übrigens, daß der Nordpol vor dem Südpol nichts voraus hat, sondern, daß im Süden ganz ähnliche Lichtentwickelungen beobachtet werden. Seitdem aus Melbourne durch den eifrigen Astronomen Neumayer des Flagstaff-Observatory uns regelmäßige Beobachtungen von

der Südhälfte der Erde zugänglich geworden sind, ist unzweifelhaft constatirt, daß alle großen Nordlichter von gleichzeitig auftretenden Südpolarlichtern begleitet sind. Es scheint also die Lichtentwickelung an beiden Polen gleichzeitig stattzufinden.

Auch das letzte große Nordlicht ist wieder ungemein weit sichtbar gewesen. Die im Süden von Paris liegenden deutschen Truppen hatten anfänglich gemeint, das Bombardement der Hauptstadt müsse begonnen haben, und ungeheure Brände wären die Ursache des rothen Scheins.

In Mittel-Europa sind die Nordlichter ziemlich seltene und dadurch auffällige Erscheinungen. Aus genauen Aufzeichnungen aller Beobachtungen ist erwiesen, daß für uns die Häufigkeit derselben in gewissen Zeiträumen periodisch ab- und zunimmt. Im hohen Norden erleuchtet die Erscheinung dagegen fast alle dunklen Nächte.

Nach einem Berichte aus Amerika sind dort unter sechzehn Grad nördlicher Breite und näher dem Aequator noch nie Nordlichter gesehen worden; in Havanna (28° Grad nördliche Breite) gebe es in hundert Jahren sechs. Unter dem 40. Grad nördlicher Breite giebt es ungefähr jährlich zehn, unter dem 42. Grad schon ungefähr zwanzig, unter dem 45. Grad vierzig, unter dem 50. Grad achtzig und von da bis zum 62. Grad leuchten sie fast alle Abende. Ueber den 62. Grad hinaus aber nimmt die Erscheinung merkwürdigerweise wieder ab, so daß es im 63. Grad nördlicher Breite in Amerika nur noch jährlich dreißig giebt und jenseits des 73. Grades nur noch achtzehn. In Europa scheint die mittlere Anzahl der Nordlichter im Jahr kleiner zu sein, denn unter dem 50. Breitegrade, wo es in Amerika schon siebzig bis achtzig giebt, werden in Europa durchschnittlich nur zehn gesehen. Die Zunahme der Häufigkeit bei Annäherung an den Pol ist auch hier bemerkt worden, jedoch scheint die Abnahme ungefähr erst beim 70. Breitengrade zu beginnen.

Polfahrer haben wiederholt berichtet, daß sie in den höchsten Breiten das Nordlicht nicht selten südlich gesehen haben. Hält man dies zusammen mit dem dunklen Raume, der immer unter dem Nordlichte beobachtet wird, und der Abnahme der Häufigkeit derselben in nächster Nähe der Pole, so scheint dies darauf hinzudeuten, daß die Nordlichter leuchtende, strahlenschießende Ringe sind, die über dem Nordpol und Südpol schweben, in deren Mitte sich ein dunkler Raum befindet. Auch die wachsende Häufigkeit der Nordlichter zu verschiedenen Zeiten ließe sich dahin deuten, daß diese leuchtenden Ringe periodisch in größerer und geringerer Ausdehnung auftreten.

Was nun die Häufigkeit der Nordlichter zu verschiedener Zeit betrifft, so hat sich gezeigt, daß in ungefähr $11^1/_9$ Jahren dieselben einmal am häufigsten und größten gesehen werden und dann inzwischen fast ganz wieder verschwinden. In unserem Jahrhundert sind 1816, 1830, 1839, 1848, 1859, 1870 diejenigen Jahre gewesen, in denen das Phänomen am häufigsten und schönsten gesehen worden ist. Nach Ablauf von fünf solchen Perioden scheint jedesmal eine Hauptperiode zu folgen, die glänzendere, schönere und häufigere Erscheinungen als alle vorhergehenden bringt. Solchen Hauptperioden gehörten z. B. die glänzenden Nordlichter von 1730, 1788 und 1848 an. Eine neue solche Hauptperiode hätten wir wieder in ungefähr zweiundzwanzig Jahren in der Zeit von 1892 zu erwarten.

Auch in den verschiedenen Jahreszeiten sind die Nordlichter verschieden

häufig. October scheint die Hauptzeit derselben zu sein, gegen Weihnacht sind dieselben ziemlich selten; öfter werden sie im März und April und am seltensten im Juni gesehen.

Schon seit längerer Zeit hat man sich bemüht, aus gleichzeitigen Beobachtungen desselben Nordlichtstrahles oder Bogens an verschiedenen Orten zu Schlüssen über Höhe und Entfernung desselben zu gelangen. Bei der Unsicherheit solcher Messungen haben diese Bestimmungen jedoch zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. Früher glaubte man, daß das Nordlicht sehr weit von der Erdoberfläche entfernt sei, jetzt ist man der Ansicht, daß sein Abstand nicht über zwanzig Meilen betrage und daß es wol sogar bis in die höheren Wolkenregionen herabsteigen könne. Auch der Umstand würde für eine nicht zu große Höhe des Phänomens sprechen, daß manche Beobachter von einem knitternden, sausenden Geräusch berichten, welches sie, zumal im hohen Norden, während desselben gehört haben wollen. Andere und zumal sehr zuverlässige Beobachter hingegen leugnen jedes Geräusch. Jedenfalls ist die Sache unsicher.

Nach den außerordentlichen Ergebnissen, welche die Untersuchung des Lichtes der Sonne und der Gestirne mit Hülfe des Prisma, die sogenannte Spectralanalyse geliefert hat, lag es nahe, auch das Nordlicht auf gleiche Weise zu untersuchen.*)

Man hatte lange das Nordlicht für eine elektrische Erscheinung der Atmosphäre gehalten und in der That schienen viele Umstände, die wir noch später erwähnen wollen, darauf hinzudeuten. Wie erstaunte man aber, als durch die Spectralanalyse bekannt wurde, daß von den fünf Linien, welche Winlock am Nordlicht beobachtet und gemessen hat, vier mit vier Linien der Protuberanzen der Sonne übereinstimmen, jenen leuchtenden Wolken, die über der Sonne schweben, und daß gleichzeitig drei mit den drei Hauptlinien der nur bei Sonnenfinsternissen sichtbar werdenden Strahlenkrone oder Corona der Sonne zusammenfallen.

Die Spectralanalyse hat in all' unseren Anschauungen vom Kosmos außerordentliche Umwälzungen hervorgerufen und wesentlich neue Gesichtspunkte eröffnet; sie ist unter den gewaltigen Errungenschaften naturwissenschaftlicher Erkenntnisse besonders mit Anstoß gewesen, daß unsere Zeit nach einer neuen Weltphilosophie zu ringen beginnt. Auch das Nordlicht scheint ein Glied in der großen Kette verbundener Erscheinungen zu bilden, nach deren Zusammenhang wir rastlos suchen. Zumal wenn man sich zu den das Nordlicht begleitenden Erscheinungen wendet, so zeigen sich wieder wunderbare Verbindungen scheinbar fremder Phänomene, die auf tieferen, ursächlichen Zusammenhang derselben schließen lassen.

Zu den Zeiten, an welchen Nordlichter am Himmel stehen, sind die magnetischen Zustände der Erde meist so gestört, daß Humboldt den Namen „magnetische Gewitter" für dieselben gebrauchte. Vor einem Nordlicht pflegt die magnetische Kraft ungemein an Stärke zuzunehmen und während desselben sich allmälig zu vermindern; meist erreicht der Erdmagnetismus erst lange Zeit nach Beendigung des Phänomens die alte Stärke. Die Periode der Häufigkeit der Nordlichter fällt außerdem genau zusammen mit den Veränderungen der Richtung der Magnetnadel, die ebenfalls eine $11^1/_9$ jährige Periode haben. Diese Periode aber fällt, wie Gautier, Serbine, Wolf gleich-

*) Näheres über Spectralanalyse findet sich in dem Artikel desselben Verfassers: Die totale Sonnenfinsterniß am 18. August 1868. „Salon" Bd. II. S. 482.

zeitig entdeckt haben, vollkommen zusammen mit der 11¹/₉ jährigen Periode der Sonnenflecke. Fast zu allen Zeiten zeigen sich nämlich auf der Sonne dunkle Flecke, die mit einem guten Fernrohr leicht wahrgenommen werden können. Sowol die Zahl, als die Größe dieser Flecke ist aber zu verschiedener Zeit sehr ungleich. Alle 11¹/₉ Jahre kommt eine Periode, in welcher besonders viele Flecke auf der Sonne zu sehen sind. Genau zu derselben Zeit finden auch die meisten Nordlichter statt, die Magnetnadel ist am häufigsten gestört und weicht am weitesten von ihrer Mittellage ab.

Wie genau diese drei Erscheinungen: Nordlichterhäufigkeit, magnetische Störungen und Sonnenfleckenhäufigkeit zusammenfallen, kann man z. B. auch daraus ersehen, daß die letzten beiden Erscheinungen in den Jahren 1817, 1829, 1837, 1848, 1860, 1870 ihre Maxima hatten, fast genau zu denselben Zeiten, zu welchen die Nordlichter so oft und in so großer Pracht gesehen wurden. Ja, es ist kein Zweifel mehr, daß magnetische Störungen und Nordlichter mit der Lichtentwickelung auf der Sonne im innigen Zusammenhang stehen. Diese drei Phänomenen zeigen eine so vollkommene Uebereinstimmung in ihrem Verlauf, daß man mit Recht auf einen ursächlichen Zusammenhang derselben schließen kann. Es macht ganz den Eindruck, als ob in denselben die Stärke ein und derselben Ursache in drei verschiedenen Weisen zur Aeußerung käme.

Es ist noch einer von den das Nordlicht begleitenden Umständen übrig geblieben, nicht minder räthselhaft als die vorher besprochenen, und vielleicht von allen am Ersten dazu geeignet, das geheimnißvolle Wesen der Erscheinung näher zu ergründen.

Nicht selten, schon im Jahre 1848, haben die Telegraphenbeamten während der Nordlichte plötzlich Störungen ihres Betriebes erfahren, trotzdem daß die Apparate und Leitung in bester Ordnung waren. Die Apparate arbeiteten und klapperten, schrieben unverständliche Zeichen, als ob böse Geister ihr Spiel trieben. Die Instrumente, welche zur Messung derjenigen elektrischen Ströme dienen, mit denen telegraphirt wird, zeigten, ohne daß irgend welcher Batteriestrom in die Leitung eingeschaltet war, heftige Ströme an. Bei den größten der Störungen sprühten Funken zwischen einzelnen Apparatentheilen; beim Unterbrechen oder Schließen der Drahtverbindungen gab es elektrische Schläge. Kurz, es zeigen sich ganz ähnliche Erscheinungen wie bei herannahenden Gewittern; während aber Gewitterstörungen immer local sind, findet man die Telegraphenstörungen durch das Nordlicht meist so verbreitet, daß der Verkehr auf fast allen Linien ausgesetzt werden muß.

Der Nordlichtstrom ist oft so heftig gewesen, daß er allen verfügbaren elektrischen Stromquellen überlegen gewesen ist. Dabei zeigen die Telegraphenstörungen ein so vollkommen entsprechendes Beginnen, Zunehmen und Abnehmen mit dem Nordlichte, daß man zwischen diesen beiden ebenfalls einen ursächlichen Zusammenhang annehmen muß. Ja, es scheint sogar als ob stetige Ströme in den Telegraphenleitungen immer gleichzeitig mit dem Aufschießen eines Strahles im Nordlichtbogen entständen und mit dessen Verschwinden aufhörten.

Wenn ein Nordlicht am Tage stattfindet, so sehen wir es natürlich nicht, aber die magnetische Störung und die Telegraphenstörung zeigen jedesmal das Vorhandensein desselben an. Während der außerordentlichen Telegraphenstörung am 2. September 1859 früh neun Uhr, während der sogar in Deutschland die elektrischen Allarmglocken auf den Bahnwärterhäusern zu

schlagen anfingen, zeigte sich ein Nordlicht, welches zwar in Nord-Europa wegen der Tageshelle nicht wahrgenommen werden konnte, in Amerika aber gesehen wurde. Auch während des Nordlichtes am 24. October 1870 sind nicht unerhebliche Störungen des Telegraphenbetriebs wahrgenommen worden.

Und hier zum Schluß stehen wir wieder vor der verfänglichen Frage: Woher kommt das Alles? Wie ist es zu erklären? Ich kann die alte Anecdote nicht vergessen, nach welcher einst ein Professor im Examen einen Studenten unter Andern auch nach der Ursache des Nordlichtes fragt. Der Student, sonst in physikalischen Dingen nicht unerfahren, wurde verblüfft und stotterte endlich ängstlich: „Ach, ich habe es gewußt, habe es aber wieder vergessen.“ Wir theilen das gerechte Bedauern des Professors, daß der einzige Mensch, der die Ursache des Nordlichts gekannt hat, sie demnach auch noch vergessen hat.

Daß es auch an tollen Ideen nicht gefehlt hat, darf bei dem Phantasiereichthum mancher jungen Naturforscher nicht wundern. Unter Anderen hat Jemand es auch einmal durch Spiegelung des Sonnenlichtes an dem Meeresschaum und den Eisbergen der arktischen Zonen erklären wollen. Mit dieser Erklärung auf gleicher Höhe wissenschaftlicher Erkenntniß, steht ungefähr die der Eskimos, welche glauben, daß das Nordlicht entstehe, wenn die Rennthiere der himmlischen Gefilde ihr Fell am Eise reiben.

Diejenige Theorie, welche bisher noch am meisten Anklang gefunden hat, ist die, welche in der Hauptsache zuerst vom Physiker De la Rive aufgestellt und neuester Zeit von Mager in Heilbronn wieder aufgenommen worden ist. Nach Ersterm wird durch das Verdampfen der Gewässer der tropischen Zone, nach Mager durch Reiben der Luft der unteren Passatwinde an dem Wasser eine Trennung der Elektricitäten herbeigeführt. Die positive Elektricität soll mit dem Wasserdampf und der warmen Luft in die Höhe steigen und durch die Dampfblasen des Aequatorialstroms oder obern Passates den Polen zugeführt werden. Die negative Elektricität hingegen verbleibe der Erde und strebe nach Wiedervereinigung mit der entgegengesetzten. Für gewöhnlich geschehe dieser Ausgleich durch den Niederschlag und Gewitter. Finde aber dieser Ausgleich nicht statt, so geschehe er alsdann an den Polen durch Ausströmen der Elektricität in die Luft als Nordlicht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung dem frühern Stande der Kenntnisse recht gut entsprach; seitdem aber die eigenthümliche Beziehung des Nordlichtes zur Sonne und die Beschaffenheit seines Lichtes erkannt worden, kann man, abgesehen von anderen Bedenken, dieselbe nicht mehr für vollkommen stichhaltig ansehen.

Hier scheint es wie mit so vielen Thatsachen zu gehen, die dem Naturforscher begegnen; es ist besser noch mit Hypothesen und verbindenden Gedanken fern zu bleiben und bei dem Studium der Thatsachen zu verharren, als durch Aufstellung von Hypothesen, ehe die Sache zum Schluß reif ist, sich den Blick für weitere unbefangene Beobachtungen zu trüben.

Aber Eines leuchtet wieder durch dieses wunderbare Gewebe von Thatsachen; das Spectrum des Nordlichtes, die Uebereinstimmung der Häufigkeitsperiode mit der Periode der Sonnenflecken, die Ursache der Erdströme in der Erwärmung: Alles dies deutet immer und immer wieder darauf hin, daß wir auch hier direct oder indirect den letzten Grund dieser Erscheinung in dem Urquell alles Lebens und aller Bewegung auf der Erde zu suchen haben, in der Sonne, dieser strahlenden Königin und Mutter unseres Planetensystems.



Hermann Fürst Pückler-Muskau
(Nach einem Portrait aus der Jugend des Fürsten.)

Hermann Fürst [illegible]

[illegible]

[illegible]

Hermann Fürst Pückler-Muskau.

Gedenkzeilen vom Verfasser der „Silhouetten und Reliquien", „Spiegelbilder der Erinnerung" 2c.

Wer wirkt, dauert.
Semilasso.

Der neunte Februar 1871 war einer der kältesten Tage des vergangenen ebenso harten, als weltgeschichtlich großen und bedeutungsvollen Winters.

Paris hatte die Woche vorher capitulirt, das deutsche Heer die Forts besetzt und Deutschland harrte mit ängstlicher Spannung, ob der Waffenstillstand zu Friedensverhandlungen, zum Frieden führen würde.

Am Morgen jenes Wintertages wurde — nur drei Eisenbahnstunden von Berlin — im Parke zu Branitz bei Cottbus ein Tumulus vermauert, in welchem das verkohlte Häufchen der Asche eines Greises beigesetzt worden, dessen Name einst weltberühmt, Vielen der jetzigen Generation nur noch dem Hörensagen nach erinnerlich sein mag. Im Kaiserschlosse zu Berlin und im Kaiserlager zu Versailles freilich hatte man des greisen Fürsten nie vergessen, der schon 1813 einer der Helden des Befreiungskampfes und Adjutant Karl August's, des Großherzogs von Weimar, des Großvaters der Königin Augusta von Preußen und nunmehrigen Kaiserin, war, und der, noch wenige Wochen vor seinem stillen Entschlummern, an seinen Kriegsherrn auf französischem Boden die Bitte gerichtet hatte, zur Heerfolge kommen zu dürfen, sobald es die etwas herabgestimmten Kräfte wieder erlaubten. Der greise deutsche Kaiser hatte hierauf dem noch greisern deutschen Fürsten huldvoll erwiedert, er möge sich nur ruhig pflegen; noch sei genug der deutschen Jugend im Lager.

Derart getröstet entschlief denn — nachdem er noch bei vollen Sinnen und mit tiefster Genugthuung die Nachricht von der Capitulation der Weltstadt vernommen — in der Nacht von Sonnabend dem vierten Februar, genau im Momente als die Uhr die zwölfte Stunde zu Ende geschlagen und es Sonntag zu werden begann, sanft und schmerzlos der merkwürdige Mann, der vor beinahe 86 Jahren ebenfalls in einer Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, mit dem zwölften Glockenschlage geboren worden war. Also durch Geburt und Tod ein Sonntagskind, aber ebenso sehr durch das ungemein lange, rüstige, glückliche Leben, das dazwischen lag, sowie durch Geist und Seele, durch Schaffungstrieb und eine ganz besondere Specialität angeborner Künstlernatur.

Ein eminenter Schriftsteller, ein geistreicher und unabhängig urtheilender Kopf, war Pückler-Muskau doch noch vielmehr Dichter; nicht sowol in gebundener Rede, als vielmehr ein Dichter, der sich das Dasein selbst in ein prächtiges und farbenreiches Gedicht umschuf, und es nicht allein durchfühlte, sondern auch durchlebte, ein Künstler, der die Natur sich mit ungemeinem Geschmack und nicht gewöhnlicher Kraft zu einem artistisch verstandenen Tableau arrangirte, in das er nicht reflectiv hineincorrigirte, sondern dessen ureigene Reize er so fein aufzufinden und so schön zusammenzustellen wußte, daß auf ihn Goethe's Worte gesagt zu sein schienen:

„Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunst gehandelt."

Man würde ihn sehr falsch, sehr oberflächlich beurtheilt haben, hätte man ihn einen Egoisten nennen wollen; er war es nicht. Ihm war es nicht blos Bedürfniß, vielmehr geradezu naiv Daseinszweck, schön und reich und im großen Style zu leben, weder aus Prunksucht noch aus Eitelkeit, oder gar aus bornirtem Aristokratismus; im Gegentheil, Aristokrat war er nur aus künstlerischem Trieb und Geschmack, nicht aus Verstandesmotiven; denn wo diese sich geltend machten, war er freisinniger und vorurtheilsloser, als vielleicht irgend einer seiner Gegner. Aus gleichem Grunde war er auch religiöser Freidenker und Alles in Allem ein vollendeter „Lebenskünstler". Er hat es darin so weit gebracht, daß er fast alle seine Zeitgenossen, die ihm persönlich befreundet waren, überlebte; nur noch wenige Zeugen dürften sich finden, die aus eigener Erfahrung über seine Glanzperiode berichten könnten. In der That haben sich bis jetzt auch nur Heinrich Laube und Karl von Holtei mit bedeutenden Nachrufen gemeldet, obendrein hat es der nun wirklich „Verstorbene" noch in den letzten Jahren seines Lebens durchgesetzt, daß alle Papiere, welche von ihm oder auf ihn Bezug habend, in den reichen Nachlaßschätzen Varnhagen's und Bettina's von Arnim lagerten, ihm ausgeliefert wurden. Wie man hört, hat er über diese Papiere derart verfügt, daß sie vielleicht nie oder nicht sobald das Licht der Welt erblicken, daher zu befürchten steht, daß die noch bei Lebzeiten eingetretene freiwillige Verschollenheit nun nach erfolgtem Tode eine nachhaltig andauernde werde. Dies Bedenken allein ermuthigt, mit diesen Erinnerungen hervorzutreten, die vielleicht durch mancherlei historisches und literarhistorisches Detail, besonders jedoch durch Mittheilungen Dritter an Werth gewinnen mögen, welche dem merkwürdigen Manne noch in den letzten Lebensjahren nahe standen.

Das Geschlecht der Pückler — seit 1620 Reichsgrafen — theilt sich in drei Linien und aus den Gothaischen Almanachen ersieht man, daß die älteste derselben sich die fränkische nennt, das Prädicat „Limpourg" führt und in Württemberg ansässig ist; die zweite, die lausitzer Linie, die der Muskau, erlosch soeben mit dem ersten und letzten Fürsten, der keine directen Nachkommen hinterließ. Die dritte, jetzt zahlreichste Linie, die der Grafen Pückler von Groditz, nennt sich den schlesischen Ast und blüht in vier Zweigen in Preußen.

Der Gothaer Nachweis bezüglich der Herren auf Muskau beginnt mit dem Reichsgrafen Heinrich August von Pückler, geboren 1720, gestorben 9. Februar 1811, von dem übrigens der Fürst in einem seiner Bücher erzählt: „Mein Großvater wurde sechsundachtzig Jahre alt", also scheint derselbe schon 1806 gestorben zu sein. Dieser alte Herr hatte zwei Söhne, nämlich aus erster Ehe den Vater des nachherigen Fürsten, den Grafen Ludwig Pückler, der 1754, und aus zweiter Ehe den Grafen Sylvius Pückler, der erst 1800 geboren wurde, sich 1833 mit der Freiin Louise Isabella Constant de Rebecque zu Lausanne vermählte, 1859 starb und als einzigen Sohn den Reichsgrafen Heinrich Pückler hinterließ, der sich 1861 gleichfalls mit einer Constant de Rebecque zu Lausanne vermählte, jetzt Vater von drei Kindern und Erbe der Standesherrschaft Branitz, aber, wie man vernimmt, nicht des Privatvermögens des gestorbenen Fürsten ist.

Der Reichsgraf Ludwig Pückler, geboren 1754, sächsischer Geheimrath, heirathete 1784 die einzige Tochter des Grafen Hermann von Callenberg und erhielt dadurch als Heirathsgut die $8^1/_2$ Quadratmeilen große Standesherrschaft Muskau, woselbst im gleichen Jahre der dem deutschen

Volke so werth gewordene Leopold Schefer geboren wurde. Ein Jahr später, um Mitternacht des 30. October 1785, kam dann der nachherige Fürst Hermann Pückler im Schlosse zu Muskau zur Welt. In dem herrnhutischen Institut zu Uhyst, später auf dem Pädagogium zu Halle und dem zu Dessau vorgebildet, studirte er mit Beginn des neuen Jahrhunderts die Rechte zu Leipzig. 1803 trat er in die Garde du Corps zu Dresden, die er 1806 — im Geburtsjahr Heinrich Laube's — als Rittmeister verließ, um zu reisen, zunächst nach Italien und Frankreich. Aus Andeutungen in seinen Schriften geht hervor, daß er damals mit seinem Vater zerworfen und nahe daran war, gegen eine Entschädigung seinem Majorat zu entsagen. Ebenso dunkel ist die Trennungsgeschichte seiner Eltern. Die Gräfin Clementine von Callenberg, die 1784 den Grafen Ludwig Pückler geheirathet hatte, gebar schon 1800, als in zweiter Ehe mit dem Grafen Curd von Seydewitz, den noch lebenden Grafen Maximilian Seydewitz, den Stiefbruder des verstorbenen Fürsten Pückler, welcher, wie man sagt, eben dieses Stiefbruders vierte Tochter zu seiner Universalerbin gemacht hat. Des Fürsten Mutter dagegen verstarb, als Gräfin Seydewitz, erst 1850, nahe an neunzig Jahre alt.

Am 16. Januar 1811 erfolgte der Tod des siebenundfünfzig Jahre alten sächsischen Geheimraths, des Grafen Ludwig Pückler, und der junge Graf Hermann war in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre Herr der großen Standesherrschaft und eines bedeutenden Vermögens.

Sein erstes Lebenszeichen scheint ein Buch gewesen zu sein; 1811 erschien in Berlin bei G. Hayn ein 400 Seiten dicker Band, betitelt „Gedichte. Herausgegeben vom Grafen Pückler von Mußkau. Erster Band.“ Ein weiterer dürfte nicht gefolgt sein. Lange hielt man diese naturmystischen Dithyramben für eigene Gedichte Pückler's. Es sind indessen die seines Jugendfreundes Leopold Schefer, der also damals schon sehr intim mit dem jungen Gutsherrn gewesen sein muß. Letzterer hatte zu jener Zeit auch schon Schinkel in Berlin zu Rathe gezogen, um seine Herrschaft in großartigem Styl zu verschönern. Der eine junge Mann in Muskau begann in Worten, der andere bereits in der Natur zu dichten. Jedoch der Umdichter der Natur hatte hierzu viel Vorarbeiten nöthig. Die ersten zwei Jahre vergingen in Abplanirungen. Da brach der Krieg von 1813 aus. Der Herr von Muskau ernannte seinen Freund Leopold Schefer zum Bevollmächtigten seiner Besitzungen, trat im October als Major in russische Dienste, wurde Adjutant des Großherzogs von Weimar, zeichnete sich besonders in den Niederlanden aus, war längere Zeit Gouverneur von Brügge und quittirte als preußischer Generalmajor.

Erst 1815 nach Muskau heimgekehrt, gab er seinem Freunde Leopold Schefer großmüthig die Mittel, fünf Jahre lang Südeuropa, Asien und Afrika zu bereisen, und ging selber nach England, wo er bis 1816 blieb. Ueber diesen ersten Aufenthalt scheinen keine Aufzeichnungen zu existiren. Auch trieb sich der junge deutsche Graf wahrscheinlich nicht viel in den londoner hohen Kreisen umher, da er Lord Byron nicht persönlich kennen lernte, der damals eben junger Ehemann und Held der Salons war. Aber um so eifriger mag er schon damals seinen „Parkstudien“ obgelegen haben, die in ihm immer mehr das Bild reifen ließen, welches er in Muskau verwirklichen wollte.

Zu Anfang 1817 war er wieder in Deutschland. Laube erzählt, man

habe den jungen, schönen Grafen seiner kühnen Excentritäten wegen damals nur den „tollen Pückler“ genannt. Diesem Ruf entsprach auch seine zu jener Zeit großes Aufsehen erregende Luftfahrt. Kaum erst von schwerer Krankheit genesen — wol der einzigen, die er im langen Leben durchzumachen hatte — stieg Graf Hermann Pückler im September 1817 mit dem Aeronauten Reichardt von Berlin aus im Ballon auf und erreichte zu Potsdam mit ziemlicher Lebensgefahr wieder festen Boden. Das Experiment, damals unerhört, kostete sechshundert Thaler. Jedoch es bot auch ungeahnten Genuß und auf Jahre hinaus Erzählungsstoff.

Am 9. October 1817 vermählte er sich zu Berlin mit der Tochter Hardenberg's, mit der 1776 geborenen Lucie, damals schon geschiedenen Gräfin Pappenheim, die also um neun Jahre älter als ihr zweiter Gemahl war. Das neue Ehepaar zog nach Muskau. Und nun begann die neunjährige erste Periode der großartigen, wahrhaft schöpferischen Umgestaltung einer reizlosen, sandigen, jedoch wald- und wasserreichen wendischen Gegend in eine der wundervollsten, malerischsten und poetischsten Gartendichtungen, die Europa kennt. Die zuerst berufenen englischen Gärtner entsprachen seinen Erwartungen nicht, aber um so größere Dienste leistete ihm der deutsche Garteninspector Rehder, während Pückler selbst die genial-organisirende Seele des Ganzen war. Sein Schüler, der jetzige Garteninspector Petzold, beschrieb diese Schöpfung eingehend in einem 1856 zu Hoyerswerda erschienenen Heft; dasselbe enthält auch den Situationsplan des nun 4284 Morgen umfassenden Parks, in dessen Mitte die Stadt Muskau ganz im Grün liegt. Die Herrschaft zählt 13,000 meist wendische Einwohner.

Im Jahre 1822 war der Herr von Muskau Fürst geworden, um ihn für Verluste zu entschädigen, die er erlitten, als das Terrain, das früher zu Sachsen gehörte, an Preußen fiel.

Jedoch je großartiger und leidenschaftlicher Fürst Pückler seine Schöpfung betrieb, um so mehr gerieth er in Schulden.

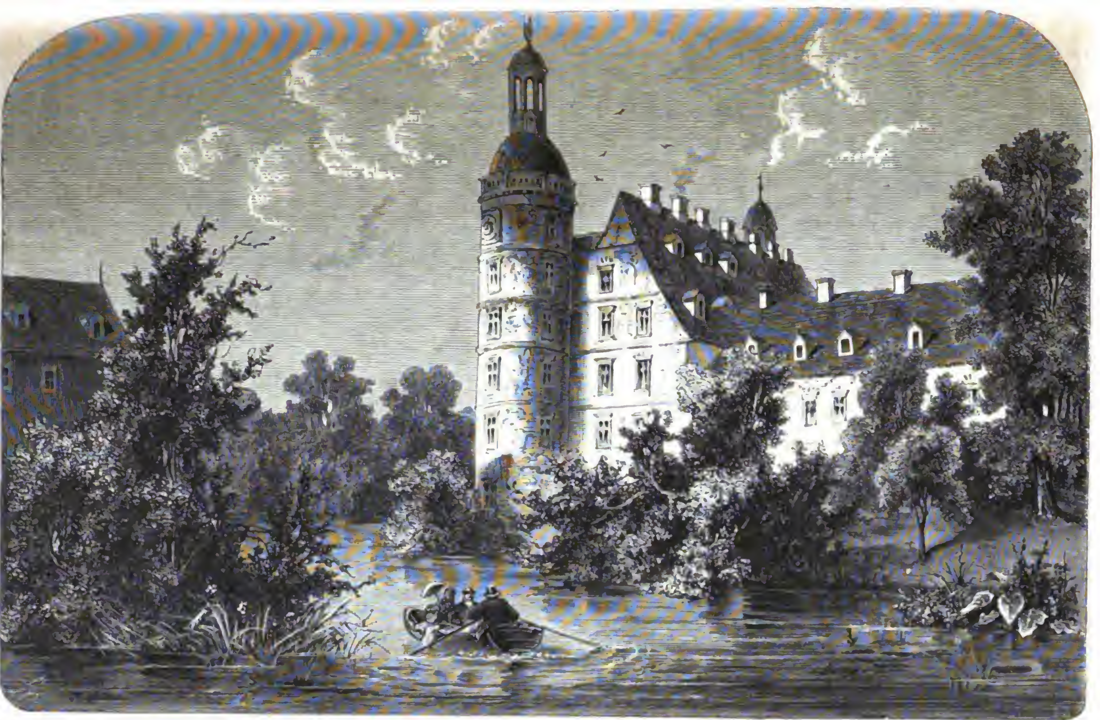
Wie Laube erzählt, war es die Fürstin selbst, die damals den Vorschlag zur Scheidung machte, um dem jüngern Gemahl, den sie über Alles liebte und an dem sie bis zu ihrem Tod zärtlich hing, die volle Freiheit des Lebens und Schaffens zurückzugeben. Demgemäß erfolgte mit Beider Einverständniß am 20. März 1826 zu Berlin die gerichtliche Scheidung und bereits am 13. September desselben Jahres befand sich Fürst Pückler-Muskau auf der Reise, um England zum zweiten Mal zu besuchen. In Weimar ward er vom Großherzog, Tags darauf sehr wohlwollend von Goethe empfangen.

In London kam er am 5. October 1826 an und betrat am 1. Januar 1829 zu Calais wieder den Continent, um nach Paris zu gehen, das eben das vorletzte Jahr der Restauration zu erleben begann.

Der Fürst Pückler hatte sein vierundvierzigstes Lebensjahr erreicht und war bisher nur als Privatmann bekannt gewesen. Da war es, im Jahre 1830, daß bei F. G. Franckh in München anonym die seither so berühmt gewordenen „Briefe eines Verstorbenen“, und zwar zuerst Band 3 und 4, erschienen. Erst 1831 Band 1 und 2 bei Franckh's Nachfolger, Hallberger in Stuttgart, der von da ab stets Verleger des Fürsten blieb, während der geniale Franckh, erst zweiundvierzig Jahre alt, im Irrenhause verstorben war.

Weshalb jedoch jene, im Ganzen achtundvierzig Briefe, als die eines „Verstorbenen“ bezeichnet wurden? Das ist bis heute ein Räthsel.





Schloss zu Muskau.

Man weiß, daß Goethe noch über diese Briefe geschrieben; den Namen des Verfassers flüsterten sich übrigens nur Vertraute zu, bis plötzlich Fournier in Paris 1833 deren französische Uebersetzung in fünf Bänden geradezu als „Mémoires du Prince Pückler-Muskau" edirte. Jeder Gebildete kennt heute diese Briefe, die in alter Ausgabe leider nur durch Druckfehler bis zur Unleserlichkeit entstellt sind und längst eine neue, corrigirte, auch mit historischen Noten versehene, verdient hätten. Der Verfasser ist weit entfernt von Anglomanie, im Gegentheil, er gab John Bull Manches zu hören, was noch kein Fremder ihm gesagt; aber er legt den Hauptnachdruck auf die bürgerliche Freiheit in England, auf die Constitution, und ist voll feinster Empfänglichkeit für all' den gesellschaftlichen und häuslichen Comfort. Und dieser Zug war das zweite Symptom von Pückler's künstlerischer Natur, die den Sinn für Schönheit und Harmonie aus der Landschaft zugleich in's Haus und in das Familienleben übertrug. Nebenbei bemerkt, lernte er damals auch den alten Fürsten Eszterházy, dann Morier, O'Connel, Walter Scott persönlich kennen, wurde Georg IV. vorgestellt und war nahe daran, daß ihn Lätitia Bonaparte, die damals schon mit Consul Wyse vermählt war und deren Töchter nun Madame Ratazzi und Generalin Türr sind, in eine Liebesintrigue verwickelte. Aber zum zweiten Mal hat er sich nicht vermählt und er kam zur Fürstin, an die er seine Briefe als „An Julie" adressirt hatte, als Wittwer zurück. Ohne nochmals durch eine Ceremonie zu gehen, lebten sie von da ab wieder innigst vereint beisammen, bis die Tochter Hardenberg's 1854 starb.

Unterdeß hatte aber die Schöpfung in Muskau nicht stille gestanden, war vielmehr von England aus, und ebenso seit der Fürst wieder daheim, stetig gefördert worden. In dieser idyllischen Ruhe scheint Pückler — der literarisch nun den Beinamen „Der Verstorbene" führte — die fünf Bände des 1834 erschienenen „Tutti Frutti" zusammengestellt zu haben. Börne nannte später diese meist humoristischen Aufsätze die „Thümmelei"; sie enthalten aber manchen tiefen Gedanken und zeugen von männlichster Gesinnung. Während die jedenfalls amüsanten „Tutti Frutti" das Publicum beschäftigten und sowol Gegenschriften als Apologien hervorriefen — denn der „Verstorbene" war der Irreligiosität verdächtig geworden — edirte er das einzige Werk, das offen seinen vollen Namen trägt und durch welches er die deutsche, ja die Weltliteratur wirklich und unvergleichlich bereichert hat; nämlich die 1834 in Stuttgart erschienenen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau" nebst einem Atlas mit vierundvierzig Ansichten und vier Grundplänen. Ganz abgesehen von seinem eigentlichen Thema hat die deutsche Literatur kein zweites Werk von so feinempfindender, künstlerischer Naturanschauung, in so anmuthiger, stellenweise wahrhaft dichterischen Sprache. Dasselbe ist übrigens seither allen Gartenbaugesellschaften Europa's zum Evangelium geworden. Der Fürst widmete es dem Prinzen Karl von Preußen, und man weiß, daß Pücklers Geist, wie sein persönlicher Rathschlag mitgedichtet haben sowol in Glienecke, wie in Babelsberg, und überhaupt bei den Lenné'schen Anlagen in Potsdam und in Berlin, sowie daß besonders im Nachmärz der Fürst längere Zeit in Weimar, auf der Ettersburg, in Gotha, Coburg, in Eisenach residirte, und daß all' jene Parks noch heute die von ihm angeordneten Verschönerungen aufweisen.

1835 erschienen Pücklers „Jugendwanderungen", die übrigens damals

nicht viel Aufsehen erregten, heute kaum mehr in einem Exemplar auffindbar sind, also auch mir unbekannt blieben.

Um so mehr Lärm erhob sich aber, als plötzlich in demselben Jahre die Maske des „Verstorbenen“ für immer aufgegeben wurde, dagegen der Fürst sich als „Semilasso“ verkleidete, Anfangs noch im Fracke, bald jedoch und auf Jahre hinaus, im Caftan und Feß, und seine „Weltgänge“ antrat. Was der Name „Semilasso“ sagen soll, weiß man ebenso wenig, als weshalb derselbe Autor sich früher den „Verstorbenen“ nannte. Im Vorworte des ersten Werkes wird erklärt „Semilasso“ sei die Latinisirung eines Eigennamens — also „Pücklers“ — oder auch, wenn man wolle, vom mexikanischen „Lasso“ abzuleiten. Genug, dieses erste Werk der neuen Serie hieß „Vorletzter Weltgang des Semilasso“ und erschien in drei Bänden. Fürst Pückler stand damals in seinem fünfzigsten Lebensjahre, und während bis dahin Lord Byron sein Ideal als poetischer und freidenkender Gentleman war, so scheint er seither Bulwers „Pelham“ gelesen zu haben, der eben einige Jahre vorher erschienen war und ungemeines Aufsehen erregt hatte, freilich mehr in Deutschland als in England selbst. Unter dem Einfluß dieses fascinirenden „Swells“ begann er den ersten Band mit der fast berüchtigten Schilderung seines raffinirt eingerichteten Reisewagens, und seiner eigenen, aristokratisch feinen Person, sowie deren Gewohnheiten, um dazwischen zur Abwechslung auch incognito Fußwanderungen zu machen, und die Handwerksburschen, die er auf der Landstraße traf, ihrer demokratischen Gesinnungen wegen herunter zu kanzeln, bevor er sie beschenkte. Freilich ist all' das in köstlichem Humor und selbstironisch gehalten — er gesteht sogar ein, daß er sich den Bart färbe, um noch jugendlich zu erscheinen; aber als nun gar Wolfgang Menzel nach dem Buche griff, um durch dasselbe zu beweisen, wie graziös und freisinnig ein deutscher Fürst schreiben könne, an dem sich das verbissene Jungdeutschland ein Muster nehmen möge, da ging der Scandal an. Börne war am 13. Febr. 1837 in Paris gestorben, und aus seinem Nachlasse erschien „Menzel, der Franzosenfresser“. Das gab das Signal. Börne greift darin zwar den Fürsten noch sanft genug an; er will ihm „seine Grazie gar nicht streitig machen“, er erkennt sie „mit dem größten Vergnügen an“, obgleich er boshaft hinzusetzt, daß Heine „in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr Grazie hat, als der Fürst Pückler in seinen sämmtlichen Werken“. Ebenso, was seine „Freisinnigkeit“ anbetrifft; „denn zu was wäre derselbe wol Fürst, hätte er die Furchtsamkeit eines deutschen Unterthans?“ Aber die demokratische Denunciation des „Aristokraten“ war nun einmal ausgesprochen, und von da ab war es Mode geworden, Pückler als einen „für die Leiden seines Volkes herzlosen Aristokraten, der dafür zum Amüsement in fremde Länder zieht“, darzustellen, und gleichsam in den Literaturkreis der exclusiven Gesellschaft zu relegiren, bis schließlich 1841 Herwegh „dem Verstorbenen“ sein Abschiedswort zusang:

„Zieh heim an deine Pleiße, zieh heim an deine Spree,
Nicht jede Fürstenreise ist eine Odyssee.“

Uebrigens enthielten die drei Bände des ersten Werkes Semilasso's viel des Interessanten. Der erste schildert Süddeutschland; der zweite Paris. Dort lernte Pückler damals — vom August bis October 1834 — die Récamier, Rossini, Balzac, Chateaubriand, Auber, Delfine Girardin, Müsset und Nodier kennen, verkehrte ganz intim in der Familie Louis Philippe's, erhielt die Ehrenlegion, wurde eng befreundet mit dem Herzog Karl von Braun-

schweig, den er besser als seinen Ruf fand, und schilderte besonders den Marquis von Cüstine höchst schmeichelhaft. Cüstine rüstete sich damals zur Reise nach Rußland, durch die er später eine Weile weltberühmt wurde. Sein Name ist deutschen Lesern eben jetzt wieder in's Gedächtniß gerufen worden, durch den Briefwechsel mit Varnhagen und Rahel, welcher in Brüssel gerade beim Ausbruch des Krieges in vorigem Sommer erschien*) und daher erst jetzt allerseits die verdiente Beachtung zu finden beginnt. Mit prophetischem Pessimismus charakterisirte Cüstine — der bekanntlich deutsch wie seine Muttersprache schrieb — in diesen Briefen seine Landsleute, die Franzosen. Mit Heine konnte Pückler nicht zusammentreffen, so sehr sich Beide gegenseitig auch suchten, und sie mögen sich persönlich nie kennen gelernt haben, obgleich sie später in Briefwechsel standen. Im dritten Bande schildert Semilasso, oft wahrhaft hinreißend, Orleans, Blois, Tours, vor Allem Chambord, zuletzt Bordeaux und Toulon, von wo er sich am 12. Januar 1835 nach Afrika einschiffte. Von 1835 bis 1848 — der literarisch fruchtbarsten Periode Pückler's — beherrschte nicht mehr der „Verstorbene" noch der „Fürst" die deutsche Lesewelt, sondern ausschließlich der Orientale „Semilasso", und er hat unter diesem Collectivtitel eine Reihe von Werken publicirt, welche alle demselben Genre angehören. Sie beschäftigen sich nur mit Fragen des Ostens, enthalten eine Fülle von geistreichen und interessanten Beobachtungen, ein ungeheuer reiches Material für Kenntniß der Welt des Sonnenaufgangs, in welcher der „Lebenskünstler" ein wahrhaft märchenartiges Dasein durchlebte, mit der Tracht eines Sultans, nach der Weisheit eines Brahminen, der Gefaßtheit eines Derwisch ringend. Pückler war nur von 1835—1840 im Orient, später nicht mehr, aber die Werke hierüber veröffentlichte er in den Jahren bis 1848. Es sind „Semilasso in Afrika", fünf Bände, 1836 (Tunis, Algier, Land der Beduinen); „Der Vorläufer", 1838 (Griechenland), „Südöstlicher Bildersaal", drei Bände, 1840 (Griechische Leiden); „Aus Mehemed Ali's Reich", drei Bände, 1844; und „Die Rückkehr", drei Bände, Berlin, 1846—1848 (Aegypten, Syrien, Kleinasien).

In Wirklichkeit war Pückler schon 1841 nach Muskau zurückgekehrt. Aber nachdem er diese seine Schöpfung auf den höchsten Punkt der Vollendung gebracht hatte, verkaufte er sie 1845 plötzlich an den preußischen Generallieutenant Grafen Nostitz, der sie dann an den Prinzen Friedrich der Niederlande weiter verkaufte. Im Besitze des Letztern ist sie gegenwärtig noch und soll sehr gut conservirt sein. Die Fürstin war trostlos über diese „Pietätslosigkeit"; jedoch Pückler hatte außerordentlich vortheilhaft verkauft, über die Schulden hinaus eine hübsche Summe gewonnen, und zog sich nun auf sein kleines Erbgut Branitz bei Cottbus zurück, um neuerdings „Park zu machen", nachdem er sein sechzigstes Lebensjahr angetreten. Dort wirkte er weltvergessen, bis 1854 die Fürstin starb, und er nun ganz vereinsamte. Er las nun Tag und Nacht, sah nur noch selten Besuche und vergrößerte Branitz so, daß es zuletzt an Terrain Muskau fast gleich kam. 1861 hatte er den Titel „Durchlaucht" erhalten, und war 1863 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden, erschien jedoch niemals auf seinem Sitze darin. Um jene Zeit soll er mit einer bestimmten Summe nach London gegangen sein, um sich beim „Gresham" auf eine Rente einzukaufen. Man

*) Lettres de Marquis A. de Custine à Varnhagen d' Ense et Rahel Varnhagen d'Ense. Bruxelles, Muquardt 1870.

nahm dem alten Herrn, der seinen Jahren nach kaum noch lange leben konnte, gern die beträchtliche Summe ab; er aber machte gar keine Miene sterben zu wollen, bis er nicht auf dem Wege der Rente sein ursprünglich Capital dreifach zurück hatte. Das gelang ihm denn auch zum Schaden der Herren in London. Noch bis acht Tage vor seinem Tode war der greise Fürst völlig wohlauf, und starb eigentlich nur an einem Schnupfen; denn an irgend Etwas müssen zuletzt auch die Sonntagskinder sterben.

Die Herrschaft Branitz fällt an die Familie zurück, an deren jetzigen Chef, den Grafen Heinrich Pückler, der noch vor Paris steht. Die kostbare Einrichtung des Schlosses und das Baarvermögen — Beides zusammen auf fast eine halbe Million geschätzt — wurde, durch ein letztes Testament, welches ein anderes einige Jahre vorher gemachtes annullirte, der vierten Tochter seines Stiefbruders, der 1831 geborenen Comtesse Marie Seydewitz, seit 1851 Gattin des k. Kammerherrn Karl von Pachelbl-Gehag zu Potsdam, vermacht. Der nun verblichene greise Fürst hatte bekanntlich verordnet, daß er nach seinem Tode entweder mit Holz oder chemisch verbrannt werden wollte. Letzterer Ausweg wurde zugestanden, aber nicht die Beisetzung in einer Urne, sondern in einem Metallsarge. Auch hatte er sich ausdrücklich jede kirchliche Begleitung verbeten. Trotzdem fand sich die gesammte Geistlichkeit der Umgegend ein, um dem persönlichen „Freunde", der er ihr stets gewesen, das letzte Geleite zu geben; unter all' den Trauergästen erschienen auch — vier gefangene französische Officiere, geschmückt mit der Ehrenlegion, um dem „Ordensbruder" die letzte Ehre zu erweisen.

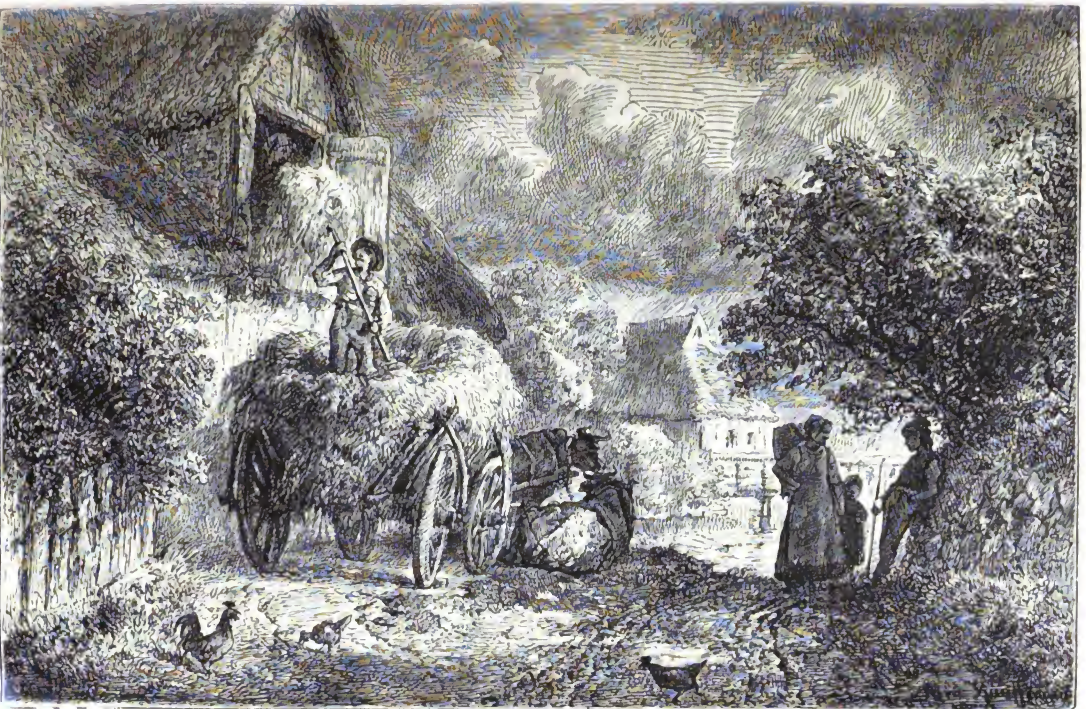
Wir werden in einem folgenden Artikel noch einmal auf den Fürsten zurückkommen, um allerlei Anecdotisches mitzutheilen, was uns aus persönlichen Begegnungen mit ihm in der Erinnerung geblieben.

Erndtebild.

O schönes Bild, das mir die Erndte zeigt!
Nun schweigt des Krieges wilder Sturm, nun schweigt
Die düstre Melodie der grimmen Schlachten;
Und lieblich steigt
Die holde Sonne, freundlich neigt
Sie zu den Fluren sich, den neuerwachten.

Bald statt der ehernen Todeswaffe schwingt
Der Bauersmann die Sense, daß es klingt
Aus hohem Korn dem Wand'rer frisch entgegen.
Und Abends bringt,
Wenn über ihm die Lerche singt,
Er heim die Frucht, den wolverdienten Segen.

So schafft denn nun auf's Neu! Schafft und vertraut
Dem Boden froh die Saat an, wirkt und baut;
Der Arbeit wieder ist ihr Lohn beschieden.
Der Glocke Laut
Ruft früh und spät — zum Himmel schaut,
Und preist und lobt mit mir den goldnen Frieden!



Gez. von H. Kauffmann. Gest. von Th. John.

Erndtebild.

Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!

Es giebt Landschaften, deren Namen den eigenen Bewohnern selbst in keinem guten Geruche stehen, ohne daß hierfür ein merklicher Grund vorläge; es heftet sich an gewisse Namen eine Art Uebelwollen und Mißtrauen, so daß die Grenzen einer Landschaft in's Nebelhafte verschwinden, weil Niemand der Eingesessenen sich dazu bekennen will, meistens aus Furcht für dumm, oder sonst lächerlich zu gelten. Es giebt aber auch Landschaftsnamen, zu welchen Alles sich drängt, welche allmälig eine ganze Reihe von Gegenden annimmt ohne eigentlich dazu berechtigt zu sein; dieses Vorzuges genießt die Pfalz.

Was wir jetzt Pfalz nennen war nicht Alles der pfälzischen Herrschaft unterthan, vielerlei Herren Land schob sich ineinander im Lande der Rheinfranken; aber jeglicher Namen ist vergessen in dem Einen gefeierten der Pfalz. Rheinbayern und der badische Unterrheinkreis, wie sie officiell heißen, kennen sich vereint nur unter diesem Namen; es ist ein starkes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das in demselben sich ausspricht.

Der Pfälzer ist stolz auf sein Land und er hat Ursache es zu sein; aller landschaftliche Reiz, alle Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ist darüber ausgegossen und daß dieses Land nicht fernab den Weltereignissen in abgeschiedener Ruhe liegt, daß es von je ein Boden gewesen, auf welchem die Geschichte sich vollzog, das giebt ihm in den Augen seiner Bewohner doppelten Werth. Wir haben mitgelitten und haben mitgestritten seit den Tagen, wo der Ariovist durch die Furten des Rheines mit seinen Mannen setzte, da römische Warthürme an seinen Ufern aufstiegen und eine steinerne Brücke unweit Mannheim das Land der Alemannen mit dem Lande der Nemeter verband, bis zu diesen Tagen, da Germanien abermals, zahlreich wie ehedem, aber einiger als jemals, nach Gallien hinüberströmte, um die alte Rechnung zu tilgen.

Es ist uraltes Culturland, diese Pfalz am Rhein; ehe Cäsar Gelegenheit gehabt hatte de bello gallico zu schreiben, waren hier Ansiedelungen und feste Städte. Cäsar schreibt von der Stadt der Nemeter, das ist das alte Speyer, und zahlreich sind die Beweise in der Pfalz, daß in vorrömischer Zeit ein Volk zu Trutz und Schutz sich hier umwallt. Die Heidenmauer bei Dürkheim an der Hard ist eine dieser vorrömischen festen Stätten, der breite Gipfel eines Berges ist mit einer jetzt freilich eingestürzten, aber einst sehr starken Doppelmauer von Feldsteinen in weitem Kreis umbaut, im Innern, wo jetzt der Wald grünt, liegen die zusammengestürzten Trümmer der steinernen Wohnstätten und Wachthäuser, eine zahlreiche Gemeinde mochte hier Schutz gefunden haben gegen den anstürmenden Feind. Das Volk, welches diese Steine geschichtet, ist verschwunden; der kräftige Stamm der Franken aber, der so zähe den Römern widerstanden und sie endlich besiegt, ist Herr der alten Wohnsitze geblieben und hat, so weit Urtheil und Rückblick uns zugänglich, die Stammeseigenthümlichkeiten treu bewahrt

Die Franken: das heißt die Freien; und frei zu sein, das war von den Tagen seiner frühesten Geschichte an das eifrigste Streben und Ringen des Pfälzers, des Rheinfranken. Er rang mit den Römern um seine Freiheit; unter den merowingischen Königen schreibt er sich selbst seine freiheitlichen Gesetze. Es würde uns zu weit führen, wollten w.r hier über diese merowingischen Gesetze sprechen, welche der Pfalz eigenartig waren, welche bis in das siebenzehnte Jahrhundert zu Kraft bestanden und sich heute noch in

der Flureintheilung erhalten haben, den Haingeraiden. Die Geraiden, das waren die Dorfverbände, welche alle ihre Angelegenheiten selbst schlichteten und sich selbst Recht sprachen am Geraidestuhl; Haingeraiden hießen sie von dem gemeinsamen Besitz der Waldungen, welche den im Flachland liegenden ackerbautreibenden Dörfern im waldigen Gebirge angewiesen waren. Im Jahre 1822 stürzte büreaukratischer Unverstand den letzten sichtbaren Geraidestuhl bei Venningen im Speyergau um, es war dieses eine kleine überdachte, auf vier massiven Pfeilern ruhende Halle. Der Geraidestuhl aber ist dem Volke nichts desto weniger lebendig geblieben. Die von der französischen Republik eingesetzten Geschwornengerichte haben dem pfälzischen Volke nichts Neues gebracht, nur dem Alten eine neue Form gegeben. Der Pfälzer hängt mit Zähigkeit an seinem code civile, besonders um der Geschwornengerichte willen, da in ihnen altes Volksthum ihm wieder auflebte, und um der Unabhängigkeit von der Kirche willen, denn kirchlich gesinnt ist der Pfälzer im Allgemeinen nicht. Es geht ein demokratischer Zug durch das ganze Land, oder wenn man will der Gleichstellung Aller. — Im Jahre 1330 errang die speyrer Demokratie den Sieg in einer blutigen Schlacht über die Patricier ihrer Stadt, zahlreich sind die Burgen, welche die Speyrer zerbrachen. Es giebt vielleicht kein Land in Deutschland, welches in solcher Uebermenge die zerbrochenen Burgen des Mittelalters aufzuweisen hat als gerade die Pfalz, Burgen, deren Besitzer von sich sagen konnten, wie es in dem alten Liede vom Lindenschmitt, einem pfälzischen Raubritter, heißt:

„ich bin der freie Lindenschmitt
und nähr' mich auf offner Straßen."

Diesem ging die Stadt Speyer im Bunde mit dem Pfalzgrafen scharf zu Leibe. Der pfälzische Leu war überhaupt stets zu Sprung und Schlag bereit, besonders wenn es galt den Uebermuth der Ritter, der Geistlichkeit oder der Nachbarn zu züchtigen. Mit den Städten und der Bauerschaft dagegen standen die Pfalzgrafen bei Rhein in einem weit bessern Verhältniß, als ihre andern hohen Standesgenossen und daher mag es kommen, daß zur Pfalz zu gehören Wunsch der Nachbarn, Ehre der Eingesessenen war. Sie waren aber auch Landeskinder, die Pfalzgrafen bei Rhein, und das Frankenthum lag ihnen im Blute; sie führten ein volksthümliches Regiment und standen sich nicht übel dabei.

Am Himmelfahrtstage 1525, da die Bauern von Nußdorf bei Landau zuerst die Brandfackel in eine bischöfliche Veste geworfen, nachdem sie sich hinter der Königshecke unter König Dagoberts Bann geschworen, als bischöfliche und Ritterburgen auflohten, Klöster zerbrochen wurden, da vertrug sich der Pfalzgraf und Kurfürst mit seinen Bauern und die pfälzische Geschichte weiß nichts von diesen Schändlichkeiten zu berichten, von diesen Grausamkeiten, mit welchen der Bauer unterworfen und tiefer darnieder getreten ward als er vorher lag. Die Pfalz weiß überhaupt von einer Reihe trefflicher Regenten zu sagen. Der kecke geniale Friedrich der Siegreiche, der böse Fritz, wie seine Gegner ihn nannten, lebt noch heute im Munde des Volkes, er, der von Heidelberg auszog, und ließ springen „zwei Mann auf einen Sitz", er gab als Administrator des Landes der pfälzischen Landschaft Stärke nach Außen und Freiheit nach Innen.

Es war ein Unglück für das Land, daß Kurfürst Friedrich, der Gemahl Elisabeth Stuarts, die böhmische Krone annahm; denn die Pfalz mußte so den Leidensbecher des Dreißigjährigen Krieges vom ersten trüb aufsteigenden

Schaume bis zur bittern Hefe leeren; das Land litt furchtbar und es bedurfte der seltenen Regententugenden Karl Ludwig's, des ältesten Sohnes des böhmischen Königs, um den sittlichen und materiellen Wohlstand der Pfalz wieder zu heben. Karl Ludwig von der Pfalz ist dem deutschen Lesepublicum von heute nur durch ärgerliche Familienscenen, als Gemahl Charlotten's von Hessen und Louisen's von Degenfeld bekannt. Indem dieser Familienscandal, dessen Hauptschuld übrigens auf die Gemahlin fällt, als Hauptsache in Karl Ludwig's Leben dargestellt wurde, ist die Gestalt eines Mannes verdunkelt und bemäkelt worden, der zu den Besten seiner Zeit gehört. Möge, so knapp der Raum auch ist, der mir vergönnt, es mir gestattet sein, das Andenken eines Mannes zu rechtfertigen, dem sein Land so viel verdankt, eines Mannes, dessen Gesinnung ihn, da er flüchtig in England weilte, auf die Seite des Parlaments stellte, der aber als Neffe Karl's I. unmöglich Partei gegen diesen nehmen durfte.

Wenn ein Fürst nach zwei wechselvollen Jahrhunderten, nachdem sein Haus ausgestorben, sein Land an fremde Regenten gelangt, in diesem Lande noch stets unvergessen, noch stets in dankbarer Erinnerung fortlebt, wenn sein Name dem niedern Volke selbst ein unvergessener ist: so muß er dieses Andenken verdient haben, wüßten wir auch nicht mehr von ihm als das; aber wir wissen mehr, wir wissen, wie kräftig die Bestrebungen waren, durch welche der Kurfürst sein Land wieder hob, wir kennen diese freisinnigen Gesetze, welche ihrer Zeit voraneilend dem Lande ein Maß der religiösen und materiellen Freiheit verschaffen wollten, das die neueste Zeit erst uns wiedergebracht. Wir kennen die knappe Sparsamkeit seines Hofhaltes, um „seine schlecht mundirten Unterthanen" zu erleichtern und die ritterliche Wallung, welche ihn an Türenne die Aufforderung senden ließ, mit ihm selbst den Degen zu kreuzen, sein Land aber zu verschonen — — wir kennen aber auch leider den politischen Fehler, den die Pfalz so schwer büßen mußte, den Fehler, Elisabeth Charlotte an Philipp von Orleans verheirathet zu haben. Die Lieselotte, die Palatine am Hofe des vierzehnten Ludwig, wer kennt sie nicht? Diese Pfälzerin von echtem Schrot und Korn, in ihr zeigt sich scharf der pfälzische Typus, freidenkend, klarblickend, muthigen Herzens, aber wenig begabt zur höfischen, glatten Sitte; und sagen wir es nur offen, dafür haben wir kein Talent, weder für die feinere Umgangsform noch für die höflichere Wendung der Rede. Der ehrlichen, aber rücksichtslosen Palatine mögen wir in Stadt und Land in der Pfalz noch häufig begegnen.

Mit dem Bruder der Palatine, dem Kurfürsten Karl, dessen Tod das Signal war zu dem scheußlichen Mordbrennerkrieg, dem Orleans'schen Erbfolgekrieg, in dessen Erinnerung noch heute die Hunde in der Pfalz Melac heißen, mit diesem schwächlichen Fürsten schloß die lange Reihe der volksthümlichen Regenten der ältern Wittelsbacher Linie; ein starkes Geschlecht war hinabgestiegen Das Land fiel an eine jüngere Linie, die katholischen Pfalz-Neuburger, welche im Jülicher Lande gesessen, ihre Residenz in Düsseldorf hatten. Dieses Regentenhaus war dem Lande fremd und die Pfalz sah im vorigen Jahrhundert ein Leben, wie es an allen Fürstenhöfen des achtzehnten Jahrhunderts sich zeigte. Der Freiheitsgedanke schlummerte nun im Volke, doch war das Regiment noch immer ein schonendes und die in das Land gezogenen Jesuiten, wie viel Uebles man ihnen auch Schuld gab, riefen dennoch zu einer Zeit, da die Universität Heidelberg kümmerlich nur noch ihr Dasein fristete, die Akademie in Mannheim hervor, welche besonders in

Naturwissenschaften für jene Zeit Großes leistete. Der Reichthum des Landes ermöglichte es dem letzten Kurfürsten Karl Theodor Prachtbauten zu schaffen, mit Künstlern und Gelehrten sich zu umgeben und so aus Mannheim eine der bevorzugten Städte Deutschlands zu schaffen; diese Hauptstadt der alten Pfalz war dazumal der Sammelplatz aller der bedeutenden Geister, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts für uns zu einem Pantheon machen.

Die bayerischen Wittelsbacher starben aus und Bayern fiel an Pfalz, doch mußte der Kurfürst seinen Wohnsitz nach München verlegen. Er nahm den größten Theil seiner Kunstschätze mit dahin und legte so den Grundstein zu den kostbaren Kunstsammlungen Münchens Die Pfalz hatte abermals einen Schatz verloren wie jenesmal, da unter Tilly dem päpstlichen Legaten es gelang die kostbare Heidelberger Bibliothek mit an viertausend unersetzlichen Handschriften nach Rom zu schaffen, wo sie heute noch im Vatican unter dem Namen bibliotheca palatina ihrer Erlösung harrt.

Das Regentenhaus der Pfalz war ausgestorben, die Pfalz als einige Landschaft sollte aufhören zu bestehen. Ueber Saarbrücken und Hagenau drangen die Franzosen, die Patrioten, in das Land. Es war die wälsche Sprache, aber es waren alte Klänge der Freiheit, neue Verheißungen des Völkerglücks und die Pfalz glaubte eine Zeit lang, daß dieses von Westen kommen könne; denn ohne Frage, Frankreich sah zu jener Zeit eine Fülle der edelsten Geister aus seinem Schooße erstehen, es gebar Ideen, welche wie leuchtende Sonnenfunken in die trübe modrige Dämmerung Europas blitzten. Die Pfalz wurde ein Theil Frankreichs und der Auswurf von Paris, die unsaubersten Elemente, welche die Clubs ausstießen, übten hier den schändlichsten Terrorismus. Die Preußen unter Braunschweig drangen ein, Kampf und Sieg fluthete hin und wieder, in Banden schaarten sich die pfälzer Bauern zusammen und vernichteten da und dort ganze Compagnien Franzosen so gründlich, daß auch Keiner mehr die Kunde von der Niederlage in's Hauptquartier bringen konnte. Die Bauern verlangten Gewehre, sie wollten Freicorps bilden gegen den Feind, der nun zum dritten Male seit anderthalb Jahrhunderten ihr Land mit Mord und Brand heimgesucht; aber man schlug es ihnen ab, das engherzige Gamaschenthum fürchtete das Volk in Waffen.

Die Pfalz ward nicht wieder vereint, der Rhein scheidet jetzt die badische und die bayrische Pfalz, aber das Volk weiß, daß es zusammengehört. Mit neidlosem Stolze freut sich der Pfälzer am Emporblühen Mannheims, welches ihm heute noch als seine Hauptstadt gilt, die Söhne der linksrheinischen Pfalz studiren in Heidelberg, die verwandtschaftliche Beziehung zwischen beiden Theilen ist eine lebhafte, man empfindet in Allem die Gemeinsamkeit, und doch machen sich auch Unterschiede merkbar.

Den Pfälzern allen gemeinsam ist der rastlose, Riehl nennt ihn den krampfhaften Fleiß des Ackerbauers. Die Kraft unseres Landes besteht in der Parcellirung; Jeder weiß, daß er dem kleinen und kleinsten Fleckchen Landes, das er sein eigen nennt, das Aeußerste abringen muß — das Land aber lohnt ihm auch seinen Fleiß. Es ist Pracht und Glanz durch die Pfalz zu wandern, sei es im Frühling, wenn der Mandelbaum in den Wingerten (Weingärten) blüht und die Rebe weint; sei es im Sommer, wenn Land auf. Land ab die Saatfelder wogen und der Tabak seine breiten Blätter entfaltet, oder im Herbst, wo in Fülle Trauben, Pfirsich und Kastanie sich aneinanderdrängen. Ob der Pflug in's Land zieht, ob der Karst klingt oder das Rebmesser blitzt: immer ist der pfälzer Bauer rüstig bei der Arbeit,

immer sehen seine Dörfer, seine Straßen so sauber, so reinlich aus, als wäre stets Feiertag. Zwar giebt es auch ärmere Ortschaften im waldigen Westrich, über welche die Fülle der Pfalz sich nicht ergießt; doch vollständige Armuth gehört zu den seltenen Vorkommnissen, das Land hat Hülfsquellen genug seine Kinder zu ernähren, und für den Ueberschuß, denn die Pfalz prodcuirt viel Menschen, ist Amerika da. Der fränkische Wandertrieb ist noch immer rege, überall hin in aller Herren Länder sind die Pfälzer verstreut; aber immer bleiben sie in regem Verkehr mit der Heimat, häufig kehren sie zurück, um das, was sie draußen in der Fremde errungen, in der Pfalz zu genießen, denn der Wein, welchen die Pfalz baut, schmeckt ihren Söhnen am besten, und die formlose Art und Weise, der laute, lebendige Verkehr, welcher den an ruhigere, gemessenere Weise gewöhnten Norddeutschen oft so seltsam und wenig zusagend erscheint, behagt auch dem weitestgereisten Pfälzer am besten.

Riehl hat ein gutes Buch über die Pfälzer geschrieben, aber Vieles ist doch nicht gut darin, er hat für Vieles im Volke kein Verständniß und er ist ungerecht, wo er über das Gemüth des pfälzischen Volkes spricht. Der Pfälzer hat viel Gemüth, aber es fehlt ihm jeder Hauch von Sentimentalität, er ist offenherzig und freigebig, denn die Natur ist auch freigebig gegen ihn, aus falscher Scham verbirgt er aber die Milde seines Herzens, die allzeit offene Hand hinter einem sorglos rauhen Wesen; vom Pfälzer gilt es im Allgemeinen, daß er stets mehr ist als er zu scheinen sich bemüht, doch keine Regel ohne Ausnahme.

Politisch sind die Pfälzer sehr erregt und marschiren stets in der Avantgarde; die rechtsrheinische, die badische Pfalz ist jedoch politisch mehr durchbildet und verhält sich überhaupt in ernsterer, gemessenerer Weise zur linksrheinischen wie der ältere Bruder zum jüngern: daß die Pfalz dem alten Stammlande eine gewisse geistige Superiorität willig zuerkennt, ist auch eine ihrer liebenswürdigen Seiten. Den Pfälzer als Individuum und als Volk charakterisirt eine noble Neidlosigkeit und ein williges Anerkennen fremder Vorzüge, vorausgesetzt, daß der Fremde auch den guten Gaben der Pfalz willig Anerkennung spendet. Und das ist nicht schwer, denn es sind der guten Gaben viele.

Auch ein gewisser Zug der Romantik geht durch das Volk; freilich ist die Landschaft dem sehr günstig, denn eine altersgraue epheuumsponnene Burg über dem Dorf oder dem Städtlein, ein zerbrochner Wartthurm zwischen den Rebfeldern hält Sage und Tradition lebendig. Am Himmelfahrtstag und zweiten Pfingsttag ist keine der vielen Burgen im Lande, die nicht erfüllt wäre von fröhlichem Treiben, und im Winter in den Spinnstuben klingt noch manches Lied aus den Tagen des Mittelalters herüber, schreitet schattenhaft die Gestalt des Königs Dagobert, der die Bauern liebte, und des Barbarossa, der auf dem Trifels Einlage hält, durch die vielfach variirten Sagen. Von den deutschen Königen und Kaisern sind nur diese Beiden dem Volke in der Erinnerung geblieben, der Merowinger und der Hohenstaufe, obschon die fränkischen Kaiser es mehr um das Land verdient hätten. Die kräftigen Salier haben dem Lande die edelsten Baudenkmale hinterlassen, den Speyrer Kaiserdom und die in ihren Ruinen noch immer imposante Abtei Limburg. Schritt für Schritt begegnet man den Saliern in dem Lande ihrer Abstammung. An die napoleonische Herrschaft knüpfen sich sonst auch noch viele Erinnerungen; aber die Alten, welche in Spanien und Rußland mitgefochten sind todt und die Jungen stehen fest zu Deutschland, sie sind eine

kräftige Wacht am Rhein und sie haben es bewiesen, daß ihre Hand fleißig ist zur Arbeit des Krieges wie zur Arbeit des Friedens.

Die Pfalz war sonst nur ein Acker- und Weinbau treibendes Land, in den vielen kleinen Städten trieb jeder Stadtbürger sein Gewerke nur nebenbei, an den Weinberg und an den Acker knüpfte sich sein ernstestes Interesse. Jetzt hat die Pfalz auch industrielle Unternehmungen, ohne jedoch einen eigentlichen Arbeiterstand zu besitzen; ihre Fabrikarbeiter selbst tragen noch das ländliche Gepräge und sind, wenn auch im bescheidensten Maße, mitbesitzend am Grund und Boden. Das bewahrt die Pfalz vor manchen socialen Schäden und modernen Gebrechen.

Die Pfalz besitzt keine Stadt über 15,000 Einwohner, aber sie hat eine Menge kleiner Städte und großer Dörfer, welche, was wenigstens die Reinlichkeit anbelangt, ein städtisches Gepräge tragen.

Speyer ist die Hauptstadt der bayrischen Pfalz, sein Kaiserdom ist von Ludwig I. von Bayern in großartigster Weise renovirt worden. Kaiserslautern, die alte Stadt der Hohenstaufen, ist an Einwohnerzahl die bedeutendste Stadt der Pfalz, und besitzt, im waldigen Westrich gelegen, auch die meisten industriellen Etablissements. Zweibrücken, die ehemalige Residenz der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, erhält sich noch ein gewisses aristokratisches Parfüm, was der Pfalz sonst fremd ist. Landau, wol die reichste Stadt der Pfalz, eine Vauban'sche Festung mitten in der üppigsten, lachendsten, reizvollsten Gegend gelegen, war von je ein Gegenstand französischer Wünsche, auch jetzt wieder regten sich die hoffentlich für immer vergangenen Gelüste nach der deutschen und echt deutschgesinnten Stadt.

Neustadt a. d. Hard, anmuthig gelegen am Knotenpunkt der Eisenbahnen, lebhaft im Verkehr, laut von Rede und Geberde, beginnt den Reigen der Blumen der Hard; von da ab beginnen die Namen, welche die Weinkarte nennt. Außer diesen fünf bedeutendsten Städten der Pfalz giebt es jedoch noch eine große Menge von minder bedeutenden, voran das durch seine Schuhfabrikation originelle Pirmasens, die Gartenstadt Frankenthal, der Traubencurort Dürkheim, die Festung Germersheim, Edenkoben, Bergzabern u. a. m. — Bedeutende Gewässer sendet die Pfalz nicht zum Rhein, das Vogesengebirge mit seiner zerklüfteten Felsformation ist arm an ergiebigen Quellen, doch sind Bäche genug vorhanden, welche den Holzreichthum des Westrich in die Ebene flößen

Was die Producte anbelangt, so führt die Pfalz massenhaft aus. Mannheim ist ihr Stapelplatz, von dort werden diese Massen von Obst nach England verladen, die Weine nach Amerika verschifft oder nach Rußland versendet, übrigens trinkt die Pfalz selbst das größte Quantum. Tabak wird in den besseren Sorten in der badischen Pfalz gebaut, hier überwiegt auch der Hopfenbau den Weinbau, welcher erst an der Bergstraße wieder beginnt, wo jedoch mehr rother als weißer Wein gebaut wird. Die edle Kastanie bedeckt diesseits und jenseits des Rheines ganze Höhenzüge als Waldbaum, der Nußbaum beschattet Straßen und Feldwege, und wer zur Blüthezeit auf dem Altan des Heidelberger Schlosses steht, wenn Mandel, Pfirsich und Kirsche blühn, der mag wähnen ein Zaubermärchen sei um ihn aufgethan; blickt er rechts und links über das prächtige lachende Land, so mag der alte Spruch und Wunsch ihm laut werden:

Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!

Die wilden Hunde des Orients.

Eine naturhistorische Skizze von **W. Winckler.**

Wer das Morgenland kennt, der kennt auch seine wilden Hunde, wie Derjenige, welcher Südamerika, Mexiko und Westindien bereiste, die schwarze Geyerart kennt, welche der Volkswitz „Hopilosses" (Pfaffen) nennt. Die wilden Hunde sind in den heißen Gegenden der östlichen Halbkugel das, was die Geyer in den heißen Regionen der westlichen Halbkugel sind — Gesundheitsbeamte.

Alle Reisenden, die über den Orient schrieben, haben der wilden Hunde mehr oder minder eingehend Erwähnung gethan, doch die Wenigsten ließen diesen harmlosen Thieren Gerechtigkeit wiederfahren und Viele nannten sie geradezu ein öffentliches Uebel. Dieses Verdammungsurtheil unterschrieben besonders die reisenden Engländer, wenn es nicht von ihnen überhaupt ausging, und ich habe wiederholt gesehen, daß sie diese „nuisance" durch wolgezielte Revolverschüsse aus dem Wege räumen halfen. Selbst Ed. Hildebrandt, der berühmte, leider zu früh geschiedene Maler, der sonst so tolerant über die Menschen und Thiere des Orients dachte, war auf die wilden Hunde nicht gut zu sprechen und hat in seinem Reisewerk angedeutet, daß er sich gegen dieselben öfter durch Schießwaffen habe schützen müssen. Ich kenne nun freilich die wilden Hunde Indiens, Chinas und Japans nicht, bin aber moralisch davon überzeugt, daß sie nicht besser und nicht schlechter sind, als ihre Kameraden in der europäischen Türkei, in Egypten und Nubien.

Der Orient ist ohne wilde Hunde undenkbar, sie gehören zur Staffage des Landes, wie der Bandit zur Staffage von Mexiko und es ist die närrischste Neuerung Ismail Pascha's, wenn er seinen vierbeinigen Sanitätsräthen Gift geben läßt, um seine Hauptstadt Kairo von ihnen zu reinigen; sie wird dafür im Schmutz untergehen.

Ich habe die wilden Hunde nicht im Scherz „Gesundheitsbeamte" und „Sanitätsräthe" genannt. Sie sind es wirklich, welche die großen Städte des Ostens gegen Pest und Cholera schützen, ohne promovirt zu haben. Der Orientale wirft bekanntlich, theils aus angeborner Bequemlichkeitsliebe, weil er keine Orte hat, wo er Abfälle unterbringen kann, das Mögliche und Unmögliche auf die Straße, wo es verfaulen und die Luft verpesten würde, wenn die wilden Hunde nicht wären. Diese aber verzehren Alles, von den für sie delicaten Schalen der Wassermelonen abwärts bis zu den minder verdaulichen und wolschmeckenden Lederabfällen der Schuster. Sie sparen dadurch der Commune nicht nur die Kosten der Straßenreinigung, was bei einer Stadt von

300,000 Einwohnern, wie Kairo, etwas sagen will — sondern sie erhalten obendrein die Stadt gesund und bewachen die Häuser, aus welchen ihnen Abfälle zugeworfen werden.

Um den Leser mit den interessanten Thieren näher bekannt zu machen, will ich jetzt ihr Aeußeres und ihre Lebensweise beschreiben.

Der wilde, oder besser verwilderte Hund (Canis familiaris) des Orients hat Aehnlichkeit mit unseren Schäferhunden. Er wird oft zwei Fuß hoch, hat schlichtes, hartes, wüstengraues Haar und alle guten Eigenschaften des Haushundes. Ich verstehe darunter: Intelligenz, Anhänglichkeit und Wachsamkeit. Von den Mohamedanern als „religiös unrein“ (niggis) gemieden, duldet man ihn nur in den Straßen, wo er geboren wird und stirbt, ohne je über das Stadtviertel hinauszukommen, in welchem er jung gewesen. Der Mohamedaner ist sehr duldsam gegen diese nützlichen Thiere; er wird dieselben nie mißhandeln und macht lieber einen Umweg, ehe er einen schlafenden, mitten im Wege liegenden wilden Hund stören würde, obgleich das durchaus nicht so gefährlich ist, als einen schlafenden Löwen zu wecken. Da es keine Wasserleitungen in den Städten giebt, sondern der Lebensquell vom Nil geholt und von den Sa'akahs in die Häuser gebracht wird, so würden die armen Thiere verdürsten, wenn nicht vor vielen Häusern von den Arabern Wasserbehälter für die Hunde angebracht wären. Auch sieht man nicht selten, daß die Wasserträger den schmachtenden Thieren Wasser direct aus ihren Ziegenschläuchen in's Maul gießen. Daher kommt es, daß die Wasserträger der verwilderten Hunde höchste Gottheit sind. Wo sich ein Mitglied dieser für Egypten wichtigen Zunft sehen läßt, umkreisen ihn, heulend, schwanzwedelnd und springend vor Freude die wilden Hunde der Nachbarschaft und der Sa'akah ist der einzige Mensch, welcher auch außerhalb seines Bezirkes nicht von den Hunden angebellt wird.

Die verwilderten Hunde sind, nächst den Orientalen selbst, die phlegmatischsten Philisterseelen, welche man sich nur denken kann. Sie bilden Familien, die sich in der entlegensten und sichersten Ecke einer Sackgasse, oder in einer Häuserruine, an welchen Kairo reich ist, niederlassen. Hier bekommen sie ihre Nachkommenschaft, welche von den Alten alle Pflichten und Rechte der wilden Hunde-Genossenschaft kennen lernen. Die erste Pflicht ist, nie über die Grenze des eigenen Districtes hinauszugehen; wagt es ein leichtsinniger Hundejüngling doch, so ist er verloren, er wird von seinen liebenswürdigen Grenznachbarn in Stücke zerrissen. Freizügigkeit kennt eben der Orientale nicht und das Vieh ist wie sein Herr. Das erste Recht ist, Alles zu fressen, was auf der Straße gefunden wird und sei es die Leiche des eignen Bruders. Die Hunde Cairo's sind sehr intelligente Thiere. Zieht ein Fremder in ein neues Stadtviertel, so hat er am ersten Tag sämmtliche wilde Hunde gegen sich, doch begnügen sich dieselben ihn von Weitem anzubellen. Am zweiten Tag weiß man, daß der Neuangekommene dort wohne, daß er ein „Herr Wohlthäter“ ist und nur die eine oder die andere naseweise

Hundejungfrau kläfft noch bei seinem Erscheinen. Am dritten Tage wird nicht mehr gebellt, aber man geht dem Fremden noch scheu aus dem Wege, denn man kennt seine Marotten noch nicht und die Marotten mancher Europäer bestehen darin, den Thieren mit Hirschfängern oder Nilpeitsche über die Köpfe zu schlagen, sie zusammenzuschießen, oder ihnen Stiche und Fußtritte zu versetzen. Am vierten Tag sondirt der couragirteste der verwilderten Hunde des Quartiers den Charakter des immer noch nicht für voll anerkannten Bewohners. Er kommt ihm schwanzwedelnd entgegen und wenn er ihm jetzt einen Bissen Brod giebt, oder ihm gar sanft auf den Kopf klopft, so ist seine Prüfungszeit vorüber. Von Stund' an weiß jeder Hund seines Quartiers, daß er nichts mehr zu befürchten und viel zu hoffen hat. Die beobachtende Stellung wird aufgegeben und der Fremdling ist acceptirt, d. h. keiner der Köter bekümmert sich weiter um ihn. Mag er früh oder spät, Morgens oder Abends, Mittags oder um Mitternacht heim kommen, man kennt seinen Tritt, es ertönt kein Gebell mehr, sondern höchstens der freudige Gruß eines wachsamen Hundevaters, den der Fremde öfter gefüttert und der ihn dafür dankbarst in sein Hundeherz geschlossen hat. Aber es droht dem neuen Bewohner jetzt eine andere Gefahr, wenn er in den engen, dunklen Straßen ohne Laterne geht und die Lagerplätze der Hunde nicht kennt — er fällt über die schlafenden Thiere und wenn es auch keinem der getretenen oder erschreckten Vierfüßler einfällt, dafür nach dem Stolpernden zu beißen, so allarmiren sie doch durch ihr Schreckensgeheul die Nachbarschaft und um die Nachtruhe der ganzen Nachbarschaft ist es geschehen.

Die wilden Hunde sind nämlich sehr musikalisch und sowie eines dieser Thiere beunruhigt anschlägt, oder erschreckt aufheult, so fühlt sich im nächsten Hundedistrict ein wilder Phylax musikalisch tangirt, stimmt in dieselbe Tonart ein und nun pflanzt sich der Scandal von Hundequartier zu Hundequartier fort, bis er sich sanft in der Wüste mit dem Klagegeheul des Schakals vermischt und in einem Dorfe jenseits des Nils erstirbt. Dieses Concert wiederholt sich officiell alle Stunden, sobald der arabische Nachtwächter sein „waschitt" (Allah) durch die Nacht schreit und wer nicht daran gewöhnt ist, der wird in den ersten Nächten seines Aufenthalts in Egypten nur wenig schlafen.

Wenn man mit den wilden Hunden des Orientes näher bekannt wird, so kann man sich förmlich mit ihnen befreunden, da sie eine Menge guter Eigenschaften haben. Die erste ist, daß sie nie so zudringlich werden, wie ihre europäischen Kameraden, welche mit uns das Haus theilen. Die zweite, daß man keine Fälle von Tollwuth unter diesen Thieren kennt, man also auch nicht der schrecklichen Gefahr ausgesetzt ist, durch einen Hundebiß wasserscheu zu werden. Drittens findet man Beispiele von Charakter unter diesen ausgestoßenen Parias der Hunderacen, um welchen ihre Brüder in den Ländern der Civilisation sie beneiden könnten.

Im Hunderevier der Esbekieh gab es einen Veteranen der frag-

lichen Race, welchen die Europäer „Samson“ getauft hatten. Dieses Thier war blind. Es hatte seine Augen auf irgend eine Art verloren, doch sagten die Traditionen nicht auf welche. Samson war ein großer, starker, wohlgenährter Hund, der es sich besonders bei den Europäern wohl sein ließ und seine Hauptnahrung aus dem Hôtel d'Orient bezog. Regelmäßig drei Mal täglich unternahm er seine Fouragierzüge nach dem Hôtel und jedesmal war er von zwei starken, ausgewachsenen Ur-Ur-Urenkeln begleitet, die rechts und links neben ihrem bedächtig schreitenden Ahnen hersprangen. Samson war so gut bekannt, daß ihn auf der Esbekieh Jedermann anrief, etwas Confect vom Kaffeetisch gab und streichelnd entließ. Einige rohe Patrone erlaubten sich zwar auch, das Thier zu rufen und ihm für sein Zutrauen Fußtritte zu versetzen, doch geschah das selten, da Samson unter dem Schutz der Esbekieh-besucher stand, welche solche Bestialität nicht ungerügt hingehen ließen. Hatte Samson seine Leckerbissen eingesammelt, so ging er in's Hôtel, fraß sich mit seinen Begleitern satt und nahm einen großen Knochen für seine daheimgebliebene Nachkommenschaft mit. Dieser Knochen wurde ihm jedoch unterwegs wiederholt von anderen Hunden streitig gemacht und dann gab es stets eine höchst komische Scene. Samson zog sich, mit dem Knochen fest zwischen den blinkenden Zähnen, knurrend in einen sichern Winkel zurück und nun fielen seine Begleiter über den oder die Räuber her und bissen so energisch, daß die Feinde stets winselnd und blutend das Feld räumen mußten.

General-Consul Huber hatte einen wilden Hund vom Hungertode gerettet, den er deshalb „Verreckerl“ nannte. Dieses Thier ging im Hause des Generalconsuls in Kairo aus und ein, so lange der letztere auf Ferien dort war. Verließ Herr H. Kairo so verschwand das Thier und ließ sich nicht eher wieder sehen, als bis sein Wohlthäter neuerdings zurückkehrte.. In den Ferien nahm „Verreckerl“ die aristokratischsten Manieren von der Welt an. Er ging stolz hinter seinem Herrn in der Esbekieh spazieren, obgleich das gar nicht sein Revier war — die Treue machte ihn tapfer. Wehe dem Hunde, der ihn angriff! Verreckerl machte dann Gebrauch von seinen respectablen Zähnen, als ob er den Preis-kampf in Amerika studirt hätte. In der Zeit der Anwesenheit des Generalconsuls fraß und schlief Verreckerl anständig und wurde dick und fett; keinen wilden Hunde-Kameraden sah er dann auf dem Wege an und selbst gegen die arabische Dienerschaft des Generalsconsuls that er vornehm und war grob, wie alle heraufgekommenen Plebejer. Das Bild änderte sich sofort, sobald Herr Huber nach Alexandrien abreiste. Verreckerl suchte dann wieder seinen Distrcit auf, wurde de- und weh-müthig gegen Hund und Mensch und erging sich so sehr in tristen philosophischen Betrachtungen über die Veränderlichkeit des Glückes, daß er mager wurde wie ein Schatten.

Ich bin bei dem Studium dieser Thiere oft auf den Gedanken gekommen, daß sie, wenn auch keine Sprache, so doch eine Art Mittheilungsvermögen durch Töne haben. — Wenn man hört, wie sie ihre

Freunde und Verwandten zu einem reichlichen Fressen rufen, wie sie den Tod eines Kameraden beklagen, wie sie bei herannahender Gefahr warnen, oder einen Wohlthäter annonciren, wie sie ein förmliches Signal-System haben, um den Hunden der anderen Districte mitzutheilen, was in dem ihren passirt: so muß man wol auf den Glauben an eine Thiersprache kommen, von welcher die orientalischen Märchen so sinnig erzählen.

Für Reisende, die den Orient besuchen, wiederhole ich, daß die verwilderten Hunde durchaus harmlos sind und daß man sich gegen diese nicht zu bewaffnen braucht. Sie sind Kläffer und deshalb keine Beißer und man thut am Besten, sich um ihre Demonstrationen, die sie nur im Gefühle ihrer Wächterpflicht begehen, gar nicht zu kümmern. Warum denn die Rohheit der englischen Matrosen nachahmen und mit Pulver und Blei dazwischen donnern, wo Ruhe genügt? Diese armen Thiere haben Feindschaft genug unter sich und zeitweise auch durch andere Thiere zu erdulden. So hatte ich eine kleine, kaum zehn Zoll hohe Meerkatze, Cercopithesus sabaea, die eine abgesagte Feindin aller wilden Hunde war. Wenn ich mit dem sehr zahmen Aeffchen einen Spaziergang nach der Esbekieh machte, wohin es mich ohne Band und Kette, wie ein Schooßhündchen, begleitete, so sprang es beim Anblick eines wilden Hundes jedesmal entsetzt an mein Beinkleid und hielt sich dort krampfhaft fest, bis die vermeintliche Gefahr vorüber war. Um sich jedoch für den gehabten Schreck nach Affenart zu rächen, ohne mit den weit stärkeren Hunden in gefährliche Conflicte zu gerathen, stahl Coco ihnen die blinden Jungen, wo er sie finden konnte. Es war sehr komisch anzusehen, wenn das Aeffchen mit so einem kleinen, dicken, unbehülflichen Hündchen im Maul über die flachen Dächer zurückkletterte und seine Beute in Sicherheit brachte. In seinem Lager angekommen, that er zwar dem Gefangenen nichts, sondern war im Gegentheil sehr zärtlich mit ihm; diese Zärtlichkeit wäre aber entschieden eine tödtliche gewesen (Affenmütter erdrücken oft ihre eigenen Jungen aus übergroßer Liebe), wenn ich die Thierchen nicht jedesmal fortgenommen und irgend einer säugenden Hündin untergelegt hätte. Ich traue Coco vollkommen die Absicht zu, seine Feinde durch einen Raub ihrer Jungen zu decimiren, obgleich das Aeffchen sonst nicht boshaft war. Auch die zahlreichen Gabelmeisen bedrohen die kleine Nachkommenschaft nicht selten, wenn Terrainschwierigkeiten die Hündinnen zwingen im Freien zu werfen.

Die verwilderten Hunde des Orients sind die ungebildeten Verwandten unserer europäischen Racen; sie haben nicht die liebenswürdigen Eigenschaften dieser, aber auch nicht ihre Fehler, und es soll mich freuen, wenn sie diese Skizze in den Augen Europa's zu Ehren gebracht hat.

Antichampagnerlied.

(Einladung, dem schon vor 1848 gestifteten Antichampagner-Verein beizutreten, dessen Mitglieder geloben, auf deutschem Boden keinen Champagner zu trinken, und jährlich einen Thaler an den Invalidenfond entrichten.)

Champagne ist ein wüstes Land,
Hoch lebe Rhein- und Moselstrand!
Wie Weißbier schäumt Champagnerwein,
Der öffnet nicht des Herzens Schrein.
Er stammt aus einem Sudeltopf
Und steigt in einen Strudelkopf.
An Sudeltopf und Strudelkopf
Verloren ist da Malz und Hopf.

Der deutsche Wein ist mild und stark,
Beseligt Sinn und Herz und Mark,
Erfüllt den Geist mit heil'ger Scheu,
Wir bleiben Gott und Liebchen treu.
Der beste Pred'ger ist der Wein,
Wenn man ihn edel läßt und rein.
Von Duselei und Fuselei
Verbleib' uns Kopf und Keller frei.

Franzosenwein ist selten echt,
Er steigt zu Kopf und macht bezecht,
Und was auch Vater Goethe spricht,
Ein guter Deutscher trinkt ihn nicht.
Der Katzenjammer folgt darnach,
Zu lange Reu für kurze Schmach.
Von Duselei und Fuselei
Verbleib' uns Kopf und Keller frei.

Der Wein erfreut des Menschen Herz
Und hebt die Seele himmelwärts,
Er ist der Sonne liebstes Kind
Und macht uns licht und freigesinnt.
Wer uns so edeln Trank verfälscht,
Ist schon entartet und verwälscht.
Von Duselei und Fuselei
Sei deutscher Kopf und Keller frei.

K. Simrock.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Die Reisegefährtin.

Eine niederländische Novelle von **Johann Gram.***)

I.

Vor einigen Monaten bot sich mir zufällig Gelegenheit, die vortreffliche Einrichtung unserer Staatseisenbahn und die entsetzliche Unnahbarkeit unseres reisenden Publicums kennen zu lernen. Das Coupé war eine wahre Wohlthat für mich, was die Bequemlichkeit der Kissen anbetraf; die schweigsame Reisegesellschaft aber eine wahre Folter für meinen Geist, der durchaus keine Trappistenneigung hat und in jenem Augenblick gerade recht unterhaltungsbedürftig war. Ich räche mich denn auch gründlich an der Schweigsamkeit meiner fünf Reisegefährten, indem ich keinen derselben eines Federstrichs werth halte. Vergebens hatte ich wiederholt bei den Fünfen im Coupé angeklopft; und ihnen nacheinander Gelegenheit geboten, ein interessantes Gespräch über das Wetter, über bewaffnete Neutralität, über drohende Steinkohlentheuerung, über Emancipation der Frauen und über das Einmachen der Bohnen mit mir zu führen. Keiner war darauf eingegangen, obgleich ich jene sehr verschiedenen Gegenstände ganz absichtlich für meine Reisegefährten, im guten Glauben an Lavater auf's Tapet gebracht hatte.

Wir starrten einander mit Zurückhaltung und vornehmer Gleichgiltigkeit an; aber es geschah mit so forschenden Blicken, als ob Jeder von uns ein Abbild der vielbesprochenen, bewaffneten Neutralität sei; oder noch besser: als ob wir Spione wären. Es war damals nämlich noch mitten im Krieg und wir Sechs beobachteten einander, als ob wir jeden Zug, jede Falte im Gesicht des Andern, ja selbst jede Einzelheit der Kleidung scharf unserm Gedächtniß einprägen wollten; aber sprechen — bei Leibe nicht! Es ist wahr, wir waren Bürger eines Landes, das einem Schweiger zwei Standbilder in einer Stadt errichtet hat*); aber man braucht doch nur an den außergewöhnlichen Umfang zur Beilage der niederländischen

*) Herr Johann Gram, den wir mit obiger für den „Salon" geschriebenen Erzählung in den Kreis unserer Mitarbeiter einzuführen das Vergnügen haben, ist in der Reihe der jetzt lebenden holländischen Novellisten einer der jüngsten. Im Jahre 1833 in Haag geboren, hat er sich in seiner Heimat bereits einen geachteten Namen gemacht und wir sind überzeugt, daß seine gemüthvolle, von glücklichem Humor belebte Gabe der Erzählung ihm auch in Deutschland rasch Freunde erwerben wird. Die Redaction des Salon.

**) Man hat Wilhelm I., dem Schweigsamen, dem Begründer der niederländischen Freiheit, im Haag ein Reiterstandbild, und auch eine andere Statue errichtet.

Staatszeitung und an alle möglichen Congreß- und Versammlungsberichte zu denken, um zu der tröstlichen Ueberzeugung zu gelangen, daß auch in unserm Vaterland noch etwas Redliches zusammengeschwatzt werden könne. Indessen, wie ich auch anklopfte, der Stein gab keinen Funken; alle Mühe war verloren. Als der Conducteur bei einer Station die Coupéthür öffnete, um den Namen der Station zu rufen, war mir beinahe zu Muthe, wie Robinson Crusoe, als er wieder eine menschliche Stimme hörte; zuletzt, um mich nur ein wenig zu beschäftigen, fing ich an eine Ode auf die gemüthlicheren Transportmittel der alten guten Zeit zu dichten, auf die nationale Trekschuit und die Postwagen der Gesellschaft Gend und Loos.

Meine poetischen Versuche machten mir sehr viel Mühe; wenigstens geschah mir gerade das Gegentheil von Dem, was sich bei besseren Dichtern einstellen soll — ich fiel in Schlaf. Mir träumte von stummen Spionen und anderen Schrecken des Krieges, die meine Seele so marterten, daß ich auf einmal verwirrt in die Höhe fuhr. Ich blickte verwundert um mich her, sah jedoch Niemanden mehr im Coupé, als eine junge Dame, die über mein plötzliches und erschrecktes Auffahren aus dem Schlaf das Lachen kaum unterdrücken konnte: also ein lachender, freundlicher Spion!

Ich vergaß alle meine trüben Betrachtungen über Ungeselligkeit beim Anblick des jungen Mädchens, das mir gegenübersaß, oder vielmehr beinahe in die Kissen hineingedrückt lag, und hätte ihr liebes, schalkhaftes Lächeln wol stundenlang beobachten mögen. Die fröhlichen blauen Augen sahen mich munter an und das zierliche Stumpfnäschen schaute so unbekümmert in die Welt, als ob sie durchaus nichts von Sorgen wüßte. Sie war in so weit ganz das Ebenbild der Goethe'schen Friederike. Aber in der allerliebsten Haltung ihrer feinen, weißen Hand, die sie fast absichtlich bewundern ließ, spielte ihre, wahrlich unschuldige, Koketterie eine größere Rolle, als es bei der einfachen, liebenswürdigen Pfarrerstochter je möglich gewesen wäre. Man konnte meine Reisegefährtin keine ausgesprochene Schönheit nennen. Sie gehörte nicht zu den ausgemachten, aber unerträglichen „Beauté's", in deren Zügen kein Hauch von Geist, Gefühl oder Leidenschaft zu finden ist; jenen Damen von Email oder Porzellan, nicht einmal von Wachs, denn das könnte doch wenigstens noch schmelzen. Ich kenne keine langweiligeren Figuren, als gerade die officiell anerkannten Schönheiten, die überall und immer bereit sind, sich anbeten zu lassen, nnd die ein Jeder auf Autoritätsglauben bewundern muß. Ihr Portrait in Oelfarbe ist mir stets lieber, als ihre Person. Nein, meine Reisegefährtin war keine Venus von Belvedere, keine Diana; jeder ihrer Gesichtszüge war an und für sich unvollkommen. Aber der innige Ausdruck des Ganzen, die hell hervorleuchtende, geistige Lebendigkeit machte sie mir zu einer Schönheit.

Ihre Toilette kann ich nicht beschreiben. Nur das fiel mir auf, daß sie eine Möglichkeit aufgefunden zu haben schien, die gegenwärtige chinesische Kleidertracht der Damen möglichst bei Seite zu lassen; und

sie machte mir auch weniger den Eindruck anderer Damen, als ob sie ihre Schnüre und Quasten bei dem Tapezierer, anstatt bei der Modenhändlerin gekauft habe.

Allem Anscheine nach hatte mein plötzliches Erwachen die reizende Reisegefährtin in ihrer Beschäftigung gestört, denn ihr linkes Händchen hielt ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schooße; zufälligerweise glitt es herunter, wodurch ich den Titel zu sehen bekam.

Es war „Autour d'une source" von Gustav Droz. Mir fiel augenblicklich Sterne's Held in der „Sentimentalen Reise" ein, der Shakesspeare zur Mittelsperson wählte, um sich einführen zu lassen; und somit erklärte ich der Dame, daß unser beiderseitiger Freund Droz uns wol auch denselben Dienst erweisen könne.

Sie lächelte mir freundlich zu, indem sie mir dabei zwei Reihen Zähne zeigte, die ich mich wol hüten werde, mit Perlen zu vergleichen, da ein solcher Vergleich in ähnlichen Fällen schon öfters angestellt worden ist, obwol er nie besser gepaßt haben würde; dann sagte sie: sie wäre nach dieser altmodischen Art der Vorstellung beinahe zu der gleichfalls nicht mehr ganz neuen Antwort geneigt: „Les amis de mes amis sont mes amis."

Ich hatte also statt jener Trappisten ein Muster der Geselligkeit in meiner Nähe; sie machte auf mich den angenehmsten Eindruck. Es war mir, als scheine jetzt die Sonne herrlicher, als lache mir Alles freundlicher zu; und wenn ich sie dabei ansah, so war es mir, als sei eben sie an all' der Veränderung schuld. — Dieser wohlthuende Eindruck kam wirklich an den rechten Mann; denn mehr als je vorher hatte ich das Bedürfniß, in ein liebes, fröhliches, tröstendes Menschenantlitz vor mir zu schauen, eine belebte, anregende Unterhaltung zu führen. Man urtheile selbst!

Ich war ein junger Mann von beinahe dreißig Jahren, also in einem Alter, in welchem man gewöhnlich seine Carrière schon halb gemacht hat, wenn man nicht das einzige Kind einer reichen Wittwe ist, deren Liebe für ihren „Einzigen" eben so unerschöpflich ist, als die Interessen ihres Capitals. Ich besaß eine solche Mutter; durch das Ausstreuen ihrer Bankbillets in alle vier Winde hatte sie ein Genie aus mir zu machen gedacht. Ihr einziger Sohn sollte und mußte glänzen; ich lernte Alles und konnte auch von Allem Etwas; aber ein Meister war ich eigentlich in Nichts.

Ich sang mit einer ziemlich geübten Baritonstimme, die selbst ein Künstler der großen Oper ausbilden helfen mußte; man hielt sie für zu gut, um nur im Chore mitzuwirken. Aber dennoch — ich weiß nicht wie es kam — schien sie bei keinem Concerte lieblich und ausreichend genug, um außer den Händen meines Gesanglehrers — et pour cause — und denen unseres Bedienten, der mit Mama's Pelzmantel am Eingang des Saales wartete, noch andere Hände in Bewegung zu setzen.

In der Malerei hatte ich es so weit gebracht, daß ich sogar auf

Andringen meiner Mutter ein von mir gemaltes Portrait zu einer Gemäldeausstellung geschickt hatte. Die wohlwollende Commission hatte es wirklich angenommen, aber vorsichtigerweise so gehängt, daß ihm keine auch noch so hohe Wasserfluth etwas anhaben konnte. Ein boshafter Kritiker hatte mich daher einen „hochgestellten Dilettanten" genannt, dessen Werk schon jetzt in „höheren" Sphären schwebte.

Auch als Dichter war ich aufgetreten, und hatte einigemale zum Besten einer durch Feuersbrunst um ihr Hab und Gut gekommenen Familie und einer neu zu errichtenden Diakonissenanstalt Gedichte veröffentlicht; sie hatten mehr Subscribenten als Leser gefunden, und waren in einem literarischem Bericht so lieblos wie möglich als „Wohlthätigkeitspoesie" kritisirt worden.

Aber meine Mama sah von Allem nur das Angenehme und war stolz darauf, daß ich in allen möglichen Dingen Bescheid wußte; ihrer Meinung nach war mir kein Zweig von Kunst und Wissenschaft fremd, und wenn in ihren Augen Stolz zu lesen war, so war es stets der Stolz der Mutter auf solch' einen Sohn. Und dieser Sohn war ich!

Sie versäumte denn auch niemals jedem mit meinen Talenten Unbekannten eine ausführliche Beschreibung derselben zu geben, jede Einzelheit derselben mitzutheilen, und mich so hoch in die Wolken zu erheben, daß der Zuhörer kaum noch Worte für mein Lob finden konnte. Diese Scenen fielen immer in meiner Gegenwart vor; man begreift, wie mir unter einer solchen Operation zu Muthe sein mußte, und wie sich meine Stimmung nur zu deutlich auf meinem Gesicht abzeichnete.

Die sichtbaren Beweise meines Malertalentes hingen natürlich in jeder möglichen Größe an der Wand; meine Feuersbrunst- und Diakonissinnengedichte lagen in den schönsten und reichsten Einbänden unter meinen Collegen Tennyson und Victor Hugo auf dem Tisch im Salon, und wahrscheinlich hätte ich auch alle Augenblicke meine Baritonstimme erschallen lassen müssen, wenn ich nicht manchen Gast mit meinen flehenden Blicken erweicht und Absolution von ihm erhalten hätte.

Ich empfand tief die drückende Qual dieser unaufhörlichen Schaustellung; und war es mir leider zu gut bewußt, daß ich der einzige Sohn einer Wittwe sei, die nur für diesen lebte.

Ueberdies hatte ich auch unsäglich viel zu thun, weil ich eben Nichts zu thun hatte. Derjenige, der einen Lebenszweck, seine bestimmte tägliche Beschäftigung hat, kann seine Zeit gehörig eintheilen; aber ein „reicher, junger Mann", der, wie Jeder weiß, freie Verfügung über seine Zeit hat, und dabei noch als ein „gescheidter, junger Mann" bekannt ist, — der darf und kann seine Thür niemals verschließen. Er ist das Orakel Vieler, der Sclave Unzähliger, und hat mehr zu thun als mancher Tagelöhner. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Es war nämlich inzwischen zur fixen Idee meiner Mama geworden, daß ich mich verheirathen müsse. Nun, ich hatte nichts dagegen. Denn ich sah in der Ehe einen Hoffnungsstrahl der Freiheit. Auch war mein Herz gar nicht gefühllos gegen Frauenschönheit und Milde des

Frauenherzens, und schon zu verschiedenen Malen hatten dieselben Eindruck auf mich gemacht. Mädchen von allerhand Schlag und Stand hatten mich zu fesseln verstanden. Eigentlich befand ich mich von meinem achtzehnten Jahre an in einem ununterbrochenen Zustande der „großen Passion“ und mehr als einmal hatte ich mein Herz einer Angebeteten zu Füßen gelegt. Ich hatte selbst das Concept einer Liebeserklärung, welches von meinen Freunden als ein Muster dichterischer Prosa gerühmt wurde, zu diesem Zwecke mehrmals verwendet. Sonderbar — ihnen gegenüber verfehlte dasselbe seine Wirkung niemals, während es auch nicht ein Herzensbündniß zu Stande brachte, wenn ich es versandte.

Und worin war der Grund meiner vielfachen Enttäuschungen zu suchen? In meiner allzugroßen Vollkommenheit! Die fraglichen jungen Damen fanden mich alle zu gescheidt und meine Talente zu zahlreich. Niemand wagte der vergötternden Mutter zu widersprechen; aber noch weniger mit ihrem Sohne, dem vollkommensten aller Sterblichen, in irgend ein Verhältniß zu treten und so blieb ich, trotz meiner wiederholten Bemühungen, noch immer ein „jeune homme à marier“.

So standen die Sachen, als meine Mutter eines Morgens nach dem Frühstück mir eine Art Bußpredigt hielt, deren Schluß eine kräftige Mahnung zur Ehe war. Ich versicherte ihr, daß ich nichts lieber wünsche, als glücklich verheirathet zu sein, daß aber die wiederholten, unangenehmen Körbe mir einen neuen Schritt erschwerten. Meine Mutter schien diese Antwort vorausgesehen zu haben; ihre Erwiederung war ein Brief: — die Antwort auf einen Heirathsantrag, den sie in eine Zeitung für mich hatte einrücken lassen? — Das wäre entsetzlich gewesen!

Oder hatte sie mein Concept einer Liebeserklärung benutzt und in meinem Namen geschrieben? Keins von Beiden. Mama hatte einen alten Freund, von welchem sie seit Jahren nichts gehört hatte. Vor Kurzem war sie auf einem Ausfluge wieder mit ihm in Berührung gekommen. Nach den ersten fünf Minuten drehte sich das Gespräch natürlich schon wieder um meine werthe Person und Mama vertraute ihm ihr Herzeleid über meine Läßigkeit im Suchen nach einer Frau. Der Freund schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er meine Einwände hörte. So viel ich aus meiner Mutter Worten entnehmen konnte, schrieb er die ganze Sache meiner Blödigkeit zu. Schließlich rieth er ihr, mich einmal auf Reisen zu schicken, und darauf folgte die Einladung zu einem Besuche bei ihm. Er hatte auch viel über seine eigene Tochter gesprochen und hatte meiner Mutter die Photographie derselben gezeigt, über die meine Mama natürlich sogleich in Exstase gerathen war. Sie hatte sie nicht zu kokett und nicht zu blöde gefunden; es war das freundlichste, das liebste Gesicht von der Welt, gerade zur Frau eines jungen Mannes von meinem Kaliber wie geschaffen und noch mehr — zur Schwiegertochter einer Mama, die ihren Thron und ihr Regiment so bald noch nicht abzugeben dachte.

Was weiter zwischen den beiden gemüthlichen und liebevollen Seelen ausgemacht worden, erfuhr ich nicht. Als meine Mutter zu Hause

ankam, erzählte sie zuerst weitläufig das angenehme, überraschende Zusammentreffen mit dem alten Freunde. Am folgenden Tage erschien auch die Tochter des Freundes in der Erzählung; noch am selben Abend kam die bewußte Dame wieder zufällig in's Gespräch, ja sogar mit einer Art bengalischer Beleuchtung. Wiederum den folgenden Tag wurde die junge Dame in jedes Gespräch hineingezogen, bis meine Mutter mir endlich nach einer Einleitung von fünf Tagen rieth, eine kleine Reise zu machen, um mit der Familie bekannt zu werden. Und sie gab mir dabei nicht undeutlich ihren Wunsch zu verstehen, mich als Bräutigam besagter junger Dame wiederzusehen.

Der Brief, den meine Mama mir an jenem Morgen vorlas, enthielt in bester Form eine Einladung, für einige Tage der Gast der Familie zu sein, und die Bekanntschaft mit den alten Freunden meiner Mutter zu machen.

Alle Schwierigkeiten waren also schon beseitigt, Alles war vorbereitet. Die Familie, zu der ich reisen sollte, wollte mich mit offenen Armen aufnehmen, und mich sogleich als Sohn des Hauses betrachten. Man wollte mich feiern, auf den Händen tragen, mir und meinen Talenten ihr Recht widerfahren lassen. Sogar das bewußte Concept hätte ich nicht einmal mehr abzuschicken brauchen! Es war entsetzlich. Wie gern ich auch zur Beruhigung meiner Mutter den Schritt wagen wollte — so wurde er mir nun doch so leicht gemacht, daß ich beinahe meiner Mutter vorgeschlagen hätte, meinen Bedienten per Procuration hinzuschicken, um die Braut in meinem Namen zu heirathen und in unser Haus zu führen. Ja, die Gewißheit alles Dessen, was mir von Seiten meiner zukünftigen Verwandtschaft bevorstand, das Herumführen, das zur Schau-Stellen machte mich im Voraus schon halb wahnsinnig. Aber es war nichts daran zu ändern. Ich hatte Mama nun einmal ernstlich versprochen, meines Papa's Beispiel zu folgen und ihr Vollmacht gegeben, für mich auf die Brautschau zu gehen; sie hatte wirklich Etwas erschaut, und hatte die Sache so eingeleitet, daß ich nicht wie Cäsar „kam, sah und siegte", sondern ohne das Kommen und Sehen schon gesiegt hatte!

Aber dieser Sieg ohne Kampf und Streit war mir ein Greuel. Hätte der alte Herr meiner Mutter erzählt, daß er diese Verbindung sehr wünsche, aber daß seine Tochter geschworen habe, ewig Vesta's Altar zu dienen, so wäre ich wahrscheinlich hingeflogen und hätte die Belagerung der Festung hartnäckig in's Werk gesetzt. Und hätte meine Mutter gesagt, daß sie, wie gern sie auch sonst die Verbindung suche, sich mit allen Kräften widersetzen müsse, weil die junge Dame z. B. heimlich zum Muhamedanismus übergetreten wäre — ich glaube, bei den bloßen Worten schon wäre in meiner Seele eine stille Zuneigung entstanden.

Hätte das Mädchen auch nur eine Secunde lang einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, hätte man aus irgend einem Grunde diese erwachende Neigung zu bekämpfen gesucht, so will ich wetten, daß ich mich wirklich verliebt und Alles versucht haben würde, um ihr Herz zu

gewinnen. Aber nun, da das ganze Programm schon festgestellt und auf die Verbindung gleichsam schon angestoßen war, verwünschte ich die fragliche Person aus tiefster Seele.

Jedoch der Würfel war gefallen; ich hatte meiner Mama unumschränkte Vollmacht zum Handeln gegeben, sie hatte Gebrauch von derselben gemacht und ich hatte zu gehorchen.

In solcher Gemüthsstimmung war ich von meiner Mutter geschieden und so befand ich mich denn nun auf der Reise, im Eisenbahnwagen. Ich hatte zu meiner Zerstreuung mit meinen fünf ersten Reisegefährten zu plaudern angefangen; es war mir nicht geglückt, sie zum Sprechen zu bringen. Darauf war ich eingeschlafen und befand mich beim Erwachen einer Erscheinung gegenüber, die so reizend und pikant war, daß ich alle meine Leiden vergaß und mit ihr sogleich ein Gespräch anknüpfte.

II.

Natürlich waren meine Mittheilungen über meine Person an die schöne Unbekannte weniger ausführlich und vertraulich, als ich sie eben dem Leser gemacht habe; ich verschwieg meinen Reichthum, meine sonstigen Vollkommenheiten, ja selbst meinen Namen. Doch wußte sie genug und ich war aufrichtig genug gewesen, so daß sie das vollste Recht hatte, am Ende meiner Eisenbahnreise etwas ironisch zu sagen:

„Ihre Bekenntnisse sind sicher sehr interessant; ihr einziger Fehler besteht nach meiner Meinung darin, daß sie an eine falsche Adresse gekommen sind; sie waren für die Ohren eines intimen Freundes bestimmt und Sie vertrauen sie einem wildfremden Mädchen auf der Eisenbahn an . . . . .“

„Sie vergessen Droz“, fiel ich ihr schnell in's Wort.

„Das ist wahr“, entgegnete sie mit reizendem Lächeln; „ich vergaß ganz und gar, daß wir durch ihn Freunde geworden sind. Es bleibt mir also nur übrig, das Gleichgewicht herzustellen, das durch meine Zurückhaltung nach Ihren ziemlich unvorsichtigen Eröffnungen vielleicht verloren ginge. In der Diligence oder der Trekschuit könnte ein junges Mädchen von zwanzig Jahren nicht so ungestört mit einem jungen Mann unter vier Augen sprechen. Das wäre von Schiffer und Conducteur längst ausposaunt worden: aber im Coupé der Eisenbahn, in welchem man sich zufällig begegnet, ist man gerade deshalb so ungenirt, weil man sich vielleicht niemals wiedersieht. Der Eine zieht nach Norden, der Andere nach Süden; man wechselt Blicke, Worte, Gedanken. Das Ziel der Reise liegt schon vor uns; jene Blicke sieht man niemals wieder, jene Stimme erklingt nie mehr vor unseren Ohren; dieselben Ideen treten nie wieder an uns heran; Alles verschwindet mit dem Dampf der Locomotive.“

Während die junge Dame dies sprach, dachte ich unwillkürlich an Rousseau's Ausspruch über den Freund der nouvelle Heloise: „Sitzend zu den Füßen seiner Geliebten wird er Hanf brechen und wird danach verlangen heute, morgen, übermorgen, ja bis an's Ende seiner Tage

wol; aber hat derselbe Apostel nicht auch den Sclaven Gehorsam gegen ihre Herren gepredigt, und wie denken wir dessenungeachtet in unserer Zeit über die Sclaverei?"

Hier wurde das Gespräch durch das Erscheinen des Conducteurs unterbrochen, der unbescheiden genug an der Waggonthür erschien und unsere Fahrbillets nach Utrecht verlangte.

„Sind wir schon in Utrecht?" frug ich verwundert, indem ich ihm das meinige reichte.

„Ja, mein Herr! Hier geht Alles mit Dampf", erwiederte der Conducteur fast ironisch, während er bald mich, bald das junge Mädchen ansah.

„Es ist bekannt, mein Fräulein", entgegnete ich nun meiner Gefährtin, „wie wir über die Sclaverei denken; wenn wir sie aber auch in Wirklichkeit abgeschafft haben, so werden doch noch immer freiwillige Sclaven genug gefunden. Wüßten Sie z. B. nur, wie viele Sclaven Sie selbst schon gemacht haben. . ."

„Bitte, bitte!" fiel sie mir schnell in's Wort, „Sie brauchen mir keine Probe Ihrer heutigen oder morgenden Komödie vorzuspielen. Das wäre nur ein Beweis mehr, wie Ihr Männer uns als Kinder ansehr, und uns mit Zuckerwerk und Bonbons zu fangen sucht. Lassen Sie doch um's Himmels Willen die faden Schmeicheleien! Es geht Ihnen, und all' den Männern, die viel Böses von den Frauen sprechen, und doch in ihrem Beisein immer das eine oder andere Compliment in Bereitschaft haben, wie den Dienstboten, die in Abwesenheit der Herrschaft ihr um die Wette Böses nachreden, aber bei ihrem Eintreten in's Zimmer sich tief vor ihnen bücken, und ihren Dienst nicht gern verlassen würden. Wenn ich mich einmal verheirathete, würde es sicher in der Absicht geschehen, das Loos Dessen, der sein Schicksal für ewig mit dem meinen verbände, so glücklich als möglich zu machen. Das wäre nur Egoismus, denn Geben ist seliger als Nehmen. Alle Nebenabsichten ohne Unterschied, würde ich stets verabscheuen. Aber der Einzige, der mir solch einen Lebenszweck wünschenswerth hätte machen können, hat geschwiegen."

„Aber warum", fragte ich erregt weiter, „warum wollen Sie dann nicht mit dem Einzigen sprechen, wenn Sie bedenken, daß er durch Ihren Besitz glücklich werden muß?"

„Utrecht! Utrecht!" riefen die Conducteurs und öffneten die Waggonthüren.

„Es war höchste Zeit!" sagte meine Reisegefährtin lachend. „Muß diese Frage an mich gerichtet werden, und noch überdies von Jemand, der Alles verschmäht hat, was ihm angeboten worden ist?"

„Deshalb würde mich Ihr Arm augenblicklich sehr glücklich machen", antwortete ich, indem ich ihr beim Aussteigen behülflich gewesen war.

„Ich werde Ihnen dieses Glück", und sie betonte ironisch das

Wort, verweigern, weil der Sieg für einen Charakter wie der Ihrige ist, dann zu leicht errungen wäre."

„Darf ich Ihnen wenigstens einen Wagen bestellen?" frug ich hierauf.

„Ich danke", antwortete sie; „die Entfernung von hier nach der Station der rheinischen Eisenbahn ist zu gering, um sie nicht gehen zu können. Ich reise direct weiter nach Rotterdam!"

„Ich auch! — darf ich dann die Ehre haben, Sie zu begleiten?"

„Aus Freundschaft — ja recht gern. Aus Galanterie lieber nicht", sagte sie kurz, „Sie kennen meine Meinung über diesen Punkt."

Meine Reisegefährtin war eine Dame aus Rotterdam, die einige Zeit in Kulenborg verweilt hatte; das ist ein Städtchen, welches die Staatseisenbahn am Lech gefunden und bekannt gemacht hat, indem sie daselbst eine gewaltige Brücke über den Fluß schlug. In Kulenborg hatte das Mädchen Rotterdam erst würdigen lernen, und mit dankbarem Herzen ging sie wieder dahin zurück. Ihre schlanke, biegsame Gestalt, die Grazie, mit der sie den Regenmantel über dem Arme trug, ihren elastischen, leichten Schritt konnte ich nun erst recht beobachten — Ich sah auch bald, wie sie die allgemeine Aufmerksamkeit erweckte, wie Jeder, angenehm berührt, ihr nachschaute. Selbst einige alte Oficiere, die sich mit einander unterhielten, verstummten bei ihrem Anblick und schauten ihr bewundernd nach. Der Zufall schien mir besonders günstig zu sein; wir kamen wieder in ein und dasselbe Coupé zu sitzen; die Waggonthür wurde bald darauf geschlossen und wir verschwanden vor den Augen einiger Herren, die mich, als den muthmaßlichen Bräutigam oder Gemahl der schönen Blondine, mit neidischen Blicken betrachtet und ihr Auge fast nicht von unserem Coupé abgewendet hatten. Es schien der jungen Dame sehr gleichgiltig zu sein, aber mir erregte es eine Aufwallung von Zorn oder Eifersucht — ganz genau war ich mir des Gefühls nicht bewußt.

III.

Noch niemals hatte die Gegenwart einer Frau solche glückliche und befriedigte Stimmung in mir erweckt. Es war, als ob eine geheime Zauberkraft von ihr ausginge, die mir Alles in rosigerm Licht erscheinen ließ, die mir die Zunge zu leichterm und gefälligerm Plaudern löste. — Ich hätte meinem Todtfeinde die Hand drücken können. — Ich wollte und mußte wissen, wer sie war, wohin sie ging, wer ihre Angehörigen, ihre Eltern waren. Aber wie geschickt ich auch meine Fragen an sie richtete, stets gab sie mir so ausweichende Antworten, daß ich nicht viel gescheidter wurde. Nur das erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen und zu meiner schmerzlichsten Enttäuschung, daß sie sich binnen Kurzem einer Expedition des Rothen Kreuzes als freiwillige Krankenpflegerin auf den Schlachtfeldern in Frankreich anschließen wollte.

„Auf die Schlachtfelder!" rief ich erschrocken aus, „Sie wollen dahin?"

„Aus dem einfachen Grunde", antwortete sie, „um als Frau so viel wie möglich wieder gut zu machen, was Ihr Männer mit Eurer Grausamkeit in unserer civilisirten Zeit verstümmelt und zerschmettert!"

„Sie eignen sich nicht die schlechteste Rolle zu", entgegnete ich lachend. „Wenn Sie vierzig Jahre alt wären, oder wenn Sie niemals die Aussicht hätten, vor Paris' Richterstuhl zu kommen, würde ich Ihren enthusiastischen Plan mit Jubel begrüßen. Obgleich ich, nebenbei gesagt, nicht glaube, daß es einer von unseren holländischen Damen des Rothen Kreuzes früher je in den Sinn gekommen ist einen Landsmann, einen Arbeiter, den das Treibrad einer Fabrik den Arm zerschmetterte, zu trösten und zu pflegen. Aber ich lasse das dahingestellt sein. Es ist romantischer, in ferne Länder zu ziehen, und überdies ist dieser Zweig der Philanthropie eben jetzt in der Mode. Wenn ich mir aber vorstelle, daß die Wunden dieser barbarischen Spahis, dieser tapferen Deutschen von Ihren Händen verbunden werden, so fürchte ich, es werden noch mehr Wunden geschlagen als geheilt. Wenn ich Ihr Vater wäre, würde ich die armen Verwundeten nicht einer so schweren Heimsuchung preisgeben."

„Schon wieder Bonbons!" erwiederte sie lachend. „Sie üben sich wirklich gründlich. In Ihrer Entgegnung liegt jedoch viel Wahres, und mein Reiseplan mag wol auch nicht ohne Ostentation erscheinen; aber der Zweck ist doch gut und achtungswerth!"

Wir schwiegen Beide. Ich beneidete die Turko's und die Deutschen, die das Vorrecht haben sollten, eine solche Pflegerin an ihren Lagern zu sehen. Tausend Gulden hätte ich für eine Kugel in den Arm gegeben, um nur den ganzen Tag in diese sprechenden Augen schauen zu dürfen, wenn ihre Hand im Namen der Verpflegten Briefe in die Heimat schrieb . . .

Alles das stand mir lebhaft vor dem Geist. Ich wurde still, zerstreut. Sie nahm ihr Buch wieder zur Hand, las ein paar Seiten, und blickte hierauf wieder in's Freie.

Da pfiff die Locomotive ihr Victoria zu Ehren unserer glücklichen Ankunft, und wiederum öffnete der Conducteur mit schalkhaftem Lachen die Waggonthür und rief uns sein: „Rotterdam!" zu

Meine Reisegefährtin verließ eilig das Coupé, noch ehe ich ihr hülfreich die Hand hatte bieten können. Ich eilte ihr nach. Sie blickte mich zwar freundlich an, sagte aber ironisch: „Mein Herr, ich wünsche sehr, daß sie sich so gut als möglich in Ihr unvermeidliches Schicksal finden werden. Beginnen Sie Ihre Ehe, wie Oliver Cromwell den Krieg, mit einem leichten Herzen, und denken Sie, daß sie in Ihrem Fall ein nothwendiges Uebel ist."

Darauf verneigte sie sich freundlich und verschwand mir so plötzlich und unerwartet unter der Menge, daß ich sie, obgleich ich ihr direct nachfolgte, im Augenblick aus dem Gesicht verlor. Kurz darauf sah ich sie in einiger Entfernung in einem Miethwagen der Stadt zufahren.

IV.

Thor, der ich war! Da stand ich wieder allein und verlassen auf dem Perron! Sie war mir buchstäblich mit der flüchtigen Eile des Rehes entflohen, und nun, da ich das liebe reizende Gesicht nicht mehr vor

mir sah, beschlich mich ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, als stände ich mitten in der Wüste Sahara! Das war nun die Verwirklichung meines Ideals: eine anmuthig geistreiche Erscheinung, eine Frau von Bildung und Witz, und dabei keine Spur von der widerwärtigen Sprödigkeit und scheinheiligen Sittsamkeit, die mir so oft auf meinen Streifzügen hindernd in den Weg getreten war. Sie hätte ich in Triumph nach Hause geführt, mit ihr wäre ich auch in der kleinsten Hütte glücklich gewesen. Aber sie hatte ja leider das Gelübde abgelegt, sich niemals zu verheirathen; sie verabscheute die Männer und ihre Herrschsucht und saß vielleicht schon nach wenigen Tagen neben einem verwundeten Krieger, um später die Emancipation der Frau so laut als möglich verkündigen zu können.

Trüb, verzweifelnd, auf mich selbst erbittert verließ ich die hölzerne Halle, bog in die Straßen der Stadt ein, rannte mehrere Menschen über den Haufen, starrte dann wieder gedankenlos die ausgelegten Waaren eines Ladens an, und schaute mit den schärfsten Blicken überall hin, als ob ich meine liebe Unbekannte entdecken und ihr augenblicklich mein glühendes Liebesgeständniß zu Füßen legen könnte. Denn sie sollte und mußte es hören, und wäre auch Alles rettungslos für mich verloren!

Ich dachte gar nicht an Essen, suchte eilig ein Hôtel auf, trat ein, bestellte ein Zimmer, lief in den Speisesaal, um zu sehen, ob vielleicht die schöne Unbekannte dort an der Tafel säße; eilte dann wieder hinaus, und blickte alle verschleierten Damen so scharf und herausfordernd an, daß mehr als eine mich für einen sehr ungebildeten jungen Mann gehalten haben muß.

In meiner Verzweiflung stürmte ich dann in ein Zeitungsbüreau, und schrieb daselbst eine Annonce zur Aufnahme in die Abendnummer, welche ungefähr so lautete: „Die Dame, die heute in Rotterdam angekommen ist, und mit einem Herrn allein in einem Coupé gesessen hat, wird in dringender Angelegenheit gebeten, ihre Adresse unter dem Buchstaben A. in das Hôtel des Pays-bas zu senden.“

Erst jetzt fühlte ich mich einigermaßen erleichtert; wieder schlenderte ich in den Straßen auf und ab, blickte hier und da ziemlich unbescheiden den Leuten in die Fenster, weil ich fortwährend die stille Hoffnung hegte, sie zu entdecken, und beschloß endlich, die aufdringliche Familie doch zu besuchen und der aufgedrungenen Braut, und wäre es nur aus Verzweiflung, den Hof zu machen. Ich freute mich schon mit dämonischer Freude über die Enttäuschung des Mädchens, wenn ich mich für alle meine Leiden an ihr rächen würde.

Nach kurzem Suchen fand ich denn auch die Wohnung; es war ein nettes, stilles Haus mit steifgefalteten Gardinen vor den Fenstern, und mit glänzendem Messingknopf und blanker Klingel an der Thür; das war eine Wohnung, die sicher eben so wenig als ihr Eigenthümer je ihr anständiges Aeußere verloren hatte. Eine alte Dienstmagd öffnete mir die Thür. Ihre Haube saß eben so tadellos auf dem Kopfe als der messingne Griff und die Kette der Thür glänzten. Ich übergab

ihr meine Karte, das Mädchen musterte mich von Kopf bis zu den Füßen, und antwortete verdrießlich auf meine Frage, ob die Familie zu Hause sei:

„Der Herr? Ja wol! Gewiß zum Heirathen? Gehen Sie nur hier in die Stube . . .“

„Was . . . was sagen Sie da?“ rief ich entrüstet aus.

„Auch taub?“ frug die Magd, und zeigte nach dem Ohr. „Ich sage: Sie kommen wol hierher, um mit dem Herrn über eine Heirath zu sprechen? Ich diene doch nicht umsonst schon zwanzig Jahre hier im Hause . . .“

Kaum traute ich meinen Ohren, und sah die Magd verstört an. Eine solche Indiscretion war beispiellos! In welche Falle hatte man mich gelockt? Was für ein Elender war doch dieser Herr van der Helm, daß selbst seine Köchin in seine abscheulichen Kupplerpläne eingeweiht zu sein schien? Und hatte er zwanzig Jahre lang Versuche gemacht, seine Tochter so aus der Hand weg öffentlich zu verheirathen? Welch' entartetes Geschöpf war dieser Mann, der mit seiner Tochter auf so schändliche Weise speculirte, und — wie alt war wol das junge Mädchen?

Ich hatte gar kein Auge für meine Umgebung. Unwillkürlich blickte ich um mich her und bemerkte gleichgiltig, daß ich mich in einem Zimmer befand, dessen Wände durch alle die angebrachten Möbel, Zierrathen und Gemälde ganz unsichtbar waren.

Die Thüre öffnete sich, und ein langer hagerer Herr trat gemessen ein; er hielt in der linken Hand eine lange thönerne Pfeife; seine Rechte faßte das schwarztuchene Hausmützchen, unter welchem seine spärlichen weißen Haare verborgen waren.

„Ich grüße Sie, mein Herr!“ sagte die magere Pergamentgestalt mit einem süßsauern Lächeln auf den Lippen. „Sie wünschen mich wegen der Eintragung in das Register zu sprechen? Natürlich im Hause —, sehr wol . . .“

„Habe ich das Vergnügen den Herrn van der Helm vor mir zu sehen?“ frug ich kurz, und wurde ganz roth vor Zorn.

Der Mann verbeugte sich leichthin mit seinem langweiligen, stereotypen Lächeln.

„Meine Mama, Frau van der Lingen, hat mir aufgetragen, Ihnen persönlich ihre Grüße zu überbringen.“

„Ihre Mama? . . . Ah nun versteh ich! . . . Herr van der Lingen aus Herzogenbusch? Nun, das ist eine hübsche Geschichte! Die taube Magd erzählt mir, daß Jemand da sei, um wegen einer Heirath mit mir zu sprechen. Das geschieht natürlich täglich . . . wer nicht gern auf's Rathhaus kommt, besucht mich hier im Hause . . . Ei, ei, wie geht es Ihrer Mama? Eine hübsche Frau für ihr Alter! Es wundert mich noch immer, daß sie nicht zum zweiten Mal geheirathet hat. Aber kommen Sie doch mit zu meiner Familie, kommen Sie hier herein!“

Nun verstand ich mit einem Male die ganze Geschichte. Van der

Helm war Beamter des Civilstandsregisters*), und die Magd hatte in mir einen Ehestandscandidaten gesehen. Ich kam dadurch wieder etwas zu mir selbst und betrachtete mir nun erst den Mann, der so viele Ehen gestiftet, ein wenig genauer. Er war wirklich ein vollkommenes Möbel aus der Bräutigamszeit: so weiß und glatt wie Hochzeitszucker und so matt und süß wie Hippokras**). Sein schwarzer Anzug mit weißer Cravatte bewies mir, daß er eben so gut wie jeder Leichenbitter jeden Augenblick des Tages und der Nacht bereit war, sein Amt auszuüben, die Namen der Paare in das unauslöschliche Buch einzuschreiben, den traditionellen Glückwunsch abzustatten, den Betrag seiner Rechnung in Empfang zu nehmen, Madeira oder Hippokras zu trinken und ferner wie Pilatus seine Hände in Unschuld zu waschen. Er nickte mir zu wiederholten Malen freundlich zu und lud mich ein, ihm in das Familienzimmer zu folgen, woselbst Frau und Tochter Thee tranken.

Hätte es meine Mutter wol schlauer ausdenken können? Sie lieferte mich in die Hand des Beamten vom Civilregister, der nach der geringsten Neigung meinerseits zur Feder greifen konnte, um den vielleicht eben entstehenden Gedanken sogleich durch Einschreiben in's Buch unwiderruflich zu machen?

Der Wächter meiner Gefühle ging vor mir her und wir traten in das Wohnzimmer ein. Die Frau vom Hause lag in einem Lehnstuhl und das Fräulein saß am Theebret. Mevrouw's scharfe Züge ließen deutlich erkennen, daß sie dem Selbstherrscher aller Reußen an Autoritätsbewußtsein nichts nachgab. Die Tochter war eine Blondine, die man unter zehn Anderen kaum bemerkt hätte, und die sich sehr verlegen verbeugte.

Das war also meine Zukünftige, oder wenigstens Diejenige, die mir bei der leisesten Anfrage sicherlich das Jawort geben und sich vom Papa à la minute in den heiligen Stand der Ehe inscribiren lassen würde.

Für den Augenblick beneidete ich die für das Vaterland kämpfenden Hausväter und Söhne, die ihr Leben im Kriege auf's Spiel setzten; sie hatten doch alle die Aussicht auf einen ruhmvollen Tod; während ich — einer einmal in den Kopf gesetzten Idee meiner Mutter zu Liebe — mich selbst zum Opfer brachte und dafür nicht einmal von irgend einem Menschen Dank erntete.

Meine Vollkommenheit, meine Talente, Alles, Alles war schon bekannt, und weit entfernt, daß dies die Familie abschreckte, schien sie im Gegentheil sehr dafür eingenommen zu sein. Der Herr des Hauses sprach von meiner Malerei, Mevrouw sagte, sie fände meine Feuersbrunstpoesie so gefühlvoll, und die junge Dame am Theeservice frug mich nicht nur, ob ich Zucker und Milch in den Thee beliebte, sondern setzte

*) In den Niederlanden ist Civilehe eingeführt (code Napoléon).

**) Hippokras ist ein feiner Liquör der in den Tagen vor der Heirath beim Gratuliren im Hause der Braut dem Besuche gereicht wird.

sogar vertraulich hinzu, daß sie nachher gern meine Baritonstimme bewundern möchte, von der sie schon so viel gehört habe.

Meine gewohnte Sprachfertigkeit wurde mir untreu, ich wurde linkisch, niedergeschlagen; eine Art Herzweh's bemächtigte sich meiner. Immer wieder dämmerte in mir das Bild jener Anderen auf, jener lebhaften, hinreißenden Persönlichkeit, in deren Gesellschaft ich unvergeßliche Augenblicke verlebt hatte. Und verglich ich sie dann mit den hausbackenen Figuren vor mir, mit dem glatten Brautzucker, mit dieser Kenau Hasselaar *) und dem unbedeutenden, papageienhaft nachplaudernden Mädchen — so bekam ich einen förmlichen Abscheu vor der Familie.

„Ja, Herr van der Lingen", sagte der alte Herr", während er mit seiner langen Goudschen Pfeife in den grauen Haaren herum stocherte, „ich habe doch nun schon über 71,000 Ehen geschlossen. Ist das nicht arg! Es giebt Tage, an denen ich fünf Paare eingetragen habe; und ich habe selbst ein gutes Beispiel gegeben, indem ich es zum zweiten Mal probirte. Ich sage immer: Jeder muß für sein eignes Geschäft sorgen; wenn ein Bäcker nun sein eignes Gebäck nicht äße?"

„Ach, Helm, zieht Deine Pfeife nicht?" fragte Mevrouw mit keifendem Ton, während sie einen Augenblick lang die Charpie zupfenden Hände ruhen ließ. Van der Helm schwieg augenblicklich und blies dicke Rauchwolken in die Luft.

„Sie lieben gewiß die Musik sehr, Herr van der Lingen?" begann Mevrouw wieder nach einer kurzen Pause. „Wir lieben sie auch leidenschaftlich."

„Ach ja, leidenschaftlich!" plapperte die Blondine nach.

„Wir haben hier ein so hübsches Musikkränzchen, wohin sehr tüchtige Musikkenner kommen."

„Ja, sehr tüchtige Musikkenner", sagte das blonde Echo.

„Wenn Sie Lust haben, morgen Abend einmal mit uns hinzugehen, so wird sich unser Kränzchen durch Ihre Gegenwart besonders geschmeichelt fühlen . . . ."

„Ja, ganz gewiß, besonders geschmeichelt!" ertönte die Stimme des blonden Wesens.

„Zu meiner Zeit", mit diesen Worten mischte sich der alte Herr wieder in's Gespräch, „hatten wir viel einfachere Unterhaltungen; aber die jetzigen jungen Leute müssen Alles auf großem Fuße und nach fremder Mode einrichten. Zu meiner Zeit . . . ."

„Die Zeitung, Herr!" schrie die eintretende Magd, während sie die neue Nummer auf den Tisch legte.

Mynheer nahm sie in die Hand und durchflog sie. Er fing natürlich wie die meisten Zeitungsleser mit dem Annoncentheil an, und sein Auge fiel bald auf die meinige, die er laut vorlas. Mutter und

---

*) Kenau Hasselaar, eine Niederländische Heldin, die im spanischen achtzigjährigen Kriege die Stadt Harlem vertheidigte.

Tochter lächelten und der alte Herr van der Helm nickte lustig mit dem Kopfe, als ob er gleich verstünde, daß da eine Hochzeit nicht sehr weit entfernt sein und er also selbst leicht dabei die Hände noch ins Spiel mischen könnte.

„Das könnte unsere Anna sein!“ sagte Frau van der Helm sogleich.

„Ja, ganz gut!“ erwiederte ihr alter ego.

„Ich weiß nicht, ob sie mit einem Herrn allein in einem Coupé gesessen hat“, fuhr die Mutter fort, „sie hat Nichts von ihrer Reise erzählt. Es ist wirklich eine sonderbare Annonce!“

„Sehr sonderbar!“ murmelte der blonde Papagei.

„Ich meine“, sagte der Papa sehr phlegmatisch, „wenn der Herr dem Fräulein etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, so hätte er doch im Coupé dazu die beste Gelegenheit gehabt. Das war doch gewiß die allerbeste Gelegenheit! Er hätte schon als Verlobter aussteigen können. ..... Aber die jetzigen jungen Leute müssen Alles auf Umwegen thun. Zu meiner Zeit ....“

„Ja freilich!!“ sagte Mevrouw laut und scharf, „verlobt auf der Eisenbahn, von Dir eingetragen, item 14 Fl. 50 Kr. — Der Herr hat vielleicht einen Brief oder wer weiß was sonst Wichtiges von ihr gefunden, und nun will er es ihr persönlich wieder übergeben.“

„Ja, gewiß, persönlich“, echote die Blondine nach.

Ich wurde aus der Unterhaltung nicht klug. Wer war Anna? Hatte sie die Reise von Utrecht nach Rotterdam gemacht und gehörte sie zu den Bekannten der Familie van der Helm? Konnte es vielleicht wirklich die Angebetete sein, die ich so leidenschaftlich suchte? Der bloße Gedanke daran trieb mir das Blut nach dem Herzen und Frau van der Helm, die mich immer scharf im Auge behielt, rief plötzlich lautlachend aus:

„Aber wir suchen nach der Dame, und vielleicht haben wir den Einsender der Annonce hier unter uns; ist es nicht so, Mynheer van der Lingen? Sie sind ja auch heute von Utrecht gekommen? Das wäre doch sehr originell!“

„Sehr originell!“

Ich fühlte, wie ich abwechselnd roth und blaß wurde. Mein Herz schlug laut und heftig, ich lachte gezwungen und sagte in verzweiflungsvollem Tone: „Ach warum nicht gar, Madame!“

Meine Neugierde war indessen im hohen Grade erregt worden, als ich den Namen „Anna“ nennen hörte. Im Taschentuch der lieben Unbekannten hatte ich auch ein gesticktes „A“ bemerkt. Ich riskirte eine Frage:

„Haben Sie vielleicht einen Gast, den ich das Vergnügen haben werde, heute Abend zu sehen?“

„Ja“, sagte Mevrouw, „einen Gast; eine Tochter aus meiner ersten Ehe, die einige Wochen aus der Stadt war.“

Diesmal schwieg das Echo. Ich aber war enttäuscht. Eine

Tochter dieser Frau konnte unmöglich das liebliche Wesen sein, das so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ihre Munterkeit, ihr fröhlicher Uebermuth wären ja längst in dieser hausbackenen Atmosphäre erstickt! Hätte sie ihr reiches Talent gegen den Einfluß dieser prosaischen Umgebung geschützt?

Als ich einsah, daß man mich für den Verfasser der Annonce hielt, beschloß ich, mich so munter als es eben ging, zu zeigen, und der Familie so wenig als möglich ihre Illusion wegen des „grundgescheidten jungen Mannes“ zu nehmen. Nach diesem Abend sollte man mich niemals wieder sehen. Wenn der alte Kuppler die Unverschämtheit gehabt hatte, meiner Mutter eine Verbindung mit dem blonden Papagei vorzuschlagen, dann wollte ich ebenso brutal sein, und den folgenden Tag eine Karte mit dem Herkömmlichen p. p. c. abgeben.

Ich rückte der Blondine etwas näher und sprach mit ihr über Musik. Die zur „Grande Duchesse“ kannte sie am Besten; aber Alles, was ich schön fand, das war auch nach ihrem Geschmack.

Ich fragte sie, ob sie auch gern läse?

„Sehr gern!“ antwortete das Jasagerchen, während sie mir, ich glaube, die sechste Tasse Thee einschenkte, und während sich unsere Hände beim Ueberreichen und Annehmen berührten.

„O, sie liest sehr gern!“ ließ sich die Mutter schnell vernehmen, „aber ich will es durchaus nicht haben, daß sie halbe Tage lang die Nase in's Buch steckt. Ein Mädchen muß die Hände rühren lernen, muß in Küche und Keller zu Hause sein; und da weiß unsere Marie auch gut Bescheid. Wer sie zur Frau kriegt, der kann sicher sein, daß er eine tüchtige Haushälterin bekommt, die Alles sparsam einrichtet, und keine hundert Gulden ausgiebt, um mit ihren seidenen Schleppkleidern das Amt der Straßenfeger zu versehen.“

„Ach, geh doch!“ seufzte der alte Herr, und zog verächtlich Schultern und Augenbrauen in die Höhe, „was fragen die jetzigen jungen Leute danach?“

Also eine Anpreisung in bester Form.

Mevrouw hatte mir die tüchtige Wirthschafterin empfohlen, und ich war eben im Begriff, eine oder die andere Dummheit darauf zu antworten, als sich die Thür öffnete und ich beim Anblick Derjenigen, die nun eintrat, plötzlich verstummte. Wie diese Verwunderung aber auch eben so schnell in die seligste Freude überging; wie ich in meiner unbeschreiblichen Aufregung die einfachsten Pflichten eines gebildeten Mannes gänzlich versäumte, und auf meinem Stuhl wie festgebannt sitzen blieb, und wie ich, endlich wieder zu mir selbst gekommen, mich so unaussprechlich glücklich fühlte, daß ich es kaum mehr im Zimmer aushalten konnte: — Das sich auszumalen überlasse ich der Phantasie meiner Leser.

Es war meine Reisegefährtin, die mitten in dieser Prosa erschien, und als mein Auge auf der schlanken Gestalt ruhte, wurde es mir klar, daß sie die Anna war, von der Herr und Frau van der Helm gesprochen

hatten. Auch sie schien einen Augenblick lang betroffen zu sein, faßte sich aber schnell mit weiblichem Tact.

„Herr van der Lingen", sagte der alte Herr; „meine Tochter Anna van Brakel, aus erster Ehe meiner Frau. Anna, Herr van der Lingen, der Sohn einer alten Freundin, von der Du wohl zuweilen hast sprechen hören." Wir verbeugten uns förmlich gegen einander, aber Anna sah mich doch schelmisch genug an.

„Wir sind Reisegefährten gewesen, Papa", sprach Anna rasch . . „Denke Dir nur, wir Beide haben ganz allein in einem Coupé gesessen, und sehr wichtige Dinge verhandelt, nicht wahr, Herr van der Lingen?"

Da richteten sich plötzlich sechs Augen scharf auf mein Gesicht, und der alte Papa fügte sogar einen drohenden Finger hinzu. Man muß, glaube ich, Beamter des Civilstandsregisters sein, um die folgenden Worte mit so glücklichem Gesicht und solcher Freude sagen zu können:

„Da haben wir also den Annoncenmann in unserer Mitte!"

Die Blondine und Mevrouw steckten die Köpfe zusammen. Ich wurde blutroth vor Verlegenheit, denn ich erinnerte mich nun plötzlich an die Beichte, die ich Anna abgelegt hatte; nun war ich ihrem Edelmuthe ganz überlassen, die Strafe meiner Plauderhaftigkeit mußte nun folgen.

Anna sah schnell auf und sagte: „Der Annoncenmann, Papa? Wie meinst Du das?"

„Liebes Kind, hier unser Herr van der Lingen hat in der heutigen Abendnummer seine Reisegefährtin dringend aufgefordert, ihm aus sehr wichtigen Gründen eine Unterhaltung zu gewähren. Du bist die Dame. Van der Lingen kann wirklich von Glück sagen."

Jetzt war die Reihe des Erröthens an Anna. Mama und Marie lachten und winkten dem sehr ernst gewordenen Mädchen neckend zu.

„Das hat der Zufall wirklich ja sehr gut gefügt!" rief endlich Frau van der Helm aus, „denn morgen früh wäre es zu spät gewesen!"

„Sehr gut gefügt!" wiederholte die Blondine.

„Ich faßte einen raschen Entschluß, und fragte, ob die Familie und Fräulein Anna mir diese Unterhaltung zugestehen wollten? Die Familie hatte nichts dagegen, und Anna verbeugte sich zustimmend. Als wir in das Nebenzimmer traten, das mit all' den Gaben neuvermählter junger Paare ausgestattet war, wollte ich ihr erst die wohlgesetzte Rede halten, welche ich mir diesen Nachmittag beim Herumsuchen nach ihrer Person ausgedacht hatte, für den Fall, daß ich sie endlich finden würde. Aber die schönen Redensarten waren vollkommen vergessen, mein Gedächtniß wurde mir mit einem Male ganz untreu, und ich konnte nichts hervorbringen, als die kurze Versicherung, daß sie mich mit ihrer Hand sehr glücklich machen würde.

Sie saß mir gerade gegenüber. Sie schien sehr bewegt und sah mich mit ihren klaren Augen ernst und nachdenkend an. Aber als ich schwieg und sie flehend ansah, wurde der alte, liebe spöttische Zug um ihren Mund wieder sichtbar.

„Meine Hand soll also dazu dienen", erwiederte sie neckend, „Ihnen die Freiheit zu verschaffen und Ihrer Mama ein Vergnügen zu bereiten? Der Vorschlag ist wirklich nicht sehr annehmenswerth für mich. Wir streben Beide nach einem Ideal: es ist die Freiheit; wir suchen sie aber auf ganz entgegengesetzten Wegen zu erreichen. Sie in der Ehe, ich in Vermeidung derselben. Ueberdies bin ich fest entschlossen, mich vorläufig der Pflege von Verwundeten zu widmen."

„Glauben Sie denn", fragte ich in einem zugleich flehenden Tone, „daß irgend ein Turco oder Füselier körperlich schwerer verwundet sein kann, als ich es im Herzen bin? Wäre es also, auch in der Rolle die Sie freiwillig gewählt, nicht liebevoller und edler, wenn Sie, anstatt Fremde zu pflegen, sich eines armen Landsmannes erbarmen wollten? Vielleicht hat meine zu große Aufrichtigkeit während unserer Eisenbahnfahrt meinem Anliegen geschadet. Aber versuchen Sie es mit mir . . ."

„Darf ich", frug sie ernst und zögernd, „so mit einem Male den Eid brechen, den ich dem Cölibat geleistet habe?"

„Ich kenne tapfere Krieger", erwiederte ich, „die ihren Eid ebensogut der Republik als dem Königthum und dem Kaiserreich geschworen haben."

„Und meine Gedanken über Freiheit und Gleichheit der Frau in der Ehe mit dem Mann?"

„Sollte ich", rief ich begeistert aus, „ich, der ich Freiheit und Gleichheit so hoch stelle, diese nicht auch Derjenigen im vollen Maße gönnen, die mir Alles sein soll!"

„Ich glaube", sagte sie leise, „daß die Frau denkt und der Mann lenkt; ich nehme eine Probezeit an."

Darauf legte sie ihre Hand in meine, und wir traten wieder in die Wohnstube zurück.

„Ist die wichtige Unterhaltung zu Ende?" rief der alte Herr lachend aus. Ich aber machte in wenigen Worten meinen Antrag. Der alte Mann nickte fröhlich; sein ganzes Leben war ja eine unaufhörliche Kette von Ehebündnissen, Hippokras und Brautconfect. Und, dachte er vielleicht, wenn sein stiller Wink in Bezug auf die eigene Blondine wenig genützt hatte, so blieb es doch immer in der Familie. Mevrouw schlug vor Freude in die Hände; ich glaube aber weniger aus Freude über Anna's Verbindung mit mir, als weil dadurch ihre Abreise nach den Lazarethen vereitelt wurde. Sie fand unsere Begegnung und unser Wiedersehen sehr originell und das blonde Papageichen rief: „Sehr originell!"

Meine Mutter segnete meine glückliche Eisenbahnreise und ich selber mußte schließlich bekennen, daß, wie ungesellig es auch zuweilen in einem Coupé sein kann, ich doch eine Reisegefährtin darin gefunden, von der ich mich in meinem ganzen Leben freiwillig nicht wieder trennen werde.

Zwei Frühlingslieder von Franz Koppel.

1 Gruß an die Deutsch-Oestreicher.

(März 1871.)

Es kam ein Wort auf goldnem Flügel
Herab vom blauen Himmelszelt,
Hoch über Feld und Wald und Hügel
Und senkt' sich zur bedrängten Welt;
Und überall, wo es erklungen,
Da ward vom Volke rings umher
Ein Hosianna ihm gesungen,
Vom Fels der Alpen bis zum Meer!

Und recht als wollte Gott sich zeigen
Ob seines Volkes treuer Schaar,
Ließ er des Winters Stürme schweigen
Und macht' den Himmel licht und klar —
Und ließ als Himmelsgruß auf Erden,
Auf Thal und Höhen über Nacht
Uns einen Frühling wieder werden,
Wie wir ihn schöner nie gedacht.

Wie klingt hinaus das Glockenläuten
In Gottes wunderbare Welt!
Was soll das Knospen all' bedeuten
Der Drang, der jedes Leben schwellt —?
So ward noch nie in deutschen Landen
Ein frühlingsfrohes Leben wach,
Seit Lerchen in den Lüften schwanden
Und Finken schlugen unterm Dach.

Geh' auf Du Welt voll neuem Hoffen,
Dein Blühen wird ein Wunder sein,
Es fühlt in's Innerste getroffen
Die Erde sich vom Sonnenschein.
Mach' um die Früchte Dir nicht Sorgen,
Genieße Deinen Blüthentraum,
Es rauscht herauf ein froher Morgen,
Gott schafft ihm Licht und Luft und Raum.

Und Ihr auch — in den schönen Gauen
Ihr Brüder uns — am Donaustrand,
Ihr sollt den Morgen nicht blos schauen,
Ihr feiert mit uns Hand in Hand:
Es schlägt in euern Felsengründen
Manch treues Herz für Deutschlands Wohl -
Wenn sich die Feuer rings entzünden
Im Lande Steier und Tirol!

Dort stehn die Herzen auch entzündet,
Die Flammen löschet kein Verbot,
Es weicht die Nacht, der Tag verkündet
Sein Nahn in hellem Morgenroth:
Es glüht zu uns aus weiter Ferne
Herüber jene Felsenwand,
Wo einst — gleich einem Morgensterne,
Der treue Hofer Wache stand.

II. Zum 21. und 22. März 1871.

Als über's Land die Wetter hingen
Und Blitze in der dunklen Nacht,
Wie Schwerter, durch den Himmel gingen,
Da ist — der Kaiser aufgewacht.
Da standen fast erschrocken stille,
Vom Hader lassend, die Partei'n:
Es ging Ein Geist, Ein einz'ger Wille
Wie die Athene durch die Reih'n.

Es hob ein Arm sich aus dem Volke,
Es zuckt ein Schwert, ein Schild war Dach,
Ein Schlag, ein Donner aus der Wolke,
Und in die Knie der Franke brach.
Da klang, soweit in deutschen Gauen
Ein deutsches Haus beim andern steht,
Ein gläubig Lied voll Gottvertrauen
Zum hohen Himmel ein Gebet.

Da fanden wir uns Alle wieder,
Da riefen wir das große Wort:
„Der Stämme Zwietracht liege nieder,
Ein einig Volk sind wir hinfort!"
Die Hand, die in des Sturmes Toben
Das Steuer hielt: — die Kaiserhand,
Sie schrieb es in die Sterne droben
Das Wort vom ein'gen Vaterland.

Die Hand, die in des Sturmes Toben
Das Steuer hielt — o segnet sie!
Wol darf der Sänger laut sie loben,
Denn eine stärkre fand sich nie;
Sie nehme Scepter sich und Krone,
Des Reichs Panier entrolle sie,
Und von dem deutschen Kaiserthrone
Lenk' sie uns All' in Harmonie.

Vergessen sei es nie vom Volke,
Wie nach des Wetters Sturm und Nacht
Auf dunklem Grund der letzten Wolke
Ein Regenbogen uns gelacht:
Versöhnt trägt er die Farben alle
Des einen Lichts — ein Friedensbild —
Und in Neu-Deutschlands Reichstagshalle
Sei er Symbol und ew'ger Schild!

Aus meinen italienischen Erlebnissen.

Von **Fanny Lewald.**

IV.

Viele Jahre waren vergangen, wir waren viel herumgekommen, Italien hatten wir nicht wiedergesehen; aber wir waren seiner Entwickelung mit unausgesetzter Theilnahme gefolgt, als wir im Herbst des Jahres 1858 in Paris in dem Hause Daniel Stern's (der als Geschichtsschreiber bekannten und bedeutenden Gräfin Marie d'Agoult), dem ehemaligen Dictator Venedigs, Daniello Manin begegneten. Auch sein Auftreten hatte sich an die italienischen Gelehrten-Gesellschaften geknüpft, in welchen er mit der in seiner advocatorischen Praxis erworbenen Gesetzkenntniß und Geschicklichkeit der österreichischen Regierung eine sehr feste und entschiedene Opposition zu machen begonnen hatte, bis er, von dem Laufe der Ereignisse, welche er schaffen geholfen, weit und weiter fortgetragen, am 22. März 1848 die österreichische Herrschaft in Venedig gestürzt, später die Dictatur in Venedig ausgeübt, und die Stadt heldenmüthig gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht der Oesterreicher vertheidigt, bis Hunger und die in der Lagunen-Stadt wüthende Cholera ihn am 24. August 1849 zur Uebergabe derselben genöthigt hatten.

Als wir Manin sahen, lebte er in großer Zurückgezogenheit in Paris, sein und seiner kranken Tochter Dasein mit dem Ertrag des Unterrichtes fristend, den er als Lehrer der italienischen Sprache ertheilte. Seine Frau war ihm gleich bei seiner Ankunft in Frankreich, sein treuester Freund am Vorabend seines Scheidens aus der Vaterstadt gestorben. Er selbst war krank an einem Herzübel, das ihn im Jahre 1857 hinraffte. Aber obschon man seinem bleichen Antlitz die Spuren des Leidens, seiner breiten, von langem, schwarzem Haar umwallten Stirn die Gedankenarbeit seines mächtigen Geistes ansah, war nichts Nervöses oder Aufgeregtes in seiner Erscheinung oder in seiner Ausdrucksweise zu bemerken. Er war im Gegentheil so gehalten und ruhig, so sanft bestimmt in Allem, was er sagte und wie er's sagte, daß man kaum den Südländer und noch weniger die Abstammung von einer jüdischen Familie in ihm vermuthen konnte. Er war eine nicht eben große, breitschulterige Gestalt, welcher der kräftige Kopf auf kurzem Halse saß, was an ihm den Ausdruck von Festigkeit erhöhte. Die Nase war stumpf, der Mund ziemlich groß, die starken Lippen fest und energisch geschlossen, das Kinn sehr kraftvoll. Stehend, legte er beim Sprechen die Hände öfter auf den Rücken zusammen, was immer ein gewisses in sich selbst Beruhen anzeigt; aber wenn er sich im Sitzen zu der mit ihm sprechenden Person hinüberneigte, wurde seine Physiognomie sehr weich, sein Mienenspiel belebt und seine Züge so sanft wie seine Worte. Mild und versöhnlich war auch seine Politik; oder soll ich sagen das Bild, das er sich von der durch fortschreitende Gesittung umgestalteten Zukunft Europa's machte, war ein friedliches und schönes. Er sprach mit schmerzlicher Resignation von dem augenblicklichen Schicksal seines Vaterlandes, hörte antheilvoll, was Stahr

ihm über die in unserer Heimat damals herrschende Reaction berichtete, und sagte, als der Letztere ihn an einem der folgenden Tage in seiner Wohnung aufsuchte — ich schreibe diese Worte nach Stahr's Aufzeichnungen in seinen „Herbst-Monaten in Oberitalien" —, „Gerechtigkeit üben gegen ein unterdrücktes Volk soll und kann ein Schriftsteller immer. Auch unter der schwersten Beschränkung der heimischen Reaction, von der Sie sprechen, läßt sich immer Etwas thun, man darf nur nicht müde werden. Es giebt eine Wahrheit, die man ohne Gefahr verfechten kann, und diese Wahrheit, in welcher die ganze Zukunft Italiens enthalten ist, lautet für Deutschland: Was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thue selbst keinem Andern! Sie wollen eine unabhängige Nation werden, wir auch. Nationen aber sind Individuen wie wir Einzelne. Das Wohlergehen und die Unabhängigkeit, Bildung und Selbstherrlichkeit der einen Nation, kann daher nie ein Hinderniß, sondern nur eine Förderung des Wohlergehens und der Unabhängigkeit, der Bildung und Selbstherrlichkeit der andern sein. Predigen Sie und Ihre Freunde diese Wahrheit! Sie ist das Fundament der neuen Zukunft für alle Völker Europa's, wie sie die Erfüllung des Christenthums ist, das man durch die jetzige politische Praxis der Herrschaft und des Einflusses verleugnet, während man es mit den Lippen bekennt!" — Manin starb zwei Jahre danach! Er hatte gewußt, weshalb er, der italienische Patriot, den Beistand stolz zurückgewiesen hatte, den der Kaiser der Franzosen, und ebenso verschiedene französische Bürger ihm persönlich in seiner Armuth angeboten hatten. Er hatte es nicht vergessen, daß es die französische Republik gewesen war, welche der freien Entschließung der Italiener, sich nach ihrem Verlangen staatlich einzurichten, überall und zu allen Zeiten aus selbstsüchtigen Gründen entgegen getreten war. Er hatte weder vergessen, was die erste Republik an Venedig, noch was die zweite gegen Rom gesündigt hatte; und er verschmähte es, Hülfe von dem neuen Kaiser der Franzosen anzunehmen, der in Frankreich jene Politik der unberufenen Einmischung in die Entwickelung der anderen Nationen, welche Manin als eine unchristliche Politik bezeichnete, mit leichtsinniger Vermessenheit bis zu dem Gipfel führte, von dem er endlich selber niedergeworfen werden mußte.

Im Jahre 1858 aber, als wir, zwölf Jahre nach unserm ersten langen Aufenthalte in Italien, wieder einmal die Alpen überschritten hatten, war der französische Einfluß in Italien in vollster Blüthe, und diente, je nachdem es den Planen der französischen Regierung paßte, in Sardinien der geistigen und nationalen Befreiung, in Rom der, diese beiden Strömungen niederhaltenden päpstlichen Tyrannei. Außer in dem Königreich Sardinien war die Freiheitsbewegung der Jahre 1848 und 49 in ganz Italien niedergeworfen, der Druck, der auf den verschiedenen Ländern lastete, schwerer als zuvor, das Mißtrauen der Fürsten, der Haß der Völker tiefer als je. In Sicilien und in Neapel war die Reaction unerbittlich, die Verfolgung aller in der Freiheitsbewegung betheiligt Gewesenen von schonungsloser Grausamkeit. Der Papst seinerseits hatte es seinen Unterthanen nicht vergessen und vergeben, wie sie ihn gezwungen, nach Gaëta zu fliehen. Die Franzosen, welche ihn wieder in seine Staaten eingesetzt hatten und zu seinem Schutze im Lande geblieben waren, waren Herren und Gebieter im Lande; die Jesuiten übten im Vatican eine besondere geheime Herrschaft aus. Das hoffnungsreiche: Evviva Pio IX., das uns durch ganz Italien umtönt, als wir die Halbinsel einst verlassen, war längst verstummt. Schon in Chur, noch ehe

wir in Italien eingetreten waren, hatten wir die dort beschäftigten norditalienischen Steinmetzen im Abenddämmerlichte italienische Freiheitslieder singen hören, die Namen Cavour, Victor Emanuel und Garibaldi waren an die Stelle von Pius dem IX. getreten.

Wir machten zuerst einen Aufenthalt am Comersee, in einem jetzt eingegangenen sehr angenehmen Gasthof am östlichen Ufer des Sees, in Cadenabbia. Das Haus war fast ganz von Italienern, von Mailändern und Bewohnern der Brianza eingenommen, welche dort die Herbstvilleggiatur den September und October hindurch genießen wollten. Es waren keine adeligen Familien darunter, die Gesellschaft bestand aus Kaufleuten, Advocaten und anderen studirten Männern mit ihren Frauen und Kindern; wir waren die einzigen Deutschen unter ihnen, und unsere Theilnahme an dem Schicksal Italiens machte uns bald heimisch in ihrem Kreise. Die politische Lage ihres Vaterlandes war das tägliche Gespräch. Niemand hatte es jetzt noch ein Hehl, wie fest man entschlossen sei, die österreichische Herrschaft sobald als möglich abzuschütteln und den Anschluß an das Königreich Sardinien durchzusetzen. Daß zu diesem Zwecke Verbindungen und Vorbereitungen im Lande vorhanden waren, das sagte Niemand, aber es fiel uns nicht schwer zu bemerken, wie bald hier, bald dort eine Zusammenkunft gehalten wurde, wie die Männer unter dem Vorgeben von Jagd- und Fischfangspartien spät am Abend in das Boot stiegen und im Morgendämmer wiederkehrten, wie oft Besuche von den verschiedensten Gegenden plötzlich zu der gleichen Zeit bei unseren Hausgenossen eintrafen; und mehr als einmal fielen uns die Worte Freytag's ein, die er so charakteristisch in seinem „Soll und Haben" von den polnischen Edelleuten sagt: „Sie reiten zusammen und reiten von einander."

Endlich sprach auch einer der jungen Männer, wenn schon vorsichtig, es gegen uns aus, daß sich Etwas vorbereite, und wie die halben Versöhnungsmaßregeln der österreichischen Regierung, ebenso wie die Anstrengungen, welche der Erzherzog Maximilian als Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs fortdauernd mache, die Neigung und das Zutrauen der Mailänder zu gewinnen, ohne alle Wirkung blieben. „Es giebt für uns keine Versöhnung mit Oesterreich mehr!" sagte er und sagten Alle. Er erzählte uns, wie der Kaiser Franz Joseph und die schöne Kaiserin im November von 1856 in Mailand eingezogen wären, wie die Kaiserin die italienischen Farben, ein grünes Kleid und einen weißen Hut mit dunkelrothen Bändern getragen habe, wie aber außer den Straßenbuben und einigem von der Polizei zusammengebrachten Volk kaum ein Italiener auf den Straßen gewesen sei, die Landesbeherrscher zu begrüßen. Man hatte die Laden der Fenster geschlossen, kein Bürger hatte sich sehen lassen, es hatte todtes Schweigen auf den Straßen geherrscht, die Stadt hatte ausgesehen, als wäre sie ausgestorben. Hinter den Jalousieen verborgen, hatten die Frauen es beobachtet, wie bleich die Kaiserin, wie finster der Kaiser ausgesehen, und als Abends auf Befehl der Polizeibehörden die Häuser erleuchtet werden mußten und die kaiserlichen Herrschaften einen Umzug hielten, die Illumination zu betrachten, war der Eindruck der menschenleeren Straßen noch schrecklicher als am Tage gewesen. Auch der längere Aufenthalt des kaiserlichen Paares in Mailand hatte zur Verbesserung der Stimmung nichts gefruchtet, und ebenso war es geblieben, seit der Erzherzog Maximilian mit seiner Gemahlin in Mailand residirte.

Er hatte bald nach seiner Ankunft einen Versuch gemacht, sich den Adel durch ein Entgegenkommen zu gewinnen. Radetzky hatte seiner Zeit das Casino des Adels, welches der Scala gegenüber gelegen war, in eine Kaserne verwandeln lassen. Der Erzherzog gab es gleich nach seiner Ankunft der Gesellschaft zurück, die es besessen hatte, und sie ging sofort heran, es wieder für ihre Zwecke, und zwar glänzender noch als zuvor, einrichten zu lassen. Die neue Einweihung sollte mit einem Feste begangen werden, zu welchem man bereits die Vorkehrungen traf; da sprach der Erzherzog in verbindlicher Weise das Verlangen aus, Mitglied des Clubs zu werden, und an dem folgenden Tage löste die Gesellschaft sich als solche auf und man vermiethete das Gebäude einem Kaffee- und Speisewirth. — Solcher Züge gab es die Menge. Als wir derselben bald danach gegen einen unserer deutschen regierenden Fürsten Erwähnung thaten, konnte er sie durch persönlich in Mailand gemachte Erfahrungen vermehren. Er war in Mailand in dem nämlichen Jahre mit einem seiner Vettern, der als Militair in österreichischen Diensten stand, zu Pferde auf der Abendpromenade gewesen, hatte dort eine auffallend schöne Frau in offenem Wagen halten sehen, den Prinzen um ihren Namen gefragt, und da dieser die Schöne kannte, ihr vorgestellt zu werden gewünscht. „Das kann ich nicht machen!“ hatte der Prinz entgegnet. „Ich bin ihr auf dem Balle vorgestellt worden, den der Kaiser hier gegeben hat und den die Damen besuchen mußten. Als ich sie später auf einem Balle bei dem Herzog von Litta angeredet und einen Tanz von ihr gefordert habe, hat sie sich kurz weg von mir abgewendet. Sie ist eine leidenschaftliche Patriotin und spricht mit keinem Deutschen!“

Als wir dann selbst nach Mailand kamen, wo immer noch die „feindlichen Patrouillen“ sich Morgens und Abends durch ihre Umzüge kund gaben, wiederholten österreichische Officiere, mit denen wir ein paar Mal in einer kleinern deutschen Speisewirthschaft neben der Brera unsern Mittag zusammen gegessen hatten, uns Alles, was die Italiener über ihr Verhältniß zu den Oesterreichern berichtet hatten. Sie bezeichneten ihren Aufenthalt in Mailand als etwas äußerst Drückendes. In keine italienische Familie gönnte man ihnen Zutritt, man vermied die Kaffee's und die Orte, welche das Militair besuchte, man hatte — und darin lag eine Charakterstärke und eine Bürgschaft für die künftige Befreiung — die Mißhandlungen nicht verziehen, welche die italienischen Patrioten von der österreichischen Regierung erlitten hatten. — Man zeigte uns diesmal bereitwillig den öden finstern Bau, die Gefängnisse von Sta. Margherita in der Contrada di Sta. Margherita. Die Leiden Pellico's und Maroncelli's; die Stockschläge, welche man Giacomo Ungarelli zuerkannt, waren ebenso wenig vergessen, als die jedes Gefühl empörende Behandlung, welche italienische Frauen in der letzten Revolution durch die Oesterreicher erlitten hatten; und wir verließen Mailand mit der festen Ueberzeugung, daß vor der zornigen Entschlossenheit der Italiener die österreichische Herrschaft in Italien nicht mehr lange bestehen werde.

Bei der Fahrt über das Schlachtfeld von Novara hatten wir im Eisenbahnwagen einen lombardischen Fabrikanten und einen jungen Grafen Borromeo, einen hübschen noch knabenhaften Jüngling, mit seinem geistlichen Erzieher zu Gefährten. Der prachtvolle Komet jenes Jahres stand in aller Herrlichkeit am Himmel und es kam die Rede darauf, daß das Volk jetzt noch, wie in früheren Zeiten, den Vorboten großer Ereignisse und Kriegsgefahren in

demselben erblicken wolle. „Eh! wer weiß!“ rief der Fabrikant, ein großer, breitbrustiger Mann, „das Volk könnte Recht haben! wer weiß, was kommt? Aber es ist nicht das Volk, das bei uns auf solche Einfälle geräth, denn das Volk macht sich bei uns noch gar keine Gedanken; es sind die Pfaffen, die es ihm in den Kopf setzen und dem Volke einbilden, sie könnten es wegbeten, daß der Schwanzstern die Erde berührt. Die Pfaffen schlagen Geld aus Allem und die Regierung stützt sich auf die Pfaffen!“ rief er mit bitterm Lachen und erging sich dann ganz rückhaltlos in dem Aussprechen seiner antikirchlichen und antideistischen Ansichten, so daß wir namentlich seinen Spott gegen die Geistlichkeit in Gegenwart eines Geistlichen, der im Beisein seines Schülers es nicht wol zu einem Streite über diese Dinge kommen lassen, und eben so wenig sich mit demselben aus dem dahinsausenden Waggon entfernen konnte, als eine Unschicklichkeit und Grausamkeit empfanden. Aber wohin man damals in Ober-Italien blickte und hörte, der Haß und die Empörung gegen die bestehenden Zustände waren bis zu einem Grade gestiegen, bei dem Jeder, so zu sagen, die Scheide fortgeworfen und das Messer in die Hand genommen hatte.

Es war als ob man in eine andere Welt käme, so wie man den Fuß auf den Boden des Königreichs Sardinien setzte. Alles war fortgeschritten in dem Lande, Genua war eine ganz andere Stadt geworden. Während uns in Mailand verschiedene deutsche und schweizer Kaufleute gesagt hatten, daß man dort wie auf einem Vulkane in völligster Ungewißheit über die Ereignisse des nächsten Tages lebe, und selbst ihr bedeutender Einfluß uns auch damals noch nicht über die Weitläufigkeiten forthelfen konnte, welche das Zollamt und die Censur uns bei der Ankunft der uns nachgesendeten Correcturbogen in den Weg gestellt, lagen in Genua auf den Verkaufsständern der Straßenbuchhändler und Antiquare alle die Schriften aus, welche in dem österreichischen Italien streng verboten waren. Ueberall standen junge Geistliche, Soldaten, ja selbst Knaben vor den Tischen dieser Bücherhändler, lesend und kaufend nach freier Wahl; und wohin man sich fragend wendete, von den Chefs der großen deutschen Handlungshäuser, von dem Hotelbesitzer bis zu dem Soldaten, der neben uns im Kaffeehause saß, und bis zu dem Schiffer, der uns in das Meer hinausfuhr, war Alles darin einstimmig, daß es besser im Lande geworden sei; daß es gut sei, wie die Kinder jetzt alle lesen und schreiben und noch mehr als das in den Schulen lernten, wie selbst der Krieg — der Krimkrieg — das Land nicht geschädigt habe, weil neue gute Gesetze sein Emporkommen möglich gemacht; und überall war der Glaube felsenfest, daß bald noch ganz andere Dinge geschehen, und daß es im übrigen Italien auch bald anders werden würde. Man hatte zu diesem Glauben guten Grund. Der sardinische Staatsmann Graf Cavour, welcher nach dem als Politiker, als Maler und als Schriftsteller bedeutenden Marchese Massimo d'Azeglio an das Ruder des Staates gekommen war, hatte von der einen Seite, der im Exil lebende ehemalige Dictator Venedigs, Daniello Manin, von der anderen Seite den Gedanken angeregt, daß Italien nur durch Anschluß an das bereits bedeutend gewordene, constitutionell regierte Königreich Sardinien, zur Einheit und Freiheit gelangen könne. Der italienische Nationalverein war begründet worden, den Beistand Frankreichs gegen Oesterreich hatte sich Sardinien durch die Heereserfolge im Krimkriege erkauft, die Armee hatte sich versuchen, das Volk sich fühlen lernen.

„Wenn Sie in ein paar Jahren wiederkommen, wird Vieles anders

geworden sein!" hatten unsere Freunde in Mailand, am Comersee und in Bergamo gesagt, und sagten in Genua zuversichtlich lächelnd die Officiere, mit denen wir bekannt geworden waren — und in der That, es wurde anders und in allerkürzester Frist.

V.

Wir hatten Italien im Spätherbst von 1858 verlassen. Im Frühjahr von 1859 wurden mit dem Beistand der Franzosen die Schlachten von Magenta und Solferino gegen die Oesterreicher siegreich ausgefochten. Die Oesterreicher hatten die Lombardei geräumt und waren bis zum Mincio zurückgedrängt, der Großherzog von Toscana, die Herzogin-Regentin von Parma (Marie Louise, die Wittwe Napoleon's I.) waren durch Revolutionen aus ihren Ländern vertrieben worden, die Romagna hatte sich von der päpstlichen Herrschaft befreit. In Neapel, wo König Ferdinand gestorben und sein Sohn Franz II. ihm gefolgt war, hatten die Schweizergarden wegen Empörung aufgelöst werden müssen; und auch aus dem südlichen Italien blickte Alles hoffnungsvoll nach Norden hin, wo Victor Emanuel, begleitet und geleitet von Napoleon III. am 8. Juni 1859 in Mailand seinen Einzug gehalten hatte, wo der Friede von Villafranca die Einigung Italiens und die Macht des Königs von Sardinien wesentlich gefördert hatte.

Aber wie der Reisende Sindbad im orientalischen Märchen, so hatte das wachsende und fortschreitende Italien von da ab, und bis zum Tage von Sedan, seinen bösen Dämon, die Abhängigkeit von Frankreich, in Gestalt Napoleon's des Dritten, auf seinem Nacken sitzen, und wurde von ihm in freier Bewegung gehemmt, zu Scheinhandlungen und Halbheiten gezwungen. Ja es war sogar genöthigt worden, die Vortheile und Provinzen, welche es Oesterreich abgewonnen hatte, als Geschenke aus der Hand Napoleon's des Dritten zu empfangen; und diese anscheinenden Geschenke mit dem sehr wirklichen Gegengeschenk von Savoyen und Nizza — einen Erwerb mit einem Verluste — zu bezahlen.

Trotzdem war Italien mächtig fortgeschritten, und als wir im September von 1861 wieder, und diesmal über den Julier, nach Italien kamen, war das Königreich Sardinien bereits zum Königreich Italien geworden. Garibaldi hatte dem Könige Victor Emanuel das Königreich Neapel erobert; aber Cavour, der Staatsmann, der Italiens Denken, Wünschen und Hoffen in Thaten umgesetzt, war todt. Unzufrieden und erbittert über das „Halt!", welches Napoleon der Dritte dem italienischen Einigungswerk entgegengesetzt, hatte er sein Amt und die Führung des Staates nach dem Frieden von Villafranca niedergelegt. Als aber später, nach dem erfolglosen Congreß zu Zürich, Italien sich von seiner Abhängigkeit von Frankreich befreien zu wollen schien, war er wieder an das Steuer getreten, hatte im Februar von 1861 das erste vereinigte italienische Parlament eröffnet, und war mit höchster Energie auf dem Wege der Neugestaltungen fortgeschritten, bis ihn eines jener heftigen typhösen Fieber, die in Italien so schnell zerstörend sind, zu Boden warf. Der große Staatsmann Cavour war am 6. Juni 1861 gestorben; Italien hatte den größten Verlust erlitten, der es in eben jenem Augenblick betreffen konnte. Die Trauer um ihn war eine Landestrauer. Selbst in dem noch von Oesterreich behaupteten Venedig stand man nicht an, ihr Ausdruck zu geben. Patriotische Frauen aus den verschiedensten Ständen veranstalteten in Venedig eine religiöse Leichenfeier für Cavour. Die österreichische Regierung zog sie dafür zur Rechenschaft und setzte Geld- oder Gefängnißstrafen gegen sie

fest. Die vornehmsten unter diesen Frauen, eine Gräfin Labbia, eine Signora Garetti-Gargnani, eine Signora Secondi, wählten die Gefängnißstrafe, obschon sie dieselbe unter Verbrecherinnen abzubüßen hatten, und zahlten die ausgesetzte Geldstrafe noch zum Uebrigen an die städtischen Armenkassen. Man suchte die Gelegenheit, seinen Haß gegen Oesterreich, seine Liebe zum Vaterlande kund zu geben, und man kannte aus vieljähriger Erfahrung die Macht der Demonstration, die wir Deutsche noch immer unterschätzen.

Schon bei dem ersten Schritte in das Land hatte uns an dem Grenzpfeiler das stolze „Reame d' Italia" (Königreich Italien) entgegengeleuchtet. Die zuvorkommende Leichtigkeit und Freiheit der Zollbehörde, die weder unsere Pässe noch den Inhalt unserer Koffer zu sehen verlangte, sondern uns mit dem freundlichen Wunsch einer glücklichen Reise passiren ließ, hatte einen großen Gegensatz zu den früheren österreichischen Polizeiplackereien gebildet, und diese günstige Aenderung blieb sich an allen Orten und in allen Beziehungen gleich.

Wir hatten zuerst einen Aufenthalt an den baumreichen Ufern des Lago maggiore gemacht, waren darauf nach Mailand gegangen, um dortige Freunde wiederzusehen, und hatten uns dann nach dem Comersee gewendet, an dessen westlichem Ufer wir uns am Eingange des Sees von Lecco in dem Städchen Varenna niederließen, weil wir dort ebenfalls eine Weile in der Nähe befreundeter Personen zuzubringen wünschten.

In Varenna, im Hause unserer Freunde, waren wir in einem Kreise von Italianissimi. Der Herr des Hauses, Advocat Venini, war zugleich Vorsteher des Ortes, seine Frau eine hochgebildete, ja gelehrte und in den classischen Sprachen völlig bewanderte Frau, zugleich die tüchtigste Hausfrau, in einfachster, fast ländlicher Kleidung im Kreise ihrer Mägde schaffend und arbeitend. Da seine Geschäfte den Hausherrn sehr in Anspruch nahmen, hatte die Mutter allein, ohne einen Hülfslehrer, die beiden Söhne des Hauses in den Wissenschafften bis zu dem Punkte gebracht, der sie zum Entritt in die obersten Classen eines Collegiums berechtigte, aber der Krieg von 59 hatte in den stillen Studien der Söhne eine plötzliche Unterbrechung herbeigeführt. Heimlich und bei Nachtzeit war der kaum dem Knabenalter entwachsene älteste Sohn mit einem Freunde aus dem Vaterhause entflohen, um zu den Freischaaren zu stoßen, welche Garibaldi am Comersee versammelt hatte. Die jungen Leute hatten das Boot des hart am See gelegenen Hauses benutzt, waren in der Nacht ein Ende abwärts gerudert und dann zu Fuß durch das Gebirge gegangen, bis sie den Sammelplatz der Freischaaren erreicht. Dort hatte Signora Venini den Knaben wieder eingeholt, und man war zufrieden gewesen ihn der Mutter zurückzugeben, weil er in der That noch nicht die Körperstärke für solche Unternehmung besessen hatte. Aber er war ihr mit höchstem Widerstreben in die Heimat gefolgt, und sein kindisch pathetischer Ausruf: wenn ich zu schwach bin, so ladet mich in die Kanone und schießt mich gegen die Oesterreicher, damit ich ihnen doch auch Schaden thue! hatte selbst den Commandirenden gerührt.

Als wir nach Varenna kamen war der junge Mensch nicht mehr im Hause, sondern auf einer Militairakademie, und der andere, für eine gelehrte Laufbahn bestimmte Sohn ordnete in den oberen Zimmern der Villa die Bibliothek des in Padua beim Ausbruch der Erhebung von 1859 ermordeten Professors Ripamonte, welche der Signora Venini, der Nichte des Ermordeten, als Erbe zugefallen war. Als sie der Thatsache Erwähnung that, sagte

sie: „Es war ein furchtbares Ereigniß und es traf uns mit seiner Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit sehr schwer, aber — ihn hatte das Volksurtheil nicht unverdient ereilt, er war immer ein Verbündeter und Anhänger der Oesterreicher gewesen — und hatte kein Herz gehabt für sein Vaterland!" — Unten im Garten der Villa hatte man in einer Grotte ein kleines Denkmal für die Freunde der Familie errichtet, welche im Kampfe für das Vaterland gefallen waren. Dicht daneben befand sich das Grab eines nahen Anverwandten, der in Mailand noch in der Stunde, in welcher die Oesterreicher für immer das Castel auf der Piazza d'arme räumten, ruhig und unbewaffnet über den Platz dahinschreitend, von der Kugel eines Kroaten niedergeworfen war. Ein ganzer Roman knüpft sich an das Schicksal dieses liebenswürdigen Mannes, eines Dr. Genari, dem wir bei unserm frühern Besuche im Benini'schen Hause an der Seite seiner jungen schönen Gattin flüchtig begegnet waren. Mit der Leiche ihres Mannes und ihrem noch ganz kleinen Kinde war die unglückliche junge Wittwe aus Mailand zu ihren Angehörigen an den See gekommen, hatte dem Manne hier die letzte Ruhestätte bereitet, ihr Kind der Pflege ihrer mütterlichen Freundin überlassen, und war fortgegangen, um als Krankenpflegerin in den Lazarethen ein Leben, das ihr selber in dem Augenblicke werthlos geworden war, für andere Leidende noch nutzbar zu machen und ihren Schmerz durch Thätigkeit zu bekämpfen.

Allabendlich kam man in zwanglosester Weise, wirklich nur zum Plaudern, im Hause unserer Freunde zusammen, und die leichte und formvolle Weise, in welcher die den verschiedensten Ständen angehörenden Personen sich zu einander stellten, konnte als mustergiltig angesehen werden. Es kamen mitunter aus den benachbarten Ortschaften und von den verschiedensten Punkten des Sees Familien mit großen Namen unerwartet zum Besuch, welche, in Mailand, Como, Monza und der Brianza ansässig, ihren Herbst am See verlebten; es kamen Künstler vom andern Ufer aus der Villa Riccardo herüber, in welcher der große Musikverleger offenes Haus hielt; das hinderte aber gar nicht, daß ebenso die schöne Wirthin des Hôtels Marcionni, in dem wir wohnten, nach gethaner Arbeit als Gast sich in dem Salon einfand und gelegentlich auch einen ihrer Gäste mitbrachte, den sie für die Aufnahme in dem edeln Hause geeignet glaubte. Heiterer, zwangloser, geistig angeregter ist mir selten eine Gesellschaft erschienen, und ich habe dort es recht deutlich empfunden, welche Bildungselemente uns durch den schwerfälligen Aufwand entzogen werden, unter welchem auch bei uns in Deutschland die geistig fördersame Geselligkeit zu Grunde geht. Man sprach bei einem Glase Eiswasser und einer Tasse geeistem oder heißem Thee mit voller Freiheit und Offenheit alle großen Tagesfragen, und trotz der Heiterkeit, sehr ernsthaft durch; und mit derselben offenen Freimüthigkeit sprach unsere Freundin auch an einem der folgenden Tage, an welchem sie mit uns über den See gen Menaggio fuhr, um uns zu der auf den Höhen gelegenen Villa von Massimo d' Azeglio zu führen, sich in Gegenwart der beiden Bootführer, es waren zwei Garten- und Feldarbeiter des Hauses, die uns hinüberruderten, über die Zukunft Italiens und über die üblen Einflüsse aus, welche die katholische Geistlichkeit noch immer auf das geistige Vorwärtskommen des Volkes übe. Sie tadelte die Unwissenheit und Trägheit, die durch das Coelibat genährte Unsittlichkeit der Geistlichen, und beklagte das Unheil, welches durch sie in viele Familien gebracht würde, mit sehr entschiedenen Worten; und der eine der Rudernden, ein älterer Mann, nickte dazu immer

mit dem Kopfe, als ob er Ja und Amen sagen wollte, wenn Signora Luisa ihre Ueberzeugung aussprach, daß auch für dieses Unwesen ein Ende kommen werde.

Eben so rückhaltlos offene Unterhaltungen hörten wir, wenn wir bald in dem, bald in jenem kleinen Orte einmal vor einem der landesüblichen Kaffeehäuser saßen; und wir machten dabei wieder die schon in früheren Jahren gethane Bemerkung, wie die anspruchslose, selbstgewisse Natürlichkeit, mit welcher die Grundbesitzer und Edelleute sich bei ihren Landaufenthalten an diesen öffentlichen Orten mitten unter das Volk begaben, mit ihm an demselben Tische den Kaffee tranken, mit ihm verkehrten und discutirten, wesentlich dazu beigetragen haben mußte, die Verbindungen zwischen den Patrioten innerhalb des Landes, und jene andere zwischen ihnen und der piemontesischen Regierung zu ermöglichen und lebendig zu erhalten, welche trotz der Wachsamkeit der österreichischen Regierung seit dem Jahre 48 fortdauernd bestanden, und die Revolution von 59 vorbereitet hatten.

In den großen Städten, in Mailand und Como, machte sich die Wandlung der Verhältnisse noch viel auffallender bemerkbar als in den kleinen Orten und auf dem Lande. Die Freude über die Befreiung des Vaterlandes lag wie ein Sonnenschein über den Menschen. Die fremden Soldaten marschirten nicht mehr drohend durch die Straßen, die österreichischen Corporale mit dem Stock an der Seite waren verschwunden. Leichten Schrittes gingen die italienischen Bersaglieri mit den lustig wehenden Federbüschen an den aufgeklappten Hüten auf dem Corso Vittorio Emanuele einher, Civilisten und Militair mischten sich jetzt fröhlich vor den Kaffehäusern, italienische Frauen gingen am Arme der Officiere spazieren, das Castell war nicht mehr ein Schrecken der Bürger, das ganze Leben in den Straßen war flüssiger und freier geworden. Die Auslagefenster der Buchläden — diese Gradmesser des Volksgeistes und der Volksbildung — hatten einen völlig veränderten Inhalt gewonnen. Die Bilder des Königs und des vor wenig Monden gestorbenen Grafen Cavour waren in allen Größen und überall vorhanden. Sie fehlten selbst nicht in den Zimmern eines uns befreundeten kunstgelehrten Geistlichen, der Rhetor am Dome und Besitzer einer schönen Sammlung von Kunstwerken ist. Er besitzt beiläufig den schönsten Crespi, den ich kenne. Selbst die hochbetagte Mutter unseres Freundes, obschon wie der Sohn dem katholischen Bekenntniß und der Kirche mit Innigkeit ergeben, sprach mit fromm gefalteten Händen den Dank gegen Gott über die Befreiung des Vaterlandes von der harten Fremdherrschaft, und zugleich die Hoffnung aus, daß Gott auch Mittel und Wege finden werde, die vollständige Einigung Italiens durch die Hinzufügung von Venedig und des Kirchenstaats herbeizuführen, denn die Einigung des Vaterlandes sei ja eine heilige Sache und stehe unter Gottes Schutz! — Wie sich die treffliche Matrone die Stellung des weltlichen Oberhauptes der Kirche zu dieser heiligen Sache vorstellte, darüber sprach sie sich nicht aus, und es war nicht an uns, danach zu fragen, da die Gesinnung an sich schon merkwürdig und erfreulich genug war.

In Turin erhoben sich die Standbilder jener früheren italienischen Patrioten: des Abbate Gioberti und des General Pepe bereits vor den Augen alles Volkes auf den Plätzen der Stadt. Große Denksäulen nannten die Namen aller der Männer, welche für das Zustandekommen der freisinnigen Gesetze gestimmt hatten; auch König Carlo Alberto, la spada d'Italia (das Schwert Italiens), der zuerst die Fahne für die Einigung des Vaterlandes

erhoben — wennschon er sie entmuthigt wieder hatte fallen lassen — hatte sein prächtiges Monument erhalten. Als ergreifendstes von allen Ehrenstandbildern trat uns aber die Statue des einfachen Soldaten, das Denkmal entgegen, welches die Bürger des Landes als Zeichen ihres Dankes eben in der Gestalt des einfachen Soldaten all' denjenigen Braven errichtet hatten, welche in den Befreiungskämpfen mitgefochten hatten; und es war auf dem Denkmal ausdrücklich verzeichnet, daß Mailand und Venedig, obschon zur Zeit der Aufrichtung des Standbildes noch unter österreichischer Herrschaft, zu demselben ihren Beitrag eingesendet hatten.

Werke über Volkserziehung, über die Nothwendigkeit die Klostererziehung nicht nur für die Knaben, sondern auch für die Mädchen aufzuheben, und die Frauen in das Leben und in eine gewerbliche Thätigkeit eintreten zu lassen, fanden wir selbst in den Kästen der fliegenden Buchhändler; und in all' den Flugschriften, welche wir in die Hände bekamen, gingen die Leidenschaft des Volksverlangens und die politische Besonnenheit der Staatslenker einen so richtig zusammenpassenden Schritt, daß man über den Sieg ihrer gemeinsamen Bestrebungen durchaus nicht mehr im Zweifel sein konnte.

Unsern Bekannten von dem ersten Aufenthalt am Comersee, den schönen Dr. F. M., der Jura studirt und in dem Bankhause seines Vaters, in einem Assecuranzgeschäfte, mitgearbeitet hatte, fanden wir im Finanzministerium beschäftigt. Wir erhielten nachträglich von ihm manchen Aufschluß über jenes geheimnißvolle Kommen und Gehen der Männer, das wir 1858 am See beobachtet, und über dessen Zweck wir uns in unseren Vermuthungen nicht geirrt hatten. Die äußerst anmuthigen und für die italienische Sittengeschichte und Staatsentwickelung höchst lehrreichen Memoiren von Massimo d'Azeglio, die nachdem unter dem Titel: „I miei ricordi" erschienen sind, gaben uns dann in weiterm Maßstab den Beleg dafür, wie reiflich der Boden vorbereitet worden war, auf welchem im gegebenen Augenblicke die Entwürfe in Thaten umgewandelt wurden — wie man zu warten und zu handeln verstanden; und man hat nach 1861 noch geraume Zeit zu warten gehabt, ehe wieder ein bedeutender Fortschritt zu der Einigung Italiens gemacht werden konnte. Diesmal kam der Anstoß von Norden her, und Preußen und seine damaligen Bundesgenossen in Deutschland dürfen dreist behaupten, mit ihrer mächtigen Kraft zu der abschließenden Neugestaltung Italiens ihr redlich und dankenswerthes Theil gethan zu haben.

VI.

Der deutsche Krieg von 1866 lag zwischen unserm eben erwähnten Aufenthalte in Ober-Italien und unserm Wiedersehen des uns so theuren Landes.

Es hatte inzwischen eine bedeutende geistige Annäherung zwischen Italien und Deutschland stattgefunden. Mit jedem Jahre hatte die Zahl der jungen Gelehrten sich vermehrt, die nach den in ihrem Vaterlande beendeten Universitätsstudien gen Norden gekommen waren, diese Studien auf deutschen Universitäten fortzusetzen. Junge Aerzte, Archäologen, Chemiker, Nationalökonomen, Philologen, Philosophen und der Landwirthschaft Beflissene aus den verschiedensten Theilen Italiens hatten wir im Laufe der Jahre in unserm Hause gesehen. Sie Alle waren durch gründliches Studium der deutschen Sprache mehr oder minder mächtig geworden, und bei Vielen von

ihnen war durch vertrauten Verkehr in deutschen Familien eine wirkliche Vorliebe für deutsches Leben und deutsche Häuslichkeit rege geworden.

„Wir können nicht nur deutsche Wissenschaft bei uns noch sehr gebrauchen, es thäte uns auch gut, wenn wir deutsche Frauen mit nach Hause bringen könnten!“ sagten einmal ein paar junge sehr gebildete italienische Universitätsdocenten zu mir, die sich auf Kosten ihrer Regierung lange in Deutschland und in England aufgehalten hatten. Daneben bemerkte man an anderen Italienern wieder ein stolzes Abweisen des Fremden, ein sehr einseitiges Pochen auf die einstige, seit hunderten von Jahren nicht mehr vorhandene Ueberlegenheit der italienischen Cultur über die Cultur der andern europäischen Völker, und ein Ueberschätzen dessen, was das gegenwärtige Italien an ererbter Ausbildung der schönen Form in Sprache, Kunst und in gesellschaftlicher Umgangsweise vor Deutschland, nach dem Glauben jener Italiener noch voraus besaß. Es half nicht, wenn man es ihnen vorhielt, daß in der nationalen Entwickelung immer der nationale Maßstab angelegt werden müsse; daß wir die sonnenhelle Wärme, die durchsichtige Klarheit, die ursprüngliche Naturwahrheit und Naturempfindung Goethe'scher Poesie, daß wir Goethe und den Faust nicht gegen Dante und die göttliche Komödie, Schiller nicht mit seinem Nachahmer Alfieri vertauschen möchten, ohne daß wir deshalb die italienischen Dichter herabzusetzen dächten; daß wir eben so wenig unsere, einem nordischen Klima und seinen häuslichen Bedingungen entsprossene Geselligkeit und unser Familienleben gegen die italienische Sitte vertauschen könnten noch möchten, und daß wir unsere Ueberlegenheit über andere Nationen, wenn von Ueberlegenheit überhaupt die Rede sein dürfe, wo man bei reiflicher Erwägung vielmehr nur die, aus den jedesmaligen Verhältnissen hervorgegangenen Besonderheiten anzuerkennen habe, daß wir unsere Ueberlegenheit vor Allem in den verständigen guten Willen setzten, mit welchem die Deutschen fremde Nationen und deren Literatur zu verstehen, und sich das Gute derselben anzueignen bemüht gewesen wären. Das, was Deutschland geworden sei, sei es geworden durch seine Kraft, durch seinen Fleiß und seinen Ernst, wie durch die Werthschätzung und Benutzung dessen, was es an Italienern, Franzosen, Engländern, Nachahmens- und Benutzenswerthes gefunden und auf deutsche Verhältnisse übertragen, ihnen angepaßt und eingefügt habe — und wenn Italien vorwärtskommen wolle, so müsse es den gleichen Weg einschlagen. Eine sich in sich selbst beschränkende, sich in der Nationalität versteifende Entwickelung führe zum Chinesenthum und sei reichlich ebenso verderblich, wie die blinde und verflachende Nachahmung fremder Zustände. Jener Kosmopolitismus, den man erstreben müsse, schließe die einseitige Entwickelung der Nationalitäten entschieden aus, aber es könne unter ihm auch nicht ein völliges Verwaschen des Nationalcharakters gemeint sein; und derjenige, welcher im neunzehnten Jahrhundert noch daran glaube, daß sein Volk der Inbegriff alles Könnens sei, daß sein Volk aus sich heraus Alles Das erzeugen könne, oder erzeugt habe und erzeugen werde, was eben das Zusammenwirken der verschiedenen nationalen Fähigkeiten für die Menschheit Fördersames hervorgebracht habe, sei eben solch' ein Thor, als jene Idealisten, welche Norweger, Sicilianer, Russen, Engländer und die slovakischen Mäusefallenhändler durch plötzliche staatliche Umgestaltungen in den menschheitsbeglückenden Verband der vereinigten europäischen Republiken hineinzuzwingen dächten.

Es war Ende October, als wir im Jahre 1866 abermals in Como

zum erstenmale wieder mit Italienern innerhalb ihres Landes in Berührung kamen. Wir trafen dort auf die Officiere der Garibaldi'schen Freischaaren, die sich dort nach beendetem Feldzuge zusammengefunden hatten, um ihre Abrechnungen und die Auflösung der Corps zu besorgen. Auf den Schlachtfeldern von Böhmen, auf denen die österreichischen Herrschsuchtsgelüste, so weit sie Deutschland betrafen, in ihre Grenzen zurückgewiesen worden waren, hatte das siegreiche Preußen mit seinen deutschen Bundesgenossen für Italiens Befreiung mitgekämpft, das, den gegebenen Anstoß benutzend, auch wieder gegen Oesterreich aufgestanden war; und abermals hatte Napoleon der Dritte sich dazwischen gedrängt, hatte den beiden siegenden Völkern die Erlangung ihres vollen Siegespreises unmöglich gemacht. Preußen war nicht nach Wien gegangen, vor dessen Thoren es gestanden. Es hatte mit der Einigung Deutschlands am Maine Halt machen müssen, und Italien war genöthigt worden den ehrlichen Erwerb dieses Krieges, Venetien, wiederum als ein Geschenk aus der Hand des Kaisers der Franzosen hinzunehmen — der damit auf's Neue seine Schutzherrlichkeit über Italien gefestigt hatte.

Unter den Garibaldinern war damals die Stimmung sehr erbittert gegen Napoleon. Viele von ihnen, welche Garibaldi in allen seinen italienischen Feldzügen gefolgt waren, hatten es nicht vergessen, wie allein der französische Einfluß ihnen den Tag von Aspromonte bereitet, wie französische Truppen in Rom die vollständige Einigung Italiens immer noch unmöglich machten; und wir wurden in dem Kreise der Männer, mit denen wir damals in Como beisammen waren, um unserer Nationalität willen mit großer Wärme begrüßt, mit Zutrauen und Herzlichkeit empfangen.

Sie sprachen es aus, wie lebhaft „der General" eine feste Alliance von Deutschland und Italien gewünscht; man wollte wissen, daß er durch Absendung eines seiner begabtesten und vertrautesten Officiere an Graf Bismarck auf diesen engen und dauernden Anschluß hingewirkt, und man hatte kein anderes Verlangen, als endlich dem Uebergreifen einer fremden Macht in die Gestaltung der italienischen Verhältnisse ein Ende gemacht zu sehen.

Garibaldi selbst war nicht mehr in Como, aber sein Geist war in dem ganzen Corps lebendig, und ich habe selten edlere und schönere Eindrücke empfangen, als in der Unterhaltung mit jener, aus Männern verschiedensten Alters und verschiedenster Lebensberufe zusammengesetzten Gesellschaft. Ich habe auch niemals ein Officiercorps angetroffen, dessen Haltung mehr an unsere Landwehrofficiere erinnert hätte; und dabei hatten sie die Anmuth des Behabens und jene phantastische Lebhaftigkeit voraus, welche solchen Freischaaren eigen zu sein pflegte. Auch ihre Uniform hatte etwas sehr Gefälliges, sowol für die Gemeinen als für die Officiere. Die rothe Blouse und das Käppi für den Soldaten, der fest anliegende rothe Rock der Officiere, mit reicher goldener Zierrath, die kornblau seidene breite Schärpe über dem blaßgrauen Beinkleid, sahen mit der rothen, goldverbrämten Mütze und dem grauen fliegenden Mantel sehr geschmackvoll aus, und standen Alt und Jung wohl an. Die Behauptung aber hörten wir von verschiedenen Officieren wiederholen, daß das Garibaldi'sche Corps diesmal nur um deshalb weniger glücklich operirt habe, weil es zu groß gewesen sei. „Freischaaren sind nur in mäßiger Anzahl mit Erfolg zu verwenden; sobald sie diese Anzahl überschreiten, werden sie schwer zu handhaben und verlieren ihre eigentliche Bedeutung!" sagte Der und Jener. Wir haben uns an diesen Ausspruch jener in Freischaarenkriegen geübten und erfahrenen Führer in diesen Tagen oft

erinnert, wenn wir von der französischen Massenerhebung in den Zeitungen gelesen haben.

Mit Garibaldi selber trafen wir erst zehn Monate später, am 9. oder 10. Sept., im Hôtel Byron am Genfersee zusammen, als er sich zum Friedenscongreß nach Genf begab. Einer der Officiere, der junge und schöne Obrist Frigyesi, mit dem wir in Como bekannt geworden waren, stellte uns dem General vor. Er war müde von der Reise in dem Hôtel angekommen und seine Weiterreise erlitt einen Aufenthalt, weil die französisch-savoyenschen Dampfschiffe die Weisung erhalten hatten, die Festgesellschaft, die ihm von Genf entgegenfuhr, nicht zu befördern; und damals — die Franzosen hatten eben erst ihren mexikanischen Feldzug beendet, und Kaiser Maximilian die Einmischungsgelüste Frankreichs mit dem Leben bezahlt — damals sprach Garibaldi sich vor der im Hôtel Byron zusammengekommenen Versammlung mit größter Entschiedenheit gegen die tyrannische Einmischung Frankreichs in die Schicksale der anderen Völker, mit erhabenem Zorne gegen Napoleon III. aus.

„Ich rechne mir den Haß dieses Mannes gegen mich zur Ehre an!" sagte er fest und bestimmt, und er sah mächtig bei den Worten aus, obschon seine Gestalt nicht eben groß war. Aber er war stämmig gebaut und sein Gesichtsausdruck sehr klar und ruhig. Er trug trotz des sehr warmen Wetters einen weiß und grau gestreiften Poncho als Mantel über der rothen Blouse, einen kleinen grauen Filzhut und stützte sich, dem bei Aspromonte durch einen Schuß verwundeten und nie völlig hergestellten Fuß zu Hülfe kommend, auf einen starken Stock. Sein braunblondes, ergrauendes Haar, die blauen tiefliegenden Augen, die hohe und mächtig gewölbte Stirn, selbst der Schnitt der kurzen, starken und gradlinigen Nase und die Form des sehr energischen Mundes haben bei Garibaldi etwas Deutsches, was ihm von seiner aus Westphalen stammenden Großmutter angeerbt sein mag; und obschon man es ihm damals bereits ansah, daß er viel gelitten hatte, war doch die Mischung von Kraft und Milde, die ihn kennzeichnete, noch immer in ihm unverkennbar und wirkte anziehend, ja durch die Schlichtheit seines Benehmens überwältigend.

Damals! — Wer hätte es damals voraussehen können, daß Garibaldi, nachdem er noch einen neuen, seinen dritten Versuch gemacht, Rom und damit Italien von der französischen Abhängigkeit zu befreien, daß er, nachdem im Jahre 1867 die Chassepots bei Mentana ihre ersten Wunder gegen ihn und seine Getreuen gethan, sich plötzlich lossagen könne von seinen eigenen Traditionen? — Wer hätte glauben können, daß der eifrigste Bekenner der Friedenspolitik, der Mann, welcher durch sein Erscheinen dem Friedenscongreß in Genf eine erhöhte Bedeutung gegeben hatte, sich in dem, nach frechstem Friedensbruche, durch Frankreich gegen Deutschland heraufbeschworenen Kriege, zum Bundesgenossen der Franzosen gegen Deutschland machen könne? Man möchte mit bitterm Schmerze das Wort Paul Louis Courrier's von ihm sagen, das dieser aussprach, als der erste Napoleon sich zum Kaiser machte: il aspire à descendre! — Aber das trübe Niedersinken eines leuchtenden Sternes ist ein melancholischer Anblick — und wenn man sich auch sagen darf, daß man es in der spätern Handlungsweise Garibaldi's mit einem Verstandesfehler des heldenhaften Mannes zu thun habe, so thut es wehe, mißbilligend zu verurtheilen, wo man bis dahin mit freudigem Vertrauen verehrte.

Spielereien der Natur.

Für gewöhnlich ist die Kunst darauf angewiesen, bei der Natur in die Schule zu gehen; zuweilen aber scheint es, als ob umgekehrt die Natur sich der Kunst als eines Vorbildes bedient habe. Zu sehen, wie der Bildhauer Menschen, der Regisseur im Theater Welten nachmacht, ist etwas Alltägliches für uns: aber die wirkende Schöpfung selber gefällt sich darin, in einer Art übermüthiger Laune hier ein Gemälde und dort eine Portraitstatue entstehen zu lassen und auf diese Weise sich zugleich Original und Copie zu sein. Sonderbare Spiele des Zufalls, Curiosa ohne wissenschaftlichen Werth: und doch nicht ohne Interesse.

Jedermann kennt die Fortifications- oder kreisförmigen Zeichnungen, welche beim Durchschneiden der nierenartigen Malachite zum Vorschein kommen und diese Species neben ihrer herrlichen grünen Farbe so sehr geeignet zu Luxusgegenständen, Vasen, Tischplatten u. s. w. machen. Der Eisenspath liefert natürliche Spiegel; die Juweliere wissen eine Abänderung der Varietät Adular als Sonnenstein, eine andere mit sehr angenehmem weißen Lichtschein als Mondstein zu schätzen. Das Alles will noch nicht viel sagen. Aber man besuche einmal das schön gelegene Prämonstratenserstift Strahow bei Prag und den neuen Bibliotheksaal daselbst. Dort befindet sich ein Schrank mit mehreren kleinen Marmorplatten, eine größere in der Mitte. In Folge der eigenthümlichen Adern des Marmors glaubt man in der Ferne die Hauptansicht einer Stadt und in anmuthiger Gruppirung um dieselbe verschiedene Nebenansichten zu erblicken. Ja, wie man in unseren hochcultivirten Zeiten manchmal künstliche Ruinen herstellt und baut, was Gebäude nicht werden sollen: so ist die Natur auch nicht zurückgeblieben. Die Marmorarten von Florenz und Parma, und ebenso die von Klosterneuburg bei Wien, vor allen aber die von Elixhausen bei Salzburg haben die schönsten ruinenartigen Zeichnungen aufzuweisen, und von den letzteren kann man in dem Wiener Mineraliencabinet wahrhaft wunderbare Exemplare sehen. Aehnlich erblickt man bei einigen Varietäten des dichten Kalksteins und Mergels, namentlich dem lithographischen Stein, auf den Ablösungen von Schieferplatten pflanzenartige Zeichnungen, ungefähr wie die Eisbäumchen an den Fensterscheiben, welche von der unvollkommenen Krystallisation einer Manganspecies (Psilomelan) herrühren.

Die Passionsblume hat ihren Namen davon erhalten, daß fromme Gemüther in ihren Blüthentheilen Beziehungen auf das Leiden Christi fanden, indem sie den zwischen der Blumenkrone und den Staubgefäßen befindlichen Fadenkranz auf die Dornenkrone, die drei keulig-nagelförmigen Griffel auf die Kreuzesnägel und die fünf Staubbeutel auf die Wundenmale deuteten. Sehr deutlich zeigen die Kreuzesform die senkrecht auf der Axe durchschnittenen Krystalle des Chiastoliths, wovon die besten Exemplare in der Betragne und Massachusetts in Nordamerika gefunden werden; und Jedermann hat wol schon einmal in seinem Leben aus den Gräten eines Hechts das Leiden Christi zusammengesucht. Die Menschen finden Alles, was sie wollen: der Preuße erkennt in jeder Farrnkrautwurzel seinen Adler, der Christ in Staubfäden und Fischknochen eine Passion.

Wo nur ein Fels von etwas menschenähnlicher Gestalt, ein Vorsprung,

der etwa einer Nase, ein Riß, der einem Munde gleicht, sich findet: da bemächtigt sich ihrer die Phantasie der umwohnenden Völkerschaften, um allerhand Sagen daran zu knüpfen, allerhand wunderbare Geschichten davon zu erzählen. Man muß in Gegenden, wie das Riesengebirge, die sächsische Schweiz, welche Bergformationen der groteskesten Gattung aufzuweisen haben, gereist sein, um zu wissen, wie geschäftig das Volk hier eine verzauberte Prinzessin, dort einen Zwerg, einen unholden Riesen oder aber einen biedern Bürgermeister oder Rathsherrn herauszufinden vermag. Der Mensch ist ein wahrer Narciß: er bespiegelt überall sich selbst; und seinen Namen leiht er den Flüssen, den Felsen, den Gestirnen, ja den Göttern.

Die Adersbacher Felsen, welche aus einem, in Folge jahrtausende langer Auswaschungen, zu einem Labyrinth von mehreren tausend Kegeln zerklüfteten Sandsteinflötz bestehen, gelten mit Recht für eine Naturmerkwürdigkeit; denn die Bizarrerie der bald pyramidalen, bald konischen, bald cylindrischen Felsenreste ist hier in der That weit getrieben. Es ist als ob die Natur in einem tollen Fiebertraume eine ganze Welt von Stein gebildet hätte, bunt und wüst Alles durcheinander, ohne Ordnung und Zusammenhang. Man kommt durch eine schmale, von einem Bache durchflossene Schlucht, an deren Seite die wunderbarsten Felsengebilde emporstarren, die bald den Anblick eines Steinwaldes, bald den einer ausgebrannten Stadt gewähren. Vor dem Eingange in das Labyrinth erhebt sich der sogenannte Zuckerhut, ein isolirter, mit Wasser gefüllter Felsblock von fünfzig Fuß Höhe, in Gestalt eines umgestürzten Kegels. Windet man sich dann durch das seltsame Tausenderlei hindurch, so steht man bald vor einem Pauker, bald vor einem Bürgermeister, bald vor einem Mops, bald vor einem Hochgericht, bald vor Johannes in der Wüste, bald vor Kaiser Leopold; den kolossalen Elisabeththurm sieht man wieder: in Breslau ist er 289, hier 218 Fuß hoch; und in einem der Felsen befinden sich buchstabenähnliche Risse, welche die zehn Gebote heißen. Vielleicht daß man sie dereinst auch noch für Ruinen anerkennt, wie jene Vertiefungen an dem großen Löwen vor dem Arsenale in Venedig, welcher, aus Athen entsprungen, am Adriatischen Meere von einer abenteuerlichen Vikingerfahrt nach Griechenland erzählt!

Wenn man sich auf Reisen ein wenig umsieht, so entdeckt man bald, daß dergleichen Curiositäten gar nicht so selten sind in der Welt, sondern ähnlich fast in jedem Land angetroffen werden; denn es wäre ja sonderbar, wenn unter den Millionen Formen, welche durch das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Kräfte überall und in jedem Augenblick entstehen, nicht eben einige von auffallender und außerordentlicher Art zu finden sein sollten. Steigen wir z. B. in die berühmten Karsthöhlen von Adelsberg hinab und betrachten die Wirkungen eines unermessenen Zeitraums: mußten nicht nach aller Wahrscheinlichkeit unter anderen Tropfsteinbildungen auch solche hervorgehen, wobei scheinbar die Gestalt eines wirklichen Dinges beabsichtigt war? Mußten sich nicht neben der unendlichen Mehrzahl bedeutungsloser Massen auch Palmbäume und Wasserfälle, Draperien und Vorhänge im schönsten Faltenwurf, gothische Dome und Calvarienberge entwickeln? Für den Forscher hat dergleichen nichts Wunderbares, wie es auch wirklich durchaus nicht wunderbar ist: Stalaktit, ob gestaltet oder nicht gestaltet, bleibt doch immer Stalaktit; aber der Tourist, welcher, von der Theorie der Tropfsteingebilde nie gequält, hier nur eine Menge frappanter Aehnlichkeiten entdeckt, ja zudem von einem Führer geleitet wird, unter dessen Händen bei der unsichern Be-

leuchtung auch der unförmlichste Pfeiler wie weiches Wachs jede beliebige Gestalt annimmt; der endlich die Zurüstung zu dem seltenen Schauspiele, das Einziehen der Dochte, die Aufstellung der Lampen nicht gesehen: er glaubt in der feuchten Grotte wie in einem Zauberreich zu wandeln; die tanzenden Krainer scheinen ihm neckische Kobolde aus einer andern Welt zu sein, und obwol die Tropfen wie vor Jahrtausenden fallen und die Gegenwart ihn über die Vergangenheit belehren könnte, so gefällt er sich doch darin, hier plötzlich die Wunder der Natur anzustaunen.

Wir finden überall ein Wunder, wo wir einen Erfolg gewahr werden und nicht wissen, wie er erreicht wurde; aber der Nimbus schwindet, sobald wir die Mittel und den Weg kennen lernen, auf welchem etwas geschieht. Wenn es im Theater blitzt und donnert, wenn der Sturm braust und der Regen niederrauscht, so wundern wir uns, wie dergleichen so natürlich gemacht werden kann. Ein Blick hinter die Coulissen — auf den Maschinenboden, wo Kegelkugeln auf ein Trommelfell geschlagen, Erbsen gesiebt und Windräder gedreht werden — und wir finden nichts Wunderbares mehr in dem Effect.

Aehnlich in der Natur. Der Blitz erscheint nicht mehr fürchterlich, seitdem man aus dem Conductor der Elektrisirmaschine Funken zieht; und die Kunstwerke der Gebirge reizen uns nur so lange, als wir in ihnen die Resultate geheimnißvoller, mit Absicht wirkender Kräfte erblicken. Die Geologie entgeistert und entgöttert den sagenreichen Schauplatz; Auswaschungen und Eruptionen und ein paar Jahrhunderte — so ist die Erscheinung fertig.

Aber da die Menschen nun einmal von Anfang an keine Geologen sind, wenigstens nicht gewesen sind, so spielt eine solche phänomenale Felsgestalt in ihren Sagen und Gedichten eine große Rolle. Es kommt ja oft genug vor, daß man ganz bestimmte Aehnlichkeiten in irgend einem Steingebilde zu erkennen glaubt. Wer jemals den Rhein von Bingen bis Koblenz hinabgefahren ist und „die schönste Jungfrau" da oben „wunderbar" hat sitzen sehen, der ist sicher auch von irgend einem Landschaftsphantasmatiker darauf aufmerksam gemacht worden, daß das obere Felsprofil der Lorelei sehr deutlich die Maske Napoleon's I. zeige. Dasselbe sagt man von einem Berg bei Belfast in Irland und in Chamouny von der freilich ihre Gestalt fortwährend verändernden Kuppel des Montblanc, wo man sogar das „welthistorische Hütchen" erkennen will. Uebrigens ist Napoleon nicht der einzige französische Souverain, dem die Erde selbst ein Denkmal setzen zu müssen glaubte. Oesterreich hat sich des unglücklichen Ludwig's XVI. angenommen. Das höckerige Profil des Traunstein, welcher schwermüthig über dem schönsten österreichischen See herabhängt, soll eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Antlitz des unglücklichen Monarchen haben, wenn man es von Lambach aus betrachtet. Es versteht sich fast von selbst, das Bismarck, der jetzt überall ist, auch unter den historischen Felscharakteren nicht länger fehlt. Ein Berg in der Nähe von Ems hat den Namen „Bismarck-Kopf" erhalten; die Aehnlichkeit geht soweit, daß sogar die drei Haare, welche der Zeichner des Kladderadatsch dem Kanzler des deutschen Reiches großmüthig giebt, zu sehen sind: bei der kurz vor der welthistorisch gewordenen Begegnung in Ems geschehenen Abholzung des ziemlich isolirt stehenden, bis dahin hübsch bewaldeten Kegels, ließ man — aus Zufall oder Laune — auf dem sonst kahlen Scheitel drei weithin sichtbare einzelne Bäume stehen.

Mit ihren sicher treffenden Pfeilen erlegten Apollon und Artemis vor den Augen der Mutter alle blühenden Kinder der übermüthigen Niobe. Die Götter hatten Mitleid mit ihrem ungeheuren Jammer: sie verwandelten sie in ein Steinbild, das noch heute auf den Höhen des Sipylos bei Magnesia aufgerichtet steht und Thränen zu vergießen scheint, wenn Regen oder geschmolzener Schnee über dasselbe herabfließt. Später wetteiferten bekanntlich Poesie und bildende Kunst der Griechen in der Behandlung dieses Stoffes; und wenn wir heute die ergreifende und wahrhaft classische Statuenreihe in Florenz bewundern, so haben wir Werke vor uns, welche die Antike der Natur im eigentlichen Sinne abgelauscht, ja deren Idee vielleicht jenes sonderbare Spiel des Zufalls erst veranlaßt, mindestens weitergefördert und ausgebildet hat.

Es war ein gigantischer Vorwurf des Alterthums, den Berg Athos, welcher 5962 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, in eine hingestreckte Statue Alexanders des Großen zu verwandeln, wo auf der einen Hand ein Fluß, auf der andern eine Stadt entspringen sollte. Ob der Berg, wie dort die Lorelei, schon von Natur eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Napoleon des Alterthums hatte, weiß ich nicht zu sagen; überhaupt aber ist es ein seltsamer Gedanke, welcher zu allerlei merkwürdigen Combinationen Anlaß giebt, daß in der That in jedem Marmorblock die projectirte Statue schon fertig vorhanden ist und nur aus ihrer Umhüllung herausgeholt zu werden braucht und daß, wenn man so will, das vollkommene Ideal im Steine steckt, welches der echte Künstler rein herauslöst, während der Stümper zu viel oder zu wenig abschlägt.

Natürlich hat es auch der Himmel nicht unterlassen, Locken und Bären in seinen Sternen abzubilden; doch wollen wir uns für diesmal auf die Erde beschränken und daran erinnern, wie das eitle Menschengeschlecht die ganze Geographie nach seinem Maß gemessen hat. Schulknaben vergleichen Europa mit einer Jungfrau, Italien mit einem Stiefel, den Belt mit einer Schere; das ganze Menschenantlitz wird ausgebeutet, um Namen für die Dinge zu erfinden: die Flüsse münden, Landzungen nennt der Däne Ohren: Helsing-ör, Kors-ör 2c.; der West- und Nordfriese nennt seine Inseln mit Vorliebe Augen, so: Wanger-oge, Spiker-oge, Nordern-ey (eye, auf englisch Auge), und der kahle Sandberg unterhalb Altona, der den Bauer'schen Garten trägt, heißt „blanke Nase" (Blankenese). Städte finden sich wie Räder, so Karlsruhe; wie Quirle, so Königsstein in Sachsen; Häuser wie Kaffeemühlen, so die Halle'sche Universität und das leipziger Museum; jeder Hamburger kennt die beiden Restaurationen in Form eines umgestürzten Trichters zu St. Pauli und St. Georg; und in der Altenburger Gegend bezeichnet man die spitzen Kirchthürme als Finger Gottes; ja, in der Kirche von Gößnitz wird ein Finger neben dem Thurme gewiesen. Ich würde noch die Berliner Bibliothek in Form einer Kommode anführen, wenn sie nicht Friedrich der Große absichtlich so hätte bauen lassen; und es handelt sich ja hier um unwillkürliche Spiele der Natur, durch die Laune der Umstände hervorgebracht oder vernichtet. Indessen — Spiele der Natur: das Wort ist ungenau. Die Natur spielt nicht, sondern der Verstand spielt mit der Natur. Gieb mir die Welt an sich und sie ist Alles — oder Nichts. Erst durch den erkennenden Geist wird die Welt zur Welt.

Dr. Rudolf Kleinpaul.



Julie Recamier.

Eine berühmte Schönheit.

Von **F. von Hohenhausen.**

Wie oft man es auch versucht hat, das Bild einer schönen Frau darzustellen, es wird sehr selten den Beschauer befriedigen; wer sie kannte vermißt immer etwas und wer sie nicht kennt, wird nie im Stande sein, sich eine richtige Auffassung von ihr zu verschaffen, weil meistens das Gesehene nicht mit dem Gehörten übereinstimmt.

Die berühmte Schönheit von Julie Recamier hat einst Maler, Bildhauer und Dichter entflammt zu glühendem Wettstreit, um sie vollständig darzustellen; aber es ist Keinem gelungen, theils sind Fehler und Lücken vorhanden, theils bietet ihre Eigenthümlichkeit immer wieder neue Züge dar, die man in ihrem Bilde nicht findet. Durch einen glücklichen Zufall ist das beigefügte Portrait dem „Salon" zur Benutzung überliefert worden, es gilt für das beste, welches von der berühmten Schönheit existirt; aber wie viel fehlt noch daran, um sie vollkommen darstellen zu können! Schon allein die Farbe der Morgenröthe, die ihre Lilienwangen geschmückt hat, und der Goldglanz des braunen, seidenweichen Haares, der Diamantschimmer des sanften und doch feurigen Auges, das Lächeln des feuchten Purpurmundes!

In der französischen Literatur ist Julie Recamier noch immer die Muse der Erinnerung und wenn auch kein Zeitgenosse von ihr mehr lebt, wird doch über sie geschrieben werden, so lange der Frauencultus den civilisirten Völkern nicht ganz abhanden kommt.

Die alte Abtei im Holze, Abbaye aux bois, in der Rue de Sèvres von Paris, ist berühmt geworden, weil Julie Recamier darin lebte und starb. Sie versammelte in den bescheidenen Räumen ihres klösterlichen Asyls die größten Geister Europa's, denn kein Fremder von geistiger Bedeutung verließ Paris, ohne sie gesehen zu haben.

Ihre unvergleichliche Schönheit war auch unverwelklich; eine ewige Jugend, die des Geistes, gehörte ihr und war die Flamme, die sie durchleuchtete und ihre Umgebung erwärmte. Die Herzensgüte, die wohlwollende Schmeichelei, die glückliche Gabe Andere in das rechte Licht zu stellen, die holde Blüthe der Weiblichkeit, Sanftmuth und Verträglichkeit, machten den Umgang mit ihr so wohlthuend und so anziehend. Sie hat, wie die berühmte liebenswürdige Kaiserin Josephine, niemals Jemandem ein verletzendes, spitziges Wort gesagt, „Je remercie le bon Dieu que je ne sois pas moqueuse", schrieb sie einst in ihr Tagebuch.

Die Frauen der damaligen Zeit bestrebten sich überhaupt mehr wahrhaft liebenswürdig zu sein als die der jetzigen, die lieber für klug und pikant gelten wollen. Im Nachklang davon nannte auch unsere deutsche liebenswürdige Berühmtheit, Rahel Varnhagen, diese Schmeichelei des Wohlwollens „lieblich" und versicherte immer, daß es ihr größtes Vergnügen sei den Leuten etwas Angenehmes zu sagen. Wie oft kommt jetzt das Gegentheil im Gesellschaftsleben vor!

Der Salon von Julie Recamier war die Pflanzschule aller großen Talente in Frankreich; die vollendeten feinen Manieren der berühmten Schönheit wurden von den Heldinnen der Bühne studirt und nachgeahmt. Rachel Felix, die Muse der Classicität, hat unzweifelhaft in dieser Schule ihre großen Anlagen entwickelt, namentlich hat sie die fast untergegangenen Traditionen der Kunst, den Anstand einer Fürstin mit dem Zauber einer Theaterprinzessin zu vereinigen, hier empfangen.

Die Maler David und Ingres haben Julie Recamier gemalt, Canova hat den Marmor belebt, um das schöne Frauenbild darzustellen, das wie Griechenlands Helena weltberühmt war. Ein Dichter hat von ihrem Auge gesagt: „Wäre ich ein Herrscher, würde ich ihr befehlen, daß sie mich fortwährend ansähe.“ Ein Fürst, der schönheitsdurstige Prinz August von Preußen*) liebte sie und blieb bis zum Tode im Anschauen ihres Bildes verloren. Die geistreichste Frau ihres Jahrhunderts, Frau von Staël, schenkte ihr ihre Freundschaft und bezeugte damit die geistige Ebenbürtigkeit ihrer schönen Freundin. Der klügste Staatsmann, Talleyrand, verehrte sie und sogar der Eroberer Napoleon versuchte es, ihr zu huldigen, wurde aber von ihr verschmäht, obwol sie ihn heimlich bewunderte. Sie besaß außer den beiden so selten vereinigten Kronen der Menschheit, Schönheit und Geist, auch die dritte, noch seltenere, die Tugend. Obwol ihre erste Jugend in die Revolutionsjahre fiel, in denen die Sittenstrenge für eine aristokratische Lächerlichkeit ausgegeben wurde, hat niemals ihr reines Bild vom Hauch der Sünde befleckt werden können. Aber die Verleumdung blieb ihr nicht erspart, denn sie verfolgt ja immer Alles was glänzt oder nur ungewöhnlich ist! So wird es als historisch verbürgte Anekdote erzählt, daß Julie Recamier beim Congreß in Aachen 1818 den Besuch des Prinzen August von Preußen bei später Nachtstunde angenommen habe. Zwei Vorreiter mit Fackeln und sein Wagen mit Bedienten in Hoflivrée hielten angeblich stundenlang vor ihrer Wohnung. Aber gerade dieser Umstand kann als Beweis dienen, daß kein heimliches oder unerlaubtes Verhältniß stattfand, welches man doch sicherlich nicht so officiell in Scene gesetzt haben würde! Daß des Prinzen Besuche lange dauerten, ist indessen nicht unwahrscheinlich; denn er liebte die reizende Julie Recamier wol noch immer 1818 und konnte sich nicht von ihr losreißen, obwol *sie* schon 1810 seine Hand ausgeschlagen und seinen leichtherzigen Sinn richtig erkannt hatte. Aber es ist wol gewiß, daß kein weibliches Wesen der Erde das gethan und doch mit demselben Manne ein unerlaubtes Verhältniß angeknüpft haben würde; das Warum wäre wenigstens nicht einzusehen. Also die Fackelträger mögen existirt haben vor der Thür von Julie Recamier, aber sie konnten nur ihre Tugend im schönsten Lichte zeigen. Der einzige Vorwurf, der sie trifft, ist, daß sie doch zu viel Eitelkeit besaß, um der leichtfertigen Mode sich zu widersetzen, welche damals herrschte. Sie trug allerdings die halbnackte Tracht des carikirten Neugriechenthums, die von den Damen der Revolutionszeit angenommen worden war, und ließ sich sogar in einem *Badecostüm* für den Prinzen August malen. Auch liebte sie es, Schaustellungen ihres schönen Körpers zu veranstalten, namentlich sagen Zeitgenossen, daß sie mit Leidenschaft sich im Shawltanz producirt habe. Sie mußte allerdings berauschenden Beifall damit ernten, denn sie

*) Siehe: „Berühmte Liebespaare von F. von Hohenhausen“. Braunschweig, Westermann. Seite 235.

war eine Erscheinung aus dem Olymp, wenn sie mit einem himmelblauen, feinen Wollstoff, der in weichen Falten über ihr durchsichtiges Kleid von indischem Muslin fiel, die herrlichen Glieder in alle möglichen malerischen Stellungen brachte. Dieser Shawltanz wurde von vielen eitlen Damen nachgeahmt; Frau von Krüdener, Lady Hamilton und später die Händel-Schütz leisteten darin Ausgezeichnetes.

Julie Recamier hatte jedoch den Tact, beim herannahenden Alter ihren Anzug demselben anzupassen und nicht wie so viele berühmte Schönheiten, sich mit jugendlichem Putz lächerlich zu machen, wenn sie alt werden. Ihr Matronenantlitz, von einem Schleier eingerahmt, hatte oft noch den Zauber der Jugend von fern. Zweimal war es mir vergönnt in Paris und in Ems sie, wenn auch nur flüchtig, zu sehen, aber leider nicht zu sprechen. Dagegen schilderte mir einer ihrer nächsten Freunde ihre berühmte Wohnung in der Abbaye aux Bois. Ein dunkler Corridor trennte zwei kleine Zimmer, wovon eins die Schlafstube war. Dieselbe diente zugleich als Bibliothek und zum Aufenthalt der vertrauten Bekannten, wie dies oft in Frankreich Sitte ist. Eine Harfe stand am Fenster, ein Piano ihr gegenüber. Nur zwei Bilder zierten die Wände, ein Portrait der Frau von Staël, die eine so exaltirte Freundschaft für Julie Recamier empfand, daß sie dieselbe stets: „Engel meines Lebens“ nannte. Das andere Bild war eine Landschaft, Coppet im Mondenschein, jenes Zauberschloß in der Schweiz, wo Frau von Staël sich von allen Schöngeistern Europas anbeten ließ und wo Julie Recamier den Prinzen August von Preußen kennen und lieben gelernt hatte. Das Mondlicht dieses Bildes war symbolisch für ihre Liebe, kühl und klar war ihre Empfindung gewesen, eine Entsagung vom ersten bis zum letzten Augenblick. Julie Recamier liebte dies Bild mehr als das Portrait des als Männerschönheit berühmten Prinzen, das jedoch bis zu ihrem Tode in ihrem Salon hing und dann nach Berlin an die Erben des Prinzen August zurückgesendet wurde, wie es einst die beiden Liebenden sich gegenseitig versprochen hatten.

An den Fenstern standen die wohlgepflegtesten Blumen, über sie hinweg sah man die Thürme von Paris und die Bäume des Klostergartens, welche in die blaue Luft ragten; denn die „berühmte Frau“ wohnte drei Treppen hoch in einer Mansarde! Man erblickte die lachende Ebene von Paris und die Hügel von Sevres, vergoldet vom Strahl der Abendsonne. Die Vögel zwitscherten am Fenstergesims zwischen den Blumen und am Piano saß eine alte Frau mit zitternden Fingern ein italienisches Volkslied spielend. Neben ihr stand ein 75jähriger Greis, mit dem Nimbus Homers und Virgils geschmückt — Chateaubriand, der in der verblichenen berühmten Schönheit seine Muse verehrte. Er hatte ihr seinen schönen Namen angeboten, aber sie schlug ihn aus, sie wollte nur seine Freundin sein und machte ihre zwei kleinen Zimmer zum Tempel seines Ruhmes und seines Trostes. Um ihm Freude zu bereiten, ließ sie Rachel Felix bei sich auftreten und seine Verse hersagen; um ihn zu bewundern, empfing sie die ganze durchreisende Welt in ihrer kleinen Wohnung. Das berühmte Paar starb fast gleichzeitig. Im Jahre 1849 raffte die Cholera die Greisin hin, die einst eine so berühmte Schönheit war.

Pyramus und Thisbe.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Schluß.)

Herrn Knipstroh's Haus wurde von einem angebauten Flügel des Gymnasiums gebildet. Ich betrat es mit einem gewissen mißbehaglichen Gefühl und doch zugleich nicht ohne einigen Stolz, da unser Pedell vor der zur Schule führenden Pforte stand und mich im schwarzen Gesellschaftsanzug in die Wohnung des Directors hineingehen sah.

Das Haus schien ganz leer; nur ein Dienstmädchen stürzte mir mit puterrothem Gesicht mit Tellern und Tassen entgegen. Sie hatte mich nicht gesehen und erschrak, wie sie gegen mich anprallte. Patsch! Klirr! lag ein Halbdutzend Teller auf dem Boden.

Ein hastiger Fußtritt kam aus dem Zimmer; die Thür wurde aufgerissen und ein paar Augen rollten zuerst heraus.

„Sie ist eine nichtsnutzige, viehische Person!“ rief Herr Knipstroh. „Ich werde Ihr den Schaden vom Lohn abziehen, Sie elende Creatur!“

Das Mädchen schluchzte und starrte auf die Scherben. „Oh, oh, Herr Wellhof“, sagte Herr Knipstroh, „willkommen! In meinem Hause nenne ich Sie Herr Wellhof, seien Sie mir willkommen. Nun sammle Sie die Stücke nur auf und tröste sich; ich werde meiner Frau nichts davon sagen. Hier hat Sie Geld, daß Sie die Teller wieder kaufen kann. Man soll nie im Zorn strafen“ —

Die Magd ging.

„Eine der ersten Regeln der Pädagogik, lieber Herr Wellhof“, fuhr Herr Knipstroh, seinen Arm in meinen legend, fort. „Aber man darf den Dienstboten auch nicht Alles hingehen lassen. Sie werden auch noch zu der Einsicht gelangen, wenn Sie erst einmal einen eigenen Hausstand besitzen. Das ist freilich noch lange hin; indeß, wer weiß? Jung gefreit hat noch Keinen gereut, sagt das Sprichwort. Ich habe mich schon als Primaner verlobt und war nicht derartig für die Zukunft situirt, wie Sie es durch Ihren Herrn Onkel sind. Keineswegs.“

„Keineswegs“ war Herrn Knipstroh's Lieblingswort und er schloß fast immer seine Reden damit. Er zog mich jetzt weiter mit sich fort durch ein dunkles Zimmer, dessen offenstehende Thüren auf den Amtsgarten hinausgingen. Auf einem Rasen in der Mitte desselben gab es jungfräuliches Gekicher und helle Sommerkleider in allen Farben, doch zumeist weiß. Links davon saßen ziemlich viele ältere Damen um einen langen Kaffeetisch. Auch Pastor Schleppmund saß in einem breiten Stuhl aus gebogenen Aesten unter ihnen. Vor ihm stand gerade eine Dame und präsentirte ihm Zwieback.

„Man wird selbst wieder jung, wenn man die Jugend so zu heiterm Spiel um sich versammelt", sagte sie.

„Hm, ja", versetzte Pastor Schleppmund, den Zwieback in seine Tasse eintauchend, „es ist ein wohlgefälliger Anblick, Frau Director, an dem das Auge sich von dem Ernst des Berufs erholt. Auch Luther —"

Die älteren Damen ließen ihren Strickstrumpf auf den Schooß gleiten und neigten sich vornüber, um kein Wort zu verlieren.

„Auch Luther betrachtete derartige unschuldige Freuden", wiederholte Pastor Schleppmund.

„Wir müssen warten, Sie meiner Frau vorzustellen, bis der Herr Pastor seine Betrachtung beendigt hat", flüsterte Herr Knipstroh mir zu. „Ein seltsamer Mann, eine glückliche Generation da vor uns, die ihr Lebensbündniß einmal unter dem Segen seiner Hand zu schließen vermag. Sie gehören ja auch zu derselben, Herr Wellhof. Aber sieh, da löst mein Kind sich wie ein flatterndes Vöglein aus dem Reihen! Wahrlich, wenn ich sie so betrachte, ist es nicht väterliche Eitelkeit, die mich wiederholen läßt, daß Ihr Geschmack nicht übel ist, lieber Wellhof, obgleich ich auf Aeußeres nicht viel gebe und nur auf den seltenen Kern blicke. Den werden Sie erst kennen lernen, lieber Wellhof. — Minna, mein Kind! Hör' einmal, Du kleiner Windfang, und laß Deine jungen Verehrer nur einige Minuten verzweifeln. Hier ist Herr Wellhof, der Dir vorgestellt zu werden begehrt!"

Die Welt behauptete, es lasse sich arithmetisch nachzählen, daß Fräulein Minna Knipstroh, der kleine Windfang, älter als vierundzwanzig Jahre sein müsse. Sie hatte etwas von einem Wiesel oder, da sie gegenwärtig völlig in Weiß — gewickelt paßte besser als gehüllt — war, mehr von einer Zibethkatze. Die Aehnlichkeit mit ihrem Vater war allerdings eine sehr bedeutende, nur daß dieser ihr einige Erbtheile übermacht hatte, die er selbst nicht besaß. Dahin gehörte die höhere Hüfte auf der rechten Seite, sowie daß ihr Körper um eine schiefe Axe gedreht schien. Was ihr an väterlichen Erbtheilen dagegen mangelte, war Herrn Knipstroh's hohe Brustwölbung, die, bei ihr auf ein unumgängliches Minimum reducirt, einen ängstlichen Eindruck erregte. Sonst zeichnete sie sich durch eine merkwürdige abgeschrägte Stirn aus, deren gelbblondes Haar auf der linken Seite tiefer an die Augen herunterreichte als auf der rechten. Diese lagen, wiederum im Gegensatz zu dem ihres Vaters, äußerst tief im Kopf und besaßen, wenn man nicht bei besonders günstiger Beleuchtung das spinatgrüne Tapet in ihnen wahrnahm, eine unbestimmbare Farbe. Aber nur eins von ihnen, das linke, schielte nach unterwärts, ungefähr in der Richtung des Mundes der sich nicht ganz in der Mitte des Gesichts befand.

Das aus dem Reihen gelöste Vöglein flatterte gerade auf uns zu.

„Hier ist Herr Wellhof, mein Täubchen, von dem ich Dir erzählt — oh, oh, Du möchtest wohl wissen, was er heut Morgen über Dich

gesagt hat, kleine Neugier?“ fragte Herr Knipstroh launig. Doch er fügte gleich, zu mir gewendet, hinzu: „Keineswegs. Es ist eine der ersten Maximen der Pädagogik, der in uns Allen lebenden Eitelkeit entgegenzuwirken.“

Die kleine Neugier erwiederte meine Verbeugung mit einem schüchternen Knix. Weiter nahm sie in mädchenhafter Scheu keine Notiz von mir, sondern sagte in kindlich schmeichelndem Tone:

„Spielst Du nicht ein Bischen mit uns, Väterchen? Ach, bitte, bitte, die jungen Damen bitten Dich alle so sehr. Du belebst Alles so, und es ist ganz anders und viel bedeutender, wenn Du dabei bist.“

„Oh, oh, keineswegs“, versetzte Herr Knipstroh, „für mich ist die Zeit des Spielens vorüber. Sie wird es auch bald für Dich sein — mir tritt stets eine Thräne ins Auge, wenn ich denke, wie doch endlich einmal Einer kommen wird, den Du nicht zurückweisest und der Dich von meiner Seite reißt — ja, dann wird sie vorüber sein, die schöne Zeit, und Dein Antlitz der Himmel für andere Augen sein als für meine. Bis dahin spiele noch, mein Kind, daß mein Blick sich an Deiner Anmuth erfreut. — Lassen Sie mich Ihnen mein Kleinod anvertrauen, lieber Herr Wellhof, da weiß ich es in guten Händen. Oh, wer so jung wäre wie Sie! Ich werde Sie meiner Frau später vorstellen, ihr jugendliches Töchterlein hat natürlicheres Anrecht an Sie. — In der That, ein Paar, das geschaffen scheint —“

Den Rest des Satzes verstand ich nicht, weil einerseits Herr Knipstroh ihn sehr unverständlich murmelte, andererseits sein an meinem Arm hängendes Kleinod mich den durch die Abwesenheit des Erstern wahrscheinlich in die tiefste Niedergeschlagenheit versetzten jungen Damen zuführte.

„Sobald mich etwas betrifft, kann mein Väterchen es immer nicht unterlassen, in seiner Herzensgüte etwas zu übertreiben“, sagte Fräulein Knipstroh mit einer fliegenden Röthe auf ihrer linken Backe.

Die jungen Damen spielten auf dem Rasen mit den jungen Herren ein sehr unterhaltendes Spiel, nämlich Reif. Die jungen Herren priesen jedesmal unisono die Geschicklichkeit einer jungen Dame, wenn sie einen Reif auffing, und die jungen Damen lachten jedesmal gemeinsam, wenn eine von ihnen denselben verfehlte. Im Uebrigen einigten sich ihre Urtheile von Zeit zu Zeit dahin, daß das Reifspiel zu den anziehendsten Erfindungen — sie wußten nicht genau, welches Jahrhunderts — gehöre.

„Ich glaube, des siebzehnten“, sagte Fräulein Ida Kalkwasser.

„Warum glaubst Du das, Ida?“ fragte Fräulein Minna Knipstroh mit unverkennbarer Ironie.

„Weil ich mich erinnere gelesen zu haben“, versetzte die Erstere, den Kopf etwas aufwerfend, „daß um die Zeit — nun ja — um die Zeit — daß es damals Mode ward — mit Reifen —“

„Oh, das ist köstlich“, brach Fräulein Minna Knipstroh in ein schallendes Gelächter aus, „Ida denkt an —“

„Woran?“

„Nein, das läßt sich vor den Herren nicht aussprechen; kommt, ich will es Euch in's Ohr sagen.“

Ein anmuthiger Blumenkreis gruppirte sich um Fräulein Knipstroh, die jeder Blume etwas in's Ohr flüsterte, worüber diese ebenfalls auflachten.

„Nein, das ist zu kindisch, daß ich an Reifröcke gedacht haben soll!“ platzte Fräulein Ida Kalkwasser, die etwas von dem Geflüster vernommen, plötzlich laut heraus.

Eine große Verlegenheit entstand, in der die jungen Damen ihre Gesichter mit sittsamem Erröthen von den jungen Herren abwandten.

„O pfui! so etwas in Gegenwart von Herren auszusprechen!“ sagte Fräulein Minna Knipstroh entrüstet.

„Es scheint ein Reif auf die Gesellschaft gefallen zu sein“, unterbrach ich die allgemeine Pause mit einem außerordentlich geistvollen Wortspiel.

„Oh Sie Boshafter!“ rief Fräulein Minna Knipstroh, sich hastig aus ihrem Gefühl mädchenhafter Sittigkeit aufraffend, „dafür sollen Sie büßen — warten Sie! Fangen Sie den bei meiner Ungnade!“

Und sie schnellte einen Reif hoch und schräg über meinen Kopf weg, daß ich ihn nicht zu fangen im Stande gewesen wäre, wenn auch die Gnade Fräulein Minna Knipstroh's ein Königreich zu vergeben gehabt hätte.

Was ihre Gnade möglicherweise zu vergeben besaß, ließ mich indeß freiwillig auf dieselbe verzichten und die angedrohte Ungnade mir fast als wünschenswerther erscheinen. Ich sah deshalb seelenruhig dem Reif nach, der über ein Bosquet von Schneeballen, Goldregen und persischen Syringen wegflog; dann sprang ich schnell, ihn wieder aufzusuchen, hinterdrein in's Gebüsch.

„Du scheinst sehr zu wünschen, einen Ring von Herrn Wellhof zu fangen, Minna“, hörte ich noch Fräulein Kalkwasser mit anzüglichem Lächeln sagen.

Es ist ein köstliches Ding, unter dem Vorwande, etwas zu suchen, sich aus einer gleichgiltigen Gesellschaft in ein blühendes Bosquet bei Seite stehlen zu können. Ein süßer Duft liegt, wie angesammelt, unter dem kühlschattigen niedern Gewölbe, hie und da fällt ein verirrter Sonnenstrahl hindurch und zeichnet goldene Fäden um eine einsam flammende Tulpenkrone, die aus dem Versteck hervorleuchtet. Plötzlich athmet man Maienglöckchen dazwischen. —

Draußen auf dem Rasen geht das Haschen und Gelächter fort — aber da drunten, ob auch zehn Schritte nur entfernt, ist's einsam, und andere Gedanken wachen auf.

Junge, träumerische Gedanken —

Ich suchte durch's dichte Gebüsch weiter nach dem Reif und war froh, ihn nicht zu finden. Vor mir lag jetzt eine Syringenwand, die beinahe ganz aus schweren violetten Dolden bestand und märchenhaft ungesehen im Halbdunkel blühte und verging. Um unter ihr durchzukommen, mußte ich fast auf dem Boden kriechen; doch es gelang, und wie ich den Kopf wieder heraufstreckte, sah ich, daß ich in eine heimliche Laube hineinblickte, die von einer tief niederhängenden Traueresche überwölbt war, um deren Stamm eine Rasenbank herumlief.

Plötzlich begegnete ich in dem Dämmerlicht der Laube zwei verwundert auf mich gerichteten Augen.

Unter allen Dingen auf Erden werden wenig qualvollere erfunden, als der heimlich Geliebten gegenüber in einer demüthigenden oder lächerlichen Situation zu erscheinen. Auf dem Boden kriechend gewahrt zu werden ist aber für einen Primaner schon im Allgemeinen kaum minder unehrenhaft, als sich den Augen der Welt auf der Straße mit irgend einer aus einem Laden nach Hause geholten Waare bloszustellen. Ich habe einen Secundaner gekannt, der bei Nacht seine Heimat verließ, in die Welt ging und Schiffsjunge wurde, weil er für seine Mutter eine Wurst vom Schlächter holen mußte und mit dieser in der Hand gerade in dem Moment aus dem Fleischerladen heraustrat, wie die Auserwählte seines Herzens mit ihren Gefährtinnen an dem Hause vorüber zur Schule ging.

Es giebt Flecken auf der Ehre eines jungen Mannes, die eigentlich nur der Tod abzuwaschen vermag, und die der vor dem Selbstmord Zurückschreckende wenigstens nur durch freiwillige ewige Verbannung auszulöschen im Stande ist.

Auch die Fremde, die beschäftigt gewesen, mit einem Federmesser einen Buchstaben in die Rinde der Traueresche einzuschneiden, war im ersten Augenblick halb erschreckt von der Rasenbank aufgefahren. Sie fixirte mich einige Secunden zweifelnd mit den Augen, während ich, unfähig, mich unter dem Gebüsch vollständig aufzurichten, in stummer Verzweiflung Staub und Erde von meinem Knie zu schlagen versuchte. Dann sagte sie auf einmal lachend:

„Oh, mein andächtiger Mond! Sie?“

Mein erster Gedanke war, daß spurlos von der Erde verschlungen zu werden eine verschwindende Bagatelle gegen meine Situation sei; denn es war unverkennbar die silberhelle Stimme Emiliens.

Die Gedanken, welche auf den ersten folgten, waren: daß ich Dasjenige, was ich um keinen Preis der Welt der Geliebten je hätte sagen können, ihr bereits selbst gesagt hatte — daß ich diese selben schmalen rosig-weißen Finger, die das kleine Federmesser zwischen sich hin und herdrehten, und die einmal nur küssen zu dürfen ich für die höchste

Seligkeit der Erde gehalten hätte, schon unzählige Male geküßt hatte — und daß ich mir deutlich die Empfindung vergegenwärtigte, die ich nach unserm Abschied an der Planke gehabt, wo ich mir nicht verhehlen konnte, daß Emilie mehr als schwesterliches Gefühl für mich zu haben schien.

Dann kam ein vierter, arithmetischer Gedanke: Liebe und Freundschaft waren allerdings zwei divergirende Linien, doch divergirende Linien, bis zu einer gewissen Verlängerung fortgesetzt, mußten sich ja gerade in einem Puncte berühren.

Trotzdem wäre ich ein armer Mann geblieben, wenn ich für jedes Wort, das ich hervorgebracht hätte, eine Million bekommen haben würde.

„Es scheint doch, als ob eine schwarze Holzplanke im Stande ist, uns manchmal über die Art unserer Zuneigung ein wenig zu täuschen, Gotthold“, sagte Emilie, wie mir schien ein klein wenig boshaft, aber mit einem so reizenden Lächeln, daß ich alles Andere darüber vergaß.

„Ja —“, versetzte ich, ohne die Absicht damit zu verbinden, auf ihre Worte dadurch zu erwiedern — „mir ist es noch immer, als ob es ein Märchen wäre — Sie hier — und Sie, Emilie — oh Fräulein —„

„Und weil ich Emilie bin, fällt es Ihnen darum schwerer, mich so zu nennen?“ fiel sie, die schmalen Fingerspitzen leise hin und her bewegend ein.

„Wenn Sie — oh mein Gott, was habe ich gethan —“ stotterte ich.

„Ich glaube, nichts, was so überaus schwer zu verantworten wäre“, meinte sie lächelnd.

Ich wagte nicht, ihr in's Gesicht zu sehen, sondern blickte nur auf die Fingerspitzen, die sich offenbar wieder gerade so bewegten, als ob ein rosig-weißer Schmetterling mit den Flügeln schlage.

„Nun?“ fragte Emilie auf einmal mit eigenthümlichem Tone.

Ich weiß nicht, woher ich den Muth nahm, aber ich weiß, daß ich mich bückte und die weißen Finger und nach ihnen die zierliche Kinderhand, zu der sie gehörten, küßte.

„Haben Sie den Reif noch nicht, Herr Wellhof?“ rief plötzlich Fräulein Minna Knipstroh vom Rasenplatz in's Bosquet herüber.

„Ach, ich habe Sie noch gar nicht gefragt, wie Sie hierherkommen, Gotthold?“ sagte Emilie.

Das erzählte ich sehr muthig. War es eine rettende Planke, die sie dem Schiffbrüchigen absichtlich zuwarf? Ich kletterte förmlich an ihr in die Höh' und gewann einen modus loquendi, einen Referententon, auf dem ich Posto zu fassen und von dem aus ich die Situation zu beherrschen vermochte.

Dazwischen fragte Emilie. Fragen, zu denen sie wohl ein Recht hatte, wenn ich bedachte — —

Doch bei dem Gedanken ward ich blutroth —

Wer mein Onkel sei? Und da ich gesagt, daß er verreist sei, wann er zurückkomme?

Ob das Haus uns gehöre? Und ob sonst noch Jemand darin wohne?

Ob es leicht sei, durch dasselbe von der Straße in unsern Garten zu gelangen?

Alltägliche Fragen scheinbar. Doch mein Herz zitterte bei der tiefern Bedeutung, die es darunter empfand.

Nein, das war keine alltägliche Frage mehr, auch nicht dem Scheine nach, daß Emilie sich erkundigte, ob die alte Thür in der Planke zwischen unseren Gärten nicht zu öffnen sei? Ich antwortete mit niedergeschlagenen Augen, daß auf unserer Seite sich eine Latte davorgenagelt befinde, die man jedoch mit einem Werkzeug fortzubewegen vermöge.

„Es ist doch hübscher, sich in die Augen sehen zu können, wenn man sich unterhält", sagte Emilie schalkhaft.

Ich übte eine tyrannische Gewalt auf meinen Willen und zwang ihn, die Lider aufzuschlagen „Aber", sagte ich — „von Ihrer Seite bedarf es — ja, bedarf es noch des Schlüssels — um die Thür zu öffnen — wenn ich Sie recht verstanden habe — Emilie —"

Ob ich das letzte Wort zu Ende gesprochen, kann ich nicht beschwören.

„Nach dem, was Sie mir heut' Nachmittag anvertraut, denke ich, daß Sie die Absicht haben, mich zu verstehen, Gotthold", erwiederte Emilie.

In einem solchen Augenblick zu sterben, empfand ich, sei zugleich das bitterste und das süßeste Loos eines Menschen.

„Der Schlüssel wird sich wohl unter dem alten Gerümpel im Hause meiner Tante finden lassen", fuhr Emilie fort.

Es hatte sich so Vieles überstürzend auf mich eingedrängt, daß erst jetzt der Gedanke, der mich am Morgen in der Kirche so eifrig beschäftigt hatte, wieder auftauchte.

„Die schwarzen, großfingrigen Handschuhe gehörten also Fräulein Gramlich?" fragte ich.

Emilie nickte. „Obwohl wir erst in der Nacht angekommen, mußte ich natürlich gleich mit ihr heut' Morgen in die Kirche und heut' Nachmittag hierher. Der Director Knipstroh ist ein Jugendfreund der Tante."

Das Gesprächsthema war wieder ein unverfängliches geworden, und ich fragte kühn nach ihrer Heimat. Sie erzählte, daß ihre Eltern in der Residenz wohnten, und daß ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, die dort zum Besuch gewesen, sie mit hierher genommen.

„Welch' ein glücklicher Zufall!" rief ich mit überströmendem Herzen.

„Vielmehr eine bösartige Absicht", versetzte sie.

„Denn", fuhr Emilie, weil ich meine Augen verwundert auf sie richtete, fort, „die Tante ist ein hinterlistiges Geschöpf und hat meine Eltern beredet, daß es so für mich am besten sei — "

„Für Ihre Gesundheit", interpretirte ich.

Diesmal sah Emilie mich verwundert an, dann bestätigte sie rasch: „Natürlich! Die Luft in der Residenz ist angreifend."

„Also sollen Sie sich hier erholen?"

„Ein recht passendes Mittel!"

„In wiefern?"

„Ja so", sagte Emilie, als besinne sie sich auf etwas, und lächelte

„Ja so", sagte auch ich, da ich erst jetzt die Ironie des passenden Mittels verstand und wieder dunkelroth wurde.

„Ich glaube, Herr Wellhof hat sich in ein Labyrinth verirrt und ich muß als Ariadne seinen Spuren folgen, um ihn an hülfreichem Faden wieder zurückzuleiten", ertönte zugleich mit einem Rauschen der Zweige am Bosquetrande die Stimme Fräulein Minna Knipstroh's vom Rasenplatze.

„Was haben Sie?" fragte Emilie.

„Ich hatte eine hastige Bewegung gemacht, die Laube zu verlassen. „Man darf uns hier doch nicht beisammen — —", stotterte ich verlegen.

„Ja, Sie haben ganz Recht. Wenn die Tante es erführe, wäre es vorbei", erwiederte sie schnell. „Also, adieu, Gotthold! Thun Sie vor den Andern, als ob Sie mich nie gesehen. Morgen Mittag!"

Sie bog sich graziös wie ein Wild durch das Geäst der Traueresche. Es wurde mir unendlich schwer, doch es war unumgänglich und ich rief ihr leise nach:

„Meine Zeit reicht um Mittag nicht länger als bis zwei Uhr — dann — dann muß ich in's Gymnasium — Emilie —"

Diesmal brachte ich das letzte Wort vollständig hervor, denn ich sah nichts mehr von ihr, als einen Streifen ihres blaßrothen Kleides.

„Ich weiß, Sie sind lernbegierig und gelehrig, Gotthold", flüsterte es zurück Zugleich streckte der weiße Schmetterling noch einmal seine beweglichen Flügel zwischen den grünen Blättern hindurch.

Ich küßte sie athemlos — dann war ich allein.

Rechts rauschte ein Sommerkleid durch's Gebüsch fort, links rauschte eins näher heran. „Sie spielen Versteck, Herr Wellhof!" rief Fräulein Minna Knipstroh; „sagen Sie einmal: Piep!"

Ich hätte es beinahe gethan, denn meine Augen ruhten auf dem Stamme der Esche und meine Lippen stießen einen unwillkürlichen Laut aus. Ein zierliches „G" stand in die Rinde des Baumes eingeschnitzt.

Um keinen Preis der Welt hätte ich anders heißen mögen als Gotthold.

Sie hatte sich in die Laube aus der Gesellschaft zurückgezogen, um ungestört an mich denken zu können.

Ich legte einen Augenblick mein glühendes Gesicht in beide Hände. Es wäre die niedrigste Entweihung gewesen, die Physiognomie Fräulein Minna Knipstroh's an der Stelle auftauchen zu sehen, wo Emilie gestanden. Außerdem: Liebe muß vorsichtig sein.

Also: Leise zur Gesellschaft zurück mit dem seligen Bewußtsein des Herzens!

Als ich auf Umwegen auf den Rasenplatz zurückkehrte, kam Fräulein Minna Knipstroh gerade aus dem Gebüsch hervor. Sie sah mich schmollend an und drehte mir dann den Rücken eine Weile; doch nach einigen Minuten stand sie plötzlich, ohne daß ich es ahnte, neben mir und sagte vorwurfsvoll: „Ich glaube, Sie haben Versteck mit mir gespielt, Sie Böser! Ist das hübsch?"

„O gewiß, Versteck spielen ist hübsch", entgegnete ich übermüthig.

Ich hatte erwartet, daß Fräulein Minna Knipstroh mich auf die Antwort hin vollständig aus ihrer Nähe verbannen würde, doch zu meiner Verwunderung rief sie laut mit kindlicher Freude: „Ja, Versteck ist ein hübsches Spiel! Laßt uns Versteck spielen!"

Ob dem Vorschlag erhob sich allgemeiner Jubel und ich hörte Frau Director Knipstroh, der ich immer noch nicht vorgestellt worden war, am Kaffeetisch sagen: „Wenn man die harmlose Freude der spielenden Jugend betrachtet, so erscheint der Ernst des Lebens fast wie ein Traum."

„Hm, ja", versetzte Pastor Schleppmund, „ein Traum zu himmlischem Erwachen."

„Wie wahr!" dachte ich, flüchtig mit den Augen an Emilie vorüberstreifend, die in ziemlicher Entfernung von mir auf der andern Seite des Tisches stand.

„Ein ungewöhnlich schönes Mädchen", sagte eine ältliche Dame, ebenfalls in die nämliche Richtung blickend, „wer ist sie?"

„Obwol es meine Nichte ist, finde ich Fräulein Knipstroh weit anziehender", erwiederte Fräulein Gramlich, die ich jetzt erst in der Ecke gewahrte, mit gehobener Stimme, indem sie aus einer goldenen Tabatière eine Prise nahm.

„Ich danke Ihnen, meine Werthgeschätzte", sagte Pastor Schleppmund verbindlich. Er führte aus der dargebotenen Dose gleichfalls eine Prise an die Nase, blickte zum Himmel, nieste und fuhr fort:

„Hm, ja, die Tugend ist der Prüfstein der Schönheit. Ein jungfräulich Gemüth in dem Herrn —"

Er mußte nochmals niesen.

„Prosit, Schleppmund!" sagte Herr Knipstroh in einer burschikosen Anwandlung.

Es wurde zum Versteckspiel abgezählt; das Loos des Suchens traf Emilie und sie stellte sich mit dem Gesicht gegen einen Baum und zählte langsam bis Hundert, während die Uebrigen sich nach allen Richtungen zerstreuten, um Versteckplätze aufzuspüren. Ich stand in weiter Ferne

und sah nach ihr hinüber, wie das schöne braune Haar auf ihren Nacken fiel, ohne daran zu denken, daß ich einen Versteck suchen mußte.

„Fünfzig!“ zählte Emilie lauter.

Das braune Haar gehörte mir — Niemand von Allen um uns her wußte es — aber es gehörte mir.

„Siebzig!“ zählte Emilie.

„Haben Sie sich noch nicht versteckt, lieber Herr Wellhof?“ flüsterte plötzlich Herr Knipstroh hinter mir.

Ich drehte mich erschreckt um, denn mir war, als müsse er die Richtung meiner Augen bemerkt haben, und ich stotterte: „Nein, Herr Director — ich bin fremd — wußte keinen guten Platz —“

„He—he—he“, lachte er, „man muß der Jugend behülflich sein. Kommen Sie, ich will Ihnen den besten Platz zeigen, wo man Sie so leicht nicht findet“

Er zog mich über den Hofraum an einen alten, halbverfallenen Holzschuppen, dessen Thür er mir öffnete. Drinnen war es vollkommen finster.

„So, da sind Sie gut aufgehoben“, sagte er, mich hineinschiebend, „man muß immer behülflich sein.“

Und Herr Knipstroh drehte einen Riegel von außen vor und ging.

Im Anfang machte ich durchaus keine Ausnahme von der Regel, daß man im Dunkeln nichts sieht. Ich blieb auf dem Holzknorren sitzen, auf den ich mich beim Eintreten, oder richtiger Eingetretenwerden, gesetzt hatte und horchte auf die Stimmen hinaus, die draußen ab und zu erklangen. Emilie schien sich keine übergroße Mühe zu geben, denn nach einigen Minuten tönte stets wieder ein neuer Ruf vom Spielmal und zeigte an, daß Jemand von den Versteckten dies früher, als er von ihr entdeckt worden, erreicht hatte.

„Suchen und finden“, murmelte ich philosophisch vor mich hin, „glücklich ist, wer findet, ohne daß er gesucht hat.“

„Piep!“ machte es plötzlich hinter mir im Dunkel.

Ich drehte den Kopf und strengte meine Augen an, in dem bleigrauen Lichtstrich, der durch die Thürritze fiel, irgend etwas zu unterscheiden.

Nun raschelte es vernehmlich hinter dem aufgestapelten Holz.

„Was ist da?“ fragte ich.

„Piep!“ machte es noch einmal.

„Maus oder Ratte?“

„Ein weißes Mäuschen“, sagte unverkennbar die Stimme Fräulein Minna Knipstroh's.

Ich seufzte unwillkürlich auf; die gute Gesellschaft, in der ich mich befunden, war entschieden gemischt worden.

Gab es ein merkwürdiges Echo in dem Holzschuppen? Es seufzte ebenso aus dem Dunkel zurück.

Sich in's Unvermeidliche zu finden, ist nicht nur männlich, sondern auch klug und obendrein nothwendig. „Haben Sie sich hier versteckt, Fräulein Knipstroh?“ fragte ich.

„Vor Ihnen? Nein!“ erwiederte sie. „Ich spiele nicht mit Ihnen, wie Sie mit mir.“

„Ich denke, wir spielen gemeinschaftlich“, versetzte ich.

Es raschelte näher. „Also Sie beabsichtigen —?“ fragte Fräulein Minna Knipstroh.

„Was?“

„Ihr Loos mit mir zu theilen?“

„Wir müssen nur einen günstigen Moment abwarten“, sagte ich.

„Wozu?“

„Um sicher an's Ziel zu kommen.“

„Und Sie lassen mich wirklich nicht sitzen? Ich kann auf Sie bauen?“

„Das wäre treulos“, lachte ich.

„Ich baue auf Ihr Wort, Wellhof —“

Auf dem Hofraum ertönten viele Stimmen. „Was giebt es?“ fragte Herr Knipstroh.

„Minna und Herr Wellhof haben sich so gut versteckt, daß sie nicht zu finden sind“, rief Fräulein Ida Kalkwasser.

Fräulein Minna Knipstroh stieß gleichzeitig einen leisen Schrei aus. „O, ich glaube eine Ratte!“ flüsterte sie furchtsam, und es raschelte unmittelbar an meiner Seite.

„Die Beiden sollen sich freiwillig melden, um das Spiel nicht aufzuhalten!“ rief es draußen. „Minna! Herr Wellhof! Minna!“

„Man muß der Jugend behülflich sein“, sagte Herr Knipstroh liebevoll; „ich will einmal mitsuchen. Wo mein Kind sich versteckt haben mag, ahne ich nicht, aber hier ist ein heimliches Plätzchen, von dem es Herrn Wellhof wol ähnlich sähe, daß er es sich ausgesucht hätte.“

„Es ist wahrhaftig eine Ratte. Beschützen Sie mich, Wellhof!“ schrie Fräulein Minna Knipstroh leise, aber in höchstem Entsetzen und klammerte beide Arme im Dunkel gewaltsam um meinen Hals.

In demselben Augenblick drehte Herr Knipstroh von außen den Riegel um, öffnete die Thür und das grelle Tageslicht fiel auf uns.

Einige Secunden starrte Herr Knipstroh wie die Corona von jungen Damen und Herren, die ihn umgab, sprachlos auf mich und auf seine Tochter, die sich jetzt mit einem lauten Schrei des Entsetzens von mir losgemacht hatte und, das Gesicht in den Händen verbergend, abgewandt neben dem Holzvorrath ihrer Eltern dastand.

„Oh, oh — oh, ich Unglücklicher!“ stieß Herr Knipstroh, noch immer des Wortes unmächtig, aus.

Die jungen Damen und Herren bissen ihre Zähne auf die Lippen.

„Oh, unglückliche Mutter!“ stöhnte Herr Knipstroh.

In diesem Augenblick gewahrte ich auch Emilie, die, seitwärts stehend, ihre Lippen ebenfalls zu einem Lachen verzog.

Ein stolzes, bitteres Lachen — ich verstand es, und es durchschnitt mein Herz.

„Herr Wellhof", begann Herr Knipstroh mit zitternder Stimme, „ich habe Ihnen vorhin mein Kind, mein Kleinod, anvertraut. Wie haben Sie mein edles Vertrauen gelohnt? Ist das Ehre, Treue? — nein — oh, ich gramgebleichter Mann — das ist verrätherisch, ist eine Schurkenthat —"

„Halt ein, mein Vater!" sagte plötzlich Fräulein Minna Knipstroh, sich heroisch aufrichtend und ihm die gehobene Hand entgegenstreckend.

„Auch Du, mein Vater", fuhr Fräulein Minna Knipstroh mit furchtloser Stimme fort, „sollst nicht trennen, was die Liebe vereinigt. Diesen Jüngling hat mein Herz erkoren, wie mich das seine. Er ist kein Verräther, kein Schurke — wir haben vielleicht vor der Sitte der Welt gefehlt, daß wir die überströmende Qual und Seligkeit unserer Herzen früher reden ließen, als wir den Segen unserer Eltern erfleht. Doch die Jugend ist stürmisch, mein Vater, und Eure Güte wird uns verzeihen, denn Dein Kind ist glücklich. Wie ich hingebend auf sein Wort gebaut, kannst Du es, Vater — mein Verlobter wird einst Dein Sohn sein —"

Ich verstand von alledem keine Silbe.

Herrn Knipstroh's Antlitz furchte sich, gleichwie eine Hagelwolke von einer hehren Bergesstirn absinkt, über die sich wieder verklärender Sonnenglanz hinschwingt.

„Oh", sagte er, seine stärker denn je hervorgetretenen Augen mit dem Handrücken zurückpressend, „oh, Du die Braut dieses jungen Mannes, mein Töchterchen — oh, Wellhof, Sie der Verlobte meines Kindes? Oh, oh, Unbarmherziger, wollen Sie einem alten Mann seine einzige Lebensfreude entreißen? Und doch, ich kann Euch nicht zürnen; keineswegs. Das Herz verlangt seine Rechte, ich weiß es, mein Kind, und ich vergebe Dir. Nein, wenn ich auf Die blicke, die Sie sich erkoren, kann ich auch Ihnen nicht zürnen, Wellhof; keineswegs. Sie konnten nicht anders; ich habe mich auch als Primaner verlobt und konnte auch nicht anders. Aber weinen muß ich, Thränen der Freude und des Schmerzes, des Gewinnes und Verlustes, des Abschieds und der Rührung. Nein, keineswegs! Ich will lachen und mit dem Dichter singen:

„Das Haus benedei' ich und preis' ich laut,
Das empfangen hat eine glückliche Braut!"

„Kommt an mein Herz, meine Kinder! Wir wollen zur Mutter gehen! Der Herr, der es so wunderbar gefügt, hat in seiner Güte auch gewollt, daß sein ehrwürdiger Diener zur Stelle sei, um gleich den Segen des Himmels über Euer Verlöbniß auszugießen. Kommt zum Pastor Schleppmund, meine Kinder!"

Gewisse kritische Lagen des Lebens besitzen das Eigenthümliche, daß man eine Weile ihnen völlig stumm in's Gesicht sieht und dann etwas ganz Anderes sagt, als man eigentlich zu sagen die Absicht hat.

Ich hatte Fräulein Minna Knipstroh und ihren Vater angehört, sah Emilien's Augen und die Blicke aller übrigen jungen Damen und Herren unverwandt auf mich gerichtet und hegte den einzigen Wunsch, auf möglichst einleuchtende und zugleich Anstoß vermeidende Weise den lächerlichen Irrthum aufzuklären. Doch statt dessen brachen meine Lippen urplötzlich in die allerdings sehr einleuchtende, den andern Zweck dagegen möglichst verfehlende Frage aus:

„Ja — wer ist denn verrückt, ich oder Sie?"

„Wie? Was? Verrückt?" replicirte Herr Knipstroh.

„Verrückt? Was? Wie?" permutirte Fräulein Minna Knipstroh, mir einen Schritt entgegen machend.

Die Lächerlichkeit der Situation, in der ich mich in Emilien's Gegenwart befand, stieg mir wie ein erhitzendes Getränk zu Kopf, daß ich mit gesteigertem Ton fortfuhr:

„Ich denke doch, daß ich Anlaß habe, darnach zu fragen, da man mir unterlegt, daß ich Dinge gesagt und gethan haben soll, die —"

„Haltet mich!" stieß, mich unterbrechend, das Kleinod Herrn Knipstroh's aus, „ich glaube, er möchte versuchen, die verführerischen Worte abzuleugnen, mit denen er mein armes Herz bestrickt hat."

Fräulein Ida Kalkwasser sah eine entschiedene Pflicht darin, ihre zurücksinkende Freundin in anmuthiger Attitude aufzufangen, aufrecht zu erhalten und sie mit schwesterlichem Trost zu stärken, indem sie sagte:

„Richte Dich an meiner Freundschaft auf, Minna, und vergiß ihn, wie Du die Andern vergessen, die es Dir früher so gemacht."

„Ich hätte mit verführerischen Worten Ihr Herz bestrickt?" fragte ich verwundert.

„Ich hätte mich je schon in einer ähnlichen Lage befunden?" rief Fräulein Minna Knipstroh, sich in glühendem Zorn aus den Armen Fräulein Ida Kalkwasser's losreißend.

„Nun", lachte die Letztere freundschaftlich, „der erste Versuch ist es doch nicht."

„Willst Du damit vielleicht sagen, es sei der letzte, Du boshafte Katze?" fuhr Fräulein Minna Knipstroh mit grünschillernden Augen wieder gegen sie herum.

„Keineswegs, oh, oh", fiel Herr Knipstroh ein, „erhitzen Sie sich nicht, beruhige Dich, mein Kind. Dort kommt Pastor Schleppmund, oh, oh — und Deine schwergebeugte Mutter. Verdunkle nicht durch Leidenschaftlichkeit den Thatbestand; sammle Deine ganze Kraft. Was hat er Dir gesagt? Wiederhole ihm die Worte, die er gesprochen. Frage ihn sanft, ob er sie leugnen kann? Wir haben es Alle gesehen, wie er seine Arme schützend, gleichwie für's Leben um Dich gebreitet hielt. Sprich, mein Liebling."

„Wellhof", sagte Fräulein Minna Knipstroh mit gebrochener Stimme, „wollen, können Sie es leugnen, daß Sie versprochen, Ihr Loos mit mir zu theilen?"

„Wir redeten vom Versteckspiel", antwortete ich —

„Schändlicher! sagten Sie, wir müßten einen günstigen Moment abwarten, um sicher an's Ziel zu kommen?" rief sie.

„Gewiß, an's Spielmal oder Ziel —"

„Habe ich Sie gefragt, ob Sie mich wirklich nicht sitzen lassen würden, ob ich auf Sie bauen kann? Und haben Sie erwiedert, es wäre treulos, wenn Sie es thäten?"

„Nun ja, natürlich, wenn ich es Ihnen versprochen, wäre es wortbrüchig gewesen, für mich allein zu sorgen und Sie hier im Holzstall sitzen zu lassen", versetzte ich.

„Mein Herz bricht, ich sterbe, Vater!" stöhnte Fräulein Minna Knipstroh, in seinen Armen zusammenbrechend.

Das Sitzenbleiben ist eine Krankheit, deren Gefährlichkeit sich abschwächt je öfter man sie bestanden", sagte Fräulein Ida Kalkwasser, sich theilnehmend über sie beugend; „beschwichtigen Sie ihre Angst, Herr Director.

„Mörder!" schrie Herr Knipstroh mir zu: „Verderber meines Kindes! Man wird ihn auf's Schaffot schleppen! Keineswegs! An den Haaren zum Altar wird man ihn schleppen, den entrissenen Frieden diesem engelgleichen Wesen zurückzugeben! Ein Sophist! Ein Sykophant! Oh, oh! Schleppmund, Sie haben es gehört, reden Sie, ist es nicht ein giltiges Eheversprechen, mit dem dieser Barbar das unerfahrene Gemüth meines einzigen Kindes bethört?"

„Hm, ja", erwiederte Pastor Schleppmund, „so weit ich die hierauf bezüglichen irdischen Gesetze —"

Emilie lachte spöttisch laut auf —

Ich faßte einen plötzlichen, verzweifelten Entschluß, drückte beide Augen zu und sprang mitten durch die Gesellschaft durch und zum Hause hinaus.

Der Mond lag wieder wie weißes Metall auf der Straße und ich lag wieder aus dem offenen Fenster meines Zimmers und blickte hinaus.

Wie viel kann der Mensch in vierundzwanzig Stunden erleben!

Da kamen auch wieder die melancholisch-vergnüglichen Posthorntöne durch die helle Nacht über's Feld. Eine Weile, und der Wagen rasselte wie am Abend zuvor durch die Straße herauf. Mechanisch sah ich ihm entgegen, aber er hielt nicht vor dem Nebenhause an, und ich sah ihm nach.

Was sollte aus mir werden? Es wirbelte mir im Kopf; wo ich zu denken anfing, stieß ich immer auf einen Knoten, der mich nicht weiter ließ.

Hatte ich wirklich Fräulein Minna Knipstroh Anlaß gegeben, zu glauben — — ?

Doch, was half es, wenn ich mich auch frei von Schuld wußte, so lange sie und ihr Vater der Meinung waren, daß ich es gethan?

Konnten sie mich am Ende wirklich zwingen, das Kleinod Herrn Knipstroh's einmal zu heirathen?

Es überlief mich wie der Vorbote einer epidemischen Krankheit und mir schoß plötzlich der Gedanke durch den Kopf: „O, wenn die letzten vierundzwanzig Stunden nur ein Traum gewesen wären!"

Doch eben so schnell verwarf ich den Gedanken wieder und sagte laut: „Nein, um nichts in der Welt, denn dann wäre Emilie auch ein Traum gewesen."

Ich mußte einen Ausweg ersinnen, für mich und für sie.

Liebte Emilie mich noch? Konnte sie es noch?

Es war im Grunde eine thörichte Frage, da es nur einer Erklärung des Vorgefallenen bedurfte, die Alles wieder gutmachte. Allerdings bis auf die lächerliche Rolle, die ich einige Minuten lang gespielt. Doch wahre Liebe durchschaut ein Mißverständniß auch ohne Erläuterung.

Wahre Liebe? War meine eine solche?

Ohne Zweifel. Liebende erkennen sich in einer Stunde tiefer, als Andere sich in Jahren! ein Blick in's Auge ist verständnißvoller als tausend gleichgiltige Worte, welche die Lippen gewechselt. Mir schien, als habe es nie eine Zeit gegeben, in der ich Emilie nicht gekannt, nicht geliebt.

Und sie wußte es! Und sie hatte nicht gesagt: — „Ich beklage Sie, Gotthold, denn ich vermag Ihnen nicht mehr als Schwester zu sein."

Es war meine höchste, einzige Pflicht, unser gemeinsames Lebensglück aus dem Schiffbruch, der ihm drohte, zu retten.

Mit fieberglühendem Gesicht setzte ich mich an den Tisch und schrieb:

„Lieber Onkel.

„Ereignisse, die ich Dir mündlich näher mittheilen werde, bewegen mich, an den letzten Gedanken, den Du beim Abschied in mir rege machtest, anzuknüpfen und Dich zu bitten, Deinen Einfluß in der Residenz dahin zu verwenden, daß Du mir die Officierscarriere eröffnest Jene Ereignisse nöthigen mich nämlich, um jeden Preis die Stadt schleunigst zu verlassen. Im Uebrigen füge ich noch in Eile hinzu, daß mein Entschluß mit dem Wort in Verbindung steht, welches Du mir eingeprägt, daß Derjenige das Glück festhalten muß, dem die Gunst des Zufalls ein weibliches Wesen in den Weg führt, das er nach dem Platon'schen Gleichniß als einen vormals von seinem eigenen Selbst abgetrennten Theil empfindet. Das thue ich, lieber Onkel; ich fühle es, daß ich nur dies eine Mal oder nie wieder liebe. In acht bis zehn Jahren kann ich Hauptmann sein, dann werde ich Emilie heirathen.

Dein Gotthold.

Entschuldige die aufgeregte Handschrift; es ist spät, und ich liebe sie so sehr."

Am Morgen sehen die meisten Dinge sich nüchterner an als am Abend zuvor. Ich hatte die Absicht gehabt, nicht in die Classe zu gehen, doch bei rationeller Erwägung sagte ich mir, daß es am besten sei, zu thun, als ob Nichts vorgefallen wäre und Herrn Knipstroh so über meine Pläne zu beirren. Vielleicht war es möglich, daß auch er und seine Tochter bei ruhiger Ueberlegung ihren Irrthum eingesehen und am meisten wünschen würden, jedes unnöthige Gerede darüber zu vermeiden. Ja, in der frischen Morgenluft — denn ich war sehr frühzeitig aufgestanden — erschien mir dies sogar durchaus als das Wahrscheinlichste.

Auch den Brief an meinen Onkel betrachtete ich mit nüchternen Augen anders als am Abend. Ich steckte ihn in die Brusttasche und beschloß, es von Herrn Knipstroh's Benehmen abhängen zu lassen, ob ich ihn absenden wolle oder nicht.

Dann ging ich mit dem Gefühl in die Classe, daß Jeder, der mir begegnete, mich mit dem Gedanken ansehe, daß ich der Bräutigam Fräulein Minna Knipstroh's sei und sie sitzen zu lassen beabsichtige.

Was ich, von der nüchternen Anschauung des Morgens geleitet, als das Wahrscheinlichste betrachtet, fand in der That statt. Niemand sprach in der Prima mit mir über das gestrige Ereigniß, offenbar wußte Niemand darum, und Herr Knipstroh selbst schien am wenigsten eine Ahnung davon zu besitzen. Er bewies uns die Existenz Gottes ebenso mathematisch-unwiderleglich wie die planimetrische Wichtigkeit der Vorstellung imaginärer Punkte. Nur einmal fragte er plötzlich und, wie mir erschien, etwas sprungartig die Materie, die er gerade behandelte, verlassend:

„Pruter, wie heißt das sechste Gebot?"

Peter Pruter erröthete und antwortete: „O, meinen Sie wirklich, daß ich es sagen soll, Herr Director?"

„Warum sollten Sie ein Gebot Gottes nicht sagen?" versetzte Herr Knipstroh; „fürchten Sie sich etwa davor?"

Die Andeutung war unverkennbar. Ich bückte mich stumm über mein novum testamentum graece, denn mir war, als ob die gesammte Prima auf mich als auf Einen blicken müsse, der sich vor dem Wortlaut des sechsten Gebotes fürchte.

Hatte ich dasselbe eigentlich bereits verletzt?

Mein Nachbar trug es im griechischen Text vor.

„Scheuen Sie sich, es offen auf Deutsch zu sagen?" fragte Herr Knipstroh wiederum.

Peter Pruter wiederholte, dunkelroth im Gesicht, in der verlangten Sprache:

„Du sollst nicht ehebrechen."

„Gut", entgegnete Herr Knipstroh, „keineswegs sollst Du die Ehe

brechen. Was heißt das? Die Ehe ist ein Bund der Seele, ein Gelöbniß der Treue. Dies sollst Du nicht brechen, ohne daß die schwersten zeitlichen und ewigen Strafen auf Dich warten. Darum geben die Gesetze des christlichen Staates Mittel an die Hand, den Ehebruch zu hindern. Derjenige z. B., dessen Absicht in dieser Beziehung unverkennbar ist, kann zwangsweise zur Pflichterfüllung angehalten werden. Denn der Ehebruch ist der Bruch eines vor Gott abgelegten Versprechens, also eines Eides, involvirt mithin zugleich das Verbrechen des Meineides —"

Es war evident, ich hatte nicht nur bereits die Ehe gebrochen, sondern auch einen Meineid begangen, und es gab Zwangsmittel, mich auf jede Weise zur Erfüllung meiner Pflicht anzuhalten, wenn man die Gesetze des christlichen Staates gegen mich in Anspruch nahm.

Endlich schlug es Dreiviertel auf Zwölf; wie war mir der Morgen so lang erschienen. Wir lasen cursorisch bei Herrn Knipstroh Ovid und übersetzten im Versmaß des Originals. „Wellhof, nehmen Sie das Folgende" sagte er.

„Principium dulce est, sed finis amoris amarus — Süß ist der Liebe Beginn, doch bitter das Ende der Liebe."

„Eine heidnische Anschauung", versetzte Herr Knipstroh. „Wir sehen wieder ein Beispiel, wie erhaben das christliche Princip über den Ideen des Alterthums dasteht. Die Liebe ist eine Pflicht des Christen, und erscheint uns als solche manchmal im Anfang herb. Doch sobald unser unbedachter Trotz in ihr gebrochen worden, gewährt uns nichts ein süßeres Gefühl als das Bewußtsein der Erfüllung unserer Pflicht. Wie würden Sie diesen geläuterten Grundsätzen gemäß den Vers transvariiren, Wellhof?"

„Herb ist der Liebe Beginn und süß ist es, sie zu beenden", erwiederte ich verwirrt.

Es schlug zwölf Uhr.

„Falsch!" sagte Herr Knipstroh. „Ich fasse principium als Princip, Pflicht. Süß ist die Pflicht zu lieben und das Ende bitter — — nämlich, wenn man versucht, sie nicht zu erfüllen. Sie haben den Sinn noch nicht gefaßt, Wellhof; kommen Sie heut Abend um sechs Uhr zu mir, ich werde dann eingehend mit Ihnen darüber sprechen."

Das war deutlich; es war sogar mehr als das. Ich hatte mich dennoch vollständig getäuscht; Fräulein Minna Knipstroh's und ihres Vaters Anschauungen waren mit dem Morgen nicht nüchterner geworden.

Auf dem Heimwege vom Gymnasium dachte ich nach. Es gab nur ein einziges Mittel zur Rettung mehr. Ich mußte fort aus der Stadt, ehe Herr Knipstroh mit mir über das principium amoris, das er als „Pflicht" auffaßte, sprechen konnte

Fort aus der Städt hieß auch fort von Emilien. Das war unmöglich.

Es galt die Prämisse bestehen zu lassen und den Schlußsatz zu verändern. Als ich zu Hause anlangte, hatte ich diese logische Operation zur Zufriedenheit vollbracht.

Dafür hatte ich indeß allen Appetit verloren; Jette trug auf und trug ab und sah mich verwundert an.

„Na, sind Sie noch verliebter als gestern, Gotthold?" fragte sie spöttisch.

Es wird nie möglich sein, die Masse des Volkes geistig auf einen höhern Standpunkt zu erheben, dachte ich. Sie beurtheilt jeden freiern Gedanken, jede feinere Empfindung, das Wagniß des Helden wie den Muth der Leidenschaft, gleich dem Thier, das keine anderen Motive des Handelns kennt, als die des Essens und Trinkens.

Wie ich in den Garten kam, war der locus vacuus in der schwarzen Holzplanke noch ein vollständig unausgefülltes Nichts und kein weißer Schmetterling in ihr zu sehen. Ich hatte mithin Zeit, meinen Plan weiter zu überdenken.

Wenn Emilie denselben als zu gefährlich verwarf?

Wahre Liebe, antwortete ich, kennt keine andere Gefahr als die der Trennung.

Jetzt hörte ich im Nachbarsgarten oben von der Veranda des Hauses her Fräulein Gramlichs Stimme kommen: „Was willst Du mit den alten verrosteten Schlüsseln, Emilie?"

„Probiren, ob nicht einer drunten zu dem alten Gartenhause paßt, Tante", erwiederte die Gefragte.

„Da findest Du nichts als Staub und Motten, um Dir die Kleider zu verderben."

„Das beweist Dir, daß ich nicht eitel bin, Tante."

„Dummes Zeug!"

Mir klopfte das Herz, denn ich fand einen andern Beweis darin. Den, daß die Scene vom gestrigen Abend Emilien's Liebe nicht beeinträchtigt hatte.

Einen Augenblick später erschien der Schmetterling im locus vacuus. „Gotthold!"

„Hier, Emilie!" versetzte ich leise.

„Sprich so leise wie möglich, die Tante schläft noch nicht."

Mein Herz klopfte nicht mehr, es zitterte; sie hatte mich geduzt, und ich küßte, stumm vor Erregung, die rosigen Fingerspitzen.

„Emilie", stotterte ich endlich, „darf ich Sie auch — erlauben Sie es — auch Du nennen?"

„Warum nicht?" Du liebst mich ja —"

„O wie mein — nein, mehr als mein Leben, Emilie!"

„Noch mehr als Minna Knipstroh?"

Ich hörte wieder ein leises Kichern, das die Worte begleitete.

Was sich liebt, das neckt sich.

„Ich wußte, daß ich mich Dir gegenüber nicht zu rechtfertigen brauchte, Emilie" sagte ich.

„Durchaus nicht", entgegnete sie neckisch, „meinethalben kannst Du sie heirathen, wenn Du willst."

Eigentlich überschritt das die Linie der erlaubten Neckerei und es mischte sich etwas wie ein Klang ironischer Bitterkeit hinein. Doch ich empfand, daß die Liebe nach dem Auftritt in Herrn Knipstroh's Holzschuppen wohl zu einer derartigen Satisfaction berechtigt war, und versetzte nur:

„Du scherzest ahnungslos wie ein Kind mit den Gefahren, Emilie, und doch giebt es nur ein einziges Mittel, unsere Liebe aus ihr zu erretten."

„Oh, oh, nur Eins, Kind?" fragte sie, „wirklich nur Eins?"

„Nur Eins", wiederholte ich fest.

„Und das ist?"

„Die Flucht!"

„Muß es denn gleich sein?" erwiederte sie ungläubig.

„Hör' mich ernsthaft an, Emilie", bat ich, „und dann urtheile." Und indem ich ihr Alles, was in der Classe geschehen, genau berichtete, schloß ich, „Du siehst, daß nichts übrig bleibt, als vor heut' Abend zu entfliehen, zu meinem Onkel in der Residenz zu reisen und sich ihm und Deinen Eltern anzuvertrauen."

„Das scheint mir doch gefährlicher als Minna Knipstroh", versetzte Emilie kurz und der weiße Schmetterling verschwand gleichzeitig aus dem locus vacuus.

Ich stand verdutzt. „Du willst also nicht?" fragte ich gekränkt.

„Nein!"

„Du weigerst Dich geradezu?"

„Ja!"

„Ist das Liebe?"

„Possen!"

„Nein, Laune!" versetzte ich und blickte mich um, denn ich hörte oben in unserm Garten ein Geräusch. Dann leuchtete es wie ein hellblauer Schmetterling zwischen dem Bosquet auf.

„Was giebt es?" fragte Emilie plötzlich.

„Der Lieutenant, der gestern in der Kirche war", antwortete ich verstimmt.

„Um Gotteswillen, geh' schell, daß er nichts bemerkt!"

Ich rupfte eine Pflanze, die mir gerade vor den Füßen wuchs, aus dem Boden, und ging, sie aufmerksam betrachtend, dem Officier entgegen.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Herr Wellhof", sagte er, artig salutirend, „es hieß im Hause, daß Sie in den Garten gegangen —"

„Ich bitte", fiel ich ein, „Sie stören mich durchaus nicht, Herr —"

„Georg von Hochstraten, Premierlieutenant, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ist Ihr Herr Onkel noch nicht zurückgekehrt?“

„Leider noch nicht, Herr Lieutenant.“

„Das ist sehr —“

„Siehst Du wol, Tante, der Schlüssel paßt und ich verspreche mir viel Vergnügen davon. Was ich will, setze ich durch“, rief im Nachbarsgarten weiter hinauf Emilien's Stimme.

„Das heißt, wenn ich es erlaube“, antwortete Fräulein Gramlich von der Veranda.

„Das ist wirklich sehr schade“, vollendete Herr von Hochstraten, den Emilien's Stimme unterbrochen hatte, „denn die Benutzung dieses Gartens würde mir eine außerordentliche Freude gemacht haben, weil ich mich sehr für Botanik interessire und ihn mit äußerst seltenen Pflanzen angefüllt sehe. Diese Schmetterlingsblume z. B.“ — und er deutete auf die Pflanze, die ich in der Hand hielt — trifft man nicht häufig.

„Coronilla“, erwiederte ich gelehrt.

„Ja wol, coronilla varia —“

„Verzeihen Sie, montana“, versetzte ich stolz.

Er lächte. „Varia.“

„Montana“, wiederholte ich, „varia ist roth oder weiß, der Stengel mehr geästet, die Blätter lanzettenartig.“

„Und ich halte sie dennoch dafür“, entgegnete er, immer lächelnd und mir mit seinen höhnischen Augen gerade in's Gesicht blickend.

„Und ich werde es Ihnen beweisen, daß es montana ist“, antwortete ich eifrig.

„Wie das?“

„Schwarz auf weiß; — ich werde eine Botanik holen.“

„Sie werden sich vergebliche Mühe machen, bleiben Sie doch, ich will Ihnen Recht geben.“

Es lag etwas in dem Tone, mit dem er es sagte, das mich reizte, und ich vergaß im Augenblick alles Andere über der Begierde, zu beweisen, daß ich Recht hatte und es nicht als Geschenk anzunehmen brauchte.

„Nein, entschuldigen Sie mich eine Minute“, versetzte ich, „ich bin sogleich wieder da.“

„Uebereilen Sie sich nicht, mein gelehrter junger Herr“, rief er mir nach, „ich werde schon eine Blume finden, die mich interessirt. Vielleicht gerade die, welche ich seit langer Zeit suche.“

Wenn man Eile hat, ist das Buch, welches man sucht, sicherlich das letzte in der Reihe und das Blatt, das man in dem Buche sucht, gewiß das letzte, das man aufschlägt. Mir stieg das Blut während der Beschäftigung in's Gesicht. Wenn ich mich doch geirrt hätte?

„Nein, ich hatte es nicht. Da stand es, unzweifelhaft; es war Coronilla montana.

Triumphirend flog ich in den Garten zurück. Herr von Hochstraten war weiter hinaufgegangen und stand an der schwarzen Holzplanke dicht neben dem locus vacuus, aufmerksam die auf dem davor befindlichen Beete wachsenden Blumen betrachtend.

„Nun, mein liebenswürdiger junger Freund?“ fragte er, sich umdrehend.

Ich gab ihm stumm das Buch und sah mit bescheidenem Stolze seitwärts. Es mußte kränkend für ihn sein, mir, dem Jüngeren gegenüber, seinen Irrthum zu bekennen, und ich empfand, daß ich in meiner Rechthaberei über die von der Artigkeit gebotenen Grenzen hinausgegangen sei.

Doch er ließ es mich nicht merken. Er war unverkennbar eine offen-edle Natur, und nur einen flüchtigen Blick auf das aufgeschlagene Blatt werfend, sagte er:

„In der That, Sie sind scharfsichtig und lassen sich nicht täuschen, mein lieber Herr Wellhof. Ich bin Ihnen für Ihren Eifer zu Dank verpflichtet. Aber meine Zeit ist um und ich raube Ihnen die Ihrige, A revoir!“

Ich stand fast beschämt von seiner Liebenswürdigkeit und erwiederte, die Hand, die er mir gereicht, haltend, um etwas zu sagen:

„Welche Blume meinten Sie vorhin, die Sie lange gesucht und vielleicht hier zu finden glaubten, Herr von Hochstraten?“

„Eine Circæa“, versetzte er.

„Ah, das Hexenkraut mit den herzförmigen, spitzgezähnten Blättern“, fiel ich ein.

„Jawohl, das Hexenkraut“, wiederholte er lachend, „das Hexenkraut mit der Herzform und den spitzigen Zähnen, das seinen Namen mit Recht trägt. Nehmen Sie sich vor der Circe in Acht, junger Mann.“

Von der andern Seite der schwarzen Planke ertönte ein halbunterdrückter, komisch-zorniger Laut. Emilie wurde offenbar ungeduldig und war unvorsichtig genug, sich fast zu verrathen.

Doch der Officier überhörte es glücklicherweise. Er empfahl sich mir nochmals, indem er sagte: „Also um fünf Uhr —“

Ich blickte ihn fragend an. „Um fünf Uhr —?“

„Also um fünf Uhr kehrt Ihr Herr Onkel zurück, nicht wahr?“ wiederholte er.

Nicht mit einer Silbe erinnerte ich mich, davon gesprochen zu haben. Ich sagte es und fügte hinzu, daß es ein Mißverständniß gewesen sein müsse, da ich keine Ahnung besitze, wann mein Onkel wieder eintreffe.

„Dann habe ich Sie natürlich falsch verstanden“, entgegnete Herr von Hochstraten, salutirte artig und ging.

— —

Der große hellblaue Schmetterling war noch nicht völlig hinter dem Bosquet verschwunden, als der kleine rosig-weiße wieder im locus vacuus erschien.

„Gotthold!"

„Hier bin ich, Emilie!"

„Ist er endlich fort?"

„Ja."

Eine Pause, in welcher der weiße Schmetterling die Flügel leise auf und ab bewegte.

„Gotthold!"

„Ja."

„Bist Du mir böse über Das, was ich vorhin gesagt?"

Es kam so reuevoll durch das alte wurmstichige Holz, daß es mir wonnig und weh zugleich um's Herz ward. „Oh, Emilie," antwortete ich

Was für ein Ton war das? Es klang wie leises Schluchzen.

Mir brach das Herz. „Weine nicht — ich bin Dir ja nicht böse, liebe Dich ja so, oh so sehr, Emilie — weine nicht."

„Ach, und ich will ja Alles thun, was Du willst, Gotthold."

„Alles?"

„Ja!"

„Also Du willst mit mir fliehen?"

„Ja!"

Ich machte einen Luftsprung, daß ich ein Dutzend Blumen auf dem Beete an der Holzplanke in Grund und Boden zertrat.

„Du mußt einen Wagen besorgen, Gotthold", flüsterte Emilie, „der an der nächsten Straßenumbiegung bereit steht Ich habe Alles genau bedacht, während Du mit Herrn von Hochstraten sprachst."

„Herr von Hochstraten?" fragte ich verwundert, „woher kennst Du seinen Namen?"

Einen Augenblick blieb es jenseits der Holzplanke still. „Närrchen", sagte Emilie dann, „glaubst Du denn, daß ich keine Ohren habe? Hat er sich Dir nicht selbst vorgestellt?"

Ich hatte es ganz vergessen gehabt; mein Denken war überhaupt, seitdem Emilie mir ihren Entschluß mitgetheilt, wie von einem kreisenden Windstoß aufgewirbelt.

„Ist bei Euch drüben ein Gartenhaus wie bei uns?" fragte sie wieder leise.

Ich nickte mit dem Kopfe. Erst wie sie weiter sprach, kam es mir zum Bewußtsein, daß sie es nicht zu sehen vermochte, und ich erwiederte nachträglich: „Ja."

„Natürlich kann ich nicht so mit Dir reisen, allen Leuten würde es verdächtig sein", fuhr sie fort, „sondern es ist unumgänglich, daß ich mich unkenntlich mache. Du mußt mir einen Anzug von Dir mitbringen — wir haben ja ungefähr die nämliche Größe — damit ich

mich in Eurem Gartenhause umkleide. Es kommt doch sicherlich Niemand in Euren Garten?"

Mir glühte das Gesicht bei dem Gedanken, daß Emilie meine Kleider tragen würde. Wie klug sie war! Wie sie Alles bedachte!

„Nein — natürlich" — antwortete ich.

„Das Erstere bezog sich auf das Letztere und das Letztere auf das Erstere. Es kam Niemand in unsern Garten — nein — sie mußte sich umkleiden — natürlich. Ich glaube, wenn sie gesagt hätte, ich müsse unser Haus in Brand stecken, um unsere Spur zu verlöschen, ich würde es ebenfalls natürlich gefunden haben.

„Den Schlüssel", hub Emilie wieder an, „zu der alten Thür hier in der Holzwand habe ich glücklich gefunden, und sie wird sich mit ihm öffnen lassen, sobald Du das Holz, das auf Eurer Seite vorgenagelt ist, fortgemacht hast. Das mußt Du zunächst thun, wenn Du aus der Schule zurückkommst."

„Aus der Classe", versetzte ich unwillkürlich.

In demselben Augenblicke schlug es zwei Uhr.

„Adieu, Gotthold, Du mußt eilen", raunte Emilie. „Bestelle also den Wagen auf fünf Uhr und bringe mir den Anzug, sobald Du aus der Schule zurückkommst."

Nochmals das fatale Wort, doch zum letztenmal. Ich küßte den weißen Schmetterling und ging zum letzten Male zur Schule.

Nein, unwillkürlich drehte ich mich noch einmal um und fragte: „Um fünf Uhr? Warum gerade um fünf Uhr, Emilie?"

Närrchen, vergißt Du, daß Du um sechs Uhr zu Herrn Knipstroh kommen sollst, und daß, wenn Du dann nicht zu ihm gehst, er vermuthlich zu Dir kommt. Also müssen wir dann fort sein."

Ja, ich war närrisch und vergaß Alles —

Der Tag entfällt Keinem aus dem Gedächtniß, an dem er zum letztenmal zur Schule gegangen. Es ist ein eigenthümlicher Tag, der eine eigene, genuine Witterung besitzt. Er erscheint sonnig, wenn es noch so heftig an ihm regnet; aber das Besonderste an ihm ist, daß diese Sonne an dem Tage selbst weit in die Zukunft vorausleuchtet, und erst wenn man die Fernen dieser Zukunft erreicht hat, rückwärts gewandt die Vergangenheit vergoldet.

Es war ein heißer Mainachmittag, an dem ich zum letztenmal zur Schule ging. Herr Knipstroh stand schon auf dem Katheder als ich in die Classe trat.

„Sie kommen spät, Wellhof", sagte er.

Ich war so gedankenverwirrt, daß ich auf der Zunge hatte, zu antworten: „Entschuldigen Sie, Herr Director, es ist ja so zum letztenmal."

Doch ich besaß noch so viel Besinnung, es nicht zu thun, mich stumm auf meinen Platz zu setzen und mein Buch aufzuschlagen. Wir

hatten englischen Unterricht — Herr Knipstroh konnte auch den ertheilen — und lasen Othello.

„Wellhof, fahren Sie fort, wo wir in der letzten Stunde stehen geblieben."

Vierter Aufzug, zweite Scene.

Othello und Emilie treten auf."

„Wer ist Emilie, Wellhof?" fragte Herr Knipstroh.

„Emilie", antwortete ich, „ist die Nichte —"

„Die Frau," verbesserte Herr Knipstroh.

„Ja wohl, bald die Frau" — sagte ich.

„Nein, schon jetzt die Frau des Lieutenants Jago. Wie ist der Charakter dieses Lieutenants?"

„Offen, einnehmend, liebenswürdig", versetzte ich.

„Sie müssen sehr unaufmerksam gewesen sein, Wellhof", entgegnete Herr Knipstroh, „der Charakter desselben ist durchaus versteckt, listig, egoistisch."

„Wenn man zum letztenmal —", sagte ich unwillkürlich.

„Ja, gerade beim letzten Mal", fiel Herr Knipstroh ein, — „trat dies auf's Evidenteste zu Tage, wo Lodovico mit den Worten abgeht: „Es verursacht mir Gram, daß ich mich in ihm getäuscht." Aber man täuscht sich manchmal im Menschen."

Ich fühlte den Stich. „Um fünf Uhr" dachte ich.

„Also fangen Sie an, Wellhof!"

„Othello.

„Also Ihr habt nichts gesehen?"

„Was sollte sie gesehen haben?" fragte Herr Knipstroh.

Ich sammelte gewaltsam meine Gedanken. „Daß der Lieutenant Cassio und Emilie mit einander gesprochen."

„Nicht Emilie, sondern Desdemona. Weiter."

„Emilie.

Doch Du sahst Cassio und sie beisammen."

„Ja, ja", schaltete Herr Knipstroh ein, „wenn man mit seinen eigenen Augen sieht —"

„Nein!" versetzte ich trotzig.

„Was nein?"

„Emilia", übersetze ich weiter, entgegnet: „Allein ich gewahrte nichts Unrechtes und hörte Alles was gesprochen wurde."

„Das glaube ich", commentirte Herr Knipstroh anzüglich, „was man selbst spricht, hört man. Unrechtes? Je nun, es kommt auf die Absicht und die Folgen an. Weiter!"

„Othello.

„Wie? sahst Du sie nie flüstern?"

„Man ist eben nicht immer anwesend, weil man es nicht für nöthig hält", meinte Herr Knipstroh.

„Emilie.

Nein, gnädiger Herr."

„Othello.

Und haben sie Dich nie fortgeschickt?"

„Emilie.

Nie."

„Othello.

Um ihr ihren Fächer, ihren Sonnenschirm, ihre Hausschuhe zu holen?"

„Ha ha ha", lachte Herr Knipstroh, „oder sonst etwas, eine Blume, ein Buch, um zusammen flüstern zu können. Diese Emilie ist eine abgefeimte, hinterlistige Person."

Ohne zu wissen, was ich that, sprang ich mit glühendem Gesicht auf. „Herr Director —!"

„Wie? Was?"

Ich besann mich noch rechtzeitig, nahm das Buch und las:

„Emilie.

Auf ihre Treue wollte ich meine Seele zum Pfande setzen!"

Herrn Knipstroh's bis dahin zornig rollende Augen besänftigten sich unverkennbar bei dem Nachdruck, den ich auf die Worte legte.

„Thun Sie's", erwiederte er, „thun Sie's kühnlich, Wellhof; Sie täuschen sich nicht. Der Vater Desdemona's ist ein Ehrenmann, ein hochgeachteter Mann, ein Mann in angesehener und einflußreicher Stellung, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ich freue mich, zu sehen, daß Ihr Verständniß reift. Ich habe Sie gebeten, heut' Nachmittag um sechs Uhr zu mir zu kommen: kommen Sie statt dessen präcis um fünf Uhr, da werde ich Ihnen nachhelfen, wo es noch fehlt. — Pruter, nehmen Sie weiter!"

„Präcis um fünf Uhr — —", dachte ich.

Es sah mir Niemand an der Stirne an, daß ich die Classe zum letztenmal verließ. Ich trennte mich von meinen Kameraden wie sonst; sie führten dieselben Reden wie sonst; die Thurmuhr schlug wie sonst.

Nur ich ging schneller wie sonst, denn ich hatte einen Umweg über den Platz zu machen, auf dem Wagen hielten. Ich bezeichnete dem Kutscher den Platz, wo er um drei Viertel auf Fünf halten sollte.

„Gut, Herr. Wohin fahren Sie?" antwortete er.

„Zwei Herren", versetzte ich, „werden kommen und es Ihnen sagen; ich weiß es noch nicht"

„Gut, Herr, ich verstehe"

Der bestellte Wagen übte etwas von der Wirkung auf mich wie die verbrannten Schiffe. Der Anfang war gemacht und die Fortsetzung mußte folgen. Im Weitergehen fühlte ich meinen Puls. Ich fand ihn sehr ruhig.

Zu Hause angelangt ordnete ich wie ein Feldherr meinen Schlachtplan. Für den Fall, daß mein Onkel zurückkommen sollte, ehe wir ihn

in der Residenz gefunden, legte ich den nicht abgesandten Brief auf seinen Schreibtisch. Die alte Jette war noch hinten in der Küche beschäftigt und ungefährlich: doch zur Vorsicht schloß ich die zu ihr hinunterführende Corridorthür. Dann begab ich mich auf mein Zimmer, wählte meinen elegantesten Anzug und knüpfte ihn nebst einem Strohhut in ein Tuch. Ich hatte meine Gedanken jetzt so feldzugsmäßig geordnet, daß ich sogar an einen weichen Gegenstand dachte, den ich um den Hammer wickeln mußte, um bei dem Losschlagen der Latte von der Plankenthür das Geräusch der Hiebe zu dämpfen.

Als ich Alles bereit hatte, ging ich auf den Zehen in den Garten hinunter.

Der Schmetterling befand sich schon an seiner gewöhnlichen Stelle. „Du kommst spät, Gotthold", flüsterte Emilien's Stimme, „es hat bereits halb fünf geschlagen."

Ich wollte sie nicht ängstlich durch die Mittheilung machen, daß Herr Knipstroh den Zeitpunct, wo ich zu ihm kommen sollte, noch um eine Stunde verfrüht habe, und verschwieg es. „Soll ich Dir die Kleider hinüberwerfen?" fragte ich.

„Oeffne zunächst die Thür. Ist auch Alles sicher?"

„Alles." Ich ging weiter abwärts; einige gedämpfte Schläge mit dem umwickelten Hammer reichten hin, die morsche Latte zu entfernen. Im selben Augenblick kreischte der Schlüssel von drüben in dem verrosteten Schloß, wie ein steifgeführter Griffel über eine Schiefertafel, und die alte Thür gab nach, so daß Emilie und ich uns plötzlich gegenüberstanden.

Unwillkürlich lachten wir Beide, denn Jeder von uns hatte ein großes Bündel im Arm.

„Sind das Reiseeffecten?" fragte ich.

„Pst!" machte sie, mir die zierliche Hand auf die Lippen legend, „es sind Kleider für Dich."

„Für mich?"

„Ja, Du ahnst nicht, wie argwöhnisch die Tante ist. Sie sitzt droben auf der Veranda und wenn sie nicht von Zeit zu Zeit etwas von mir sieht, wird sie mißtrauisch und kommt herunter. Deshalb habe ich Dir ein Kleid von mir mitgebracht, damit Du es so lange überwirfst, während ich mich drüben in Eurem Gartenhause umkleide. Komm, ich helfe Dir geschwind. Ist der Wagen bereit?"

„Er wartet an der Ecke links", erwiederte ich — „aber —"

„Was aber?"

„Es ist unmännlich für mich, Frauenkleider anzuziehen."

„Muß man nicht klug sein?" fragte Emilie.

„Doch nicht feig —"

„Ist Deine Liebe noch nicht stark genug? —"

„Sie bietet der ganzen Welt offen Trotz! Nur diese heimliche Vermummung —"

„Sind es nicht meine Kleider?"

Sie sagte es mit so süßer Stimme, ich mußte willenlos mit mir geschehen lassen, was sie wollte. Sie öffnete das Bündel und zog ein hellfarbiges Sommerkleid hervor, das sie mir an dem kleinen freien Platze des dichten Bosquets, welches auf der andern Seite die Holzplanke begrenzte, geschickt überwarf.

„Die Tante ist kurzsichtig", plauderte sie, während sie mir die Rockbänder zuknüpfte und mir eine weite Jacke vom nämlichen Stoff über die Arme zog, „Wenn sie nur das Kleid von fern schimmern sieht, ist Alles gut. Du mußt Dich auf die Bank vor unserm Gartenhaus, mit dem Rücken gegen die Veranda setzen. Sobald ich mit meinem Umkleiden fertig bin, rufe ich einmal wie der Kuckuk Dann kommst Du zu mir, entledigst Dich schnell hier im Gebüsch meiner Kleider und wir eilen auf die Straße zum Wagen."

Nun lachte sie unwillkürlich, wie sie mir ihren mit Maßliebchen und Vergißmeinnicht garnirten Hut auf dem Kopfe befestigte.

„Leb' wohl — hab' Dank und sei vorsichtig", sagte sie, das Päckchen mit meinen Kleidern vom Boden aufnehmend und durch die Thür schlüpfend.

„Nein," sie drehte sich noch einmal um und überglänzte mich mit ihren wunderbar leuchtenden Augen — „Du bist ein herziges Mädchen, ich muß Dich küssen."

Es durchschauerte mich mit unsäglichem Glück. Sie flog auf mich zu, küßte mich herzlich auf die Lippen und verschwand.

Zum erstenmal befand ich mich in unserm Nachbarsgarten. In merkwürdiger Veranlassung und in noch merkwürdigerer Vermummung. Hätte ich mich selbst so vor mir gesehen, ich würde es für ein tolles Traumbild gehalten haben.

Wie Emilie es klug ausgesonnen, begab ich mich durch das Bosquet auf das Gartenhaus zu. Eine Bank stand davor und ich setzte mich darauf, mit dem Rücken gegen die Veranda gewendet.

Wie langer Zeit bedurfte Emilie wohl, um sich umzukleiden?

Im Anfang dachte ich darüber nach, aber bald kamen andere Gedanken über mich. Was sollte eigentlich in der Residenz aus uns werden? Wir hatten keine Sylbe davon gesprochen und die Muthmaßung lag nahe, daß sie ebensowenig eine Ahnung davon besaß wie ich.

Doch — was geht das die Liebe an? Man kann ja nicht verhungern —

Da kam ein Dröhnen die Straße herauf. Ich hörte deutlich den Wagen, wie er an unserm Hause vorbei rollte — noch etwa funfzig Schritt weiter — dann hielt er still.

Mein Herz schlug — er war da.

O mein Herz schlug noch viel mehr bei dem Gedanken, daß sie da war. In fünf — in zehn Minuten saß sie neben mir — wir fuhren

allein zusammen in die stillen Felder hinaus — ich wagte es vielleicht, den Arm um ihren Nacken zu legen.

Wie liebte ich sie! Hatte je ein Mensch den andern so geliebt?

Da schlug es fünf vom Marienthurm.

Es ward ihr offenbar schwer mit ihrer ungewohnten Toilette fertig zu werden, und es wäre vielleicht klüger gewesen, wenn ich ihr behülflich gewesen. Doch ich erröthete gleichzeitig mit dem Gedanken — das war ja unmöglich, und ich war unwillig über mich, daß mir der Gedanke gekommen.

Wieder rollte ein Wagen drüben auf der Straße. War das etwa doch erst der rechte, der sich verspätet hatte? Nein, er kam nicht am Hause vorüber, sondern rollte von der entgegengesetzten Seite eilig die Straße hinab und zur Stadt hinaus.

Wir werden nie mehr getrennt sein, nicht eine Minute, bis an's Ende des Lebens! O welch' ein Glück, welchr namenlose Seligkeit!

Schlug es nicht wiederum? Wahrhaftig schon ein Viertel. Doch zugleich hörte ich leise Fußtritte knirschen; Emilie war bereit.

„Kuckuk — Kuckuk!" rief es und ich flog auf.

„Ich habe Herrn Pastor Schleppmund versprochen, ihn heut' Nachmittag mit Dir zu besuchen, Emilie! er hat ein christliches Wohlgefallen an Dir gefunden, dessen Du Dich allerdings erst in ganz anderer Weise würdig beweisen mußt", sagte plötzlich eine Stimme hinter mir, und ich starrte sprach- und besinnungslos in Fräulein Gramlichs kaum fünf Schritte von mir entferntes Gesicht.

„Kuckuk — Kuckuk — Kuckuk!" rief es spöttisch. Es war unverkennbar kein nachgemachter, sondern ein wirklicher Vogelruf.

„Wie wunderlich siehst Du denn heut' Nachmittag aus, Emilie? Was hast Du mit Deinem Haar angefangen?" fragte die Tante, näher tretend.

„Kuckuck — Kuckuck!" rief es aus der Luft, unmittelbar über meinem Kopfe.

Mir hatte einen Moment das Herz in der Brust stillgestanden.

„Herr Du mein Gott! Was ist das? Das ist ja nicht Emilie!" schrie Fräulein Gramlich plötzlich.

Wie ich den ersten, erstarrenden Schreck bemeistert, erwog ich blitzesschnell die Sachlage. Es war noch nicht Alles verloren, wenn wir nur den Wagen erreichten. Und ohne eine Antwort zu geben, stürzte ich in's Gebüsch und durch die offene Plankenthür in unsern Garten zurück.

„Emilie!" rief ich, „Emilie!"

Keine Antwort.

„Hülfe! Diebe! Mörder! kreischte Fräulein Gramlich, „die Thür ist aufgebrochen!"

„Emilie!"

Umsonst. Sie hatte offenbar gehört, was im Nebengarten vorgegangen und war vorauf geflohen und wartete zitternd meiner im Wagen. Wie der Wind flog ich auf unser Haus zu und ließ die schreiende Tante, die mir durch die Plankenthür, den vergrößerten locus vacuus, nachsetzte, hinter mir.

In unserer Hofthür lief ich gegen einen Menschen an, den ich fast umstürzte und der, um sich in der Balance zu erhalten, mich am Arme packte.

„Was giebt's hier?" fragte er.

Es war Herr Knipstroh.

„Halten Sie ihn! halten Sie ihn!" schrie Fräulein Gramlich, athemlos herankeuchend, „er hat meine Nichte entführt! Er kommt an den Galgen! Mädchenräuber kommen an den Galgen!"

„Er? — sie!" sagte Herr Knipstroh verwundert.

„Sehen Sie ihn genauer an, Sie kennen ihn!" kreischte die Tante, ebenfalls meinen Arm packend, „er ist verkleidet, er hat die Kleider meiner Nichte an! Sie kennen ihn, er hat gestern Ihre Tochter verführt und heute meine Nichte! Er ist ein Wüstling, wie man es bei solcher heidnischen Erziehung von dem alten Wellhof nicht anders erwarten kann, er verführt alle Mädchen in der Stadt. Ich habe schon von einem Dutzend gehört. Aber er kommt an den Galgen — halten Sie ihn — wegen Einbruch, Diebstahl —"

Sie konnte nicht weiter — „Wellhof?" sagte Herr Knipstroh, mir mit zollweit hervortretenden Augen in's Gesicht stierend.

Ich war zweifelhaft, ob ich die Beiden von mir abschütteln und den Wagen zu erreichen versuchen sollte. Doch ich bedachte noch rechtzeitig, daß ich Emilien's Aufenthalt nur dadurch verrathen würde, die, wenn ich es nicht versuchte, jedenfalls Gelegenheit erhielt, ihre Flucht in die Residenz allein fortzusetzen und ihren Eltern Alles zu gestehen.

Ich blieb also stumm.

„Auf's Rad flechten sollte man solche Creaturen", begann Fräulein Gramlich abermals, die wieder Athem gewonnen hatte.

Herr Knipstroh sagte nichts als sarkastisch: „Also das war Ihre Auffassung des principium amoris, Wellhof? Nun, Sie werden verstehen lehren, was finis amarus bedeutet!"

„Was geht denn hier vor?" mischte sich unerwartet eine dritte, äußerst ruhige Stimme in das Concert, und aus der Thür seines Arbeitszimmers, noch in Reisekleidern, meinen Brief erbrochen in der Hand haltend, trat mein Onkel Roderich.

Von dem Abend des Tages, sowie von demjenigen, der darauf folgte, weiß ich nicht viel mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich nicht zur Classe ging und meinem Onkel ausführlich Alles, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, erzählen mußte. Er hörte meinen Bericht ohne eine Miene zu verziehen an; nur manchmal, wenn ich unwillkürlich

stockte und etwas überging, richtete sich sein kluges, graues Auge so prüfend auf mich, daß ich auch von den kleinsten Details nichts zu verheimlichen vermochte. Als ich zu Ende war, sagte er kein Wort, sondern nahm Hut und Stock und ging aus.

Er hatte mir kein Gebot auferlegt, zu Haus zu bleiben, doch ich that es, die ganze Zeit über, denn ich scheute mich auf die Straße zu gehen und von den Leuten angesehen zu werden. Das Einzige, was mich tröstete, war, daß Emilie nicht mit gefangen worden, sondern glücklich aus dem Hause ihrer Tante entkommen. Wo sie geblieben konnte ich dagegen nicht erfahren; ich vernahm nur durch das Geschwätz der Mägde, daß sie nicht zurückgekehrt und daß Fräulein Gramlich ebenfalls ohne alle Kunde über ihren Aufenthalt sei. So konnten meine sehnsüchtigen Gedanken sich nur auf's Gerathewohl nach allen vier Richtungen der Himmelsrose wenden und über diesem Umherschweifen und der Beschäftigung, Emilien's Namen mit einem Amethystkristall aus meiner Steinsammlung in alle Fensterscheiben unseres Hauses einzuritzen, ward mir „aus Morgen und Abend" der erste Tag nach dem verhängnißvoll verunglückten Fluchtversuch.

Am Nachmittag des zweiten Tages, der, wie der vorhergehende, schweigend zwischen mir und meinem Onkel vergangen, erhielt ich von unserm Pedellen eine Vorladung vor die Lehrerconferenz am nächsten Vormittag um zwölf Uhr.

Es hält manchmal schwer, nicht an Das zu glauben, was man „Vorspuken" nennt. Sehr häufig im Leben geschieht es mir, daß ich in einem Herrn unerwarteterweise eine Persönlichkeit zu erblicken glaube, die, näher kommend, mich der Täuschung überführt, und daß dann kurz darauf die vorher vermeinte Person in Wirklichkeit erscheint. Fast jeder geräth einmal in die Lage, daß er, in eine ihm räumlich völlig fremde Gegend versetzt, sich plötzlich erinnert, dieselbe bereits im Traume gesehen zu haben.

Ich zögerte etwas über den Schlag der Mittagsstunde hinaus, als ich, der Vorladung Folge leistend, mich um zwölf Uhr in's Gymnasium begab, weil ich meinen Classengenossen zu begegnen fürchtete. So wartete ich, bis der Platz vor dem Schulgebäude von den herausströmenden Classen leer geworden war. Es fiel mir auf, daß ich keine Primaner unter ihnen gewahrte, doch ich dachte, daß dieselben sich vielleicht schon etwas früher heute entfernt hätten, und schlich mit klopfendem Herzen die vereinsamte Treppe hinauf.

Auf dem Vorplatze stand der alte Pedell und sagte, auf die Prima deutend: „Die Conferenz ist hier. Schöne Geschichte."

„Laß sie mit mir machen, was sie wollen; was liegt daran, da Emilie in Sicherheit ist?" dachte ich, klopfte an und trat ein.

Im ersten Augenblicke, wie ich eingetreten, war ich so überrascht, daß ich die Thür hinter mir zu schließen vergaß. In der That, das

hatte ich Alles schon gesehen, und wie ich nachsann, erinnerte ich mich, daß es mir in dem Traum der Nacht, als ich Emilien's Stimme zum erstenmal gehört, vorgespukt hatte.

Die Prima war etwas umgestaltet, die Bänke nach einer Seite zusammengerückt und auf ihnen saßen sämmtliche Primaner, die mich bei meinem Eintritt mit großen Augen betrachteten. Eine einzelne kurze und schmale Bank stand zwischen jenen und dem Katheder, um das eine Reihe von Stühlen gruppirt war, auf denen das ganze Lehrercollegium und neben ihnen, wie ich es damals im Traume gesehen, mein Onkel an der Seite Fräulein Gramlich's, die einen Strickbeutel auf dem Schooße und eine Schnupftabacksdose in der Hand hielt, aus der sie ab und zu eine Prise in ihre großen Nasenlöcher schob, Platz genommen hatte. Auch Pastor Schleppmund saß im Summar da und an einem mit langniederhängender grüner Decke überspreiteten Tische saß Dr. Katzenstein vor einem Folioprotocolle mit einer Gänsefeder in der Hand. Auf dem Katheder, vorübergebeugt, stand Herr Knipstroh. Er deutete mit eingebogenem Mittel- und ausgestrecktem Zeigefinger imperatorisch auf das leere Armesünderbänkchen und sagte:

„Ein schwerer Fall! Ein Fall, der glücklicherweise in den Annalen unserer Schule kein praecedens besitzt und hoffentlich niemals ein consequens finden wird."

„Hm, ja, leider", fügte Pastor Schleppmund hinzu.

„Keineswegs", verbesserte Herr Knipstroh, „sondern glücklicherweise und hoffentlich."

„Meine Herren Collegen und ich", fuhr Herr Knipstroh fort, „haben es deshalb für zweckentsprechend gehalten, um der Außerordentlichkeit und Ungeheuerlichkeit des von einem Schüler begangenen Verbrechens halber, seine sämmtlichen Classengenossen den hier stattfindenden Erörterungen beiwohnen zu lassen, damit das abschreckende Beispiel eines vollständig Verlorenen, dem jeglicher sittliche Halt der Menschheit zerronnen, sich ihnen unvergeßlich in Geist und Gedächtniß einpräge, und die über ihn verhängte Strafe bis in die späteste Zeit in ihrer Erinnerung verbleibe."

„Galgenvogel", schaltete Fräulein Gramlich, eine Prise nehmend, ein.

Mein Onkel spielte mit den Berloques seiner goldenen Uhrkette.

„Im Verlauf eines Tages", continuirte Herr Knipstroh mit erregter und doch schmerzlich gedämpfter Stimme, „hat dieser — Knabe würde die römische Sprache ihn seinen Jahren gemäß nach heißen, wenn nicht eben die von ihm begangenen Handlungen ihn als Jüngling, ja als einen Wüstling kennzeichneten — in einem Tage, sage ich, hat dieser, Euer unwürdiger Mitschüler und Coetan unaussprechlichen Jammer über zwei der geachtetsten, sich des edelsten Rufes erfreuende, an Sittlichkeit und Frömmigkeit allen Bewohnern unserer Stadt als leuchtendes Vorbild vorangehende Häuser gebracht. Ein tiefgebeugter Vater trauert an der

geknickten Jugendblüthe, dem für ewig gestörten Seelenfrieden seines jungfräulichen Kindes. Eine alte Matrone faßt, selbst jungfräulichen Standes, nicht die ungeheure Verirrung eines ihrer Obhut vertrauten, ihr nahverwandten Mädchens, dem sie mehr als Mutter gewesen und dessen zeitliche und ewige Verderbniß auf der schuldbeladenen Seele des Verführers vor Euch lastet — eine Verderbniß, die, wenn sie noch abgewendet zu werden vermag, es durch diese Hand ward, welche die Vorsehung begnadete, im letzten Augenblick mindestens zu hindern, daß der Verführer seinem Opfer, dem er die Wege gebahnt hatte, nach entfloh. Aber am Tage des Gerichts werden ihre Namen Dir in's Ohr ertönen, Verworfener! Minna, mein Kind, wird gegen Dich auftreten mit ihrem gramdurchfurchten Antlitz, dessen Lieblichkeit Deine bübische Seele zerfressen hat, und wird anklagend fragen: Wo ist mein unbefleckter Ruf, der keusche Duft meines Namens, der dem Herrn wohlgefällig war? Wo ist mein Lebensglück, meine Ruhe, meine holde Jungfräulichkeit, die ich freiwillig auf den Altar der Entsagung zu legen gedachte, ehe Du kamst — wo hast Du sie gelassen?"

„Ja wol, wo hast Du sie gelassen? Das ist die Hauptfrage, lieber Knipstroh", fiel Fräulein Gramlich ohne Verständniß für den bewunderungswürdigen rhetorischen Bau, in dem diese Worte den Schlußstein gebildet, ein. „Wo hast Du niederträchtiger Bengel meine Nichte gelassen? Ich weiß es nicht, ihre Eltern wissen es nicht, kein Mensch weiß es. Vielleicht, wenn Du ein umfassendes Geständniß ablegst und den Schlupfwinkel, in welchem sie sich verborgen hat, angiebst, daß Du Dir dadurch einige Jahre von dem Zuchthaus, das Dich erwartet, ersparen kannst."

„Hm, ja", fügte Pastor Schleppmund hinzu, „auch würde ich den wohlgeziemenden Wunsch äußern, zu vernehmen, in welcher Art und Weise die gegenseitige Verkleidung bewerkstelligt worden, um daraus eine Conclusion auf denjenigen Grad von Vertraulichkeit ziehen zu können, in welchem diese Tochter christlicher Eltern zu diesem jungen Menschen gestanden."

„Meine Tochter hat mir schluchzend anvertraut —", sagte Herr Knipstroh.

„Wir sprechen augenblicklich von meiner Nichte", bemerkte Fräulein Gramlich sanft.

„Verzeihen Sie, liebe Freundin", erwiederte Herr Knipstroh, „meine Tochter hat das Vorrecht, besprochen zu werden, gewissermaßen ein jus primae — wollte sagen, ein jus praecipuum —"

„Doch Ihre Tochter, lieber Knipstroh", versetzte Fräulein Gramlich schärfer, „ist nicht weggelaufen, sondern ist da, unbeschadet —"

„Unbeschadet?" wiederholte Herr Knipstroh mit bitterm Lachen, „meine gebrochene Blume unbeschadet?"

„Ach was. Es handelt sich hier um Emilie."

Herrn Knipstroh's Augen traten um einen Zoll weiter aus dem Kopf. Dann machte er eine sanft abwehrende Handbewegung und sagte:

„Tibi impera! Beherrsche Dich selbst! Es handelt sich hier um das Gelöbniß, das dieser junge Mensch meiner Tochter gegeben —"

„Durchaus nicht, sondern um den Aufenthalt meiner Nichte —"

„Ob er sein Versprechen halten will —"

„Nein, ob er sprechen will, wo sie sich aufhält."

„Um meine Ehre!" ergänzte Herr Knipstroh hastig.

„Nein, um's Zuchthaus! . . ."

Mein Onkel spielte noch immer mit den Berloques seiner goldenen Uhrkette.

Ich hatte bis jetzt auf Alles kein Wort entgegnet; doch ich fühlte, daß ich es Emilien's Ehre, meiner männlichen Pflicht, sie zu schützen, meiner Liebe schuldete, nicht länger zu schweigen; und ich stand auf und sagte kühn:

„Was Ihre Fräulein Tochter angeht, Herr Director, so kann ich nur wiederholen, was ich schon früher gesagt, daß ich derselben keine Versprechungen irgend welcher Art gemacht, dies auch nicht gekonnt hätte, da ich zu der Zeit, als Sie selbst, Herr Director, mich in den dunklen Raum einschlossen, in welchem sich Ihre Fräulein Tochter befand, Fräulein Emilie ewige Liebe und Treue gelobt und sie mir den Beweis ihrer Gegenliebe gegeben hatte. Wo diese sich gegenwärtig befindet, würde keine Folter mir entpressen, wenn ich es wüßte, aber ich weiß es selbst nicht. Ich weiß nur, daß ich sie wiederfinden werde, wenn ich bis an's Ende der Welt gehen müßte —"

„Was? Sie wollen nicht?" unterbrachen von zwei Seiten her Herr Knipstroh und Fräulein Gramlich mich gleichzeitig mit wuthbebender Stimme.

„Wenn Sie mir einige Worte erlauben wollen", sagte plötzlich mein Onkel, sich ruhig von seinem Sitz erhebend und zwei Briefe aus der Brusttasche ziehend.

Alle Augen wandten sich erstaunt auf meinen Onkel Roderich.

„Welchen Beruf haben Sie, hier mitzureden?" fragte Herr Knipstroh anzüglich.

„Ich sollte denken, da die Sache meinen Neffen betrifft", versetzte mein Onkel gelassen, „dürfte dieser Beruf als ein von der Natur begründeter erscheinen. Falls dieser Ihnen indeß nicht als überzeugend genügt, so werden Sie hieraus —", und er reichte Herrn Knipstroh den einen der beiden Briefe hinüber, und zwar, wie ich zu meinem Befremden wahrnahm, den Brief mit dem großen Wachssiegel, das mich damals in Versuchung geführt hatte — „so werden Sie hieraus ersehen, daß ich noch von einem andern Beruf unterstützt werde, da ich in die Residenz gereist bin, um zu erklären, daß ich zur Uebernahme der mir vom Ministerium in diesem Schreiben angetragenen Stellung bereit sei."

Herr Knipstroh hatte den Brief auseinandergeschlagen und las zwischen den Zähnen. Nur einen Passus desselben vermochte er nicht mit gleichmäßigem Gemurmel zu verschlucken, sondern stotterte ihn laut hervor:

„— — — wußten wir in unserm Staat Niemanden, in dessen Hände wir die Oberaufsicht über sämmtliche Erziehungsanstalten unseres Landes besser zu legen vermöchten —"

Herr Knipstroh blickte innehaltend erschrocken über den Papierrand auf meinen Onkel Roderich und versuchte eine Verbeugung zu machen, bei der er fast von der Kathederstufe heruntergefallen wäre.

„Ich habe diesen Beruf", fuhr mein Onkel, das letzte Wort ein wenig ironisch betonend, „angenommen, weil derjenige, dem ich mich bis jetzt gewidmet, mich nicht mehr in Anspruch nehmen wird. Ihre Relegation meines Neffen von der Schule, Herr Director —"

„O, ich bitte — keineswegs —", fiel Herr Knipstroh mit einer abermaligen Verneigung ein.

„Stimmt nur mit meinem eigenen Entschluß überein", setzte mein Onkel seinen Satz, ohne von der Unterbrechung Notiz zu nehmen, fort, „meinen Neffen zur Universität übergehen zu lassen, da er Dasjenige gelernt hat, wovon ich wünschte, daß er es lernen möge, ehe er selbstständig auf sich ruhend allein in's Leben hinausträte. Ich acceptire deshalb seine Relegirung und halte im Uebrigen die Bemerkung für überflüssig, daß die Motive, welche Sie dafür gehabt, nach Ihrer Bezeichnung, in den Annalen dieses Gymnasiums zum ersten- und zum letztenmal aufgetreten sein werden. Für Sie, Fräulein Gramlich, füge ich bei, daß Sie ebensowenig Grund zu einer gerichtlichen Klage gegen meinen Neffen besitzen, und daß Ihnen Mittheilungen von Ihren Verwandten aus der Residenz dies binnen kürzester Zeit auf's Deutlichste beweisen werden. Für Dich, Gotthold, habe ich diesen Brief erhalten, den ich erbrochen, obwol er an Dich adressirt gewesen. Ich habe dies ebenfalls zum ersten- und zum letztenmal gethan, denn, wie ich bereits gesagt, erachte ich Dich jetzt für befähigt, Deine eigenen, unbewachten Wege zu gehen und Dich selbst vor Irrungen zu bewahren. Lies!"

Verwundert nahm ich den Brief, den er mir reichte, und las:

„Lieber Gotthold.

„Georg und ich schulden Ihnen unsern besten Dank für die Hülfe, die Sie uns geleistet. Man hat mich auf der ganzen Fahrt überall für Hochstraten's Bruder gehalten und mit Hülfe Ihres Passes, der wirklich so vortrefflich auf mich „paßte", sind wir unbehindert über die Grenze gekommen. Meine Eltern haben eingesehen, daß ihnen jetzt nichts Anderes übrig bleibt, als ihre Einwilligung zu Dem zu geben, was sie dadurch zu verhindern dachten, daß sie mich bei der Tante einsperrten. Aber mit der Liebe läßt sich nicht spaßen, sie setzt ihren Willen doch so oder so durch, und wir reisen morgen in die Residenz zu meinen Eltern,

um in spätestens acht Tagen unsere Hochzeit zu feiern. Zu dieser lade ich Sie, lieber Gotthold, hiermit als unsern guten Geist auf's Dankbarste und Freundlichste ein; verzeihen Sie mir, daß ich das „herzige Mädchen“ so lange auf den „Kuckuk“ warten ließ. Ihren Anzug, der mir so treffliche Dienste geleistet, schicke ich Ihnen mit nächster Post zurück. Leben Sie wohl und behalten Sie in freundlichem Angedenken

Ihre Emilie

oder: Hexenkraut — Circaea sagt Georg. Erinnern Sie sich noch, wie er Sie so schlau das botanische Buch holen ließ, um mittlerweile Alles genau mit mir verabreden zu können?

„P. S. Grüßen Sie Tante Gramlich und sagen Sie ihr, sie solle anfangen, Bären zu hüten; mit hübschen jungen Mädchen gehe es nicht.

E.“

Ich weiß nicht, ob ich damals den Brief zu Ende gelesen. Ich erinnere mich nur, daß ich nach einiger Zeit die Stimme meines Onkels dicht neben mir hörte, die zu mir sagte: „Komm, mein lieber Junge“, und daß sein Arm sich um meinen legte und mich zum letztenmal zur Thür des Gymnasiums hinausführte.

Morgenimbiß.

Noch steht vom Abend her der Tisch
Gedeckt; da muß der Flederwisch
Den jungen Tag besorgen.
Erwartend sieht der Kakadu
Der stillgeschäft'gen Zofe zu,
Nun krächzt er: „Guten Morgen!“

Die Jungfer dreht sich um und lacht:
„Ei, bist du auch schon aufgewacht?
„Was hast du mir zu sagen?
„Nicht wahr? Mein lieber Kakadu,
„Ein Zuckerstückchen möchtest du,
„Das soll dir wohl behagen.“

Und dabei reicht sie hinterrück
Ihm ein — Champagnerpfropfenstück.
Ei du verschmitzte Zofe!
Verächtlich lehnt der Kakadu
Den Bissen ab und krächzt: „Na nu!
„Was ich mir dafür koofe!“

H. G.

[illegible] Geburt zu freuen. Zu dieser lade [illegible] unserm guten Geist aufs Dank- [illegible] Sie mir, daß ich das „best[illegible] [illegible] Ihren Laura, der [illegible] [illegible] mit nachher [illegible] [illegible]

Ihre Emilie

[illegible] — Cirenea sagt [illegible] Sie so schön das [illegible] [illegible] genau und mir verzeihen zu [illegible]

[illegible] und sagen Sie ihr, sie [illegible] [illegible] Mädchen gebe es nicht.

[illegible]

[illegible] geleien. Ich er [illegible] meines Onkels [illegible] mein lieber Junge", [illegible] zum letztenmal zur [illegible]

[illegible]

[illegible]



Nach einem Bilde von A. Borckmann. Gest. von Th. John.

Morgenimbiss.

Wie es bei den französischen Vorposten herging.

Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Für den „Salon“ geschrieben.*)

Nach dreimonatlicher Erwägung und Vorbereitung waren endlich die sogenannten „Marschbataillone“ der Nationalgarde organisirt, ausgerüstet, mit Chassepot oder Tabatière bewaffnet und gut befunden, den Vorpostendienst an den äußersten Grenzen des Belagerungsreviers zu übernehmen.

Im Anfang lief die Sache nicht so glatt ab; die Wackeren wollten von Disciplin und Dienst nicht viel hören und die Officiere hatten ihre liebe Noth, um den Leuten klar zu machen, daß ein Ausrücken gegen den Feind keine Landpartie wäre, wo Jeder nach Belieben seine eigenen Wege wandeln dürfe.

Besonders aber wollte die Beobachtung der Vorschriften der Mäßigkeit nur den Wenigsten einleuchten; unter einer Menge von Vorwänden, um sich für den Marsch zu stärken, um die vom Singen der Marseillaise trockene Kehle zu netzen, um auf den Sieg und auf Vernichtung aller Deutschen anzustoßen, brachten sich die Meisten in eine solche Stimmung, die von Schluck zu Schluck sich immer „gehobener“ gestaltete, aber viel eher einen jahrmärktlichen, als militairischen Charakter trug.

Noch lebt er in Aller Andenken fort, jener merkwürdige Ausmarsch eines Belleviller Bataillons, dessen Mannschaft so oft von den Weinschänken zur gefüllten Feldflasche und von dieser zum Marketenderfaß gewandert war, daß der Commandant, ein geistreicher Schriftsteller und ehemaliger Garibaldianer, die Unmöglichkeit einsehend, den ihm anvertrauten Troß noch weiter mit fortschleppen zu können, Kehrt machen ließ und seinen Untergeordneten den wohlgemeinten Rath ertheilte, sich wieder nach Hause zu bemühen und von den nicht überstandenen Strapazen auszuruhen. Ein Bataillon, das im Ganzen genommen nüchtern an Ort und Stelle antraf, war eine Seltenheit; und öfters geschah es, daß der Generalstab von den Vorpostencommandos Meldungen wie diese erhielt: „Bataillon der Garde Nationale Nr. . . . soeben angekommen, Mannschaft total betrunken, Officiere ebenfalls, der Major unfähig, den Dienst zu übernehmen. Ich schicke die Leute nach Hause.“

Fügt man hinzu, daß Verschwiegenheit und Höflichkeit bei den Nationalgardisten ebensowenig zu Hause war, als Nüchternheit: so wird man sehr leicht begreifen, daß Lorbeerenernte für diesen Theil des Vertheidigungsheeres ziemlich außer Frage war. Jedoch Alles machte sich, und nach und nach, Dank ein wenig Mäßigung auf der einen und vieler Nachsicht auf der andern Seite, konnte man schließlich zum Ziele gelangen und die Gardes nationaux ebenso wie jedes andere Menschenkind als Kanonenfutter verwenden.

So kam es denn, daß Ende December fast alle meine Bekannten und Kameraden, welche die Kriegsfurie vom Redactionstisch abberufen hatte, um sie zu Bataillonschefs, Hauptleuten 2c. zu stempeln, im Felde standen; der

---

*) Obige Mittheilungen sind uns aus Paris, von einem dortigen Schriftsteller zugegangen, der als Augenzeuge miterlebt hat, was er schildert. Es ist unnöthig auf das außergewöhnliche Interesse hinzuweisen, welches diese Skizzen beanspruchen dürfen, die ersten dieser Art, welche ein deutsches Blatt „von der anderen Seite“ bringt! Der Verfasser hat uns weitere Zusendungen in Aussicht gestellt.

Eine bei Bondy, der niedergebrannten Ortschaft am östlichen Abhang der Hügel von Montfermeil, der Andere bei Charenton, ein Dritter in der Nähe von St. Cloud ꝛc., eine bei zwölf bis fünfzehn Grad Kälte eben nicht beneidenswerthe Villegiatur.

Nur das . . .er Bataillon, zu welchem meine intimsten Freunde zu gehören die Ehre haben, war noch immer nicht zum Ausrücken commandirt. Eine eigenthümliche Protection waltete über ihm und es schien, als wollte man ihm hohen Orts die Mühseligkeiten und Anstrengungen einer Wintercampagne ersparen. Ueber diese Zurücksetzung, wie er sie nannte, war aber der wackere Bataillonschef im höchsten Grade empört; derselbe, ein ganz liebenswürdiger Lebemann, welcher vom Militair früher nie die leiseste Ahnung besessen hatte und seinen Verbindungen mit der demokratischen Partei das plötzliche Avancement zur Stelle eines Bataillonscommandeurs verdankte, war voller Eifer, und seitdem er die Galons angelegt hatte, dachte er an nichts, als an Gefechte, Gemetzel, Ausfälle en masse ꝛc. Er sah sich schon im Geist als Held und Eroberer und wenn er mit dem Degen (einem breiten Kürassirpallasch), der nie seine Hüfte verlassen durfte, zuckte, da sah er aus, als wolle er die Cernirungslinie durchhauen wie Alexander den gordischen Knoten. In seiner ehedem so friedlichen Wohnung hatte er ein ganzes Arsenal angehäuft und stundenlang liebkoste er mit Chassepots, Remingtonstutzen, sechsläufigen, stets scharf geladenen Revolvern, verschnitt sich mit Wollust die Finger beim Probiren von Damascener Klingen und Dolchspitzen. Die Patronenpackete hielt er in einer feuerfesten Kassa sorgsamer verwahrt, als Gold und Werthpapiere, und manchmal machte er sich das Vergnügen, in seinem Arbeitscabinet einen scharfen Schuß abzufeuern, zum großen Aerger der Nachbarschaft, welche sich aber nicht zu beschweren wagte, war er doch Officier! Seine Frau hatte er zu Weihnachten mit einem passenden Gelegenheitsgeschenk in Gestalt einer niedlichen, kunstvoll verarbeiteten Doppelpistole überrascht und sie wurde angehalten, sich, sobald Witterung und Zeit es ihr gestatten würden, im Scheibenschießen zu üben.

Und all' dieses heilige Feuer mußte verglimmen und diese Heldengestalt verkümmerte bei der Schanzwache, wo auch selbst mit dem Fernglas keine Pickelhaube zu erblicken war. Der blutdürstige Commandant lief nun vom Kriegsministerium zur Commandantur und vice versa und verlangte bald flehend, bald drohend den Befehl zum Ausrücken.

„Aber", bekam er zur Antwort, „Ihre Leute sind ja noch nicht ausgerüstet, sie haben blos alte Percussionsgewehre."

„Macht nichts aus, unser Patriotismus genügt uns."

„Warten Sie wenigstens, bis Sie ihre Mäntel bekommen."

„Was sollen 1200 Mann mit 92 Mänteln machen? Meine Leute würden übrigens in Hemdärmeln darauf losgehen . . ."

Endlich eines Nachmittags traf ich den wackern Commandeur; er war in einer noch gehobenenern Stimmung als gewöhnlich, denn er kam eben von einem kameradschaftlichen Dejeuner, wo der edle Saft der Rebe die Lücken des Belagerungs-Menü stark ausgefüllt haben mußte.

„Nun bin ich froh!" rief er, „wir rücken aus. Rochefort hat sich für mich verwendet und der General hat es mir zugesagt. Du ziehst doch mit?"

„Ja freilich", antwortete ich.

„Aber", fuhr er fort, „wir werden eine harte Arbeit haben, man wird

uns vorausschicken, wir sind den Leuten lästig, sie wollen uns loswerden und ich glaube, Keiner von uns wird je zurückkommen."

„Nun", meinte ich, „so arg wird es doch nicht sein." — Zur Beruhigung des Lesers sei bemerkt, daß Alle zurückgekommen sind und daß der brave Commandeur gesund und frisch das Feld seiner frühern Wirksamkeit auf dem Turf und bei Bachette*) mit lorbeerbekränzter Schläfe wieder betreten kann.

Als aber die Mannschaft ohne Kapuzen und mit den alten Gewehren ausrücken sollte, da kamen ganz andere Anschauungen über die Winterkleidung zum Vorschein, als jene, die der Commandeur in seinem patriotischen Eifer vertreten hatte. Nicht blos, daß keine Neigung vorhanden war, „in Hemdärmeln" den Feldzug anzutreten, sondern es wollte Niemand ohne Ausrüstung von dannen ziehen. Was that der Bataillonschef? Er ging auf's Stadthaus, wo sich die Centralbureaus der Armeeverwaltung befanden. „Mein Bataillon", sagte er, „braucht so und so viele Tabatièregewehre." Der Beamte schrak zurück, meinte, er besitze keinen Befehl und suchte sich mittelst der wolbekannten bureaukratischen Abfertigungsphrasen herauszuhelfen. „Sie wollen und können mir also das Verlangte nicht gewähren?" sagte der Commandeur. „Nun gut, in einer Stunde bringe ich mein Bataillon mit und Sie werden die Güte haben, den 1200 Mann ihre Gründe auseinanderzusetzen."

„Um Gottes Willen nur kein Aufsehen", antwortete der Beamte. Und triumphirend kehrte der Commandeur nach seiner Vorstadt zurück, mit der Anweisung auf Gewehre in der Tasche.

Am andern Tag wiederholte sich derselbe Auftritt, nur handelte es sich um Kapuzen, der Commandeur war kaum auf der Stiege, als man ihn zurückrief, um ihm Alles zu gewähren, was er wollte. Auf diese Weise und mit demselben Schlagwort: „Ich hole mein Bataillon", erzwang der sorgsame Commandeur Unterhosen, Socken, Stiefel und zum Schluß sogar eine ganze Ladung von Trommeln und Trompeten.

Man behauptet, das Mittel wäre später von vielen seiner Collegen mit demselben Erfolg angewendet worden und noch jetzt cursirt das Wort: „Ich hole mein Bataillon" als einer von den aus der Belagerungszeit geerbten Witzen.

Wenige Tage nach Neujahr, als ich Abends das „Café de Madrid", das bekannte Rendez-vous der demokratischen Journalisten, in welchem aber damals lauter Uniformen zu erblicken waren, betrat, sprach mich der Zahlofficier (officier-payeur) des Bataillons (in Friedenszeiten ein Börsianer) mit den Worten an: „Morgen um sechs Uhr früh wird ausgerückt, ich und X. gehen als Quartiermeister voraus, wir haben einen Wagen bestellt; Du kommst doch mit?"

„Wohin geht es?"

„An die Marne, zwischen Fontenay und Nogent."

„Ei", sagte ich, „eine allerliebste Gegend; gerade vor drei Tagen hat das Bombardement gegen diese Position begonnen und es wird immer wüthender."

„Nun", antwortete X., der Ordonnanzofficier des Obersten, welcher sich inzwischen zu uns gesellt hatte, „das ist uns eben recht, wir müssen uns an die Granaten gewöhnen."

Und so plauderten wir bis spät in die Nacht, was uns nicht hinderte, Punkt fünf Uhr auf den Beinen zu sein. Der Fiaker stand vor der Thür

*) Einem der feinsten Restaurants von Paris.

und wir machten uns auf den Weg. Die Boulevards waren noch in tiefes Dunkel gehüllt, lange schwarze Massen bewegten sich hin und her. Auf dem Trottoir lagerten Tausende in den malerischsten Stellungen. Es waren die commandirten Bataillone, welche sich auf dem Sammelplatz einfanden und auf das Signal zum Abmarsch warteten. Die bewaffnete Menge wuchs immer mehr und beim ersten Morgengrauen waren wol 20,000 Mann versammelt. Der Wagen bewegte sich mühsam inmitten der Colonnen. Wir suchten zuerst ein Frühstück auf, dies war nicht leicht in der Belagerungsperiode und um sechs Uhr früh. Endlich fanden wir beim patriotischen Restaurateur und Bürgermeister Bonvalet eine gastliche Aufnahme und Bewirthung in Gestalt von Brod, Wein und einer jener Blechschachteln, welche in dem Andenken jedes Belagerten ewig fortleben werden; der Inhalt einer solchen Schachtel bestand in einem halben Pfund Rindfleisch zum bescheidenen Preise von acht Francs. Wir luden unsern Kutscher ein, diesen Belagerungsschmaus mit uns zu theilen. Der brave Mann war über diese Aufmerksamkeit so gerührt, daß er eine geheimnißvolle Lade am Bock öffnete und daraus eine Pomadenschachtel zog, in welcher sorgsam ein Stück gesalzener Butter, damals das non plus ultra einer Delicatesse, hervorzog und nicht ruhte, bis wir diesen Leckerbissen gekostet hatten. Ganz sorgsam verschloß er die übriggebliebene Butter und sperrte sie wieder ein, als ob es Gold wäre. Als es zum Zahlen kam, zog X. aus seinem Portefeuille eine Banknote, bemerkte aber dabei, daß er seinen Passirschein vergessen hatte. Ich erbot mich, mit dem Wagen mich nach seiner entlegenen Wohnung zu begeben und dort den Talisman, der uns die Thore der Stadt erschließen sollte, zu holen. „Wozu den weiten Weg machen?" sagte er; „Garçon, geben Sie mir Feder, Tinte und Papier." Als das Gewünschte bei der Hand war, schrieb er einfach: „Befehl, die Lieutenants M. und v. P. und ihren Secretair, die sich von Paris nach Nogent in Dienstangelegenheiten begeben, durchpassiren zu lassen, unterzeichnet der Oberst . . ."

„Wenn das den Leuten nicht genügt, so hole sie der Kuckuk, dann spielen wir eine Partie Karten und warten beim Thor, bis die Mannschaft kommt."

„Ganz recht", antwortete mein Freund, der Zahlofficier, „Du erinnerst mich, daß ich nicht vergessen darf, Karten und Domino einzukaufen."

„Bist Du leichtsinnig!" meinte X, „daß Du so Etwas vergessen kannst. Was würde da draußen ohne Karten aus uns werden?"

Glücklicherweise war es noch Zeit, diese Calamität abzuwenden und in einer nahen Tabakshandlung konnte das Spiel besorgt werden.

Bei der Zugbrücke von Vincennes angelangt, zeigte der Lieutenant X. den im Gasthaus improvisirten Passirschein vor; merkwürdigerweise fand der wachthabende Officier, welcher bei guter Laune war, diese Legitimation genügend und wir konnten unbehindert auf der großen Straße, die nach dem Fort von Vincennes führt, weiterrollen.

Verödet und trostlos lag die Winterlandschaft vor uns. Es war eine grimmige Kälte, Schnee und Glatteis hatten überall die Wolfsgruben an beiden Rändern des Weges mit einer Eiskruste bedeckt; von menschlichen Wesen gewahrte man nur einige Holzdiebe, mit der Beschädigung der Aeste in dem einst so schönen Hölzchen von Vincennes beschäftigt. Hinter uns lag die Ringmauer und die gewaltige Stadt, über welcher die Kriegsfurie ihren eisernen Fittig ausgebreitet hatte, dann und wann fiel ein Kanonenschuß

oder es platzte eine Granate mit dumpfem Schall. Vor dem Schloß von Vincennes war es schon lebhaft. Die arabischen Reiter in rothem Burnus trabten auf ihren feurigen Rossen und der unvermeidliche Araber, den ich jedes Mal auf demselben Platze während der ganzen Belagerung dieselbe Phantasie ausführen gesehen hatte, tummelte sich auch auf seinem Pferde. Aus dem Schlosse ertönten Trompeten- und Trommelsignale, Officiere spazierten auf der Ringmauer und auf dem Thurm oben saß der Beobachter und explorirte mit dem Fernglas die in tiefen Morgennebel gehüllte Landschaft.

Das Bombardement hatte inzwischen zugenommen, die Kanonenschüsse folgten immer rascher und bald wurde das Zischen der Granaten für unser Ohr vernehmbar. Unser Kutscher wurde schon besorgt.

„Es ist nicht meinetwegen", meinte er, „ich bin ein vieux troupier; aber meine arme Cocotte kann scheu werden."

Wir thaten unser Bestes, um den Mann zu beruhigen und suchten ihm beizubringen, daß sein edles Roß ja ohnehin nicht lange mehr auf dieser Welt zu wandeln bestimmt wäre; daß es bald von dem Schicksal in Gestalt des Schlächtermessers ereilt werden würde, und daß sein glorreicher Tod von Feindeshand dem vulgären Hinschlachten vorzuziehen sei. So langten wir vor dem Landhause, welches der Divisionsstab bewohnte, an. In einem elegant möblirten Salon waren die Herren Ordonnanzofficiere mit ihrer Toilette eifrigst beschäftigt. Ein junger Capitain studirte eine Frisur mit dem ganzen Ernst, welchen das Lesen einer Landkarte oder ein strategisches Theorem erfordert hätten. Ein Zweiter schien sehr mißgestimmt, weil der zu breite Kragen nicht in die richtige Stellung gebracht werden konnte. Ein Anderer saß in der Ecke auf dem Boden und schien nachzusinnen, als wäre er beschäftigt, den Plan Trochu's zu enträthseln; aber er war einfach bei der Arbeit, seine Schnallstiefel in Ordnung zu bringen. Der Eintritt zweier Nationalgardisten und eines Civilisten war den Herren eben nicht willkommen und sie widmeten all' ihre Aufmerksamkeit und ihre Blicke dem Kamm, dem Spiegel, dem Stiefel. Glücklicherweise gesellte sich ein Vierter zu uns, dessen Toilette schon beendigt war und dem daher für Liebenswürdigkeit Zeit übrig bleiben konnte; er bat uns zu warten. Er war sogar höflich genug, uns einen Platz am lodernden Kaminfeuer anzubieten. Brummend machte uns der frisirende Stabsheld ein wenig Platz, der stiefelschnürende aber drehte sich um und warf uns einen wilden Blick zu, dem wir mit Lächeln begegneten. Der Gegensatz und die Rivalität zwischen regulärem Militair und Nationalgardisten trat hier hervor und wir sollten Beides später wiederfinden. Der General ließ uns durch einen Officier melden, wir hätten uns zum Brigadecommandeur in Nogent zu begeben und dort die weiteren Befehle abzuwarten. Der Officier wandte sich zu seinen Kameraden: „Einer von Ihnen soll die Herren begleiten."

„Ich habe sehr viel zu thun", sagte der Capitain, dem es gelungen war, die regelrechte Scheitelabtheilung durchzuführen.

„Ich bin ja noch nicht angezogen", meinte der Zweite und zerrte an seinem rebellischen Halskragen. So mußte denn der Dritte sich opfern; er bat, nur seine letzte Schnalle zuschnüren zu dürfen, befestigte noch ein Paar riesige Sporen an seine Stiefel, nahm die Reitpeitsche in die Hand und zeigte uns den Weg.

Der Weg von Fontenay nach Nogent war kein weiter, dafür aber höchst

unsicher, da er hinter der Festung von Nogent sich hinzieht, welche der preußischen Artillerie als Zielscheibe diente.

Nogent ist eine allerliebste Ortschaft; sie besteht aus lauter Villen und Landhäusern von verschiedener Bauart, in denen wohlhabende Pariser die Sommerfrische zu genießen pflegen. Die Marne schlängelt sich der Dorfschaft entlang und ihre grünen Wellen eignen sich vorzüglich für die von den Parisern so beliebten Ruderfahrten. Eine Menge Wirthshäuser mit Lauben und Gärten, im Winter gesperrt, bieten im Sommer, wo sich hier ein lebhaftes, manchmal sogar übermüthiges Treiben entwickelt, dem ermüdeten **Marin d'eau doux** Speis' und Trank für gute Worte und viel Geld.

Diese im Styl der Schweizerchalets gebauten Wirthshäuser befinden sich in besonders großer Zahl innerhalb einer kleinen Insel, welche durch eine Theilung der Marne in zwei Arme gebildet ist und ihrer schönen Lage, vielleicht auch des Cultus halber, der hier stets der Schönheit gewidmet wurde, **L'Ile de la beauté** heißt.

Durch diese Insel, welche mit dem Festland durch kleine Pontonbrücken verbunden war, lief die äußerste Vorpostenkette, die niedlichen Schweizerhäuschen waren in Wachtlocale umgewandelt; viele waren vollständig ausgeleert und es fehlten sogar die Dielen und Fensterrahmen; die Bäume, deren Schatten einst so manches liebende Paar geheimnißvoll aufgesucht hatte, lagen gefällt auf dem Boden; überall war die rauhe Hand des Krieges zu verspüren.

Das Dorf Nogent diente der Vorpostenkette als Soutien; in den Landhäusern waren die Reservemannschaften cantonnirt, während die Compagnien eine die andere alle zwölf Stunden wieder von der Stelle ablösten.

Jenseits des Flusses, einige hundert Meter entfernt, standen die deutschen Vorposten, und vor uns breitete sich das hügelige Schlachtfeld von Villiers und Champigny aus, wo so viele Tausende verblutet waren. Die Höhen waren mit den deutschen Werken versehen, welche mit verzweifelter Regelmäßigkeit Tod und Verderben gegen die diesseitigen Stellungen schleuderten.

Von unserm Ordonnanzofficier begleitet, der sich schließlich in seinen Reiterstiefeln zurecht gefunden hatte und daher auch nicht mehr so mürrisch dreinsah, maßen wir die übrigens wohlbekannte Gegend mit einem Blick und langten bald an unserm Bestimmungsort, der Brigadecommandantur, an.

Hier sah es viel einfacher und militairischer aus, als beim Divisionscommandeur. Man erblickte keine sich schniegelnden Gecken im Waffenrock, wie im Corset, eng geschnürt; ein Unterofficier schrieb in einem einfachen Hefte, ein ältlicher Hauptmann begrüßte uns freundlich; bald trat der General selbst ein, eine markige Gestalt mit ungezwungenem Benehmen und gewinnendem Wesen. Er war erst vor Kurzem avancirt und liebte es, zu erzählen, wie er als einfacher Soldat mit dem Sack auf dem Rücken und Gewehr auf der Schulter in den Krieg ausgezogen war und wie er sich so gut „herausgebissen" hätte.

„Hier", sagte er ohne weitere Complimente, „ist das Verzeichniß der Häuser, die Ihnen zum Cantonnement angewiesen sind, lauter hübsche, gemüthliche Wohnungen. Es kommen vierzig bis fünfzig Mann auf ein Haus, von unsereins kamen hundert Mann hinein, aber die Herren von der Nationalgarde lieben die Bequemlichkeit. Ueberwachen Sie die Einquartierung recht genau und wenn Jemand sich etwa sträubt, Ihnen die Häuser zu übergeben, nehmen Sie nicht Anstand, Gewalt zu brauchen. Sie würden gut

thun, nachzusehen, wo es Keller giebt; denn die Kerle da drüben (und er zeigte nach den deutschen Batterien) fangen an ernst zu pfeffern. Das ist die einzige Unannehmlichkeit Ihres Landsitzes; aber man gewöhnt sich schon daran. — Noch Eins", fügte er bei; „ich bin ein guter Kamerad und spaße dann und wann nicht ungern; aber was den Dienst betrifft, habe ich einmal Begriffe, die heute eigenthümlich erscheinen. Ich nehme meine Aufgabe ernst; und habe das Handwerk in Afrika und in der Krim erlernt; verstehen Sie es, so bleiben wir gute Freunde, wenn nicht, so scheere sich die gesammte Nationalgarde zum Teufel. Damit Basta. Leben Sie wohl, meine Herren."

Abermals machten wir uns auf den Weg, um die bezeichneten Wohnungen in Augenschein zu nehmen. Für den Regiments- und Bataillonsstab war eine prächtige Villa mit Garten, großem Park, Springbrunnen, Wagenschuppen, Stall und allem Zubehör angewiesen. Diese fürstliche Residenz war die Sommerwohnung eines Millionärs, der sein Vermögen in dem Knopfhandel erworben hatte; wir wurden von dem Verwalter empfangen. Dieser theilte uns mit, daß die besten Zimmer von den Franctireurs in Beschlag genommen seien; es wurde Kriegsrath abgehalten und wir beschlossen einmüthig, die Herren höflich, wenn es ging, im Nothfall aber zum Fenster hinauszuspediren.

In dieser nichts weniger als kameradschaftlichen Stimmung betraten wir den reichverzierten und vergoldeten Salon. In einem großmächtigen Fauteuil von Utrechter Sammet saß der Hauptmann der Franctireurs und an seiner Seite ein Unterofficier, sein „Secretair" (einen solchen hat hier jeder französische Officier). Der Tisch war wohlbesetzt, aber unsere Blicke fesselte gleich beim Eintritt ein großer, schwerer Hollandskäse. Da prangte er auf einem Porzellanteller so einladend und für den Gaumen so verführerisch!

Man bedenke doch! Seit zwei und einem halben Monat war in ganz Paris kein Käse mehr aufzutreiben gewesen; in den feinsten Restaurants durfte dann und wann sich ein Stammgast glücklich schätzen, mittelst hoher Protection gegen Dank und sehr theures Geld eine mikroskopische Probe dieses kostbaren Products auf den Dessertteller zu bekommen. Wer kein Millionär war, mußte denselben ganz entbehren und man muß die Gewohnheiten der Pariser, von den untersten Schichten bis ganz oben hinauf, beim Gast der Crêmerien*) angefangen bis zum Habitué des Café riche kennen, um die Bedeutung und die Härte dieser Entbehrung zu begreifen. Der Patriotismus der Pariser hat die **Käseprobe** bestanden ... Das will also so viel, vielleicht mehr, sagen als die Feuerprobe! Und während drinnen ein Viertelpfund von dieser Wohlthat zu einer Mythe geworden war und Jeder, der glücklich genug war, sich rühmen zu dürfen: „Ich hatte heute Käse zu meinem Dessert" mit Bewunderung und Neugierde betrachtet wurde, saßen hier im Lager inmitten der Entbehrungen zwei Menschenkinder und hatten bei neun Pfund Käse (ein Capital von zweihundert bis zweihundertfünfzig Francs) vor sich und schienen sich nicht im Mindesten bewußt, welche Superiorität sie in diesem Augenblick über ihre übrigen belagerten Mitbürger genoßen!

Ehrfurchtsvoll näherten wir uns und dachten: „Nein, Die, welche über solche Schätze verfügen, können wir nicht ... hinauswerfen", — und als der Capitain, ein „**vieux troupier fini**", uns ganz herzlich und ungezwungen ein-

*) Milchwirthschaften, in denen Kaffee, Chocolade, Reis- und Eierspeisen und lederne Beefsteaks zu wohlfeilsten Preisen verabreicht werden.

lud, mitzuhalten, da waren wir vollständig entwaffnet und dachten nicht im Geringsten daran, einem so gastlichen Nachbar das Terrain streitig zu machen. Unter dem Zeichen des röthlichen Holländers waren wir alsbald gute Kameraden.

Der Alte erzählte Mancherlei von seinen Abenteuern, er gehörte zu einem Linienregiment und war mit einigen Leuten, die er sich auswählen durfte, als Franctireur detachirt. Er arbeitete blos Nachts und hatte einen sehr beschwerlichen Dienst. Die verflossene Nacht war er drei Stunden in Schnee und Koth gelegen, um einen Batteriebau zu beobachten, dann hatte er sich mit seinen Leuten auf die Beine machen müssen, um die Stellung eines vermeintlichen neuen deutschen Corps zu recognosciren. Aber wie immer war der französische Generalstab irre geführt worden und in den bezeichneten Ortschaften war kein Mensch zu erblicken. Der Alte ärgerte sich gewaltig, daß man ihn so umsonst in die Nacht hinausgeschickt hatte, während ihm ein bischen Schlaf eben auch gar nicht geschadet haben würde.

Er war überhaupt auf seine Oberen nicht gut zu sprechen und wenn General Trochu in leiblicher Person die freimüthigen Aeußerungen des Hauptmanns zu Ohren bekommen hätte, er würde sich gewundert haben, welche Beurtheilung sein Vorgehen und sein geheimnißvoller Plan in gewissen Schichten der Armee fand.

Mein Freund X, der Ordonnanzofficier, glaubte den eifrigen Chauvinisten spielen zu müssen. Der Krieg, meinte er, müsse eine neue Wendung nehmen, die Provinzarmeen rückten siegreich der Hauptstadt immer näher und näher; die Lage der Preußen wäre eine verzweifelte; sie wären enger eingeschlossen, als die Pariser innerhalb ihrer Ringmauern, ihre Proviantzüge wären abgefaßt, Hunger und Seuche rafften tagtäglich Tausende und abermals Tausende Deutscher weg; das Bombardement wäre blos begonnen, weil die Preußen vor ihrem schleunigen und schimpflichen Abzug sich ihres Materials zu entledigen suchten (diese naive Ansicht war bei einer großen Anzahl Glaubensartikel), damit nicht Alles in die Hände der Franzosen falle.

„Jetzt, da die Nationalgarde", fuhr er fort, „zu handeln beginnen wird, werden wir einen Ausfall machen, wenn wir wollen, und sie verjagen, wenn wir wollen; und wir werden sie verfolgen bis über den Rhein. Sie sind jetzt ermüdet, decouragirt, sie sterben dahin; Frankreich aber erwacht und nimmt alle Tage an Kraft zu."

Diese Expectorationen, welche in den Clubs und in den Spalten gewisser Zeitungen courante Münze waren, hörte der alte Graubart und der Unterofficier mit skeptischem Lächeln an. Letzterer suchte meinem Freund begreiflich zu machen, daß dies lauter Illusionen wären, deren Unhaltbarkeit in der regulären Armee seit langer Zeit schon anerkannt seien. Der Nationalgardist ereiferte sich aber immer mehr und da dem Ausdruck seiner patriotischen Hoffnungen immer ein bedenkliches Kopfschütteln und Aeußerungen der Ungläubigkeit folgten, meinte er pikirt, es wäre besser, wenn denn wirklich keine Hoffnung mehr vorhanden sei, gleich Frieden zu schließen.

„Freilich", meinte der Capitain, indem er ruhig eine Rauchwolke blies, „das wünschen wir seit langer Zeit und das wäre das Gescheidteste. Die ehrliche Haut ist eben nicht viel werth; aber es wäre doch zu dumm, wenn man sie Tag und Nacht auf's Spiel setzt und weiß, es ist für nichts und wieder nichts. Seit drei Monaten treiben wir das Handwerk, hetzen uns wie Hunde herum, es ist Zeit, daß es einmal aufhört."

Verblüfft sah mein Freund drein; er, ein neugebackener Officier, der seine Sporen verdienen wollte, er, ein „Ra-outrance“*), d. h. für den Krieg bis auf's Messer, der aber dem wilden Spiel bis jetzt nur von Weitem zugesehen hatte, mußte von einem Mann des Handwerks, von einem decorirten Hauptmann so Etwas hören! Wer in Paris es damals gewagt hätte, für den Frieden aufzutreten, der wäre in Stücke zerrissen worden; und hier inmitten der Vorposten, einige Meter von dem Feinde, durfte sich ein Soldat erlauben, so offen, so freimüthig sich gegen den Krieg auszusprechen!

Dies wunderte und indignirte meinen Freund; aber der Capitain hatte das Bewußtsein, die Meinung, welche unter den Officieren der Armee vorherrschte, auszudrücken, und er hatte das große Wort ebenso gelassen, ebenso ruhig, ebenso natürlich ausgesprochen, wie er ungezwungen und ohne Flausen dem Käse zugesprochen.

Die Conversation war so interessant geworden, daß wir den Zweck unseres Hierseins ganz außer Acht gelassen hatten. Da zog der Capitain seine Uhr, einen hübschen goldenen Chronometer, vielleicht ein Beutestück.

„Ach“, sagte mein Freund, „wie glücklich Ihr Herren von den Regulären seid! Unsere Uhren, die hängen schon lange . . . am Nagel“**).

Es war zehn Uhr geworden; die Mannschaft, deren Quartiere wir ganz vergessen hatten, mußte schon im Anrücken begriffen sein. Indessen sollten wir bald bemerken, daß die schneidende Kälte die Geschwindigkeit der Tapferen bedeutend gefördert haben müsse, denn als wir aus der Villa traten, standen schon die achthundert Mann in Reihe und Glied auf dem Platze. In Wahrheit, sie sahen nicht übel aus, die Fabrikarbeiter, Männer und Insassen der Carrières d'Amerique***) in ihrer nagelneuen Montur und in den hechtgrauen Mänteln.

Da der General sie natürlich erst in einer Rede begrüßen mußte, so gewannen meine Freunde Zeit, ihre Versäumniß hinsichtlich der Quartiere wieder gut zu machen; und bald merkte man überall die Anwesenheit der Krieger. Was das Malheur hatte, aus Holz oder holzähnlichem Material zu sein, Kästen, Küchenschränke, Sessel, Gartengitter, bis auf die Dielen, war zerstört, um die mächtigen Bivouakfeuer zu alimentiren. Nur mit Aufwendung der allergrößten Anstrengung konnten einige Officiere diesem Treiben Einhalt gebieten, und Diejenigen, welche sich schon an's Werk machten, um auch hie und da ein „Souvenir“ aus ihrer neuen Behausung fortzuschleppen, davon abzubringen. Jeder wollte sich dem Kriegsrecht gemäß (er meinte es so) irgend eines Gegenstands bemächtigen. Die Einen banden alte Frauenröcke und Sommerhüte auf ihre Stöcke, ein Anderer schwang im Triumph einen Shawl auf seiner Bajonettspitze. Andere wieder vegnügten sich mit Kasserolen, Waschbecken, von anderen weniger salonfähigen Utensilien und Gefäßen gar nicht zu reden.

Als Colonel * diesen Unfug erfuhr, wurde er sehr böse darüber und Alles mußte wieder an Ort und Stelle gebracht werden. Mit langen Gesichtern und brummend folgten die beutelustigen Nationalgardisten, grollend gegen den Obern, welcher ihnen solch' kleinen Spaß verbot.

---

*) Spottname, den die fast allein kämpfenden Soldaten den großmäuligen, feigen aber stets „guerre à outrance“ rufenden Nationalgarden gegeben hatten.

**) „au clou“ Euphemismus für Pfandhaus.

***) Ort, in welchem sich nur obdachloses Gesindel aufzuhalten pflegt, das oft durch eine nächtliche Razzia von der Polizei aufgegriffen wird.

Mit der eigenthümlichen Behendigkeit, welche jeder Pariser besitzt, waren die Leute bald überall installirt und die Marketenderinnen, welche ihr schmuckes Costüm sammt Federhut und Säbel abgelegt hatten, um ihr häusliches Gewand anzunehmen, kochten schon die Suppe.

Indeß hatte sich's auch der „Stab" in den Räumen der ihm vorbehaltenen Villa bequem gemacht und Alle waren entzückt über die Herrlichkeit der Räume. Zwar waren die meisten Zimmer vorsichtig jedes Mobiliars entblößt, der Verwalter aber stellte uns gern einige Betten, Tische und eine Anzahl Sessel zur Verfügung. Ein sonderbarer Stab, zusammengesetzt, wie nicht die kühnste Phantasie, sondern nur der Krieg es vermochte.

Der Obrist war ein großer Mann von siebenundzwanzig Jahren, ziemlich fähiger Schriftsteller von fortgeschrittener Tendenz, welcher seine Ernennung dem Umstand verdankte, daß er ein ehemaliger Schüler der polytechnischen Schule und ein Jahr als Lieutenant in der regulären Armee gedient hatte. Ein prächtiger junger Mann, dem übrigens die verbrämte Uniformjacke und das fünf Mal betreßte Käppi trefflich standen, und der am Ende seine Sache nicht schlechter verstand, als viele andere graubärtige Haudegen, die nie etwas gelernt hatten. Ihm zur Seite stand als rechte Hand bei Ausführung der rein technischen Exercitien ein alter „Afrikaner", der über zwanzig Jahre drüben in der Colonie als Sergeant gedient und dem entsprechende Begriffe herübergebracht hatte. Für ihn bestand der Krieg darin, loszuhauen, niederzumetzeln, zu sengen, zu brennen und, wenn es sein muß, Höhlen auszuräuchern à la Pelissier. Unter Disciplin verstand er das Recht des Obern, den Untergesetzten anschreien und immer bestrafen zu dürfen, zwölf Kugeln im Kopf schienen ihm das beste Experiment.

Nebst meinen beiden Freunden, dem Börsianer und dem Ordonnanzofficier (einem Landedelmann und Busenfreund des Obersten), sind noch zwei ehemalige Unterofficiere zu erwähnen, die diesem Umstand verdankten, eines schönen Tages mit den drei Tressen aufzuwachen. Einer von ihnen hatte eine sehr liebenswürdige Dame, die er gleich am nächsten Tage nachkommen ließ. Seinem Beispiel folgte nicht viel später der Andere, welcher eine etwas vergangene, aber kolossal gebaute Schönheit als Lebensgefährtin besaß, die sich für die Artigkeiten des Obersten bei der gemeinsamen Tafel sehr empfänglich zeigte. Unser Arzt war der Typus der Geizhälse. Für „seine Kranken" ließ er unter jedem Vorwand Zucker, Kaffee und allerhand Lebensmittel verabreichen, wußte sie trefflich aber für sich zu verwenden und nach der Stadt zu schaffen. In seiner Einquartierung, wo er sich nebst Madame eine ganze Etage vorbehalten hatte, gefielen ihm zwei Bronceleuchter und einige Bilder so sehr, daß er sich von ihnen nicht lossagen konnte und sie „rettete". Natürlich wird es jetzt heißen, die räuberischen Preußen hätten es gethan.

Außer diesem Medicus waren noch vier andere Chirurgen, wovon der Eine blos aus politischen Rücksichten und als eifriger Besucher des Café de Madrid die Stelle bekleidete.

Sein Bruder, ein Komödiant, war Capitain; er hatte die Specialität, bei den verschiedensten Anlässen als Festredner zu fungiren und benahm sich immer wie auf der Bühne. Er hatte das Glück gehabt, ein hübsch möblirtes Haus zur Verfügung gestellt zu bekommen. Dort saß er, wenn der Dienst ihn nicht rief, im Schlafrock und türkischen Pantoffeln; seine Compagnie sah freilich beinahe aus, wie die Falstaff'sche Truppe und war auch

auf solche Weise zusammengesetzt. Sie wäre aber für ihren Hauptmann durch's Feuer gegangen.

Als Capitaine d'Armes fungirte ein alter Talgfabrikant, der während der Belagerung brillante Geschäfte machte, da ihm, wie er es mir einmal erzählte, das Fett, was gewöhnlich zur Unschlittkerzen- und Seifenfabrikation verwendet ward, jetzt zu theuren Preisen von den Gasthäusern und Epiciers abgekauft wurde. Diese Wendung hatte auf seinen Patriotismus einen gewaltigen Einfluß ausgeübt, und er, ein sehr gutmüthiger Mensch, ein bon gros papa, wurde — so lange nämlich sein Talgvorrath nicht erschöpft war — fuchsteufelswild, wenn man von der Möglichkeit einer Ergebung sprach; da dachte er gleich an die Zeit zurück, wo der Talg blos ein paar Sous das Pfund werth war, und er zeterte „la guerre à outrance“, bis auf's Messer. Am Vorabend der Capitulation hatte mich der wackere Capitain eingeladen, eine Promenade nach seinem Magazin zu unternehmen. „Sehen Sie“, sagte er mir, auf die Kasten deutend, „ich habe schon dreißigtausend Francs verdient; wenn nur die Belagerung noch ein paar Wochen fortdauert, verdiene ich noch zwanzigtausend Francs. Er war aber unzufrieden über alle Maßen, wie alle Epiciers übrigens, als der Waffenstillstand abgeschlossen worden, und erzählte allerlei von Verrath &c.

Ferner waren da mehrere Stammgäste vom Café de Madrid, Literaten ihres Zeichens; sie waren Capitains oder Lieutenants mit verschiedenen Functionen, die ihnen erlaubten, sich die Kasse warm zu halten. Ein Militairreporter eines verbreiteten Blattes war das Schooßkind Aller; glaubte Jemand eine Heldenthat vollbracht zu haben, schnell zog er den Historiographen in einen Winkel, erzählte sie ihm geheimnißvoll und bat, ja nicht den Namen des Betreffenden zu nennen. Und mit welcher Hast das Blatt dann eröffnet und verschlungen wurde und mit welcher Eifersucht der nicht Genannte auf seinen begünstigteren Collegen blickte und welche Redekünste so ein Reclamebedürftiger zu gebrauchen wußte!

Die Hauptperson war unser Proviantmeister, ein pedantischer, aber sehr guter Sergeant, zu gewöhnlichen Zeiten ein Sohn der Musen, der das Glück gehabt hatte, mehrere Stücke mit Erfolg auf die Bühne zu bringen. Gleich am ersten Tag legte er Proben einer großen Sachkenntniß ab; als er von der Intendantur kam, hatte er sich eine Menge Delicatessen aller Art zu verschaffen gewußt, die nirgends in der Stadt zu bekommen waren. Erdäpfel, Stockfisch, Rindfleisch, Sardinen standen in Menge zur Verfügung und wir brauchten die Franctireurs nicht mehr zu beneiden, auch wir bekamen Käse. Diese Extrakost wußte so manchen Magen an die gefährliche Scholle zu binden und es wurde ein Gesuch abgefaßt, daß das Regiment den Fleischtöpfen Egyptens nicht entrückt werde. . .

In dem Kreis dieser Kameraden, welcher durch die unvermeidlichen „Burschen“, von denen sich Jeder zwei hielt, vergrößert wurde, fehlte mir ein theures Haupt. Es war der so thatendurstige Commandant; ja, er fehlte, ein Fieber war boshaft genug, ihn gerade am Tage des Ausrückens an's Bett zu fesseln. Er muß viel, sehr viel gelitten haben!

Die erste Sorge der Herren war eine Nahrungssorge und es wurde der Marketender einberufen und zu Rathe gezogen. Ein sonderbarer Kauz, dieser Vivandier; zu Zeiten, da Paris nicht in den Kriegsgräueln steckte, fungirte der wackere, nur allzu weinselige Ferdinand als Oberkellner in einem Café restaurant, wo alle Stabsofficiere des Regiments Stammgäste

waren; und so Mancher von den glänzenden Capitains und beflitterten Lieutenants waren dick angekreidet. Er hoffte nun im Felde sein Glück zu versuchen, da Jedermann wußte, wie trefflich seine meridionalen Saucen und seine kunstgerecht gewürzten Salate schmeckten. Er hatte einen Karren angekauft und denselben mit den theuersten Delicatessen und Weinsorten angefüllt, die er zu horrenden Preisen anzubringen hoffte. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Seine Clienten aus dem Kaffeehaus wollten sich nicht so leicht prellen lassen; da gab's manche Reibungen der derbsten Art zwischen dem Obersten und seinem ehemaligen Oberkellner. Um seinen Verdruß zu ertränken, absorbirte nun der wackere Marketender selbst die edlen und feurigen Weine, die er mitgebracht; all' der Chablis und der Burgunder lief durch seine Kehle, er befand sich daher stets in einem Zustand, den man sich denken kann. Die Begriffe von Respect und hierarchischer Achtung schienen sich bei ihm zu verwirren.

Im ganzen Hause war nur er zu hören und zu sehen, er lief von der Küche auf den Boden, von dem Boden in die Küche hinunter, nach Belieben schaltend und waltend.

Der Oberst Z . . . ließ einmal durch einen Burschen sich etwas aus der Küche holen. „Herr Colonel", kam der Brosseur zurück, „der Principal des Etablissements hat mir geantwortet, er lasse sich von Niemandem etwas befehlen." Verwundert meinte der Oberst, er möchte doch gern diesen Principal vor Augen sehen. Und richtig, herauf kam keck und trotzig... Ferdinand, den Hut verlegen auf dem Kopf; er hatte sich für den Principal ausgegeben.

Abends ging es noch besser, einige Lampen waren in Verlust gerathen; wir saßen eben bei Tische, da stürzt Ferdinand herein.

„Daß sich Keiner untersteht, heraus zu gehen, ich muß meine Lampen wieder haben und müßte ich zum General laufen. Ich lasse Euch Alle durchsuchen und gefangen nach Vincennes abführen, bis ich meine Lampen wieder habe."

Man suchte ihn zu beschwichtigen und spedirte ihn zur Thür hinaus, brummend zog er zum Nachtessen. „Ich gehe schon", sagte er, „muß ich doch auch diniren; ich habe aber etwas Besseres, als Ihr Alle, Unsereins hat mehr Schüsseln zu seinem Mittagstisch, als Ihr Tressen auf Euren Käppis besitzt."

Diese sonderbare Bemerkung rief ein schallendes Gelächter hervor und man verzieh dem Exoberkellner seine Grobheiten.

Die Tafel verlief recht gemüthlich und zum Dessert ließen wir einige Flaschen Sect kommen und entkorkten sie gerade, als das Bombardement immer heftiger wurde. Der Boden erdröhnte jeden Augenblick, die Fenster klirrten und zwischen den halb geschlossenen Jalousien sah man deutlich die Blitze aus den gegenüberliegenden Batterien. Aber wer kümmerte sich um so etwas, wer dachte daran, daß so eine Vollkugel plötzlich hier inmitten der fröhlichen Gesellschaft einschlagen und uns Alle in tausend Stücke reißen könne? Man muß es allen Anwesenden lassen: Sorgen machte ihnen die Gefahr nicht. Sie ignorirten dieselbe vollkommen. Es wurde also fortgezecht, gespaßt, gelacht und geredet, da wir auch einige Volksredner in unserer Mitte besaßen.

„Herr Oberst", sagte einer der Burschen, „man bringt Etwas für Sie, aber etwas Schweres", und zwei Hechtgraue humpelten herein und trugen mit großer Mühe einen schweren Wasserkübel. In diesem war das Präsent für den Obersten enthalten in Gestalt einer großmächtigen Granate, die

einige hundert Schritte von uns gefallen, aber nicht crepirt war. Die Finder, welche den glücklichen Einfall gehabt hatten, diese Trophäe heraufzuschleppen, hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, den Kübel mit Wasser zu füllen, und als ich sie fragte, warum sie diese doch so einfache Vorsicht vernachlässigt hatten, erwiederten sie ganz naiv: „Ei, warum denn im Wasser, da verrostet sich so eine Granate." Die Tischgesellschaft umringte das sonderbare Präsent, Einige klopften gar auf den Zünder und im Geiste sah ich schon den Augenblick, wo wir Alle in die Luft fliegen würden.

„Keine Dummheiten, liebe Freunde", sagte der Oberst, „trinkt einen tüchtigen Schluck, bringt mir das hinauf und setzt es neben mein Bett", fügte er bei, zu den beiden Hechten gewendet.

Und richtig humpelten sie wieder die Treppe hinauf und im Kübel schaukelte sich die Granate mit ganz unheimlichem Klang. Wie er es befohlen, fand sie der Oberst später bei seinem Bettgestell und sie wich während dreier Wochen nicht vom Fleck.

Jedes Festmahl hat sein Mene Tekol Upharsin; unseres erschien in der Uniform eines Unterofficiers, der dem Colonel ein Papier vom General überbrachte.

„Wichtige Mittheilungen, meine Herren", sagte er, nachdem er die Schrift durchflogen hatte, „es giebt heute eine Recognoscirung auf dem Mont Avron und es ist leicht möglich, daß wir mit in's Gefecht gezogen werden. Ferner sind hundert Mann zur Schanzarbeit commandirt; wer wird sie stellen?"

Niemand antwortete.

„Na", sagte der Schauspieler, „nehmen Sie die Kerle von meiner Compagnie, die sind immer in Bewegung; aber Branntwein muß es auf dem Platze geben."

Die Tafel ward natürlich aufgehoben, die Officiere gürteten ihre Säbel um und Mehrere schickten sich an, die kleine Verdauungspromenade nach der Schanze anzutreten.

Wir schritten durch den Hof und betraten die Dorfstraße; es war eine prächtige Decembernacht, der hochstehende Mond schien klar.

„Da in diesem Hause stecken so ein paar „Na-outrance" und kochen und trinken sich voll, während wir für sie die Haut hergeben müssen."

Da plötzlich kamen Zwei von der Mannschaft des Wegs hergelaufen und ganz außer Athem.

„Oberst", sagten sie, „wir sind verrathen, verkauft! Man macht den Preußen Signale, sie werden gleich auf uns schießen. Sehen Sie nur", und er deutete auf ein Haus, wo wirklich bald ein blaues, bald ein weißes Licht, nun aufleuchtend, nun wieder verschwindend, zu sehen war. Dieses Spiel interessirte uns; vielleicht, dachten wir, fassen wir diesmal einen der Spione, und die zwei Denuncianten schlugen mit ihren Gewehrkolben auf den Boden und schwuren, sie wollten schlechte Menschen sein, wenn sie nicht Alles, was im Hause an lebendigen Wesen aufzufinden wäre, todtschlagen würden. Als wir aber der Behausung näher rückten, da merkten wir, daß die vermeintlichen Signale ganz einfach durch die Spiegelung der Mondstrahlen auf dem platten Dach der Villa erzeugt wurden. Außerdem reflectirte das Silber des Mondes auf dem reichlich gefallenen Schnee, der während des Tages fest zugefroren war. Diese Vermengung zweier Lichter bildete eine Beleuchtung, die etwas Feierliches, etwas Geheimnißvolles an sich hatte. Durch die Straßen

bewegten sich in lautloser Stille und so gut wie möglich im Schatten gegen das allzu wachsame Auge des Feindes Schutz suchend, beträchtliche Infanteriecolonnen, die bestimmt waren, gegen den Avron vorzugehen. Es fror die armen Teufel ungemein, trotzdem ihre Gesichter in Cache-nez und sogenannte „Passes Montagues" (Wollhauben, die gleichzeitig Scheitel, Stirn und Kinn schützen) vermummt waren und sie ihre Hände sorgfältig in der auf Brust und Unterleib schürzenartig gebundenen Decke wie in einem Muff verwahrten. War es vielleicht die Aussicht, dem Tod entgegenzusehen, welche sie ihre warmen Kleider nicht fühlen ließ? Jedenfalls stach die traurige, lautlose Haltung dieser Gestalten gegen das turbulente Wesen unserer Nationalgardisten gewaltig ab. Was die Letzteren betrifft, so hatten sie ihre Absicht wegen der Spione noch keineswegs aufgegeben und Einen hörte ich seinem Kameraden zuflüstern, „Espions und Prussiens" gewittert zu haben und diese müßten sie auffinden, sollten sie deswegen den Mond, der schalkhaft mit seinem Spiel fortfuhr, auf ihre Bajonette spießen.

Man konnte ihnen die Satisfaction, das Haus vom Keller bis Giebel zu durchsuchen, nicht verwehren; sie fanden aber nichts, als zwei Katzen, die trotz ihrem Wehgeheul für das Frühstück der Escouade requirirt wurden. Ihre Hausdurchsuchung hatte sie aber gar nicht überzeugt. „C'est louche", brummten sie, „die Sache ist nicht klar!"

Die Schanze, an welcher die hundert Mann unter Anführung des Comödianten arbeiteten, war unterhalb des Dorfes gelegen. Man gelangte dort hinunter durch eine große, schöne, mit Pappeln bepflanzte Allee. Schildwachen waren bei jedem Baum aufgestellt und ihre Schatten dehnten sich im Mondschein; man mußte zuerst einen kleinen Hügel besteigen, um zur Stellung zu gelangen. Von dieser Anhöhe überblickte man die ganze feindliche Stellung und sah die elektrischen Lichter zwischen den Batterien hin- und herlaufen und die Granaten mit ihrem röthlichen Schein aufsteigen.

Grabesstille herrschte hier; nur leise war der abgeschwächte Klang der Stemmeisen und Hämmer hörbar, denn da unten in dem Graben arbeiteten die hundert commandirten Mann. Und sie schaufelten und hieben los, daß es eine Freude war. Der Oberst und sein Gefolge waren in den Anblick der Arbeit vertieft; ich aber, der ich mich keiner höhern militairischen Aufgaben bewußt war, machte mich aus dem Staube, um in den traulichen Kreis dort oben zurückzukehren. Am Wege traf ich zwar keine „Signale", wol aber ein paar ganz lustig anlodernde Kaminfeuer, denen nichts fehlte, um in einen ganz artigen Brand auszuarten. Die Herren Gardisten hatten sich ein wenig überheizt; es bedurfte aber viel Mühe und Berufung auf die höchste Autorität, um die Leute zu veranlassen, das entstehende Feuer vor Ausbruch zu löschen. Die Funken müssen die Aufmerksamkeit des Feindes geweckt haben, denn die Kugeln begannen in die Häusergruppe hinein zu regnen und die Insassen sahen sich gezwungen, ihre große Heizung zu verlassen und in dem Keller Zuflucht zu suchen.

Auch unsere Villa war sehr auffallend; die erste Etage glänzte voll Licht, als würde ein Ball daselbst gegeben, und konnte daher trefflich als Zielscheibe dienen.

Am Eingang wohnte ich einem großen Disput bei zwischen unserm Factotum, dem Theaterschriftsteller, mit einem Gardisten. Sie befanden sich Beide in einem seelenverwandten Zustand; der Anlaß des Zankes war gering,

fügig: sie wollten ihn aber durchaus mittelst Anwendung des Faustrechtes austragen.

„Wenn Sie kein Sergeant wären . . .", sagte der Gardist und ballte gegen seinen Obern die Faust.

Dieser riß seinen Rock auf, zog ihn ab, warf denselben weg und stand in Hemdärmeln in der kalten Winternacht da.

„Jetzt", sagte er, „habe ich keine Galons, bin ein einfacher Bürger und kann meinem Mann stehen. Komm, komm nur!" Beide waren im Begriff, sich der edlen Boxerkunst hinzugeben, als es gelang, sie auseinander zu bringen. Der Marketender Ferdinand war beim Lärm herbeigeeilt und klagte nun neuerdings seine Misère, er wollte den Oberst und alle Officiere vor einen Martialgerichtshof stellen lassen, um sie zu zwingen, bei ihm Kost zu nehmen, er bat mich, das bezügliche Schreiben beim Kriegsministerium einreichen zu wollen.

Ich beschwichtigte ihn nicht ohne Mühe und mußte ihm versprechen, mit ihm zu frühstücken, da er zwei Tauben, Gott weiß wo, gestohlen hatte.

Droben im Saale traf ich die brillante Gesellschaft sehr wenig mit Militairstudien oder dergleichen beschäftigt, dagegen waren die Karten in voller Thätigkeit; ein einziger „Bakkarat" gruppirte alle Officiere um einen Tisch. Mein Freund J . . . war der Banquier, Silber, Gold und Bankbillets häuften sich vor ihm und es schien sehr hoch herzugehen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß es doch vorsichtiger wäre, die Fenster ein wenig zu verfinstern, damit das Haus nicht etwa gar als Zielscheibe diene. Mein wolgemeinter Rath wurde aber mit einem solchen Halloh abgewiesen und ich derart angefahren, wie ich mir erlauben könne, die Spieler wegen so einer Kleinigkeit von ihren Beschäftigungen zu stören, daß ich nicht weiter darauf bestand und bei einem Glase Punsch Trost suchte. Zwei mächtige silberne Schüsseln voll des scharfen Getränks flankirten auf beiden Seiten den Spieltisch. Der Oberst und seine Begleiter kamen auch bald zurück, gesellten sich zu den Spielern und Ersterer hatte binnen einer Stunde über tausend Francs gewonnen. Auch der alte Afrikaner steckte viel ein und dabei grinste er ganz eigenthümlich.

Da auf einmal schreckte die Spieler ein gellendes Geschrei auf. „Aux armes, aux armes", tönte es von unten empor. „Sind's die Preußen? Ueberfall?" fragte ein Jeder, „greift zu Säbel und Revolver" und Alles drängt die Treppe hinunter; von allen Seiten rücken Bewaffnete heran, Alles ist alarmirt, der General selbst kommt an Ort und Stelle, aber nirgend ist die Spur von einem Feinde oder einer Ueberrumpelung sichtbar.

Endlich entdeckte man Denjenigen, der so zur Unzeit Alarm geschlagen: es ist Niemand Anderes, als der Marketender, welcher sich jetzt in total betrunkenem Zustand befindet und wie rasend im Garten herumläuft.

„Waffen heraus!" ruft er, „ich muß meine Lampen haben! Wo sind die Diebe, aux armes, aux armes!"

Das war die Allarmirung des . . .-Regiments auf den Vorposten bei Nogent, die keine anderen Folgen hatte, als dem Obersten ein Compliment, wie rasch seine Leute sich zusammenfanden und dem braven Ferdinand vier Tage Gefängniß einzubringen, die aber wie die von ihm so oft angekreideten „Bocks" und Absynths noch heute nicht geregelt sind. Paul d'Abrest.

Aus meiner Praxis.

Von Dr. **Julius Buchheister.**

Eins der seltensten Vorkommnisse bei wirklichen Gewohnheitstrinkern, ist die Besserung derselben. Daß sie eine wirklich andauernde sei, kommt bei diesen Unglücklichen höchst selten vor und man hat daher Recht zu behaupten, daß ein Mensch, der einmal angefangen hat, aus reiner Leidenschaft sich dem Trunke zu ergeben, nie wieder von den Banden dieses Lasters befreit, sondern im Gegentheil immer tiefer und tiefer sinkend, endlich als Säufer enden werde. Man hört von Trinkern so häufig, nachdem sie die Crisen überstanden und einen Anfall von Delirium tremens durchgemacht, wie sie mit Abscheu an ihr früheres Leben zurückdenken, daß sie Spirituosen nicht einmal riechen, viel weniger genießen mögen.

Diese Abneigung gegen ihr Lieblingsgetränk schwindet aber allmälig, und eines schönen Tages finden sie, daß es nichts Besseres giebt, als einen guten Schnaps, und daß ein guter Schnaps zum Bruder wieder einen guten Schnaps hat, und diesem ein dritter folgen muß — bis dann endlich die alte Gewohnheit die Oberhand gewinnt und erst in einem neuen Anfalle von Wahnsinn ihre Begrenzung findet.

Ganz einzeln aber, freilich auch nur ganz einzeln, findet man einmal einen Menschen, der, ebenso selten wie der weiße Elephant unter vielen Tausenden schwarzer, so viel Energie besitzt, zumal nach irgend einem, ihn besonders erschütternden Ereigniß, um Besserung nicht nur zu versuchen, sondern sie auch so erfolgreich durchzuführen, daß in Zukunft ein ordentlicher Mensch aus ihm wird.

Der einzige Fall dieser Art, dessen ich mich aus meiner Praxis erinnere, ist der folgende.

Vor ungefähr sieben Jahren, wenn ich mich recht besinne, war ein ziemlich harter Winter. Es hatte anhaltend, ungefähr vierzehn Tage, wenn auch freilich nicht so streng gefroren, wie in dem vergangenen Winter; denn das Thermometer war nie unter 7 Grad gefallen. Bei dem stetig herrschenden Ostwinde war das Wasser der Elbe fortwährend dem Meere zugetrieben worden und allmälig ein sehr niedriger Wasserstand eingetreten. Das sich rasch bildende Eis auf den Sandbänken und niedrigen Stellen des Flusses zusammengedrängt und bei der aufkommenden Flut täglich zweimal über einander geschoben, fror fest an einander und bildete dicke, unförmliche Eisberge, welche sich nach und nach auch in dem Fahrwasser der Elbe anhäuften, so daß an den engen Stellen desselben die kräftigsten Seedampfer oft Stunden brauchten, um mit aller Anstrengung ihrer Maschinen ein paar hundert Schritte weiter zu kommen.

An einem der letzten Tage des Jahres 1863 hatten sich nun diese Eisberge, die lange Zeit sich noch mühsam auf- und abbewegten, bei Altona festgesetzt und bei einer Kälte von 6° fror diese Masse, ein loses Eisungethüm, in der folgenden Nacht so fest an einander, daß, obgleich die Elbe am

Tage vorher noch trieb, am andern Morgen die Menschen sicher, wenn auch mit großer Anstrengung, von einem Ufer zum andern über das Eis gehen konnten. Ich hatte die Elbe nie so wild und unförmlich gesehen. Anstatt, daß man gewohnt ist, eine Eisfläche, erstarrtem Wasser ähnlich, hin und wieder mit Schollen und Unebenheiten vor sich zu sehen, sah man nichts als Berg und Thal. Ein Eisberg grenzte an den andern, einige ragten wenigstens sieben Fuß über die Oberfläche hervor, das Thal zwischen ihnen bildete eine mehrere Schritte breite, ganz glatte Eisfläche, dann kam ein anderer, minder hoher Eisberg; an diesen hinan hatte sich eine mächtige Scholle gehängt, die, an ihrem andern Ende geborsten, mit unregelmäßigen Kanten über eine unter sie geschobene, andere Scholle hinüberragte. So ging es über die ganze Breite der Elbe. Nirgends, so weit das Auge reichte, auch nur eine glatte Stelle, groß genug, daß ein Schlittschuhläufer, mit dem geringsten Raum zufrieden, sich auf ihr hätte tummeln können.

Zwischen diesen Eisbergen, Eisschollen, Eisstücken und fußgroßen glatten Flächen schlängelt sich nun ein mühsamer Pfad, den sich vom frühen Morgen die von der andern Seite der Elbe nach Hamburg und Altona kommenden Milchleute so gut als möglich ausgetreten hatten.

Kein Wind, kein Wetter, weder das feste Eis, noch die treibende Masse der Elbe halten diese wettergehärteten Menschen ab, jeden Morgen mit dem nothwendigen Lebenselemente, der Milch, die vielverbrauchende Stadt zu versorgen und Mancher hat schon sein Leben einbüßen müssen, bei dem Versuche gegen jedes Ungestüm der Witterung, im härtesten Kampfe mit den treibenden Eisschollen, seine Waare früh genug an die Stadt zu bringen.

Unter diesen Milchleuten war Einer — eine in der Hafengegend wolbekannte Persönlichkeit ein wahrer Riese, mit einem rothen Gesicht und kleinen blauen schwimmenden Augen; eine Gestalt, der man es ansah, daß sie, wenn sie ihre Kraft gebrauchen wollte, wenigstens drei andre Sterbliche bezwingen könnte, denn wo die hammergleichen Fäuste, geschwungen von den musculösen Armhebeln niederfielen, da mußte ein Mensch zusammenknicken, um sobald nicht wieder aufzustehen. Er war mir schon lange bekannt unter zwei Namen, welche der Volkswitz ihm beigelegt hatte: De lange Hans, oder Hans Sunput, den letztern wegen seiner bekannten Vorliebe für all' die lieblichen Getränke, welche, durch hinlängliche Destillation erzeugt, im Stande sind, des Menschen Geist heiter zu stimmen und bei häufigem Genusse ihren Jüngern den unverkennbaren Stempel des Trinkers aufdrücken. Es wurde von Hans Sunput erzählt, daß er den Tag über sein Geschäft und seine Kunden mit unermüdlichem Eifer besorge, des Nachmittags aber, wenn er seine Milch abgeliefert, und nun der Weg nach seiner Elb-Insel angetreten werden sollte, regelmäßig vorzog, erst so lange dem Dämon Spiritus zu opfern, bis ihn seine wankenden Beine nur noch mit Mühe in seinen Ever (so nennt man die großen Elbkähne) trugen, und er von seinen Genossen und anderen Milchleuten als ein Unzurechnungsfähiger nach Hause befördert wurde. Hier schlief er seinen Rausch aus, um am nächsten Morgen erst wankend, dann immer festern Schrittes seinem Geschäfte nachzugehen, bis der Abend ihn wieder in demselben Zustande sah, in welchem er sich am vorigen Abend befunden hatte.

Es war am Abend des Tags, den ich vorhin geschildert und die Elbe war eben fest zugefroren, als ein Mann zu mir ins Zimmer trat und mich ersuchte, mit ihm zu einem mir ganz unbekannten Kranken zu gehen.

„Wo wohnt denn der Mann?" fragte ich den Boten.

„Er ist augenblicklich bei mir. Ich bin Logiswirth; er ist auf der Elbe verunglückt. Sie werden ihn gewiß kennen, wenn ich Ihnen seinen Spitznamen nenne, — es ist der Milchmann Hans Sunput."

„Ja gewiß, den kenn ich. Was ist denn mit ihm passirt?"

„Er ist von der Elbe her mir in's Haus gebracht worden. Er hat das Bein gebrochen und ein Theil des Fußes ist ihm erfroren."

Ich ging sofort mit dem Manne und fragte ihn unterwegs: „Wie ist denn das zugegangen?"

„Ja, so recht weiß ich es selbst noch nicht, Herr Doctor. Hans hatte sich wie gewöhnlich verspätet, und diesmal bei mir des Guten so viel gethan, daß Jeder ihm abrieth, als er bei schon eingebrochenem Dunkel von Altona über's Eis gehen wollte."

„Ueber das Eis, wie es jetzt zusammengeschoben ist, in trunkenem Zustande und fast im Dunkeln?" fragte ich erstaunt.

„Ja, das ist es gerade. Wir Alle riethen ihm ab, aber er sagte lallend: „Jungens! Ihr seid alte Weiber, ich will hinüber und wer noch einmal ein Wort sagt, dem werd' ich zeigen, daß ich es will!" — und dabei stieß er die Thür auf und taumelte fort. Na! wir ließen ihn gehen; was kümmerte es uns auch weiter. Wenn er so betrunken ist, hat Niemand Lust, ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen; dazu hat Jeder seine Glieder zu lieb, denn heil würde er sie dem nicht lassen, der ihn halten wollte. Ich ging ihm noch eine Viertelstunde nach, um zu sehen, wie es denn an der Elbe aussähe. Die stand ganz fest. Eben unterhalb Altona saßen seit dem Morgen fünf große Dampfer im Eise, unter ihnen einer von unseren großen amerikanischen Dampfschiffen, die mit aller Kraft das Eis von See herauf bis hierher durchbrochen hatten, aber nun nicht weiter konnten. Sie gaben die Arbeit dennoch nicht auf; ich sah, wie sie heizten und immer ein wenig wieder rückwärts liefen, um dann mit vermehrter Kraft vorwärts gegen das Eis zu stoßen. Ich stand wol eine Stunde an der Brücke, da wurde es mir doch zu kalt bei dem stürmischen Ostwinde. Die Dampfer rückten nicht von der Stelle und ich dachte: die werden auch wol nicht durchkommen, und ging nach Haus. Nach ungefähr drei Stunden wurde plötzlich an meine Thür geklopft und fremde Matrosen trugen den Hans herein, jämmerlich zugerichtet — nun, Sie werden ihn jetzt ja sehen, denn hier sind wir an meinem Hause."

Auf einem Bette im Nebenzimmer lag der Verletzte. Wie verändert sah das Gesicht aus! Bleich, blutend, von Schmerz entstellt, noch immer von Frost durchschauert. Sein rechter Unterschenkel war gebrochen und zwei Zehen desselben Fußes erfroren. Ich leistete ihm die nöthige Hülfe, richtete seinen Bruch ein und trug dem Wirthe auf, dafür zu sorgen, daß der Kranke nicht durch müssige Fragen und Anreden aufgeregt würde.

Am nächsten Morgen fand ich ihn so wohl, wie ich es unter den traurigen Umständen und bei der schweren Verletzung kaum hoffen durfte. Als ich, was ärztlich nothwendig war, mit ihm gesprochen hatte, fragte ich ihn, der sich von seinen ausgestandenen Schrecken gänzlich erholt hatte: „Nun Hans, sagen Sie mir, wie ist es denn gekommen, daß Sie das Unglück gehabt haben?"

„Ja, Herr Doctor, das ist bald erzählt. Das Unglück hab' ich selbst verschuldet, und ich hab' es auch verdient — aber es soll mir nicht umsonst

passirt sein. Sehen Sie, ich hatte gestern Abend wieder zu viel im Kopfe. Die Andern waren schon weg, da wollt' ich nicht hier bleiben, denn dann würden sie ja zu Haus gedacht haben, Hans hat zu viel; er hat so viel getrunken, daß er nicht mehr über die Elbe kommen kann. Das wollt' ich nicht. So lief ich denn zur Elbe hin. Wie die aussah, das wissen Sie wol?"

Ich nickte bejahend.

„Nun, ein Gesunder, ein nüchterner Mensch hatte seine Noth, da hinüber zu kommen; wie vielmehr ein Mensch in meinem Zustand. Aber Kinder und Betrunkene haben Glück, sagt das Sprüchwort und das sagte ich mir auch. Und im Anfang ging es auch gut genug. Wie ich über die ersten fünfzig Schritte weggekommen bin, das weiß ich nicht, aber ich bin es doch. Da, fast in der Mitte der Elbe, sah ich die fünf Dampfer sitzen, die sich Mühe gaben, durchzubrechen. Da fing ich an zu lachen und rief: Ihr solltet nur ebenso eingeheizt haben wie ich heute Abend, dann könntet Ihr auch so munter durch's Eis kommen! In demselben Augenblick hab' ich wol nicht mehr gesehen, wohin ich trat, oder ob mich der Sturm umgeworfen hat, ich weiß es nicht — genug, mit einem Male schlug ich hin und lag da. — Ich wollte wieder aufstehen — o! welch' ein entsetzlicher Schmerz in meinem rechten Bein! Wo ist denn mein rechtes Bein? Es ist ja mehr, als ob ich eine lahme Masse statt dessen hätte! — Da lag ich so recht zwischen zwei Eisbergen eingekeilt, nur die Aussicht auf die Dampfer war frei; rückwärts und seitwärts konnte ich nicht über das Eis hinübersehen, aber das konnte ich sehen, daß ich gerade vor den Dampfern lag.

„Mein Rausch muß plötzlich verflogen sein, denn ich weiß, daß ich mit einem Male ganz vernünftig denken konnte. Ich befühlte mein Bein, ich legte es mit meinen Händen in eine Lage, die mir bequemer zu sein schien, ich konnte es nicht bewegen, ich wußte, ich hatte es gebrochen. Mein Gesicht blutete, ich war auf die scharfe Kante einer Scholle aufgeschlagen. Es mußte so ungefähr sechs Uhr sein. Was sollte aus mir werden? Sehen konnte mich Niemand, ich konnte ja nicht einmal die Lichter der Stadt sehen. Rufen! Ja, Du lieber Gott, ich fing sofort an zu schreien, zu brüllen, so laut ich konnte. Aber der Sturm brüllte viel lauter. Die Eisberge und Eisschollen schienen sich in ihren Stellungen noch nicht recht bequem zu befinden, sie schoben und drängten, und knackten und knitterten, daß mein Geschrei nichts Anderes bewirken konnte, als höchstens ein bischen Lärm mehr zu machen. Wenn ich so bis zum Morgen hier liegen blieb, mußte ich erfrieren, das sagte ich mir Alles; ich sagte mir auch noch: Hans! wie die Saat, so die Ernte, Du hast es ja selbst gewollt, Du hast immer solch' ein Leben geführt, daß man sich wundern muß, wie Du überhaupt noch lebst! — O, das vermaledeiete Trinken! O das unselige Trinken! — Nun sitzt Deine arme Frau zu Hause und wartet auf Dich, und hofft, Du bist drüben geblieben — und mußt hier elend verderben! Aber, großer Gott, was ist denn das? Ist denn die Angst, in der ich bin, noch nicht groß genug! Seh' ich recht, oder täusch' ich mich? — Der Dampfer, der große Amerikaner, kommt ja vorwärts, er kommt ja gerade auf Dich zu! Mensch, aus dem Wege! — Auf ebener Erde kann man sich mit einem gebrochenen Beine wol ein zwanzig Schritte weit fortschleppen — aber um zwischen zwei Eisbergen, die höher sind, als ein Mensch, sich herauszuwinden, dazu gehören zwei gesunde Hände und zwei gesunde Beine, und ich hatte nur eins! Ja! — er kam langsam näher; ich

hörte, wie das Eis krachte; immer größer und größer wurde der kolossale Bau, der langsam auf mich anrückte. Der Dampfer war nicht schwer beladen, und ragte vorn wenigstens fünfundzwanzig Fuß über das Eis empor und er schob sich nun langsam, aber unaufhaltsam, mit der Kraft seiner Maschine von tausend Pferdekraft auf mich Armen los und noch ein paar Schritte, und er mußte mich erreichen. Man sagt: die Angst macht stumm. Mag sein! aber meinen Lungen gab die Angst verdreifachte Kraft. Ich schrie, daß ich sicher glaubte, sie müßten mich hören auf dem Dampfer. Aber der Wind pfiff zu toll durch ihr Takelwerk; das Eis krachte so laut, und die Maschine arbeitete so schwer, daß sie nichts hörten, und wenn sie mich auch hörten, so konnten sie mich doch nicht sehen, der ich zwischen den beiden Eisbergen eingekeilt lag. Noch lag ich fest, noch rührte sich die Scholle nicht. Sollte dicht vor mir das Eis glücklicherweise so dick sein, daß der Dampfer nicht weiter konnte? Es konnte ja doch möglich sein, warum auch nicht? — In meiner Angst war es ja das Natürlichste, daß es möglich werden mußte! Wahnsinnige Hoffnung! Da — ich war kaum mit dem Gedanken fertig, da zitterte die Eisscholle, auf der ich lag — da rückte der Koloß auf mich heran; noch fünf Schritte, und er ging über mich weg. O wie hoch, wie unendlich hoch sind so fünfundzwanzig Fuß Eisenmasse, die über Einen emporragen, wenn man von ihr weiß, sie bringen Dir den Tod!

„Da, mit einem Male, kam die Scholle, auf der ich lag, in rasche Bewegung, die Spitze des Dampfers kam mir ganz nahe, aber — ging seitwärts an mir vorüber! Meine Scholle, in Bewegung gesetzt, wurde durch die nachdrängende Wucht des Dampfers seitwärts weiter hingeschoben, und da lag ich wieder fest und sah langsam den hohen schwarzen Rumpf ungefähr zehn Schritt vor mir vorübergleiten, und das Eis neben sich etwas auf die Seite schieben, gerade so, als wenn man mit einem Messer durch einen schweren, steifen Teig hindurchfährt. Als er ungefähr bis zur Mitte an mir vorüber gefahren war konnte er plötzlich nicht weiter. Er stand still. Der Anblick gab mir neues Leben! Wenn sie mich jetzt hörten, so konnten sie mich retten; — hörten sie mich nicht, so war ich verloren. Denn so wie der Dampfer mit erneuten Anstrengungen wieder vorwärts kommen würde, mußte sich hinter ihm das Eis in Bewegung setzen, um die gemachte Rinne auszufüllen und was dann bei dem Durcheinanderdrängen der Eisschollen aus mir geworden wäre, das ließ sich leicht denken! — Ja, wäre ich auch der Gefahr zerschmettert zu werden, entgangen, so hätte mich der diesem folgende Dampfer um so sicherer treffen können, als er ja natürlich die von seinem Vorgänger gemachte Rinne benutzen würde.

Ich schrie und heulte und plötzlich stockte mir fast der Athem vor Freude, denn ich sah wie ein Kopf über die Reeling hinüberblickte und laut und deutlich ein „Hallo!“ zu mir herunterschallte. Ich verdoppelte meine Anstrengungen — wieder ein „Hallo“! von oben, mehrere Köpfe erschienen, — die Maschine stoppte und plötzlich drang eine Stimme an mein Ohr: „Ist da Jemand auf dem Eis?“

„Helft mir Leute! ich lieg' hier für todt, ich' hab mein Bein gebrochen und kann nicht rück- noch vorwärts.“

Eine weitleuchtende Laterne wurde über Bord gehalten, sie sahen mich deutlich liegen und einen Augenblick darauf ließen sich zwei Matrosen mit einem Tau um den Leib außen am Dampfer herunter. So dicht war das Eis zusammengeschoben, daß sie sicher zu mir hingehen konnten. Die Beiden



Gez. von A. v. Wille. Grst. von Meyer

Halali!

konnten mich nicht tragen, ich war ihnen zu schwer — es kamen noch Zwei, endlich schleppten sie mich bis zum Schiff, dann banden sie mir ein Tau fest um den Leib und nun aufgehißt.

„Herr Doctor! Wie freute ich mich und wie schrie ich vor Schmerz Denn so heraufgehißt zu werden, wenn Einem ein gebrochenes Bein unten am Körper baumelt — da darf man schon schreien! — Als ich erst oben war, wurde ich gut gebettet, und als der Dampfer bald darauf an die Stadt gelangte, da brachten sie mich hierher, es war das nächste Wirthshaus, das ich hier kannte.

„Als ich nun heute Nacht so dalag, nur wenig Schmerzen in meinem verbundenen Bein mehr hatte, da gingen mir die letzten zwei Stunden wieder lebendig durch den Kopf, da erst konnte ich das Schreckliche meiner Lage, meines selbstverschuldeten Unglücks ganz fühlen, und da habe ich den Schwur bei mir gethan, nie mehr einen Tropfen Branntwein zu mir zu nehmen! und den Schwur werde ich halten!"

Und er hat den Schwur gehalten. Ich bin in den letzten Jahren häufig als Arzt seiner kranken Kinder in seinem Hause gewesen und hatte dadurch Gelegenheit, ihn häufig zu sehen. Er hat nie mehr Schnaps getrunken und jetzt nach fünf Jahren auch seinen Spitznamen „Hans Snuput" verloren, und heißt beim Volke immer nur „de lange Hans".

Halali.

Das war ein Jagen! Lustig ging's.
Hubertus hat uns gnäd'gen Wink's
Das schönste Wild gespendet:
Da liegt der Hirsch verendet.
Nun blas't das Halali, daß rings
Zum stillen Plätzchen dieses Brinks
Das Waldgebirge rechts und links
Den Gegengruß uns sendet.
Trarah! Trarah!

Dann langt hervor den Krug mit Wein,
Dem edeln Traubensaft vom Rhein,
Und Imbiß für den Magen!
Das schmeckt nach solchem Jagen,
Das soll uns wohl gesegnet sein.
Drum eilt, im Abendsonnenschein
Hier auf dem moosbedeckten Stein
Die Mahlzeit aufzutragen.
Trarah! Trarah!

Wie prächtig klang das Halali!
So hat Hubertus auch noch nie
Sich huldvoll uns erwiesen.
Wie schön die Jäger bliesen!
Das sind die rechten Musici
Für unsre Waidmannsmelodie.
O horch! Nun wieder blasen sie:
Hubertus sei gepriesen!
Trarah! Trarah!

H. G.

Brodneid.

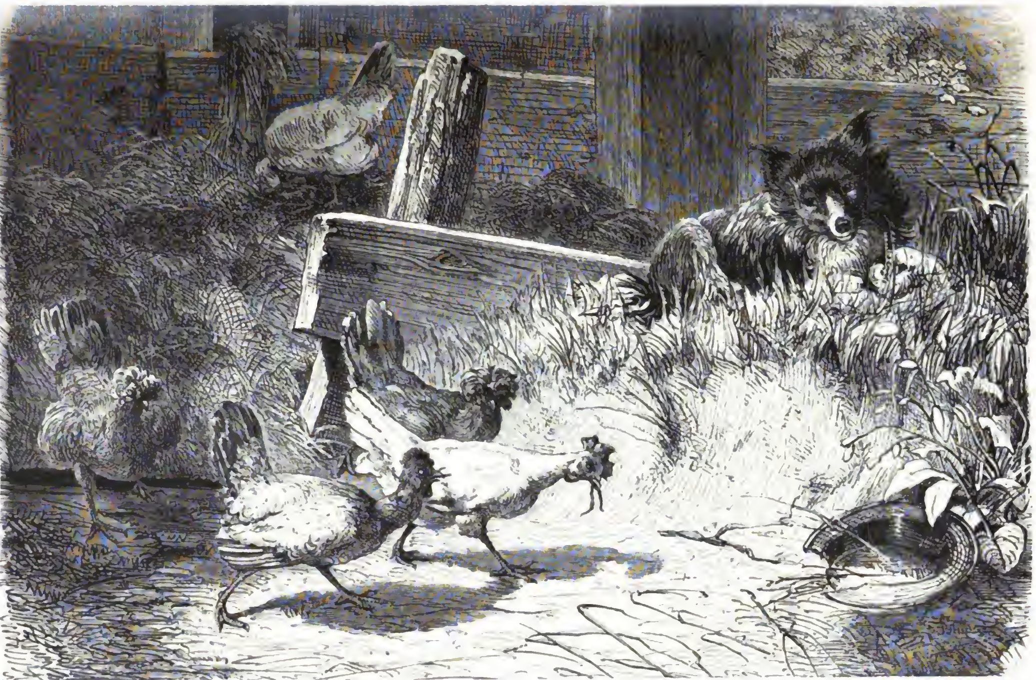
„Gluck! Gluck! Gluck! Gluck! — Tiet! Tiet! Tiet! Tiet! . . .“

Ei! seht doch nur Frau Hahnenkamm an! Wie sie rennt, wie sie die Beine wirft — fi! wie ungraziös! Und erst die alte Madame Struweltolle — die schlägt im Eifer des Wettlaufs gar mit beiden Füßen zugleich hinten aus . . . nein, wie unanständig und wie lächerlich für eine so alte Person — aus Zartgefühl und Pietät für das Alter notire ich hier keine Zahlen. Aber die Köchin ist weniger zartfühlend. Sie hat gestern noch mit ihrer rohen lauten Stimme über den ganzen Hühnerhof hinübergerufen: „Nicht 'mal für den Suppentopf oder die Bratpfanne kann ich die alte Struweltolle gebrauchen, sie würde nicht weich werden, und wenn ich sie drei Tage und drei Nächte am Feuer hätte.“ — „Den Sommer über“, fiel die Frau Pächterin ein, „mag sie noch sich hier auf dem Hof ihr Gnadenbrod suchen, da kostet es ja kein Futter; aber im Herbst schicke ich sie dem Pfarrer als Michaelishuhn. Der kann sehen, wie er mit ihr fertig wird.“

Mutter Struweltolle hatte anfangs gedacht, sie müsse vor Aerger und Scham in die Erde sinken. Aber sie war zum Glück nicht auf den Kopf gefallen und hatte den gefürchtetsten Schnabel auf dem ganzen Hühnerhof. Sie schüttelte ihre Tolle so weit aus den Augen, als ihr irgend möglich war, und sah die Köchin und die Pächterin verachtungsvoll an und gackerte: „Einen heiligen Tod zu sterben, war stets das Ideal meiner Mädchenträume. Ob aber die Köchin es je zu einem so seligen Ende bringen wird? Und was die Pächterin anbelangt, so wollte ich die letzte Feder meiner schönen Tolle drum geben, wenn Einer käme und risse ihr ein Haar nach dem andern aus und peitschte sie mit Brennnesseln und setzte sie auf ein Nest mit Eiern und sagte: Nun sitz' und brüt', bis Du schwarz wirst! Ich habe der undankbaren Creatur hundertundsiebendreißig Küchlein ausgebrütet — und jetzt? Es ist 'ne miserable Welt . . .“

Das ist Mutter Struweltolle, wie sie leibt und lebt. Und laufen kann sie trotz ihrer hundertundsiebendreißig Kinder, wie eine richtige Schnellläuferin. Ihre Großtochter, die Frau Steifbein, die von der Großmutter die schöne Tolle geerbt hat, bleibt weit zurück. Sie trägt sich schon den ganzen Morgen mit den redlichsten und ernsthaftesten „interessanten“ Gedanken herum und ist ein wenig zum Zipperlein geneigt. Sie ist überdies stolz auf ihr stark ausgeprägtes Schicklichkeitsgefühl und schämt sich mit Ostentation rechtschaffen des unanständigen Hintenausschlagens der Großmutter. Sie hat die Alte sogar in zartester Weise, aber so, daß alle Gevatterinnen es hören konnten, auf das Unschickliche ihres Laufens aufmerksam gemacht, doch die hat in ihrer derben Art gesagt: „Kind, wenn man die Gewißheit hat, in drei Monaten gekocht oder gebraten zu werden, da giebt man wenig mehr auf die Eitelkeit dieser Welt. Mein Wahlspruch ist:

„Pick die Würmlein, wo sie ziehn,
Körnlein, wo sich's beut,
Keine Mücke laß entfliehn —
Flüchtig ist die Zeit!“



Brodneid.

— und etwas Delicateres als einen Regenwurm — einen so fetten, langen Regenwurm, wie Frau Weißrock ihn just im Schnabel hat, kenne ich nicht! Da muß ich auch mit dabei sein!“

„Und ich erst recht!“ ruft Frau Hahnenkamm dazwischen und wirft die Beine nochmal so flink und ungraziös wie vorhin, um Mutter Struweltolle zuvorzukommen. „Ich habe heute noch so gut wie gar nicht gefrühstückt“

Frau Weißrock sagt gar nichts. Sie ist eine practische, welterfahrene Frau und hat ’mal von einem Raben gehört, der mit einem gestohlenen Käse auf einem Baum saß und die Dummheit und Eitelkeit hatte, seine holde Stimme ertönen lassen zu wollen und dabei den Käse fallen ließ. Aber sie versucht, den Regenwurm ganz hinabzuschlingen, und als ihr das nicht gelingen will, mit ihrer Beute das Weite zu suchen.

Doch die Hahnenkamm hat mit Geistesgegenwart schon das eine Ende des Regenwurms gepackt und Mutter Struweltolle das andere.

„Scandalös!“ schnaubt die Steifbein heran. „Diese Regenwurmgier! Dieser Brodneid! So etwas hat man in Perleberg noch niemals gesehen! Auch ich habe ja meine liebe Noth, mich rechtschaffen durch’s Leben zu schlagen, aber Alles mit Anstand! mit Anstand!“

„Mit Anstand!“ — In der That, es scheint uns die höchste Zeit zu sein, daß wir uns ein wenig in diesen häßlichen Brodneidfederkrieg mischen. Und da wir ja auch zum Federvolk gehören, haben wir gewissermaßen ein Recht dazu.

So hört denn, Ihr Hühnerdamen, und beherzigt mein Menschenwort! Ich wollte, ich könnte Euch einen Spiegel vorhalten. „Häßlich wie die Sünde! Häßlich wie der Neid!“ Habt Ihr noch nie das Wort gehört? Aber am häßlichsten ist der Brodneid — zumal, wenn er sich bei Weibern zeigt. Und leider, leider findet man ihn im Frauenherzen am üppigsten wuchern. Dafür könnt Ihr selber Euch als Beispiel dienen. Denn ist wol ein einziger Hahn unter Euch Brodneidischen? Er denkt nicht daran; und ich habe auch noch niemals einen brodneidischen Hahn gesehen. Im Gegentheil! Hat der Hahn irgendwo einen fetten Regenwurm, ein Dutzend guter Körner, ein Rindchen Brod oder auch nur eine gekochte Kartoffel entdeckt — nein, er bringt es nicht über sein getreues, großes Sultansherz, diese Leckerbissen allein aufzupicken. Er ruft erst geschwind seinen ganzen Harem herbei und gönnt sich nur hin und wieder ein entlegenes Körnlein, ein abgefallenes Brosamlein. Und das ist — natürlich mit Ausnahme ihrer Eßbarkeit — die liebenswürdigste Eigenschaft der Herren Hähne: ihre Großmuth, ihre patriarchalische, hausväterliche Sorge, ihre Brodgunst! Mesdames! es sei fern von mir, zu behaupten, daß Euer ganzes starkes Geschlecht eitel Tugend ist! Aber Summa Summarum: Mutter Struweltolle, Sie bei Ihrem Alter und schon mit einem Fuß im Suppenkessel des Herrn Pfarrers in erster Linie — Sie, Frau Hahnenkamm, mit Ihrem großherzigen, männlichen Schnabel und regenwurmsüchtigen Herzen — Sie, Frau Weißrock, die Sie den Schwestern kein Finzelchen Regenwurm abgeben wollten — Sie, Frau Steifbein, mit dem Laster im Herzen und der Moral im Schnabel — Sie Alle sollten sich puterroth schämen vor der frommen Frau Kratzefuß dort oben auf dem Düngerhaufen, die sich in Demuth an bescheidenster Stätte ein Würmlein sucht und andere ehrliche Seelen um ihr redlich Erscharrtes nicht beneidet — Sie sollten sich schämen vor dem alten Philosophen Pluto, der schier verächtlich auf Eure Concurrenzjagd niederschaut und in den Bart

brummelt: tant de bruit pour une achée — schämen vor meiner unschuldweißen Gänsefeder — schämen vor der ganzen gebildeten Salonwelt, die Euch vor Augen hat . . .

„Ti—hi! Ti—hi! Ti—hi! Ti—hi!... Die gute fromme Schwester Kratzefuß in Demuth auf dem Düngerhaufen — allerdings ein rührendes Bild! Aber leider ist Schwester Kratzefuß halb blind und fast ganz taub. Schwester Kratzefuß hat keine Ahnung davon, daß es hier einen fetten Regenwurm zu erbeuten giebt. Ist es da eine Kunst: neidlos zu sein? Und den Philosophen Pluto wagt er uns als Tugendmuster, als neidlosen Mäßigkeitler vorzuhalten, Herr Tintenklexer? Ein Vielfraß ist er, ein Faulpelz, ein Dieb, ein Mörder . . . . Hat er nicht soeben erst wieder die ganze große Schüssel voll guter heißer Kartoffeln, schön fett von Kaldaunen und Knochenmark und ganz braun von delicaten Brotkrusten aufgefressen, daß es ihm zuletzt ordentlich sauer wurde, Alles zu bewältigen? Und drei Mal täglich schüttet ihm die rothe Hanne die Schüssel wieder bis an den Rand voll. Ich wäre des Todes, sollte ich solche Menge fetten Essens nur ein Mal täglich aufpicken. Aber der Neidhammel zerplatzte lieber, als daß er uns, denen während des ganzen Sommers kein Körnchen Gerste gestreut wird und die im Schweiße ihrer Kratzefüße sich mühselig hier ein Würmchen und dort ein Körnchen erscharren müssen, um ihren Eierpflichten zu genügen, ein Stückchen Kartoffel, ein Krümelchen Brod, ein Klümpchen Knochenmark übrig ließe! Nein, sogar mit der Zunge leckt er noch den Schüsselrand ab — der Geizhals, der Schlemmer, der Lump! Und was thut der große Tugendheld Pluto? Er liegt den ganzen Tag in der Sonne auf der Bärenhaut und frißt und frißt und bellt unschuldige Leute und Thiere an. Der Tagedieb brummt freilich oft in die Welt hinaus: ich philosophirel ich denke! ich sinne tief, so tief, daß Niemand mir in diese Geistestiefe zu folgen vermag! — Aber wem nutzt das was? Und sind wir Alle nicht dazu da auf der Erde, Etwas zu nützen — ich! du! er!? Und wodurch nutzt der Philosoph Pluto der Welt im Allgemeinen und der rothen Hanne, die ihn täglich drei Mal satt macht, im Besonderen? Hat er ihr bis jetzt wol nur ein einziges kleines Ei gelegt? Er denkt nicht daran, der Undankbare! Ja, er schleicht sich sogar oft in die Küche und stiehlt ihr die Wurst aus der Pfanne — und uns armen Federcreaturen beißt er gar die die Köpfe ab, wenn wir seiner vollen Schüssel nur zu nahe kommen . . . Ja, man hat solche gräßliche Beispiele! Aber ich spreche nicht gern davon. Nichts greift meine Nerven mehr an. Mir schaudert schon bei dem Gedanken! Und — Du — Du — Du — Du großer ausgewachsener Mensch, der Du mehr Jahre zählst, als wir Hühner Wochen, der Du Dich blähst, eine vernünftige Creatur zu sein und alle unvernünftigen Creaturen nur gut genug hältst, von Dir maltraitirt zu werden, der Du in und für Deine gelobte, gebildete Welt schon mehr Federn verdorben hast, als in einem armen ungebildeten Hühnerleben zu wachsen Zeit finden — Du! Du! Du! Du! lege jetzt mal ehrlich die Hand auf's Herz und sieh uns unvernünftigen Federcreaturen fest in die neidischen Augen . . . und wenn Du jetzt noch das Herz und die Courage hast, zu sagen: Wir großen, klugen, bildung- und tugendstolzen Menschen kennen keinen Neid — keinen Ehre-, Ruhm-, Reichthum-, Macht-, Schönheit-, Liebenswürdigkeit-, Geist-, Talente-, Liebe-, Ordens-Neid — keinen Fürsten-, Krieger-, Gelehrten-, Künstler-, Bürger-, Bauern-Neid — und auch keinen Brodneid! — ja, dann wollen auch wir uns bekehren, keinen einzigen Regenwurm mehr fressen und kein einziges Ei mehr legen

sondern hingehen und ein beschauliches, tugendsames Philosophenleben führen und uns die vollen Schüsseln schmecken lassen, wie Pluto .... Du schweigst, Menschlein? Du sinnst — sinnst — sinnst? Hat die alte Mutter Struweltolle Dich getroffen? ...."

* * *

„Häßlich wie der Neid!"

Und ich habe nie etwas Häßlicheres gesehen, als den „Neidkopf!" Der steht — oder stand doch noch vor wenigen Jahren zu Berlin in der heiligen Geiststraße in einer Nische über der zweiten Etage des Hauses Nr. 38. Es ist der personificirte Neid, speciell Brodneid, als weibliche Büste in Lebensgröße in Stein gemeißelt. Statt der Haare winden sich Schlangen um den Kopf, die Brüste hängen ekelhaft welk nieder, das Gesicht ist widerlich verzerrt und zeigt die gemein vorgestreckte Zunge ... ja, der „Neidkopf" ist abscheulich häßlich.

Natürlich hat der Neidkopf seine Geschichte.

Das ganze Haus heißt im berliner Volksmunde längst „Der Neidkopf". Am Anfange des vorigen Jahrhunderts stand an dieser Stelle eine armselige Hütte. Nach der Straße zu hatte ein Goldschmied hier seine Werkstatt aufgeschlagen. Er war fleißig und geschickt, konnte aber auf keinen grünen Zweig kommen, denn ihm fehlten die Mittel, Gold und Silber einzukaufen. Er mußte sich meistens auf kleine Reparaturen beschränken. Doch eines Sommertags, als der arme Meister am offenen Fenster arbeitete, sollte ihm das Glück kommen — gerade wie im Märchen. Ein stattlicher dicker Herr ging durch die heilige Geiststraße, sah den Meister emsig am Fenster arbeiten und trat in die Werkstatt. Es war der bürgerlich einfache König Friedrich Wilhelm I., der es liebte, still und unbeachtet durch die Straßen seiner Residenz zu spazieren und seine lieben Bürger in ihrer Häuslichkeit, in den Kaufgewölben und Werkstätten kennen zu lernen. Und der König plauderte mit dem armen Goldschmiede und ließ sich seine Arbeiten zeigen und die Geschichte seiner Armuth erzählen. Das that der Meister so treuherzig, daß der König Gefallen an ihm fand, und ein reiches goldenes Service bei ihm bestellte und das Gold hierzu aus der königlichen Schatzkammer liefern ließ. Fröhlich und fleißig machte der Meister sich an die Arbeit und der König sah oft derselben zu und hatte seine Freude daran: ein goldenes Geschirr nach dem andern blank und kunstvoll aus der geschickten Hand seines Schützlings hervorgehen zu sehen. Bei einem solchen Besuche bemerkte der König an dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses Nr. 11 zwei Frauengesichter, widerlich verzerrt, die Zungen gegen den Goldschmied ausstreckend. So äußerten die Frau und Tochter eines reichen Goldschmiedes ihren Brodneid gegen des Königs Günstling. Friedrich Wilhelm I. aber bestrafte die Neidischen, indem er dem armen Goldschmiede nach wolgelungener Arbeit an der Stelle seiner Hütte ein stattliches Haus erbauen und über der zweiten Etage jenen „Neidkopf" aufstellen ließ, damit die reichen Goldschmiedsfrauen täglich im Bilde sehen konnten, wie abscheulich häßlich der Brodneid ist. Der geschickte Meister hatte sich schon vorher an den Nachbarinnen gerächt, indem er ihre neidischen Gesichter unter den Verzierungen einer Bratenschüssel anbrachte. Diese Schüssel mit dem ganzen Service war noch bis zum Jahre 1807 auf der königlichen Tafel zu sehen — — dann wanderte sie mit dem ganzen Gold- und Silberzeug von Friedrich Wilhelm III. und Louise in die Münze, um die Geldgier von Napoleon I. und seinen Franzosen zu stillen!

„Häßlich wie der Neid!" — noch ein anderes Bild des Brodneides tritt mir vor Augen: so häßlich und so traurig! Und wieder ist es eine Frau — eine alte Frau mit grauem triefenden Haar und weit offenen starren, gläsernen Augen. Man hat sie soeben aus dem Wasser gezogen — todt! Der Brodneid hat sie hinein getrieben. Sie war die Frau eines wohlhabenden Arztes in einer kleinen Stadt Schwabens. Der Doctor hatte Jahre lang die Praxis und den Verdienst allein gehabt — im Städtchen und zwei Meilen in der Runde. Dann aber ließ sich noch ein junger Arzt im Städtchen nieder. Er machte einige glückliche Curen und bekam auch bald als „gute Partie" bei den töchterreichen Honoratioren Praxis. Das wurmte den alten Doctor, aber die Doctorin fraß der Brodneid schier auf. Und doch hatten sie keine Kinder und ein hübsches Vermögen, um von den Zinsen leben zu können und die Praxis des alten Arztes war noch immer viel einträglicher, als die seines jungen Collegen. Der Brodneid der Doctorin gab das tollste Zeug an den Tag. Er schrieb dem jungen Concurrenten die unorthographischsten anonymen Schmähbriefe, fabricirte ähnliche Wochenblattannoncen und warf dem jungen Doctor Nachts einige Mal die Fenster ein. Und als dieser dennoch nicht weichen wollte, da trieb der ewig gefräßige Brodneid die alte Frau in den Neckar hinein . . .

Ein heittereres Bild des häßlichen Brodneides im engsten Sinne fand ich einst auf einer kleinen Fußtour an der Oder, in der Nähe von Stettin. Auf einem freien Platze des wasserarmen Dorfes stand eine Pumpe und auf einem weißen Blechtäfelchen an derselben war mit deutlichen Fracturbuchstaben zu lesen:

„Diese Pumpe gehört mir. Jedermann kann hier Wasser holen, nur nicht der Bäcker Witt und seine Brodkunden.

Bäckermeister Schwarz."

Und wie oft hat schon der Brodneid sogenannter gebildete Leute Statuen zertrümmert, Bilder zerschnitten, Namen, Ehre, Glück eines glücklichern Concurrenten vernichtet!

Doch wozu noch mehr solcher traurigen Beispiele hier anführen?

Fast täglich fügen Gerichtsverhandlungen und Zeitungen neue hinzu.

Meine Feder und mein Herz sind müde solcher häßlichen Schattenbilder. Sie flüchten sich dann so gern zu freundlichen Gegenstücken — sonnenhellen Lichtbildern!

„Das wird gut werden!" sagte Yorick, als er auf seiner empfindsamen Reise durch Frankreich vor dem Gasthof zu Montreuil stand und sich von Bettlern umwogt sah. „Ich habe nur acht Sous (ich klimperte mit denselben) und hier wollen sich acht arme Männer und acht arme Weiber darein theilen."

Ein armer zerlumpter Kerl, der kein Hemd auf dem Leibe hatte, gab sogleich seine Ansprüche auf und entfernte sich mit einem entsagenden Bückling zwei Schritt aus dem Kreise. Hätte ein ganzes Parterre gerufen: Place aux dames! es würde nicht halb so sehr die Achtung vor dem andern Geschlecht an den Tag gelegt haben. Gütiger Himmel! welch weiser Plan ließ es Dich so anordnen, daß Bettelei und Artigkeit, in anderen Ländern einander so fremd, sich hier vereinigt finden?"

Ich zwang ihm einen Sous auf, blos wegen seiner Politesse.

Das schrieb Yorick vor hundert Jahren. War es aber blos Politesse, was dem zerlumpten Bettler den entsagenden Bückling dictirte?

O nein! der Hemdenlose hatte auch ein großmüthiges Herz, das keinen Schatten von Brodneid kannte.

Und ich habe noch vor wenigen Wochen selber in Paris große Haufen von armen brodhungrigen Menschen gesehen, aber keinen brodneidischen darunter. Es war in den ersten Tagen des Februar. Paris hatte sechs Monate lang gehungert und Hunderte, Tausende waren verhungert. Jetzt aber waren die Thore wieder geöffnet und in einigen Bäckerläden gab es am frühen Morgen ein wenig Brod. Da standen schon vom Morgengrauen an Hunderte von hungrigen Männern und Weibern und Kindern vor den geschlossenen Bäckerläden und warteten still, geduldig, fast wortlos auf das Oeffnen der eisenbeschlagenen Ladenthür. Und wenn die sprang — endlich! — wie Viele erhielten dann für ihr Geld ein Stückchen Brod für den Hunger? Kaum die Hälfte. Und die Andern warfen einen Blick auf das Brod in den Händen ihrer glücklicheren Nachbaren — einen Blick voll Hunger und Kummer und Traurigkeit. Dann gingen sie weiter an den nächsten Brodladen — still, geduldig, hoffnungsvoll. Nicht einen einzigen Blitz des Brodneides habe ich in diesen weiten, müden, glanzlosen Augen gefunden. Nur eine uralte zerlumpte Großmutter sah das Brod in den Händen ihrer Nachbarn mit einem ganz besondern Augenblitz an. Ich habe nie vorher solch einen Blick gesehen. Es war drin etwas von dem unstäten Glühen einer beutehungrigen Hyäne — aber noch viel mehr von der Trostlosigkeit, der Verzweiflung eines liebestarken Herzens. Die Alte hatte an der Hand einen kaum zwölfjährigen Enkelsohn. Und der war todtenbleich und hungermatt und konnte sich kaum aufrecht halten. Und dann, als es wieder kein Brod gab, da brach er neben der Großmutter ohnmächtig zusammen — vor Hunger! Die Alte schrie auf: „Il meurt — Anatole! Anatole!“ — und dann warf sie einen schnellen Blick hinüber auf das Brod, das Andere glücklich nach Hause trugen. Ich dachte, sie würde sich im nächsten Augenblick wie ein Raubthier auf das Brod stürzen. Aber auch jetzt war kein Blitz von häßlichem Brodneide in dem Blick. Und dann kam ein Blousenmann und gab der Alten die Hälfte seines Brodes und half ihr den Knaben in die nächste Ambulance tragen.

Der gütige Himmel bewahre uns, lieber Leser, daß wir solche traurigen und in ihrer Traurigkeit doch schönen Bilder in der Nähe zu schauen bekommen!

Und nun beim Abschiede noch einen Blick auf unser Hühnerbild.

Wahrhaftig, Mutter Struweltolle, unsere Menschenaugen blicken jetzt viel, viel milder auf Euren gefiederten Brodneid nieder!

Arnold Wellmer.

Die Petersburger Militair-Revolution

im December 1825.

Von **Karl Mendelssohn-Bartholdy.**

Ein geistreicher Franzose hat bemerkt, die politische Verfassung Rußlands sei „ein durch Fürstenmord beschränkter Despotismus". Unwillkürlich denkt man an das grausenerregende Schicksal der Czaaren Peter III. und Paul. Es fehlte aber nur wenig, so war auch der Thronwechsel des Jahres 1825 von Czaarenmord begleitet.

Die Ansichten über die Petersburger December-Revolution beginnen sich jetzt zu klären. Zwischen der in Loyalität ersterbenden Sprache des officiellen Darstellers v. Korff und den leidenschaftlichen Tiraden des jüngst verstorbenen russischen Flüchtlings Herzen hält das Urtheil eines Augenzeugen, des esthländischen Baron Rosen die verständige besonnene Mitte. Seine 1869 unter dem Titel „Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen" erschienenen Aufzeichnungen stellen den Charakter und das Benehmen der Verschworenen in's rechte Licht.

Die Genesis der Militairverschwörung von 1825 führt auf die allgemeinen europäischen Erschütterungen zu Beginn des Jahrhunderts zurück. In dem öffentlichen Geiste Rußlands hatte sich seit den Napoleonischen Feldzügen und seit der Berührung mit Europa ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Das Heer, welches zunächst die Macht des russischen Staats darstellte, war von den Ideen des Westens ergriffen worden. Nachdem die jungen russischen Officiere ihre Brust muthig den feindlichen Kugeln entgegengestreckt hatten, hörten sie auf so unterwürfig zu sein und sich in der Unterwürfigkeit so glücklich zu fühlen als sonst; sie nahmen lebendigen Antheil an den politischen Parteikämpfen des Landes, zu dessen Bekämpfung sie ausgezogen waren, sie trugen die Ideen von Bürgerthum, Verfassungsrecht und Freiheit, sie trugen das liberale Frankreich nach Rußland zurück.

Das Auge blieb für die Uebel der heimischen Zustände nicht mehr verschlossen. Man murrte über die Corruption der Verwaltung und den Polizeidruck, die man früher als nothwendig hingenommen hatte. Man verlangte bleibende Bürgschaften politischer Reform: Institutionen statt der Individuen.

In der Mehrzahl der besseren russischen Regimenter bildeten sich Freimaurerlogen; als diese aufgelöst und verboten wurden, geheime Gesellschaften, die das Ziel verfolgten, Rußland in eine constitutionelle Monarchie zu verwandeln.

Seit dem Februar 1817, wo Paul Pestel mit den Garde-Obristen Murawjew, Trubetzkoy u. A. den ersten politischen Geheimbund, „den Verein des Heils", gründete, hatte sich die Blüthe der russischen Jugend des Adels und der Armee den Bestrebungen der Neuerer zugewandt. Alexander's Zögerungen in der orientalischen Politik, seine Abhängigkeit vom Fürsten Metternich verbreiteten Unzufriedenheit in immer weitere Kreise. Der Bund

nahm den ominösen Namen „Verein der öffentlichen Wohlfahrt“ an, republikanische zeigten sich neben den constitutionellen Tendenzen. Pestel, der feurigste und begabteste unter den Verschworenen, erklärte, daß er unter allen bevorstehenden Regierungsformen der Republik den Vorzug gebe; in den Unterhandlungen, welche 1825 zwischen den russischen und polnischen Geheimbündlern gepflogen wurden, vertrat er mit aller Entschiedenheit den republikanischen Gedanken. Er gehörte zu den wilden rücksichtslosen Naturen, die entweder für den Gipfelpunkt menschlicher Größe, oder für Kerker und Zwangsarbeit bestimmt scheinen. Wenig hat gefehlt, daß er das erste Ziel erreichte. Das Geheimniß des Bundes wurde trefflich gewahrt. Wohl drang eine Ahnung des herrschenden Mißvergnügens in die Regierungskreise; doch man verfehlte die richtige Spur der Verschworenen. Kaiser Alexander, der die Revolution im Auslande selbst da, wo sie die harmlosen Formen der deutschen Burschenschaft annahm, herausgewittert und verfolgt hatte, erfuhr erst am Ausgang seines Lebens auf einer Reise nach der Krim in Taganrok, daß sein eigenes Reich von einer weiten Verschwörung übersponnen, daß ein großer Theil der Truppen von den neuen Ideen „inficirt“, ja daß ein Mordanschlag gegen sein Leben unter den Verschworenen des Südens berathen worden sei. Auf dem Todtenbette trat ihm die Hinfälligkeit seines ganzen bisherigen Wirkens, trat ihm die Ahnung nahe, daß die Revolution, welche der Schrecken seines ganzen Lebens gewesen war, das heilige Rußland selbst ergreifen könne.

Er hatte aber selbst die beste Handhabe und den Vorwand zum Ausbruch einer Emeute gegeben, indem er eine verhängnißvolle Ungewißheit über die Thronfolge bestehen ließ und nicht einmal in seinen letzten Augenblicken eine Andeutung gab, ob der ältere Bruder Konstantin, oder ob Nikolaus Kaiser sein solle. Von schwermüthigen und unberechenbaren Grillen beherrscht, hatte Konstantin freilich seine Abneigung gegen das undankbare Geschäft des Regierens wiederholt geäußert und bethätigt; er hatte sich von seiner ersten Coburger Gemahlin scheiden lassen und die Polin Johanna Grudzinska geheirathet, während ein Ukas ausdrücklich die Kinder solcher unebenbürtiger Ehe von der Thronfolge ausschloß; er hatte endlich in einem Schreiben an Alexander am 14. Januar 1822 feierlichst auf die russische Krone Verzicht geleistet. Aber weder im Volk, noch selbst in der kaiserlichen Familie war dieser merkwürdige Schritt des Großfürsten bekannt geworden. Kaiser Alexander zögerte nach seiner unentschiedenen Weise über ein Jahr lang, ehe er die private Kundgebung seines Bruders zu einer officiellen machte. Erst im Sommer 1823 ließ er durch den Erzbischof Philaret eine Urkunde über Konstantins Verzicht aufnehmen und in der Kathedrale von Moskau hinterlegen. Als Philaret auf die Bedeutung der Sache und die Bedenken des Geheimnisses hinwies, gab der Czaar zu, daß noch an drei anderen Orten, in den Archiven des Senats, des Reichsraths und der Synode Copieen des inhaltschweren Actenstückes niedergelegt wurden.

Das Seltsamste war, daß Nikolaus selbst das entscheidende Schriftstück nicht zu Gesicht bekam. Gesprächsweise spielte der Czaar zwar schon im Jahre 1819 darauf an, daß der jüngere Bruder ihm folgen werde; allein Nicolaus, der für's Militair erzogen, an's Regieren bisher gar nicht gedacht hatte, war über die Enthüllung eher bestürzt, als erfreut. Er glaubte der höchsten Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Bei diesen Andeutungen war es geblieben. Die obschwebende Unklarheit sagte dem geheimnißfrohen Sinn

Alexanders zu. Als ihm Fürst Galizyn freimüthig vorstellte, wie mißlich es sei, in der Stille über das Schicksal eines Weltreichs zu verfügen, erwiederte der Czaar: „Stellen wir das Gott anheim, er wird die Dinge besser lenken als wir schwachen Sterblichen.“ Es war ein übel angebrachtes Gottvertrauen. Schon die nächsten Tage nach Alexander's Tode zeigten, welche Confusion dieser „Engel“, um mit dem officiellen Darsteller Korff zu reden, in dessen Taschen sich zwei eigenhändige Gebete mit Bibelstellen vorfanden, angerichtet hatte. Die Trauerkunde war kaum nach Warschau gekommen, so beeilte sich Konstantin dem Kaiser Nikolaus zu huldigen. Als sie zwei Tage später nach Petersburg kam, wußte Nikolaus nichts Eiligeres zu thun, als seinem Bruder Konstantin den Eid der Treue zu schwören. „Wer mir nicht folgt und nicht meinem älteren Bruder huldigt, der ist mein Feind und Feind des Vaterlandes.“ Man brachte die Urkunde aus dem Archiv des Reichsraths, den officiellen Beweis der Abdankung Konstantin's. Jedoch Nikolaus beharrte in Mißtrauen und Unglauben an die ihm verliehene Macht. Er erklärte schriftlich und mündlich vor dem Reichsrath, jene Papiere seien ihm schon längst bekannt, ließ aber den Reichsrath, die Truppen und Beamten auf seinen Bruder Konstantin vereidigen und ertheilte gemessenen Befehl, daß im ganzen Reich dem Kaiser Konstantin gehuldigt werde. Konstantin selbst befand sich noch immer in Warschau; und nun begann zwischen beiden Brüdern eine merkwürdige Unterhandlung; wie der officielle Bericht des Baron Korff sich ausdrückt, „es fand ein noch nie dagewesenes Schauspiel statt und während sonst die Weltgeschichte nur von blutigen Kämpfen um die Macht zu erzählen weiß, so stritten die beiden edlen Brüder um die Ablehnung derselben.“

Nikolaus beschwor den älteren Bruder, sein Schicksal endlich zu entscheiden. Konstantin antwortete ausweichend: erklärte, er werde auf seinem Entschluß beharren, weigerte sich aber nach St. Petersburg zu kommen. Unterdessen reiste der dritte Bruder Michael zwischen Warschau und St. Petersburg hin und her und wußte im Grunde ebensowenig, wie er daran war. Alles war in Sorge, Alles reiste durcheinander, Niemand wußte, was zu thun? Infolge der großen Entfernungen und der schlechten Verkehrsmittel zog sich das verworrene Interregnum vier Wochen lang hinaus, das man freilich nachträglich durch ein Manifest aus der Welt geschafft hat, in welchem man anordnete, der Todestag Alexander's, der 1. December, sei auch der Tag der Thronbesteigung von Nikolaus. Erst am 24. December Nachmittags traf Konstantin's Ultimatum, eine feierliche entschiedene Ablehnung, in St. Petersburg ein.

Nikolaus entschloß sich nun rasch, der verhängnißvollen Spannung ein Ende zu machen. Er wußte, daß die Stimmung in Petersburg eine sehr aufgeregte war. Am Morgen des 24. war von Diebitsch, dem Vertrauten Alexander's, ein Schreiben mit der Aufschrift „höchst dringend“ eingelaufen, worin die Existenz der Verschwörung gemeldet war, die in St. Petersburg und in der zweiten Armee ihren Mittelpunkt habe. Die Anzeige eines Mitverschworenen, eines gewissen Rostofzoff, den Korff mit dem Epitheton „edler Jüngling“ versieht, bestärkte die schlimmsten Befürchtungen und die Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses. Speransky erhielt den Auftrag, ein neues Manifest zu redigiren, worin die Gründe von Konstantin's Rücktritt und Nikolaus' Thronfolge entwickelt wurden und am 26. in der Frühe sollte die neue Eidesleistung der Truppen stattfinden. Die Verschworenen waren

inzwischen bemüht gewesen die Gunst der Lage zu nutzen. Die Mehrzahl schrak freilich vor dem äußersten Entschluß der Ermordung des Kaisers Nikolaus zurück, so daß einer der Wildesten, Kachofsky, unwillig ausrief: „Mit diesen Philanthropen ist nichts zu machen; man muß einfach morden und nur das!" Doch einigte man sich am 24. December beim Fürsten Obolensky dahin, daß man unter dem Vorwande, die Rechte Konstantin's zu wahren, dem Großfürsten Nikolaus die Eidesleistung verweigern, die aufständischen Truppen auf dem Senatsplatz versammeln, wenn die Dinge gut gingen, den Thron für erledigt erklären und eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern bestellen wolle. Zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht war Fürst Trubetzkoy ausersehen. Es war das Verhängniß der Verschwörung, daß der gewaltige Mann, der ihre Seele war, Pestel, fern im Süden weilte. Trubetzkoy konnte sich weder an Kraft noch an Entschluß mit ihm messen. Die Maßregeln waren nicht alle genau und bestimmt getroffen; Einwendungen wurden mit dem Bemerken abgewiesen: „man könne doch zu einem solchen Unternehmen keine Probe halten, wie zu Wachtparaden." — „Man muß doch anfangen, man muß Etwas thun!" hieß es von allen Seiten. Zunächst ließ man es sich wenigstens angelegentlich sein, die Stimmung der Soldaten zu bearbeiten, „die Bajonette gelehrig zu machen".

Nikolaus war seiner militairischen Strenge wegen bei dem gemeinen Mann wenig beliebt. Man spiegelte der leichtgläubigen Menge vor, er sei ein Usurpator, er habe seine Brüder Konstantin und Michael in's Gefängniß werfen lassen. An Geld und dem in Rußland mächtigen Agens des Branntweins ließ man es nicht fehlen; und um die beschränkte Intelligenz der gemeinen Soldaten auch mit einem concreten Bilde zu erfüllen, stellte man ihnen vor, die Constitution, welche man verlange, sei die Frau des Großfürsten Konstantin. Diese Wühlereien blieben nicht ohne Erfolg. Am Morgen des 26. ward Speransky's Manifest verlesen und die Eidesleistung begann. Bei einem Theil der Truppen ging sie ruhig von Statten. Das Regiment Moskau aber weigerte sich, den neuen Eid zu schwören, schützte die Treue gegen Konstantin vor und zog, von den Verschworenen geführt, nach dem Senatsplatz, wo es sich in Quarré formirte und einen sofortigen Angriff der Gardereiter abschlug. Die Marinesoldaten und drei Compagnien Leibgrenadiere eilten nach den ersten Flintenschüssen herbei, um den Aufständischen zu helfen.

Mehr als zweitausend Soldaten und eine Menge lärmender und schreiender Civilisten waren auf dem Platz versammelt; aber der erwählte Dictator war nirgends zu finden, er hatte völlig den Kopf verloren und hielt sich verborgen. So fehlte dem Aufstand die einheitliche Leitung; Alle commandirten und schrieen durcheinander, man versäumte den günstigen Moment, um einen Angriff gegen den Winterpalast zu unternehmen und die Soldaten, die bei zehn Grad Kälte und scharfem Ostwind, nur in Uniform Stunden lang stehen mußten, begnügten sich, die Attacken der Gardereiter mit Kolben und Bajonett zurückzuschlagen oder Hurrah's auf Konstantin und seine Frau auszubringen.

So gewann der Kaiser Nikolaus Zeit, um die getreuen Truppen vor dem Winterpalast und dem Generalstabsgebäude zu sammeln. Das Preobaschensky'sche Regiment bildete Quarré vor dem Admiralitätsboulevard, es gewährte, um mit Nikolaus selbst zu reden, „den granitenen Ausdruck tiefen Pflichtgefühls". Die Aufständischen sahen sich allmälig von allen Seiten mit

dichten Colonnen umzingelt, die Wagschaale neigte sich zu Gunsten des Czaaren. Nichtsdestoweniger ward jede Unterhandlung trotzig abgewiesen. Die Vorstellungen des Generals Suchasonet und des Großfürsten Michael, welche nicht ohne Lebensgefahr auf die tobende und schreiende Menge losritten und ihr zuriefen, verhallten umsonst. General Milorodowitsch, ein Veteran, den die Kugeln in den Napoleonischen Kriegen verschont hatten, ward von Kachofsky hinterrücks erschossen, als er die Empörten an ihre Pflicht mahnen wollte. Dem Metropolitan Serafin, der, das geweihte Kreuz in Händen, auf die Soldaten zutrat und sie anflehte, in ihre Kasernen zurückzukehren, die kaiserliche Verzeihung anzunehmen, rief man entgegen: „Geh' nach Haus, Vater, bete Du für uns, für Alle; hier hast Du nichts zu suchen." Es war offenbar, daß nur die Logik der Kanonen Eindruck machen könne, aber der Kaiser Nikolaus zögerte und konnte sich lange nicht entschließen zu dem äußersten Mittel zu greifen. Er zeigte sich an diesem kritischen Tage keineswegs als der antike Cäsar, zu dem ihn der officielle Bericht Korff's stempeln möchte; er hatte heimlich bereits Befehl gegeben, daß die Wagen zur Flucht für die kaiserliche Familie gerüstet wurden; seine Stimmung war eher weich und resignirt als heroisch, wie er sich denn noch kurz, ehe er den Winterpalast verließ, der Großfürstin Maria gegenüber selbst als „Opfer" bezeichnete. „Bete zu Gott für mich, theure gute Maria, habe Mitleid mit Deinem unglücklichen Bruder, den Gottes und seiner beiden Brüder Willen zum Opfer ausersehen hat. So lange ich diesen Kelch habe abwehren können, habe ich zu der Vorsehung darum gefleht und habe gethan, was mein Herz und meine Pflicht mich hießen. Konstantin, mein Kaiser, hat den Schwur zurückgewiesen, den ich und ganz Rußland ihm schuldig waren; ich war sein Unterthan, ich mußte ihm gehorchen. Unser Engel muß zufrieden sein, sein Wille ist erfüllt, so bitter, so schrecklich er für mich ist. Noch einmal bete zu Gott für Deinen unglücklichen Bruder, er bedarf dieses Trostes und bedaure ihn."

Das war freilich die Gesinnung nicht, welche einem tobenden Soldatenhaufen imponiren konnte. Ein Decembertag im hohen Norden währt nicht lange, gegen drei Uhr Nachmittags begann es zu dunkeln; noch standen die meuternden Soldaten um das Denkmal Peter's des Großen geschaart; wenn die Dunkelheit hereinbrach, mußte das Volk, das sich beim Herannahen der getreuen Truppen zerstreut hatte, zurückkehren; noch waren alle Chancen für die Emeute nicht erschöpft. Als der Czaar sich endlich entschloß, Kanonen auffahren zu lassen, fehlten die Kugeln; als die Munition zur Stelle war, konnte Nikolaus es nicht über sich gewinnen, den entscheidenden Befehl zum Feuer zu geben; die Truppen murrten, unter den Artillerist n zeigten sich bedenkliche Symptome, einzelne fraternisirten mit den Meuterern. Nun aber bestürmten rasche energische Männer den Czaaren, er möge dem gefährlichen Schauspiel ein Ende machen, um dem Volke keine Zeit mehr zur Ueberlegung zu gönnen. Prinz Eugen von Würtemberg machte seiner Ungeduld über das ängstliche Zögern Luft. „Sire", rief General Toll, „befehlen Sie den Platz mit Kartätschen zu säubern oder entsagen Sie dem Thron!" Noch einmal ließ der Czaar die Menge auffordern auseinander zu gehen. Als ihm General Suchasonet rapportirte: „die Wahnwitzigen verlangen eine Constitution", zuckte er mit den Achseln und gab das Commando, nahm es aber gleich wieder zurück. Endlich ließ er blind laden; der erste Kanonenschuß donnerte hervor, die Insurgenten ließen sich jedoch nicht irre machen

und auch als die ersten Kugeln über ihre Häupter weg in die Mauer des Senatsgebäudes flogen, antworteten sie mit schallendem Hurrah! Da lud man mit Kartätschen und zielte mitten in das Quarré des Regiments Moskau; ein Kanonier weigerte und bekreuzigte sich, Capitän Bakunin nahm ihm die Lunte aus der Hand, Nikolaus commandirte Feuer! und die Kartätschen hagelten in die dichten Massen. Die Wirkung war eine augenblickliche, furchtbare. Die Meuterer stoben auseinander, flüchteten durch die Galeerenstraße und über die Newa; aber die Cavallerie war auf ihren Fersen, die Kugeln der verfolgenden Artillerie zertrümmerten das Eis des Flusses und bereiteten den Fliehenden ein feuchtes Grab. Bald lag Kirchhofsruhe über der Stadt und Nikolaus war anerkannter Czaar aller Reußen. „Er konnte sich jetzt", urtheilt Korff, „den Titel von Gottes Gnaden mit Recht beilegen, denn ganz besonders hatte der göttliche Finger über ihm gewacht." Die Zukunft eines gewaltigen Reichs hatte auf der Spitze des Messers gestanden. Wenn an Stelle Trubetzkoy's, der sich im Augenblick der Gefahr verkroch, Pestel stand, so würden sich die düstersten Befürchtungen des Czaaren verwirklicht und Herr von Korff würde keinen Anlaß zu loyalen geschichtsphilosophischen Betrachtungen gefunden haben.

Man kann es aber schwerlich beklagen, daß der Aufstand mißlang. Das Schicksal der „Dekabristen", der jungen russischen Adeligen und Militairs, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, war wol ein furchtbar hartes. Sie waren in die Hände einer ungroßmüthigen Macht gefallen, der Czaar verzieh es ihnen nicht, daß er einen Augenblick vor ihnen gezittert hatte. Sie büßten ihre Begeisterung für das Ideale am Galgen, in Kerker, Elend und Verbannung. Ob sie aber im Stande gewesen wären, den politischen Gedanken, nach denen sie haschten, Körper und Gestalt zu verleihen? Ob ein sicherer Nachhalt im Volk, ein tiefgehendes Mißbehagen der russischen Nation den Umsturz des Bestehenden rechtfertigte? Wenn man bedenkt, daß die Massen ruhig blieben, anstatt sich wie ein Mann gegen jenen Act der politischen Willkür zu erheben, der sie zum Handelsgegenstand zwischen dem erlauchten kaiserlichen Bruderpaar machte; wenn man an den kleinen Haufen hungernder und frierender Tumultuanten, an die große Menge Neugieriger, Unentschlossener und feiger Conspiratoren, und wenn man schließlich an die zahlreiche devote Volks- und Soldatenmasse denkt, die sich am 26. December um den Czaaren drängte und seine Uniform oder nur seine Schuhe zu küssen strebte: so muß man wohl sagen, daß die „Dekabristen" ihre Zeit und ihr Volk nicht richtig verstanden und daß sie sich in der Nothwendigkeit einer constitutionellen Reform für Rußland getäuscht haben. Ihr Unglück war die Unreife ihrer Umgebungen. Von positiven Zielen hatten sie, Pestel ausgenommen, ebensowenig einen klaren Begriff wie die Soldaten, welche Hurrahs auf die Constitution ausbrachten und sich einbildeten, das sei die Frau Konstantins.

Vater Arndt's Wittwe.

Persönliche Erinnerungen von **Hermann Grieben.**

Die Gattin eines bedeutenden Mannes zu sein, ist eine Ehre, die große Pflichten auferlegt. Die Ehre aber wird zum Ruhm, zum Ruhm vor Gott und den Menschen, wenn jene Pflichten so anspruchslos und bescheiden, so selbstlos und demüthig fromm, so mitfreudig und mitleidig, mit Einem Worte: so recht echt weiblich in ihrem vollen Umfange erfüllt werden, wie dies von der vielgetreuen deutschen Frau geschehen, deren liebreichem Angedenken diese Blätter gewidmet sind. Wol hat sie kurz vor ihrem Hinscheiden noch ausdrücklich darum gebeten, daß an ihrem Grabe nicht von ihr, sondern nur von ihrem tapfern Gatten, dem ihr ganzes Leben geweiht gewesen, die Rede sein möge; aber wie einer ihrer ältesten Freunde (Oberconsistorialrath Sack in Bonn) es sich nicht hat versagen mögen, am Sarge, bevor das irdische Theil der Freundin aus dem stillen Arndthause hinausgetragen wurde, aus tiefbewegtem Herzen feierliches Zeugniß abzulegen für die prunklose Tugend der Heimgegangenen: so will auch ich, einer ihrer jüngsten Freunde, das Wort nicht zurückhalten, dessen laute Aussprache meinem Herzen ein Bedürfniß geworden ist. Ich habe mit der ehrwürdigen Matrone im letzten Jahrzehnt ihres Lebens persönlich viel verkehren dürfen, mündlich und schriftlich; manches Stündchen haben wir im Zimmer und in der Laube mitsammen verplaudert; manchen lieben Brief habe ich empfangen und erwiedert. Unauslöschlich steht das freundliche Frauenbild mir vor der Seele; alle meine Erinnerungen lassen es mich als ein seltenes Glück betrachten, Mutter Arndt noch in ihrem hohen Alter kennen, schätzen und lieben gelernt zu haben.

Anna Maria Luise Schleiermacher war die Tochter zweiter Ehe eines frommen, streng rechtgläubigen Geistlichen, der unter Friedrich's des Großen Fahnen die Kriege in Schlesien als Feldprediger mit durchgemacht und nach dem Hubertsburger Friedensschluß seinen festen Wohnsitz in Breslau genommen hatte, wo ihm in erster Ehe ein Sohn, Friedrich, der nachmals so berühmt gewordene Theologe, am 21. November 1768 geboren ward. In dem oberschlesischen Dorfe Anhalt bei Pleß, nahe der galizischen Grenze, wohin er später als Seelsorger der dortigen Dissidentengemeinde berufen worden war, kam Anna am 18. Februar 1786 zur Welt, als ihr Halbbruder Friedrich bereits in Barby seinen theologischen Studien oblag und sich für die Universität Halle vorbereitete. Schon 1794 starb der Vater und ließ Wittwe und Kind in bescheidenster Lebenslage zurück. Friedrich, der bis dahin als Hauslehrer in der Familie des Grafen Dohna-Schlobitten in Ostpreußen gelebt hatte, sah sich nunmehr veranlaßt, ein festes Amt zu suchen. So ward er Prediger in Landsberg, am Charitéhause in Berlin und in

Stolp (Hinterpommern), aber erst 1804, als ihm in Halle eine Professur der Theologie und Philosophie, sowie das Amt des Universitätspredigers übertragen worden war, fand er sich so gestellt, daß er den längstgehegten Wunsch, die Schwester ganz zu sich zu nehmen und für ihr weiteres Leben zu sorgen, verwirklichen konnte. Er übertrug ihr die Leitung seines Hauswesens, da er eine Ehe zu schließen nicht gewillt war. Durch die Aufhebung der Universität 1807 von Halle verdrängt, siedelten die Geschwister zusammen nach Berlin über, um dort die weitere Gestaltung ihres Schicksals abzuwarten. Anna oder Nanni, wie sie von Kind auf bis an ihr Lebensende von ihren Angehörigen und nächsten Freunden genannt wurde und sich auch selber nannte, wußte sich in jener trüben, schweren Zeit so ruhig und gefaßt zu benehmen, daß ihr Bruder in einem Briefe ihr das Zeugniß geben konnte: „Wenige Frauen sind gewiß in solcher Lage und bei so schlechten Aussichten so muthig gewesen, wie sie."

Als Schleiermacher 1809 ein Predigtamt an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin erhalten hatte, vermählte er sich mit Henriette von Wittich, der Wittwe seines besten Freundes. Die Schwester aber behielt er nach wie vor in seinem Hause, bis auch ihr beschieden ward, in den Stand der Ehe zu treten. Den Mann, den ihr die Vorsehung zum Lebensgefährten bestimmt hatte, sah sie zum ersten Male im Frühjahr 1810 als den „Sprachlehrer Allmann aus Schweden". Es war Niemand Anderes als der Verfasser des gewaltigen Buches vom „Geist der Zeit", das seit 1806 alle Patrioten beschäftigte, der Professor E. M. Arndt aus Greifswald. Der von Napoleon über ihn verhängten Acht trotzend, hatte derselbe unter jenem Namen sich nach Berlin gewagt und im Reimer'schen Hause freundliche Aufnahme und verschwiegenes Asyl gefunden. Dort verkehrte er mit allen treuen, freisinnigen Männern der Hauptstadt; dort gewann er sich Schleiermacher und dessen Frau und Schwester zu Freunden. Anderthalb Jahre später kam er abermals nach Berlin. Er hatte sein akademisches Lehramt in Greifswald niedergelegt und wollte sich nun ganz und ungetheilt der Sache des Vaterlandes weihen. Sein Erscheinen und Auftreten, sein Wandeln und Handeln, sein blitzendes Auge und die mannhaft freie Rede, in die er seine Gedanken ausströmte, wirkte damals geradezu elektrisch auf Alle, die in seine Nähe kamen.

„Solch' ein Mann mit deutschen Sitten
Ist bei Allen wohl gelitten,
Denen wackrer Muth sich regt;
Solch' ein keckes Umsichschauen
Weckt im Herzen ein Vertrauen,
Daß es freudig höher schlägt.

Und mit festem Männerschritte
Kommt er in der Freunde Mitte,
Schüttelt kräftig jede Hand;
Freund, ich hab' Dich nie gesehen,
Doch den Druck kann ich verstehen
Und erwiedr' ihn wie bekannt.

Solche muthig freie Mienen
Sind mir lange nicht erschienen;
Meine Seele wird so froh!
Muß mein Herz Dir eigen geben,
Dir gehört sein frisches Leben,
Da bei Dir sein Schmerz entfloh.

Hei, wie fleußt vom Mund die Rede,
Bietet trotzig ew'ge Fehde
Lautem und geheimem Lug!
Was auch blutige Tyrannen
Sinnverwirrendes ersannen,
Sie enthüllt den schnöden Trug."

Mit diesen Strophen begann ein längeres Gedicht von Friedrich Sack, welches dem muthigen Volkstribunen das Geleit gab, als derselbe am 14. März 1812 Berlin verließ, um über Breslau, Brody und Moskau nach Petersburg zu eilen und sich dort dem Freiherrn von Stein zur Verfügung zu stellen. Die Schlußstrophen lauteten:

„Ewig soll der Bund bestehen,
Mußt Du gleich von hinnen gehen,
Wo der Franke triumphirt.
Uns vereinen durch die Ferne
Noch dieselben hellen Sterne,
Deren Licht uns sicher führt.

Wir bewahren unsern Glauben;
Dieses Köstlichste zu rauben,
Hat die Erde keine Macht.
Muß uns doch einmal gelingen,
Die Gespenster zu bezwingen,
Die Geburten alter Nacht."

Der Verfasser dieses Gedichtes, das vermuthlich nie gedruckt worden ist, war der älteste, damals vierundzwanzigjährige Sohn des Oberconsistorialrathes (spätern Bischofs) Sack, des eigentlichen Begründers der evangelischen Union. Friedrich Sack, der als Oberhofprediger in Berlin 1842 gestorben ist, sowie sein jüngerer Bruder Karl Heinrich, der, am 17. October 1790 geboren, von 1818 bis 1847 Professor der Theologie in Bonn gewesen ist und dort noch heute als Oberconsistorialrath a. D. lebt, waren Schleiermacher's Schüler und verkehrten viel in dessen Hause. Nanni war Beiden gut befreundet und theilte mit ihnen die jugendliche Begeisterung für den Mann, dem nächst Gott das Vaterland die höchste Liebe war. Ihr stilles Gebet folgte ihm in die Ferne und als der große Kampf begonnen, da bebte oft ihr Herz in stolzer Freude, wenn über den Lärm der Schlachten hell hinaus in Lied und Rede die Stimme Arndt's erklang. Im Spätherbst 1814 kam der Wackere wieder einmal nach Berlin, um die alten Freunde zu begrüßen, schrieb über Winter eine große Zahl politischer Flugblätter, eilte aber, als Napoleon im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, wieder an den Rhein und gab in Köln, wo er Wohnung genommen, die Zeitschrift „Der Wächter" heraus. Dann endlich ward es Friede, alle streitbaren Männer zogen heim. Auch im Sänger des trutzigen Eisenliedes erwachte der „Klang der Sehnsucht" (s. Arndt's Gedichte S. 305).

Das sanfte, stille Mädchen in Berlin trat vor seine Seele; mit ihm einen neuen Heerd zu gründen, gedachte er, aber:

„Der Tag wird heiß,
Das Blüthenreis
Welkt in den gelben Zweigen;
Dich brennt so heiß,
Was Keiner weiß,
Du mußt es still verschweigen."

Arndt stand bereits in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre und war seit vierzehn Jahren Wittwer. Seine Ehe mit der Tochter (Charlotte Marie) des Professors der Naturgeschichte Dr. Quistorp in Greifswald hatte nach kurzer Dauer der Tod getrennt. Ein Sohn nur, Karl Moritz, dessen Geburt am 16. Juni 1801 der Mutter das Leben gekostet, war ihm geblieben. Auch nach diesem „klein Scherzelein" (s. Gedichte S. 312) erwachte in ihm die Sehnsucht. Ein eigenes Heim mit Weib und Kind war der lebendigste Wunsch seines Herzens geworden. Er schloß seine Kölnische Zeitschrift ab und ging 1817 in die pommersche Heimat, wo er seinen Sohn wußte. In Berlin empfing er vom Kanzler von Hardenberg die bestimmte Zusage eines Wartegehalts bis zur Erledigung einer passenden Lehrerstelle an einer preußischen Universität. Solcher Weise sichergestellt, durfte er seinem stillgehegten Wunsch lauten Ausdruck geben. Er trat vor Nanni Schleiermacher hin und warb um Herz und Hand. Wie ihn das Jawort beglückte und in seliger Stimmung erhielt, bezeugen die „Märchen und Jugenderinnerungen", die er in diesem zweiten Brautstande auf der Insel Rügen gedichtet und gesammelt, sowie alle seine Lieder aus diesem Jahrgang. In dieser Zeit entstand z. B. das Feuerlied („Aus Feuer ist der Geist geschaffen"), das Finkenräthsel und die Sehnsucht, das mit den Worten schließt:

„Doch ach! mein Liebstes wohnet fern
Und sehnlich muß mein Augenstern
Auch in der Wonne weinen."

Am 17. September 1817 fand in Berlin die Hochzeit statt. Schleiermacher selbst gab die Schwester und den Freund mit kirchlichem Segen zusammen für's Leben. Das neuvermählte Paar reiste nach dem Rhein ab und ließ sich in Bonn häuslich nieder, wo bereits alle Anstalten getroffen wurden, eine neue Hochschule zu gründen, an welcher Arndt eine feste Anstellung zu finden hoffen durfte. Im folgenden Jahre wurde er denn auch zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität ernannt, deren feierliche Stiftung am 18. October 1818 erfolgte. Inzwischen hatte er bereits sich ein eigenes Wohnhaus zu bauen angefangen. Vor dem Coblenzer Thor, an der Straße, die gen Godesberg führt, und hart am Gestade des Rheines, mitten in den Weinpflanzungen, die damals noch hinter der Vinea Domini die Ebene bedeckten, entstand ein einfaches zweistöckiges Gebäude nach dem Muster der schlichten Pächterwohnung in Schoritz auf Rügen. Das Feldstück bis an die Landstraße wurde mit Buschwerk eingehegt und

mit Obstbäumen bepflanzt, an der Rheinseite aber das kleine Plätzchen über der Böschung in ein Gärtchen verwandelt, von dem man eine ganz freie Aussicht auf die schönen Formen des Siebengebirges hatte. Diese von der Stadt ziemlich abgelegene, aber sehr gemüthliche Besitzung bezog der neue Professor mit seiner Frau Nanni und seinem zum schönen Jüngling herangewachsenen Sohne (Karl, oder wie er ihn stets zu nennen pflegte, Treu) im Frühjahr 1819, just um die Zeit, wo Sand in Mannheim die unglückselig verhängnißvolle Mordthat an Kotzebue beging. Die hoffnungsfreudige Inschrift über der Hausthür:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand;
Lülo ist es zugenannt.
Gottes Fried' und Freud' zieh' mit uns ein!
Dann wird das Glück der Pförtner sein"

sollte nur zu bald durch die aus den sogenannten Karlsbader Beschlüssen hereinbrechende Wirrniß und Trübsal grausam verhöhnt werden. Den ersten bittern Vorschmack erhielt Arndt in der Verwarnung, die ihm wegen seines vierten Theils vom „Geist der Zeit" durch den Staatskanzler ertheilt worden war. Bald darauf begann in ganz Deutschland die allgemeine Demagogenhetze und auch der „gut königische Mann" in Bonn wurde in die von Arglist und Tücke ausgespannten Netze hineingezerrt. Er sollte die akademische Jugend verführt, Staatsumwälzung, Anarchie, Königsmord und was der Ungeheuerlichkeiten mehr waren, gepredigt haben. Man durchsuchte sein stilles Haus, durchstöberte seine Papiere, nahm seine Aussagen zu Protocoll und erstattete geheimen Bericht nach Berlin. Es war noch ein Glück, daß sämmtliche Manuscripte, Briefschaften und Aufzeichnungen aus den Jahren 1810—1813 nicht mehr ausgespürt werden konnten. Sie waren nämlich im Sommer 1817 zu Schiffe von Stralsund nach Rotterdam verpackt, unterwegs dergestalt vom Seewasser durchnäßt worden, daß Arndt nichts weiter damit anzufangen gewußt hatte, als die völlig unbrauchbare Maculatur in den Rhein zu werfen. Hätten die Kamptze und Schmalze alle die zornigen Ergüsse des Patrioten aus jenen Jahren zu Gesicht bekommen, durch Drehen und Deuten würden sie sicher todeswürdige Verbrechen herausgetüftelt haben. So mußten sie sich begnügen, am 10. November 1820 den der Demagogie nur „verdächtigen" Professor vorläufig vom Amte zu suspendiren und in eine siebzehn Monate währende Criminaluntersuchung zu verwickeln, die schließlich dahin auslief, daß Angeklagter im Sommer 1822 freigesprochen, aber, wenn auch im Genusse seines Amtsgehaltes belassen, so doch in seine Lehrthätigkeit nicht wieder eingesetzt wurde. Man gab ihm zu verstehen, daß er diese Milde und Gnade lediglich den Verdiensten verdanke, die er sich in den Jahren des Kampfes um die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft erworben habe; da es jetzt keine Fremdherrschaft mehr gebe, möge er gefälligst schweigen und sich nicht weiter um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen.

Wie der tapfere Mann, der frisch und ehrlich zu handeln und frei

weg zu reden gewohnt gewesen, diese Noth, die ihn mundtodt machte, hat auf sich nehmen und tragen können, ist nur erklärlich aus der bewunderungswürdigen Seelenstärke seiner Gattin, die ihm treu zur Seite stand, liebreich und hülfreich, tröstend und ermuthigend, zusprechend und besänftigend, ohne viele Worte, aber auch ohne überflüssige Thränen, fromm ergeben in die Fügungen Gottes, aber auch ungebeugt durch die Trübsal, die über ihr gemeinsames Leben sich ergossen. Wahrlich, sie war ein deutsches Weib in der edelsten Fülle des Wortes, einem Mann wie Arndt vollkommen ebenbürtig und seiner würdig; sanft, still und bescheiden, wenn er wider die Feinde zürnte, und hinwiederum, wenn er schier verzagte, muthig, stark und widerstandsfähig gegen alles Leid und Wehe des Lebens. So verging Beiden in mehr trüben als schönen Tagen das erste Jahrzehnt ihrer Ehe. Es erschien ein fröhliches Kindervölklein, das den Vater anlachte und ihm wieder Freude in's Herz plauderte. Fünf Knaben waren nach einander geboren: Siegerich am 18. Juni 1819, Roderich am 17. Juni 1821, Leubold am 27. November 1822, Hartmuth am 26. März 1824 und Wilibald am 16. September 1825. Ihnen schloß sich am 22. April 1827 eine Schwester an, die den Namen Nanna empfing. Treu hatte inzwischen das väterliche Haus verlassen und sich dem Forstfach gewidmet. So war Arndt allmälig in seinen Kindern wieder aufgelebt; sie zu kräftigen, zu gesunden, freidenkenden Männern heranzubilden, ward sein Beruf, der ihm Ersatz bot für die ihm verbotene Thätigkeit nach außen. Da trat jäh und plötzlich in das Glück des Familienlebens ein Schreckensereigniß, das die schwergeprüften Eltern auf die allerhärteste Probe stellen sollte. Am 26. Juni 1834 mußte der Vater seinen jüngsten Knaben, den kaum neunjährigen Wilibald, der auf sein Geheiß im schnellströmenden Rhein Schwimmübungen vornahm, vor seinen Augen versinken, ertrinken sehen. Verzweifelnd rannte er mit seinen älteren Söhnen am Ufer stromabwärts, die Leiche des Lieblings zu suchen und zu landen. Erst am folgenden Tage fand er sie und trug sie der fassungslosen Mutter in's stille Haus. So war urplötzlich tiefes Leid und Wehe in die Familie eingebrochen. Stumm begrub der Vater sein todtes Kind, pflanzte eine junge Eiche auf die Stätte und fügte in die Mauer dahinter einen in Eisen gegossenen frommen Liederspruch. Lange, lange währte es, ehe er sich wieder ganz sammeln und fassen konnte; fehlte ihm doch diesmal, zum ersten Male, der tröstend sanfte Zuspruch der Gattin, die ja selber mehr noch als er des Trostes bedurfte und mit dem Schmerze, den Gott ihrem Mutterherzen auferlegt, fast übermenschlich zu ringen hatte. Wilibald war doch ein gar zu lieber, kecker, feuergeistiger Bursch gewesen. Einst hatte der Vater alle seine Knaben in Reihe und Glied am Strome aufgestellt und zu ihnen gesprochen: „Euer Rhein muß ewig Deutschlands Herrlichkeit sein. Ihr wisset's und Euer frischestes Blut, für solchen Preis sei es Keinem zu gut." Da war der Kleinste, ein stolzer Freiwilliger, leuchtend hervorgetreten und hatte mit Handschlag seinen Willen gelobt (s. Gedichte S. 398).

„Er hat's gehalten, er ward der Hort;
Ihn trug sein Rhein sich als Opfer fort;
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tausend Schlachten blutig gemacht."

Allmälig löste sich der Schmerz des Vaters in weinende Lieder auf. Der herbe Selbstvorwurf, den Tod seines „reisigsten Knaben" durch die abhärtende Erziehung mit verschuldet zu haben, milderte und linderte sich im Hinblick auf die treue Gattin, welche sich demüthig in die unabänderliche Fügung Gottes gefunden hatte. Ja, auch der alte, volle Mannesmuth stellte sich wieder ein und dem Siebenzigjährigen, dem Kummer und Zorn über lang erlittene Unbill das Haar gebleicht, ward nach langen trüben Jahren ein schöner, sonniger Lebensabend beschieden. Sein königlicher Freund setzte ihn 1840 in Amt und Ehren voll wieder ein und bewilligte ihm zum Unterhalt der herangewachsenen Söhne besondere Stipendien. Siegerich und Roderich hatten bereits die Universität bezogen und studirten jener Medicin, dieser Philologie. Nun konnte auch Leubold sich der Wissenschaft widmen, während Hartmuth dazu weder Lust noch Fähigkeit bekundete. Es kann indessen nicht verschwiegen werden, daß nur Roderich die Gelegenheit, eine umfassende Bildung zu gewinnen, sich ernstlich zu Nutze machte. Er ging nach Berlin, trat als Freiwilliger in's Garde-Artillerie-Regiment ein, ergriff dann das Studium der Geschichte, verfaßte ein Buch über „Dante Alighieri den Gibellinen" und erwarb sich im Sommer 1846 von der Universität Bonn den philosophischen Doctorgrad. Darauf begab er sich nach England, zunächst an die Universität Oxford, sodann nach London, wo er, von Bunsen geschätzt und vielfach empfohlen, deutscher Mitarbeiter der Times wurde und sich eben um eine Lectorstelle an der freien Universität bewerben wollte, als er im Frühling 1849 einen Ruf in die Redaction der Kölnischen Zeitung erhielt, welchem er sofort Folge leistete. Seinen beiden anderen studirenden Brüdern wollte es nicht so glücken, in eine bestimmte Laufbahn einzulenken. Der Mediciner Siegerich blieb in der Vorbereitung zum Doctorexamen so lange stecken, bis er den Stichnamen „der ewige Student" erhielt und endlich ganz darauf verzichtete, seine Studien zu irgend welchem vorläufigen Abschluß zu bringen. Ebenso gelang es Leubold nicht, seine Kenntnisse zu ordnen und in einer festen Richtung für's Leben zu verwerthen. Beide blieben sorglos im Elternhause und unbekümmert um Zukunft und Ende. Hartmuth, der, nun auch herangewachsen, einen Lebensberuf erwählen sollte, entschied sich endlich zur Auswanderung und ging 1853 über's Meer, zunächst nach Texas, von wo er nach Florida übersiedelte und dort die Tochter eines von Stolp in Hinterpommern emigrirten Schuhmachermeisters ehelichte. Nanna, die einzige Tochter des Arndthauses, vermählte sich am 20. April 1854 mit dem Advocaten Dr. Ernst Nitzsch in Kiel, Sohn des Propstes Nitzsch in Berlin. Der wackere „Treu", Arndt's ältester Sohn erster Ehe, war inzwischen Oberförster, zuerst in Ostpreußen, dann am Niederrhein geworden und wurde später als Forst-

meister an die königliche Regierung in Trier berufen, wo er noch heute, seit elf Jahren Wittwer, als Vater einer zahlreichen Familie lebt.

Im Herbst 1859 war es, daß Mutter Arndt mir persönlich zum ersten Mal entgegentrat, wie ich es hier im „Salon" (Bd. V, S. 626) geschildert habe. Sie hieß mich herzlich willkommen als Freund ihres Sohnes Roderich. Wenige Monate danach ward sie Wittwe. Vergebens hatte sie den neunzigjährigen Gatten, der allem Anschein nach wol ein ganzes Jahrhundert hätte überleben können, vor den Folgen der großen Seelenerregung zu bewahren sich bemüht, die an seinem schönsten Ehrentage, am 26. December, durch die Huldigungen des deutschen Volkes über ihn gekommen war. Eine kleine Unpäßlichkeit, die vom „verdorbenen Magen" herrührte und leicht zu überwinden gewesen wäre, verschlimmerte sich, da der Alte im Ueberverträuen auf seine eiserne Natur durchaus nicht darauf verzichten wollte, nach allen Richtungen hin Dankbriefe zu schreiben. Die Bitten und Vorstellungen der besorgten Hausfrau vermochten nicht, ihn davon abzubringen, bis das Erlahmen der physischen Kraft selbst Einhalt gebot. Da war es freilich zu spät, am 30. Jannar 1860 rief der Tod den tapfern Greis ab. Schon am 16. April folgte ihm seine Tochter Nanna; sie starb, fern von der Mutter, in Karlsbad, wohin sie, lebensgefährlich erkrankt, sich zur Cur begeben hatte. So kam doppelte Trauer in's stille Arndthaus; die binnen Kurzem des Gatten und des jüngsten Kindes beraubte Matrone trug sie mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen, aber ihr Herz stand doch in Thränen und der blühende Mai hatte keinen Trost für ihre schwermüthige Seele. Im Pfingstfest sprach ich bei ihr vor und da war es, wo sie mir mit tiefbewegter Stimme den bei unserer ersten Begegnung nur leise angedeuteten Wunsch ausdrücklich wiederholte, ich möchte mich als treuer Freund ihres Roderich annehmen, damit sie nicht auch den Schmerz noch erlebe, den liebsten ihrer Söhne vorzeitig in die Gruft sinken sehen zu müssen. Denn, grad' heraus gesagt, Roderich war, was man am Rhein einen „Schoppenstecher" nennt, und genoß, weniger aus Behagen als aus Angewöhnung, gern junge und starke Weine, so daß ihn die feurigen Jahrgänge von 1857 und 1858 schon einmal in eine schwere Krankheit gestürzt hatten. Seine von Haus aus gesunde und durch Leibesübungen in der Jugend gestählte Natur war dadurch stark untergraben und mit Recht fürchtete die Mutter, daß eine wiederholte Erkrankung den Tod würde nach sich ziehen müssen. Ich bin deß oft Zeuge gewesen, mit welcher Freude sie Montags den an diesem Tage Woche für Woche regelmäßig zum Besuch von Köln erwarteten Sohn empfing und mit wie besorgten Blicken sie seine Mienen prüfte, wenn er einmal mißgestimmt oder auch nur schweigsamer war als sonst. Er war ihr Liebling und hing auch seinerseits an ihr mit einer Verehrung, die ihm zu mancher Stunde als wirksamster Talisman gegen seine Schwäche diente.

So verging Jahr um Jahr, gleichmäßig und ohne besondere Aufregung. Gegen die Noth des Lebens, wie sie gar oft beim Tode des

Familienhauptes und Versorgers eintritt, war die greise Frau, die ohnehin nur bescheidene Bedürfnisse hatte, leidlich geschützt. Vater Arndt hatte von seinem Jahresgehalt (achtzehnhundert Thaler) keine großen Capitalien erübrigen können; er hinterließ seiner treuen Lebensgefährtin wenig mehr als das liebe Grundstück, das sie über vierzig Jahre mit einander bewohnt hatten. Der Staat setzte der hinterbliebenen Wittwe eine Jahrespension von fünfhundert Thalern aus. Das Comité aber, das in Bonn zur Gründung eines Arndtdenkmals zusammengetreten war und aus allen Gegenden der Welt reichliche Beisteuern (im Ganzen ca. fünfzigtausend Thaler) empfing, erbot sich, im Namen des deutschen Volkes jenes Grundstück für sechzehntausend Thaler anzukaufen und für turnerische oder gleiche des Namens Arndt würdige Zwecke aufzubewahren, natürlich unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die ehrwürdige Matrone bis an ihr Lebensende unbeschränkte Nutznießung von Haus und Garten behalten solle. Später wurde, nachdem das Denkmal auf dem „alten Zoll", Alles in Allem, ca. vierundzwanzigtausend Thaler gekostet hatte, der bei der Schlußabrechnung noch verbliebene Ueberschuß von ca. achttausend Thalern ebenfalls der Arndt'schen Familie zugewandt. Die Enthüllung des Standbildes, das bekanntlich von Afinger's Meisterhand geschaffen worden, fand am 29. Juli 1865 mit großer Feierlichkeit statt. Die Wittwe, vier Söhne und mehrere Enkel waren dabei persönlich zugegen. Mutter Arndt, auf's Tiefste bewegt, nahm die Huldigung der Festgenossen in bescheidenster Einfachheit gleichsam als den Abglanz der Ehren entgegen, welche das deutsche Volk ihrem Manne, dem allgemeinen „Vater Arndt", durch diese Apotheose erwies. Einige Wochen später, als ich sie um ihr Urtheil über das Kunstwerk bat, sagte sie: „Es ist gewiß recht schön; ich bin auch sehr zufrieden damit; das Gesicht ist zum Sprechen ähnlich, aber, nein, einen Buckel hat mein Mann doch nicht gehabt." Bei meinem nächsten Besuch war wieder von dem Denkmal die Rede; ich erwähnte das Modell, das Hermann Heidel dazu gestellt hatte, und äußerte, es werde vielleicht, wenn es auch in Bonn vor Afinger habe zurückstehen müssen, anderswo doch noch zur Verwendung kommen. „Meinen Sie das?" erwiederte Mutter Arndt; „das soll mich recht freuen um Heidel's willen. Ich kenne ihn von jung auf, er ist hier oft im Hause gewesen und mein Mann hat ihn gern gelitten." Die große Marmorbüste Stein's war auch von seiner Hand gemeißelt. Sein Arndtmodell stellte einen rüstigen Wanderer im kräftigsten Mannesalter dar und es schien, als ob man in Stralsund, Greifswald und auf Rügen wirklich daran dachte, in der Heimat des deutschen Volkstribunen diese Gestalt im Erzguß aufzurichten. Aber der Plan, wenn ein solcher bestanden, zerschlug sich; am 29. September 1865 ging Hermann Heidel in Stuttgart, wo er sich damals gerade befand, zur ewigen Ruhe ein. Diesem Todesfall, welcher der Matrone recht nahe ging, sollte bald ein noch viel herberer folgen.

Der Herbst 1865 brachte einen ganz vortrefflichen Wein, aber der junge, gährende Most und Federweiß gereichte Manchem zum Verderben.

Auch Roderich ging daran zu Grunde. Am 13. November hatte er wie gewöhnlich seinen Montagsbesuch in Bonn bei der Mutter gemacht, war aber vor der Rückfahrt so unvorsichtig gewesen, noch irgendwo „anzukneipen“ und in aller Hast zwei Schoppen des für ihn so gefährlichen süßen Giftes auszutrinken. Er trank sich den Tod daran. Kaum in Köln und in seiner Wohnung angelangt, sank er unter einem heftigen Blutsturz zusammen, der sich während der Nacht noch mehrere Male wiederholte. Die erste Meldung seiner lebensgefährlichen Erkrankung erfüllte das Mutterherz mit sprachloser Angst; die greise Frau wollte sich sofort aufmachen und zur Pflege des Lieblings nach Köln fahren. Erst als man ihr sagte, daß es Roderich's dringender Wunsch sei, sie von seinem Unfall nicht in Kenntniß gesetzt zu wissen, und daß bei Vermeidung jeder Aufregung man noch beste Aussicht auf Genesung des Kranken habe, faßte sie sich und blieb daheim. Aber sie wußte, daß keine Rettung sei und daß es zu Ende gehe. Als dann der Tod am 26. November wirklich erfolgt war, empfing sie die Nachricht mit stiller Ergebung in den göttlichen Willen.

Am 18. Februar 1866 legte ich einen Strauß Immortellen vom Grabe des Freundes mit einem Frühlingsgruß in die bebende Hand der achtzigjährigen Mutter, die an diesem Geburtstag zum ersten Mal den Gruß des liebsten Sohnes entbehren mußte. Damit begann zwischen uns ein herzlicher Verkehr, Gedankenaustausch und Briefwechsel; es war fast, als sei ich ihr an die Stelle des Verlorenen getreten. Meine Besuche im Arndthause wurden häufiger und immer fand ich den freudigsten Empfang. Wie oft haben wir Beide allein in dem freundlichen Gartenzimmer beisammen gesessen, wo die Heidel'sche Marmorbüste des Freiherrn von Stein, das berliner Ehrengeschenk für den neunzigjährigen Vater Arndt, dicht am Fenster stand und die Bilder anderer großen Männer von den Wänden auf uns niederschauten! Auf dem alten Ledersopha war der gewöhnliche Platz der Matrone; ich rückte mir einen Stuhl neben sie und plauderte ihr von Gegenwart und Vergangenheit. Niemals ließ sie es sich nehmen, mich mit Kaffee und Gebäck zu bewirthen; selbst eine Cigarre bot sie mir wol an, die ich aber ablehnte aus Rücksicht auf ihre Augen, die recht angegriffen waren und zur Schonung gegen das zu helle Tageslicht eines grünen Schirmes bedurften. Wie das Gesicht hatte auch das Gehör bei ihr einigermaßen nachgelassen, so daß nur ihr rechtes Ohr noch meine Rede deutlich aufzunehmen vermochte. Ihre ganze Erscheinung war die einer vom hohen Alter gebeugten Frau, aber ihr Geist verrieth noch keine Ermüdung, sondern nahm in der ruhigen Gelassenheit, die ihm von jeher eigen gewesen, sichtlichen Antheil an Allem, was ich erzählte oder auch nur andeutete. Aus dem Antlitz sprach Milde und Herzensgüte; aus jedem Wort, aus jeder Rede eine Selbstlosigkeit ohne Gleichen. Nie habe ich einen Tadel oder eine abweichende Ansicht aus diesem Munde vernommen, ohne daß nicht zugleich um die Lippen ein bittendes Lächeln gespielt hätte, das gleichsam zu sagen schien, es sei ja nicht so böse gemeint. Alles in Allem, Mutter

Arndt war eine Persönlichkeit von so liebenswürdigem Charakter in Form und Wesen, daß sicherlich Niemand in der Welt sie kennen gelernt hat, der ihr nicht für immer in aufrichtiger Verehrung zugethan geblieben wäre.

Die beiden Söhne des Hauses, die nach wie vor ohne Geschäft bei der Mutter lebten, bekam ich so gut wie gar nicht zu sehen und blieb ihnen durchaus fremd. Der älteste, Siegerich, verbrachte den größten Theil des Tages im Müßiggang außerhalb der elterlichen Wohnung und kam in der Regel erst heim, wenn die Nacht eingebrochen war, so daß die greise Mutter ihm auf sein Pochen die Hausthür von innen aufschließen mußte, da sie der Magd diesen Dienst nicht zumuthen oder anvertrauen mochte. Der andere Sohn, Leubold, war ganz das Gegentheil seines Bruders. Er verließ das Haus nur zu einem einsamen Spaziergang; sonst zog er sich menschenscheu in sein Studirzimmer zurück, las und schrieb von früh bis spät und war so allmälig zu einem gelehrten Sonderling geworden, der, sich selbst genug, darauf verzichtet, der Welt irgendwie sich nützlich zu machen. Indessen hat er sich doch mitunter gern dazu verstanden, der einsamen Mutter aus der Zeitung oder aus irgend einem Buche vorzulesen, wie sie mir denn einmal erzählte, er habe sie mit Fritz Reuter's „Stromtid" bekannt machen wollen, sie sei aber des Plattdeutschen so wenig kundig, daß sie nichts davon verstanden. Im Ganzen war der tägliche Verkehr mit diesen beiden Söhnen wol wenig geeignet, den Lebensabend der vielgeprüften Greisin so zu erheitern, wie man es ihr gern hätte wünschen mögen. Da warf denn die Freundschaft ihren lichten, wärmenden Sonnenschein in den stillen Wittwensitz. Wol war die Zahl Derer, die seit alter Zeit mit dem Arndthause herzlichen Umgang gepflogen, im Lauf der Jahre erheblich zusammengeschmolzen, aber die wenigen Uebriggebliebenen hielten auch um so treuer Stand. Namentlich Frau Prof. Bleek war es, die der theuren Freundin in allen Vorkommnissen des Lebens mit Trost und Hülfe, Rath und That zur Seite ging. Sie möge verzeihen, daß ich ihren Namen hier nenne, aber es drängt mich, dafür Zeugniß abzulegen, daß ihre Freundschaft und Liebe bis in die letzten Tage der nun Heimgegangenen so unendlich wohlgethan haben. Freundliche Sonnenblicke brachte in das Haus auch der zeitweise Besuch der jüngsten Enkelin aus Trier, welche mit fröhlichem Gemüth der Großmutter Gesellschaft leistete und im Haushalt wirthschaftlich zur Hand ging. Freilich wollte die an stete Selbstthätigkeit gewöhnte Frau sich noch nicht aller Geschäfte entschlagen, sondern Mancherlei mit besorgen und schaffen, wozu ihre Körperkräfte denn doch nicht mehr ausreichten. So kam es, daß sie im August 1867 von einem Stuhl, auf den sie gestiegen war, um die Gewichte der Wanduhr aufzuziehen, herabstürzte und hülflos im Zimmer liegen blieb, bis die zufällig eintretende Magd sie fand und aufrichtete. Glücklicherweise hatte sie keinen erheblichen Schaden genommen; nur mußte sie den rechten Arm eine Zeit lang zur Schonung in einer Schleife tragen, doch griff sie, sobald es nur irgend wieder anging, zum gewohn-

Handschrift von Ernst Moritz Arndt's Wittwe.

Bonn d. 23ten Februar
66

Den herzlichsten wärmsten
Dank lieber Freund
für das schöne [illegible]

Handschrift von Ernst Moritz Arndt.

BONN
[illegible]

Herrn
Dr Roderich Arndt
Kölner Zeitungs [illegible]
in Köln.

ten Strickzeug. So fanden wir sie (ich hatte Frau und Kinder von Köln mitgebracht) an einem schönen Herbstnachmittag im Gärtchen hinter dem Hause auf- und abwandeln. Von unserm plötzlichen Besuch angenehm überrascht, hatte sie, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, nichts eiliger zu thun, als, nachdem sie uns in die kleine Laube geführt, allerlei Erfrischungen herbeizuholen. Selbst die Flasche Wein, welche die Magd auf den Tisch gesetzt, wollte sie selber öffnen und erst als ihr dies doch nicht gelang, überließ sie mir das Amt des Einschenkens, das eigentlich, wie sie lächelnd versicherte, doch eigentlich ihr zustehe.

Am 9. Mai 1868 wiederholten wir unsern Besuch, mußten aber schon vor der Thür im Baumgarten zu unserm Schrecken vernehmen, daß Mutter Arndt acht Tage zuvor abermals und zwar recht schlimm zu Boden gestürzt sei und nun gelähmt darnieder liege. Die Magd fügte indessen hinzu, daß sie Befehl habe, mich, sobald ich käme, jedenfalls anzumelden. So wurde ich denn in's Krankenzimmer geführt, dessen Fenster dicht verhängt war. „Es ist mir doch recht lieb, daß ich Sie noch einmal sehe. Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Wo haben Sie Ihre Frau und die Kinder?" So redete mich die Leidende an und als ich bemerkte, meine Familie sei draußen, wolle aber nicht hereinkommen, um ihr keine Unruhe zu machen, sagte sie: „Nein, nein, ich will sie doch Alle gern noch einmal sehen." Nun trat Eins nach dem Andern an's Bett und Jedem gab sie die magere Hand; meiner Frau aber dankte sie mit tiefbewegter Stimme für alle die Freundschaft, die wir ihrem Roderich in seinen letzten Lebensjahren erwiesen hätten. So schien sie für immer von uns Abschied nehmen zu wollen und wir waren denn auch darauf gefaßt, die Nachricht ihres Todes zu empfangen. Aber als der Sommer kam, konnte sie wieder im Garten umherwandeln, ja, sie zeigte es mir selbst brieflich an und bat, sie nicht zu lange auf uns warten zu lassen.

Inzwischen beging in den ersten Tagen des August die Universität ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Die Theilnehmer des Festzuges versammelten sich in und bei dem Arndt'schen Garten; war doch dies „Lülo" mit der Hochschule zugleich entstanden und erwachsen. So konnte sich auch Mutter Arndt den Beglückwünschungen nicht entziehen, welche an dem Ehrentage des 3. August ihr dargebracht wurden. Der Kronprinz erschien persönlich in dem stillen Wittwensitz, um „der vielgetreuen Gattin seines unvergeßlichen Lehrers" herzlich die Hand zu reichen. Im Spätherbst, am 21. November, war der Säculartag Friedrich Schleiermachers. Er ging still und ernst vorüber, aber nicht ohne daß ich der Schwester in Bonn einen Besuch gemacht hätte. Sie sprach mir von dem Bruder, der nun schon seit vierunddreißig Jahren todt war, mit einer Frische der Erinnerung, die mich so tief rührte, daß ich nur Worte zu dem innigen Wunsche zu finden vermochte, Gott möge ihr vergönnen, auch den Säculartag ihres tapfern Mannes in so lebendiger Stimmung zu begehen. Sie antwortete: „Ach nein, bis dahin bringe ich es doch wol nicht mehr." Es trat ein neuer Schreckensfall ein, der ihre Kräfte stark erschütterte und lähmte. Am 11. Januar 1869 nämlich mußte sie

ihren ältesten Sohn Siegerich, der wegen leichten Unwohlseins einige Tage das Haus gehütet hatte, während des Abendessens plötzlich todt vom Stuhle sinken sehen; ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Ich fand die Anzeige davon in der Zeitung und glaubte aus guten Gründen dieselbe mit schweigsamem Beileid hinnehmen zu dürfen; aber ich hatte mich geirrt. Mein Schweigen und Nichterscheinen in Bonn wurde von der Mutter recht schmerzlich empfunden und als ich am 18. Februar, wie sonst, zum Geburtstag einen Veilchenstrauß und einen poetischen Frühlingsgruß darbrachte, in welchem der jüngst erlittene Verlust nur ganz leise angedeutet war, mußte ich die schmerzliche Klage vernehmen: „Ach, lieber Freund, Siegerich hat mir viel Kummer und Sorge gemacht, aber er war doch immer mein Kind und ich hatte ihn lieb, lieb wie alle.“ Dann sagte sie, daß von Hartmuth aus Amerika gute Nachricht eingelaufen sei, er habe jetzt eine Farm in Kansas und lebe mit Frau und vier Kindern recht glücklich. Aber dieser Sonnenblick war nicht mehr im Stande, der körperlichen Entkräftung, die seit Siegerich's jähem Tod eingetreten war, Einhalt zu thun. Im Mai fesselte die immer zunehmende Schwäche der Füße die Greisin bereits an den Lehnstuhl; meine Frau, die seit einem vollen Jahre nicht nach Bonn gekommen war, fand die liebe Alte sehr, sehr verändert. Im Juni sprach ich, von einer Rheinwanderung heimkehrend, im Arndthause vor und als ich von der Magd hörte, Frau Professorin sitze an der nach dem Gärtchen geöffneten Glasthür und erwarte mich dort, ging ich um das Haus herum und erschien so mit Plaid und Reisetasche vor Mutter Arndt, die, beide Hände erhebend, mich mit den Worten begrüßte: „O, das reisige, junge Blut! Wer doch noch so durch die Welt wandern könnte!“ Ich erzählte ihr, wo ich diesmal gewesen sei und daß ich auf der Burg Stein an der Lahn zwei Lieder gedichtet habe, die ich drucken lassen und ihr zusenden wolle: eins auf den Freiherrn von Stein und das andere auf Vater Arndt. Jenes erschien acht Tage später in der Augsburger Allgemeinen und dieses in der Kölnischen Zeitung. Letzteres las ich ihr vor, es war eine „Mahnung“ an die pommersche Heimat, bis zum nächsten Sommer auf dem Rugard, dem höchsten Punkt der Insel Rügen, ein Arndtdenkmal fertig zu stellen. „Sie haben es gut im Sinne“, sagte sie lächelnd, „aber ich werde es nicht mehr erleben“. Seitdem habe ich sie noch zwei Mal besucht, aber mich nur wenige Minuten bei ihr aufhalten dürfen, da jedes Gespräch sie sehr angriff und ermüdete. Am 2. October fand ich sie bettlägerig und konnte nur meinen Gruß bestellen am 10. wurde mir der Bescheid, daß es zur Neige ginge; am 16. October war es vorbei. Mutter Arndt war sanft und ruhig entschlafen. Drei Tage darauf fand die Beerdigung statt. Im Gartenzimmer, wo ich so unvergeßliche Stunden erlebt, stand der Sarg in einer Laube grüner Gewächse und Oberconsistorialrath Sack, der älteste Freund der theuern Frau, sprach aus schmerzbewegter Brust tiefergreifende Worte liebevollster Erinnerung. Dann geleiteten wir die sterblichen Ueberreste durch die Stadt vor das Sternenthor nach dem Friedhof, wo sie

unter der Eiche neben Mann und Sohn (Wilibald) in die Erde gesenkt wurden.

Zwei Monate später, am 26. December 1869, beging man in Bonn und an vielen anderen Orten Deutschlands den Säculartag E. M. Arndt's und auf dem Rugard ward der Grundstein zu einem Denkmal gelegt, das den späteren Geschlechtern die Stätte kennzeichnen soll, von welcher der deutsche Volkstribun, unserer Nation getreuester Eckard, einst ausgegangen. Das Haus „Lülo" in Bonn ist der Stadtgemeinde zur Verwaltung überwiesen und wird einstweilen als Museum von Alterthümern benutzt. Am 18. Februar dieses Jahres, als wieder der Geburtstag war, an welchem ich sonst meinen Liedergruß dorthin zu bringen pflegte, war am Rhein wider alle gewöhnliche Ordnung noch strenger Winter und statt des Veilchenstraußes konnte ich auf das stille Grab der mir so lieb und theuer gewordenen Frau nichts niederlegen, als die Worte, mit denen ich diese „Erinnerungen" hier abschließe:

„Und wieder, wie so manches Jahr,
Mein Lied gen Bonn geflogen war,
Der Lerche gleich, auf leichten Schwingen:
Gedacht' ich zu gewohnter Frist,
Nun wieder Dein Geburtstag ist,
Dir meinen Liedergruß zu bringen.

Doch ach, wie anders ist es heut'!
Noch tönt im Ohr das Grabgeläut',
Das Dich berief zum ew'gen Frieden.
Kein Veilchenstrauß, kein Lerchenschlag
Begrüßt den oft gegrüßten Tag;
Dir ward ein and'rer Tag beschieden.

Rings liegt die Welt in Frost gebannt,
Eisschollen schwimmen durch das Land
Auf dunkelgrünem Strom wie Schwäne.
Da steh' ich und gedenke Dein,
Du theure Frau; für Dich ist mein
Geburtstagsgruß die heiße Thräne."

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im April 1871.

Lieber Freund.

Es ist mir bisweilen der Vorwurf gemacht worden, daß ich mich zu viel mit Kleinigkeiten abgegeben habe. Der Vorwurf schien mir nicht ganz unbegründet zu sein, und ich habe mir vorgenommen, in der „neuen Folge", welche sich von der alten Folge wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie nicht mehr die alte ist, mich zu bessern. Der Zufall begünstigte meine guten Vorsätze. Er spielte mir eines Tages ein illustrirtes Wochenblatt in die Hand, welches den neuesten Roman von Karl Gutzkow: „Prüfe, wer sich ewig bindet" veröffentlicht.

Sie nehmen's mir gewiß nicht übel, wenn ich Ihnen im Vertrauen sage, daß ich nur ganz ausnahmsweise und niemals ohne eine besondere Veranlassung Romane lese. Ich bin zu discret, um mich in die Privatangelegenheiten Anderer zu mischen, und im Allgemeinen ist's mir ziemlich gleichgiltig, ob Emmy und Ernst sich kriegen oder sich nicht kriegen. Mich schaudert's, wenn ich mir vergegenwärtige, wie weit ich mit der Romanliteratur noch im Rückstande bin, welche Lücken ich noch auszufüllen habe, um ein gebildeter Mensch zu werden. Hab' noch nicht einmal Ew. Aug. König's Preisroman gelesen! Es ist schrecklich.

Ich hielt es also für einen Wink des Himmels, als mir an einem unfreundlichen Tage dieses wetterwendischen Monats das vierte Capitel des neuesten Gutzkow'schen Romans in die Hände fiel, und ich machte mich flugs an die Lectüre. Ich habe von den zweiundzwanzig Spalten, welche die eine Nummer der Zeitschrift dem Romane opfert, zwar nur zwei Spalten gelesen, aber dieses kleine Bruchstück des großen Werkes hat mir doch ein ganz ungewöhnliches Vergnügen bereitet und mir einen Begriff verschafft, um wieviel reine Genüsse ich mein Dasein durch die Nichtbeachtung der Romanliteratur betrüge.

Gutzkow schildert zu Beginn dieses vierten Capitels das Wesen des modernen Musterjuden. Die Schilderung ist des Meisters würdig. Er überrascht uns zunächst durch die Mittheilung, daß die modernen Juden bisweilen die Eisenbahn benutzen und daß es ihnen in großen, üppigen Städten besser gefällt, als in Posemuckel.

„Das Wesen der Emporkömmlinge", fährt Gutzkow fort, „können freilich die Meisten nicht verleugnen . . . Sogar ihre eigenen Glaubensangehörigen erschreckt noch der Anblick der gemeinschaftlichen Stammesmerkmale,

die in den schweren, seidenen Roben, unter den goldenen Ketten, den diamantenen Brustbehängen um so greller hervortreten."

Als ich das las, lieber Freund, stutzte ich. Denn wenn mich Jemand bis heute gefragt hätte: „Können Sie mir vielleicht sagen, was sich unter diamantenen Brustbehängen befindet?" so würde ich vermuthlich die Augen niedergeschlagen und gar keinen Bescheid, wenigstens sicherlich nicht die unverfängliche Antwort gegeben haben: „unter den diamantenen Brustbehängen befinden sich die gemeinschaftlichen Stammesmerkmale und treten dort wie in den seidenen Roben um so greller hervor." Das habe ich erst von Gutzkow gelernt. Jetzt bin ich ganz beruhigt.

Levi heißt der moderne Musterjude bei Gutzkow; und in jedem Städtchen stellt er sich am kalendermäßigen Markttage mit einem Einspännerchen ein. „Dann sitzt er", schreibt Gutzkow, „auf einer schweren Truhe voll Geld und laufenden Wechseln." Der Unglückselige! Was hat er nun von all' seinen Reichthümern! Er setzt sich darauf, um Ruhe zu haben; aber fehlgeschlagen: die Wechsel fangen an zu laufen, und wenn er sie nicht im Stich lassen will, muß er mitlaufen; da hilft Alles nichts. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich der Meister der Darstellung. Ein anderer Schriftsteller würde, um die grausige Legende vom ewigen Juden zu modernisiren — denn das ist's offenbar, was Gutzkow mit seinem Levi auf der Truhe voll laufenden Wechseln sagen will — lange Seiten, vielleicht Bände füllen; Gutzkow schildert die ganze Situation erschöpfend in dem einen Satze: „Levi sitzt auf der schweren Truhe voll laufenden Wechseln."

Je betrübender Levi's Lage auf dem Einspännerchen, wenn er zu Markt fährt, desto angenehmer ist sie im Schooße seiner Familie. Denn Levi ist ein moderner Mann und giebt etwas auf häusliche Bequemlichkeit: „Schon hat sich mancher moderne Comfort in die Putzstube seiner Gemahlin, auf den Toilettentisch seiner Töchter und seiner Söhne eingeschlichen. Aber geprahlt wird damit nicht. Im Gegentheil, manches Wohlriechende, manches Stück Seife, eine Dose Rasircrême, oder für die Küche ein hermetisch verschließbarer Kochtopf, ein geruchloses Privet und ähnlicher zeitgemäßer Fortschritt wird geheim gehalten und nur dem vertrautesten Besuch gezeigt."

Lesen Sie diese köstlichen Sätze noch einmal, damit Sie aller Schönheiten inne werden, dann wollen wir sie zusammen aufmerksam prüfen und uns gemeinsam ihrer freuen.

Gutzkow führt uns in die interessantesten Räumlichkeiten des jüdischen Hauses, in die Putzstube, in das Toilettenzimmer, in die Küche und — —

Weiter nicht, lieber Freund. Bitte, sehen Sie sich den Satz genau an: „für die Küche ein hermetisch verschließbarer Kochtopf, ein geruchloses Privet . . ." Woraus hervorgeht, daß der letztgenannte „zeitgemäße Fortschritt" in der Küche selbst sich befindet. Eigenthümlich, aber ich kann's nicht ändern. Von Mißverständnissen kann nicht die Rede sein: für die Putzstube „manches Wohlriechende", für den Toilettentisch der Töchter „manches Stück Seife", für den der Söhne „eine Dose Rasircrême", für die Küche Kochtopf und Privet, beide glücklicherweise hermetisch verschließbar und „inodores". Um späteren Commentatoren der Gutzkow'schen Werke die Arbeit zu erleichtern, sei also ein- für allemal endgültig festgestellt: daß Gutzkow unter Privet nicht die Räumlichkeit, sondern das Möbel verstanden wissen will — es ist

ein Küchengeräth, mit dem übrigens nicht geprahlt wird. Der Uebergang vom Wohlriechenden über das hermetisch Verschlossene zum Geruchlosen ist wiederum mustergültig.

„Geprahlt wird damit nicht. Im Gegentheil." Ja, unsere Juden verstehen sich auch auf Lebensart. Man sollte glauben, daß, sobald man ein von Juden bewohntes Zimmer betritt, man von allen Seiten mit lästigen Zumuthungen umstürmt wird: „Darf ich Ihnen eines von meinen Cocusnußölsodaseifenstücken zeigen?" „Kennen Sie unsern neuesten hermetisch verschließbaren Kochtopf?" „Darf ich Ihnen mit etwas Rasircrême unter die Arme greifen?" und dgl. Man sollte glauben, daß irgend einer von den kleinen, vorlauten Krausköpfen sich mit Eau de Cologne oder sonst etwas Wohlriechendem betupfen und Einem mit dem impertinenten: „Rüche 'mal, Onkel" die Finger unter die Nase halten, oder daß das Fräulein vom Hause den Fremden mit unnennbarem zeitgemäßen Fortschritt bekannt machen würde. Beruhigen Sie sich, Freund, dem ist keineswegs so. Wenn Sie nicht zu dem vertrautesten Besuch gehören, wird Ihnen das Privet nicht gezeigt. Der Fremde wird auch nicht gleich in die Küche geführt. Darin sind die Juden komisch.

Für mich liegt der Gradmesser für den Werth einer Geschichte in dem Mehr oder Minder der Anregung, welche mir die Lectüre derselben gewährt. Wende ich diesen Erfahrungssatz auf die Gutzkow'sche Novelle „Prüfe, wer sie binden läßt" an, so muß ihr Werth ein sehr bedeutender sein, denn sie hat mich zu einer eigenen, kleinen, anspruchlosen Geschichte animirt. Ich will sie Ihnen erzählen:

Der vertraute Besuch.

Christoph hatte Rebecca auf einem Ball kennen gelernt. Nach dem dritten Walzer hatte er ihr heimlich zugeflüstert, daß er sie liebe, und Rebecca, deren Stammesmerkmale in der seidenen Robe unter den diamantenen Brustbehängen um so greller hervortraten, hatte schüchtern den Blick gesenkt und tief Athem geschöpft.

„Darf ich mit Ihrem Vater sprechen?" fragte Christoph ermuthigt.

„Sobald er von seiner Truhe voll laufenden Wechseln wieder zu sich kommt, ja!" hauchte Rebecca.

„Und Sie werden mir gestatten, daß ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundige?"

Rebecca sagte nichts, aber ihr Blick sagte Alles.

Voll brennender Ungeduld sah Christoph der Stunde entgegen, da er der Geliebten seinen ersten Besuch machen durfte. Endlich, endlich brach sie herein. Christoph hatte sich mit allem Liebreiz umgürtet und auch Rebecca hatte ihre schönste seidene Robe angelegt, in welcher ihre Stammesmerkmale um so greller hervortraten.

Rebecca war lieb und freundlich, aber Christoph's Auge hatte gleichwol einen wehmüthig-schmerzlichen Ausdruck.

„Was fehlt Ihnen, lieber Freund?" fragte Rebecca. „Sie leiden wol an Kopfschmerz? Darf ich Ihnen etwas Eau de Cologne auf die Stirn tröpfeln?"

Da leuchteten Christoph's Augen hell auf und in glühender Leidenschaft rief er: „Ich zweifelte an Dir, holder Engel, jetzt aber hast Du mich beruhigt. Du empfingst mich wie einen Fremden . . ."

„Ich?" unterbrach Rebecca, „ich glaubte außerordentlich liebenswürdig und herzlich zu sein . . ."

„Das warst Du auch, liebes Kind, aber Du sprachst nicht von Wohlriechendem, und ich kenne meine Classiker; ich weiß, daß bei Juden das Wohlriechende dem vertrautesten Besuch gezeigt wird. Jetzt, da Du von Eau de Cologne sprichst, bin ich ganz beruhigt."

„Lieber närrischer Mann", sprach Rebecca, „ich verstehe Dich freilich nicht, aber Alles, was Du sagst, dünkt mich goldene Weisheit."

Und wieder umdüsterte sich Christoph's Blick. Der Gedanke, daß ihm hier manches Stück Seife vorenthalten würde, ließ ihm keine Ruhe.

Rebecca sprach vom Frühling, von den Schwalben. Mechanisch nickte Christoph beistimmend, er hatte ganz andere Präoccupationen. Endlich platzte er mit der Sprache heraus: „Ein Wort, Rebecca, ein Wort, an ihm hängt meine Seligkeit oder mein Verderben. Hast Du manches Stück Seife?"

Rebecca rückte einige Schritte zurück, ihr wurde ganz unheimlich zu Muthe; sie glaubte einen Verrückten vor sich zu haben.

„Antworte mir, Unglückskind!" rief Christoph in Ekstase, „hast Du manches Stück Seife?"

„Gewiß", erwiederte das erschreckte Mädchen, „aber was soll die sonderbare Frage?"

„Und weshalb zeigst Du mir Deine Seife nicht? Zähle ich nicht zu Deinem vertrautesten Besuch? Weshalb verhehlst Du mir die Dose Rasircrème? Ach, Unselige, Du liebst mich nicht!"

„Bist Du schicker?" entgegnete anmuthig schäkernd Rebecca, die sich allmählich gefaßt hatte.

„Ich wollte, ich wär's .. Seife! ... Rasircrème! .. hermetischer Kochtopf! ...", lallte Christoph unter Thränen.

Theilnahmvoll näherte sich ihm das gute Mädchen. „Du bist aufgeregt, Christoph. Fasse Dich und wenn Du einen Wunsch hast, sag' ihn mir."

„Wirklich?" fragte Christoph zagend, während ein dankbarseliges Lächeln seine Lippen umspielte. „Also wirklich, willst Du meinen Wunsch erfüllen?"

„Von ganzem Herzen, wenn ich kann."

„Nun sieh', Du bist nicht vertrauensvoll genug und das war's, was mich kränkte. Wenn Du mich wirklich liebst, so zeige mir Deine Seifen, zeige Deinen Rasircrème, zeige mir die Küche mit dem hermetischen Kochtopf und ..."

Ihre Blicke begegneten sich und tiefe Röthe bedeckte alsbald ihre sämmtlichen Wangen. Mit einem tief verständnißvollen Seitenblick flüsterte Rebecca „Ach so" und stand auf. Liebestrunken folgte Christoph. Sie führte ihn durch das Toilettenzimmer — Christoph sah ihre Seife, — durch das Schlafgemach ihres Vaters, auf dessen Toilettentische eine Dose Rasircrème stand, und endlich in die Küche!

Da übermannte den seligen Christoph die Ueberfülle des Gefühls. Und während die eingemachten Bohnen im hermetisch verschlossenen Kochtopf brodelten, umschlang er die Geliebte und rief: „Jetzt weiß ich, daß Du mich liebst; denn wenn Ihr Juden auch mit dem Wohlriechenden, mit der Seife, dem Rasircrème, dem hermetischen Kochtopf und dem geruchlosen Privet (Rebecca erröthete) nicht gerade prahlt, so weiß ich doch, daß Ihr diesen zeitgemäßen Fortschritt dem vertrautesten Besuche zeigt. Ich weiß es — bei Gutzkow! Nun mein Engel, ewig, ewig Dein!"

Ihre Lippen berührten sich, sie hatten geprüft und sich gebunden.

„Soll ich Dich nun verlassen?“ fragte Rebecca discret.

Christoph verstand nicht. „Du mich verlassen? Niemals!“

Und sie küßten sich abermals und wurden ein glückliches Paar.

* * *

Das ist meine Geschichte, lieber Freund. Gefällt sie Ihnen? Ich habe mir vorgenommen, jetzt alle, seit zehn Jahren erschienenen Romane und Novellen nachzulesen; ich verspreche mir viel davon. Denn wenn einer der bedeutendsten Romanschriftsteller so schreibt, was mögen da die unbedeutenden zu Tage fördern?

Um gefällige Antwort bittet

Ihr ergebenster

Kleinstädter.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Der Salon.

Eine Hochzeitsreise
in die Amerikanische Wildniß.

Von **Friedr. Gerstäcker.**

Cap. 1.
An Bord.

Den Mississippi hinauf keuchte das prachtvolle Dampfboot The Western Queen, und der Salon dieses ganz neuen Bootes, das eine Concurrenzlinie nach St. Louis eröffnen und die andere Gesellschaft natürlich in Schnelle wie Bequemlichkeiten für Cajütenpassagiere überbieten sollte, glänzte und funkelte mit Allem, was der Luxus nur erfunden hatte, um einen weiten Raum reich und geschmackvoll auszustatten.

Die Wände des Saales, der die volle Breite und etwa die Hälfte der Länge des ganzen Baues einnahm, war weiß lackirt und reich mit Gold belegt. Im vordern Theil lagen dabei die Kojen der Herren rechts und links, ihre Thüren hineinmündend, zwischen jeder aber befanden sich hohe Spiegel und abwechselnd wirklich künstlerisch ausgeführte Aquarellgemälde hinter Spiegelscheiben. Scenen aus dem Westen Amerika's, Berglandschaften der Felsengebirge, der Prärieen und das Leben und Treiben der nördlichen Indianer darstellend.

Fünf mächtige Kronleuchter erhellten dabei Abends den Raum, und ebenso waren noch an den Seiten Armleuchter von vergoldeter Bronze angebracht; die Tische alle aus Mahagony, die Stühle künstlich geschnitzt und ein kostbarer Teppich deckte den ganzen kolossalen Raum.

Es war, mit einem Worte, nichts vergessen, ja, die Damencajüte, die über dem Steuerruder lag und jetzt durch einen dunkelrothen Vorhang abgeschlossen wurde, womöglich noch glänzender ausgestattet, als der vordere Raum.

Für die Zwischendeckpassagiere — meist arme Auswanderer, die aus Deutschland, England, oder Irland kamen — hatte man freilich so viel weniger gesorgt, und wo man es in früheren Jahren wenigstens für nöthig gehalten, roh von Holz aufgeschlagene Schlafstellen herzurichten, fehlten selbst diese den unglücklichen Insassen — die allerdings auch nur ein sehr geringes Fahrgeld bezahlten — blieb es ihnen deshalb überlassen, sich auf dem nackten und nicht einmal reinlichen Boden so gut einzurichten, wie sie eben konnten. und noch dazu mußten sie diesen Raum mit der Mannschaft des Bootes, die zumeist aus widerlichen Negern bestand, theilen.

Aber was kümmerte das die Cajütenpassagiere da oben in den glänzenden Räumen. Dort war gerade, während sich die Zwischendecks-

passagiere selber beköstigen mußten und meist von Kaffee, Brod und Käse lebten, die reich besetzte Tafel gedeckt worden, und während der Capitain den Vorsitz führte, sich eben beschäftigte am Frühstückstisch einen fetten Truthahn zu tranchiren und die Stewards — fast lauter Neger und Mulatten — die übrigen Speisen herumgaben, gruppirten sich um ihn sämmtliche Damen — die auch natürlich die besten Bissen erhielten. Die Herren füllten die übrigen Tische aus, und das Mahl ging eigentlich recht schweigsam vorüber, denn der Amerikaner, der die Speisen mehr verschlingt als verzehrt, liebt es nicht, viel beim Essen zu sprechen.

Hier hätte man ja allerdings Zeit dazu gehabt, denn die Tage der langen Fahrt verliefen monoton genug, aber die Leute waren einmal daran gewöhnt, die Stunde, die das Essen verlangte, als verloren zu betrachten, und blieben eben in der Uebung — time is money.

Unter den Passagieren befand sich auch ein Vertreter der haute volée aus Deutschland und zwar mit seiner jungen Frau, mit welcher er in etwas extravaganter Weise die Hochzeitsreise nach Amerika gemacht. Baron Rothenfels war ein leidenschaftlicher Jäger und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, hatte er sich vorgenommen seine junge Frau nach St. Louis, wohin er mehrere Empfehlungsbriefe besaß, zu bringen, dann einen Ausflug nach dem „fernen Westen" — natürlich allein — oder das heißt mit seinem Jäger zu machen, und sie später abzuholen, um über Chicago, den Niagarafall und New-York die Heimreise auf einem deutschen Dampfer anzutreten. Als Dienerschaft führte er zu diesem Ausflug für sich eben diesen Jäger, für seine Frau nur eine Kammerjungfer mit, denn sie wollten einmal recht amerikanisch einfach leben.

Daß er sich zu der Jagd aber mit allem Nöthigen und Unnöthigen reichlich und im Ueberfluß versehen hatte, versteht sich von selbst. Er führte fünf der besten Jagdgewehre, theils Büchsen, theils glatt gezogene Läufe der neuesten Erfindungen mit sich, dazu eine wahre Unmasse von Munition, in den verschiedenen Patronen, und drei große Koffer allein mit solchen Kleidungsstücken, Stiefeln und Gamaschen vollgestopft, die er in den verschiedenen Klimaten, wie auf nassem oder trocknem Terrain zu benöthigen dachte. — Kurz, er würde einen alten echten Backwoodsman, der weiter nichts braucht als seine einfache Büchse, sein Messer und seine alte lederne Kugeltasche, in das größte Erstaunen versetzt haben, wenn er ihm nur verstattet hätte einen einzigen Blick über all' die zahllosen Dinge zu werfen, die er für nöthig gehalten mit in den Wald zu nehmen.

Selbst ein Zelt fehlte dabei nicht, wenn er sich selber auch noch nicht ordentlich Rechenschaft davon geben konnte, wie er all' die verschiedenen Sachen transportiren wollte.

Das Frühstück, das am Bord des Western Queen etwa um elf Uhr eingenommen wurde, war beendet; die Herren standen auf, um auf dem vordern Theil des Oberdecks, dem sogenannten „Balcon", ihre Cigarren zu rauchen, die Damen dagegen zogen sich nach hinten in die ihnen reservirten Räumlichkeiten zurück, wo sie sich entweder in ihren Schaukel-

stühlen wiegten, irgend ein Buch lasen, oder auch mit einander plauderten, um eben den langen und langweiligen Tag zu verbringen. Einige setzten sich auch wohl auf die hintere Veranda hinaus, von wo sie die wilde, sie jetzt umgebende Scenerie des Urwaldes bequem und ungestört betrachten konnten.

Baron Rothenfels, der als junger Ehemann noch galant genug war, um seine Cigarre einmal seiner Frau zu opfern, hatte sich der Damencajüte zugezogen, um mit seiner Gemahlin auf der Veranda, wo den Ehemännern allenfalls der Zutritt gestattet wurde, noch ein wenig zu plaudern — und ein reizenderes lieberes Weibchen ließ sich wirklich auf der Welt kaum denken.

Elfriede von Rothenfels, aus einer der ersten aristokratischen Familien Deutschlands, war eine Dame im vollen Sinne des Worts, und noch dazu eine der liebenswürdigsten, wenn auch verwöhntesten die sich möglicherweise denken ließen. Es stand ihr freilich daheim auch Alles zu Gebote, was sich durch Geld nur erringen ließ, und in Glanz und Luxus aufgewachsen, brauchte sie kaum je einen Wunsch selbst zu äußern, weil er ihr schon vorher an den Augen abgelesen und erfüllt wurde. Das aber eben machte ihr das Leben dadrüben zuletzt monoton. — Sie wußte gar nicht wie glücklich sie war, und nach der Verlobung mit dem ebenfalls sehr reichen und jungen Baron Rothenfels machte sie es gleich zu einer förmlichen Bedingung, daß sie ihre Hochzeitsreise nicht etwa nach dem langweiligen Italien, das sie schon zwei Mal gesehen, auch nicht nach der Schweiz mit ihren monotonen eisigen Gletschern und französischen Hôtels, sondern nach Amerika machen wollten, um auch einmal die Herrlichkeiten der Neuen Welt zu bewundern.

Baron Kuno von Rothenfels erschrak auch nicht etwa vor dem Gedanken, so entsetzt auch ihre eigene Mutter darüber war. Was in aller Welt wollte ihr Kind, ihre Elfriede bei den rohen Republikanern, die Tabak kauten und keinen Unterschied zwischen Hochwohlgeboren und einfach geboren kannten. — Mußte sie sich dort nicht elend und verlassen fühlen? Und dann die so gefährliche Seereise: Sturm, Klippen — wenn nun Feuer an Bord ausbrach — oder Skorbut, oder gelbes Fieber, was ja so furchtbar in Amerika wüthen sollte. Kurz, sie beschwor alle je gelesenen Feuilletonartikel und Berichte von Unglücksfällen und Naturereignissen herauf, um ihrer geliebten Elfriede solche Gedanken auszureden — was aber natürlich nur den Erfolg hatte, daß sie das junge hübsche Mädchen noch mehr in dem einmal gefaßten Plan bestärkte.

Kuno von Rothenfels hatte dabei noch seine Sonderinteressen, denn für ihn gab es jedenfalls bei einer solchen Reise kleine Separatjagdzüge, die er auch vollkommen berechtigt war zu hoffen. In St. Louis lebte ein naher Verwandter von ihm, der denselben Namen trug wie er, mit seiner Familie. In dessen Haus konnte er dann seine junge Frau auf kurze Zeit lassen und während er in der amerikanischen Wildniß der Jagd oblag und Panther und Bären erlegte, lernte Elfriede das eigentliche Leben in der Hauptstadt Missouris kennen.

Es blieb denn auch bei dem einmal gefaßten Plan. Der Mai öffnete mit seinem warmen Hauch die Knospen und Blüthen in Wald und Garten, die Hochzeit des jungen Paares wurde gefeiert, in der nämlichen Nacht reisten sie ab, ihrem Bestimmungsort Southhampton entgegen, schifften sich dort nach Havanna ein, um von da an New-Orleans zu erreichen und dann den Mississippi hinauf nach St. Louis zu gehen.

Die ganze Reise war bis jetzt auch eine reine Vergnügungsfahrt gewesen, denn von dem herrlichsten Wetter begünstigt kamen sie mit Windstille fast in die stillen Passate, glitten durch den Golf von Mexiko, bis nach New-Orleans hinauf, stiegen dort in dem ersten Hôtel ab, um sich erst diese „Königin des Südens" etwas genauer anzusehen und benutzten dann den prachtvollen Flußdampfer, um, ebenfalls wieder von allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten umgeben, ihrem ersten Ziel entgegenzustreben.

Die reizende Scenerie des untern Mississippi hatten sie allerdings, wie schon vorhin angedeutet, jetzt hinter sich; nur düsterer Urwald breitete sich an beiden Seiten aus und wurde blos dann und wann durch einzelne kleine Hütten, die scheinbar eingeengt zwischen der mächtigen Vegetation standen, unterbrochen. Aber auch das bot wieder einen eigenthümlichen Reiz, denn elegante Wohnhäuser und Gärten hatte auch das alte Vaterland, doch wahrlich keinen solchen Wald, der in seiner Ausdehnung endlos schien und dessen dicht in einander verrankte Vegetation wie mit einem geheimnißvollen Schleier die Mysterien dieser Wildniß deckte.

Wie viel Romane hatte Kuno sowol als sein reizendes Frauchen aus diesen Wäldern gelesen. Fenimore Cooper mit seinen lebendigen Schilderungen des indianischen Lebens war ja von ihnen förmlich verschlungen worden, und das hier der wirkliche Schauplatz, auf dem jene Scenen gespielt, das hier der Wald, der jenen interessanten Wesen Schutz gegeben und den Schlachtschrei der Wilden wie das Winseln ihrer Opfer gehört!

Beide betrachteten freilich den düstern Wald mit sehr verschiedenen Empfindungen: Elfrieda mit einem geheimnißvollen Schauder, denn reißende Thiere, giftige Schlangen und rothhäutige, den Tomahawk schwingende Krieger lauerten dahinter, während Kuno von Rothenfels nur die Hirsche und Bären sah, die ahnungslos darin ihrer Nahrung nachgingen, so daß er nur an sie anzupirschen und sie zu erlegen brauchte. Aber das nämliche Interesse nahmen Beide daran und lange hatten sie schweigend neben einander gesessen und ihre Gedanken durch die grüne Wildniß schweifen lassen.

„Das ist prachtvoll!" brach endlich der Baron das Schweigen. „Sieh nur, Elfriede, dieses herrliche Bild — diese mächtigen Bäume, die der wilde Strom unterwühlt und in seine Fluth hineingerissen, dieser gurgelnde gelbe Strom, und drüben die riesigen Ranken, die sich von Baum zu Baum schlingen, und eine förmlich grüne, fast undurchdringliche

Mauer bilden. Ich habe nie in meinem Leben etwas Wilderes und doch Erhabeneres gesehen."

„Ja, es ist schön", sagte Elfriede, während sie aber doch innerlich zusammenschauderte —, „wunderbar schön, nur fürchte ich mich fast, diesem Leben, das ich mir bis jetzt eigentlich blos in fabelhaften Bildern gedacht, so nahe zu sein. Man könnte ja fast einen Stein hinüber an das Ufer werfen."

„Und mir gerade thut es leid", lächelte Kuno, „daß wir noch so weit davon entfernt sind und im Bereich, doch unerreichbar, daran vorübergeführt werden. Diese Dampfbootfahrten haben allerdings das Angenehme, daß man sehr rasch und in der bequemsten Weise von der Stelle kommt, aber ein kleiner Aufenthalt, hier oder da, wäre doch auch erwünscht, um etwas tiefer in alle die Geheimnisse, die uns da in nächster Nähe umgeben einzudringen.

„Ich bin nahe genug", sagte Elfriede, sich fester in ihren dünnen Shawl einhüllend, „und gebe Dir mein Wort, ich möchte nicht näher sein. Sieh jenes Sumpfwasser, das dort braundunkel aus der Niederung herausquillt. Mir ist es, als ob es von Alligatoren wimmelte, und jeder Busch, jedes Dickicht dort kann einen schrecklichen Panther oder Tiger bergen, der mit mordgierigen Blicken — jetzt glücklicher Weise vergebens — nach uns herüber schaut."

„Tiger giebt es ja gar nicht in Nordamerika, mein Herz. Weißt Du, Cooper schreibt kein Wort von einem Tiger."

„Aber desto mehr von Panthern, die ebenso blutdürstig und gefährlich sind — und denke nur an die Bären, von denen es in jenen Wäldern wimmelt."

„Bären soll es allerdings viel hier, besonders in diesen Sümpfen geben", sagte Kuno, „und ein besserer Aufenthalt für sie läßt sich auch kaum denken. Und dann die Masse von Hirschen und wilden Truthühnern! Es muß ein wahres Paradies für den Jäger sein, und ich wundere mich nur, daß so wenig wirkliche Waidmänner von Deutschland hier herüber kommen, um sich den Freuden einer solchen brillanten Jagd hinzugeben."

„Weil sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen von giftigen Schlangen gebissen und von Bären aufgefressen zu werden", sagte Elfriede — „da haben sie es bei uns bequemer."

„Bequemer, ja, aber welch ein Unterschied", sagte Kuno, „zwischen unseren langweiligen Hasenjagden und diesen interessanten, wenn auch ein wenig gefährlichen Wilddistricten — ja, die Gefahr reizt nur erst dazu und der Mensch ist doch der wilden Bestie weit durch seine Waffe überlegen."

„Ich danke", bemerkte Elfriede trocken — „ich möchte nicht in den Wald hinein."

„Du würdest auch mit Deinen dünnen Schuhen und leichten Kleidern schlecht darin fortkommen, Herz", lächelte ihr Gatte. „Das ist kein Terrain für Dich, und der glatte Boden eines Parquets viel passender.

— Aber was ist das? die Maschine stockt ja? halten wir hier an? Das Boot wendet sich wahrhaftig dem Ufer zu.

„Aber hier ist ja gar kein Haus — nichts als der finstere wilde Wald!"

„Und doch lenken sie gerade jener Bucht zu, oder einer abgebrochenen Uferstelle. Ich werde einmal hingehen und sehen, was es giebt."

„Es wird doch kein Unglück passirt sein?" sagte Elfriede ängstlich.

„Was für ein Unglück?" lächelte Kuno. — „Nein, da habe keine Sorge. Möglicher Weise setzen sie hier nur ein paar Jäger aus, die in den Wald wollen. Ich habe unter den Zwischendeckspassagieren einige Männer bemerkt, die ihre langen ungeschickten Büchsen, aber sonst auch weiter gar nichts als eine zusammengerollte wollene Decke bei sich führten.'

„Aber die werden doch hier nicht aussteigen wollen!" rief Elfriede, „wo nicht einmal eine menschliche Wohnung steht. Wo wollten sie denn die Nacht schlafen?"

„Im Freien, Schatz", lachte Kuno, „der amerikanische Jäger baut sich ja aus Rinde sein Dach, zündet dann sein Feuer an und ist, selbst für einen längern Aufenthalt, vollkommen eingerichtet."

Elfrieda schüttelte den Kopf, denn sie konnte sich natürlich in eine solche Lage nicht hineindenken. Kuno war aber aufgestanden und ging jetzt nach vorn, denn das Boot lief in der That unmittelbar an das Ufer an und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es aus irgend einem Grunde anlegen und halten wolle.

Kuno von Rothenfels war der englischen Sprache ziemlich mächtig. Den Accent hatte er allerdings noch nicht recht bewältigen können, aber er wußte sich doch vollkommen gut verständlich zu machen, und das genügte vor der Hand, während ein längerer Aufenthalt im Land auch die Aussprache wol vervollständigen würde. Er erkundigte sich deshalb bei den Passagieren, was hier vorgehe — erhielt aber nur unbestimmte Antworten — die Leute schienen es selber nicht zu wissen und wenig erfreut von dem Aufenthalt zu sein, bis er sich denn zuletzt an den Buchhalter des Bootes — denn die Ingenieure wollten ihm keine Rede stehen und waren entsetzlich beschäftigt — wandte. Dieser zuckte die Achseln.

„Mein lieber Herr", sagte er, „es ist etwas an der Maschine gebrochen und muß erst wieder reparirt werden, ehe wir von der Stelle kommen. Eine verfluchte Geschichte, die uns vielleicht zwölf Stunden oder mehr hier aufhält."

„Glauben Sie wirklich?" sagte Baron Rothenfels, und schien gar nicht etwa so sehr enttäuscht über die Kunde verzögerten Fortkommens.

„Vor Abend kommen wir hier keineswegs fort", sagte der Buchhalter — „so viel ist sicher, aber ich fürchte fast, daß wir um Mitternacht noch ebenso fest unter den alten Bäumen hier liegen werden wie jetzt Weiß der Henker, ob wir nicht am Ende gar nach Vicksburg zurück müssen, weil wir nicht mehr gegen den Strom ankommen."

„Dann könnte man auch vielleicht einmal in der Zeit an's Ufer gehen und sich den Wald betrachten?“ frug der Baron.

„Dazu haben Sie Zeit genug“, lachte der Buchhalter, „wenn Ihnen das Spaß machen sollte — aber wenn Sie meinem Rath folgen, so bleiben Sie an Bord, denn erstlich giebt es da drin unter den Bäumen eine Unmasse von Mosquitos und dann können Sie auch recht gut von einer der größeren Bestien, die sich da herumtreiben, angefallen und gefressen werden.“

„Giebt es hier wirklich Bären?“ frug der Baron, dem das Herz schon ungeduldig an zu klopfen fing.

„Bären?“ lachte der junge Amerikaner — „na, ich denke. Das ist ja gerade hier der Platz für sie, denn wo sollen sie sich sonst aufhalten, wenn nicht an diesen ewigen und an manchen Stellen wirklich undurchdringlichen Mississippisümpfen? Und Panther dazu, Hirsche, wilde Truthühner in ganzen Schwärmen, aber außerdem auch noch Schlangen genug, und Alligatoren in Masse in all' den Sumpfwassern da drin.“

„Also zwei, drei Stunden habe ich reichlich Zeit, um mich einmal da draußen umzusehen?“

„Die kann ich Ihnen garantiren“, nickte der junge Mann, „und wahrscheinlich auch sechs. Haben Sie eine Büchse bei sich?“

„Gewiß, ich würde doch nicht ohne Büchse in diesen Wald gehen“ rief der Baron, wandte sich aber schon ab und stieg jetzt ohne Zögern in seine eigene Koje hinauf, um sich zu einer kleinen, so lang ersehnten Jagd im Wald da drüben auszurüsten.

Er beschloß seine Büchsflinte mitzunehmen, um mit dem Schrotlauf auch auf kleineres Wild gerüstet zu sein, schnallte seine Kamaschen an; Kamaschen von dickem Leder, die einen Schlangenbiß vortrefflich pariren konnten, steckte Munition bei, schnallte seinen Hirschfänger um, vergaß auch selbst nicht die gefüllte Feldflasche und war nach kaum einer halben Stunde vollkommen zu einem Ausflug in den Wald gerüstet. — Und sollte er seinen Jäger mitnehmen? — Aber der Bursche war mehr Kammerdiener als wirklicher Jäger und hätte ihm beim Anpirschen an ein Wild nur die Jagd verdorben. Nein — beim Anschleichen im Wald war Einer oft zu viel, und er beschloß jedenfalls erst einmal allein auszugehen, um das Terrain kennen zu lernen.

Vorher wollte er allerdings noch seiner jungen Frau Lebewohl sagen, fand sie aber nicht mehr da draußen. Sie hatte sich in das Allerheiligste der Damencajüte zurückgezogen, wohin er selber nicht dringen durfte. Allerdings würde sie die Chambermaid, welche den Dienst bei den Damen versah, herausgerufen haben, aber das nahm immer einige Zeit in Anspruch. Vielleicht ängstigte sie sich auch unnöthiger Weise, wenn sie sah, daß er bewaffnet in den Wald ging, den sie mehr als alles Andere fürchtete. Er trug nur der jungen Mulattin, die den Posten einer Chambermaid bekleidete und, aus Louisiana gebürtig, auch vollkommen gut Französisch sprach auf, seiner Frau zu sagen, er mache

einen kurzen Spaziergang am Land und werde bald wieder zurückkehren, und ging dann hinunter auf den Vorbau, um von da auf einer ausgeschobenen Planke das Ufer zu erreichen.

Dort hatte sich schon eine Anzahl von Passagieren gesammelt, die den Unglücksfall an Bord mit der Maschine besprachen.

„Hols der Henker", meinte der Eine — „das muß ihnen auf den Nägeln gebrannt haben, daß sie nicht einmal die kurze Strecke nach der Holzstation mehr hinauflaufen konnten. Nun verlieren wir hier die ganze schöne Zeit unnütz und hätten doch sonst wenigstens noch zu gleicher Zeit Feuerung einnehmen können."

„Ob's ihnen auf den Nägeln gebrannt hat!" rief ein Anderer — „hast Du's denn nicht gesehen, wie wir kaum noch Dampf genug hatten, um hier an's Land zu kommen und die Kraft eben nur ausreichte um das Tau dort an dem umgestürzten Baum zu befestigen. Nachher mußten sie ja das ganze Boot an's Ufer ziehen. Paß einmal auf, wir bleiben hier so lange liegen, bis ein anderes Boot von unten herauf kommt, das unsere Passagiere aufnehmen kann, denn so bald werden die mit der Arbeit wahrhaftig nicht fertig werden."

„Ach Unsinn!" sagte der Erste wieder — „der eine Feuermann sagte mir, daß wir in ein paar Stunden mit der ganzen Arbeit zu Stande wären."

„Ja, was der Feuermann davon weiß. Frag' einmal den Ingenieur. Morgen um die Zeit liegen wir noch hier. Ich wette drei treats*) gegen einen, daß wir nicht vor Tagesanbruch — wenn dann überhaupt — von hier wieder abkommen."

Baron von Rothenfels glaubte genug gehört zu haben. Für einige Stunden hatte er jedenfalls Zeit gewonnen, um einen kleinen Ausflug in den Wald und die Wildniß hinein zu machen und seine Büchse an dem kurzen gestickten Riemen (es war das letzte Weihnachtsgeschenk Elfrieden's gewesen) über die Schulter geworfen, schritt er ohne Zögern, aber doch mit einem leisen Herzklopfen in den geheimnißvollen Wald hinein.

Das war amerikanischer Urwald, wie er ihn in seinem Leben zum ersten Mal betrat; das war die Wildniß, die er tausendmal in seinen Träumen ersehnt. Wie hoch das Schilf hier emporragte, mit seinen harten, zähen Stangen und den rauschenden Blätterbüscheln — was für mächtige Bäume hier standen — etwas Derartiges hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Da waren ja Stämme, die wenigstens ihre fünf bis sechs Fuß im Durchmesser halten mußten, und die drei Mann kaum umspannen konnten — und wie hoch über der Erde die ersten baumstarken Aeste auszweigten und die umgestürzten und halb oder ganz verfaulten Stämme, die dort überall lagen. Wenn es hier kein

*) Bei den Amerikanern spielen die sogenannten treats — was wir bei uns tractiren nennen würden, eine große Rolle. Ein treat heißt, daß man mit Einem oder Mehreren zu dem Schenkstand tritt, Jedem geben läßt, was er fordert, und dann für das Geforderte bezahlt.

Wild gab, konnte er es nirgends mehr in Amerika antreffen. Hier in der Nähe des Bootes machten aber die zahlreichen gelandeten Passagiere, von denen sich einige sogar bis hierher verloren, noch zu viel Lärm. Das sang und pfiff und schrie durcheinander und kümmerte sich den Henker, ob sie damit Wild verscheuchten oder nicht.

„Es ist sonderbar", brummte Rothenfels zwischen den Zähnen durch, „daß solch ein Städter, der Nichts von der Jagd versteht und keinen Sinn dafür hat, doch nicht eine Minute ruhig sein kann und ewig lärmen muß — eben so wie unsere Bauern daheim unaufhörlich mit ihren verdammten Peitschen knallen, oder ihre albernen Lieder in den Wald hinausbrüllen. Wenn hier in der Gegend ein Hirsch steht, oder gar ein scheuer Bär seinen Aufenthalt genommen hätte, weicht er doch gewiß diesem ekelhaften Gejohle aus. Ich muß mich etwas weiter hineinziehen und werde dort schon finden, was ich suche."

Cap. 2.

Im Wald.

Kuno von Rothenfels, der schon lange die Büchse von der Schulter genommen und in Anschlag behalten hatte, schritt eine Strecke in den Wald hinein, hielt aber dann vorsichtig eine Weile und nahm erst seinen kleinen Taschencompaß heraus, um sich zu vergewissern, in welcher Richtung der Strom liege, so daß er sich leicht und sicher zu diesem zurückfinden könne, dann erst beschäftigte er sich damit, den Boden abzusuchen und nach den Fährten von wilden Thieren auszuschauen und war entzückt, als er zum ersten Mal in seinem Leben, so lange er ein Gewehr führte, die Spur eines ziemlich starken Bären entdeckte, der hier über den feuchten und weichen Grund hin, am Rand des Sumpfwassers, seinen Weg gesucht und sich dann weiter in das Innere hineingezogen hatte. Auch Fährten von Hirschen traf er überall, und es schien fast, als ob der Wald hier von ihnen zerstampft wäre, wie bei uns von einer Schafheerde. Ueberall kreuzten sie sich; überall hatten sie herüber und hinüber gewechselt und es blieb kein Zweifel mehr, daß es hier Wild in Masse geben mußte.

Der Lärm des Bootes störte aber doch noch zu sehr diese Waldstille; er konnte sogar die Hammerschläge hören, die, wenn auch dumpf, doch laut genug bis hierher schallten, um das Wild weiter in den Wald hinein zu scheuchen. Bei diesen ihnen fremden Tönen hätte es sich gewiß unruhig gehalten und ein Anpirschen wäre nicht möglich gewesen. Außerdem aber konnte er hier auch nicht zehn Schritt vor sich sehen, denn das Schilf oder Rohr — das sogenannte vane der Mississippisümpfe — stand so diↄt, daß er kaum im Stand war hindurchzudringen, und dabei viel zu viel Geräusch für einen Jäger machte. Er wußte aber aus den gelesenen und verschlungenen Büchern über diese Landstriche recht gut, daß sich dieses Rohr nur in unmittelbarer Nähe des Flusses findet, und dahinter dem höheren Ufer Raum giebt, wo sich das Wild auch besonders

aufhält. Mit Hülfe seines Compaß schlug er deshalb eine gerade westliche Richtung ein und nach kaum einer Viertelstunde erreichte er einen Streifen verhältnißmäßig offenen Landes, wo er den schönsten Pirschgrund traf, der sich auf der Welt nur denken läßt.

Von dem Boot hörte er jetzt glücklicher Weise gar nichts mehr, mit seinem Compaß aber vollkommen über die Richtung beruhigt, in der er es wußte, fühlte er sich überzeugt es jeder Zeit wieder erreichen zu können, und beschloß nur nicht zu weit mehr in die Wildniß einzudringen. Läutete dann die Glocke früher als er jetzt glaubte, so konnte er immer wieder rasch an den Strom gelangen, und dreimal sollte sie ja — nach Aussage des Buchhalters — in längeren Zwischenräumen, angezogen werden, ehe das Boot wieder unterwegs ging.

Er befand sich hier am Anfang einer schmalen Lagune, wie sie diese Sümpfe nach allen Richtungen durchziehen. Das Wasser war fast von Kaffeefarbe, schlammig an den Ufern, und sah allerdings so aus, als ob es ein Lieblingsaufenthalt jener häßlichen Abart der Krokodile, der Alligators Amerika's sein könne. So vorsichtig er sich aber auch überall umschaute, konnte er doch keines dieser häßlichen und auch wol gefährlichen Thiere entdecken. Wenn sie sich darin befanden, lagen sie jedenfalls auf dem Grund und lauerten nur auf eine günstige Gelegenheit, um eine Beute zu erfassen.

Er umging auch das Wasser mit mißtrauischen Blicken und sah dann erst, als er sich davon entfernt hatte, wieder aufmerksam nach Wild aus.

Es war ein prachtvoller Theil des Waldes, den er hier betrat. Die riesigen Bäume standen so dicht und gaben dadurch so vielen Schatten, daß eigentliches Unterholz wenig dazwischen aufkommen konnte. Kleine Büsche wucherten allerdings hier und da empor und eine fatale hellgrüne und sehr dornige Schlingpflanze kroch über den Boden, daß er manchmal Schwierigkeit fand geräuschlos hindurch zu kommen. Aber die mächtigen Stämme ragten überall empor, und in fast wunderbaren Festons zogen sich Schlingpflanzen — wilder Wein und andere — in solcher Stärke und Ausdehnung dazwischen hin, wie er sie bis dahin fast gar nicht für möglich gehalten.

Und trotzdem haftete sein Blick doch nur selten und flüchtig auf dieser Pracht des Urwaldes, denn der eigentliche Waidmann war in ihm erwacht, und wo er hinter jedem Busch ein Stück Wild oder gar ein so heiß ersehntes Raubthier erwarten konnte, dachte er natürlich fast ausschließlich nur daran, seine treue Büchse zu versuchen und seine Elfrieda heute Abend mit einer ruhmreichen Jagdtrophäe zu überraschen.

Da knickten vor ihm die Büsche — wie ein Messer stach's ihm durch's Herz, denn vor ihm, kaum auf dreißig Schritt entfernt, blitzte ein weißer Schein durch das Unterholz und zu gleicher Zeit auch sah er, wie drei Hirsche, die sich dort jedenfalls ruhig geäst, den langen nach unten weißen Wedel hoch in der Luft, über das niedere Gesträusch flüchtig hinwegsetzten, und auch im nächsten Moment schon, und ehe er Zeit ge-

habt hatte die Büchse an den Backen zu reißen und zu zielen, in der Dickung verschwanden. Sie konnten ihn aber kaum bemerkt haben und waren vielleicht nur durch einen unvorsichtigen Schritt, durch das Knacken irgend eines dürren Zweiges aufmerksam und scheu gemacht worden. Sie flohen auch nicht weit; deutlich konnte er die ersten Sprünge in dem Gebüsch hören, ja fast auf dem Boden fühlen — dann war Alles wieder ruhig, und zweifellos hatten die hier kaum je gestörten Thiere ihre Flucht schon aufgegeben und ahnten gar nicht, welche scharfe gefährliche Waffe ihrer harre und ihr Leben bedrohe.

Baron Rothenfels war übrigens ein zu alter geübter Jäger, um nicht von diesem Augenblick an jede nöthige und gebotene Vorsicht zu gebrauchen. Er sah vor allen Dingen nach seiner Büchsflinte, ob das Pulver vorn im Piston lag und das Zündhütchen selber völlig rein sei — er nahm den Riemen derselben fest, und dann mit äußerster Aufmerksamkeit vorschreitend und jedes, auch das geringste Geräusch vermeidend, pirschte er sich langsam, aber vollkommen sicher der Richtung zu, in welcher er das geflohene Wild jetzt bestimmt wußte. Er bedurfte dazu allerdings längerer Zeit, aber er hatte auch die Genugthuung, daß Alles still und lautlos vor ihm blieb — die Hirsche waren nicht zum zweiten Mal aufmerksam auf ihn geworden, und erst einmal in der etwaigen Nähe derselben blieb er halten, lehnte sich geduldig an einen der alten riesigen Bäume an und wartete nun, bis sich das Wild selber durch eine Bewegung verrathen würde.

Es ist ein altes Sprüchwort beim Pirschen. daß man auf der Suche mehr durch Warten anlaufen lassen als selber anhetzen kann.

Es dauerte denn auch in der That kaum eine Viertelstunde, da sah er plötzlich — allerdings noch im nächsten Dickicht drin — wieder die rasche Bewegung des aufgeworfenen Wedels eines der Thiere — diesmal aber nicht auf der Flucht, sondern sich nur unbekümmert die wahrscheinlich lästigen Fliegen abwehrend. Sie konnten also von seiner Nähe keine Ahnung haben und da ihm der Wind günstig war — ohne den nun einmal der Pirschgänger nichts machen kann — so begann er — jeden Busch, Strauch und Stamm benutzend, den er in der Richtung fand — wieder langsam nach vorn zu kriechen, um einen Blick in das Dickicht zu gewinnen, und dadurch einen Schuß frei zu haben.

Das nahm ihm allerdings eine geraume Zeit, aber er erreichte trotzdem seinen Zweck. Er wußte jetzt, wo das Wild stand und welchen Baum er zu erreichen brauchte, um es in den Bereich seiner Büchse zu bekommen. Jetzt kroch er an den Wurzeln desselben heran, hob sich leise empor und — fühlte wie ihm das Herz schärfer an zu pochen fing, als er unweit von dort ein rothes Schimmern in den Büschen erkannte, und gleich darauf auch das kleine Rudel entdeckte, das sich dort herum trieb.

Es waren drei Hirsche oder „Böcke", — wie sie der Amerikaner nennt, — die sich in dieser Jahreszeit in den dortigen Wäldern häufig zusammenhalten. Der Eine von ihnen hatte sich niedergethan; er konnte deutlich das noch nicht geschlagene dicke Geweih zwischen den grünen

Dornen erkennen. Diese verdeckten den Körper aber dermaßen, daß er sich keinen Schuß darauf getraute, was auch nicht nöthig war, da die anderen Beiden frei und offen standen und der Eine besonders ihm die ganze Breitseite zukehrte. — Es mochten etwa achtzig Schritt sein — mehr gar nicht, und er fühlte sich von hier aus seines Schusses gewiß. Mit der äußersten Vorsicht hob er sich an dem Stamm, hinter dem er sich noch befand, empor, den Büchsenlauf dabei immerfort vorausgerichtet, gewann Fußhalt, legte an, zielte und — drückte ab.

Der Schuß schmetterte durch den stillen Wald und der getroffene Hirsch sprang mit allen vier Läufen zugleich vom Boden empor — aber das dauerte nicht lange. Der am Boden Sitzende war im Nu in die Höhe gesprungen; der andere warf den Kopf empor; dann flohen sie Beide, den Wedel hoch emporhebend, in das Dickicht hinein, und ihnen folgte kaum minder rasch der Angeschossene.

Baron Rothenfels war aber ein viel zu alter Jäger — er hatte selber in Deutschland bedeutende Reviere — um sich dadurch irre machen zu lassen. Er lächelte still und zufrieden vor sich hin, rührte sich aber nicht von der Stelle, merkte sich nur den Anschuß, lud vor allen Dingen seinen Büchsenlauf wieder auf den Brand, und schritt dann erst nach der Stelle hinüber, wo sein Hirsch gestanden, und wo er auch sofort die deutliche Schweißspur fand.

Es lag etwas Romantik darin, daß er das erste Blatt, welches den rothen Tropfen zeigte, aufhob, und vorsichtig in sein Taschenbuch legte, dann lehnte er seine Büchse ruhig an den nächsten Baum, unter den er sich jetzt selber warf, und beschloß den Hirsch erst, nach richtiger Waidmannsart, krank werden zu lassen. Er wußte, daß er sich dann nieder that, und wahrscheinlich in nächster Nähe liegen blieb.

So wartete er eine reichliche halbe Stunde. Er hatte sich eine Havanna angezündet, und blies den Rauch — in dem wohlthätigen Gefühl eines gewonnenen Sieges, behaglich in die über ihm hängenden Büsche hinauf. Einmal nur sah er nach seiner Uhr — es war erst drei Uhr — er hatte noch wenigstens vier Stunden bis Sonnenuntergang, also vollständig Zeit. — Und wie würde sich Elfriede freuen und wie stolz auf ihn sein, wenn er mit seiner Beute an Bord zurückkehrte. Er war auch fest entschlossen den ganzen Hirsch — wenn er sich irgend im Stande fühlte ihn zu tragen, mitzunehmen. Den Aufbruch konnte er ja auswerfen, und wenn er dann auch ein wenig „Schweiß" auf seinen Rock bekam — war das ja doch ein Ehrenzeichen seiner ersten glücklichen Jagd. — Schade, daß er jetzt seinen „Jäger" nicht mitgenommen.

Endlich erhob er sich wieder, um die Verfolgung aufzunehmen — er hatte ja dem getroffenen Wild vollkommen Zeit gelassen krank zu werden, und vorsichtig auf den deutlich im gelben Laub sichtbaren Schweiß niedergebeugt, schritt er, die Büchse aber wieder im Anschlag, so rasch er konnte weiter.

An ein paar Stellen gab allerdings die Spur nach. Der zum Tod getroffene Hirsch hatte wahrscheinlich ein paar lange Sätze gemacht,

und er durfte die Fährte nicht verlieren — aber er fand sie auch nach einigem Suchen immer wieder, und wunderte sich nur, daß das kranke Wild noch eine so weite Strecke zurückgelegt haben konnte.

So erreichte er ein wirres Gründorndickicht, an dem links hin die offene Bahn führte. Diese aber hatte der Hirsch nicht genommen, sondern sich in die Dornen hineingezogen, und dort lag er auch jedenfalls verendet.

Der rothe Schweiß war hier deutlich über die ersten Büsche gespritzt, die Richtung anzeigend, die der Todeswunde genommen. Jetzt trat er selber, die Büchse hochhaltend, hinein, schrak aber zusammen, als in demselben Moment der angeschossene Hirsch, fast unmittelbar vor ihm, aus dem Gewirre von Ranken emporsprang, ein paar Sätze machte, und dann, ehe der Baron nur zu einem Entschluß kommen konnte, in den dahinter emporwuchernden Büschen verschwand.

Und war das wirklich sein Hirsch gewesen? — Es blieb keine Frage, denn nur wenige Schritte nachgehend, entdeckte er schon wieder einige, wenn auch sehr vereinzelte Schweißtropfen. Wie aber mußte er geschossen sein, wenn er noch so flüchtig und anscheinend ganz gesund, davon gehen konnte? Jedenfalls ein Hochschuß, und sollte er da seine Zeit versäumen, um auf der überdies undeutlich werdenden Spur — von Rothenfels hielt erschreckt und lauschend inne. Ein sonderbarer Laut drang aus weiter Ferne, aber doch deutlich an sein Ohr. Das waren die Töne der Dampfbootglocke, und im Nu schwand jeder Gedanke an weitere Jagd, denn jetzt wußte er, daß er, so rasch als nur irgend möglich, an Bord zurückkehren müsse.

Im Nu riß er auch den Compaß aus der Tasche, um sich zu überzeugen, wie es stehe. Die Glocke gab ihm ja aber die genaue und schnurgerade Richtung an, und nur nicht ganz sicher fühlte er sich, ob er bei der Verfolgung des Hirsches, bei der er an gar keinen Compaß gedacht, stets die genaue westliche Richtung eingehalten habe. Seiner Meinung nach mußte er sich ein wenig mehr nach rechts, also nördlich gehalten haben. Doch das blieb sich jetzt ja gleich. Er wußte nach den Tönen genau wohin er sich zu wenden habe, und ohne Weiteres griff er seine Büchsflinte wieder auf und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, nach dem Ufer des Mississippi zurück.

Der Richtung zu hatte er für etwa hundert Schritt auch vollkommen offene und freie Bahn — dann kam eine kurze Strecke mit Gründorn bewachsen, welche er aber mit flüchtigen Sprüngen durchflog, und nun erreichte er etwas dichtern Wald, in dem sich auch wieder — wenn auch noch verhältnißmäßig dünn, das früher durchwanderte und fatale Rohr zeigte. — Aber dreimal wurde ja doch auch geläutet, und noch war das zweite Zeichen nicht gegeben, während er sich gar nicht mehr so weit von dem Strom befinden konnte.

Da vor ihm — und sein Compaß zeigte dorthin genau nach Osten — wurde der Wald schon lichter — er konnte den Himmel durch die Zweige schimmern sehen — das war jedenfalls der Strom, und er hätte sich

diese Hetze ersparen dürfen — er kam gewiß noch eine Viertelstunde zu früh an und machte sich jetzt schon Vorwürfe, den angeschossenen und gewiß sehr kranken Hirsch so leichtsinnig rasch aufgegeben zu haben. Nichtsdestoweniger eilte er aber ebenso heftig vorwärts — der lichte Punkt lag jetzt dicht vor ihm und wie er die letzten Büsche durchbrochen hatte — fand er sich plötzlich am Ufer einer breiten dunklen Lagune, deren anderes Ufer allein aus einem dichten Schilfbruch zu bestehen schien.

Die Gegend war ihm aber vollkommen fremd, und er hier — das wußte er gewiß — noch nicht vorbeigekommen. Wieder riß er den Compaß aus der Tasche — der Schweiß stand ihm schon in großen Tropfen auf der Stirn. Die Richtung aber, die er genommen, stimmte genau, und lag direct nach Osten — dort also auch der Mississippi, und wenn er die Lagune ohne Zögern kreuzte — aber die Alligatoren.

Alles, was er an schrecklichen Geschichten über diese unheimlichen und gefräßigen Bestien gehört, fiel ihm in diesem Moment wieder ein, und doch horchte er zugleich wieder auf, denn wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so klang es von dort vorn genau wie das langsame Puffen eines Dampfers herüber. Es mußte in der That ein solcher sein, denn es kam in regelmäßigen Zwischenräumen. Aber das war sicherlich nicht der seine, denn wie viele solche Fahrzeuge glitten auf dem mächtigen Strom auf und ab, und waren sie nicht selber manchmal an einem einzigen Tag fünfzehn oder sechzehn von ihnen begegnet?

Die vor ihm liegende Lagune mochte etwa dreißig bis fünfunddreißig Schritt breit sein, eine Tiefe ließ sich aber bei der fast dunkelbraunen Fluth nicht erkennen, und erst als er mit seinem Hirschfänger einen jungen schlanken Schößling abhieb und hineinhielt, sah er zu seinem Schrecken, daß sie schon unmittelbar am Ufer tiefer sei, als er mit der Stange reichte. Und sollte er sich da hinein wagen? Erstlich wurde er bis auf die Haut durchnäßt und dann — die fatalen Alligatoren.

Läutete es da nicht zum zweiten Mal? — er horchte rasch und erschreckt auf. — Nein — es war nur der heisere Schrei irgend eines großen Vogels gewesen, der laut und unheimlich genug klang. Sonst lag der Wald noch todtenstill und nur oben in den gewaltigen Wipfeln flüsterte die Brise.

Dort drin im Laub raschelte etwas — rasch drehte er den Kopf dorthin — es war nichts als ein kleines schwarzes Eichhorn, das jetzt munter an dem einen Riesenstamm hinauflief. Aber damit durfte er nicht mehr die Zeit versäumen, denn nur eine halbe Stunde blieb ihm ja nach dem ersten Läuten, und wenn er noch die Lagune umgehen mußte. — Er griff seine Büchse auf und floh — als ihm zum ersten Mal der Gedanke kam, er könne hier in dieser furchtbaren Wildniß allein zurückgelassen werden — fast selber wie ein scheues Wild an dem mit Gründorn und anderen Ranken bewachsenen Ufer hin.

Aber was war das! — Die Lagune schien sich nach einer ganz andern Richtung hinzuziehen. Er blieb stehen und riß wieder den Compaß vor, den er aber gar nicht gebraucht hätte, denn die Sonne stand

hoch am Himmel und jetzt zwar direct vor ihm. Bei Gott, die Lagune zog sich genau nach Westen, gerade in den Wald hinein, vom Mississippi fort — also mußte er der andern Richtung zu und hatte damit schon so entsetzlich viel kostbare Zeit versäumt.

Jetzt lief er nicht mehr — er rannte. Seine Pulverhornschnur blieb an einem Zweig hängen und riß ab, aber er nahm sich kaum Zeit nach dem Horn zu greifen und dies in der Hand zu halten. Er mußte ja eilen, wenn er das verzweifelte Boot noch vor seinem Abgang erreichen wollte. Ach, hätte er doch nie den Fuß davon gesetzt.

Wie von einem Feind gehetzt floh er den eben gemachten Weg zurück, erreichte den Platz, wo er zuerst an das braune Wasser gekommen — er sah noch die Stange, die er selber abgehauen, und dabei hatte er die Sonne wieder zu seiner linken Seite — aber, großer Gott! was war das? — auf's Neue zog sich die entsetzliche Fluth mehr und mehr nach links — mehr und mehr je weiter er daran hinkeuchte — und nun? — dort drüben, gerade vor ihm sank die Sonnenscheibe hinter den Wipfeln der Bäume nieder und die Hände vor die Stirn pressend, sank er in die Knie und stöhnte mit angstgepreßter Stimme:

„Großer allmächtiger Gott! Ich bin wahnsinnig geworden.“

Aber die Unruhe und Angst ließen ihn dort nicht lange rasten. Wild sprang er wieder empor und mit einem nur durch die Verzweiflung eingegebenen Entschluß eilte er gerade auf die Lagune zu, um den Versuch zu machen hindurch zu kommen — trotz der Alligatoren — Scheu wol warf er den Blick nach allen Seiten hinüber, ob er keines dieser Ungethüme am Ufer erkennen könne — aber Nichts war von ihnen zu sehen; nur rechts, aber kaum zwei Schritt von ihm entfernt, kroch eine häßliche dicke graue Schlange, mit gelben Backen und boshaft glitzernden Augen in die trübe Fluth hinein, und machte den Versuch, dort ebenfalls einzutauchen, eben nicht empfehlender. Aber was blieb ihm übrig? Er wußte schon aus Erfahrung, wie kurz die Dämmerung in diesen Breiten war, und dort drüben konnte er eben noch durch das dichte Unterholz erkennen, wie sich die Sonne jetzt mit augenscheinlicher Schnelle dem Horizont näherte. Er durfte kaum noch auf eine halbe Stunde Tageshelle rechnen und was dann, wenn ihn die Nacht in dieser Wildniß überraschte!

Durch! Er hatte keinen andern Gedanken mehr, denn die Angst trieb ihn. Vorsichtig trat er zuerst in die Fluth hinein. Er hatte sein Pulverhorn hinten in den Nacken geschoben, um es trocken zu halten, die Büchsflinte in die linke Hand genommen und in der rechten den blanken Hirschfänger — und zwar in dem unbestimmten Gefühl sich gegen den Angriff eines Alligatoren zu vertheidigen. Jetzt trat er in das Wasser; noch ging es ihm nur bis an die Hüften während er aber schon fühlte wie unter ihm der weiche Schlamm nachgab. Weiter drängte er hinein — tiefer wurde das Wasser — seinen Körper berührte irgend ein anderer Gegenstand — eine fast lähmende Angst bemächtigte sich seiner; krampfhaft sprang er in die Höhe und hieb mit dem Hirschfänger um

sich — hatte er doch schon an Bord des Seedampfers gehört, daß man selbst einen Haifisch zurückscheuchen könne, wenn man recht viel Geräusch im Wasser mache. Nur durch, denn er mußte diese entsetzliche Lagune passiren, um den Strom wieder zu erreichen. Jetzt fühlte er keinen Grund mehr unter den Füßen, und wenige Minuten später, während er in rasender Anstrengung austrat, gewann er das andere Ufer.

Hätte er, nach rechts oder links, vorher seinen Weg ein klein wenig mehr und wenn auch gegen Westen hin verfolgt, so würde er bald an das Ende des Wassers gelangt sein, denn gerade diese hufeisenförmigen Lagunen, die mit keinem andern Fluß in Verbindung stehen, findet man sehr häufig in den Mississippisümpfen — aber die Furcht verirrt zu sein — das gefährlichste Gefühl, das einen Menschen in der Wildniß überfallen kann, trieb ihn vorwärts — und ließ ihm nicht einmal Zeit auch nur den Kopf zurückzuwenden.

Jetzt hatte er allerdings wieder harten und trockenen Boden unter sich und eilte vorwärts, so rasch ihn seine Füße trugen. Was lag ihm daran, daß die scharfen Dornen in seine feinen Tuchkleider eingriffen und sie ihm in Stücken vom Leib rissen — vorwärts — er hatte keinen andern Gedanken und durch das trockene Rohr brach er sich die Bahn. Mit dem Hirschfänger noch immer in der Hand, hieb er die Schlinggewächse entzwei, die ihn festhalten wollten und jetzt — jetzt wurde es hell da vorn zwischen den Wipfeln — immer heller, je weiter er sich dahin zu drängte. Das mußte der Mississippi sein — das war der mächtige Strom, der hier über eine englische Meile Breite hatte, und wie er bis dahin gefürchtet das wiederholte Läuten seines Bootes zu hören, so sehnte er es jetzt herbei, damit es ihm die genaue Richtung zeige, die er zu nehmen habe.

Aber er durfte nicht anhalten, um nach irgend einem Geräusch zu horchen — die Angst ließ ihn nicht, denn trotz Allem konnte er sich ja doch nochmals getäuscht haben und wieder vor einer entsetzlichen Lagune stehen — weit, weit von seinem Ziel. — Aber nein — diesmal nicht — dort draußen weit vor ihm sah er die breite blitzende Wasserfläche, und drüben am andern Ufer fast, aber weiter nach links, hörte er jetzt deutlich das matte Puffen eines Dampfers, der den Strom hinauf seine Bahn verfolgte.

Noch kaum hundert Schritt — er riß sich durch die Ranken, die ihn gefaßt hielten, und ihm die Hälfte seines linken Aermels kosteten. Noch ein sumpfiger Fleck lag vor ihm, den er leicht hätte umgehen können — aber er dachte nicht daran — jetzt der letzte schmale Rohrstreifen, der an der Grenze stand und nun, aufjauchzen hätte er mögen, als er die Stromfläche vor sich überschaute.

Aber der Dampfer? — hatte er den Fluß zu weit unten oder oben erreicht, und lag er hinter den Büschen dort drüben versteckt? Aber keinen Laut konnte er von dort, oder von irgend wo anders am Ufer hören — kein Hämmern oder Klopfen, das die Nähe menschlicher Wesen

verrathen hätte — kein Ausströmen des Dampfes, das man auf sehr weite Entfernungen vernehmen kann — kein Läuten der Glocke.

Die Sonne war untergegangen. Das kurze Dämmerlicht lag noch in einem matten Schimmer auf dem Strom, über welchen Ketten von Wildenten und wilden Gänsen dahinstrichen, um ihren Schlafplatz für die Nacht aufzusuchen.

Rothenfels überlegte sich in fieberhafter Hast, wie er sich etwa auf seiner Jagd gewandt hatte — mehr rechts oder links, um dennoch zu bestimmen, ob er jetzt am Strom auf- oder absuchen müsse, denn daß ihn das Boot hier zurück gelassen haben sollte, war ja nicht denkbar. Er hatte sich — so weit er sich erinnern konnte, immer ein wenig mehr nach rechts hinüber gezogen, welche Richtung auch der angeschossene Hirsch eingeschlagen — auch an der Lagune hin verfolgte er diesen nördlichen Cours für eine lange Strecke — er mußte also den Strom etwas hinabgehen, und dort fand er denn auch sicher das noch auf ihn harrende Boot.

Hundert Schritt mochte er noch etwa nach dieser Richtung hin durch die Büsche gebrochen sein, als er wieder einen etwas freiern Platz erreichte — und dort waren die Spuren von Schuhen in den Sand eingedrückt — er kam zu Menschen — aber nein — alle diese Spuren führten nach dem Ufer des Flusses zu, und — heiliger Gott! das war die nämliche Stelle, an der das Boot heute angelegt. Dort unten hing der Baum von der Uferbank hinab, an den es sein Tau geworfen — — hier der merkwürdig starke und hohe, von Lianen völlig umwucherte Stamm, der astlos wie eine Säule emporragte und ihm gleich beim Betreten des Landes aufgefallen — es war kein Zweifel, daß er sich genau an jenem Punkt befand, und das Boot? — fort! — verloren, verloren! — seine Kräfte verließen ihn, seine Kniee knickten ihm ein und verzweifelt warf er sich auf den Boden nieder.

Cap. 3.
Elfriede.

Das prachtvolle Dampfboot, The Western Queen, mit seiner neuen und außerordentlich kräftigen Maschine hatte allerdings einen Fehler gezeigt, der, als das Boot mit Mühe und Noth gelandet war, nicht einmal gleich herausgefunden werden konnte. Die Amerikaner sind aber, besonders was technische Fertigkeiten betrifft, höchst practische Leute und nach kurzer und genauer Untersuchung stellte sich bald heraus, daß die Sache gar nicht so bedenklich sei, als man anfangs geglaubt und gefürchtet. Allerdings war ein Maschinentheil locker geworden, aber mehr durch Leichtsinn oder Unaufmerksamkeit des Maschinisten, als durch einen Fehler an der Maschine selber. Es machte allerdings einige Schwierigkeit, die Schraube, um die es sich handelte, zu erreichen und wieder fest anzuziehen, und der Dampf mußte zu dem Zweck völlig abgelassen werden. Als das aber geschehen war, brauchte das Boot nur wieder

kurze Zeit, um neuen Dampf und damit Kraft zu sammeln. Das Zeichen mit der Glocke wurde dann gegeben, um die an Land befindlichen Passagiere wieder zurück an Bord zu rufen, und kaum zehn Minuten später keuchte der Koloß, auf's Neue seine unterbrochene Fahrt aufnehmend, den Strom hinan.

Und waren auch sämmtliche Passagiere an Bord? — Wer kümmerte sich darum? — der Capitain hatte nur für sein Boot zu sorgen, und die Cajütpassagiere zu beköstigen, die sich an Bord befanden; und der Buchhalter? Was wußte der noch von dem Deutschen, der ihn gefragt, wie lange der Dampfer dort würde liegen bleiben? Damals glaubte er selber, daß es länger dauern müsse, aber wenn sie das rascher abmachten, desto besser — desto eher kam er wieder nach seiner Heimat St. Louis hinauf, und es fiel ihm nicht einmal ein, auch nur zu fragen, ob noch etwa einer der Cajütpassagiere fehle. Um die im Zwischendeck Fahrenden wurde sich überhaupt nicht gekümmert.

Baronin Rothenfels hatte sich indessen, als das Boot landete, noch für kurze Zeit damit amüsirt, die ihr plötzlich so nahgerückte und besonders durch das hängende graue Moos so fremdartige Vegetation etwas genauer zu betrachten. Aber durch die Nähe des Landes stellte sich bald ein sehr fataler Uebelstand heraus, denn kaum lag das Boot so nahe an dem Sumpfboden, als von da drüben auch schon eine Unzahl von lästigen Mücken herüberschwärmte, die Nichts lieber kosten als süßes fremdes Blut. Die ersten ließ sie sich freilich immer noch gefallen und wehrte sie nur mit ihrem Fächer ab, aber dabei blieb es nicht; sie kamen dichter und dichter, und Elfriede stand endlich, empört von solch' lästiger Gesellschaft, auf, um den Schutz der innern Cajüte aufzusuchen. Was für ein Interesse nahm sie auch an den Bäumen? sie hatte das Land kennen lernen wollen, nicht diesen unheimlichen Wald mit seinen unleidlichen Insecten. In die Cajüte wurde sie auch nicht von ihnen verfolgt, erfuhr von der Chambermaid, daß etwas an der Maschine gestört sei und erst wieder hergestellt werden müsse, ehe man weiter fahren könne, nahm dann ein Buch auf und las. An der Sache selber konnte sie ja doch Nichts ändern.

So verging eine Zeit — Elfriede wußte gar nicht wie lange, denn das Buch war so interessant und die beiden darin vorkommenden Liebenden so vollkommen und noch dazu hoffnungslos unglücklich. Sie fühlte auch nur halb, ohne besonders darauf zu achten, daß das Boot wieder unterweges ging. Jene schütternde, ihr nicht angenehme Bewegung entstand wieder, und hinten, unter dem Steuerruder, konnte sie das Wasser gurgeln hören. Jetzt aber hatte sie auch den ersten Band beendet und war so gespannt auf die Fortsetzung, daß sie die Chambermaid nach ihrem Gatten schickte, um von diesem den fehlenden zweiten Band zu erbitten.

Die Chambermaid hatte allerdings, als Baron Rothenfels an Land ging, den Auftrag bekommen, es seiner Frau zu melden, aber natürlich gar nicht wieder daran gedacht. Mit zweiundzwanzig weib-

lichen Passagieren in der Damencajüte wirbelte ihr wirklich der Kopf von all' den verschiedenen Aufträgen und kein Wunder, wenn sie einmal etwas vergaß. Jetzt übrigens war das Boot ja auch wieder unterwegs und der „Gentleman" natürlich an Bord — wo sollte er sonst sein — und sie ging fort, um ihn vorn in der Cajüte aufzusuchen — fand ihn aber nicht und bat jetzt Einen der Stewards, nach ihm auszuschauen.

„Bless my soul", sagte dieser, „ich habe ihn vorhin mit seinem Gewehr an Land gehen sehen, aber wüßte auch nicht, daß er zurückgekehrt wäre. Na, den werden wir doch nicht haben da drin im Sumpf sitzen lassen? — weiter fehlte gar Nichts"

Von dem Gedanken übrigens erfaßt, schoß er jetzt viel rascher als es sonst seine Art sein mochte, nach der Cajüte des fehlenden Gentleman — Niemand darin — im Saal selber war er auch nicht zu sehen — ebensowenig vorn auf dem Balcon — auch nicht oben auf dem Hurricanedeck, wohin er stieg — und im Zwischendeck konnte er nicht sein, denn dort hatte Niemand der Cajütpassagiere etwas zu suchen.

Der Steward — ein echter Mulatte, mit einem riesigen schwarzwollenen Toupet, das kaum einen Zoll hoch über dem linken Ohr scharf gescheitelt war, und die ganze Wucht der Frisur auf die rechte Seite hinüber warf, — suchte übrigens jetzt die einzige Person, welche die Sache etwas anging — den Buchhalter des Bootes auf, um ihm die Abwesenheit des einen Passagiers anzuzeigen — das war das Aeußerste, was man von ihm in diesem Fall erwarten konnte, und nur als ihm die Chambermaid noch einmal begegnete, sagte er mit einem galanten Achselzucken:

„Gemmen ist nirgends aufzufinden; — werden ihn müssen auf die Liste der Abwesenden setzen. Wenn ich vielleicht im Stande wäre die Lady zu trösten."

„Ja, Sie wären der Mann dazu, Mister John", sagte das junge hübsche Mädchen, und warf die überdies etwas starke Oberlippe empor. „Aber um des Himmels Willen, der fremde Gentleman kann doch nicht —"

„Das Boot verpaßt haben? — und weshalb nicht, Miß? Wunderlichere Dinge schon vorgefallen. Auf der vorletzten Reise —"

Das junge Mädchen hörte ihn nicht aus, sondern eilte jetzt flüchtigen Laufes, in dem vollen Bewußtsein einer Unglücksbotschaft, in die Damencajüte zurück, um dort ihre Neuigkeit so rasch als irgend möglich anzubringen.

Elfriede begriff aber gar nicht etwa gleich den ganzen Umfang des sie betroffenen Unfalls. Ihr Gatte war zurückgelassen, aber dann mußte das Boot natürlich augenblicklich umkehren und ihn abholen — das verstand sich doch von selbst.

„Springe nur geschwind zum Capitain hinüber!" rief sie dem Mädchen zu, „und sage ihm, daß mein Mann fehlt. In einer halben Stunde können wir ja wieder zurück sein."

„Zurück? Missus?" rief das junge Mädchen, das diese Stelle an

Bord schon einige Jahre verwaltete — „ja, aber Der kehrt nie wieder um."

„Unsinn", sagte Elfriede ärgerlich den Kopf emporwerfend — „kehrt nie wieder um! Auch nicht wenn er einen Passagier vergessen hat?"

„Und wenn es zehn wären", lachte die Chambermaid — „ja, kommen Sie denn!"

Elfriede wurde unruhig — das Boot verfolgte stetig seinen Weg und jeder Ruderschlag trennte sie ja doch nur weiter von Kuno — was aber, um Gottes Willen, hätte sie ohne ihn anfangen wollen, denn nicht einen Dollar baares Geld führte sie bei sich. Er hatte ausschließlich die Kasse und — aber es war ja auch gar nicht denkbar.

„Bitte einmal den Capitain, daß er einen Moment zu mir kommt", sagte Elfriede ungeduldig — „aber mache rasch, denn die Zeit vergeht."

„Der Master?" frug das junge Mädchen.

„Ich weiß nicht, was Du unter Master verstehst. Der Capitain dieses Bootes, der den Oberbefehl darüber hat."

Die Mulattin zuckte mit den Achseln, sie wußte nicht, ob sich der Capitain überhaupt rufen ließ, denn derartige Herren dünken sich an Bord — wenn sie sich auch sonst Republikaner nennen — doch gerade so viel wie ein König daheim in seinem kleinen Reich. Aber den Auftrag beschloß sie doch ohne Weiteres auszurichten, denn sie freute sich schon darauf, was „Master" für ein Gesicht machen würde, wenn man von ihm verlangte, daß er auf seiner Bahn zurückkehren solle. Er wollte eine schnelle Reise machen, und hatte schon wenigstens vier Stunden mit der Reparatur seines Bootes versäumt — und jetzt umkehren, daß andere, nach ihm von Neworleans ausgelaufene Boote vor ihm in St. Louis eintreffen könnten — es war rein lächerlich.

Uebrigens kam er; der Amerikaner, und wenn er auch sonst noch so roh sein mag, hat stets eine, man könnte fast sagen angeborene Achtung vor den Frauen, und in keinem Land der Welt könnte eine einzelne „Lady" so sicher ganz allein durch das ganze weite Land reisen, wie gerade in Amerika.

Jetzt stellte sich nur die einzige Schwierigkeit heraus, daß der Yankee keine andere Sprache als die seinige und Elfriede kein Wort Englisch verstand — yes und no vielleicht ausgenommen. Die junge Mulattin mußte deshalb dolmetschen und erklärte denn dem Capitain, der sich übrigens sehr artig gegen die junge, wunderhübsche Dame zeigte, um was es sich hier handle, und daß ihr Mann wahrscheinlich dort, wo sie zum letzten Mal angelegt hätten, das Läuten der Glocke nicht gehört habe und vergessen sei.

Der Capitain zuckte mit den Achseln. Der Buchhalter hatte ihm den Fall schon mitgetheilt.

„Madame", sagte er, „ich bin für das ganze Dampfboot und für Fracht und Post darauf verantwortlich, kann mich aber natürlich nicht um die einzelnen Passagiere bekümmern, und wenn Einer von ihnen an

einem Landungsplatz das Fahrzeug verläßt, so thut er es natürlich nur auf seine eigene Verantwortung."

„Was sagt er?" frug Elfriede ängstlich und die Chambermaid übersetzte rasch das eben Gesprochene.

„Aber ich mache ihn ja auch gar nicht dafür verantwortlich!" rief Elfriede, wie sie nun den ungefähren Sinn verstand — „er soll nur gleich umkehren, daß wir Kuno noch vor völliger Nacht wieder aufnehmen können. Aber bitte, gleich. Es ist ja kein Augenblick mehr zu verlieren."

Die Mulattin übersetzte das Gesagte; der Capitain sah das junge Mädchen aber mit einem ganz verdutzten Gesicht an.

„Ich? — umkehren?" rief er, „nach einem einzelnen Passagier fünf Miles zurücklaufen und bei Nacht und Nebel an einer Stelle landen, an die wir kaum am hellen Tag anlaufen konnten? Ja, wenn ich verrückt wäre. Und wenn meine sämmtlichen Passagiere dort sitzen geblieben wären, es fiele mir nicht ein auch nur mein Boot nach ihnen zurückzudrehen."

„Gerade wie ich's gedacht habe", nickte die Mulattin der Baronin zu. „Er denkt gar nicht daran, umzukehren?"

„Er denkt gar nicht daran?" rief Elfriede im äußersten Entsetzen. „Aber das ist ja doch nicht möglich. Das darf er ja gar nicht, einen Passagier in jenem furchtbaren, öden Wald zurücklassen. Es wäre zu furchtbar. Sage ihm, daß ich ihn reichlich dafür bezahlen will."

Der Capitain schüttelte, als er das Anerbieten hörte, mit dem Kopfe. „Was kann sie bezahlen", meinte er trocken. „Bei dieser ersten Reise steht der ganze Ruf meines Fahrzeugs auf dem Spiel, und wenn ich es da unten an der Bank verlöre, könnte mir kein Mensch den Schaden ersetzen."

Elfriede gerieth in eine peinliche Unruhe, denn zum ersten Mal traf sie doch jetzt allen Ernstes der Gedanke, daß sie von ihrem Gatten getrennt wäre und was sie ohne ihn anfangen wollte? großer Gott, es war zu schrecklich auch nur eine solche Möglichkeit zu stellen!

„Dann setzen Sie mich auch hier an's Ufer!" rief sie in ihrer Verzweiflung aus. „Bringen Sie mich zum ersten Haus, ich kann nicht ohne meinen Mann weiter reisen."

„Am ersten Haus werde ich allerdings landen", erwiederte der Capitain, „denn ich muß frische Feuerung einnehmen, und wir sind dicht daran. Da oben läutet schon der Lootse mit der Glocke. Aber die Lady denkt sich das anders; sie kennt den Wald nicht. Ihr Mann braucht vielleicht eine Woche, um die paar englischen Meilen am Ufer hin zurückzulegen, wenn er überhaupt den Platz je fände. Sag' ihr nur, Susy, daß sie ruhig mit bis nach St. Louis fahren soll Er wird dann schon vom Ufer aus ein anderes Boot anrufen und nachkommen, und sie dann wieder dort oben treffen. Bliebe sie aber hier, dann weiß er Nichts davon und die Beiden fahren nachher in der Irre herum, und es ist die Frage, ob sie je wieder zusammen kommen."

Die Mulattin erklärte das der Baronin, diese aber hörte kaum, daß das Boot jetzt „an dem ersten Hause" anlegen würde, als sie auch fest darauf bestand, da an Land gesetzt zu werden. Sie habe kein Geld bei sich — sie müsse ihren Gatten da erwarten, und wenn der Capitain sie mit Gewalt fortführen wolle, so spränge sie aus Verzweiflung über Bord.

Der Capitain versuchte alle nur erdenklichen Vernunftgründe, um ihr zu beweisen, welcher Gefahr sie sich dort aussetze, ganz verlassen zu werden. Er erklärte ihr auch, daß sie hier am Ufer Nichts zu finden hoffen dürfe, als nur eben eine elende Blockhütte, mit kaum genug zum Leben. Das Schlimme aber war, daß er nicht selber mit ihr sprechen konnte, und ob die Mulattin nicht genau verstand ihr das Gesagte getreu zu übersetzen, oder ob Elfriede alle die Schwierigkeiten, die sich ihrer Vereinigung mit dem Gatten entgegenstellen konnten, genug achtete, kurz, sie bestand darauf hier an der ersten Landung mit ihrem ganzen Gepäck an's Ufer gesetzt zu werden und da sie so fest darauf beharrte, zuckte der Yankee zuletzt mit den Achseln und sagte, die Unterlippe emporwerfend:

„Was kümmert's mich. Wenn ein Passagier verlangt an Land gesetzt zu werden, so muß ich ihn eben an Land setzen. Schaden habe ich außerdem nicht dabei und gewinne Platz für den nächsten Landungsplatz. Wo sind die Sachen?"

Die Mulattin hatte gehört, daß die Dame kein Geld bei sich habe, ein ordentliches Trinkgeld für Bedienung war deshalb nicht zu erwarten, welches Interesse hätte sie also haben können sie an Bord zu halten? Außerdem schien es ihr aber — die gerade so wenig mit dem Wald vertraut war — ebenfalls das Natürlichste, daß die Frau hier in dem ersten Hause landete, denn dort hatte sie doch die nächste Hoffnung den Verlorenen wieder zu finden. Das sämmtliche Gepäck mußte außerdem der „Porter" in Händen haben — die Marken waren glücklicher Weise in Elfrieden's Besitz — und alle Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, um den Wunsch der unglücklichen und fast verzweifelnden jungen Frau zu erfüllen.

Drüben am Ufer hatte der dortige Holzverkäufer schon auf das Läuten der Lootsenglocke hin ein mächtiges Feuer angezündet, die „Deckhands" oder Matrosen vorn auf dem Boot schoben die langen Planken zurecht, um augenblicklich bereit zu sein, mit dem Tau hinaus zu springen und das anlaufende Boot zu befestigen. Jetzt hielt der Bug schon direct auf das Feuer zu, das den besten Landungsplatz bezeichnete, und zu gleicher Zeit gingen ein paar der Cajütenwärter daran, das Gepäck, das der Dame und ihrem Gatten gehörte, nach vorn und dann, sobald sich die Gelegenheit bot, an Land zu schaffen.

So rasch wurde freilich die Baronin Rothenfels selber nicht mit dem Zusammenpacken all' ihrer Kleinigkeiten fertig. Die Koffer und Kisten waren allerdings schon an Land, ehe noch die Bootleute Gelegenheit bekamen die ersten Scheite des dort gekauften Holzes an Bord zu

schaffen; aber es war noch eine solche Anzahl von Schachteln zu packen und Das und Das zu ordnen, daß die Western Queen schon fast ihre ganze Feuerung auf Deck liegen hatte, ehe das Letzte beseitigt worden — und dann hatte sie noch ihren Fächer und ihre Handschuh oben liegen lassen.

Der Buchhalter fing schon an zu drängen, denn die Planken sollten wieder eingezogen werden, und sie durften keinen Augenblick unnöthig versäumen. Jetzt kam die Dame, die der Capitain selber an der Hand führte, damit sie auf der ausgelegten Planke nicht etwa strauchle, und etwa gar noch über Bord falle. Eine Unterhaltung war aber nicht mehr möglich, denn Beide verstanden ja einander nicht, und wenn ihm auch jetzt einfiel, daß es der Fremden da oben in der Hütte genau so gehen würde, so konnte er dem doch keinen Ausdruck geben. Was ging das auch ihn an. Er hätte doch jetzt nicht mehr warten können, um ihre Sachen wieder an Bord zu nehmen, selbst wenn sie gewollt hätte.

Oben betrat sie, unmittelbar neben dem noch brennenden Haufen Scheitholz, der den Platz düster und mit einem ungewissen Schein beleuchtete, den festen Boden.

„I wish you well, Madame“, sagte der Capitain, indem er ihre Hand los ließ, ihr eine Verbeugung machte und von dem Bret zurücktrat, um dem Jäger und der Kammerzofe Raum zu geben. Diese gewannen ebenfalls festes Land. Der Capitain lief auf der Planke zurück, diese wurde eingezogen, die Glocke läutete wieder und keine zwei Minuten später schwankte das Boot auf's Neue in den Strom hinaus.

Noch keuchte es vom Ufer ab, aber es kam schon frei; jetzt konnten die Räder voll zu arbeiten anfangen, und wie ein Traum glitt es gleich darauf mit seinen leuchtenden Fenstern und dem von dem Mond matt und geisterhaft beschienenen ausströmenden Dampf in die Nacht hinein

---

4. Cap.
Die Nacht in der Hütte.

Baronin Elfriede von Rothenfels hatte die Cajüte des Dampfboots in einer Art von nervöser Aufregung verlassen, und zwar war es nicht allein die Angst um ihren Gatten, sondern fast ebensoviel die Sorge um ihre verschiedenen Toilettegegenstände gewesen, die sie in ihrer allerliebsten Cajüte ausgekramt gehabt, und nun gezwungen gewesen war so rasch und rücksichtslos zusammen zu packen.

Nicht etwa aber beschäftigten sie diese Nichtigkeiten jetzt so besonders, weil sie ihren Gatten weniger liebte, sondern weit eher, weil sie die wirkliche Lage und Gefahr, in der er sich in diesem Augenblick befand, gar nicht in ihrem vollen Umfang begriff und begreifen konnte, denn was wußte sie von dem wilden Land. Er war an dem letzten Landungsplatz zurück geblieben, dies aber, wie ihr der Capitain gesagt, das nächste Haus zu der Stelle, also verstand es sich von selbst, daß er sich

dorthin wenden und sie hier finden mußte. War sie dann auch vielleicht genöthigt sich hier den ganzen folgenden Tag aufzuhalten, so fand sie doch jedenfalls einige Stuben zu ihrer Verfügung und das Wiedersehen ihres Kuno sollte sie dann für die vielleicht zu überstehenden Unbequemlichkeiten entschädigen.

Auf das Aeußerste überrascht hatten aber die Bewohner der stillen Blockhütte, die wol auf dreißig englische Meilen dort herum keinen Nachbar wußten, das Heraufschaffen von Kisten und Koffern an ihre Landung beobachtet, denn eine Straße führte von ihrem Platz ab nur nach der Stelle im Wald, wo der Eigenthümer das Holz geschlagen, das er hier an vorbeikommende und anlegende Dampfer verkaufte, und zu ihnen konnte doch Niemand wollen — Niemand wenigstens, der einen solchen Reichthum an Gepäck besaß und in diese Wildniß mitbrachte. Die ganze Familie hatte sich auch schon um die Koffer, wie sie die Bootsleute über die Planke an's Ufer schoben, rollten und warfen, um sie nur so rasch als möglich loszuwerden, gesammelt, und betrachteten sie neugierig. Die Leute selber konnten ihnen aber auf ihre Fragen, was damit werden solle, keine weitere Auskunft geben als „Passagiere, die an Land kommen" — sonst ging sie die Sache ja auch Nichts an, und sie mußten machen, daß sie das für ihre Fahrt nothwendige Feuerungsmaterial — das Holz — an Bord schafften.

Das war auch, wie vorerwähnt, rasch geschehen und hinter der Baronin wurde, als sie nur eben das Land betrat, im wahren Sinn des Wortes die Brücke abgezogen, die sie noch bis dahin mit der Civilisation — der Cajüte des Dampfboots und der civilisirten Welt in Verbindung hielt. Das Boot selber war aber schon fast aus Sicht — jedenfalls aus Rufweite, ehe nur Elfriede, von dem flammenden Holzstoß geblendet, wie von dem Ueberraschenden ihrer ganzen Lage betäubt, den Blick umherwerfen konnte, um nur erst einmal zu erkennen, wo sie sich eigentlich befand. Dann erst konnte sie ja auch entscheiden, wo sie die Nacht verbringen wolle, und daß sie dazu das beste Hôtel wählte verstand sich außerdem von selbst.

Von hier aus konnte sie aber noch nichts, als nur ein einzelnes niederes Blockhaus und einen kleinen Schuppen daneben erkennen und etwas rathlos stand sie mit ihrer Kammerjungfer am Ufer, während der „Jäger" ihres Mannes zu dem Gepäck hinüber gegangen war, um nachzusehen, ob auch Nichts von den verschiedenen Stücken fehle — eine sehr verspätete Vorsicht freilich, denn wenn so, war jetzt doch Nichts mehr an der Sache zu ändern.

Der „Jäger" nahm aber die Aufmerksamkeit der Backwoodsmen und besonders die der Frauen ganz vorzüglich in Anspruch. Er trug einen hellgrünen Jagdfrack, reich mit silbernen Tressen und eben solchen Schnüren besetzt, an einem breiten silbernen Bandelier den Hirschfänger und einen hohen dreieckigen Hut mit schwarzen Hahnenfedern darauf. Was eine Livrée bedeute, wußten die Leute ja nicht, und hatten ebensowenig eine Ahnung davon, daß sich ein weißer Mann, eine solche bunte

Kleidung nur als Zeichen seiner Dienstbarkeit anlegen würde. Jedenfalls war es deshalb ein höherer fremder Officier — also ein General, und der Mann von einem der beiden jungen Wesen, die dort noch schüchtern zusammen am Ufer und ziemlich genau an derselben Stelle standen, wo sie vorhin der Capitain des Dampfers verlassen hatte.

„Hallo, General", redete ihn auch einer der Leute, der Eigenthümer des Platzes, an, indem er auf ihn zutrat und ihn etwas erstaunt betrachtete, „wo zum Teufel kommt Ihr her, und wohin wollt Ihr mit all' dem Plunder da? By George! es ist eine halbe Bootsladung voll Gepäck, und ich möchte wahrhaftig nicht damit in der Welt herumziehen. Wohin soll denn die Reise von hier aus gehen?"

Der Jäger, der den Mann in Hemdsärmeln natürlich für einen der Dienstboten, wahrscheinlich für den Hausknecht hielt, verstand kein Wort Englisch, also auch keine Silbe von dem, was Jener sagte. Aber er kam ihm trotzdem gelegen, denn die Sachen konnten hier natürlich die Nacht nicht im Freien liegen bleiben, sondern mußten unter Dach und Fach geschafft werden. Er suchte ihm auch deshalb, ohne sich in ein weiteres Gespräch mit ihm einzulassen, deutlich zu machen, irgend einen Karren herbei zu holen und die Arbeit zu übernehmen.

Der Farmer verstand, nach der Gesticulation jedenfalls, was der „General" von ihm wolle, wenn auch vielleicht nicht in seinem ganzen Umfang, aber desto unerklärlicher wurde ihm dabei der Besuch, denn wohin um des Himmels Willen konnte deren Ziel liegen. Irgendwo am Strom? Das war nicht denkbar, denn in dem Fall hätten sie das Boot nicht an einer Holzstation, sondern an dem nächsten Landungsplatz für Dampfboote verlassen. Und hier in's Innere? Sie hätten fünfzig Miles durch den Wald brechen müssen, um nur zu einer fahrbaren Straße zu gelangen und das war mit der Masse Gepäck da rein unmöglich.

Mit dem Gepäck hatte es übrigens keine besondere Eile. Der Himmel war glücklicherweise klar, und da der Backwoodsman fand, daß er sich mit dem „General" doch nicht verständigen konnte, wandte er sich jetzt den Frauen zu, um zu sehen, ob sich mit diesen eine Unterhaltung anknüpfen ließe. Das Resultat war freilich genau dasselbe. Elfriede sprach allerdings fertig Französisch und auch etwas Italienisch, aber Englisch kaum ein paar Worte, während ihr der eigenthümliche Accent der Bewohner des Westens vollkommen unverständlich blieb. Aber es mußte ja doch auch wenigstens irgend Jemand hier im „Orte" sein, der Französisch konnte, jedenfalls im Hôtel und nach diesem frug sie jetzt den Mann vor allen Dingen.

Das Wort Hôtel begriff übrigens der Backwoodsman, denn es ist in der englischen Sprache ebenso eingebürgert, wie bei uns — aber ein breites gutmüthiges Lächeln legte sich über seine offenen Züge, als er erst wirklich herausfand, was sie von ihm verlange: ein Hôtel und hier mitten in den Mississippirohrbrüchen und Sümpfen! Es war in der That zu komisch. Er schüttelte auch sehr bedeutend mit dem Kopf

und suchte sich mit den Worten „no hotel“ und einer entsprechenden schwingenden Bewegung des Armes, die sämmtliche Himmelsgegenden einschloß, verständlich zu machen. Zugleich erklärte er ihr aber mit der gewöhnlichen Gastfreundschaft aller dieser mitten im Wald und entfernt von einer Straße lebenden Leute, daß für heute Abend allerdings nichts weiter übrig bliebe, als Quartier in seinem Hause zu nehmen, was aber Madame wieder nicht verstand, und vor der Hand auch gar nicht in Betracht kam. Es blieb ihr ja doch kein anderer Platz in der weiten Wildniß übrig.

Elfriede erschrak indeß trotzdem, als ihr die Hoffnung auf ein Hôtel genommen wurde. Wo sollte sie sonst bleiben? und daß sie die Sprache der Leute nicht verstand, drückte sie ebenfalls nieder. Sie hatte das Englische nie leiden mögen, weil es ihr so — so ungentil klang. Jetzt bereute sie, es ganz vernachlässigt zu haben — aber freilich zu spät.

Die Frauen drängten nun ebenfalls herzu, um zu erfahren, was die Fremden an ihre unwirthliche Küste gebracht; freilich mit nicht bessern Erfolg. Hier draußen konnten sie aber doch nicht in Nacht und Nebel stehen bleiben; der Thau fiel außerdem sehr stark und das Feuer am Ufer, das nach Abfahrt des Bootes nicht mehr genährt wurde, fing außerdem an niederzubrennen und zeigte nur noch einen Haufen glühender Kohlen, die wol Wärme gaben, aber kein Licht mehr verbreiteten.

Und die Mosquitos!*) — Das summte und trompetete nur so über und neben ihr und die empfindlichsten Stiche fühlte sie schon auf ihrer zarten Haut, im Gesicht sowohl als über den Handschuhen, ja selbst durch das dünne Leder derselben durch. Wie aber nun die gutmüthigen Frauen ausfanden, daß die fremden „ladies“ ihre Sprache gar nicht verstanden, nahmen sie dieselben bei der Hand und führten sie ohne Weiteres in das Haus hinein. Dort mochten sie es sich bequem machen.

Elfriede folgte allerdings dieser nicht mißzuverstehenden Einladung, denn die Insecten wurden ihr zu einer unerträglichen Qual, und sie durfte sich auch nicht zu lange der feuchten Nachtluft aussetzen. Aber auf der Schwelle blieb sie erschreckt stehen, als sie den engen düstern Raum bemerkte, der sich vor ihr öffnete, und nur ein mattes Licht durch das im Kamin brennende Feuer erhielt. Hier sollte sie doch nicht etwa die Nacht verbringen? — Dann mußte aber ihre Zofe jedenfalls mit ihr dort schlafen, denn allein fürchtete sie sich in diesem öden Raum. — Ihre Befürchtung war unbegründet, denn sie sollte bald Gesellschaft genug bekommen.

---

*) Mosquito ist weiter nichts, als der spanische Name für „Mücken“, von denen es allerdings in diesen Sümpfen die größten Variationen giebt, von großen langbeinigen, bis zu den kleinsten, kaum sichtbaren, die aber alle einen mehr oder minder scharfen Stachel haben und in diesen Sümpfen besonders die größte Plage sind.

Vor allen Dingen lag ihr aber doch daran den Leuten begreiflich zu machen, was sie eigentlich hierher geführt und da ihr der Eigenthümer der Holzstation gefolgt war suchte sie ihm das zu erklären, was aber freilich seine Schwierigkeiten hatte. Das Wort „Mein Mann" verstand er allerdings, denn es klang dem Englischen sehr ähnlich, aber aus dem Andern wurde er nicht klug. Wollte ihr Mann — der General natürlich, den er jetzt selbstverständlich für ihren Mann hielt — sich hier im Wald niederlassen und ebenfalls eine Holzstation errichten? Der Gedanke kam ihm jetzt zum ersten Mal und er erschrak eigentlich darüber, denn was die Dampfboote brauchten, die hier vorbei kamen, konnte er auch ebenso gut selber liefern — und was sonst hätte ihn an diese Stelle führen können?

Die fremde Frau deutete aber dabei immer nach der Richtung stromab und suchte in Deutsch, Französisch und Italienisch auf ihn einzureden. Umsonst; er verstand kein Wort davon, schüttelte nur mit dem Kopfe und schob den beiden „ladies" (denn das die Eine nur die Dienerin sei, fiel ihm nicht ein) zwei Stühle zum Feuer, auf denen sie Platz nehmen sollten. Hierauf ging er hinaus um den „General" ebenfalls hereinzurufen und sah sich dabei nach einem Platz um, wo er die „fixings" der fremden Leute unterbringen konnte.

„Bless my soul", murmelte er dabei, „die haben ja Sachen genug mitgebracht, um hier einen förmlichen Laden aufzustellen — aber hier im Wald?" und er lachte kopfschüttelnd vor sich hin — „sollten verdammt schlechte Geschäfte machen, denn die Waschbären brauchen nichts und die Wölfe noch viel weniger. Sonderbares Volk das, jedenfalls. Wenn ich nur erst herausbekommen könnte, was sie wollen?"

Gutmüthiger Weise ging er trotzdem daran die Koffer und Kisten so zusammenzustellen, daß sie einen möglichst kleinen Raum einnahmen und dann dachartig mit dort aufgehäuften Schindeln gedeckt werden konnten. Er hatte deren gerade eine Anzahl gespalten, um eine andere kleine Hütte, die er zu bauen beabsichtigte, damit zu decken. Der „General" half ihm dabei auch in bereitwilligster Weise und nach kaum einer halben Stunde waren die „Güter" wenigstens alle sicher untergebracht.

Die Frau des Holzschlägers, wie zwei erwachsene Töchter und ein junger Bursche der Sohn, hatten indessen noch draußen gestanden und der Arbeit zugesehen. Jetzt zogen sie sich ebenfalls in's Haus, denn sie mußten doch an etwas Abendbrod für ihre Gäste denken und der enge Raum da drinnen füllte sich, mit Hülfe von drei kleineren Kindern und vier großen Hunden, die besonders über den Besuch erstaunt schienen, mehr und mehr.

Auch der General kam in das Haus, denn er fand keinen andern Platz, wo er sich aufhalten konnte. Vorher hatte er allerdings, so gut es das Mondenlicht gestattete, die ganze Nachbarschaft abgesucht, um noch andere Häuser zu entdecken — aber umsonst. So wie er nur den kleinen beschränkten Raum, auf dem die Blockhütte stand, verlassen

wollte, traf er auf wirres Gesträuch und umgeworfene, wie theils schon gespaltene Bäume, aber keine Straße führte da hinaus und kein einziges Licht sah er auch mehr durch die Büsche schimmern. Der kleine Schuppen aber, der sich noch neben der Hütte befand, war so niedrig, daß er nicht einmal aufrecht darunter stehen konnte, und schien auch nur zu einer Art von Vorrathskammer benutzt zu werden.

Die Mutter wirthschaftete indessen da drinnen am Kamin herum, schob das skillet zum Feuer, um die schon angemachten Maisbrode zu backen, setzte die Pfanne auf, in die sie etwas Fett that und dann Scheiben von Wildpret hineinlegte und schmorte und besorgte zugleich eine riesige blecherne Kaffeekanne, denn Kaffee darf bei allen diesen Leuten bei keiner Mahlzeit fehlen.

Die Töchter aber hatten Wichtigeres zu thun, denn der Anzug der fremden Lady beschäftigte sie ausschließlich. Zuerst betrachteten sie sich das Zeug ihres Kleides scheu aus der Ferne, aber sie konnten nicht herausbekommen aus was es gemacht sei, denn solchen Schimmer auf irgend einem Stoff erinnerten sie sich nicht in ihrem ganzen Leben gesehen zu haben. Dann ging die eine hinter ihrem Stuhl herum, und strich vorsichtig mit der Hand darüber, dann die andere, und nachher zerbrachen sie sich erst recht den Kopf darüber, aus was er gemacht sei.

Wolle war es nicht. Baumwolle ebensowenig, und Seide war ihnen ja in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Und was für prachtvolle Blumen trug sie dabei auf dem Kopf, so frisch und blühend als ob sie eben erst gepflückt wären, und doch erinnerte sich Keine von ihnen je solche Blüthen irgendwo getroffen zu haben.

Eine Weile hielten sie das auch aus, aber nicht lange, denn die Neugierde plagte sie zu sehr, und während die Aelteste neben der Baronin niederkauerte, nahm sie ihr Kleid zwischen zwei Finger und frug sie, was das sei und woraus es gemacht wäre — es war ja zu herrlich und glänzte ordentlich im Feuerschein des Kamins. — Aber ein Verständniß blieb auch hier unmöglich und Elfriede hätte weinen mögen vor innerm Unmuth, das sie gar nicht im Stande war, auch nur einem einzigen Ausdruck Worte zu geben.

Jetzt war das Essen fertig und der in die Mitte des Hauses gerückte Tisch — denn das ganze Haus bestand nur aus einem großen Gemach — mit blechernen Tellern, Zinnbechern und Messern und Gabeln belegt. Das Fleisch wurde aufgestellt, das Brod ebenfalls auf einen Teller gehäuft und der Eigenthümer des Hauses selber nahm dann an der nur vor der Hand für vier Personen gedeckten Tafel Platz und lud seine drei Gäste in freundlichster Weise ein sich neben ihm niederzusetzen.

Elfriede war wirklich hungrig geworden; sie hatte seit dem Frühstück keinen Bissen über die Lippen gebracht, und selbst dann nicht viel gegessen, außerdem aber natürlich versäumt auch nur das Geringste an Provisionen mit von Bord zu nehmen. Das Mahl sah allerdings nicht besonders einladend aus — sie hatte wenigstens noch nie unter ähnlichen

Umständen dinirt oder ihre Füße unter einen ähnlichen Tisch gestreckt. Aber was konnte es helfen? Die furchtbaren Umstände zwangen sie dazu, und da sie auch hoffte nach dem Essen wenigstens die ihr lästig werdende Gesellschaft loszuwerden — denn sie war fest entschlossen sich gleich nachher ihr Zimmer anweisen zu lassen — stand sie auf. Der Sohn vom Haus rückte ihr artig ihren bisher eingenommenen Stuhl zum Tisch, dicht neben seinen Vater, und Elfriede ließ sich auch an dessen Seite nieder.

Der Jäger, der sich bis jetzt höchst unbehaglich, und von Mosquitos unaufhörlich gepeinigt, im dunklen Hintergrund des Zimmers aufgehalten, und nicht bewogen werden konnte mit zum Kamin, und dadurch neben die Frau Baronin zu treten, wandte sich jetzt dem Feuer zu, als ihn der alte Backwoodsman anrief:

„Hallo General! Hierher Mann — Ihr seid doch gewiß auch hungrig und könnt einen Bissen Fleisch und einen Becher heißen Kaffees vertragen? Da nehmt den Stuhl da und setzt Euch neben Eure Frau. Und hier Miß, kommen Sie an diese Seite."

Die Fremden verstanden allerdings nicht die Worte, aber die Gesticulationen dabei waren zu deutlich und brachten den „general" wenigstens in die größte Verlegenheit. Er sollte sich mit an den Tisch, neben die Baronin von Rothenfels setzen? — Na ja, weiter hätte Nichts gefehlt, und er möchte nur gesehen haben, was die Baronin selber für ein Gesicht dazu gemacht hätte. Ebensowenig dachte aber auch das Kammermädchen daran, ein solches Risico zu laufen, und Elfriede, die es ebenfalls gehört haben mußte, rührte sich gar nicht und verzog keine Miene. Ihre Dienerschaft wußte schon von selber, was sich schickte. Der alte Backwoodsman dagegen, mit keiner Ahnung eines solchen Rangunterschiedes, den man hier im Wald nicht einmal dem Namen nach kannte, glaubte natürlich nur, daß die Fremden seine Einladung nicht verstanden hätten, und rief seiner Frau zu, sie zum Tisch zu führen, was dann die alte Dame auch mit der größten Bereitwilligkeit und Gutmüthigkeit that. Sie nahm den General ohne Weiteres am Arm, während eine der Töchter das nämliche mit der Kammerjungfer that, und obgleich sich Beide standhaft widersetzten, half es ihnen doch Nichts. Elfriede selber, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden — denn es konnte ihr nicht entgehen, daß sie hier gegen die entsetzliche Sitte verstießen — sagte zuletzt resignirt: „Setzt Euch", und Beide gehorchten dann endlich ihrem Befehl, wobei aber der bärtige Jäger kaum den dritten Theil seines Stuhles einnahm, und erst wirklich zu essen anfing als seine Herrin, rasch gesättigt, wieder vom Tische aufstand.

Nach diesen aßen die Frauen und der junge Bursch mit den Kindern, und Baronin von Rothenfels wünschte jetzt sehnlichst, ihr Schlafgemach angewiesen zu bekommen. Anfangs verstand allerdings die Frau nicht gleich, was sie meinte, als sie aber, in sprechender Pantomime, wie es die Fenella in der Stummen von Portici macht, ihre Wange schmachtend in die rechte Hand legte und ihre Augen dabei schloß, begriff die

alte würdige Dame doch, um was es sich handle. Die junge Fremde war müde und wollte schlafen gehen, und mit mütterlicher Freundlichkeit nickte sie ihr zu.

Abendunterhaltungen giebt's in der Wildniß nicht, ausgenommen es treffen dann und wann Fremde ein, mit denen man wol noch ein paar Stunden beim Kaminfeuer plaudert. Das aber war mit diesen ja nicht möglich, und das Beste deshalb für heute Abend die Ruhe zu suchen — übrigens keine Kleinigkeit das hier in dem engen Raum zu bewerkstelligen.

An der hintern Wand standen drei Betten dicht aneinander, und zwar immer Kopf und Fußende, so daß sie den ganzen Raum dort einnahmen. Die Wand war außerdem nicht einmal dicht, denn zwischen den aufeinander gelegten Stämmen, aus denen sie gebildet wurde, lag immer noch so viel offener Raum, daß man überall wenigstens bequem einen Finger hindurch stecken konnte.

In dem Haus befanden sich aber gegenwärtig elf Personen: der Hausherr und die Hausfrau, die beiden erwachsenen Töchter, der Sohn, die drei Kinder und die Baronin mit ihren beiden Dienstboten, und Elfrieden wäre es nicht im Traum eingefallen, daß sie alle miteinander hier in diesem einen Local ein Unterkommen für die Nacht finden sollten — sie würde es weder für möglich noch für denkbar gehalten haben. Sie wandte sich deshalb an ihren Jäger und sagte:

„Müller! haben Sie sich draußen umgesehen? Die Leute sind hier wol freundlich, aber ich möchte doch morgen früh eine andere Wohnung haben"

„Ach, gnädigste Frau Baronin", klagte dieser, „nicht ein Stall ist mehr in der ganzen Nachbarschaft, vielweniger denn ein Haus oder ein Hôtel und die Mosquitos fressen Einen hier bald auf. Da sind Euer Gnaden schön mitten in die Wildniß hinein gerathen, und wenn uns der Herr Baron hier wiederfinden, hat er viel Glück."

„Kein Haus weiter?" sagte die Baronin bestürzt. — „Thorheit — dies Haus wird etwas entfernt von der Stadt an der Flußlandung liegen. Wenn nur wenigstens ein Wagen, oder doch eine Droschke zu bekommen wäre, um dort hinzufahren; ich möchte diesen armen Uferbewohnern nicht gern länger lästig fallen. Daß sie auch gar kein Wort Französisch oder Italienisch verstehen."

Müller, der Jäger, zuckte mit den Achseln. Er wußte nicht, ob er noch selber eine Meinung äußern dürfe — riskirte es wenigstens nicht, und schwieg. Indessen war die alte Dame auch, in aller Gastlichkeit, mit ihrem Schlafplan in Ordnung gekommen und mit den Worten: „Well, my dear" — winkte sie jetzt die Baronin zu sich, um ihr anzudeuten, wie sie Alles, hoffentlich zu allseitiger Zufriedenheit — eingerichtet habe.

Um sich eher verständlich zu machen, schrie sie aber sehr laut, wie das fast immer ungebildete Leute thun, wenn sie mit Fremden reden,

die ihrer Sprache nicht mächtig sind. Ihre Gesticulationen waren aber dafür desto deutlicher und ließen nichts zu wünschen übrig.

„Ich und mein Alter", schrie die alte Dame jetzt, während sie auf sich und ihren Mann zeigte — „schlafen in dem Bett hier."

Elfriede hob erstaunt die Augen zu ihr auf — Was ging denn das sie an?

„Und hier daneben", schrie die alte Dame fort, indem sie ihr freundlich zunickte, „könnt Ihr schlafen, und der General, Euer Mann" — und der ausgestreckte und gedeutete Zeigefinger ließ dabei kein Mißverständniß zu, daß sie wirklich die Baronin und den Jäger Müller, den sie für ihren Gatten hielt — meinte.

„O mon Dieu!" stöhnte Elfriede.

„Dort aber", setzte die alte Dame, selbstzufrieden über ihre Eintheilung hinzu, „schläft die andere junge Lady mit Betsy, meiner Aeltesten. Lucy mag sich für die Nacht zu den Kindern auf die Erde legen und der Junge (Bill, der schlanke, hochaufgeschossene Bursche) lagert überhaupt jede Nacht vor dem Kamin, und hält dabei das Feuer ein wenig im Gang."

„Großer Gott!" stöhnte Elfriede, in ihrer Herzensangst sich an Dorette, ihr Kammermädchen, wendend — was sagt sie? was will das schreckliche Weib?"

Dorette mußte sich wirklich Mühe geben, ihr Lachen zu verbeißen, so elend sie sich selber in dieser Umgebung fühlte. Sie hatte aber doch etwa begriffen, was die alte Dame beabsichtigte und auch etwa dachte, und komisch blieb das immer. Sie bezwang sich aber und sagte scheu:

„Ja, Frau Baronin, das ist wirklich eine schreckliche Frau. Ich glaube, sie will Sie und den Herrn Müller in ein Bett legen.

„Aber ich schlafe gar nicht in diesem Hause!" rief Elfriede halb außer sich — ich will in ein Hôtel — Müller soll sich augenblicklich nach einem umsehen.

„Ach Du lieber Gott", stöhnte Dorette, „Herr Müller versichert ja, daß dies das einzige Haus in der ganzen Nachbarschaft sei, und da draußen im Walde, zwischen den Schlangen und Bären und Wölfen können wir doch nicht schlafen — und die Mosquitos — mir ist ja selbst hier im Hause schon das ganze Gesicht aufgeschwollen."

„Dann bleibe ich die Nacht am Kamin sitzen", sagte Elfriede entschlossen.

„Aber da schläft ja der junge Mensch", stöhnte Dorette. „Er fängt schon an, sich auszuziehen."

Sie hatte Recht. Bill warf eben seine Decke vor dem Feuer auf den Boden, zog seinen Rock aus und entledigte sich dann seiner großen Schuhe.

Elfriede rang die Hände — auch der alte Backwoodsmann machte in noch unzweideutigerer Weise Anstalt, schlafen zu gehen, und Müller, der jetzt verlegen an der Thür stand, hätte ein paar Mal gern gelacht — aber es ging nicht.

Dorette war noch die Beherzteste. „Legen Sie sich nur auf das Bett, Frau Baronin", sagte sie endlich — „mit Ihrem Reiseplaid können Sie sich zudecken; — Herr Müller und ich werden uns die Nacht über auf einen Stuhl setzen. Die Zeit geht ja auch vorüber."

„Hallo, General", rief jetzt der Alte aus seinem Bett vor, in das er sich endlich glücklich hinein dirigirt — „schält Euch aus, Mann, und macht daß Ihr zu roost kommt — die Mädchen wollen sich auch hinlegen."

Herr Müller hatte sich das Terrain betrachtet. Was der Alte zu ihm sagte, verstand er natürlich nicht, aber ein großer Entschluß reifte in ihm. Er selber führte mehrere Reisedecken seines Barons bei sich — eine von diesen schnallte er auf und breitete sie ebenfalls neben dem Kamin aus — als ganz sicheres Zeichen, daß er dort zu schlafen gedenke. Darin fand die alte Frau auch nichts Außerordentliches — „men folks" sollten auch galant gegen „women folks" sein und ihnen Nachts das Bett lassen. — Nun konnten die beiden fremden Frauen das eine Bett bekommen und ihre beiden ältesten Mädchen ihren gewöhnlichen Platz behalten. Den Kindern schadete es nichts, wenn sie einmal eine Nacht auf der Erde schliefen.

Dorette dachte allerdings anfangs gar nicht daran, sich zu der Frau Baronin in ein Bett zu legen, aber da kam sie schön an. Die jungen Mädchen ließen ihr keine Ruhe; sie durfte nicht aufsitzen, und sie hatte nachher das Vergnügen, die ganze Nacht, aus lauter Respect, auf der Kante zu liegen, während sie die Mosquitos in wahren Schwärmen überfielen.

Und nicht einmal einschlafen konnte sie, denn die beiden alten Leute unterhielten sich noch wenigstens drei Stunden über die Fremden: was sie hierher geführt, was sie eigentlich wollten, und wann und wohin sie wieder gehen würden, ohne natürlich zu einem befriedigenden Resultat zu kommen.

Es war eine furchtbare Nacht für die Fremden, denn so wenig eigentlich Einheimische, oder vollständig Acclimatisirte von den entsetzlichen Mosquitos belästigt werden, so unabwehrbar werfen sich diese auf Fremde mit frischem süßen Blute, und Tausende getödtet würde die kleinen Blutsauger nicht um ein Millionenstel Theil vermindert haben.

Endlich brach der Morgen an, und die Männer in der Hütte — der Vater und Bill, sein Sohn, waren schon ziemlich früh munter und auf. Sie hatten nämlich da draußen vor dem Hause — etwas sehr Ungewöhnliches in dieser Einöde — Stimmen gehört und fanden auch bald, daß ein von oben kommendes Flatboot dort gelandet war: Bei den Holzstationen, die ihre Klaftern an vorbeifahrende Dampfer verkaufen, gab es nämlich immer baar Geld, und die mit Provisionen beladenen Flatboote wußten das und benutzten jede Gelegenheit, wo sie an einer solchen anlegen und ein kleines Geschäft machen konnten.

Manches kaufen die Holzschläger allerdings von den Dampfbooten selber, an die sie ihr Holz abgeben, aber dort Alles natürlich so viel

höher zahlen müssen und benutzen deshalb viel lieber derartige Gelegenheiten, um, was sie von Lebensmitteln brauchen, einzulegen.

Das Boot kam übrigens von Pensylvanien, den Ohio herunter, mit Mehl, Zwiebeln, Kartoffeln, gesalzenem Schweinefleisch und getrockneten Aepfeln und Pfirsichen an Bord, und kaum hörte der alte Backwoodsmann, daß die Leute, wie fast alle Pensylvanier, Deutsch sprächen, als er in voller Freude Einen von ihnen unter den Arm nahm und zu sich hinauf in das Haus führte. Das war eine Hülfe in der Noth, und jetzt konnte er sich doch auch wenigstens mit seinen Gästen verständigen.

Elfriede war, die ganze Nacht von den furchtbaren Insecten gepeinigt, erst gegen Morgen in einen unruhigen Schlaf gefallen — aber was schadete das. Sie brauchte ja nur geweckt zu werden, was ihr der Alte augenblicklich besorgte — und scheu und wirr schrak sie empor, denn sie wußte ja im ersten Augenblick des Erwachens gar nicht, wo sie sich befand und was mit ihr vorgegangen sei. Fertig angekleidet aber, wie sie auf dem Bett gelegen, sprang sie empor, und hätte laut aufjubeln mögen als sie Jemanden fand, dem sie sich wenigstens verständlich machen konnte.

Mit Hülfe des Pensylvaniers erklärte sie jetzt dem alten Backwoodsmann, welches Unheil ihren Mann betroffen — also der General war es nicht — und bat ihn um seinen Rath, was sie thun solle.

Da war freilich schwer zu rathen, denn wenn sich der Fremde im Walde verirrt und den Fluß nicht wieder erreicht hatte, so sah es um diese Zeit bitterbös mit ihm aus. Wenn er dagegen den Fluß erreicht, würde er das erste beste Dampfboot anrufen und die Reise fortsetzen, um seine Frau in St. Louis anzutreffen, nie aber daran denken, hier zu landen, und was dann? Seiner Meinung nach war es das Verkehrteste gewesen, was die „Lady" hätte thun können, von Bord zu gehen. Jetzt befand sie sich — wie der alte Mann meinte — in einem „Fix", d. h. in einer argen Klemme, und er selber hätte keine Ahnung, wie sie da wieder herauskommen könne.

Der Flatbootman war allerdings kein Yankee, aber ein Amerikaner und hielt schon deshalb ein Auge auf sein „Geschäft". Er merkte, daß hier etwas zu verdienen war, und wenn er nicht zu viel Zeit dabei versäumte, konnte er die Sache in die Hand nehmen.

Vor allen Dingen mußte er genau wissen, wie weit unterhalb der Dampfer gelandet habe, und darüber konnte ihm Elfriede allerdings nicht die geringste Auskunft geben, desto besser aber Herr Müller, der Jäger, der zufällig damals nach seiner Uhr gesehen und bestimmt wußte, daß der Dampfer genau dreiviertel Stunden gebraucht habe, um gegen die Strömung an hierher zu gelangen.

Das war ein ziemlich fester Anhaltepunkt, und daß der Verirrte oder Verlassene schon gute Wacht halten würde, ließ sich denken.

„Und was zahlt es?" frug der Pensylvanier vorsichtig, um sich auch den Lohn für seine Arbeit zu sichern — „wenn ich den Mann aufsuche?"

„Baron Rothenfels wird Euch hundert Dollars geben, wenn Ihr ihn hierher zu mir schafft“, rief Elfriede rasch.

„Hm“, nickte der Pensylvanier vergnügt vor sich hin — „das wäre allenfalls ein Wort — aber — wird er's auch wirklich thun?“

„Ich stehe Euch hier mit allen meinen Sachen dafür ein.“

Der Flatbootman erwiederte Nichts darauf — schloß seinen kleinen Handel mit dem Holzschläger ab, betrachtete sich dann die vielen und sehr vornehm aussehenden Koffer — stieg in sein Boot hinab, und kaum fünfzehn Minuten später glitt er — ohne Elfrieden auch nur ein Wort des Trostes oder selbst Adieu zu sagen, den breiten Strom wieder nieder.

Cap. 5.
Verloren.

Verloren! Es war der einzige Gedanke, der die Seele des unglücklichen Barons erfüllte, als er am Stamme jenes alten Baumes, im vollen Bewußtsein Dessen, was über ihn hereingebrochen, zusammensank, und eine ganze Weile, sein Angesicht in den Händen bergend, liegen blieb — Verloren — verloren — Alles — Alles —“ und er brauchte lange Minuten, ehe er seine Sinne nur so weit sammeln konnte, um das gegeschehene Unglück zu überdenken.

Und was geschah? Soweit sein Auge den mächtigen Strom an beiden Ufern überfliegen konnte, war keine menschliche Wohnung daran zu entdecken. Wald — furchtbarer, entsetzlicher Wald mit Schilfbrüchen, Sümpfen, Dornen und Lagunen blieb das Einzige, was ihn hier umgab, und daß er darin hin nicht seinen Weg nach einem besiedelten Platze finden konnte, wußte er aus eigener bitterer Erfahrung. — Ja, er getraute sich jetzt nicht einmal mehr aus Sicht des Stromes, nur allein in der Furcht, dahin den Weg nicht zurück finden zu können

Und seine arme Frau — alle Empfehlungsbriefe für St. Louis hatte er in seinen Koffer eingeschlossen, und sie wußte gar nicht sie zu finden — ja, alles baare Geld, alle Creditbriefe trug er bei sich, und was sollte aus der Unglücklichen werden, wenn sie die fremde große Stadt betrat, und sich dann gar nicht und in keiner Weise zu helfen wußte?

Aber war es denn auch wirklich *möglich*, daß ihn der Dampfer hier zurück gelassen? Mit dem Gedanken sprang er wieder empor und schaute wild und verzweifelt umher. — Und wie ihn dabei fröstelte! Er war durch und durch naß geworden und dabei dunkelte es schon und wenige Minuten noch und die Nacht brach herein.

„Das ist eine schöne Hochzeitsreise“, murmelte er in bitterm Ingrimm vor sich hin — „das hab' ich von dem Jagdteufel, dem ich mich ergeben, und jetzt sitz' ich hier, mitten in der amerikanischen Wildniß, ein angenehmes Futter für Alligatoren oder Panther, und meine Frau setzt die Hochzeitsreise *allein* fort.“

Aber es dunkelte in der That — weiße Nebelstreifen quollen langsam über den vorübergurgelnden Strom empor — sonderbare fremde Töne schallten und klagten über die Fluth herüber, und schon konnte er das andere Ufer kaum noch mehr erkennen. Auch im Walde selber wurde es lebendig. Ein hohler, dumpfer Ruf wurde laut, dem er zuerst erschreckt und doch auch hoffnungsvoll horchte, weil er glaubte, daß ihn eine Menschenstimme müsse ausgestoßen haben — aber es glitt durch die Wipfel hin, und er merkte jetzt wohl, daß es irgend einem großen Nachtvogel angehöre.

Ein Feuer! das war jetzt sein einziger Gedanke, denn er hatte genug über Amerika gelesen, um nicht zu wissen, daß ein Feuer nothwendig zu einem Lager im Walde gehöre. Er trug auch in seiner Tasche eine Büchse mit Streichhölzchen, als er aber darnach griff, fand er zu seinem Schrecken, daß er diese, ehe er in das Wasser stieg, vergessen hatte zu sichern. Als er die Büchse aus der Tasche nahm, fand er sie mit Wasser gefüllt und die Phosphorhölzchen waren total unbrauchbar geworden.

Aber sollte er das nicht durch einen Schuß bewirken? — Er suchte jetzt nach trockenem Holze, um das vielleicht, indem er sein Gewehr hineinfeuerte, entzünden zu können — umsonst — er fand keins, denn die feuchte Sumpfluft ließ es nicht an der Oberfläche liegen, und die Hülfsquellen zu kennen, die ihm der Wald trotzdem bot, dazu war er noch nicht hinreichend in die Geheimnisse desselben eingeweiht. Er raffte allerdings eine Anzahl trockener Blätter zusammen und feuerte dann seinen Schrotlauf hinein, aber das Laub wollte nicht einmal glimmen, und selbst der Pfropfen im Gewehr zündete nicht.

Und die Nacht brach an — aber welche Nacht! Hätte er nur wenigstens einen seiner Reiseplaids mitgenommen, um sich da hineinzuhüllen — und doch, wie würde er selbst mit dem haben schlafen können. Was er früher über den amerikanischen Urwald gelesen — tolles und wildes Zeug manchmal, das nur berechnet war, einen Schauplatz für haarsträubende Abenteuer zu finden, tauchte wieder vor seinem Geiste empor, und seine Phantasie malte das noch viel lebendiger mit allen nur erdenklichen Schrecken aus.

Panther — Bären — Wölfe — der Wald wimmelte ja von ihnen. Die großen giftigen Schlangen glitten Nachts herum, die Alligatoren krochen bei Mondenlicht aus ihrem Sumpf hervor, und wo sie nicht durch angezündete Feuer zurückgescheucht wurden, überfielen sie den unglücklichen Schläfer und keine Rettung war mehr aus ihren Fängen.

Einen wildern Platz als diesen Sumpf hätte er auch allerdings für alle diese Bestien nicht auf dem weiten amerikanischen Continent finden können. Hier waren sie vielleicht noch nie gestört worden, und wer konnte sagen, ob er nicht der erste Mensch gewesen, der dieser Wildniß da drinnen seine Spuren eingedrückt. Aber das blieb wol ein romantischer, doch sonst sehr schlechter Trost für den Augenblick. In der Erinnerung konnte er daran schwelgen, jetzt hemmte es seines

Herzens Schläge, wenn er in dem Schatten der Waldung da drinnen etwas im Laub rascheln hörte — und wie mit rasender Wuth fielen hier, unmittelbar am Wasser, die Mosquitos über ihn her.

Wäre er mit dem Walde vertraut gewesen, so würde er sich, trotz der Dunkelheit, doch so weit als möglich vom Wasserrande entfernt haben, um wenigstens diesen Quälgeistern in Etwas zu entgehen, aber das wagte er nicht. Baron von Rothenfels war wahrlich kein Feigling und würde einem offenen Feinde trotzig und kühn die Stirn geboten haben, aber ein unheimliches Gefühl beschlich ihn, als er in den düstern Waldesschatten hineinschaute und dabei sich mit lebhafter Phantasie ausmalte, welch' ein wildes, wenn auch heimliches und fast geräuschloses Leben darin begann.

Jetzt horchte er erschreckt empor — aus dem Walde heraus tönte ein merkwürdiges regelmäßiges Geräusch — wie das Athmen eines mächtigen Thiers. Es klang noch schwach und undeutlich — aber es kam anscheinend näher. Er lud seinen abgeschossenen Lauf wieder, denn glücklicherweise hatte er das Pulver trocken gehalten, und setzte ein Zündhütchen auf. Das Geräusch blieb, aber es schien sich nach und nach mehr zur Seite zu wenden. — Was um Gottes Willen konnte das nur sein? Und wie das überall um ihn her raschelte und rauschte — das ganze am Boden liegende Laub schien zu leben und ekles Gewürm, Scorpionen, Centipeden und was sonst noch, kroch da jedenfalls herum.

Rothenfels war zum Tod müde und hätte sich gern hier unmittelbar am Ufer, wo ihm wenigstens die Abendbrise die heiße Stirn kühlte, niedergelegt — aber das merkwürdige Schnauben ließ nicht nach, und wenn es auch wol einmal für eine kurze Zeit schwächer wurde, so tönte es doch bald darauf wieder deutlicher herüber und jetzt zwar von anderer Richtung, den Strom herauf. Es war fast, als ob es ihn in einem großen Bogen umschleichen wolle. Dagegen aber schützte ihn der Strom selber, und da unfern von ihm ein umgebrochener Baum lag, beschloß er, sich hinter diesen zu postiren und das Nahende abzuwarten. Wie er aber nur seinen Platz einnahm und gerade beschäftigt war, mit seinem Hirschfänger einige im Wege stehende Zweige wegzuhauen, fiel sein Blick auf die Wasserfläche hinaus, und er erkannte dort unten ein Licht, das jedenfalls einem Dampfer angehörte, der stromauf kam. Daher tönte auch das puffende Geräusch, das er jetzt aus weiter Ferne gehört — wahrscheinlich mußte der Strom hier einen Bogen machen, daß er vorhin geglaubt, es töne aus dem Walde heraus, und wenn ihn das Boot jetzt an Bord nehmen konnte, so war er gerettet.

O, wenn er jetzt doch nur ein Feuer gehabt, so daß er einen Brand schwingen konnte, wie er das schon einige Male bei Nacht am Ufer gesehen — aber kam das freundliche Boot hier dicht am Ufer herauf, so erreichte er es auch wol mit seiner Stimme und konnte im schlimmsten Falle ja seine beiden Läufe und seinen Revolver abfeuern, wodurch sie auf ihn aufmerksam werden mußten.

Das Boot kam näher, aber — hielt es denn nicht dem andern Ufer zu? — vielleicht wich es nur einer Sandbank aus, die sich manchmal an solchen Biegungen festsetzen. Es mußte ja hier vorbeifahren, denn die Western Queen hatte ebenfalls diesen Weg genommen.

Die Western Queen — er biß die Zähne zusammen, als er an das heimtückische Boot dachte. „Aber warte nur, mein Bursch", murmelte er leise vor sich hin — „wenn ich nach St. Louis komme werde ich Dir eine schöne Entschädigungsrechnung auferlegen, denn wenn Dein eigener Buchhalter nicht für Das verantwortlich ist, was er sagt, wer dann?"

Das Boot rückte immer mehr den Strom herauf, aber nach kaum einer Viertelstunde stellte es sich auch unzweifelhaft heraus, daß es wirklich die andere Seite annahm, und der Mississippi hatte hier wenigstens die Breite einer englischen Meile — ja vielleicht noch mehr, denn das andere Ufer war jetzt nur wie ein schmaler dunkler Streifen sichtbar. Noch hoffte der unglückliche Verlassene zwar, daß es sich wenden und herüber kommen würde — umsonst — es hielt sich hartnäckig am andern Ufer, von woher matt und trübe seine Lichter blitzten und das Puffen seiner Maschine tönte.

Jetzt war es ihm genau gegenüber. Rothenfels, in letzter verzweifelter Angst schrie, daß ihm die Augen aus dem Kopfe traten — er brannte sein eines Rohr ab und schrie wieder — dann das zweite, und wieder der Schrei, der Hülfe rufend über das Wasser drang — aber nur ein Loon — einer der scheuesten Wasservögel — der unterhalb auf einem in die Fluth hineingestürzten Baume gesessen hatte, strich nach dem ersten Rufe mit hartem Flügelschlag und furchtsam den Kopf gewandt, ab. Da drüben der Dampfer aber glitt unerbittlich seine Bahn entlang. Er rückte scheinbar nicht viel von der Stelle, aber er rückte doch vor, und nach einer halben Stunde etwa, in welcher ihn Rothenfels in peinlicher Resignation beobachtet hatte, verschwand er oben um die nächste Biegung.

Rothenfels lehnte noch immer an dem Baume und starrte auf die Stelle, wo er seinem Auge entschwunden — Und Elfriede? — großer Gott, was wurde aus ihr, die, als ein verwöhntes Kind aufgezogen, noch nie im Leben gelernt hatte, selbstständig zu handeln — Und dann — das Herz zog sich ihm bei dem Gedanken zusammen — nicht einmal Geld führte sie bei sich, um, wenn sie St. Louis erreichte, im Hôtel ihre Rechnung zu bezahlen! Und die Sprache! Weder sie noch die Dienerschaft verstand ein Wort Englisch — hatte er selber denn nicht unverantwortlich leichtsinnig gehandelt, sie einer solchen Gefahr auszusetzen? — Und er selber? —

Scheu zuckte er empor, denn fast unmittelbar hinter ihm schrak plötzlich ein Hirsch, aber so laut und dröhnend, daß er wirklich zusammenfuhr. Das Wild mußte, von ihm ungehört, dicht herangekommen sein, als ihm der Luftzug die Witterung des Menschen zuführte, und

die Gefahr erkennend, floh er jetzt mit langen Sätzen in den Wald zurück.

Glückliches Geschöpf — der war hier zu Hause, kannte jeden Baum und Strauch und hatte seine ganze Familie in der Nähe. — Und die Reiher da droben, die mit heiserem Gekrächz ihre späte Schlafstelle suchten — jeder auszweigende Ast bot ihnen die, und der Strom am nächsten Morgen wieder ihre Nahrung, und er? — der „Herr der Schöpfung", wie sich die Menschen so gern selber nennen, was war er in dieser Schöpfung anders, als das hülfloseste, unglücklichste Wesen, das sich auf der Welt nur denken ließ?

Vollkommen durchnäßt, schüttelte ihn der Frost, die Mosquitos umsurrten ihn zu Legionen und bohrten aller Orten ihre scharfen Stacheln in sein Blut — Hunger und Durst plagten ihn dabei, und der hastige Schluck, den er dabei aus seiner glücklicherweise noch halb gefüllten Feldflasche that, konnte den nur zum Theil und für den Augenblick löschen. Dabei verloren, verlassen im Walde — hülflos fast in dunkler Nacht, allen den Schrecken der Wildniß preisgegeben —

Jetzt kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er ja selbst sein treues Gewehr abgeschossen hatte, um jenem verzweifelten Boot ein Zeichen zu geben, und in fast fieberhafter Hast ging er daran, es wieder zu laden, ja riß sogar indeß den Hirschfänger aus der Scheide und stieß ihn neben sich in den Boden, um diese einzige Waffe wenigstens, wenn er plötzlich angegriffen werden sollte, rasch zur Hand zu haben.

Und kein weiteres Boot kam den Strom herauf — still und gurgelnd schoß die quillende Fluth vorüber und warf nur matt selbst das Licht der Sterne zurück, die auf sie nieder funkelten. Bis zehn Uhr mochte er es etwa auch so, im ewigen Kampfe mit den ihn immer wüthender umsummenden Insecten ausgehalten haben und in fast peinlicher Spannung horchte er indeß den eigenthümlichen Lauten, die von Zeit zu Zeit aus dem Walde zu ihm herausdrangen. Er selber lag freilich in dem dichten Schatten der Bäume, aber den Rücken hatte er sich doch wenigstens durch das Stromesufer gedeckt, und wer sich ihm nähern wollte, mußte ihn jedenfalls von vorn angreifen und traf ihn nicht unvorbereitet. — Aber er hielt es nicht auf die Länge der Zeit aus, Wacht zu stehen; die Glieder versagten ihm den Dienst; seine Knie zitterten, und die gespannte Büchse neben sich, ebenso wie den Revolver und den gezogenen Hirschfänger, glitt er endlich an dem Baume, neben dem er bis jetzt gestanden, nieder, um sich wenigstens einmal auszustrecken und zu ruhen.

Das war das schlechteste und traurigste Lager, das er je in seinem Leben gehabt. Der Boden schien überall mit kleinen Stücken niedergebrochenen Holzes bestreut, Dornen faßten ihn so wie er nur ein Glied regte, und mit den Mosquitos war es, als ob sie bis dahin nur gespaßt hätten und die Sache jetzt einmal ordentlich in Angriff nehmen wollten. Den Kopf lehnte er dabei an die harte, knorrige Wurzel eines verfaulten Baumes und schloß auch nicht etwa die Augen, sondern spähte

fortwährend in die Nacht hinaus und horchte nach dem leisesten Geräusch, das seine Sicherheit bedrohen konnte.

Wie hatte er sich daheim nach der ersten Nacht, die er im freien amerikanischen Urwald zubringen sollte, gesehnt, wie sich darauf gefreut! Jetzt war dies Ziel erreicht, aber unter welchen Umständen, und wie verbrachte er diese Nacht.

Man soll sich eigentlich nie auf etwas freuen — besonders nicht auf längere Zeit hinaus, denn das Schicksal spielt uns da nicht selten wunderliche Streiche, und acht aus zehn Mal war die Freude umsonst.

Und doch umgab ihn jetzt dieser wunderbare amerikanische Urwald in all' seiner Pracht und Herrlichkeit, wie er ihn sich so oft geträumt, und wie er eigentlich vorher gewußt und gehofft, daß er ihn finden würde.

Rings um ihn her ragten die riesigen Bäume, von denen manche oft erst achtzig Fuß über dem Boden auszweigten, hoch empor; ihre Wipfel selbst noch von ungeheuren Ranken durchflochten, und schlanke Wurzeln wieder zum Boden niedersendend. Dabei schnurrte es in den dunklen Schatten von Myriaden von winzigen Leuchtkäfern, die wie zuckende kleine Lichter herüber und hinüberschossen und das düstere Blättermeer mit Brillanten durchflochten. Und wie geheimnißvoll das in den Wipfeln rauschte — nicht wie das Flüstern einer Birke in leiser Brise, nein, wie das Rauschen und Schnellen einer See, und die wunderlichen Töne, die dazu, bald von dem Strome herein, bald aus der Wildniß heraus, zusammentrafen. Der Ruf des Loon vom Wasser her — der eigenthümliche schnurrende Laut der weißen Reiher, die am Flußufer hin ihren Schlafplatz gesucht — und da drinnen das Quaken riesiger Frösche, der menschenähnliche Ton der kleinen Eule — jetzt wieder das Geheul eines fernen Wolfes, dem ein anderer, weit, weit da drüben antwortete und jetzt — Rothenfels fuhr aus seiner liegenden Stellung empor, denn es klang fast als ob ein kleines Kind ganz in der Nähe geschrieen habe. Aber innerlich schauderte er zusammen und die Hand suchte unwillkürlich das Schloß seiner Büchse — erinnerte er sich doch oft gelesen zu haben, daß der tückische Panther diesen Hülferuf nachahmt, um den Wanderer im Walde in seine Nähe zu locken und zu zerfleischen.

Ein Panther war es allerdings, der so geschrien, und der Ruf hatte auch in der That eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Schreien eines Kindes, aber der Wanderer hätte ruhig auf die Bestie zugehen können. Scheu und furchtsam würde sie ihm ausgewichen sein, und nie im Leben einen Angriff gewagt haben.

Der Laut war verstummt; Rothenfels hatte aber weder Auge noch Ohr für das Schöne und Großartige, das ihn umgab, denn es fror ihn in seinen nassen Kleidern, daß ihm die Zähne zusammenschlugen, und die Mosquitos ließen ihn den ganzen prachtvollen Wald, den er sonst mit Entzücken bewundert haben würde, mit lästerlichen Worten verfluchen. Er war überhaupt in einer ganz verzweifelten Stimmung,

und wurde zuletzt selbst gleichgiltig gegen die Gefahren, die ihn, seiner Meinung nach, noch immer umlagerten.

Er sprang auf, um sich in Bewegung zu bringen und dadurch etwas wärmer zu werden — aber dann machte er selber zu viel Geräusch und hörte nicht, wenn sich ihm etwas nahe, und das mochte er wieder nicht ertragen — lieber den Frost, der sich ja doch legen mußte, wenn er sich fest in seinen Jagdrock einknöpfte, denn die Nacht war nichts weniger als kalt. Fest also an den Baum geschmiegt, duckte er sich, seine Waffen aber stets zur Hand, wieder auf den Boden nieder, und als er endlich wol eine Stunde so gesessen, fielen ihm doch die Augen zu — aber nicht lange.

Dicht und unmittelbar unter seinem Kopfe raschelte was im Laube — er hörte es wol schon im halben Schlafe, aber er hatte, in diesem Einnicken, schon von einem Wolfe geträumt, der an ihn anschleichen wollte, und fuhr jetzt, ordentlich krampfhaft nach seiner Büchse greifend, wieder empor.

Es war nichts — es konnte eine Eidechse oder eine Maus gewesen sein — nahe bei sich hörte er es jetzt ebenfalls — doch hatte es ihm den Schlaf verscheucht, so daß er von da an noch Stunden lang lag, bis zuletzt die Müdigkeit alle anderen Gedanken überwand. Selbst die brennenden Stiche der Mosquitos konnten ihn nicht mehr munter halten und er fiel in einen festen, todtenähnlichen Schlaf, aus dem er erst wieder erwachte, als die Sonne am Himmel stand.

Und welch' ein Erwachen. — Im Traume war er jetzt bei seiner Elfriede an Bord gewesen und hatte ihr erzählt, welche Todesangst er in der entsetzlichen Wildniß ausgestanden, und jetzt? — Wirklichkeit war es, die ihn umgab — grauenvolle Wirklichkeit, und er barg schaudernd eine Weile sein Antlitz an der Wurzel, die ihm bis dahin zum Kopfkissen gedient.

Aber gerade die Wirklichkeit zwang ihn zuletzt, irgend einen Entschluß zu fassen, denn jetzt plagte ihn auch der Hunger, und der Blick, den er suchend nach allen Seiten aussandte, zeigte ihm nirgend Hülfe in dieser Noth. Kein Boot war auf dem weiten Strome zu sehen und er allein, verlassen, verloren in der Welt.

Wenn er nun jetzt suchte ein Wild zum Schuß zu bekommen — aber er war ja nicht einmal im Stande ein Feuer anzumachen, und das Fleisch roh verzehren? — ihn schauderte bei dem Gedanken. Ebenso wenig durfte er aber den Fluß verlassen, denn wenn indessen wirklich ein Boot vorüber kam, und er versäumte es anzurufen, so war er ja nachher erst ganz verloren.

Und wie er aussehen mußte; die Kleider zerrissen und naß, und Gesicht und Hände dick angeschwollen von den wüthenden Bissen der Insecten. Dabei schmerzten ihn die Füße in den außerordentlich patent gearbeiteten, aber neuen und etwas engen Jagdstiefeln, die gestern naß geworden und ihm jetzt auf den Füßen getrocknet waren. Das Einzige, was er thun konnte, war, nach wilden Früchten zu suchen, und im Herbst

— ja selbst im Sommer, hätte er deren auch wol zur Genüge gefunden — jetzt aber war es noch zu früh in der Jahreszeit und Nichts bot sich ihm — Nichts, mit dem er seinen Hunger hätte stillen können.

Und wenn er jetzt versuchte, den Strom, unmittelbar am Ufer, hinaufzugehen? — er ließ ihn dann nicht aus den Augen, konnte jedes Boot anrufen und mußte doch einmal an eine menschliche Wohnung kommen. Ging er vorsichtig pirschend voran, so gelang es ihm auch vielleicht dabei zum Schuß auf ein Stück Wild zu kommen, und wenn es dann nicht anders war, so aß er auch lieber rohes Fleisch, ehe er verhungerte.

Mit dem Entschluß schien er wieder neue Kräfte zu bekommen und säumte keinen Moment mehr, ihn auszuführen. Er hatte doch jetzt ein Ziel vor sich, dem er entgegenstreben durfte, und brauchte nicht mehr verzweifelnd die Minuten zu zählen, wie sie langsam an ihm vorüberstrichen.

Die Ausführung hatte er sich freilich leichter gedacht, als sie sich herausstellte, denn gerade unmittelbar am Ufer war das Dickicht so furchtbar von Rohr und dornigen Ranken angefüllt, daß er sich an vielen Stellen erst mit seinem Hirschfänger Bahn hauen mußte, und an Pirschen durfte er bei dem Lärmen, den er damit machte, natürlich nicht denken. Aber er rückte doch, wenn auch entsetzlich langsam, vor, und wußte, daß er dabei den Strom selber überwachen konnte. — Nur der Hunger peinigte ihn, und um ihn zu stillen brach er von einzelnen Büschen die jungen Blätter ab und verzehrte sie, wobei er einen hier sehr häufig wachsenden Strauch fand, der sogar einen sehr gewürzigen Geschmack hatte und an dem er denn auch eine ordentliche Mahlzeit hielt. Es war der Sassafras, den er aber natürlich nicht kannte.

Bis Mittag mochte er sich so durch die Wildniß gearbeitet haben — es war genau 12 Uhr, denn die Sonne stand, nach seinem Compaß, voll im Süden, als er das morastige Ufer einer sogenannten breiten slew erreichte und hier zu einem förmlichen Halt kam. Das Wasser war vielleicht nicht übermäßig tief, aber vollkommen angefüllt mit schleimigen Aesten, so daß er an Schwimmen gar nicht denken durfte — wenn er überhaupt Lust gehabt hätte, sich noch einmal total zu durchnässen. Das Schlimmste aber, drüben am andern Ufer lag auch — es war wol das erste Mal, daß er eines dieser ekeln Thiere im Freien erblickte — ein wol zehn Fuß langer Alligator auf dem Schlamme und sonnte sich, und Unmassen von diesen Geschöpfen barg gewiß die trübe Fluth

Der Jagdeifer gewann aber hier die Oberhand. Im Nu hatte er seine Büchse von der Schulter, zielte und drückte ab, und bei dem Schuß schnellte sich das Thier empor — er konnte deutlich erkennen, daß es die Kugel mitten auf dem Blatt sitzen hatte, warf sich auf die Seite, wand sich und glitt dann wie eine Schlange in die trübe Fluth hinein.

Das Bewußtsein hatte er jetzt, einen Alligator erlegt zu haben,

aber was weiter? -- Er beschloß, eine kurze Strecke an der slew hinaufzugehen — wenn ein Dampfboot kam, hörte er es ja noch früh genug — aber das Resultat blieb dasselbe, und hier lagen noch außerdem so viele große Bäume, wie durch einen Sturm niedergebrochen und so wirr übereinander, daß ein Passiren dieser Stelle unmöglich wurde — er hätte denn Tage darauf verwenden wollen.

Noch arbeitete er sich ein Stück daran hinauf, aber das Holzgewirr wurde immer ärger, der Boden immer schwammiger — er war in einen Sumpf im Sumpf gerathen, und traf außerdem auf eine Anzahl ekler Schlangen, die ihm aber doch auswichen, sobald er sich ihnen näherte.

Hier konnte er nicht bleiben, denn in dem Schatten der dichten Bäume schwärmten Legionen von Mosquitos umher und fielen ihn an, und erst als er den Rückweg angetreten und wieder etwas höheres Land erreichte, ließen sie etwas von ihm ab.

Dort warf er sich auf den Boden nieder — aus einem Stück Rinde, das neben ihm lag und etwas Regenwasser gesammelt hatte, that er einen Trunk, das Wasser war lauwarm, aber näßte doch wenigstens seine Lippen, und in dumpfem Trübsinn lehnte er den Kopf in seinen linken Arm.

So lag er stundenlang — er schlief nicht, aber er war an Geist und Körper gebrochen — er gab sich verloren und wollte sterben.

Die Sonne sank tiefer und tiefer hinter den Bäumen nieder — schon warfen sich ihre Schatten weit auf den Strom hinaus. Baron Rothenfels hob mühsam den Kopf und schaute mit mattem Blick über die Wasserfläche hin — aber kein Laut unterbrach die eiserne Stille des Nachmittags. Die Natur ruhte und der Unglückliche fiel langsam in einen halbbewußtlosen Zustand, in welchem er wie in einem Traume befangen blieb.

Cap. 6.
Schluß.

Er träumte in der That und schweifte auch wieder mit seinen Gedanken wie bisher zurück an Bord des Dampfers. — Der Abend brach an und in dem hellerleuchteten Saale stand der lange Tisch gedeckt, der sie zum Abendessen rufen sollte. Aber wie entsetzlich zögerten die Stewards heute gerade mit dem Essen, und er war doch so sehr, sehr hungrig geworden, durch seinen Marsch an Land. Kommen denn die Schüsseln noch nicht — aber was war das? die schwarzen Hallunken räumten sogar die Tische wieder ab und schoben sie bei Seite — weshalb nur, um Gottes willen? — er mußte etwas zu essen haben. „Ja", lachte da der eine braune Bursche mit dem riesigen Toupet auf der einen Seite — „die Damen wollen tanzen, und wenn die „ladies" etwas sagen, so muß es geschehen." — Und wahrhaftig, da fing der eine schreckliche Vollblutneger, mit wahren Hyänenzähnen und weißen

grellen Augen von der Größe eines kleinen Apfels, schon wieder an, seine alte Violine zu kratzen, wie er das jeden Abend that, und das junge Volk stellte sich mit leuchtenden Blicken zum Tanze auf.

Wenn der verzweifelte Neger nur nicht so falsch gegriffen hätte, und wie schrill und häßlich die Töne, in einer dieser rastlosen hornpiper, durcheinander rissen — und wie laut er spielte.

Rothenfels, halb aus seinem Traume erwachend, hob den Kopf — Dämmerung lag schon auf der Fluth — aber die Violine spielte fort. — Einen Moment stutzte er und horchte hoch empor — der furchtbare Wald umgab ihn noch immer, aber die schrillen Töne der Violine da draußen? — das war auf dem Strome, dicht unter dem Ufer, und mit einem Jubelschrei sprang er empor, denn da mußten Menschen sein und sein Hülferuf gellte durch die Abendschatten.

„Hallo, Fremder!" rief ihn da eine Stimme von außen an und er bemerkte zugleich ein großes viereckiges, unbehülfliches Boot, das mit der Strömung hier schon fast in gleicher Linie mit ihm war und vorübertreiben wollte. „Seid Ihr der Mann, den der Dampfer hier vergessen hat?"

„Ja!" schrie Baron Rothenfels zurück, „um Gottes willen, nehmt mich an Bord, ich verhungere hier. —"

„All right!" erwiederte die Stimme von drüben und Rothenfels sah jetzt, wie eine dunkle Gestalt in ein kleines Boot hinabsprang, gleich darauf von dem Flatboot abstieß und herüber hielt. In dem Gefühl der Rettung aber warf sich der Baron auf den Boden nieder, barg sein Antlitz in den Händen und schluchzte laut in heißem, brünstigem Dankgebet.

Aber rasch sprang er wieder empor, um das Boot selber zu erreichen, denn noch war es ja möglich, daß irgend ein tückischer Zufall — er wußte selber nicht wie — störend dazwischen trat — Doch diesmal sah er sich nicht getäuscht — das Boot glitt heran — er erfaßte den Bug — warf sich hinein, und der furchtbare Wald mit all' seinen Schrecknissen lag hinter ihm.

Wenige Minuten später fand er sich an Bord des Flatboots, das indessen seinen Weg nicht fortgesetzt, sondern sein Tau um einen der Aeste der in den Strom gestürzten Uferbäume geworfen hatte, um hier die Nacht liegen zu bleiben. Der Himmel hatte sich bezogen, der Wind wehte scharf und pfeifend den Strom gerade herauf, und der Führer wollte es nicht riskiren, in der Dunkelheit die Gefahr zu laufen, irgendwo aufzurennen; hatte er doch am selben Tage darin Unglück gehabt und fast fünf Stunden lang auf einem sogenannten snag, d. h. auf einem aus dem Wasser vorragenden Baumstumpf, festgesessen.

Vor allen Dingen flehte der arme Verlorene um etwas zu essen, denn er fühlte sich, wie nur die Aufregung nachließ, in der er sich jetzt befunden, so schwach, daß er nicht einmal mehr aufrecht stehen konnte, sondern sich auf Deck niederwerfen mußte. Ein Stück Speck und Maisbrod wurde ihm auch gutwillig gleich gereicht, und Einer der Leute —

es befanden sich vier von ihnen an Bord — ging auch rasch daran, einen Topf mit Wasser auf dem kleinen Heerd anzusetzen und einen Kaffee zu kochen. Noch während Rothenfels aber aß, mußte er seine ganze Lebensgeschichte, besonders aber seine letzten Unfälle erzählen, denn der Pensylvanier pumpte das mit ununterbrochenen Fragen aus ihm heraus und hörte auch nicht auf, bis er Alles wußte.

Wie erstaunte aber Baron Rothenfels als er erfuhr, daß ihm Elfriede diese Hülfe geschickt und der Bootsmann auch nur deshalb so hartnäckig die Violine gespielt habe, um den im Walde sitzen Gebliebenen aufmerksam zu machen und herbeizurufen, da man ja doch den genauen Fleck nicht wissen konnte, wo er sich befand.

Eins war noch zu erledigen: die Geldfrage — der alte Bootsmann deutete an, daß ihm die fremde „lady" hundert Dollar bezahlen wolle, wenn er ihr ihren Mann wiederschaffe — ob der Fremde das Geld „ausforken," d. h. zahlen könne.

Der Punkt bot nicht die geringste Schwierigkeit. Rothenfels zeigte sich mit Freuden bereit, die Summe zu zahlen, wenn er gleich seinen Weg antreten könnte, und der Sohn des Pensylvaniers übernahm es denn auch, ihn — allerdings kein ganz leichtes Stück Arbeit — die etwa sieben englischen Meilen den Strom hinaufzurudern, was er aber jetzt auch, mit Hülfe des starken Windes, und das ruhigere Wasser an den Sandbänken hin benutzend, wol bewerkstelligen konnte. Das Flatboot konnte dann mit Tagesanbruch seinen Weg fortsetzen und John, der junge Bursch, holte es entweder noch unterwegs ein, oder traf es in dem nicht mehr so weit entfernten Vicksburg, wohin es außerdem mit dem größten Theil seiner Fracht bestimmt schien.

Es war eine böse Nacht — ein Gewitter hatte sich zusammengezogen, der Donner rollte, Blitze zuckten und die ganze Natur schien in Aufruhr. Anfangs verfolgte das kleine Boot, in dem sich Baron Rothenfels mit dem jungen Pensylvanier befand, aber trotzdem, von dem Winde begünstigt, seine Bahn, bis der Strom zu große Wellen schlug und sie auf einer Sandbank beilegen mußten, um das schlimmste Wetter abzuwarten. Und trotzdem hätte der Baron vor Wonne und Seligkeit in den Sturm hineinjubeln mögen, denn, wenn auch auf's Neue bis auf die Haut durchnäßt, hatte er doch jetzt ein menschliches Wesen bei sich und eilte dem Ende seiner Leiden entgegen.

Nicht so wohl war es Elfrieden dagegen oben in der Blockhütte, wo sie die zweite furchtbare Nacht verbrachte, und jetzt nicht anders glauben konnte, als daß jene Bootsleute entweder ihren Gatten verfehlt, oder dieser gar — entsetzlicher Gedanke — in der furchtbaren Einöde des Waldes von wilden Thieren zerrissen sei.

Dazu kam der Sturm, der gerade in diesen Breiten oft eine kaum glaubliche Heftigkeit annimmt und als richtiger Hurricane ganze Strecken Waldes zu Boden wirft. Und Elfriede, die sich überhaupt so vor Gewittern fürchtete, mußte dieses unter den hohen Waldbäumen

verbringen, wo sie jeden Augenblick, bis gegen Morgen, den Tod durch einschlagenden Blitz erwartete. — Und wahrlich, die Nacht war unruhig genug.

Unmittelbar in der Nähe des Hauses faßte die Windsbraut in den Wipfel eines der alten Waldriesen und schleuderte ihn zu Boden. Allerdings erreichte er die kleine Blockhütte nicht ganz, aber seine äußersten schwanken Zweige faßten doch noch bis an das Dach und rissen einzelne Schindeln daraus vor, und als sich Elfriede gegen Morgen zum Tode matt auf ihr Lager warf, um der Nacht nur noch wenigstens eine Stunde Schlaf abzuringen, fand sie, daß sie gerade unter einer Traufe liege, mußte wieder aufstehen und bekam Weinkrämpfe.

Es war etwa sieben Uhr Morgens, als Bill, der schon draußen gewesen war und angefangen hatte, den in der Nacht gestürzten Baum in Klafterholz zu verwandeln, ein stromabwärts kommendes Boot signalisirte, das eben an der obern und äußersten Biegung sichtbar wurde. Das richtige Fahrwasser dieser zu Thal gehenden Boote lag dabei an der entgegengesetzten Seite — dieser Dampfer hielt aber herüber, und es schien deshalb wahrscheinlich, daß er Holz einzunehmen wünsche.

Barorin von Rothenfels saß auf einem niedern Holzschemel am Kamin und Dorette hatte ihren Arm um sie geschlungen und suchte sie wieder zum Bewußtsein zurückzubringen. Die Bewohner der Blockhütte fühlten sich aber ebenfalls in Gegenwart der kranken fremden Dame nicht behaglich. Krämpfe? wer von ihnen hatte je etwas von Krämpfen gehört; sie wußten nicht einmal, was es bedeutete und doch mochten sie nicht unfreundlich gegen die arme Fremde sein.

Da stieß Dorette einen Jubelschrei aus, denn wie sie den Kopf der sich verdunkelnden Thür zuwandte, stand der Baron auf der Schwelle, flog aber im nächsten Augenblick schon auf die Gattin zu, umschlang sie mit seinen Armen und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Das aber betrachtete die alte Lady vom Hause mit dem größten Erstaunen, denn wer hatte schon je erlebt, daß ein Mann seine Frau küßte, wo andere „folks" dabeistanden. Das war jedenfalls eine fremdländische Mode, und ihr noch nicht vorgekommen.

Glücklicherweise für die Fremden wurde aber die Aufmerksamkeit der Holzhauerfamilie gerade jetzt entschieden von ihnen ab und dem ankommenden Boote zugelenkt, das in diesem Augenblick die Glocke läutete, und mit einem Bogen draußen im Fluß die Wendung machte, um gegen die Strömung an zum Ufer zu laufen.

Elfriede brauchte geraume Zeit, bis sie sich erholte, und mit krampfhaftem Schluchzen hing sie sich an Kuno's Hals und bat ihn, sie hier fort, von diesem entsetzlichen Platze zu führen.

„Ja, mein Herz", sagte dieser, sie tröstend, „aber das eben gekommene Boot geht stromab, und wir müssen entweder warten, bis ein anderes von unten kommt, oder nach Vicksburg zurückkehren, um dort ein für St. Louis bestimmtes zu erwarten."

„St. Louis?" rief die junge Frau, rasch und erschreckt zu ihm aufschauend — „den Strom hinauf? und willst Du mich noch weiter in dieses entsetzliche Land hineinschleppen? Lebendig nicht, Kuno! lebendig wahrhaftig nicht — oh, daß ich Europa nie verlassen hätte!"

„Aber, liebes Herz", sagte Baron Rothenfels verlegen — „es war allerdings ein böser Anfang, aber wir haben nun einmal die weite Reise gemacht, und ich dachte —"

„Nicht einen Schritt weiter!" rief aber Elfriede entschieden, „und ich will Gott auf meinen Knieen danken, wenn ich erst wieder die vaterländische Küste vor mir auftauchen sehe."

„In St. Louis würden wir ein so angenehmes Leben haben", wandte Baron Rothenfels noch einmal schüchtern ein, aber seine junge Frau blieb standhaft. Für sie gab es kein anderes Ziel als nach New Orleans zurück, und von da an Bord des ersten Dampfers, der nach England, Frankreich oder Deutschland hinüberlief — und im Stillen war ihr Gatte ebenfalls mit ihr einverstanden.

Er hatte sich darnach gesehnt, hier in dem amerikanischen Urwald zu jagen, an der Probe aber, die er davon bekommen, ebenfalls genug. Er würde sich nie wieder mit Zuversicht in den Wald hinein gewagt haben, und da er diese, etwas sehr rasche Rückreise ganz allein seiner Gattin zuschieben konnte, mochte er nichts dagegen einwenden.

Der Flatbootman, der ihn hierher gebracht, bekam nicht allein das ausbedungene Geld, sondern konnte sein kleines Boot auch noch an den Dampfer anhängen, um damit sein eigenes Fahrzeug so viel rascher wieder einzuholen. Auch die Familie, in welcher Elfriede die zwei Nächte gastliche Aufnahme gefunden, wurde reichlich entschädigt.

Indessen waren die Bootleute schon beordert worden, das Gepäck — sämmtliche Kisten und Koffer — an Bord zu nehmen, denn dort erst beschloß der Baron, sich umzukleiden, aus Furcht, noch einmal zurückgelassen zu werden, und eine halbe Stunde später löste sich das Boot wieder vom Ufer ab, hielt in die Strömung hinaus, wandte sich und glitt dann seine Bahn dahin — New-Orleans entgegen.

Und Baron Rothenfels? Vier Wochen später erreichte er, nach Beendigung seiner Hochzeitsreise, Deutschland wieder, und wenn er auch zwei Tage lang in den Mississippisümpfen schwere Angst ausgestanden und viel ertragen, so hatte er doch dafür seine ganze übrige Lebenszeit Stoff genug gefunden, um seine „Abenteuer in Amerika" zu erzählen.

Ritornelle.*)

Ritornelle!
Ihr gleicht im schillernd bunten Gewande
Dem Sommerkinde: der flücht'gen Libelle.

Schüchternes Veilchen!
Die Menschen nennen Dich gar zu bescheiden —
Hast doch von Eitelkeit auch Dein Theilchen.

Epheuranken!
So schmiegen an die geliebte Seele
Sich innig vertrauend alle Gedanken.

Duftender Flieder!
Freundliches Loos: in des Sommers Tagen
Tragen Dich schmucke Dirnen am Mieder.

Schatt'ger Hollunder!
Beglänzt von verschwieg'nem Mondesgolde
Schau'n Deine Zweige manch' süßes Wunder.

Brennende Liebe!
Du Herz voll lohender Sehnsuchtsflammen,
Daß Deine Gluth doch länger verbliebe!

Glühende Rose!
Nicht ziehst Du zurück Dich ängstlich verlegen,
Wenn Zephire tändeln in Deinem Schoose.

Purpurne Nelken!
O daß mit den scheidenden Herbstestagen
Nur Nesseln möchten und Disteln welken!

Sonnenblume!
Nacht und Vergessen, Du wirst zu Theile
So Manchem statt herrlich geträumtem Ruhme.

Herbstzeitlosen!
Ein fröhliches Herz, ein treues Erinnern
Zaubert zurück uns der Jugend Rosen!

Godfried Wandner.

---

*) Mit aufrichtiger Trauer geschieht es, daß wir diese schönen Verse Godfried Wandner's veröffentlichen und den Namen des Dichters aus unsrer Mitarbeiterliste streichen. Der liebe Freund, welchem der „Salon" so manches frische freudige Lied verdankt, ist in seinem 37. Jahre und in seiner Heimath Regensburg an den Folgen einer Krankheit gestorben, die er sich auf dem Kriegsschauplatz zuzog in treuer Ausübung seines Amtes als Bataillonsarzt im 11. Bayrischen Infanterie-Regiment. Andern helfend, unterlag er; auch er starb den rühmlichen Tod für's Vaterland. Obige Ritornelle, von ihm kurz vor dem Ausbruch des Krieges gedichtet, streuen wir wie Blumen auf sein Grab!

Die Red. des „Salon".

Zwei Sittenmaler des vorigen Jahrhunderts.

Hogarth und Chodowiecki.

Von **Alfred Woltmann.**

Dem Besucher von Versailles gewährt es nach den zahllosen Schlachtengemälden des unerquicklichsten Museums der Welt eine Erholung, wenn er einen jener Säle betritt, welche von der Entfaltung französischen Kriegsruhms verschont geblieben und in ihrem ursprünglichen Glanz aus Ludwig's XIV. Zeit hergestellt worden sind. Die prunkvolle Decoration des Raumes mit ihren Umrahmungen und Schnörkeln, ihren Täfelungen, Stuccaturen und Vergoldungen scheint sich bis in das Unendliche fortzusetzen, selbst die Decke wirkt nicht als Begrenzung, denn Lebrun hat dem Anschein nach in die freie Luft hinaus eine phantastische Architektur gezaubert. Unter diese gemalten Säulenhallen, Bögen und Kuppeln haben sich endlose Schaaren von Gestalten gelagert oder wogen in kühner Bewegtheit durch sie hin. Man erkennt unter ihnen alle Götter und Göttinnen des Olymp, aufgeputzt mit classischen Draperien, aber zugleich ihre eigene Zeit ebensowenig verleugnend wie Monsieur Thésée oder Monsieur Oreste auf der Bühne. Dem classischen Costüm gesellt sich bei den Damen Corset, Schönheitspflästerchen und hohe Frisur, bei den Herren die Allongeperrücke, aus jeder Stellung spricht die vom Tanzmeister einstudirte Grazie, aus jeder Geberde die Etiquette, die sich für das königliche Empfangszimmer gehört, denn auch jene antiken Gottheiten sind hier bei Hofe und haben keinen andern Beruf, als zur Verherrlichung des Königs zu dienen, der gewöhnlich in vergötterter Gestalt mitten unter ihnen erscheint.

Welch' ein Unterschied, wenn wir dann auf jene Schöpfungen blicken, in welchen sich, wenige Jahrzehnte nach dem Tode Lebrun's, die französische Malerei von der besten Seite zeigt. Der Geschmack des Roccoco hat seine Höhe erreicht, das vornehm Repräsentirende in Leben und Kunst ist vorüber. Von allen Gottheiten der classischen Welt fühlen sich eigentlich nur noch Amoretten und Nymphen in dem neuen Treiben heimisch, und auch sie müssen neben sich Feen, Hirten und Hirtinnen, Herren und Damen in modischem Anzug Platz gönnen. Aus den großen decorativen Prunkstücken zieht sich die Kunst in die kleinen Staffeleibilder zum Schmuck des Boudoirs zurück. Hier taucht Antoine Watteau die Welt des Tages, üppig und reizend, pikant, leichtlebig und gefallsüchtig wie sie ist, in alle Zauber duftigen Colorits. Und doch tönt bei ihm in Spiel, Freude und Liebesgenuß ein elegischer Klang, und immer fühlt er sich getrieben, seine modischen Herren und Damen aus dem Salon in das Freie hinaus, in Wald und Wiese zu führen. Ein neuer Zug, die Sehnsucht nach der Natur, erwacht.

Dies ist das Losungswort, welches damals in Sitte, Literatur und Kunst den völligen Umschwung vorbereitet. In der Literatur war derselbe bereits vollzogen, lang' ehe auf politischem Gebiet der Kampf der neuen Zeit gegen die alte für ganz Europa in der französischen Revolution entschieden ward.



William Hogarth.





Daniel Chodowiecki.

Jean-Jacques Rousseau verkündigt die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Zustände und predigt Rückkehr zur unverfälschten, ursprünglichen Natur. Diderot, neben Voltaire und Rousseau, der große Dritte unter den französischen Schriftstellern der Zeit, erhebt sich gegen die Herrschaft blendender Unwahrheit und hohlen Glanzes auch in der Kunst Statt akademischer Stellungen und classischer Gespreiztheit verlangt er Unbefangenheit und Fülle des Lebens. Schon findet er in gleichzeitigen Leistungen französischer Malerei sein Echo, zunächst in den Genrebildern von Chardin und Greuze. Sie schildern das Familienleben des Volkes, sprechen in überraschender Weise zu Auge und Herz eines Jeden. Aber fast immer spielt noch in jene Darstellungen ein süßlicher und sentimentaler Zug hinein, der ihnen den Eindruck voller Gesundheit raubt, und gerade in jenen Bildern von Greuze, die noch heute die beliebtesten sind, wacht ein Zug des Roccoco wieder auf, in jenen Mädchenköpfen, welche die Unschuld darstellen wollen, aber auch diese mit verführerischem Reiz übergießen.

Diejenigen Künstler des achtzehnten Jahrhunderts, deren Schaffen für die Einkehr der Kunst in Natur und Wirklichkeit entscheidend war, gehören nicht Frankreich an, der bis dahin in künstlerischen Dingen tonangebenden Nation. Es sind der Engländer William Hogarth und der Deutsche Daniel Chodowiecki, denn ein Deutscher ist er trotz des polnischen Namens, den er, der Danziger, führte. Beide waren Maler, aber noch wirksamer sprachen sie sich im Kupferstich und in der Radirung aus, und gerade diese Ausübung der vervielfältigenden Kunst beschränkt ihren Einfluß nicht auf die engere Heimat, macht sie auch der Nachwelt vertrauter, die namentlich auch dadurch angezogen wird, daß Hogarth wie Chodowiecki nicht nur die künstlerischen Gedanken, auch die ganze Sitte und Gesinnung ihrer Zeit spiegeln.

Das Auftreten des Einen wie des Andern steht mit der gleichzeitigen Literatur in nahem Zusammenhang. In England folgt auf den falschen Classicismus, flach, formenglatt, ohne Wärme, wie ihn namentlich Pope vertritt, die Einkehr in das eigene Leben im Roman. An Richardson, welcher umständlich, aber mit neuer Lebendigkeit und eindringender Charakteristik das Alltägliche schildert, schließt sich Fielding, der alles menschliche Treiben mit durchdringendem Blick, doch zugleich mit behaglicher Laune erfaßt; dann Goldsmith mit seiner heitern, immer sich gleich bleibenden Weltanschauung, seiner unübertrefflichen Kleinmalerei; Smollet, ein tief einschneidender Sittenschilderer, herb und scharf zeichnend, voll satirischer Bitterkeit und dadurch Hogarth am unmittelbarsten nahe; Lorenz Sterne, der echte Humorist, der uns lächelnd alles Verkehrte und alles Unzulängliche im menschlichen Treiben zeigt, aber zugleich liebt was er verlacht, und uns deshalb immer mit innigem Behagen erfüllt.

In Reih und Glied mit ihnen schreitet nun Hogarth, geboren 1697, gestorben 1764. Zuerst war er bei einem Silberschmied in der Lehre und lernte das Graviren, die Vorbereitung zur spätern Thätigkeit als Kupferstecher. Dann brachte er als Maler ohne genügende Anweisung sich selbst weiter. Bildnisse, Illustrationen machten ihn dem Publicum einigermaßen bekannt, bis endlich eine originell ersonnene Schöpfung durchschlagenden Erfolg hatte: die Bilderfolge the harlot's progress, der Lauf der Buhldirne. Hier war ein Ton angeschlagen, der im schärfsten Widerspruch zur officiell anerkannten akademischen Kunst stand, populär waren Gegenstand und Behandlung, das Leben nahm diese Darstellungen, in denen es sich selbst er-

Er lebte noch, um Zeuge der völligen Umwälzungen am Schlusse seines Jahrhunderts zu sein, und nun treten an Stelle der Reifröcke, der hochaufgebauten Damenfrisuren, der Zöpfe und Haarbeutel, die griechischen Damenkleider ohne Taille, das geringelte Haar, der Cylinderhut und der englische Rock, wie das am besten die Blätter zu Hermann Lange von Lafontaine, die lieblichen Erfindungen zur Luise von Voß zeigen. Nur diese Spiegelung des Umschwungs in der kleinen bürgerlichen Welt finden wir bei Chodowiecki, das eigentliche Wesen dessen, was Europa erschütterte, scheint ihn nicht berührt zu haben, und nur etwa ein Blatt, wie die Flucht der Offenburger nach Hanau, aus dem Jahre 1796, erinnert an die äußeren Wirren, welche die französische Revolution im Gefolge hatte. Er starb, als Director der Berliner Akademie, am 7. Februar 1801, an der Schwelle eines Jahrhunderts, das nicht mehr das seinige war, aber dem er durch sein Schaffen vorgearbeitet hatte.

Auch die moderne Kunst erlebte eine Revolution. Schon drei Jahre früher hatte die Laufbahn von Jacob Asmus Carstens geendet, der ihr erster Vertreter in Deutschland war, und der mit dem Feuer und Idealismus des Freiheitskämpfers seine neuen Gedanken verkündigte, aber allerdings dem Bestehenden gegenüber radical verfuhr.

Der völlige Bruch mit der Vergangenheit bedingt den Charakter, freilich auch die Einseitigkeit der modernen Kunst. Wenn sich trotzdem irgend eine unmittelbare Verknüpfung zwischen ihr und der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, irgend ein Punkt in dieser, aus welchem das Neue sich ohne tiefeinschneidenden Widerspruch herausentwickelte, wahrnehmen läßt, so ist dies bei jenen beiden Künstlern, von denen wir gesprochen haben, der Fall.

An Hogarth und Chodowiecki schließt sich die Sittenmalerei unseres Jahrhunderts, sie steht durch beide im Zusammenhang mit der künstlerischen Tradition. Hogarth findet sein modernes Gegenstück an seinem Landsmann Wilkie, der eben so erfindungsreich, volksthümlich, originell, nur von den herben Eigenschaften seines Vorgängers frei ist. Und kaum ist es nöthig, darauf hinzudeuten, welchen Einfluß wieder David Wilkie auf die neue deutsche Genremalerei, besonders auf Knaus gehabt hat. Durch Chodowiecki in erster Linie lernte einer der originellsten und bedeutendsten deutschen Maler der Gegenwart, Adolph Menzel, die Welt des achtzehnten Jahrhunderts, in die er sich vollständig eingelebt hat, kennen, und im Atelier seines französischen Gesinnungsgenossen, Meissonnier, liegen gleichfalls die Blätter des deutschen Radirers als unerschöpfliche Quelle von Anregungen ausgebreitet. Als Knaus in jenem Kindertisch beim Festmahl, den er für die Berliner Nationalgalerie gemalt hat und der auf der Münchener Ausstellung von 1869 so große Bewunderung erregte, zum erstenmal einen Versuch machte, sich im Costüm und in der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts zu bewegen, hatte Chodowiecki ihm das Material dazu geliefert, und mit Recht sieht man an einer Tafel im Hintergrunde den wohlbekannten Kopf des trefflichen Meisters selbst. Aber dieses Zusammentreffen mit Hogarth und Chodowiecki zeigen die Sittenmaler unserer Zeit nicht blos da, wo sie sich in deren Welt zurückversetzen, sondern ebenso da, wo sie jene nicht unmittelbar zum Muster nehmen, wol aber deren Weg gehen, das heißt, sich die *eigene* Welt in aller Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinungsformen zum künstlerischen Gegenstand wählen. Da zeigen sie das Unvergängliche im Alltäglichen, den Werth des unmittelbar Empfundenen und Geschauten, das Lebendige einer Kunst, die aus der Fülle des Lebens zu schöpfen versteht.

Ein Besuch in Straßburg
im Frühling 1871.
Von Adolf Ebeling.

I.

Das war eine brillante Fahrt von Köln bis Kehl, in den letzten Märztagen; ein wahrer Triumphzug. Alle Eisenbahnstationen groß und klein beflaggt und bewimpelt und mit Kränzen und Laubgewinden festlich geschmückt; dazwischen die eigentlichen Kriegstrophäen: von Fahnen umgebene Wappenschilder mit den Namen der Siege, von Weißenburg und Wörth an, bis nach Orleans, Amiens und Paris . . . man konnte die ganze östliche Geographie Frankreichs daran studiren. Die einzelnen Namen der Städte waren freilich oft in patriotischer Hast falsch geschrieben, bei Amiens und Orleans fehlte das s und Gravelotte fing gar mit einem K an — „aber gleichviel", sagten die Landwehrmänner lachend, wenn wir die Fehler verbesserten, „ob mit oder ohne s, oder ob ein K für ein G, gesiegt haben wir doch überall und die Franzosen werden noch lange an uns denken."

Die romantischen Burgruinen des herrlichen Rheinthals schauten verwundert herab auf das bunte, lärmende Treiben, aber die Fruchtbäume blühten heiter und unbesorgt, und auf allen Anhöhen lag bereits ein zarter grüner Blätterschmuck, als erster Frühlingsgruß.

O diesmal ist er uns doppelt willkommen,
Der Lenz, in blühender, duftiger Pracht,
Denn er hat uns die Trauer des Krieges genommen,
Und den Frieden, den heiligen Frieden gebracht!

In solchen Momenten macht man Verse, ohne es zu wollen.

Eile mußte man freilich keine haben, denn die Beförderung der Personenzüge ging in jenen Tagen nur langsam. Auf allen Bahnhöfen hielten unermeßlich lange Wagenzüge mit Soldaten, die aus Frankreich in die Heimat zurückkehrten .... o lichter Stern! o goldner Klang! in die Heimat! Viele, Viele freilich sind drüben geblieben und haben in fremder Erde ein kaltes Grab gefunden, und in das wilde Jauchzen und in die laute Freude mischt sich im Hintergrunde die heiße Thräne und die tiefe Trauer, wie ein düsterer Wolkenschatten über einer sonnenhellen Landschaft . . . Das ist der Krieg mit seinen schrecklichen Nothwendigkeiten und Alternativen, aber wir drängen das schmerzliche Bild, heute wenigstens, gewaltsam zurück. Sind doch sogar die erbeuteten feindlichen Kanonen, die einst Tod und Verderben gesendet, mit grünen Tannenreisern geziert, und die Artilleristen lehnen sorglos an den blankgeputzten Läufen und unterhalten kein anderes Feuer als das ihrer Cigarren und Pfeifen.

Am Karlsruher Bahnhofe war es am lebendigsten, alle Zugänge waren von dichtgedrängten Volksmassen besetzt, vor dem Karlsthor ragte ein hoher Triumphbogen mit der Bildsäule des Generals Werder, des Helden von Belfort, und die Häuser der Straßen verschwanden fast unter dem Flaggen-

und Fahnenmeer: die Stadt rüstete sich für den nächsten Tag zum festlichen Empfang der badischen Truppen.

Nach fast einstündigem Aufenthalt, während welcher Zeit wir nur mit Lebensgefahr eine Tasse Bouillon und eine Cotelette, die noch dazu stehend und aus freier Hand verzehrt werden mußte, erobern konnten, dampften wir langsam weiter, an Rastadt, Baden und Achern vorüber, wobei uns eine Stadt immer festlicher und geschmückter als die andere erschien, bis nach Kehl, um von da unser Reiseziel, Straßburg, zu erreichen.

Bei Kehl änderte sich aber das schöne, heitere Bild wie mit einem Schlage. Das halbe Städtchen lag in Trümmern, und je mehr wir uns dem Rheine näherten, um so trostloser wurde der Anblick. Ein Vorspiel dessen, was uns in Straßburg erwartete. Die feste Rheinbrücke, das einstige Friedenswerk zweier befreundeter Nationen, die bekanntlich auf badischer Seite gleich zu Anfang des Krieges in die Luft gesprengt wurde, war freilich längst wieder hergestellt worden, aber der Zug bewegte sich doch nur vorsichtig über den provisorischen Schienenweg, als wäre ein neues Unglück zu befürchten. Am jenseitigen Ufer, als von der eigentlichen Stadt Straßburg noch nichts zu sehen war, grüßte der hohe Münsterthurm dunkel und ernst herüber . . . mir wollte er wie ein Grabdenkmal auf einem Kirchhofe vorkommen. Eine Viertelstunde später fuhren wir in den halbzertrümmerten Bahnhof ein.

Der Gasthof „Zum rothen Hause", den man uns speciell empfohlen hatte, und den ich hier dem Leser mit gutem Gewissen wieder empfehlen kann, war überfüllt und fast nur von deutschen Officieren aller Waffengattungen, so daß wir wenigen Civilisten an der Table d'hôte von circa 150 Gedecken nur mit Mühe Platz finden konnten.

Nach Tische war natürlich unser erster Gang in die „Ruinen", die leider jetzt die Hauptsehenswürdigkeit Straßburgs ausmachen. Der Anblick war ein unendlich trostloser und in einzelnen Straßen ein wirklich Entsetzen erregender. Der ganze nordwestliche Theil der Stadt, der aber eigentlich aus den beiden Vorstädten, Faubourg des Pierres und Faubourg national, besteht, war dergestalt zusammengeschossen, daß auch nicht ein einziges Haus verschont geblieben ist. Später nach der Uebergabe mußten die zerklüfteten, Einsturz drohenden Mauern vollends niedergerissen werden, um weitere Unglücksfälle zu verhüten. Dieser Theil hat übrigens am meisten gelitten, denn er war der Belagerungsarmee am zugänglichsten; die südöstliche Umgegend von Straßburg war gänzlich unter Wasser gesetzt worden, was die Anlage von Laufgräben und Batterien unmöglich machte.

Unser Cicerone, der natürlich Alles mit erlebt hatte, war sehr redselig und gab über alle Fragen den gewünschten Aufschluß, wobei wir freilich seine Nationalität als Franzose in Anschlag bringen mußten, um verschiedene Einzelnheiten nicht allzu buchstäblich zu nehmen.

Er war übrigens vielfach genöthigt, sich der Evidenz der Thatsachen zu fügen, denn an Straßburg hat sich eben auch nur das unselige Verhängniß erfüllt, dem ganz Frankreich in dem letzten schrecklichen Kriege zum Opfer gefallen ist und das sich recht gut in drei Worte zusammenfassen läßt: die Selbstüberschätzung, der Schwindel und die Lüge. Die berühmte rheinische Festung galt, als Bollwerk gegen Deutschland, im Munde des Volks für uneinnehmbar . . . „Strasbourg est imprenable!" riefen unisono die Pariser Blätter, als nach der Niederlage Mac Mahon's bei Wörth von der Möglichkeit einer Belagerung der Stadt durch die Preußen die Rede war, und

mit dieser hohlen Phrase beruhigte man sich und wiegte sich in kindische Sicherheit. Die preußischen und badischen Geschütze hatten bereits ihr furchtbares Spiel begonnen, als man in Paris (ich selbst war damals noch dort und vernahm es mit eigenen Ohren) den nahe bevorstehenden Entsatz der belagerten Festung verkündete und das Hineinwerfen sämmtlicher Preußen in den Rhein, „la crosse dans le dos", mit Kolbenstößen in den Rücken.

Welch' eine bittere Ironie lag zugleich in dem Umstande, daß gerade am 15. August, dem Napoleonstage, das Bombardement begann, noch dazu während des feierlichen Tedeums im Münster, wo der Bischof nach altem Gebrauch den Segen des Himmels auf die kaiserliche Dynastie herabflehte und speciell auf den „Retter der Gesellschaft", der schon nach wenig Wochen seinen Degen, den Degen von Austerlitz, mit dem er sich so gern umgürtete, dem König von Preußen zerknirscht und beschämt als Gefangener zu Füßen legte! Der Engel der Vergeltung schreitet mit feurigem Schwert und festem Schritte durch die Weltgeschichte und kommt, wie die Strafe der Sünde, spät, aber sicher nach.

Gleich zu Anfang der Belagerung übrigens zeigte sich auch in Straßburg die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, die bei der Vorbereitung des großen gewaltigen Krieges überall in Frankreich geherrscht hatte. Die Stadt, obwol, schon ihrer Lage nach, eine Festung ersten Ranges, besaß nicht einmal eine regelmäßige Besatzung. Vier Regimenter waren außerdem in den letzten Julitagen fortgezogen, um zur Armee Mac Mahon's zu stoßen, natürlich mit Sang und Klang: „à Berlin! à Berlin!" Als der General Uhrich in der entscheidenden Stunde seine Truppen musterte, fand er kaum 10,000 Mann, und zu diesen gehörten noch einige tausend Soldaten von allen Waffengattungen, Turcos und Zuaven, Voltigeurs und Jäger, die sich nach der Niederlage bei Wörth und Fröschweiler in der wildesten Unordnung und ohne Leitung und Führung nach Straßburg geflüchtet hatten. Auch die paar hundert Mann Marinesoldaten waren darunter, von denen man in den Pariser Kaffeehäusern so viel abenteuerliche Dinge erzählt und gefabelt hatte: sie sollten auf besonders construirten eisernen Kanonenböten den Rhein auf- und abfahren und so jede Landung von drüben unmöglich machen, ein Manöver, das bei der Expedition in China so großen Erfolg gehabt hatte. In China, wo bekanntlich die Festungswälle mit gemalten Drachenköpfen und allerlei sonstigen Fratzen garnirt sind, um die Belagerer in's Bockshorn zu jagen. Als ob die Deutschen Chinesen wären! Auch nicht ein einziges solches Boot ist auf dem Rhein zum Vorschein gekommen, und wenn auch, was hätte es viel geholfen?

Der furchtbare Ernst der Lage machte sich aber doch bald geltend, und nun entwickelte sich auf den Wällen, in der Citadelle und an den Außenwerken eine fieberhafte Thätigkeit, um das Versäumte einigermaßen nachzuholen und die begangenen Fehler wieder gut zu machen. Aufgehalten wurde dadurch freilich das Verderben, aber abgewendet nicht; denn auch die Preußen und Badenser arbeiteten Tag und Nacht in unglaublicher Hast und Anstrengung; einmal hatten sie sogar 25 erbeutete Waggons in Brand gesteckt, um beim Scheine dieser Riesenfackeln ihre Laufgräben und Parallelen zu ziehen.

Schon am 13. August hatte der General Werder, als Höchstcommandirender der Belagerungsarmee, nach völkerrechtlichem Kriegsgebrauch, einen Parlamentair in die Festung geschickt, mit der Aufforderung zur Uebergabe, widrigenfalls nach Verlauf von achtundvierzig Stunden die Beschießung be-

Bauern, Soldatenweiber, Bettelbuben, einen kleinen Bratenwender, russische Gefangene des siebenjährigen Kriegs, das Gefolge der türkischen Gesandtschaft, vor Allem aber Gruppen aus seinem eigenen Familienleben. Ein Jahrzehnt lang etwa hatte er sich mit solchen Arbeiten beschäftigt, als eine größere Platte, die er 1767 begann, seinen Ruhm begründete: Der Abschied des Calas von seiner Familie. Chodowiecki hatte eine schlechte französische Darstellung dieses Vorwurfs gesehen und beschloß, die Sache besser zu machen. Calas, der protestantische Kaufmann in Toulouse, dessen ältester Sohn, längst zur Schwermuth geneigt, sich selbst erhängt hatte, war durch mönchische Hetzerei in den Verdacht gekommen, den Unglücklichen wegen Uebertritts zur katholischen Kirche gemordet zu haben und war bei der damaligen gewissenlosen Rechtspflege 1762 hingerichtet worden. Voltaire, der stets bereit war, gegen Fanatismus und Rechtsverletzung Front zu machen, nahm sich der Familie an und brachte es zur Revision des Processes, welche im Jahre 1765 zur Annullirung des frühern, freilich nun schon längst vollstreckten Urtheils und zur Schuldlossprechung des Getödteten führte. So beschäftigte diese Tragödie das Publicum und Chodowiecki's Blatt kam zur rechten Stunde. Für seine ganze Richtung ist es bezeichnend, daß ihm auch aus diesem Stoff sich vorzugsweise eine rührende Familienscene gestaltete. Die Kinder umringen ihren Vater, der eben in Fesseln gelegt wird. Er weist liebend auf die ohnmächtig niedergesunkene Mutter hin, um welche ein Freund des Hauses und die alte Magd beschäftigt sind. Soldaten halten den Ausgang besetzt und Mönche schauen zur Thür herein auf ihr Opfer. Wer möchte daran zweifeln, daß Hogarth, wenn er einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln gehabt hätte, ganz anders verfahren wäre. Er hätte die Scene vor Gericht verlegt, hätte in scharfen und erschütternden Zügen, mit bitterster Ironie die Gier und Leidenschaft der fanatischen Ankläger, die Gemeinheit des aufgehetzten Pöbels, die Schlechtigkeit und Stupidität der Richter gezeigt. Er wäre weit tiefer in das innerliche Interesse des Vorwurfs eingedrungen als Chodowiecki, der auch hier in seinem stillen Kreise verharrt.

Jetzt überschreitet er freilich diese Grenzen öfters, seit sich nach dem Erfolge des Calas die Aufträge der Buchhändler zu Stichen und Radirungen mehren und seine Productivität sich zu einem wahrhaft staunenswerthen Grade steigert. Unter den 950 Nummern, welche das Verzeichniß seiner Blätter in dem vorzüglichen Buch von Engelmann aufweist und wobei oft noch sechs bis zwölf einzelne Darstellungen auf eine Nummer gerechnet sind, kommen auch biblische, allegorische, mythologische, geschichtliche Darstellungen vor. Aber seine heiligen Figuren, seine deutschen Ritter, sein Cherusker Hermann, sein Götz von Berlichingen befriedigen uns wenig. Wenn er Shakspeare's Hamlet, Macbeth, Coriolan illustrirt, glauben wir eher Parodien oder mindestens das bloße Abbild nicht ganz glücklicher Bühnendarstellungen zu sehen, und selbst seine komischen Scenen aus Heinrich IV. und den lustigen Weibern stimmen nicht immer mit den Vorstellungen, die wir uns von Falstaff und seinen Genossen machen. Vielleicht sind einige Blätter zum Gil Blas, namentlich die zarten Bilder kleinen Formats die einzigen Darstellungen aus anderer Zeit und Sitte, bei welchen der Künstler vollständig in seinem Element ist. Und auch da, wo Chodowiecki seine eigene Zeit schildert, ist es nur eine ganz bestimmte Auffassung derselben, die ihm glückt. Immer wieder ist es das Kleinleben und Familienleben, in welchem er sich am liebsten bewegt. Selbst der große Friedrich, den er so häufig darstellt, ist bei ihm nicht sowol

der königliche Philosoph, Gesetzgeber und Kriegsheld, als der populäre „alte Fritz" und weit lebendiger als in großen historischen Momenten tritt er uns in genrehaften und anekdotischen Situationen entgegen. So steht er inmitten von Chodowiecki's Welt, durch welche überhaupt die Luft von Friedrichs Epoche, der Geist der Aufklärung, der einfachen Vernünftigkeit und Humanität weht.

Wie schon früher stellt Chodowiecki auch in der Folge mit besonderer Vorliebe Situationen aus der nächsten Umgebung, namentlich aus dem eigenen Familienleben dar. Das gefälligste Blatt dieser Gattung ist unter der Benennung „Le cabinet d'un peintre" bekannt, ein reich mit Gemälden geschmücktes Zimmer, am Tisch des Künstlers Gattin mit fünf köstlich naiven und liebenswürdig aufgefaßten Kindern, am Fenster er selbst, mit scharfem Blick durch die Brille beobachtend und die vordere Gruppe zeichnend. Aehnlich sitzt er auch im Hintergrunde jener launigen Darstellung des tauben Antiquars Lippert in Dresden, mit dem sich der Kupferstecher Zingg unterhält. Der ungebundenste Humor macht sich in der „Wallfahrt nach französisch Buchholz" geltend, einem Scherz, durch welchen er seine Familie für eine verregnete Landpartie entschädigte: Die Tochter Susette zieht vorauf, an der Heugabel fünf Würste und eine große Bretzel tragend, es folgt ein Esel, auf welchem Sohn, Neffe und zwei kleinere Kinder in Körben Platz genommen haben, zwei junge Mädchen, Chodowiecki's Schwester Nanette und seine Tochter Jeanette, eine Torte und einen Flaschenkorb tragend, schließen sich an, und „Vetter Kolbe", der die Geige spielt, macht den Beschluß.

In technischer Hinsicht sind aber Chodowiecki's Stiche kleinen Formats, vor allen seine Kalenderkupfer, oft noch vorzüglicher. In ihnen illustrirt er einen außerordentlich großen Kreis von Schriftstellern, und man kann fast sagen, daß der ganze Aufschwung der modernen Literatur im achtzehnten Jahrhundert sich in seinen Arbeiten spiegelt. Unter den Kupfern zu französischen Autoren ziehen uns diejenigen zu Voltaire's Werken und zu Rousseau's neuer Heloise am meisten an, unter den Engländern sind die Begründer des modernen Romans vertreten, Goldsmith, Smollet, besonders Richardson, dem Chodowiecki die im Dulden große Clarisse, und den durch Liebenswürdigkeit und weltmännische Form bestehenden Wüstling Lovelace meisterhaft nachempfunden hat. Unter den deutschen Autoren steht für ihn Lessing in erster Reihe und es ist kein Zufall, daß seine ersten Kalenderkupfer die 1769 erschienenen Illustrationen zu Minna von Barnhelm sind. Im System des Laokoon hätte Chodowiecki freilich kaum den Platz gefunden, der ihm zukommt. Aber wenn auch nicht mit Lessing dem Kritiker bildender Kunst, der als solcher, ähnlich wie Winckelmann, noch einem zu starren Idealitätsbegriff huldigt, so trifft er um so mehr mit Lessing dem Dichter zusammen, der voll Ursprünglichkeit und Lebendigkeit die Stoffe seiner eigenen Wirklichkeit gestaltet. Dann finden wir von unserm Künstler auch manche heutzutage ziemlich vergessene Bücher illustrirt, wie Sophiens Reise, Sebaldus Nothanker, die Geschichte Karl Ferdiners, Hippel's Lebensläufe. Von Autoren, welche die heutige Welt besser im Gedächtniß behalten hat, ist vor Allen Gellert zu nennen, dessen gutmüthige Schalkhaftigkeit der Natur des Malers besonders entsprach. Aber auch den jugendlichen Schiller finden wir bei ihm, in den Bilderfolgen zu den Räubern und zu Kabale und Liebe, Goethe in einigen reizenden Wertherblättern. Die liebliche Episode, wie Werther eintritt, als Lotte den Kindern Brod schneidet, ist das Original-

von Kaulbach's beliebter, viel anspruchsvollerer Darstellung desselben Motives und übertrifft diese doch bei Weitem an Feinheit und Echtheit des Charakters. Aus späterer Zeit rühren dann die Kupfer zu Hermann und Dorothea her. Der Ton des bürgerlichen Rührstücks ist in den Blättern zu Iffland's Jägern meisterhaft getroffen. Selbst dem Trocken-Lehrhaften weiß der Künstler in verschiedenen Bildern zu Schriften Basedow's eine anziehende Seite abzugewinnen. Die eigentliche Carrikatur tritt seltener auf, doch werden wir durch die Götter und Heroen im Hofcostüm Ludwig's des XV., mit welchen er Blumauer's travestirte Aeneide begleitet, herzlich belustigt. Aus der bürgerlichen Welt verliert sich endlich Chodowiecki manchmal in die bäuerliche, wie in den Kupfern zu Pestalozzi's „Lienhart und Gertrud", aber hier verläßt er bereits den Kreis, auf den er nach Sitte und Empfindungsweise besonders angewiesen ist.

Anziehend ist Chodowiecki namentlich auch da, wo er, statt die Dichtungen Anderer zu illustriren, die Rolle des Dichters selbst übernimmt, die Situationen erfindet und zusammenreiht. Will er dies ganz im Ton Hogarth's versuchen, so zeigt er sich freilich nicht so schneidig und originell wie dieser, was man bei seinem „Leben des Liederlichen" oder dem „Leben des schlecht erzogenen Frauenzimmers" wahrnimmt, obwol gerade dieses durch eine gewisse graziöse Ironie sich auszeichnet. Anspruchslos und im Moralisiren maßvoller sind aber jene einfachen Gegenüberstellungen von je zwei kleinen Blättern „Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens", welche unbefangenes und ungekünsteltes Benehmen in alltäglichen Situationen, bei Unterricht, Tanz, Spaziergang, bei Naturgenuß, bei bösem Wetter u. dgl. darstellen. Durch heitre Laune zeichnet sich die Folge der Heirathsanträge aus, unter welchen uns der Schneider und der Einfaltspinsel besonders ergötzen. Ganz reizend sind die „Beschäftigungen der Damen", beginnend mit dem im zartesten Halbdunkel gehaltenen Besuch am Wochenbett, mit welchem dann die junge Hausfrau, die mit ihrer Magd rechnet, die vier nähenden Mädchen am Fenster, die eifrige junge Leserin, deren Publicum eine eingeschlafene und eine zum Fenster hinausschauende Dame ausmachen, endlich die Spielpartie, auf gleicher Höhe stehen. Wie sehr uns auch Chodowiecki erfreut, wo drollige Laune in seinen Blättern waltet, diejenigen, in welchen Zartheit und leichte Grazie den Ton angeben, sind uns doch noch lieber. Das zeigen auch die zahlreichen Darstellungen von berliner Moden, von Haartrachten der Damen, die köstlichen Versuche eines Orbis pictus nach Lichtenberg's Idee, höchst lebendige Typen aus dem Leben, in langer Reihe hintereinander aufmarschirend, bei welchen der Anfang mit Bedientencharakteren gemacht ist, endlich das berühmte Blättchen „la cervelle d'un peintre", zahlreiche Gesichter und Gestalten, wie sie bunt durcheinander dem Gehirn des Malers entsteigen. Aber auch diese Blätter waren ihm oft noch nicht klein und fein genug, seiner Phantasie strömte während des Arbeitens an bestimmten Aufgaben stets eine so unerschöpfliche Fülle von Gedanken und künstlerischen Motiven zu, daß er in seiner spätern Zeit die Gewohnheit hatte, sie als „Einfälle" an den Rand der Platten zu schreiben. So bilden sie, ganz flüchtig und ganz klein mit der Radirnadel hingehaucht, die interessante Zugabe der Probedrucke. Ein bestimmter Zusammenhang mit den Hauptdarstellungen ist nur selten vorhanden, regellos, bald in geringerer Anzahl, bald gedrängter umziehen sie die Ränder. Da spielen kleine Knaben und jagen sich über die Felder, ein alter Herr sitzt im Lehnsessel, ein

Mädchen träumt in der Einsamkeit, zwei nackte Knäblein „Liebe und Gegenliebe“ umarmen sich zwischen Gebüschen, die „Arrogance“ steht als eine dicke Person mit Eselsohren da; Spaziergänger, Reiter, Bauernpaare, Kosacken, Mönche, Hirten und Hirtinnen, selbst Satyrn und Nymphen ziehen an uns vorüber, und die Gestalten der Wirklichkeit mischen sich mit denen einer geträumten Welt.

Gerade wo Chodowiecki sich im kleinern Umfang bewegt, zeigt er auch die höchste Eleganz der Technik. Er giebt den Gestalten das feinste Leben, erreicht wirkungsvolle Modellirung, Durchsichtigkeit der Fernen, höchste Meisterschaft der Perspective, läßt aber auch hier die schlichteste Naivetät der Behandlung vorherrschen, ohne einen Zug von prunkender Bravour. Die Figuren, namentlich die jugendlichen, sind oft übertrieben schlank, aber selbst daran nehmen wir keinen Anstoß, es paßt zu der Empfindung, die er in sie hineinlegt. In der Gesellschaft, die er uns zeigt, herrscht Sitte, Bildung, Vernünftigkeit, Feinheit im Ton des Umgangs, tüchtiger bürgerlicher Sinn, dem selbst jene gewisse Empfindsamkeit, welche zu seiner Zeit eine große Rolle spielte, nicht wesentlich Eintrag thut. Selbst die Schwächen zeigen eine Grazie, die uns anzieht. Und wenn hie und da ein moralisirender Ton angeschlagen wird, so ist dies kein persönlicher Fehler des Künstlers, es liegt in dem Charakter der Zeit, seine eigene Grundschauung ist echt künstlerisch, keineswegs so reflectirend, lehrhaft und tendenziös wie die Auffassung Hogarth's. Wenn wir große Folgen Chodowiecki'scher Stiche durchsehen, so ist uns, um auf einen früher angedeuteten Vergleich zurückzukommen, als schritten wir durch eine jener englischen Parkanlagen hin, in welchen sich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Eindringen des neuen Geschmacks am sichtlichsten offenbarte. Die Partieen, die sich für ernst und erhaben ausgeben, die Grotten und künstlichen Felsen, nehmen sich spielwerksmäßig aus, die neuen Ruinen und die gothischen Trümmer sind theatralische Setzstücke ohne besondere historische Treue, und in jenen Einsiedeleien, Urnen, Trauerweiden offenbart sich eine Sentimentalität, die wir belächeln. Dennoch folgen wir so gern den Schlangenpfaden, und fühlen uns erquickt durch das gesunde Naturgefühl, das in diesen schönen Baumgruppen, dem traulichen Gebüsch, dem heitern Blick über freie Triften auflebt.

Wie Chodowiecki der echte Maler des zeitgenössischen bürgerlichen Lebens war, so führte er auch eine echt bürgerliche Existenz, gemächlich, ohne äußere Schicksale, in behaglichem Familienleben, voll emsiger Arbeit, die er bis an sein Ende nicht unterbrach. Nur selten kam es vor, daß eine Reise in dem gewöhnlichen Treiben eine Pause machte, und wenn das geschah, so waren das nicht ferne Länder, nicht etwa der glückliche Süden, den er aufsuchte, sondern er ging niemals über das heimatliche, norddeutsche Gebiet hinaus. So unternahm er, um seine Mutter wiederzusehen, im Jahre 1773 einen Ritt nach Danzig, über den er jenes originelle Reisetagebuch in Zeichnungen geführt hat, das sich auf der Akademiebibliothek zu Berlin befindet.

Sie zeigt den Morgenbesuch bei dem Kaufmann Gerdes, der, im Schlafrock, den Eintretenden seiner jungen Frau vorstellt, die wegen Unpäßlichkeit im Bett liegt. Die Behandlung des Costümes, der Scenerie, das ganze Auftreten und sich Benehmen der dargestellten Persönlichkeiten, die Grazie, welche auch bei dieser einfachen Situation waltet, versetzen uns recht schlagend mitten in Chodowiecki's Welt



Nach einem Bilde von Wilhelm ... *Gest. von K.* ...

Eingebildete Elternsorgen

[illegible] dem Ziergarten [illegible]
[illegible] emporgestiegen, das [illegible]
Staatsgeschäfte, [illegible]
[illegible] der deutschen Gesandtschaft [illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible] der Zeit [illegible]
[illegible] auf der [illegible]
[illegible] Um [illegible]
[illegible]

Würfelspiel auf dem Straßenpflaster nicht aufscheuchen. Jetzt aber naht ein Aufzug, dem Alles Platz machen muß, der neu gewählte Lord Mayor kommt einhergefahren, das Volk drängt sich lärmend und gaffend um die altmodische Staatscarosse, aus den Fenstern, von den Dächern schauen die Leute herab. Da wird Hoch gerufen, umgerannt, geprügelt, gestohlen. Doch nicht nur bei so außerordentlichen Gelegenheiten geht es laut her. Mit welcher Verzweiflung tritt der unglückliche Musikus an das Fenster und hält sich die Ohren zu bei all' dem Höllenlärm der Ausrufer, der Straßenmusikanten, der Kinderknarren und des schreienden Säuglings. Abends ist es etwas ruhiger geworden, der Spießbürger geht mit Weib und Kindern spazieren, schleppt das jüngste auf den Armen und macht neben seiner feisten Ehehälfte eine klägliche Figur. Um den Branntweinladen drängt sich aber ein gemeiner Haufe, der vor Hunger Sterbende hat ein Glas Gin in den erstarrten Fingern und das zerlumpte Weib auf den Stufen läßt, bis zum Wahnsinn berauscht, ihr Kind aus den Armen fallen. Am bedenklichsten geht es in Londons Straßen zu, sobald es Nacht geworden. Allerlei Gesindel wagt sich heran, die Bettlerfamilie macht sich ihr Nachtquartier unter freiem Himmel zurecht, die Kutsche wirft auf den elenden Wegen um.

Dann führt Hogarth uns auch in das Innere der Häuser, in die Gemächer des vornehmen Herrn, wo Sport, Fleuretstoßen, Einstudiren der Menuettouren den ganzen Inhalt des geckenhaften Treibens ausmachen, in das Boudoir der aristokratischen Dame, in welchem das Laster sich kaum noch unter dem Schein äußerer Convenienz verbirgt, in die Dachkammer des armen Poeten, wo sich eine Probe von Künstlers Erdenwallen abspielt. Im Theater lacht uns das ganze Parterre entgegen, in der Kirche führt geschäftsmäßige Gleichgiltigkeit das Wort und die eingeschlafene junge Frau hat den besten Theil erwählt. Die Perrückenköpfe auf der Richterbank nehmen die wichtigsten Gesichter von der Welt an, aber ganz bei der Sache sind sie erst, als sie beim Festmahl zu Ehren des neuen Sheriffs sitzen. Und dann jenes Bild voll eigenthümlicher Ironie und Laune, auf welchem wir die Toilette der wandernden Schauspielerbande in einer elenden Scheune belauschen. Juno läßt sich ein Loch in ihrem Anzug flicken, während sie ihre Rolle memorirt, Amor langt dem Apollo seine Strümpfe herab, der Adler Jupiters hat seine Maske etwas zurückschieben müssen, um ein Wickelkind zu füttern, dessen Mutter gerade im Reifrock dasitzt und sich schminkt, der Liebhaber und eine Nymphe trinken sich gegenseitig Stärkung in Gin zu. Und nach diesen Bildern voll Laune, doch noch häufiger voll bittern Ernstes, führt uns der Künstler bis in die Schlupfwinkel der Schande und der niedrigsten Ausschweifung, bis in die Höhlen des Verbrechens und an die Stellen, wo dies seinen Lohn empfängt: Zuchthaus, Irrenhaus und Galgen.

Vom Gebiet des bürgerlichen und socialen Lebens leitet uns dann Hogarth manchmal in das des politischen Lebens hinüber, bald in harmlosen Scherzen, wie sein Zeitungsleser, der in übergroßer Versunkenheit sich mit dem Licht die Hutkrämpe in Brand steckt, bald in scharfen Satiren gegen Frankreich, endlich in jener Folge von Scenen, welche das Treiben bei den Parlamentswahlen schonungslos darlegen.

Aber Hogarth ist nicht blos der Maler, welcher die einzelnen komischen Situationen schildert, sondern er hat, wie alle großen Illustratoren, etwas vom Dichter an sich, giebt außer dem Nebeneinander auch das Nacheinander, setzt die einzelnen Darstellungen in Zusammenhang und zeigt sich da am ori-

ginellsten, wo er eine Reihenfolge von Bildern entwickelt. Dem ersten Werk dieser Art, dem „Lauf der Buhldirne", folgt der „Lauf des Liederlichen", der Cyklus „Fleiß und Faulheit", dann vor Allen „Die Heirath nach der Mode", wol sein Meisterwerk. Die Kupferstiche sind allgemein verbreitet, die Originalgemälde befinden sich in der Nationalgalerie zu London und widersprechen jenem in England oft wiederholten Urtheil, daß Hogarth weniger Maler als Zeichner sei. Im Gegentheil, hier ist die Technik von weit größerm Reiz als in den Stichen, die Farbe zeigt Kraft und Harmonie, freilich auch jenen zu freien, leicht zur Flüchtigkeit führenden Vortrag, mit dem die Engländer angefangen, statt mit ihm aufzuhören. Indessen ist namentlich die Charakteristik der Köpfe trefflich durchgeführt.

„Die Heirath nach der Mode" — ein Gegenstand, dessen allgemein menschliches Interesse, dessen Verständlichkeit allein schon dem Kunstwerk unvergängliche Theilnahme sichert. Und wie hat Hogarth das Drama, das er uns vorführt, zu entwickeln gewußt! Meisterhaft ist auf dem ersten Bilde die Exposition, die uns zeigt, wie die Verbindung lediglich von den Vätern gemacht wird, die auf der einen Seite Rang, auf der andern Seite Geld einsetzen, während Braut und Bräutigam sich schon jetzt mehr als gleichgiltig sind. Treffend führt uns das zweite Bild in den Fortgang der Handlung: jene Morgenscene nach überwachter Nacht im Salon des jungen Paares, sie gähnend, nachdem ihre Spielgesellschaft sie verlassen, er schlaff und ermattet von den Lustbarkeiten, denen er außer dem Hause nachging. — Auch jetzt nimmt keins der Beiden von dem Andern Notiz und der Haushofmeister sammt seinem Stoß von Rechnungen muß den Raum mit kläglicher Miene verlassen. Dann in den beiden nächsten Scenen das noble Resultat vom Leben des Ehemanns und die Toilette der Gemahlin, welche, mitten unter ihrer faden Gesellschaft, der Stimme des Verführers Gehör giebt. Und nun eilt das Stück schnell der Katastrophe zu. Der Ehemann, seine Gattin überraschend, wird vom Verführer getödtet, und die Ueberlebende hat sich endlich selbst im Hause ihres Vaters durch Gift das Leben genommen, während ihr zu Füßen die Galgenrede ihres Galans liegt und ihr krankes Knäblein jammernd an ihrem Halse hängt. — So der Gang des Ganzen, aber auch in jedem einzelnen Bilde welche Erfindung und Beobachtung, welche treffende Charakteristik und unerschöpfliche Fülle komischer Kraft.

Wie kommt es nun, daß uns trotz dieser Vorzüge selten ein Werk Hogarth's und so auch dies nicht, einen ganz ungetrübten, künstlerischen Genuß bereitet? Auch die großen holländischen Sittenmaler des siebzehnten Jahrhunderts, vor Allen der phantasievollste unter ihnen, der oft mit Hogarth verglichene Jan Steen, führen uns häufig in derbe, drollige, nicht ganz saubere, verkehrte Gesellschaft. Aber ihr ursprünglicher Humor verläßt sie nie, ihre Laune, selbst ihr Spott sind immer harmlos, niemals bitter, ein wirklich Nichtiges, Gemeines, Verworfenes existirt für sie nicht, sie erkennen selbst im Geringsten den Widerschein der unendlichen Idee. Hogarth ist nicht eigentlicher Humorist wie sie, er ist Satiriker, steht nicht in den Dingen, die er darstellt, sondern stellt sich über sie. Dem Satiriker aber liegt immer ein Fehler nahe, der fast unvermeidlich für ihn ist: über die Grenze des rein Künstlerischen hinauszugehen, statt an die Organe der Phantasie sich an die Reflexion zu wenden. Hogarth kommt es meist nicht blos darauf an, bildlich darzustellen, er will mehr, er will lehren und erzählen. Daraus entspringt zunächst eine Ueberladung mit Einzelheiten, die unser Auge nicht auf

einmal beherrschen kann, die uns veranlassen, vor dem Bilde zu grübeln statt es zu betrachten. Wir staunen über die Phantasie, welche sich nicht genug thun kann, welche die kleinsten Nebendinge, die Bilder an der Wand, jedes Geräth und Toilettenstück in den Dienst der komischen Schilderungen nimmt. Aber wie oft zerstreut uns dies, und stört nur die Einheit der künstlerischen Stimmung. Allerlei Anspielungen, specialisirende Zuthaten, überflüssig genaue Motivirungen, die ganz unmalerisch sind! Was im damaligen Roman uns als ermüdende Breite erscheint, wird in der bildlichen Darstellung sogar zur Verletzung der einfachsten künstlerischen Gesetze. Da kommen Thiere vor, die in einer störenden Absichtlichkeit die dargestellten Menschen persiffliren, wie die beiden widerwillig an einander gekoppelten Hunde als Spiegelbild der Brautleute auf der ersten Scene der „Heirath nach der Mode", dann auf dem letzten Bilde dieser Folge, das Gegenstück des Vaters, der seiner sterbenden Tochter den Ring vom Finger zieht, der gierige Hund, der den unbewachten Augenblick benutzt, um über den Braten auf dem Tische herzufallen. Da sind auch häufig Briefe oder Zettel mit Schriftzügen angebracht. Der Künstler erwartet von uns, daß wir sie lesen, es steht etwas darin, was mit zur Geschichte gehört. So ist er auf dem besten Wege zum Hülfsmittel alterthümlicher Kunst zurückzugreifen, welche den Leuten Schriftbänder vom Munde ausgehen läßt, auf denen geschrieben steht, was sie sagen wollen.

Mit diesem Zuviel vereinigt sich bei Hogarth gewöhnlich noch ein zweiter Fehler, eine direct moralisirende und didactische Tendenz, die ja auch häufig im gleichzeitigen Roman, namentlich bei Richardson, verletzt. Dies raubt dem Künstler die Naivetät, macht die ganze Darstellungsweise absichtlich. Und dieser Absichtlichkeit entspricht ein dritter Mangel, das Vorherrschen der Carricatur. Hogarth, dem keineswegs aller Sinn für Schönheit fehlte, der sich theoretisch sogar mit der Analyse der Schönheit beschäftigte, geräth dadurch in eine oft widrige Schwelgerei im Häßlichen. Stets geht er von Wahrheit und echtem Charakter aus, aber durch Uebertreibung beeinträchtigt er Beides. Freilich muß zugegeben werden, daß dieses Chargiren nicht blos ein persönlicher Fehler ist, daß er der ganzen Nation angehört, auch in der Literatur von Hogarth's Zeitgenossen bis auf unsern Tag, bis auf Thackeray und Dickens auftritt. So hat dieser enge Zusammenhang mit dem Volkscharakter, selbst in seinen Fehlern, immerhin unsere Sympathie in einer Epoche, die bis dahin nur eine höfische Kunst, keine volksthümliche, aufweisen kann.

Dennoch begreifen wir, daß Chodowiecki es übel nahm, als ihn einmal ein Freund in einem Brief mit Hogarth verglich. Einerseits hätte ihm das schmeichelhaft sein können, denn Hogarth's künstlerische Persönlichkeit war entschieden größer und von mehr durchschlagender Kraft. Andererseits aber läßt sich nicht leugnen, daß dessen herber, bitterer, am Häßlichen sich weidender Zug dem deutschen Maler widersprechen mußte. „Unser wackerer Chodowiecki", sagt Goethe, „hat manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks trefflich dargestellt; allein was that er? Er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen, Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefälligen Strebens nach Werth und Schönheit." Chodowiecki's Stimmung ist keine satirische, bei ihm waltet in der That jener Humor, der wohlwollend und herzensgut auch da bleibt, wo er spottet. Wir fühlen uns oft gedrückt in Hogarth's Atmosphäre, den Dunst und Qualm

ginnen würde, und dieselbe nahm auch, wie bereits erwähnt, am 15. August ihren Anfang, weil die Aufforderung entrüstet zurückgewiesen wurde. Die Festung ohne Schwertstreich zu übergeben, wäre auch gar zu schimpflich gewesen und der General Uhrich hatte von seinem Standpunkt aus ganz Recht, den energischen Widerstand zu proclamiren, wenngleich die während dieses Krieges in allen belagerten französischen Festungen stereotype Phrase: „bis auf den letzten Mann, bis auf die letzte Patrone, bis auf den letzten Zwieback" auch hier nicht allzu buchstäblich zu nehmen ist.

Das Bombardement währte nun, mit kaum merklichen Unterbrechungen, bis zum 27. September, also dreiundvierzig Tage, und zwar Tag und Nacht, die längste fortdauernde Beschießung, welche die moderne Kriegsgeschichte überhaupt verzeichnet hat. Die später genau festgestellte statistische Uebersicht liefert in dieser Beziehung fast unglaubliche Details. Acht verschiedene Geschützarten waren während dieser Zeit preußischer Seits und vier badischer Seits in beinahe unausgesetzter Thätigkeit, im Ganzen 241 Geschütze, meist 24- und 30-Pfünder und 50- und 60-pfündige Mörser. Diese 241 Geschütze haben im Ganzen 193,722 Schüsse abgefeuert, Granaten, Shrapnels, Langgranaten und Bomben, also durchschnittlich per Tag, (den Tag zu 24 Stunden gerechnet) 6249, per Stunde 269 und per Minute 4—5 Schüsse.*)

Diesen massenhaften Geschossen entsprach auch die Wirkung. Ich nannte bereits die nordwestlichen Vorstädte, die schon in den ersten Wochen in einen einzigen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt waren und die noch jetzt, nach sechs Monaten, ein klägliches Bild der Zerstörung bieten. Hier und da entsteht freilich schon ein Neubau, mitten unter den Ruinen, was aber eigentlich den Anblick nur noch trauriger macht.

Die öffentlichen Gebäude wurden von den Belagerern vorzugsweise als Zielscheibe gewählt und zwar mit einer ebenso staunenswerthen, wie schaudererregenden Präcision. Zuerst wurde die Bank in der Broglie-Promenade in Brand geschossen, dann die Artillerieschule mit der Kanonengießerei, hierauf der Justizpalast, das Stadthaus und die Präfectur, nach ihnen das Theater, das Arsenal und mehrere Kasernen, endlich das Hôtel des Präfecten, die Bibliothek und das Museum. Die Zerstörung der Bibliothek war unstreitig der größte Verlust für die Stadt, und bis auf den heutigen Tag bleibt es unbegreiflich, daß man nicht bei Zeiten darauf bedacht gewesen, die kostbarsten Bücher in Sicherheit zu bringen. Auch dies erklärt sich wol nur durch die allgemeine Fahrlässigkeit und durch den Mangel an aller und jeglicher Fürsorge, und als man endlich Anstalt zur Rettung machen wollte, war es zu spät. So wurde eine unschätzbare Sammlung von Incunabeln und Paläotypen und ein großer Saal mit den seltensten Elzevieren ein Raub der Flammen. Die ganze gebildete Welt beklagt dies Unglück, aber ein directer Vorwurf ist den Belagerern durchaus nicht zu machen; es sind dies eben die furchtbaren Eventualitäten eines jeden Krieges, und die Verantwortlichkeit auch hierfür, wie der Fluch des Ganzen, treffen Diejenigen, welche den Krieg in heillosem, gottvergessenem Leichtsinn heraufbeschworen haben. Bei der großen Sympathie indeß, die das Schicksal Straßburgs überall in Deutschland hervorgerufen hat, wird auch dieser Verlust, so weit es möglich ist,

*) Diese Notizen, wie manche andere, sind aus Fischbach's „Bombardement von Straßburg", einem Tagebuch, das der frühere Redacteur des „Niederrheinischen Couriers" mit großer Genauigkeit, wenn auch nicht ganz unparteiisch, geführt hat.

wieder ersetzt werden. Schon jetzt sind aus allen deutschen Ländern gegen 80,000 Bände eingeschickt worden; nur fehlt leider noch ein passendes Gebäude, um sie aufzustellen. Doch auch dies wird kommen, und es wäre nicht unmöglich, daß die neue Straßburger Bibliothek eine der bedeutendsten von ganz Deutschland würde.

Die Gemäldegalerie war eine Schöpfung neuerer Zeit und schon deshalb und im Vergleich zu anderen derartigen Sammlungen nicht sehr bedeutend, obwol sie viele schöne Bilder großer Meister enthielt, Werke von Correggio, Guido Reni, Philipp v. Champaigne, Claude Lorrain u. A. Vorzüglich war die niederländische Schule gut vertreten, unter ihnen die berühmte flämische Kneipe von Ostade. An Kupferstichen und Zeichnungen war sie sehr reich. Alles wurde in der Nacht des 24. August, die eine der schrecklichsten der Belagerung war, von den Flammen verzehrt. Das schöne, massive Gebäude, das fast die ganze Nordseite des weiten Kleberplatzes einnahm, brannte bis auf den Grund nieder; nur die geschwärzten Mauern der Hauptfaçade blieben stehen, aber „in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen" — „Jene Nacht", sagt unser Gewährsmann, „hätten nur Diejenigen mit ansehen und miterleben müssen, die damals im Juli laut und prahlerisch verkündeten, daß der Krieg mit Preußen eine Nothwendigkeit sei und die dem Despoten verblendet zujauchzten, als er seine freche, sündhafte Herausforderung gegen Deutschland schleuderte; die Herren Ollivier und Gramont z. B., die „leichten Herzens" diesen fluchwürdigen Kampf anzettelten. Ob sie wol inmitten der dampfenden Ruinen, der lodernden Flammen, von verstümmelten Todten und ächzenden Sterbenden umgeben, noch den Muth gehabt hätten, ihr tolles, verruchtes Geschrei zu wiederholen: vive la guerre! Jetzt war es zu spät und das Unheil ging unerbittlich seinen fürchterlichen Weg."

Am 10. September wurde das Theater in Brand geschossen, ein neues entsetzliches Unglück, welches der betrübende Umstand noch verdoppelte, daß sich viele hundert Obdachlose in die großen Keller des Gebäudes zu einem provisorischen Unterkommen geflüchtet hatten. Es waren zumeist Frauen und Kinder und alte kranke Leute, die nun zum zweiten Male fliehen mußten, um ihr armseliges Leben in Sicherheit zu bringen. Die Soldaten der Löschmannschaft trugen sie unerschrocken durch den Granaten- und Kugelregen, aber viele von ihnen bezahlten ihren Heldenmuth mit dem Tode. Ueberdies war das Straßburger Theater eines der schönsten von ganz Frankreich, es datirte aus neuerer Zeit und hatte gegen zwei Millionen Franken gekostet. Die schlimmste und beklagenswertheste von allen Heimsuchungen, welche das Bombardement über Straßburg brachte, war aber die Beschießung des Münsters. Ein Schrei der Wehklage und zugleich der Entrüstung ging durch ganz Deutschland und weiter durch Europa, als man diese Trauerkunde vernahm, und doch hatte man auch hier vorschnell geurtheilt, weil man den wahren Sachverhalt nicht kannte. Aus dem königlichen Hauptquartier war dem General Werder die bestimmte Weisung zugegangen, die prächtige Kathedrale, eines der schönsten und noch dazu deutschen Baudenkmäler der Welt, so viel wie irgend möglich zu schonen, und diese Weisung war fast überflüssig, denn der General erklärte sie als selbstverständlich. Nun hatte aber der General Uhrich auf der Plattform des einen, bekanntlich unvollendeten Thurms einen Observationsposten eingerichtet, der von dieser Höhe aus die ganze Umgegend beherrschte. Dieser Posten stand durch elektrische Telegraphen mit den verschiedenen Batterien der Festungswälle, namentlich

mit denen der Nordostseite, in directer Verbindung und wurde deshalb für die Belagerer äußerst gefährlich. Zweimal schickte der General Werder einen Parlamentair vor die Stadt, mit der Aufforderung, den Posten zurückzuziehen, aber immer auf's Neue ragten die langen Fernröhre aus den Fenstern des Häuschens hervor. Da mußte endlich mit der Drohung Ernst gemacht werden und man warf einige Granaten auf den Dom. Ich hätte trotz alledem nicht der Officier sein mögen, der gezwungen war, die Mörser auf dies erhabene Ziel zu richten; aber jedes Bedenken verstummte vor dem düstern, unerbittlichen Worte: so will es der Krieg. Die Geschosse trafen, wie überall so auch hier, mit schrecklicher Präcision. Das Dach des Münsters gerieth in Brand, alle Löschversuche waren vergebens, die Flammen züngelten zu der gigantischen Steinpyramide hinauf, die glücklicherweise unversehrt blieb, wie auch das Gewölbe der Kirche selbst; der Anblick hatte um die Mitternachtsstunde in seiner grausen Majestät etwas furchtbar Erschütterndes. Die Bildsäule Erwins v. Steinbach am Südportale glühte in der feurigen Lohe und in den steinernen Zügen zitterte Zorn und Schmerz ... wenn er erstanden wäre aus seinem Grabe, der unsterbliche Meister, um die Vernichtung seines herrlichen Werkes zu sehen, das er zur Ehre Gottes gebaut, des Gottes, der seinen eigenen Sohn auf die Erde gesandt, mit der heiligen Mahnung: „Liebet euch unter einander“; doch so will es der Krieg. Nun aber ist es unser, das Münster, wir haben es mit Blut und Thränen zurückerkauft und das vereinigte Deutschland trägt es jetzt in seinem Herzen wie ein kostbares Juwel. Schon regt sich in allen deutschen Ländern eine warme Sympathie für den so schwer heimgesuchten Prachtbau, überall werden Sammlungen zu seiner Herstellung veranstaltet und es dürfte nicht unmöglich sein, daß bei dieser Gelegenheit so viele Gelder zusammenkämen, um auch den zweiten Thurm auszubauen. Das wäre ein schöner Balsam auf Straßburgs schwere Wunden und zugleich eine stolze Kundgebung deutschen Wesens im wiedereroberten Elsaß! Am folgenden Tage besuchte ich das Münster und werde weiter unten noch einige Einzelnheiten nachtragen.

Man muß durchaus der Bevölkerung Straßburgs, sowol der Garnison wie den übrigen Einwohnern, in Bezug auf ihre männliche, entschlossene Haltung, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie fügten sich in das Unvermeidliche und trugen das harte Geschick, das über sie hereingebrochen war, mit Muth, Ergebung und Ausdauer. Freilich leuchtete im Hintergrunde beständig die Hoffnung auf einen baldigen Entsatz durch irgend eines der vielen französischen Heere, die im westlichen Frankreich operirten. Daß jene Heere nach einander kläglich aufgerieben wurden, oder in schmähliche Gefangenschaft fielen, ahnten die Belagerten nicht. Es ist unglaublich, wie weit die Verblendung und der Schwindel auch hier gingen. Gleich zu Anfang der Belagerung gerieth plötzlich die ganze Stadt in den lautesten und freudigsten Aufruhr. Der Niederrheinische Courier und der Impartial du Rhin veröffentlichten nach dem Pariser Moniteur du Soir ein Extrablatt, das an allen Straßenecken angeschlagen wurde und die Herzen mit Jubel und Zuversicht erfüllte, leider nur auf wenige Stunden. „Der Marschall Bazaine“, so meldete jenes Blatt, das ich selbst gelesen habe, „hat einen entscheidenden Sieg bei Metz davon getragen. Die französischen Mitrailleusen haben den Feind niedergeschmettert; von der prächtigen Armee des Prinzen Friedrich Karl sind nur noch einige Trümmer übrig. Schon ruft Preußen die Mannschaften seiner sämmtlichen Festungen zu Hülfe. Frankreich wird

siegen, und der alte Ruhm der französischen Adler wird sich auf's Neue glänzend bewähren!" Die Häuser schmückten sich mit Fahnen und man rüstete sich bereits zu einer Illumination, aber die vorschnelle Freude fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Gegen Abend begann das Bombardement mit erneuter Heftigkeit, zweihundert Feuerschlünde sandten einen Granaten- und Kugelregen auf die unglückliche Stadt, und an wenigstens zwanzig Orten zugleich loderten die Flammen der brennenden Häuser gen Himmel: das war die Antwort von preußischer Seite auf die Lügendepesche.

Und doch wiederholte sich später in den letzten Augusttagen diese unselige Komödie noch einmal. Diesmal, hieß es, rückten 40 bis 50,000 Mann zum Entsatz heran, man könne von der Höhe des Münsterthurms die ersten Colonnen deutlich sehen, die bereits mit den Belagerern handgemein würden; der Feind, gegen die Wälle der Stadt getrieben, sei zwischen zwei Feuer gerathen . . . „Victoria, Straßburg ist gerettet!" In allen Straßen lief man frohlockend zusammen, man gratulirte einander zu der endlichen Erlösung. Auch dieser Taumel zerfloß wie eine Seifenblase, denn die feindlichen Batterien donnerten mit erneuter Vehemenz und häuften Ruinen auf Ruinen.

Die Proclamationen, welche das Hauptquartier von Zeit zu Zeit veröffentlichte, um den Muth der Bürger und Soldaten aufrecht zu erhalten, waren zumeist farblos und matt und gingen nicht über die bekannten gewöhnlichen Phrasen hinaus. „Bewohner Straßburgs! Euer Heldenmuth bewährt sich durch Eure Geduld. Ihr leidet für Frankreich und ganz Frankreich wird Euch für Eure Verluste entschädigen. Im Namen der Regierung, die wir vertreten, gehen wir diese Verpflichtung ein." Jene Regierung, die kaiserliche, hatte aber bereits aufgehört, zu existiren, der Kaiser selbst war gefangen, sein Thron und seine Dynastie gestürzt, die Republik war in Paris proclamirt und Blanqui, Rochefort und Gambetta waren Herren der Situation. Und ihr Regiment war noch gut und anständig im Vergleich zu den Excessen und Gräueln, denen die Weltstadt und ganz Frankreich später anheimfallen sollte, und die gerade jetzt, wo ich dies schreibe, auf einen Höhepunkt gestiegen sind, die alles bis dahin Erlebte, die Schrecknisse der ersten Revolution nicht ausgenommen, weit hinter sich lassen; denn nur noch zwei Orte liefern das Contingent der augenblicklichen Machthaber in Paris: das Zuchthaus und das Tollhaus. (April 1871.)

Der damalige Präfect von Straßburg war der Baron Pron, das echte Modell eines kaiserlichen Präfecten: vornehm und elegant, feine Manieren und äußerlich leutselig, im Uebrigen aber voll von seiner Würde, als erste Person im Lande und directer Repräsentant des Kaisers. Ganz erfüllt von der Gloire der Grande nation, dachte der gute Baron keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Umschlags, einer Niederlage, oder vollends einer Invasion, und hatte sogar manches pikante Bonmot auf die Preußen, die er ehrliche, brave Leute nannte, welche nur einen Fehler hätten, nämlich zu viel Sauerkraut zu essen und zu viel Bier zu trinken. Er kam also nicht über das elende Geschwätz des „Figaro" und „Gaulois" hinaus. Noch am Abend vor dem Napoleonstage gab er eine glänzende Soirée in den prächtigen Sälen des Präfecturgebäudes und beschwichtigte die Damen, die sich vor der nahen Beschießung ängstigten. „Die Preußen werden vielleicht morgen für ein kleines Feuerwerk sorgen", sagte er scherzend, „so daß wir es nicht zu thun brauchen." Welch' eine würdelose Frivolität! aber an ihr ist ja auch gerade das Kaiserreich zu Grunde gegangen. Kaum einen Monat

später und das stolze Präfecturgebäude lag in Schutt und Trümmern und auch der Präfect selbst war verschwunden. Erst am 12. September wurde freilich die am 4. September in Paris proclamirte Republik officiell bekannt, da man den Nachrichten, welche die Preußen in dieser Beziehung sofort nach Straßburg geschickt hatten, keinen Glauben schenken wollte, sondern dieselben für eine Kriegslist ansah. Immer die alte, unselige Verblendung! Auf einmal erschien aber der neue, von Gambetta ernannte Präfect in Person, und zwar wirklich wie vom Himmel herabgefallen. Es war dies ein gewisser Valentin, ehemaliger Officier und Abgeordneter Straßburgs für die Nationalversammlung von 48, ein Mann von nur mittelmäßiger politischer Begabung, aber ein entschiedener Republikaner. Es war ihm gelungen, sich unbemerkt durch die feindlichen Linien zu schleichen, mehrere Schildwachen der äußersten Vorposten schossen sogar auf ihn, aber es glückte ihm doch zu entkommen, er durchschwamm darauf die Ill*) und erreichte endlich das Fischerthor, von wo er sich direct zum General Uhrich führen ließ. Dort nahm er aus einer Blechbüchse ein Papier heraus, das er dem General mit den Worten überreichte: „Ich bin der neue Präfect von Straßburg." Der Baron Pron zog sich auch ohne Weiteres zurück, wie etwas, das sich von selbst verstand. Dergleichen Geschichten sind in Frankreich, auch ohne Belagerung und Krieg von Außen, nichts Seltenes; der jedesmalige Regierungswechsel brachte vielfach solche überraschende Scenen, wo auf einmal, wie aus einer Versenkung auf dem Theater, eine ganz unbekannte Figur erschien, direct aus Paris von dem neuen Machthaber abgesandt, um sich an die Spitze irgend eines höchsten Verwaltungszweiges zu stellen. Die Herrlichkeit Valentin's dauerte aber nur acht Tage, denn die Festung capitulirte am 28. September.

Vorher möchte ich aber noch einer andern Episode gedenken, die einen Lichtblick in die trostlose Bedrängniß der Belagerten warf und die in den Herzen aller Straßburger als dankbare Erinnerung gewiß lange fortleben wird. Es war dies die hochherzige Hülfe und Unterstützung, welche die nachbarliche Schweiz den Einwohnern anbot und die wirklich wie ein belebender Sonnenstrahl durch wetterdunkles Gewölk erschien.

Unter dem Patronat des Bundesrathes hatte sich nämlich in der Schweiz ein Verein gebildet, in der schönen, humanen Absicht, der unglücklichen Stadt auf jede erlaubte Weise ihre practische Theilnahme zu bezeigen. Eine Armee konnte sie als neutraler Staat nicht senden (sie hätte auch, nebenbei bemerkt, wol nicht viel geholfen), aber sie konnte den Frauen und Kindern, den Kranken und Greisen und den sonstigen Brod- und Obdachlosen die gastlichen Thore ihrer Städte öffnen. Die Deputation fand bei dem General Werder eine weit über ihre Erwartung gehende freundliche Aufnahme, wodurch zugleich die gehässige Behauptung widerlegt wurde, der General habe auf ein bereits früher vom Bischof von Straßburg an ihn gerichtetes ähnliches Ansinnen hartherzig geantwortet: „Die Frauen, Kinder und Greise seien ein Element der Schwäche für die Stadt, mithin ein Element der Kraft für ihn, er könne deshalb diesem bedeutenden Vortheil nicht entsagen." Wenn aber auch diese Antwort wirklich gegeben wurde, so wäre auch sie weiter nichts als ein neuer Beleg zu den vielen hundert anderen, für die Behauptung, welch' haarsträubende und herzzerreißende Schrecknisse jeder Krieg mit sich bringt.

---

*) Straßburg liegt bekanntlich in einer Ebene an der Ill und der Breusch, drei Kilometer westlich vom Rhein entfernt.

Schon der Prophet Jeremias nennt den Krieg „ein Aergerniß des Bösen", aber Einer, der mehr ist, als alle Propheten, hat später ausgerufen: „Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt!"

Die Schweizer Deputation erreichte ihren Zweck in erfreulichster Weise. Von preußischen Parlamentairs begleitet, erschienen sie am Morgen des 11. Septembers vor dem Weißenthurmthor, dort kam ihnen der Maire mit seinen Adjuncten und Räthen entgegen, um sie willkommen zu heißen, alle Herren waren in Schwarz und die Damen im Hintergrunde trugen gleichfalls Trauerkleider. Der Zudrang zu den Bureaux, wo man sich für die Emigrantencolonne einschreiben lassen mußte, war begreiflich sehr groß, so daß nicht alle Anforderungen berücksichtigt werden konnten. Kräftige Männer wurden, wenn sie sich meldeten, sofort zurückgewiesen; es handelte sich zunächst nur um alte, gebrechliche Leute und Kranke und dann um Frauen und Kinder. Das deutsche Commando stellte ihnen fünfzig Wagen zur Disposition, Hunderte machten außerdem den Weg bis zur nächsten Eisenbahnstation zu Fuße. Im Ganzen wurden über 2000 Personen auf diese Weise zur Stadt hinausgeschafft.

Der Bericht, in welchem später die Deputation dem Bundesrathe von ihrer Sendung Rechenschaft ablegte, ist ebenso rührend wie interessant; er erschien in verschiedenen Schweizer Blättern und mancher meiner Leser erinnert sich seiner vielleicht. Hier kann ich natürlich nicht weiter darauf eingehen, nur auf einen darin enthaltenen Passus möchte ich kurz hinweisen, der, wenigstens in meinen Augen, die schreckliche Lage der Einwohner von ihrer erschütterndsten Seite zeigte, nämlich die Beerdigungen. Die außerhalb der Stadt liegenden Friedhöfe mußten gleich beim Beginn der Belagerung preisgegeben werden; auf einem hatten sogar die Preußen ihre Batterien errichtet . . . der Krieg, obwol er die Gottesäcker in grauenhafter Weise bevölkert, achtet wieder seinerseits die Ruhe der Gräber nicht — und die beiden andern waren fast ganz unter Wasser gesetzt und lagen überdies im Bereich der feindlichen Kugeln. Deshalb bestimmte der Stadtrath den im östlichen Theile der Stadt ziemlich geschützt gelegenen botanischen Garten zum provisorischen Begräbnißplatz; dort wurden lange, tiefe Gruben gegraben, in die man die Särge dicht neben einander versenkte, Reich und Arm, Vornehm und Gering ohne weitern Unterschied, der Stabsofficier neben dem gemeinen Soldaten, der Tod machte alle gleich. Schlichte, hölzerne Kreuze mit einer kurzen Inschrift bezeichneten die Grabstätte und immer weiter dehnte sich das Todtenfeld, denn die Sterblichkeit war groß. Am schrecklichsten waren aber die Beerdigungen selbst. Die Särge wurden hastig durch die Straßen getragen, nur wenige Freunde, die den Muth hatten, den überall umherfliegenden Granaten zu trotzen, gaben das Geleit; manchmal fiel ein Geschoß dicht neben ihnen nieder, dann stob Alles in tödtlicher Angst auseinander, um das eigene Leben vor den platzenden Bomben in Sicherheit zu bringen und man ließ die Leichen stehen, um sie in einem günstigen Moment weiter zu schaffen. Genügt nicht schon dies eine Bild, um auch den kältesten Leser mit Entsetzen zu erfüllen?

Und Tag und Nacht tobten und krachten die Geschütze mit immer erneuter Wuth; Nachts zumal war es oft furchtbar schön anzusehen, wenn die rothglühenden Kugeln mit langen Feuerstreifen ihren Weg am Himmel bezeichneten und wenn außerdem nah und fern Leuchtkugeln und Raketen als Signale aufstiegen; in manchen heißen Septembernächten gesellte sich noch

ein Gewitter dazu, weiße, grelle Blitze durchzuckten wie Flammenbänder das schwarze Firmament und der rollende Donner in der Höhe schien den Donner der Kanonen überbieten zu wollen. Noch einmal traf eine Granate den Münsterthurm, und diesmal das neun Fuß hohe steinerne Kreuz seiner Spitze, aber die mächtigen Eisenstangen in seinem Innern verhinderten es am Fallen, es bog sich nur quer hinüber und blieb halb zerschmettert oben hängen, von wo es so viele Jahrhunderte lang weit hinausgeleuchtet hatte in die Lande, jetzt ein klägliches Wahrzeichen, daß der Krieg auch das Heiligste nicht verschont. Die große und schöne Finkmattkaserne wurde ebenfalls in Brand geschossen, die über anderthalb Millionen Franken gekostet hatte und die als ein Musterbau ihrer Art auch im Auslande bekannt war. Man versuchte Anfangs, die Feuersbrunst zu löschen, aber das Gebäude wurde mit einem solchen Granatenhagel überschüttet, der gleich in der ersten Stunde zahlreiche Opfer forderte, daß man es seinem Schicksale überlassen mußte. Es war dies dieselbe Kaserne, in deren Hof Louis Napoleon am 30. Octbr. 1836 seinen kleinen Straßburger Putsch versuchte, der ebenso kläglich ablief, wie einige Jahre später sein zweiter in Boulogne. Ein großer, baumstarker Tambourmajor packte den Prinzen sehr unsanft am Kragen, als er grade anfing, die neugierig zusammengelaufenen Soldaten zu haranguiren, um ihnen die Morgenröthe der neuen kaiserlichen Aera, die Reorganisation Frankreichs und noch viele sonstige Herrlichkeiten zu verkünden. Eine halbe Stunde später saß er auf der Wache, wo ihm ein alter graubärtiger Unterofficier gutmüthig kopfschüttelnd sagte: „Aber, mon pauvre Monsieur, was machen Sie für dumme Streiche." In Boulogne wurde er gar aus dem Wasser gefischt; ganz Frankreich und halb Europa lachte damals über den kopflosen Abenteurer. Und doch war das derselbe Mann, der später als allmächtiger Kaiser von Frankreich triumphirend in die Tuilerien einzog und der dann ein volles Decennium lang die übrige Welt durch sein Nasenrümpfen und Augenzwinkern in Schach hielt. Gewiß ist dem „Gefangenen auf Wilhelmshöhe" unter anderen Erinnerungsbildern seines vielbewegten Lebens auch dieses manchmal vorübergezogen, und der König Wilhelm hatte in seiner berühmten Septemberdepesche ganz Recht, wenn er ausrief: „Welch' eine Wandlung!"

Furchtbar und wirklich grauenhaft und herzzerreißend war der Anblick Straßburgs am 27. September, dem sechsundvierzigsten, aber auch dem letzten Leidenstage. Ueber 8000 Bewohner waren obdachlos geworden und hatten Hab und Gut ganz oder theilweise verloren; über 500 Privathäuser waren eingeäschert und viele tausend mehr oder weniger beschädigt, fast alle öffentlichen Gebäude lagen in Trümmern als rauchende Ruinen, die volkreichsten Stadttheile waren zerstört und verödet, die Citadelle war nichts als ein einziger wüster Schutthaufen. Beinahe keine Familie ohne Trauer und Thränen, die jammernden Frauen saßen mit ihren schreienden Kindern in den Kellern und wagten sich nicht an das Tageslicht hervor, auch die Kranken und Verwundeten, von den letzteren gegen 2000, hatte man dorthin geschafft, wo sie zumeist elend umkamen, und dabei unaufhörlich in den Lüften das Krachen, Pfeifen und Tosen der mörderischen Geschosse, mit jedem Schuß neue Gefahr bringend, neue Noth und Verzweiflung. Hoffnung, die doch sonst auch den Unglücklichsten nicht ganz verläßt, war keine mehr, keine! man kannte nun endlich das schreckliche Verhängniß, das über Frankreich hereingebrochen war wie ein Zorngericht des Himmels, als würde das ganze, einst

so mächtige und herrliche Land unaufhaltsam und unabwendbar seinem Untergange entgegengetrieben. Die Breschen klafften und vielleicht stand ein Sturm nahe bevor, der unmöglich mit Erfolg zurückgeschlagen werden konnte . . . auf Leichenhügeln würden alsdann die Sieger ihren Einzug in die eroberte Stadt halten.

Es sollte nicht bis zu diesem Aeußersten und Entsetzlichsten kommen: gegen 5 Uhr Nachmittags am 27. September wehte vom Münster herab die weiße Fahne und die Kanonade verstummte wie durch einen Zauberschlag. Straßburg capitulirte. Eine würdig gehaltene Proclamation des Generals Uhrich verkündete am nächsten Morgen den Einwohnern das Unvermeidliche. Nachdem er Allen für ihren Muth, für ihre Ausdauer und Opferwilligkeit gedankt, sagte er am Schluß: „Und Ihr Eurerseits, erinnert Euch ohne Haß und Bitterkeit Eures alten Generals, der sich glücklich geschätzt hätte, Euch das Unglück, die Leiden und Gefahren, die Euch getroffen, zu ersparen, der aber sein Herz gewaltsam diesen Gefühlen verschließen mußte, nur um seiner Pflicht zu gedenken, die er dem Vaterlande schuldig war, das jetzt mit Euch trauert."

Als in Paris die Nachricht von dem Falle der Stadt bekannt wurde, eilte Alles nach dem Concordeplatze, um die dortige Bildsäule Straßburgs mit Flor zu umhüllen und mit Kränzen zu schmücken, und die Avenue de l'Imperatrice benannte man zu Ehren des heldenmüthigen Vertheidigers Avenue Uhrich . . . auf wie lange dies letztere, ist schwer zu sagen, denn die Launen der Pariser wechseln bekanntlich schnell.

Gleichzeitig erließ der neue Maire von Straßburg, Küß, dessen kürzlicher Tod so allgemeine Sympathien hervorgerufen hat, denn man sagte, er sei am gebrochenen Herzen gestorben, eine andere Proclamation, in welcher er die Einwohner zur Ruhe und Mäßigung ermahnte, indem er zugleich auf die schrecklichen Repressalien hinwies, denen sich die Stadt durch den allergeringsten Widerstand oder sonstigen Angriff auf die feindlichen Truppen aussetzen würde: „Nach dem Kriegsgesetz wird jedes Haus, aus welchem ein Schuß fällt, sofort geschleift und die Bewohner desselben niedergemacht."

Die französischen Soldaten zogen durch das Nationalthor zur Festung hinaus, nachdem die meisten vorher in zornigem Ingrimm ihre Waffen zerbrochen und fortgeworfen hatten. Sie wurden kriegsgefangen nach Deutschland abgeführt. Alles drängte sich wild durcheinander: Infanterie, Cavallerie und Artillerie, Zuaven, Turcos, Mobilgarden, Chasseurs und Franctireurs, und eine dichte aber resignirte Volksmenge gab ihnen das letzte Geleit. Zu derselben Stunde marschirten von der entgegengesetzten Seite, unter klingendem Spiel und wehenden Fahnen, die deutschen Truppen als Sieger in Straßburg ein.

Dies waren die Bilder und Erinnerungen, welche den ersten Tag meines Aufenthaltes in der nun wieder deutsch gewordenen und, so Gott will, für ewige Zeiten deutsch bleibenden Hauptstadt des Elsaß ausfüllten. Der folgende Tag sollte, wenn auch noch vielfach eine Fortsetzung derselben, so doch auch einige heitere und erfreuliche bringen.

Reich zu reich und arm zu arm.

Erzählung aus dem Béarn*) von **Claire von Glümer.**

I.

Es hatte gewittert, aber vom Winde getrieben zogen die Wolken in's Land hinaus und während es noch von allen Zweigen tropfte und die Vögel sich mit lautem Geschrei von dem ausgestandenen Schrecken erzählten, brach die Abendsonne siegreich hervor und blitzte durch das dichte Laubdach der Eichen, die den Platz von Jurançon beschatten.

Pierre Bardet, der dicke Weinbauer, der sich kleidet wie ein Stadtherr und von dem weit und breit gesagt wird, daß er so reich ist, als schwer, trat auf die Schwelle seines Hauses, um zwischen den Baumkronen nach dem Himmel zu sehen und gab, als ihm das reinste Blau entgegen leuchtete, durch leises Pfeifen seine Zufriedenheit zu erkennen.

„So vergnügt, Nachbar?" sagte eine schrille Stimme neben ihm und als sich Pierre Bardet umwandte, sah er in das runzlige, neugierige Gesicht des alten Hausirers Caduchon. Er war von Wind und Regen übel zugerichtet, schaute aber lustig drein wie immer und schickte sich zum Ausruhen an, indem er dem schweren Kasten, den er auf dem Rücken trug, seinen Stechpalmenstock als Stütze unterschob.

„Vergnügt!" wiederholte Pierre Bardet mit unverkennbarer Herablassung in Ton und Miene. „Nun ja, ich freue mich, daß wir morgen zu unserm Feste gutes Wetter haben werden."

„Das scheint mir nicht so gewiß", meinte der Andere. „Gewitter giebt's jetzt alle Tage und wenn morgen mitten in die Lustbarkeiten ein Regen kommt wie heute . . ." Bei diesen Worten nahm er das fadenscheinige Barett vom Kopfe und schüttelte das lange graue Haar, das ihm die Tropfen um's Gesicht flogen. „Seht mal an", fuhr er fort, „am ganzen Leibe nichts trocken, als die Kehle."

Wenn der Cadet Caduchon erwartet hatte, auf diese Andeutung hin zu einem Glase „Vorjährigen" eingeladen zu werden, sah er sich getäuscht. Bardet runzelte die Stirn und sagte verdrießlich:

„Begreife nicht, wie man über dergleichen Spaß machen kann. Wenn ein Fest, wie das von Jurançon verregnet, ist's wirklich keine Kleinigkeit. Ihr habt freilich keinen Begriff davon, was sich's Unsereins kosten läßt, damit es nachher heißt: so prächtig wie das Fest von Jurançon ist kein anderes im Lande von Pau. Geld für die Musikanten, Geld für die Kletterstange, Geld für eine neue Fahne . . . Das Sammeln nimmt kein Ende und außerdem hat man noch das ganze Haus voll Gäste. Wenn die kein Vergnügen haben, fallen sie wie die Heuschrecken über Keller und Speisekammer her."

---

*) Das Béarn liegt im südlichen Frankreich am Fuße der Pyrenäen und bildet den Hauptbestandtheil des Departements der Niederpyrenäen.

„Ihr habt Recht, unser Herrgott muß Rücksicht nehmen“, spottete der Alte. „Aber was die Gäste betrifft, so werdet Ihr es noch am Besten aushalten. Wer kommt denn? wol die ganze Verwandtschaft?“

„Natürlich die ganze Verwandtschaft“, antwortete Bardet, indem er die fetten Hände tief in die Hosentaschen schob und sich förmlich aufzublasen schien. „Das sind schon elf Personen: Mein Bruder kommt mit der Frau und vier Kindern, der Vetter Roubin, die Base aus Gélos mit ihrem Jungen, mein Schwager Vidal aus der Obermühle mit der Claudine. Aber es kommen noch andere Leute ... z. B. der Basil Henriot aus Aressi. . .“

„Oho!“ rief der Cadet Caduchon, indem er den zahnlosen Mund von einem Ohre zum andern zog; „der reiche Henriot und die schöne Claudine! da soll's wol eine Hochzeit geben?“

„Dummes Zeug ... macht mir kein Gerede!“ brummte der Weinbauer, aber sein Gesicht sagte deutlich: „Ueber's Jahr gehört auch der reiche Henriot zu meiner Verwandtschaft.“

Der Cadet Caduchon wollte das jedoch nicht verstehen.

„Also keine Hochzeit!“ sagte er; „aufrichtig, Nachbar, es hätte mir auch leid gethan um die Claudine. Der Henriot ist ja mit allem seinem Gelde nur ein armer Tropf, der jahraus, jahrein nicht einen richtigen Gedanken im Kopfe hat.“

„So, was wißt Ihr davon!“ schrie der Weinbauer roth vor Zorn. Der Alte ließ sich jedoch nicht einschüchtern.

„Andere Leute wissen freilich noch mehr davon, als ich“, erwiederte er, indem er seinen Kasten wieder schulderte und sich zum Gehen anschickte. „Fragt nur in Aressi, da weiß jedes Kind, daß der Henriot, nachdem sein Bruder gestorben ist, nur noch bestehen kann, weil er den Francois Badou zum Knecht hat. Der Francois ist's, der die Wirthschaft commandirt und Alles zusammen hält. Der Henriot weiß das auch ... paßt mal auf, ob er nicht dem Francois nachläuft, wie das Fohlen der Stute.“

Mit diesen Worten ging der Caduchon davon und den frommen Wunsch des Bardet, daß der Teufel alle boshaften alten Landstreicher holen möge, beantwortete er mit einem herzhaften: „Ataou sio!“ (so sei es!)

Zum Glück bog in demselben Augenblick ein hübscher, von Schimmeln gezogener Korbwagen um die Ecke; Bardet erkannte Henriot's Geschirr und sagte sich zum Trost, daß bei einem Manne, der mit solcher Pracht durch's Leben kutschirt, auf „richtige Gedanken“ sehr wenig ankommt.

So war denn nichts als Sonnenschein auf seinem breiten Gesicht als der Wagen hielt. Selbst dem Francois Badou, der heute als Kutscher fungirte, nickte er freundlich zu, obwol er ihn eigentlich nicht leiden konnte, und sprach, während er seinem Gast beim Absteigen behülflich war, so viel von Ehre, Vergnügen und Vorliebnehmen, daß sich der Henriot noch mehr eingeschüchtert fühlte, als gewöhnlich. Am Lieb-

sten wäre er gleich wieder umgekehrt! Wenn ihm nur der Francois beigestanden hätte — er war sonst immer so aufmerksam —; aber heute kümmerte er sich nur um seine Pferde und ließ es geschehen, daß der Henriot in's Haus geschoben wurde, wo ihn Madame Barbet empfing, die noch dicker, noch selbstgefälliger, noch wortreicher war, als ihr Eheherr. Sie hatte schon viel vom Henriot gehört und seinen Vater, Gott habe ihn selig! hatte sie in Pau bei der Frohnleichnamsprocession gesehen, als sie selbst noch ein Kind war, und die Leute hatten sich zugeflüstert: „Da geht der reiche Henriot von Aressi." Wer ihr damals gesagt hätte, daß sie den Sohn dieses Mannes nicht nur in ihrem Hause bewillkommnen würde, sondern . . . Ein vielsagendes Lächeln vervollständigte die Andeutung und dann wurde „Monsieur Henriot" aufgefordert Platz zu nehmen.

Da saß er denn, drückte das neue rothe Barett zwischen den Knien zusammen, hielt sich mit beiden Händen am Sitze des Schemels fest, sah ängstlich in allen Winkeln umher, ließ die Fragen seiner Gastfreunde über sich hinrauschen, antwortete ohne zu wissen, was er sagte, und besann sich vergebens, wie er auf den unglücklichen Einfall gekommen, diese Brautfahrt anzutreten. Dabei wurden seine hellen, gläsernen Augen noch starrer als gewöhnlich, sein Lächeln sah noch einfältiger, seine große ungeschlachte Gestalt noch linkischer aus, als sonst.

„Eine Schönheit ist er nicht", dachte Madame Barbet, indeß sie Wein, Maisbrod, Käse und Speckkuchen zum Vesperbrod auftrug. „Aber ein Mädchen, das dreiundzwanzig Jahre alt ist, wie die Claudine, kann von Glück sagen, wenn sich noch solch' ein Freier findet und gesund ist's der hochmüthigen Närrin, wenn sie einsehen lernt, daß man nicht Alles auf einmal haben kann. Die besten Anträge hat sie ausgeschlagen. . . soll mich wundern, was sie zu diesem sagt? Nun ich hoffe, daß Barbet und der Schwager Wort halten und ihr diesmal zeigen, wer zu befehlen hat. Jesus — Maria!" schrie sie plötzlich auf, denn eben trat Claudine in die Thür mit beschmutzten Kleidern und erhitztem Gesicht, das aufgelöste Haar nachlässig unter das Kopftuch zurückgestrichen . . . so kam sie zur Brautschau! Und statt der Base zu folgen, die ihre Hand faßte, um sie in die Nebenkammer zu führen, machte sie sich los, ging geradeaus an den Tisch, wo der Henriot saß, sank mit den Worten:

„Bitte Oheim, laßt anspannen, unser Wagen ist zerbrochen", auf die Fensterbank, grüßte den Henriot mit einem Kopfnicken, wie jeden andern gleichgiltigen Menschen und berichtete dann von ihrem Unfall, als ob nichts Anderes auf der Welt von Wichtigkeit für sie wäre.

Sie waren früh aufgebrochen, der Müller hatte selbst gefahren und sie waren schon über die St. Aventiuskapelle hinaus, als das Gewitter zum Ausbruch kam. Bei einem der grellen Blitze hatte der Braune gescheut, den Wagen in wilder Flucht mit fortgerissen und ihn endlich gegen einen Felsblock geschleudert, daß er umgefallen war. Claudine war mit dem Schrecken davon gekommen, aber der Müller hatte sich den Fuß verletzt, sich nur mühsam bis in die Hütte der Kräuterfrau geschleppt, die dort am Waldbache wohnt und Claudine war fortgeeilt, um Hülfe

zu holen. Das Pferd war, nachdem es das Unheil angerichtet, zitternd stehen geblieben und hatte ebenfalls in der Waldhütte Unterkunft gefunden.

Pierre Bardet kratzte sich hinter den Ohren.

„Das ist eine dumme Geschichte", sagte er; „mein Knecht, der André, ist noch nicht aus Pau zurück . . . was fangen wir an?"

„Laßt mich fahren!" fiel der Francois ein, der während Claudinens Erzählung unbemerkt in die Thür getreten war.

Das Mädchen schrak zusammen; ein düsterer, beinahe böser Blick der braunen Augen streifte den jungen Mann, der sich dem Tische nähernd in der freimüthig zuversichtlichen Weise, die dem Bardet so verhaßt war, fortfuhr:

„Nichts für ungut, daß ich den „Guten Abend" vergessen habe. Der Müller lag mir im Sinne. Nicht wahr Henriot, Du läßt mich fahren; die Schimmel halten es schon aus und den Weg kenne ich gut genug ... von Alters her." Bei diesen Worten sah er die Claudine an, aber sie schlug die Augen nieder, preßte die Lippen zusammen und hatte den starren, stolzen Gesichtsausdruck, den er ebenfalls „von Alters her" kannte. Es war gut, daß ihm nicht Zeit blieb, sich länger um sie zu kümmern; alle bitteren Erinnerungen, die er für überwunden gehalten, wachten wieder auf. Aber der Henriot half ihm drüber hinweg.

„Du kannst fahren und ich will Dich begleiten, es wird für uns Beide zu thun geben", sagte er, indem er sich erhob und trotz der Einwendungen seiner Wirthe hinausging, um beim Anspannen zu helfen. Pierre Bardet folgte den Beiden und die Hausfrau trug ihnen ein Glas Wein nach. Es war gegen allen Brauch, einen Gast, wenn er auch ein Knecht war, trocknen Mundes wieder fortzulassen.

Als sie zurückkam hatte Claudine die Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme gelegt. Sie war wol müde von dem weiten, schnellen Gange. Base Bardet konnte darauf aber keine Rücksicht nehmen.

„Das muß ich sagen", fing sie an und war so sehr von ihrem Zorne hingenommen, daß sie, als Claudine in die Höhe fuhr, nicht einmal sah, wie heftig diese geweint hatte. „Das muß ich sagen, für ein kluges Mädchen willst Du gelten und benimmst Dich, wie das albernste Kind! Ist es erhört, sich in solchem Aufzuge vor dem Manne zu zeigen, den man heirathen soll? Aber ich merke schon . . . denn wenn ich auch nicht den Beinamen „die Kluge" habe, so weiß ich doch, daß es brennen muß, wo Rauch ist. Darum sag's nur gleich, ich weiß es ja doch . . . Du willst den Henriot nicht und weil Du einsiehst, daß Du diesmal mit Deinem Nein nicht durchkommen möchtest, suchst Du es so zu drehen, daß er Nein sagt und kommst da her wie eine Landstreicherin . . . beschmutzt, zerrissen, mit einem Kopfe der aussieht wie eine Vogelscheuche."

„Habe ich den Wagen etwa umgeworfen?" fragte Claudine, deren Gesicht während der Vorwürfe der Base wieder den frühern stolzen Ausdruck angenommen hatte.

„Und wenn ich nur begreifen könnte, was Du eigentlich willst?" fuhr die Zürnende fort, ohne den Einwand des Mädchens zu beachten.

„Der Schönste ist Dir nicht schön, der Reichste nicht reich genug ... soll etwa ein Prinz kommen? So was Apartes bist Du denn doch nicht und das Ende vom Liede wird sein, daß Du, in Gemeinschaft mit allen armen und häßlichen Mädchen im Lande, die heilige Katharine frisiren mußt."

„Das wäre nicht das Schlimmste", antwortete Claudine mit bitterm Lächeln. „Aber seid ruhig, Base, ich nehme den Henriot ..."

„Wenn er Dich nimmt!" fiel die Base ein. „Sieh Dich nur mal an ... ein Mann, der 'was auf sich hält, noch dazu Einer, der in seinem Orte der reichste ist, will mit seiner Frau Staat machen können ..."

„Nein!" rief Claudine, indem sie aufstand. „Ein richtiger Mann will nur eine Frau, die sich selbst auch 'mal zu vergessen weiß und der es mehr am Herzen liegt zu helfen, wo es noth thut, als Staat zu machen. Wenn mich der Henriot nicht will, weil ich mehr daran gedacht wie ungeduldig der Vater wartet, als wie mein Kopftuch sitzt, so ist er freilich nicht der Mann, den ich heirathen kann und Ihr Alle mögt den Heiligen danken, daß sie mich vor solcher Ehe beschützt haben ... Jetzt aber will ich mich zurecht machen, damit ich ordentlich bin, wenn er wiederkommt."

Mit diesen Worten ging sie in die Nebenkammer; die Base sah ihr kopfschüttelnd nach.

„Die soll klug sein!" sagte sie zu sich selbst ... „Nichts als verdrehte Gedanken hat sie im Kopfe! Ein Glück für sie, daß der Henriot so einfältig ist, da wird er's nicht merken."

II.

Der Vorabend des Dorffestes, der zu einer Art Vorfeier der Verlobung ausersehen gewesen war, ging im Bardet'schen Hause voll Unruhe und Unbehagen zu Ende.

Während der Müller Vidal, dessen Fuß zwar nur verstaucht war aber große Schmerzen verursachte, ingrimmig in der Nebenkammer lag und sich nasse Tücher auflegen ließ, wußten die übrigen Gäste, die sich nach und nach eingestellt hatten, nichts zu finden, was sie für die getäuschte Erwartung entschädigt hätte. Pierre Bardet machte dem Mißmuth Luft, indem er sich mit seinem Bruder Philipp über Politik zankte; Philipp Bardet's Frau schalt unaufhörlich mit ihren vier Kindern, die mit dem wilden Henri der Base Jeanneton einen Heidenlärm vollführten; die Base Jeanneton lamentirte wie gewöhnlich über ihr trauriges Wittwenloos, für das sie den Henriot zu interessiren suchte; der Vetter Roubin steckte seine Spürnase in alle Winkel und fiel dann ebenfalls in seiner neugierigen Weise über den Henriot her, der sich in dieser Umgebung wie verrathen und verkauft fühlte; der Francois war einsilbiger als man ihn je gesehen hatte, die Claudine ließ sich kaum blicken, weil der Stiefvater ihrer Pflege bedurfte, und so war's der Hausfrau eine wahre Erlösung als sich endlich die ganze Gesellschaft zur Ruhe begab.

Nur für Claudine war von Ruhe nicht die Rede. Sie hatte sich's nicht nehmen lassen, bei dem Stiefvater zu bleiben, der einmal an sie

gewöhnt war und sie mit seinen tausend Wünschen und Befehlen die ganze Nacht wach erhielt. Gegen Morgen endlich schlief er ein.

Claudine trat an's Fenster; es war dumpfig in der engen Kammer, aber draußen winkte die Morgenfrische: über den Eichen lag ein rosiger Schimmer, zwitschernde Schwalben flogen hin und her, von den leichtbewegten Weinranken am Fenster tropfte der Thau; sie konnte der Lockung nicht widerstehen, schlüpfte vorsichtig hinaus und ging in den Garten.

Die Luft war kühl, der Himmel klar, Alles athmete Erfrischung; die Lavendeleinfassung der Beete mischte ihren Duft mit dem der Rosen und Nelken, die blauen Glocken des Convolvolus wiegten sich im Windeshauche über dem Felde, jenseit der Buchsbaumhecken sang eine Lerche, weiterhin rauschte der Gave und am Bergabhange des jenseitigen Ufers schimmerten die weißen Häuser von Pau im Morgenlicht, das aus dem Purpur des Frühroths in goldige Tinten überging. Es war ein Glanz, der Claudinen's müden Augen weh that. Unwillkürlich lenkte sie die Schritte nach der Kirschlorbeerlaube am Ende des Gartens, aber am Eingang der Laube blieb sie mit einem leisen Aufschrei stehen, denn aus dem dämmerigen Hintergrunde trat ihr Francois entgegen.

„Warum erschrickst Du? Fürchtest Du Dich vor mir?" fragte er bitter.

„Fürchten, nein!" antwortete sie und ihr Ton war fast noch bitterer als der seinige.

„Aber Du wolltest allein sein ... ich werde Dich nicht stören", fuhr er fort, indem er sich anschickte, an ihr vorüberzugehen.

„Das sieht ja beinahe aus, als ob Du Dich fürchtetest" sagte sie, indem sie sich auf der Ecke der Steinbank niederließ.

Er zuckte die Achseln. „Ich gehe, weil ich glaube, daß das Zusammenbleiben für uns Beide nicht angenehm ist", sagte er.

„Wir werden uns doch daran gewöhnen müssen, da Du des Henriot's Knecht bist."

Sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher und seine Augen blitzten.

„Noch immer der alte Hochmuth!" rief er aus. „Aber spare die Mühe, Du demüthigst mich nicht! Ich bin arm und diene dem Henriot ... doch frag' ihn nur selbst, ob ich sein Knecht bin oder sein Freund ..."

„So bist Du wol als sein Freund mit hergekommen, um die Verlobung zu feiern?" fiel sie ein.

„Ich bin gekommen, um mich zu überzeugen, wie viel man, trotz allem Stolz, aus Berechnung thun kann", gab er zur Antwort.

Jetzt wurde Claudine bleich und einen Augenblick schien ihr der Athem zu stocken.

„Aus Berechnung", wiederholte sie dann: „soll mir das gelten?"

„Wem denn sonst?" rief Francois. „Der Henriot ist weder schön noch klug und was er Gutes und Schätzbares hat, kannst Du nicht wissen, denn Du kennst ihn nicht; aber er ist reich und so nimmst Du ihn ..."

„Wenn es mir um Reichthum zu thun gewesen wäre", fiel sie ein,

schwieg aber plötzlich und fuhr in ruhigerm Tone fort: „Auf Das, was hätte sein können, kommt es nicht an ... Du weißt ja auch, daß ich für mich selbst keinen Reichthum brauche. Aber weil ich denke, daß wir Freunde sind und bleiben wollen, liegt mir daran, Dir zu erklären, wie es gekommen, daß ich zu dem Antrage des Henriot Ja gesagt habe."

Francois schlug die Arme über die Brust zusammen und lehnte sich an den Eingang der Laube. Claudine sah schweigend vor sich nieder. Nach einer Pause sagte Francois:

„Du wolltest mir erklären, wie es gekommen ist, daß Du den Henriot heirathest?"

„Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich gar nicht geheirathet", begann Claudine ohne aufzusehen; „mit der kranken Mutter und der Wirthschaft habe ich ja vollauf zu thun ..."

Sie brach wieder ab und strich die Schürzenbänder glatt; auch Francois blieb stumm. Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Seit Lichtmeß ist mein Bruder Jacques wieder zu Haus. Der Vater giebt ihm einen Antheil an der Mühle und er hat um die Cadette des Galouchet aus Nérac angehalten. Sie sind in Allem einig, nur verlangt die Mutter, daß ich aus dem Hause gehe. Eine Schwägerin, die so lange das Regiment geführt, scheint ihr für ihre Tochter unbequem. Der Stiefvater, der mit mir zufrieden ist, hat nichts davon hören wollen; aber zu derselben Zeit ist der Oheim Bardet mit dem Antrage des Henriot gekommen und da hat mich die Mutter mit Thränen gebeten, ich sollte dem Glücke des Jacques nicht im Wege stehen. Er ist ihr Herzblatt, ist der rechte Sohn vom Hause ... Du siehst also, daß mir nichts Anderes übrig bleibt ..."

Francois richtete sich auf.

„Das sagst Du mir!" rief er mit ausbrechender Heftigkeit. „Dazu hast Du das Herz — und Du weißt doch, daß ich seit Jahren und Jahren keinen andern Gedanken gehabt habe, als Dich ... Claudine", fuhr er fort, „noch ist's Zeit! Bezwinge Deinen Stolz, sag', daß Du mich nehmen willst und auf diesen Händen will ich Dich durch's Leben tragen ..."

Claudine war abwechselnd roth und blaß geworden.

„Sei still, Francois, das sind alte vergessene Geschichten", antwortete sie mit bebenden Lippen und stand auf, um fortzugehen.

Er trat ihr in den Weg.

„Vergessen!" wiederholte er; „wie kannst Du davon sprechen! Du hast so wenig vergessen als ich und wirst es niemals können, denn wo Du gehst und stehst, in Haus und Garten, im Wald und auf der Wiese mußt Du Dich an die guten Stunden erinnern, die wir mit einander verlebt haben, von Deiner Kindheit an, bis ..."; er verstummte plötzlich, brach einen Zweig von der Laube und riß die Blätter davon ab.

„Du hast recht, vergessen war ein falsches Wort", erwiederte Claudine; „aber magst Du es nennen wie Du willst, gewiß ist, daß es mit dem was früher war, aus und vorbei sein muß. Sieh' nicht so wild

und trotzig aus", fuhr sie fort, indem sie ihm näher trat und die Hand auf seinen Arm legte ... „Erinnere Dich lieber, wie viel auch ich darum ausgestanden habe! Vor fünf Jahren, zum heiligen Dreikönig war's, als Du anfingst mir zu sagen, daß Du mich lieb hast ..."

„Und Du lachtest mich aus!" fiel Francois ein.

„Ich lachte, weil ich ein einfältiges Kind war und immer nur an gute Kameradschaft zwischen uns gedacht hatte. Aber mit dem Lachen nahm's gar bald ein Ende. Du weißt es ja selbst, es geschah, als hier in Jurançon das große Feuer war und am andern Morgen das Gerede war, Du wärst dabei verunglückt und würdest schwerlich wieder aufkommen. Als ich das von den Leuten erzählen hörte, die in die Mühle kamen, lief ich fort trotz Regen und Sturm und hatte keine Ruhe, bis ich Dich beim alten Caduchon gefunden und mich überzeugt hatte, daß Deine Brandwunden nicht gefährlich wären. Von Stund' an hab' ich gewußt, daß ich Dich lieb hatte, aber auch ebenso gewiß, daß wir nie zusammen kommen können."

„Rühme Dich nur, daß Dein Hochmuth immer stärker gewesen ist, als Dein Herz!" sagte Francois.

„Du bist ungerecht", gab sie traurig zur Antwort. „Ist das Hochmuth, wenn man sich selbst bezwingt, um zu thun, was Schuldigkeit ist? Arm zu arm und reich zu reich, heißt's im Sprüchwort. So ist's von jeher gewesen und in jeder guten Familie wird darauf gehalten. Wie das die Bardets thun, zu denen meine Mutter gehört, und die Vidals, die meines Vaters und meines Stiefvaters Verwandtschaft sind, weißt Du! Kann ich allein mich gegen sie Alle setzen?"

„Wenn Deine Liebe von der rechten Art gewesen wäre, hättest Du's gethan"

„O, Francois, solche Liebe wäre eine Sünde. Ich habe Dir damals schon gesagt, daß ich, weil die Mutter zu krank war, um bei ihr Rath und Trost zu suchen, zur Beichte gegangen bin, und daß mir der Herr Pfarrer den Bescheid gegeben hat: ein Jeder müsse auf dem Platz, den ihm die Heiligen angewiesen haben, leben und sterben."

„Und mit dem Bescheid hast Du Dich zufrieden gegeben und hast vergnügt weiter gelebt, während ich ..."

„Vergnügt!" fiel sie ihm in's Wort und es war etwas in ihrem Ton, das ihm das Herz bewegte und ihn fast unwillkürlich zu der Frage trieb:

„Wenn Du nun aber arm und niedrig geboren wärest?"

„Dann hätten wir mit einander glücklich sein dürfen", antwortete sie mit trübem Lächeln.

„Und wenn Du jetzt auf einmal arm und niedrig würdest, könntest Du das für ein Glück halten?" fuhr er fort, faßte ihre Hand und sah sie mit dunkel glühenden Augen so seltsam an, daß sie sich vor ihm fürchtete, sich losmachte und mit erzwungener Ruhe sagte:

„Was kann es helfen, darüber nachzugrübeln! Ich muß, wie der Herr Pfarrer gesagt hat, auf dem Platze leben und sterben, den mir die

Heiligen angewiesen haben ... Francois", fügte sie nach einer Pause hinzu, während er mit zusammengezogenen Brauen und einem bösen Zuge um die Lippen dastand, „es ist nun über ein Jahr, daß wir uns nicht gesehen haben; ich hoffte, daß Du in dieser Zeit verständiger geworden wärst ... gieb Dir jetzt Mühe darum ... thu's mir zu Liebe! Willst Du?"

„Mit diesen Worten bot sie ihm die Hand; aber er nahm sie nicht, lachte bitter auf und blieb unbeweglich stehen, als Claudine fortging.

Erst als ihre Schritte verklangen, brach sein Trotz zusammen. Stöhnend warf er sich auf die Bank und drückte die geballten Hände an die heißen, überquellenden Augen. Das Wiedersehen hatte die vergangenen Zeiten wachgerufen und vergebens schalt er sich feige und thöricht — er konnte die Gedanken nicht davon abwenden.

Er erinnerte sich, wie schnell Claudine und er gute Freunde geworden waren, als sie mit ihrer Mutter nach der Obermühle kam. Sie war damals ein wildes, scheues Kind von etwa fünf Jahren, das dem Stiefvater überall im Wege stand. Ihre Mutter sah es darum gern, wenn sie der Francois mit fortnahm, dessen Großmutter seit Menschengedenken in der Mühle gedient hatte und jetzt vom Müller Vidal das Gnadenbrod bekam. Auch der Francois war seit dem Tod seiner Eltern in der Mühle, wo er nach Kräften in Feld und Stall zu helfen suchte, und mochte etwa elf Jahre alt sein, als ihn die Heirath des Müllers zum Spielkameraden und Wächter von Claudine machte. Schon damals hatte sie's ihm angethan, so daß er keinen andern Gedanken hatte, als sie. Er wußte, ohne daß sie es sagte, ob ihr Laufen oder Stillsitzen, Plaudern oder Schweigen, Sonnenschein oder Schatten Noth that. Jede Blume oder Beere, die er pflückte, jeder Vogel, den er fing, war von vornherein für sie bestimmt, und wie oft hatte er, als sie später nach Jurançon zur Schule ging, die kleine, leichte Gestalt in Schneegestöber und Gewittersturm in seinen Schaffellmantel gehüllt und über die schlüpfrigen Steine der Aventinsschlucht getragen, durch die sie gehen mußte, weil der Fahrweg zu weit war. Dafür hatte sie denn auch Keinen so lieb, als ihn; jeden guten Bissen mußte er mit ihr theilen; wenn Sanct Sylvester die Neujahrsgaben brachte, mußte sein Holzschuh neben dem ihrigen im Kamin stehen und selbst als ihre zwei Brüder geboren wurden, die sie wie ihre Puppen liebte und hätschelte, hieß es in der Aufzählung ihrer Lieblinge: Zuerst kommt der Francois.

Wann und warum war das anders geworden?

Bei dieser Frage sprang Francois auf.

„Es ist eine Schande", sagte er zu sich selbst, „ich will mich nicht mehr um sie grämen; aus dem guten, warmherzigen Kinde ist ein kaltes, hochmüthiges, eitles Geschöpf geworden. Reichthum und Ansehen ist's, was sie verlangt. Um mich und meine Liebe kümmert sie sich nicht ... und ich Narr konnte sie noch fragen ... konnte mir einbilden ... aber das soll und muß ein Ende haben! Mag sie glücklich werden, wie sie's

versteht — ich will auch nicht mehr einen Liebesgedanken an sie verschwenden."

III.

Das Frühstück war vorüber; die Glocken riefen zur Messe und Madame Barbet im höchsten Staat wandelte, von ihren Gästen begleitet, der Kirche zu. Nur der Müller Vidal, dem sein Fuß das Gehen nicht erlaubte, blieb zurück, und mit ihm der Hausherr, der ihm Gesellschaft leisten und die Heirathsangelegenheit zum Abschluß bringen wollte. Der Henriot, der unter seiner Verwandtschaft Niemand besaß, den er mit dem Ehrenamt des Unterhändlers betrauen konnte, hatte Pierre Barbet gebeten, sein Fürsprecher zu sein, und dieser war bereitwillig darauf eingegangen.

„Ich will mich nicht rühmen", hatte er gesagt, „aber daß Ihr von einem Gave zum andern *) Keinen findet, der sich besser dazu paßt, könnt Ihr mir glauben — weiß ich doch am besten, welch' ein zäher Bursche der Schwager ist und wie fest er seine Geldsäcke zuknotet."

Leider hatte der Henriot darauf den Beweis gegeben, daß er wirklich nur ein armer Tropf war, denn er hatte Pierre Barbet gebeten, um ein paar tausend Francs mehr oder weniger nicht erst zu streiten. Aber Barbet wußte, was sich für einen Hochzeitsunterhändler schickt, hier zumal, wo es nicht heißen durfte, daß die Schwestertochter des reichen Barbet als Bettlerin in das Haus der Henriots gekommen sei.

„Laßt mich nur machen, mein Junge", sagte er selbstgefällig. „Wenn ich dem Prosper Vidal nicht den letzten Sou abpresse, den die Claudine zu fordern hat, will ich barfuß von hier nach Saint-Gaudens laufen. Mit Heirathsangelegenheiten weiß ich besser Bescheid, als mancher Notar — das werdet Ihr noch einsehen."

Und nun saß er dem Schwager gegenüber am großen Eichentisch; zwischen ihnen standen zwei frisch gefüllte Literflaschen, in den Gläsern funkelte der dunkelrothe Wein von Jurançon und der Kampf begann.

Vorsichtig ihre Kräfte messend gingen die Streiter auf einander los; Jeder bot weniger, als er zu geben Willens war; Jeder brach über die Forderungen des Andern in Klagen und Verwünschungen aus; Jeder rief Himmel und Hölle zum Zeugen, daß er nicht mehr geben könne, als er zuerst gesagt — dann legte der Eine hier, der Andere dort etwas zu; dabei wurde getrunken, geflucht, auf den Tisch geschlagen; die Gesichter wurden immer röther, die Stimmen immer lauter. Pierre Barbet bedauerte nur, daß Niemand da war, ihn in seiner Gloire zu bewundern, und vielleicht hätte er die Unterhandlung noch hinausgezogen, aber der Müller verlor die Geduld, denn er fürchtete sich vor der Dazwischenkunft der Schwägerin und gab, als er die Messe ausläuten hörte, Alles zu, was der Schwager noch verlangte.

Noch einmal wurde aufgezählt: so und so viel bekommt die Clau-

*) In der Gegend von Pau werden alle Flüsse „Gave" genannt.

dine als Heirathsgut an Geld, Aeckern, Wiesen, Vieh, Hausrath und Leinen; so und so viel, wenn die Mutter stirbt; so und so viel wird ihr als Witthum zugeschrieben; so und so viel hat sie zu beanspruchen, wenn ihre Ehe kinderlos bleibt.

„In Gottes Namen denn, das ist so ausgemacht und soll so bleiben", sagte der Müller. Pierre Barbet wiederholte die Worte, sie gaben sich einen Handschlag und athmeten auf — das Werk war vollbracht.

„Hast's mir schwer gemacht, Schwager", sagte Barbet, indem er die heiße Stirn trocknete.

„Du mir auch", antwortete der Müller, „aber ein ansehnliches Stück Arbeit ist's geworden; denke wol, daß der Henriot und die Claudine zufrieden sein können! Auf eine fröhliche Hochzeit, Schwager; wir haben's verdient!"

Sie tranken und waren mit sich und der Welt zufrieden. Daß den Brautleuten bei so wohlgeordneten Vermögens- und Familienverhältnissen zum Glück der Ehe noch etwas fehlen könnte, hätten sie nicht für möglich gehalten.

Inzwischen waren die Glocken verstummt, ein Zeichen, daß die Procession, die zur Vorfeier jedes Dorffestes gehört, die Kirche verlassen hatte. Bald darauf ließ sich fernes Singen vernehmen, es kam näher und näher und Alle, die nicht zur Messe gegangen waren, traten vor die Hausthüren, um wenigstens den Zug zu sehen.

Auch Francois war unter den Zuschauern; er hatte gethan, was er konnte, um sich selbst Wort zu halten. Mit steigender Erbitterung hatte er sich an jedes kränkende Wort erinnert, das ihm Claudine je gesagt, war ihr vor der Kirche ausgewichen, hatte während der Messe seinen Platz hinter einem Pfeiler gewählt, der sie seinen Blicken vollständig verbarg und war, als die Gemeinde zur Procession antrat, davon gegangen. Andächtig konnte er heute doch nicht sein und er wollte sich die Pein ersparen, Claudine wie in vergangenen guten Zeiten in der Reihe der Mädchen vor sich hergehen zu sehen.

Aber er sah sie doch und sah nur sie, als jetzt der Zug mit schimmernden Fahnen, von Weihrauch umwallt, von der Dorfstraße unter die Bäume des Platzes bog. Ihr weißes Capuchon war zurückgesunken, goldige Sonnenfunken lagen auf dem braunen, gescheitelten Haar und der gesenkten Stirn. Mit ernster Miene und niedergeschlagenen Augen, den Rosenkranz in den gefalteten Händen, ging sie dahin, als wäre sie allein, indeß ihre Gefährtinnen neugierig kokett umherblickten und mit Lächeln und Augenwinken dankten, wenn aus den Gruppen der Zuschauer, unter denen sich eine Menge fremder Gäste befanden, der Ausruf: „héro béroyo!" (sehr schön!) gehört wurde.

Die jungen Mädchen hatten sich dem Fest zu Ehren nach Kräften geputzt; sie trugen grellfarbige Kleider und Kopftücher, große Ohrgehänge, Broschen und Kreuze von Gold oder Silber, aber Francois hatte keinen Sinn für diese Pracht. Claudinen's dunkler, schmuckloser Anzug gefiel ihm besser und die blühendsten Wangen, die lachendsten

Augen, die anmuthigsten Farben erschienen ihm nicht so reizend, wie ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr ernstes, blasses Gesicht mit den ernsten, dunklen Augen.

Sie war nicht immer so gewesen. Seine Erinnerung zeigte sie ihm rosig, neckisch, übermüthig wie nur Eine. Immer hatte sie ein Lied auf den Lippen gehabt und wenn sie ging, sah es aus, als ob sie tanzte.

Plötzlich war es anders geworden. Francois preßte die Hände zusammen. Heilige Mutter Gottes! hatte er nicht die erste Veränderung an ihr bemerkt, als er von seinen Brandwunden genesen, zum ersten Mal wieder in die Mühle gekommen war? Und damals, das hatte sie ihm heute gestanden — war ihr klar geworden, daß sie ihn lieb hatte und daß sie ihn aufgeben mußte. War es möglich, daß er ihr mit seinen Vorwürfen Unrecht gethan? War sie unglücklich wie er und hätte er mit dem rechten Muth und dem rechten Zutrauen sie und sich selbst erlösen können? Wenn er es noch versuchte! Wie ein Fieber kam es über ihn — er hätte die Geliebte gleich jetzt vor Aller Augen an sich reißen mögen!

In diesem Moment stieß ihn Jemand in die Seite und die wohlbekannte Stimme des alten Hausirers Cadet Caduchon raunte ihm zu:

„He, Francois, weißt wol nicht, wo der Henriot steckt?"

Francois fuhr auf.

„Ich habe ihn seit der Kirche nicht gesehen", gab er zur Antwort. „Wenn Ihr ihn sprechen wollt, kann ich ihn suchen . . ."

„Nein, mein Junge, habe nichts Besonderes mit ihm zu thun", sagte der Alte. „Ich war nur der Meinung, es müßte ihn freuen, wenn er sähe, daß seine Braut — denn das ist doch die Claudine — von anderen Leuten mit den Augen fast verschlungen wird."

Francois erschrak . . . Den Henriot hatte er vergessen; den armen, guten Henriot, der ihn für seinen besten Freund hielt . . . und der Caduchon hatte ihn daran mahnen müssen! Es war ihm lieb, daß der spöttische Alte nichts mehr sagen konnte; eben erreichte die Procession den Stationsaltar unter den Eichen, der Pfarrer erhob das Allerheiligste, das Glöckchen ertönte, die Anwesenden knieten nieder und beugten das Haupt.

Als das Gebet vorüber war, trat die Procession den Rückweg an und die Zuschauer zerstreuten sich. Auch Francois ging dem Bardet'schen Hause zu und hatte es fast erreicht, als er abermals von Caduchon angerufen wurde. Athemlos kam der alte Mann hinter ihm her.

„Was soll's?" fragte Francois nicht in der freundlichsten Weise.

„Ich hatte vergessen, daß ich einen Auftrag an Dich habe", keuchte der Alte. „Der Maire von Gélos, dem Du am letzten Markttag die Ochsen verkauft hast, läßt Dir sagen, wenn Du Dich 'mal verändern wolltest, so wäre bei ihm immer ein Platz für Dich. Eigentlich wollt' ich's nicht bestellen, denn „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh" . . . aber vielleicht kannst Du die Nachricht gebrauchen."

Mit diesen Worten ging der Caduchon seines Weges.

Francois biß die Zähne zusammen.

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib", wiederholte er in Gedanken und so gern er es abgeleugnet hätte, er mußte sich gestehen, daß er in Gefahr war, das Gebot zu verletzen. „Was soll nun werden?" fragte er sich selbst, indem er am Barbet'schen Hause vorüberging und den Wiesenweg einschlug, der nach dem Flusse führt; er hätte jetzt weder mit dem Henriot, noch mit der Claudine zusammentreffen mögen.

Auch zur Mittagszeit kam er nicht. Madame Barbet erklärte ihn für einen unhöflichen Menschen, auf den auch nicht einen Augenblick gewartet werden solle; ihre Gäste stimmten eifrig bei, setzten sich zu Tisch und bald war der Sünder vergessen, denn köstliche fette Kohlsuppe, Rindfleisch mit stark gepfefferter Tomatensauce, Lammbraten, Hühner, Omeletten und der beste Wein aus Barbet's Keller nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Nur der Henriot sah immer wieder von seinem Ehrenplatz verstohlen nach der Thür, ob der Francois nicht noch käme, während Claudine dem Himmel dankte, daß sein Platz am Tisch leer blieb. Seine Augen würden ihr diese Stunde sehr erschwert haben.

Jetzt aber wechselte sie kaum die Farbe, als sich ihr Stiefvater beim Auftragen des Kuchens erhob und die Verlobung seiner Tochter Claudine mit dem Basil Henriot von Aressi verkündigte; ruhig gab sie dem Bräutigam den Handschlag und ruhig nahm sie neben dem verlegen lächelnden Henriot die Glückwünsche der Verwandten in Empfang, die — wie es der Gebrauch verlangte — einzeln herantraten, um Braut und Bräutigam die Hand zu schütteln.

Aber dies war nur der erste Act der Feierlichkeit! Nicht umsonst hatte Pierre Barbet die Verlobung auf den Tag des Dorffestes verlegt — ganz Jurançon sollte gratuliren und ihn um die Verwandtschaft mit dem reichen Henriot beneiden.

„Macht, daß wir hinauskommen", mahnte er. „Hört nur, wie lustig es schon zugeht. Vorwärts, Henriot, gebt der Claudine den Arm, wir Anderen folgen Euch. Es wird freilich schwer halten, daß wir beisammen bleiben."

Pierre Barbet hatte Recht, wie immer: auf dem Dorfplatz herrschte bereits das lustigste Jahrmarktsgewühl. Da waren in Eile Verkaufsstände aller Art unter den Bäumen aufgeschlagen: Bänder und Tücher, Schmucksachen, Hausrath und Eßwaaren, Rosenkränze und Heiligenbilder lagen verlockend ausgebreitet, Puppentheater, Akrobaten, Stelzentänzer aus den Landes, eine wahrsagende Gitana, ein Savoyarde mit Leier, Murmelthier und Affe, Taschenspieler, Würfelbuden und Roulette waren bereit, für die Unterhaltung Jurançons zu sorgen. Der unsterbliche Wunderdoctor mit dem rothen Rock und der Allongeperrücke hatte auf seinem Maulthierwagen an einem Ende des Platzes Posto gefaßt und schrie die Wirkungen seiner unfehlbaren Mittel in das Gewühl hinein, während am andern Ende der „Mast aus Schlaraffenland", die mit schwarzer Seife überzogene Kletterstange, mit ihren Würsten, Schärpen

und Baretts stumm-verführerisch winkte. Und der Tabulettkrämer mit dem gellenden: „Deux sous et demi la pièce!“ — der kleine Schwefelholzhändler, die Orangenverkäuferin, der Kuchenmann mit rothbebändertem Korbe und dem allen Kindern wohlbekannten Ausruf: „Bon—bon, bon—bon—bon, Paris! Paris!“ suchten sich an Kraft der Lunge zu überbieten . . . und zwischen allen den Herrlichkeiten drängte sich eine lachende, schwatzende Menge, denn aus stundenweitem Umkreis, aus Dörfern, Städten, Schlössern und einsamen Gebirgshütten waren Gäste herbeigeströmt.

„Adichat, Pierre Bardet, wie geht's Euch?“ hieß es bald hier, bald da; dann schmunzelte er und gab bescheiden zur Antwort:

„Je nun, Gevatter, man muß zufrieden sein. Haben viel Unruhe im Hause gehabt. Meiner Schwester Tochter, die Claudine Vidal, hat sich heute mit dem Basil Henriot von Aressi verlobt.“

„Diou di Diou! mit dem reichen Henriot, der die Kalköfen hat und die Weinberge bei Coarasse?“

„Freilich . . . er ist der letzte von der Familie und wenn Ihr Alles aufzählen wollt, was ihm gehört, könnt Ihr noch lange reden“, erwiederte Pierre Bardet und nahm die Glückwünsche der Freunde herablassend an.

Auch der Caduchon unterbrach seine Handelsgeschäfte, um zu gratuliren.

„Qui l'aurès jamai di“, begann er mit den Worten des alten Weihnachtsliedes, „da hat die Claudine gewartet und gewartet, daß wir Alle meinten, sie würde gar nicht mehr heirathen, und nun nimmt sie noch der reichste Mann im Lande von Pau . . . Das muß wahr sein, Glück haben die Bardet's . . “

„Glück? Nun ja, aber es wird wol auch ein Bischen Verdienst dabei sein“, erwiederte der dicke Weinbauer und warf sich in die Brust. „Glaubt mir, Caduchon, wenn es dem Einen besser geht als dem Andern, so geschieht's, weil er besser ist . . . vorsichtiger, klüger; weil er die Augen offen hält und zur rechten Zeit die Hände rührt.“

Mit diesen Worten ließ er den unverschämten Alten, der es sein Lebelang zu Nichts gebracht hatte, stehen, drängte sich mit kräftigen Ellnbogenstößen dem Brautpaar nach und seine Miene sagte deutlich: „Ich möchte wissen, was in einer Familie, wie die Bardet'sche ist, jemals mißlingen könnte.“

IV.

Einige Stunden waren dem Brautpaar im Festgewühl vergangen. Man hatte Sehenswürdigkeiten bewundert, Einkäufe gemacht, Bekannte begrüßt. Dem Henriot schwindelte der Kopf vom vielen Sprechen, Lachen und Händeschütteln; aber trotz aller Glückwünsche, die er empfangen und beantwortet hatte, war es ihm noch immer wie ein Traum, daß das große, stille Mädchen an seinem Arm seine Braut sein sollte.

Von selbst würde er auch nie darauf gekommen sein, sich um sie zu

bewerben, oder überhaupt an's Heirathen zu denken. Auf dem letzten Markttag zu Pau hatte sich's jedoch gefügt, daß er allein im Wirthshaus geblieben, während der Francois ein paar Ochsen verkaufte, und da war Pierre Bardet gekommen, hatte sich zu ihm gesetzt, ihn ausgefragt, ihm eingeredet, daß er durchaus heirathen müsse, und hatte ihm endlich die Claudine angetragen.

Francois, den der Henriot wegen der Angelegenheit um Rath gefragt, hatte weder Ja noch Nein sagen wollen und nur versichert, Claudine wäre das bravste, fleißigste, klügste Mädchen weit und breit, und als dann auf dem Markt von Nay der Bardet noch einmal angefragt, hatte der Henriot — er wußte selbst nicht wie — sein Jawort gegeben.

Was er damit auf sich genommen, wußte er freilich seit heute erst. Dem Anschein nach gefiel ihm die Claudine zwar recht gut und da sie der Francois lobte, mußte wol was an ihr sein. Auch daß sie wenig sprach, war dem Henriot angenehm, denn zungenfertige Frauen, wie Madame Bardet, machten ihn völlig confus; aber das rechte Zutrauen hatte er doch nicht zu dem Mädchen. So oft er etwas gesagt hatte, sah er sie verstohlen an, ob sie ihn nicht auslache, und wenn er sie dann ernsthaft fand, war er überzeugt, daß er sie langweile. Dabei wollte heute die Sonne nicht von der Stelle rücken und vor ihrem Untergang aufzubrechen hätte sich doch nicht geschickt.

Aber das Maß seiner Leiden war noch nicht voll. Aus dem Tosen der Menschenmenge klang es plötzlich „wie von Brummbaß und von Geigen", und Pierre Bardet, der das Brautpaar eine Weile aus den Augen verloren hatte, drängte sich heran und schlug den Henriot auf die Schulter.

„Hört Ihr nicht!" rief er mit schallender Stimme; „die Musikanten sind da, den ersten Contretanz dürft Ihr nicht versäumen."

Der junge Mann erschrak. Alle Tanzversuche, die er als halberwachsener Bursche gemacht, waren kläglich ausgefallen. Später hatte ihn der Tod seiner Eltern und Geschwister jahrelang von allen Lustbarkeiten fern gehalten und so war man in Aressi daran gewöhnt, daß er nicht tanzte.

Aber hier, vor allen den fremden, spöttischen Augen gestehen, daß er nicht tanzen könne! — Ihm sank das Herz. Ein Jahr seines Lebens hätte er darum gegeben, wenn ihm eine Entschuldigung eingefallen wäre, und wenn's auch eine Lüge war. Er konnte sich jedoch auf nichts besinnen und der Francois, der ihm sonst immer aus der Noth half, ließ sich nicht sehen. Wie ein Traum führte er Claudine dem Tanzplatz zu, der unter den Eichen in der Mitte des Dorfplatzes abgesteckt war und schon von tanzlustigen Burschen und Mädchen umdrängt wurde, indeß die Musikanten — Geiger, Dudelsackbläser und Flötist — die auf umgestürzten Tonnen Posto gefaßt, noch immer vergebens nach einer Art von Uebereinstimmung in Tact und Tonart suchten.

„Die Claudine Vidal! ... Die Claudine mit ihrem Bräutigam!"

ging es flüsternd durch die Gruppen und Aller Augen wandten sich dem Paare zu.

Dem Henriot wurde immer schlechter zu Muth. Sein Herz schlug, seine Schläfen pochten, es brauste ihm vor den Ohren, der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken — aber jetzt klang mitleidslos aus dem Chaos von Tönen die Tanzmelodie hervor. Jeder Tänzer erfaßte die Hand seiner Tänzerin, um mit ihr anzutreten; auch Henriot that es . . . aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, stolperte, ein Krach, ein Schrei, ein lautes, vielstimmiges Auflachen . . . und als er sich auf sich selbst besann, lag er am Boden. Claudine wurde von ein paar jungen Mädchen umfaßt und ihr schönes, dunkelblaues Tibetkleid hing in Fetzen an ihr nieder.

Der Henriot war mit beiden Füßen hineingetreten und hatte sich dann beim Fallen noch daran halten wollen. Allerlei schmeichelhafte Bezeichnungen, wie Tolpatsch, Esel, Meister Ungeschickt, schlugen an sein Ohr, während er sich aufraffte — und so groß war seine Verwirrung, daß er, statt sich bei Claudine zu entschuldigen, die mit einem Trostwort auf ihn zutrat, wie toll und blind davon lief.

Der Bardet, der Alles mit angesehen hatte, eilte ihm nach, Claudine aber bat die Umstehenden, sich nicht länger im Tanzen stören zu lassen, nahm ihr zerrissenes Kleid zusammen und ging mit der ruhigsten Miene von der Welt dem Bardet'schen Hause zu.

Die Gevatterinnen steckten die Köpfe zusammen.

„Den ungeschickten Menschen will sie heirathen?“ sagte die Eine. — „Das sollte mir passirt sein, ich wollte ihm zeigen, was sich schickt, vor allen Leuten sollte er mich um Verzeihung bitten!“ meinte die Andere. Eine Dritte erinnerte an das Sprüchwort: „Der reiche Freier braucht nur ein Auge“, und Base Jeanetton, die sich dem Kreise zugesellt hatte, erklärte, daß sie sich für nichts in der Welt zu dieser Partie entschließen würde und wenn der Henriot zehnmal reicher wäre.

„Erst der umgestürzte Wagen und nun das wieder!“ rief sie und schlug die Hände zusammen. „Wem solche Vorzeichen nichts zu denken geben, dem ist freilich nicht zu helfen!“

Das war mit Claudine der Fall; sie hatte die Vorzeichen gar nicht beachtet. Der Henriot that ihr leid; sobald sie ihn wiedersah, wollte sie ihn zu trösten suchen, für den Augenblick aber war es ihr lieb, vom Tanz und aus dem Festgewühl erlöst zu sein, denn sie war müde von der schlaflosen Nacht und dem unruhigen Tag. Aufathmend trat sie in das dämmerig-kühle Zimmer, dessen geschlossene Fensterläden das Festgeräusch dämpften, setzte sich in des Onkels Sessel am Kamin, legte den Kopf an die hohe Lehne, ließ die Hände im Schooß ruhen und dachte darüber nach, wie sehr sie sich vor diesem Tag gefürchtet, wie weh' ihr noch heute früh bei der Unterredung mit Francois das Herz gethan und wie ruhig sie geworden war, seit sie sich mit Wort und Handschlag gebunden und sich selbst gelobt hatte, im vollen Sinne des Wortes ihre Pflicht zu thun, dem Henriot eine treue Gefährtin zu werden und sein Hauswesen

in Ordnung zu halten, wie bisher das des Stiefvaters. Die Gewißheit, zu Dem, was ihr künftiges Leben von ihr verlangte, tüchtig zu sein, gab ihr sogar eine gewisse Freudigkeit.

„Der Herr Pfarrer hat Recht", sagte sie zu sich selbst; „es kommt nur darauf an, daß man mit gutem Willen auf sich nimmt, was Gott und die Heiligen verlangen, dann haben Zweifel und sündhafte Wünsche von selbst ein Ende. Wenn das nur der Francois einsehen wollte."

Sie dachte sich aus, wie sie es anfangen könnte, ihn zur Vernunft zu bringen, als sie darüber einschlief und träumte, sie ginge in strömendem Regen mit dem Henriot den Waldweg von Jurançon zur Obermühle hinauf. Der Bach war angeschwollen, der Steg zitterte. Henriot bot ihr die Hand, um sie hinüberzuführen, aber nach den ersten Schritten brachen die morschen Planken ein. Claudine fiel wie in bodenlose Tiefe, bis Francois' Stimme ihren Namen rief und sie mit jähem Schreck erwachte.

Als sie die Augen aufschlug, stand er wirklich vor ihr.

„Verzeih', daß ich Dich störe", sagte er; „aber fortgehen, ohne Dich noch ein einziges letztes Mal gesehen zu haben, kann ich nicht."

„Ein einziges, letztes Mal!" wiederholte sie; „was soll das heißen?"

„Daß ich fort will, Claudine, in die weite Welt ... unter die Soldaten ... was weiß ich! aber fort! fort! Hier bleiben darf ich nicht."

Sie starrte ihn an. Was war mit ihm vorgegangen? Sein langes, dunkles Haar hing wirr um das bleiche Gesicht, seine Augen glühten. Schärpe und Halstuch waren verschoben; in solchem Zustand hatte sie ihn nie gesehen.

„Du willst fort?" fing sie an, ohne recht zu wissen, was sie sagte. „Was soll denn aus dem Henriot werden ohne Dich?"

Francois lachte bitter auf.

„So weit bist Du schon gekommen, daß Du zuerst an den Henriot denkst!" rief er aus. „Beruhige Dich ... bis Du in's Haus kommst, bleib' ich bei ihm ... nachher bin ich ja nicht mehr nöthig; dann wirst Du nach dem Rechten sehen. Wenn ich bliebe, ging's doch nur, wie es im Sprüchwort heißt:

„Junge Frau und alter Knecht,
Keines macht's dem Andern recht."

Er hatte das mit erzwungener Lustigkeit gesagt; aber seine Augen wurden immer wilder. Claudinen schlug das Herz.

„Das ist nicht Dein Ernst", antwortete sie mit mühsam behaupteter Fassung. „Kenne ich Dich nicht so gut, als der Henriot? Weiß ich nicht so gut als er, was Du werth bist? ... Und magst Du bei ihm nicht Knecht bleiben — gut, das kann ich verstehen ... aber brauchst Du darum weit fortzugehen oder gar Soldat zu werden?"

Mit diesen Worten stand sie auf und trat an's Fenster. Der Francois sollte nicht sehen, daß ihr Thränen in's Auge stiegen; aber die zitternde Stimme verrieth ihre Bewegung und that Francois zugleich wohl und weh.

„Rede nicht zu, daß ich bleiben soll!“ rief er aus. „Der Henriot hat mich gehalten, als ob ich sein leiblicher Bruder wäre ... ich will nicht zum Schurken an ihm werden. Stundenlang bin ich heute herum gelaufen; habe mir selber zugeredet und endlich gemeint, ich wäre vernünftig geworden wie Du ... Aber dann habe ich Dich mit dem Henriot gehen sehen und da war wieder Alles aus ... Und wenn Du gar erst sein Weib bist ... wenn ich mir vorstellen muß ... Nein, Claudine, ich muß fort! Es giebt ein Unglück, wenn ich bleibe.“

Claudine hatte die Stirn an das Fenster gedrückt und blieb unbeweglich stehen. Francois trat zu ihr.

„Willst Du mir zum Abschied nicht die Hand geben?“ fragte er.

Sie wendete sich um. Ihr Antlitz war von Thränen überströmt und im nächsten Augenblick — sie wußten Beide nicht, wie es geschah — lag sie in seinen Armen und sträubte sich nicht, als er sie mit heißen Lippen küßte.

Der Schmerz der Trennung hatte ihren Stolz besiegt, sie vergaß, was zwischen ihnen stand, wußte nur noch, daß sie ihn liebte, und wenn Francois jetzt das rechte Wort fand, war vielleicht die Macht der Verhältnisse und Traditionen auf immer besiegt. Aber es sollte nicht sein.

„Bist Du hier, Francois?“ rief die Stimme des Bardet an der Hofthür.

Der Zauber war gebrochen. Erschreckt, beschämt, verwirrt machte sich Claudine aus Francois' Armen los und flüchtete in die Nebenkammer, während er nach Fassung ringend hinausging.

Pierre Bardet war in der grimmigsten Laune. Der Henriot hatte sich nicht dazu entschließen können, der Claudine heute wieder unter die Augen zu treten. Er hatte seine Entschuldigung dem Bardet aufgetragen, hatte versprochen, nächsten Sonntag in die Obermühle zu kommen, um Claudinen mit dem Brautring ein neues Kleid zu bringen, und war trotz alles Zuredens fortgegangen. Der Francois würde ihn mit dem Wagen schon einholen, meinte er — und dann war Bardet umhergelaufen, um den Francois zu suchen; der Eine wollte ihn am Gave, der Andere in der Schänke, der Dritte im Hause des Caduchon gesehen haben.

„Wärst Du bei der Hand gewesen, wie sich's gehört, und wärst ihm gleich nachgelaufen, so hättest Du ihn vielleicht dazu gebracht, wieder umzukehren, um das Abendbrod mit uns zu essen, wie das bei Verlobungen einmal Gebrauch ist“, sagte er verdrießlich, indem er sich die glühende Stirn trocknete. „Jetzt ist's zu spät, Du mußt anspannen und ihm nachfahren. Halt' ihn nun wenigstens dazu an, daß er Sonntag nach der Obermühle kommt. Eine nette Wirthschaft! Das muß ich sagen! Der Herr läuft fort, der Knecht ist nicht zu finden ... Da mag der Teufel den Freiwerber spielen!“

Mit diesen Worten ging er in's Haus und schlug die Thür hinter sich zu.

Francois hatte ihn kaum gehört. Er zog die Pferde aus dem Stall, spannte sie ein und fuhr davon. Claudine ließ sich nicht mehr sehen.

„Sie ist vernünftig, wie immer!“ sagte Francois voll Bitterkeit zu sich selbst. „Was einmal geschehen muß, thut sie, ohne sich zu besinnen und ohne, daß es ihr schwer fällt . . . ich will's auch so machen!“

Dabei trieb er die Pferde rascher vorwärts und bald war der Jubel des Dorffestes hinter ihm verklungen.

(Schluß folgt.)

Aus meinen italienischen Erlebnissen.

Von **Fanny Lewald.**

VII.

Florenz fanden wir in hellem Jubel. In Venedig war von Napoleon III., dem gekrönten maitre de plaisir von Frankreich, das Plebiscit wegen des Anschlusses an Italien, zur billigen Unterhaltung seiner beständig der Zerstreuung bedürftigen Franzosen in Scene gesetzt worden. Victor Emanuel zog eben, von den Deputationen des ganzen Landes umgeben, in Venedig ein, Florenz schwamm im Fahnenschmuck und im Lichterglanz einer prächtigen Erleuchtung, die sich bis zu den Thürmen des Palazzo Vecchio, bis auf die Zinne des Campanile und bis zur höchsten Spitze des Domes hinauf erstreckte. Die Stadt, welche zwanzig Jahre früher in blumenhafter Traumseligkeit geschlummert, war eine ganz moderne und sehr unruhige Stadt geworden.

Man riß Straßen ein, um Raum für freiere Bewegung zu finden; Klöster und Kirchen, wo ihre Vorsprünge hinderlich erschienen, wurden dabei nicht geschont. Das Gesetz zur Aufhebung der Klöster war erlassen, die Räumung derselben zum Theil erfolgt, zum Theil bevorstehend. Wo man noch Mönche in ihnen antraf, standen sie auf dem Aussterbeetat. — Es gab Zeitungen von allen Farben, sie wurden laut lärmend in den Straßen ausgerufen, der Straßenkleinkram war bei weitem freier als bei uns in Preußen, das ganze Leben in den Straßen hatte einen Pariser Charakter angenommen, Alles war modisch. Elegante Kaffees und Restaurants hatten sich neben den alten bekannten Speisehäusern aufgethan, es war Alles theurer geworden, obschon im Vergleich zu anderen großen Städten Alles noch billig genug war. Die Beaufsichtigung der Fremden durch die Polizei hatte auch hier aufgehört, dafür aber wurden uns die veränderte Besteuerung und der Geldmangel im Lande sehr bald fühlbar. Es mußten städtische Steuern auf Lebensmittel aufgelegt sein, denn so oft man von einem Ausfluge vor das Thor in die Stadt zurückkehrte, wurde man um steuerpflichtige Dinge befragt. Dasselbe geschah bei der Ankunft in allen Städten auf den Bahnhöfen; und Papiergeld des Königreichs gegen baares Geld zu wechseln war selbst in den Kassen auf den Bahnhöfen nur in soweit möglich, als man kleinere appoints desselben Papiers darauf herausgeben konnte, denn es wurde nicht die kleinste baare Scheidemünze von den Kassenbeamten ausgegeben, und das Papiergeld der Städte galt eben nur innerhalb der Stadt, die es geschaffen hatte, während der Werth des Goldes überall sehr hoch war.

Man hatte aber guten Muth und großes, ja man darf sagen ein übermäßiges Selbstgefühl. Ueberall hörte man das stolze: l' Italia farà da se! und man dachte schon damals weit weniger als im Kreise der Garibaldiner an den Antheil, welchen die Massen der unter Preußens Führung gegen Oesterreich kämpfenden Deutschen an den Freudentagen hatten, deren man eben jetzt in Italien genoß. Man war vielmehr sehr dazu geneigt, den deutschen Beistand zu verkleinern und zu vergessen, während die neue Erhebung Italiens gegen Oesterreich doch nur durch die Auflehnung und das Vorgehen des mächtigen Preußens möglich geworden war. Man berauschte sich in der Idee nationaler Großthaten, welche die italienische Armee 1866

nicht vollführt hatte, und warf der Bequemlichkeit halber Oesterreicher, Preußen und alle anderen deutschen Volksstämme in den von den österreichischen Zeiten her verhaßten Namen Tedeschi zusammen, wobei denn die alte sehr berechtigte Abneigung gegen Oesterreich obenauf schwamm, und das Gute und den Beistand, den man von Deutschland und namentlich von Preußen empfangen hatte, ganz verhüllte.

Es lebte eine kleine sehr gebildete deutsche Colonie in Florenz, und in dem Hause des von der Regierung nach Florenz berufenen Physiologen und Professor Moritz Fisch, im Hause von Fräulein Ludmilla Assing, die aber mit ihren Sympathien auf Seiten der italienischen Republikaner stand, bei Fräulein Malvide von Meysenbug, welche als Erzieherin und Freundin von Alexander Herzen's schönen Töchtern sich damals mit diesen in Florenz aufhielt, wie am Theetisch von Frau von Treskow — einer Freundin Rahel's und ebenso wie ihre einzige, an einen Italiener verheirathete Tochter, eine Berlinerin von stärkster Ausprägung des alten, geistig bedeutenden Berliner Wesens — konnte man sich nach der Heimat versetzt glauben, während es zugleich dort an beständigem Zusammensein mit italienischen Gelehrten und Schriftstellern nicht fehlte. Dabei konnte man es aber beobachten, wie die beiden Strömungen für und wider Deutschland unvermittelt neben einander hergingen, wie man sich zu Frankreich neigte, das in Rom die Priesterherrschaft aufrecht erhielt und die Einigung Italiens verhinderte, während man in Italien gegen die Priesterherrschaft anging und die Einigung des Vaterlandes erstrebte; und selbst diejenigen deutschen Gelehrten, welche die Regierung zur Hebung der italienischen Bildung nach Italien berufen, hatten darüber zu klagen, daß man sie hemme, wo sie fördern sollten, und daß jenes instinctive Gefühl der Sympathie für die stammverwandte gallo-romanische Race und ein gewisser Zug einer Nationaleitelkeit es selbst bei vielen Gebildeten über die eigene Erkenntniß von Demjenigen, was dem Lande nothwendig und zweckmäßig sei, davontrage. Freilich gab es hinwiederum Italiener genug, welche den wie ein Rechenexempel einfachen Satz begriffen, daß die feste Vereinigung von zwei aufstrebenden, nach ihrer innern Abrundung und äußern Sicherheit ringenden Nationen die beste Abwehr gegen störsame Einflüsse und feindliche Angriffe von außen darbieten, ja solche Angriffe halbwegs unmöglich machen würde. Aber gegen die unklare Empfindung bleibt die Vernunft oft lange ohnmächtig. Man haßte und verabscheute Napoleon den Dritten als Despoten und Tyrannen, man kämpfte um eine ganz andere Verfassung als diejenige, welche das Verbrechen des zweiten December erzeugt hatte — der Zauber der französischen Gloire, das prestige de la France, wirkten aber trotzdem in Italien noch immer fort. Man mochte glauben von diesem Glanze etwas abzukommen, wenn man in seinem Kreise blieb, und man konnte wirklich auf Italiens Verhältniß zu Frankreich parodirend die Worte des Dichters anwenden:

„Die Sinne sind in seinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreit."

In Einem aber stimmte Alles überein: in der Auflehnung gegen die weltliche Macht des Papstes, in dem Verlangen, Rom als die Hauptstadt für das geeinigte Königreich Italien zu gewinnen — indeß selbst diesem Verlangen war ein Radschuh angehängt, der, wenn er auch die fortziehende Bewegung nicht aufzuheben vermochte, sie doch störte und aufhielt: die Frauen standen auch noch hier, wie fast in allen katholischen Ländern, unter dem Ein-

fluß der Geistlichkeit, sie waren weit zurückgeblieben hinter der Bildung der Männer; und der König selber hatte, wie man sagte, neben sich eine ganz ungebildete Frau aus niederm Stande, deren Bigotterie die Geistlichkeit sich zu Nutzen zu machen wußte.

Während die jungen, der deutschen Sprache mächtigen Italiener uns in Berlin vielfach versichert hatten, daß man, seit die Lombardei und Toscana von dem österreichischen Joche und Einfluß frei geworden, sich vielfach mit dem Studium der deutschen Sprache, der deutschen Classiker und mit den Resultaten der deutschen Wissenschaft beschäftige, fanden wir weder in Mailand noch in Florenz in der Buchhandlung deutsche Bücher ausgelegt. Alle Fenster und Ladentische waren noch immer voll von französischen Werken, wissenschaftlicher sowol als dichterischer. Der französische Roman war die Lectüre der Gesellschaft, Uebersetzungen französischer Komödien füllten die Repertoire. Nur im Theater Pagliano sahen wir einmal den größten Mimen des jetzigen Italiens, Rossi, sich in der Rolle des Shakespear'schen Hamlet versuchen, der sich denn, freilich in italienischer Sprache und für das italienische Publicum gehörig zugerichtet, für Unsereinen so befremdlich ausnahm, wie ein alter hochverehrter Freund in wunderlicher, ihm nicht anstehender, ihn entstellender Tracht.

An neueren historischen Werken fand Stahr von italienischen Verfassern sehr bedeutende Arbeiten, darunter vor Allen Villari's uns höchlich fesselnde meisterhafte Geschichte Savonarola's. Ebenso brachten die zahlreichen politischen Journale zum Theil sehr lebendig geschriebene und schlagende Artikel, aber meine Erwartung, daß die Umgestaltung der politischen Verhältnisse, daß das Freierwerden der Presse auch den socialen Roman in Italien hervorgerufen haben würde, fanden wir 1866 noch nicht bestätigt. Man empfahl uns, als wir danach fragten, die noch in österreichischer Zeit erschienenen Raconti der im Friaul heimischen Gräfin Caterina Percotto, eine Art von sehr eigenartigen und erschütternden Skizzen, die wir schon lange vorher in Deutschland gelesen hatten; und wies uns auf die in englischer Sprache erschienenen Romane Giuseppe Ruffini's hin, die doch zum Theil auch schon vor der eigentlichen Befreiung Italiens entstanden und nicht ausschließlich italienischem Boden entwachsen waren. Sie sind sogar ursprünglich sammt und sonders in englischer Sprache erschienen, weil der Verfasser, Sohn einer englischen Mutter und eines Italieners, im Exil in England und in Frankreich lebend und des Englischen vollkommen Meister, es vorgezogen hatte, seine Dichtungen in der Sprache und unter dem Volke zu veröffentlichen, in denen ihrem Erscheinen nicht, wie in seinem Vaterlande, Hindernisse in den Weg gestellt werden konnten; und noch im Jahre 1866 war, so viel ich erfahren habe, nur Ruffini's an Zartheit und Anmuth fast unvergleichlicher Roman, nur „Doctor Antonio“ in italienischer Uebersetzung erschienen. All' seine Romane: Doctor Antonio, Lavinia, Lorenzo Benoni und sein neuester Roman Vincenzo haben Italiener zu Helden, italienische Lebensverhältnisse zur Grundlage, Italien zum Ort der Handlung, der nur jeweilig verlassen wird; in dem letzten dieser Romane ist das Motiv — das Heruntersinken eines bedeutend angelegten Mannes durch die Ehe mit einer beschränkten, in Vorurtheilen erzogenen bigotten Frau, den gegenwärtigen Zuständen Italiens mit einer bis an das Unschöne streifenden Wahrhaftigkeit nachgebildet, und italienischer Geist, italienische Empfindungsweise sind in allen diesen Romanen unverkennbar, ja Doctor Antonio liest sich in der italienischen

Uebertragung noch reizender als in dem englischen Original; aber die Ausdrucksweise steht in ihrer Schlichtheit ebenso wie die Behandlungsweise des Romans auf englischem Boden und ist wol aus dem Studium von Bulwer und seines großen freien Styls hervorgegangen. Ebenso verriethen die fast idyllische Dichtung „Ein stiller Winkel" und die sehr heitere Satyre „Die Engländer auf der Entdeckung von Paris" den Einfluß, welchen des Dichters Aufenthalt im Auslande auf ihn geübt hat; und neben dem historischen Musterromane, die Verlobten von Manzoni, neben den Romanen von Grossi und Azeglio, die doch auch sämmtlich historische Romane mit Motiven aus ferner Vergangenheit sind, war die über fünfzig Jahre alte Dichtung Jacopo Orpis immer noch der hervorragendste sociale Roman. — Ob sich das in diesen letzten Jahren geändert hat, habe ich nicht erfahren. Die Italiener, von denen ich eine Erklärung dieser auffallenden Erscheinung begehrte, meinten, „sie wären noch zu sehr mit der Tagesarbeit an ihrer politischen Wiedergeburt beschäftigt, um von sich selber absehen und sich dem dichterischen Schaffen zuwenden zu können", aber diese Zeit der Krisen hatte doch die Dichtungen Leopardi's, Giusti's, Alleardi's erzeugt, und auffallend bleibt es daher immer, daß in dem Lande, welches einst einen der Meister im Erzählen, Boccaccio, besessen, und in dem Decamerone ein Vorbild für die anmuthige Erzählung geliefert hatte, die Erzählung und der Roman nicht mehr wie früher zur idealisirenden und erklärenden Wiederspieglung des Lebens zu dienen scheinen.

VIII.

Von Florenz nach Rom fährt man nur acht Stunden auf der Eisenbahn, aber wenn man Florenz mit dem Rom von 1866 verglich, so war's als wären die beiden Orte durch hunderte von Meilen und durch ein Jahrhundert getrennt.

In Florenz war Alles mit der raschen Entwickelung der Zeit rüstig vorgeschritten, in Rom war Alles theils stehen geblieben, theils zurückgekommen, und wo trotzdem die neuen Erfindungen, welche durch die ganze Welt die Lebensverhältnisse in den letzten dreißig Jahren umgestaltet haben, bis nach Rom gedrungen waren, standen sie in offenem Mißverhältniß zu den Einrichtungen in der ewigen Stadt. Das hatte man zu empfinden, so wie man an die römische Grenze kam und wie man in Rom den Fuß aus dem Eisenbahnwagen setzte. — An der Grenze und in Rom war die Visitation der Pässe, der Koffer, der Handsäcke so peinlich, daß man trotz eines Gewittersturmes, zu nächtlicher Stunde in den provisorischen Eisenbahnbaracken an der Grenze die Bilder in den Portraitalbums einzeln besichtigte, welche die Reisenden mit sich führten; und in dem provisorischen Eisenbahnhof in Rom waren die Vorkehrungen für den Empfang, für die nochmalige Visitation und für die Fortbringung der Reisenden und ihres Gepäcks in einer Weise getroffen, als handelte es sich nicht um die Ankunft eines Bahnzuges, sondern als erwartete man eine Postchaise mit ihren Beiwagen.

Und wie bei dem Eintritt in Rom gab sich der Widerspruch, in welchem das Leben des Kirchenstaates und der Geist seiner Regierung sich mit dem gegenwärtigen Tage befanden, in dem Größten wie in dem Kleinsten kund. Während der Papst in seinem phantastisch mittelalterlichen Glauben die Welt, wie die Inschriftstafel im St. Peter es besagte, mit dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria begnadigt hatte, während man das Concil schon vorbereitete, auf welchem die Unfehlbarkeit des Papstes ebenfalls zum Dogma erhoben werden sollte, und in den alten Kirchen mit großem

Eifer und großem Kostenaufwande daran gearbeitet wurde, die Kirchen für die Zeit des Concils glänzend zu erneuern, war ein Hauch der Verwitterung über das ganze römische Wesen gekommen, sofern es nicht direct die Kirchen anging, von deren Verwaltung abhing, und mit deren Privatvermögen zusammenhing. Die alten Cardinalsequipagen und deren Dienerschaft hatten etwas Schäbiges bekommen, das Volk ging zum Theil sehr gleichgiltig an den Cardinälen vorüber, wenn diese sich, gefolgt von ihrem Wagen und ihrer Dienerschaft, zu Fuße auf der Straße zeigten, und mehr als einmal sah ich es, wie Gewerbtreibende, wenn der Papst mit seiner großen Begleitung durch die Straßen zog, rasch ihre Ladenthüren schlossen und die Ihrigen anhielten in das Haus zu treten. Das geschah in dem nämlichen Augenblick, in welchem vornehme Männer ihre Wagen verließen, um vor dem Papst auf der Straße das Knie zu beugen, und Frauen des hohen Adels in ihren Equipagen niederknieeten, um seines Segens theilhaftig zu werden.

Der Fremdenverkehr hatte, Dank den Eisenbahnen und Dampfschiffen, sehr bedeutend zugenommen, aber man merkte das nicht besonders, weil das militairische Element in der Stadt vorherrschte. Der Statthalter Gottes unterhielt in Rom ein Heer von mehr als zehntausend Mann, nicht sowol zum Schutze gegen den auswärtigen Feind, sondern hauptsächlich zur Niederhaltung der eigenen Unterthanen. Das geistige Oberhaupt der Christenheit, das Oberhaupt der Kirche, der Repräsentant der Lehre, deren Reich nicht von dieser Welt sein sollte, behauptete sich mittels einer sehr ansehnlichen Cohorte auf dem Throne seines weltlichen Besitzes, und hätte nicht, wie der liebe Gott in Béranger's Chanson, von sich sagen dürfen:

„Si j'ai jamais commandé une cohorte
Je veux, mes enfants, que le diable m'emporte!"

Wohin man blickte sah man Soldaten: heimische und französische Truppen, alle sehr geschmackvoll, zum Theil sehr glänzend uniformirt, die päpstlichen Zuavenofficiere sich spreizend wie die Studenten in kleinen deutschen Universitätsstädten, die päpstlichen Carabiniere, ein Corps von lauter Marsgestalten; und Trommelschall und Exercieren im Giardino publico hart an den Ruinen der Caracallabäder; Exercieren und Trommelschall unter den Augen zuschauender Geistlichen in dem alten Prätorianerlager, unfern von den Bädern des Diocletian; große Wachtposten von Zuaven in der Leoninischen Vorstadt, in nächster Nähe des St. Peter und des Vatican. Aber neben den prächtig aufgeputzten Truppen und selbst in den Kirchen, die man mit Aufwand von kostbarem Gestein und seltenen Marmorarten restaurirte, traf man auf Geistliche, die sich den Fremden schüchtern näherten und leise um ein Almosen baten, „zu einem neuen Hut" oder „zu einer neuen Soutane", und im Vergleich zu den Soldaten sahen sie in der That oftmals sehr schäbig aus.

Ueberall, aber überall, stieß man auf schroffe Gegensätze. In den Häusern, denen gegenüber Nonnenklöster lagen, mußten die Fenster bis in die oberen Geschosse mit Läden versehen werden, die den Hausbewohnern Licht und Luft entzogen und den Einblick in die Klostermauern hinderten; dafür stürzte sich dann gelegentlich ein junger Geistlicher aus den Fenstern des Collegio Romano, des großen Jesuitenhauses, auf die Straße, um verzweifelnd seinem Leben ein Ende zu machen.

Hinten in der Villa des Fürsten Doria Pamfili feierte ein von ihm errichtetes Marmordenkmal die im Jahre 1849 im Kampfe gegen die römische Republik gefallenen französischen Officiere, und am Eingang der Villa, an dem

vierfrontigen Triumphbogen von quatri venti, zeigte der Aufseher derselben, ein italienischer Patriot, mit stolzer Heimlichkeit die Stellen, an denen der letzte heiße Kampf der Republik gekämpft worden war, und wies erklärend nach den Villen Corsini, Giraud, Savorelli hinüber, vor und in denen so viel edles italienisches Heldenblut geflossen war, und nach der noch in Trümmer liegenden ganz zerschossenen Villa — il Vascello — in welcher Garibaldi sein letztes Hauptquartier vor Rom gehabt hatte. Jetzt befand sich eine der wenigen in Rom existirenden Fabriken, eine Stearinlichtfabrik, in der Villa Savorelli, welche der aus dem Exil zurückgekehrte Besitzer derselben dort für seine Rechnung betreiben ließ; und wie die Besitzer der nahe an einander grenzenden Villen Pamfili-Doria und Savorelli in politischer Richtung aus einander gingen, so hatte zwischen den beiden Familien in den letzen Jahrzehnten ein Roman gespielt, der auch im geselligen Leben eine Feindseligkeit zwischen ihnen hervorgerufen. — Ein junger Fürst Doria hatte sich in eifriger Bewerbung um eine ungewöhnlich schöne und geistig begabte Tochter des Hauses Savorelli bemüht, ihr Jawort erhalten und dann das Verlöbniß wieder — wie man behauptete — um materieller Vortheile willen gelöst, die sich ihm von anderer Seite geboten. Die junge Marchesina war in ein Kloster gegangen und dort nicht lange danach an gebrochenem Herzen gestorben. Aber Tagebücher und Briefe, welche sie hinterlassen, waren im engen Vertrauen von einem ihrer Angehörigen einem damals in Rom lebenden, noch wenig bekannten französischen Schriftsteller zur Durchsicht übergeben, und von diesem im Mißbrauch des Vertrauens, in einem Romane benutzt worden. Der Schriftsteller war Edmund About, der Roman, der seinen ersten Ruf begründete und jenen Papieren entnommen war, hieß Tola, und es leben noch Viele von Denen, welche sich des peinlichen Aufsehens erinnern, den sein Erscheinen einst in der römischen Gesellschaft gemacht hatte.

Jetzt aber war man nicht mit den Dichtungen irgend eines Franzosen, sondern mit dem bevorstehenden Abmarsch der französischen Truppen von Rom beschäftigt, und sah auf denselben je nachdem mit bangen oder freudigen Empfindungen hin. Der Höchstcommandirende der päpstlichen Truppen, General Kanzler, hatte kurz vor dem für den Ausmarsch festgesetzten Tage die päpstlichen Truppen in der Villa Borghese eine Revue passiren lassen, gleichsam um den Bürgern darzuthun, daß man ihnen auch ohne die Franzosen Stand zu halten wissen werde, denn daß vom Volke eine Erhebung gegen das weltliche Regiment des Papstes, daß ein Versuch gemacht werden werde, die Vereinigung mit dem Königreich Italien nun endlich durchzusetzen, das nahm man als gewiß an.

Es lag schwül und unheimlich über der Stadt. Heute sagte der Hauswirth: „In dieser Nacht hat man drüben einen braven Jüngling aus dem Bette geholt und fortgebracht!“ — „Wohin?“ fragten wir — „Wer weiß das? Sie haben vorige Woche auch aus der und aus jener Straße (er nannte sie) in nächtlicher Weile hier ansässige Bürger verhaftet.“ — „Aber weshalb?“ — Er zuckte die Achseln. „In Rom fragt man nicht! Mit der päpstlichen Regierung ist kein Sprechen und Verhandeln. Es ist ein Factum — das genügt!“ — „Aber man muß sich doch erkundigen?“ — Er lachte höhnisch. „Ich bin mich einmal nach Jemand erkundigen gegangen“, sagte er. „Da haben sie mich nichtswürdig behandelt, ich habe ihnen das gesagt, sie haben mich selber festgehalten und eingesperrt. Seitdem — frage ich nicht wieder — ich thue nie wieder einen Schritt in den Bereich der Polizei!“

Dazwischen brachte man uns Flugblätter in das Haus, von einem bestehenden geheimen National-Comité verfaßt und vorbereitet, die in herbsten Ausdrücken die päpstliche Regierung tadelten, ihr alle ihre Sünden vorhielten, ihr einzeln die Raub- und Mordanfälle und Diebstähle vorzählten, welche von den aus dem ganzen übrigen Italien herbeigeströmten und von der Regierung geduldeten Banditen fortwährend theils in der römischen Campagna, theils dicht vor den Thoren der Stadt, und in dieser selbst, an höheren Geistlichen verübt wurden, und unter den Bürgern fürchtete man in der beim Abmarsche der Franzosen erwarteten Revolution vor Allem die Unordnungen und die Plünderung, welche durch das aus Neapel ausgewiesene, sich in dem Kirchenstaate herumtreibende und von König Franz unterhaltene Gesindel hervorgerufen werden könnten. Jeden Tag gab es andere Gerüchte. Heute erzählte man, König Franz von Neapel sammle in dem von ihm bewohnten Palast Farnese heimlich Truppen, mit denen er nächstens in sein Königreich einfallen und seinen Thron wieder erobern würde. Das klang dann wie eine Scene aus Schiller's Fiesko, und die schöne Königin Marie sah sehr nach einer Gräfin Leonore aus, wenn sie Abends krank und müde wie sie war, und doch stolzen Blickes in den Polstern ihres Wagens lehnend, über den Monte Pincio fuhr. Dann wieder am nächsten Tage ließ man es durch heimliche Winke errathen, Mazzini sei in Rom, und kein Anderer als er selber werde die Fahne der neuen Revolution erheben. Sehr wahrscheinlich klang dies nicht, indeß es war doch keinesweges außer dem Bereich des Möglichen.

Mazzini gehörte jener Zeit der politischen Entwickelung an, in welcher in Italien mit Geheimbünden und Verschwörungen viel geleistet worden war. Es mochte davon Etwas in seinen Gewohnheiten zurückgeblieben sein. Man behauptete, daß er, ohne die ihm drohenden Gefahren zu achten, zum Oeftern aus der Verbannung nach Italien gekommen sei, um die Patrioten anzufeuern und zusammenzuhalten, und da er die Einheit seines Vaterlandes immer als das erste Ziel aufgestellt hatte, war es nicht undenkbar, daß er seinen Landsleuten auch bei der neuen erwarteten Erhebung von Rom wieder seine Mitwirkung und den Einfluß seines Namens darbringen wollte; wenn es sich diesmal auch nicht um die Errichtung einer Republik, sondern um die staatliche Einigung Italiens zu einem Königreiche handeln sollte. In seinem, etwa zu Anfang des Jahres 1850 erschienenen Werke: „Republik und Königthum" hatte er gesagt: „Der erste Zweck und der ewige Seufzer unserer Seelen war sonst wie jetzt die Unabhängigkeit Italiens vom Auslande gewesen. Der zweite: Die Einheit des Vaterlandes, ohne welche die Unabhängigkeit eine Lüge ist. Der dritte: die Republik. Gleichgiltig gegen unser persönliches Schicksal, sicher über die einstige Zukunft unseres Landes, hatten wir nicht nöthig uns in dem dritten Punkte unduldsam zu zeigen. Hätte man mir zur Zeit als Karl Alberto Verhandlungen mit der republikanischen Partei einzuleiten suchte, die Unabhängigkeit und eine schnelle Einigung und Einheit Italiens zugesichert, so würde ich zwar nicht meine Ueberzeugungen geopfert haben, denn das ist unmöglich, aber ich würde aller thätigen Propaganda für den nahen Triumph dieser Ueberzeugung entsagt haben."

Auch gegen mich hatte sich Mazzini, den ich 1850 in England zu drei verschiedenen Malen gesehen, in gleicher Weise ausgesprochen, und ich bewahrte und bewahre die Erinnerung an ihn mit großer verehrender Theilnahme. Sein Aeußeres, seine Ausdrucksweise, seine ganze Haltung waren

sehr edel. Er war von ansehnlicher Mittelgröße und sah damals in seinem fünfundvierzigsten Jahre mit seiner schlanken, nervigen und sehr elastischen Gestalt noch jugendlich aus, obgleich sein schlichtes schwarzes Haar und der kurzgeschnittene Bart schon stark mit Grau gemischt waren. Nase, Mund und Kinn waren für einen Italiener nicht sehr scharf ausgeprägt, aber fein und edel, die Form des schmalen Kopfes war sehr schön, und der Ausdruck desselben im höchsten Grade durchgeistet. Es war nichts in seinem Aeußern, was überraschte, aber wenn man auf dieses Gesicht einmal aufmerksam geworden war, konnte man das Auge nicht mehr von ihm abwenden. Man fühlte sich wie von einem Zauber sanft angezogen und gefesselt, und der ruhige sanfte Ernst der dunklen Augen hatte dabei etwas so Gebietendes, daß man sehr wol die Gewalt begriff, welche dieser Mann in entscheidenden Augenblicken über die Menschen üben mußte.

Meine erste Begegnung und Unterhaltung mit Mazzini war originell. Frau Thomas Carlyle, die ihn sehr verehrte, hatte mir zu verschiedenen Malen von ihm gesprochen und mir seine Bekanntschaft verheißen, ohne daß es doch dazu gekommen war. Da begleitete ich sie eines Tages auf einem Wege durch die Stadt, bei dem sie verschiedene Besorgungen zu machen hatte, und vor einem Magazin von Flanellwaaren, in welchem Frau Carlyle einen Einkauf beabsichtigte, trafen wir Mazzini an. Wir wurden einander vorgestellt, er trat mit uns in das Magazin, und während Madame Carlyle ihre Auswahl traf, kamen wir, Jeder von uns auf einem Flanellballen sitzend, in das Sprechen, so daß unsere Freundin uns vorschlug, sitzen zu bleiben, bis sie in einem Nachbarladen noch einen Einkauf gemacht haben und uns holen kommen würde. Das geschah auch, und wie zerstreuend und ungefügig die Umgebung auch war, hatte ich doch in diesem ersten Zusammentreffen mit Mazzini einen großen, schönen, ruhigen Eindruck erhalten, der sich später nur noch gesteigert hat.

Was an ihm auffiel und sich zunächst geltend machte, war die völlige Selbstlosigkeit, mit welcher er nur sein Ziel, seines Vaterlandes Auferstehung, nicht den Antheil im Auge hatte, den er selber etwa an ihr haben würde. Es gehört aber zu den Segnungen, deren das neue Italien theilhaftig geworden ist, daß es unter seinen, die Wiedergeburt des Landes betreibenden Männern zwei Gestalten von solcher Uneigennützigkeit und Charakterreinheit wie Giuseppe Mazzini und Giuseppe Garibaldi als Vorbilder für die nachstrebenden Geschlechter zu verzeichnen hat, wenngleich die Wege dieser beiden Männer nicht dauernd zusammengingen, und — wie Garibaldi's unseliger Entschluß es in unseren Tagen nach dem dritten September von 1870 dargethan hat — nicht dauernd zusammen gehen konnten.

Damals aber, im Winter von 1866, war sicherlich auch Garibaldi noch sehr fern von dem Gedanken, daß er jemals wieder eine Verbindung mit Frankreich eingehen, seine Waffen und seinen Beistand den Franzosen bieten könne, deren Entfernung aus Italien von allen das Vaterland und seine Unabhängigkeit liebenden Männern heiß ersehnt und als der Zeitpunkt angesehen wurde, in welchem man endlich gleichzeitig das Joch des fremden Einflusses und der weltlichen Herrschaft des Papstes werde von den Schultern werfen können. Man zählte buchstäblich die Tage bis zum Abmarsch, man berechnete die Lage der verschiedenen Wohnungen und die Sicherheit oder die Gefahren, denen man möglicher Weise bei dem Ausbruch der erwarteten Revolution ausgesetzt sein könnte, und so sehr hielt man sich auf

große Ereignisse in Rom gefaßt, daß man darüber vergaß, wie sich eben damals in Folge der Luxemburger Frage ein drohender Conflict an dem europäischen Horizont zusammen zog.

So waren wir in Rom bis in die letzten Tage des November gekommen, Stahr lag noch an den Folgen der schweren Erkrankung darnieder, die ihn bald nach unserer Ankunft in Rom befallen hatte, als es eines Abends an der Außenthüre unserer kleinen Wohnung schellte. Ich ging, die Lampe in der Hand, zu hören, wer es sei; und auf das landesübliche chi è? kam als Entgegnung die Antwort: „General von Haugk!“ zurück.

Ich öffnete, ein großer, breitbrüstiger Mann von etwa fünfzig Jahren stand vor mir und bot mir die Hand. Es war der nämliche General von Haugk, der im Jahre 1849 als General der römischen Republik sich neben Garibaldi in der Vertheidigung von Rom mit Ehren bekannt gemacht hatte, und seine Anwesenheit in Rom war deshalb höchlich überraschend für uns. Als ich ihm dies mit meinem Willkommen aussprach und Besorgnisse für seine Sicherheit äußerte, sagte er lachend: „Das hat unter den hiesigen Verhältnissen keine Noth! Sie haben hier so viel mit der Beobachtung der Eingesessenen und mit Verfolgung von lauter nichtswürdigen Angebereien zu schaffen, daß sie gar nicht Zeit haben sich um die Fremden zu bekümmern. — “

„Aber unter welchem Namen sind Sie hier?“

„Herr von Haugk aus Holstein!“ entgegnete er mit völliger Sorglosigkeit.

„Und wo sind Sie abgestiegen?“

„Wie Sie, im Hotel d'Angleterre, und das hat mir zu der Kenntniß von Ihrem Hiersein verholfen. Ich fand Ihre Namen in dem Fremdenverzeichniß des Hauses, erfuhr, daß Sie noch in Rom und in welcher Wohnung Sie wären, und da ich Sie in Berlin, wo ich Sie früher aufgesucht, nicht anwesend gefunden hatte, dachte ich das Versäumte hier nachholen zu können.“

Wir fanden uns denn auch plaudernd bald zusammen. General von Haugk ist ein geborner Ungar, war einst in österreichischen Diensten gewesen und nun seit Jahren mit einer Holsteinerin verheirathet und in Holstein auf dem Lande angesessen. Er hatte vom Jahre 1849 her viele und nahe Beziehungen zu der römisch-italienischen Partei und war der Ansicht, daß man zunächst in Rom Nichts unternehmen und Alles ruhig bleiben würde. Er hatte übrigens von der Kriegstüchtigkeit und dem Muthe der Zuavenregimenter, in denen sich fanatische Katholiken aus allen Ländern Europa's zusammenfanden, wie von den stattlichen Carabinieri eine gute Meinung, dafür aber dachte er von den übrigen Truppen um so geringer und hielt, wie es auch kommen möge, einen nachhaltigen Kampf der päpstlichen Truppen, gegen wessen Angriff es auch sei, für unwahrscheinlich. Wir sahen ihn noch zu verschiedenen Malen bei uns, und seine Behauptung, daß das Nationalcomité die Erhebung der Stadt gegen die Regierung für das Erste zu verhindern trachte, bewährte sich als richtig.

Die Spannung der Gemüther in Rom blieb sich aber trotzdem gleich, und je näher der Abmarsch der Franzosen bevorstand, um so unverhohlener gab der ihnen feindliche Theil des Volkes seine Abneigung gegen sie kund. Heute hörte man von Zusammenstößen, welche Marmorarbeiter mit französischen Soldaten gehabt haben sollten, morgen, daß ein paar Zuaven in kurzen Zwischenräumen Nachts in den Straßen meuchlings ermordet worden wären,

und daß die Zuaven deshalb Befehl erhalten hätten, nicht einzeln in der Dunkelheit auszugehen — und dunkel genug waren die Straßen; denn da ein Verwandter irgend eines kirchlichen Würdenträgers ein Oelhändler, und mit den Oellieferungen für die Straßenbeleuchtung betraut war, so wurde die Gasbeleuchtung nicht durchweg eingeführt, und wo sie fehlte, war die Erleuchtung so unvollständig, daß wir oft genug, selbst ganz in der Nähe des Corso's, in den Seitenstraßen die Bemerkung machten, wie leicht bei der Einsamkeit und Finsterniß in allen diesen Seitenstraßen — ich denke z. B. an die neben dem Krankenhause der Unheilbaren sich hinziehenden Gassen — hier Raubanfälle unternommen werden könnten, die denn auch in der That nicht fehlten.

Am Ende der ersten Decemberwoche hatten wir die Franzosen noch zu einer Parade ausrücken sehen, in der Nacht vom neunten zum zehnten December weckte uns Trommelgerassel aus dem Schlafe und ferner Marschschritt schlug durch die Stille an unser Ohr. Wir sahen nach der Uhr, es war eben vier vorbei, die Franzosen rückten aus Rom aus, das sie als Beschützer des Papstes siebzehn Jahre in Abhängigkeit von Frankreich und von der Vereinigung mit dem Gesammtvaterlande zurück gehalten hatten. Trotzdem war die Stunde der Befreiung für Rom noch nicht gekommen.

Am nächsten Morgen war der Wachtposten auf der Höhe des Monte Pincio vor der Kirche von St. Trinitá di Monte, den die Franzosen sonst inne gehabt hatten, von päpstlichen Jägern besetzt; auf dem Capitol, in dessen unteren Sälen ein Theil der französischen Militairverwaltung ihre Büreaus gehabt, verkaufte man schmutzige Schränke, Tische, Bänke und Registraturen; die französischen Fouragemagazine in den Thermen des Diocletian standen leer, nur die bezeichnenden Nummern der Bataillone prangten noch auf schwarzen Blechschildern über den Thüren. Der Papst war für den Augenblick mit der Führung und Erhaltung seines weltlichen Regimentes auf seine eigenen Schutzmittel angewiesen, die Franzosen waren fort. Aber die großen Nachtheile, welche ihr siebzehnjähriger Aufenthalt für die Sitten und die Gesundheit des Volkes hervorgebracht, waren damit nicht vorüber und es wird Zeit brauchen, den angerichteten Schaden herzustellen, wenn es überhaupt gelingt.

IX.

Im Uebrigen ging in Rom Alles seinen gewohnten Gang, aber das Gefühl, daß man auf einem unterhöhlten Boden stehe, wurde man nie los, und wo man mit dem Volke in Berührung kam, hörte man gerechte Klagen.

Handel und Wandel, im Sinne des übrigen Europa, gab es im Kirchenstaate nicht, eine landesübliche Industrie, wenn man die sehr unbedeutende Fabrikation gestreifter Seidenzeuge und die Kunstindustrie der Mosaikarbeiter und Gemmenschneider abrechnete, ebenso wenig. Sobald man das Geringste brauchte und kaufte, konnte man das bemerken.

Ich erstand einmal ein paar Kämme aus Büffelhorn, die man in Rom als inländische Fabrikate auszugeben pflegte, aber selbst diese waren, als wir sie näher betrachteten und den Fabrikstempel besahen, in Wien fabricirt, und Alles, was aus dem Auslande kam, war übermäßig hoch besteuert. Jedem einzelnen von Neapel oder Mailand eingeführten Paar Handschuh, jedem Gürtelbande hing der schwere bleierne Stempel an. Ueberhaupt waren die Steuern äußerst drückend. Die einzelnen Stücke Möbel in den Wohnungen

zahlten Stück für Stück, Stuhl für Stuhl eine jährliche Abgabe; jedes Thier, Rindvieh, Pferde ꝛc., die aus einer Hand in die andere gingen, zahlten von jedem Kauf und Verkauf eine Abgabe; und die Lasten, die auf den Häusern und auf dem zum größern Theil in den Händen der Klöster und Kirchen oder der großen Adelsfamilien befindlichen, sehr schlecht verwalteten Grundbesitz lagen, hinderten im Verein mit der Gesetzgebung jede vortheilhafte und die Cultur fördernde wirthschaftliche Benutzung des Bodens.

Wohin man sein Auge wendete, ging Alles rückwärts, war Alles Verfall.

Stahr und ich haben in unserm gemeinsamen Buche „Ein Winter in Rom" über die Ursachen dieses Verfalls mancherlei Auskunft gegeben, aber man könnte ganze eigene Bücher schreiben, um es nach allen Seiten hin darzuthun, wie unerläßlich nothwendig es war, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen, und welche Wohlthat für die dort lebenden Menschen es sein wird, wenn in dem Kirchenstaat eine Regierung herrschen wird, die mit dem neunzehnten Jahrhundert noch in einem andern Zusammenhang steht als dem — es zu verfluchen.

Eines Abends war ich ausgegangen, um in einem Bäckerladen in der Via del Babuino etwas einzukaufen. Ich traf außer dem Bäcker noch zwei Männer im Laden, deren Einer mit dem Bäcker Abrechnung über so und so viel Säcke Mehl hielt, welche in langen Reihen vor der Thüre abgeladen waren. Als ich meinen Kauf gemacht hatte und mich um irgend eine wirthschaftliche Auskunft an den Bäcker wendete, den ich kannte, weil ich öfter in dem Laden gewesen war, sagte mit einem Male der Mehlverkäufer, der, wie ich später erfuhr, ein Gutsbesitzer war, zu seinem Begleiter: „Seht einmal! das sind die fremden Frauen! Ich habe das seit Jahren schon beobachtet! die denken an Etwas! die helfen in dem Hause — und selbst vornehme Frauen wie diese thun das — die wollen nicht nur Ringe an die Finger stecken und die Hände übereinander schlagen, wenn sie in der Carosse sitzen wie unsere Frauen. Wer eine Römerin heirathet, ist ein Narr! Wir müssen Frauen von auswärts nehmen!"

Obschon er dies Alles nicht zu mir, aber doch so laut und so lebhaft sagte, daß ich das Lachen nicht unterdrücken konnte, wendete er sich zu mir. „Sie lachen, Madame!" sagte er, „aber für unser Einen ist da Nichts zu lachen. Unsere Frauen sind zu Nichts gut, als dem Mann ein Vergnügen zu sein und Kinder in die Welt zu setzen, die man ernähren muß. Sie können nichts, sie verstehen nichts, sie lernen nichts und wollen nichts thun; aber so können die Pfaffen sie am Besten brauchen. Darum werden keine Schulen für sie eingerichtet, darum lehrt man sie nichts als Beten und zur Messe gehen und beichten. Es hat schon Manche ihren Mann in die Gefängnisse gebeichtet. Die Pfaffen haben einen langen Arm und wissen, was sie thun! Im Regno (Königreich Italien) da geht's zu Ende mit den Pfaffen und all' die Pfaffen, die sie dort über die Zäune werfen, die fallen bei uns in's Land und machen das Uebel größer."

Ich hütete mich natürlich ein Wort zu erwidern, das seine Herzensergießungen ermuntern konnte, aber man vernahm ähnliche Aeußerungen gegen die obwaltenden Zustände bei jedem Anlaß; und ich erinnere mich noch, welchen Eindruck uns einmal, als wir gegen Sonnenuntergang auf den Steinbänken vor der Kirche von S. Pietro in Montorio auf dem Janiculus saßen, ein großer, stattlicher, schöner Römer aus dem Volke machte, als er uns schilderte, wie er bei dem besten Willen nicht zu einem ordentlichen, dau-

ernden Erwerbe kommen könne, weil alle Arbeit niederliege. „Es bleibt zuletzt nichts übrig“, schloß er, „als die Flinte zu nehmen und in die Campagna zu gehen, wenn's nicht bald anders wird.“

Oftmals, wenn ich während der vielwöchentlichen Krankheit meines Mannes einsam durch die Straßen ging, um mir die nöthige Bewegung zu machen, und dabei an den langen, nach den Straßenseiten hin völlig fensterlosen Mauern mancher Klöster vorüberkam, die mitten in den belebtesten Stadttheilen — ich denke dabei z. B. an das riesige Kloster auf der Piazza di S. Silvestro und an das Jesuitenkloster, das Collegio Romano — einen Flächenraum einnehmen, auf welchem ganze Stadtviertel stehen könnten, habe ich mich häufig gefragt: wie wird dies Rom einmal aussehen, wenn es zum Königreich Italien gehören, wenn die Klöster aufgehoben, die Klostergüter verkauft, und an die Stelle dieser leeren, todten Steinhaufen Häuser mit Wohnungen entstanden sein werden, wie die bürgerlichen Sitten und Gewohnheiten des neunzehnten Jahrhunderts sie fordern, und wie sie im Jahre 1867 nur ganz vereinzelt und nur eben da in Rom zu finden waren, wo Fremde es unternommen hatten, sich in irgend einem der durchweg unwirthlichen römischen Häuser Etwas herzurichten, das einer europäischen Wohnung aus unseren Zeiten möglichst ähnlich war. — Und ich habe ebenso oft, wenn ich mit erschreckender Verwunderung die Trümmer der alten Göttertempel und die Trümmer der antiken und mittelalterlichen Paläste durchwanderte, mir es klar vorstellen können, wie unter veränderten religiösen Anschauungen und unter den staatlichen Bedingungen der neuen Zeit, gar viele der Hunderte von Kirchen und der für die jetzigen Lebensverhältnisse auch der reichsten Adelsfamilien völlig unangemessenen Prachtpaläste ihrem Untergange entgegen gehen werden. Ja, es hat sich für mich damals die Ueberzeugung festgestellt, daß Bauwerke wie die Peterskirche, wie der Lateran, wie die Kirche von San Paolo außerhalb der Mauern und St. Maria degli Angeli unmöglich aus den Staatseinkünften des Königreichs Italien und des Papstes erhalten werden können, wenn ihnen etwa nicht mehr, wie unter dem zeitlichen Regiment des Papstes, durch die Gläubigen die Zuschüsse aus aller Herren Länder und allen Gegenden der Welt zu Hülfe kommen sollten. Schon jetzt fand man gar häufig, wenn man in die Kirchen eintrat, sie völlig menschenleer; schon jetzt gehen sie mit ihrer kolossalen Größe und außerordentlichen Pracht weit über das eigentliche Bedürfniß der Gläubigen hinaus, und wenn das Schisma, das seit dem Concil der katholischen Kirche droht, sich vollziehen sollte, wenn die Gläubigen aufhören sollten, den Papst als ihr irdisches Oberhaupt und Rom als den Centralpunkt der katholischen Welt zu betrachten — wenn daneben die Güter der einzelnen Kirchen, aus deren Einkünften man die Restauration derselben betrieb und z. B. in St. Maria in Trastevere während unseres Aufenthaltes in Rom die großartigsten Bauten und Ausschmückungen machte, von dem Staate eingezogen werden sollten, was nicht ausbleiben kann, so werden auch diese stolzen Kirchen ihres Glanzes beraubt werden, denn kleiner, unbeachteter Verfall wird größern nach sich ziehen. Wie jetzt in den schönen Sälen und Hallen von Villa Negroni und Villa Madama werden allmälig die Frescobilder als feuchter, farbiger Kalk von den Wänden herniederfallen; die nicht mehr so sorgfältig unterhaltenen Dächer und Kuppeln und Fenster werden den Elementen ihren zerstörenden Einfluß nicht wehren. Die Feuchtigkeit wird mit ihrem trügerischen Grün vom Boden zu den Gewölben hinansteigen, warme Lüfte werden die

und da Samen von Bäumen und Sträuchern und Blumen in die des Mörtels entbehrenden Fugen verstreuen, und neues blühendes Leben die alten Gefuge auseinander sprengen. Dann werden neue Menschengeschlechter wieder anfangen sich von den vielen verfallenden Tempeln und Palästen auf ihre Weise nutzbar zu machen, was den alten Zwecken nicht mehr dient, und Menschen und Völker, deren Denken und Glauben von dem Unsern sehr verschieden sein dürfte, werden vor den Ruinen der christlichen Kirchen und der Feudalpaläste dastehen, wie wir vor dem Jupitertempel auf dem Forum, vor den Ruinen des Sonnentempels, vor dem Palast Cenci oder dem Palast Castelani in Trastevere. — Sie werden unter den zerfallenden Mauern einhergehen, das gewaltige Können und das Schönheitsgefühl vergangener Tage bewundernd, und in lebensfrohem Genuß des Augenblicks die Vergänglichkeit des Menschen, die Vergänglichkeit alles Dessen, was er erschafft, beklagend — und sich schmerzlich bescheidend vor der eigenen Vergänglichkeit mit dem Hinblick auf das allgemeine Vergehen und Werden, auf das die Wissenschaft den Menschen zu seinem Troste — ach und wie vergeblich! — hinweist.

X.

Am 18. Mai des Jahres 1867 ging ich allein von unserer Wohnung in der Via Sistina über die Piazza di S. Silvestro und den Corso nach dem großen Palast auf dem Monte Citorio, in dem sich die Polizeibureaus befinden, um unsern Paß für die bevorstehende Abreise nach Neapel visiren zu lassen. Es war ein sehr schwüler Nachmittag, der Himmel bewölkt, der Scirocco brütete über der Stadt. Die Straßen waren sehr leer, die Fremden schon abgereist. Auch uns hatten nur ein wiedergekehrtes Uebelbefinden meines Mannes und die von uns übrigens nicht bewährt gefundene Versicherung einiger in Rom ansässiger Freunde, daß die Stadt im Mai besonders anmuthig sei, noch in derselben zurückgehalten. Aber diesmal, wie zwanzig Jahre früher, fand ich den Mai in Rom nichts weniger als angenehm. Die stille bewegungslose Wärme — ich finde keinen andern Ausdruck zur Bezeichnung jener Atmosphäre — hat dann etwas sehr Melancholisches. Alles sieht so müde aus, Alles so verfallen, so menschenleer und ausgestorben, daß Einem zu Muthe wird, als fühle man das Hinsausen der Gegenwart, als empfinde man ihr Versinken und sein eigenes Versinken in die Vergangenheit. An solchen Tagen ist in Rom oft eine völlige Gleichgiltigkeit gegen das Sein, ja jene Gleichgiltigkeit gegen Alles über mich gekommen, in welcher man sich fragt: wozu das Alles, was Du gethan, gewollt, gehofft hast? — und in der man sich achselzuckend und mit dem Lächeln des Lebensüberdrusses sagt: was kommts auch darauf an! — Ich glaube nicht, daß man diese Empfindungen an irgend einem andern Orte der Welt so scharf und deutlich, so überwältigend in sich ausgebildet findet als in Rom.

Der Palast auf Monte Citorio ist außerordentlich groß, die Höfe im Innern wie Plätze weit. Es sind, wie ich glaube, auch eine Reihe von Gefängnissen in demselben. Ein paar thürhütende Posten waren auf den Steinbänken halb eingeschlafen. Als ich sie um den Weg nach dem betreffenden Bureau fragte, wiesen sie mich mit müder Handbewegung und einem schlaftrunkenen: di quà! — (dorten) über den einen Hof nach dem andern hin. Es war als käme man wie im Mährchen in einen verzauberten Palast, und mir fiel die entschiedene Weigerung unseres Wirthes, den Polizeipalast auch nur zu betreten, um mir die Paßvisitation zu besorgen — fast unheimlich auf's Herz.

Im zweiten Hofe, zu ebener Erde, neben einem, trotz der schon seit Monaten warmen und sommerlichen Jahreszeit, dumpfig feuchten und schmutzigen Corridor, trat ich in einen großen Saal. Zwei Beamte arbeiteten an Stehpulten darin. Ich legte unsern Paß vor, man revidirte und visirte ihn nach einer Reihe von Fragen; der Beamte, der sich damit beschäftigte, war ein Deutscher. Als er mir den Paß aushändigte und ich die fünf Franken für das Visa bezahlt hatte, fragte ich: „Muß der Paß, wenn wir im Herbste von Neapel hierher zurückkommen, wieder eingereicht werden?"

„Ja! wenn wir dann noch hier sind!" gab er mir zur Antwort.

Wenn wir dann noch hier sind! — — Und der Lateran und der Vatikan und die Peterskirche standen da in stolzer Majestät, wie für die Ewigkeit gebaut — und man traf alle Vorkehrungen für das ökumenische Concil, das die Unfehlbarkeit des Papstes anerkennen sollte.

Die Worte kamen mir nicht aus dem Sinn.

An einem der folgenden Abende waren wir nach dem Palazzo Gaetani gefahren, um uns bei seinem Besitzer, dem Herzog von Sermoneta, zu verabschieden. Der Herzog, Don Michele Angelo, ist ein directer Nachkomme des berühmten Geschlechtes der Gaetani, dessen Hausmacht der gewaltige Papst Bonifaz VIII. begründet hat. Das Geschlecht, das einst Güter im Umfang eines deutschen Königreichs und in den noch aufrechtstehenden Mauern auf der Via Appia seine Festung besaß, in welche das Grabmal der Cäcilia Metella als einer der Festungsthürme mit eingeschlossen war, ist noch reich begütert und mächtig im Kirchenstaate wie in Neapel. Eine Inschrift über den Thüren des Archives im Halbgeschoß des Palastes Gaetani besagt aber mit stolzer Rechtschaffenheit: „Ich, Don Michele Angelo Gaetani, Herzog von Sormoneta 2c. habe die große Schuldenlast, welche meine Ahnen auf unsern Besitz gehäuft, in vier Jahren abgetragen." — Ich habe es schon in dem Buche „Ein Winter in Rom" ausgesprochen, welchen Einblick in die Sinnesart dieses römischen Fürsten diese Inschrift thun lasse. „Ein Mann kann nichts Besseres von sich aussagen, als daß er seine Ehre darein setze, nicht nur s e i n e Schuldigkeit zu thun, sondern auch die Fehler und das Unrecht seiner Vorgänger auszugleichen! Und edle, männliche Festigkeit, stolzes, würdiges Selbstgefühl waren und sind denn auch der Eindruck in dem ganzen Wesen des Fürsten, der — obschon der Familie eines auch in weltlicher Herrschaft mächtigen Papstes entsprossen — doch zu den entschiedensten Gegnern des weltlichen Regiments der Päpste und zu den eifrigsten Anhängern des neuen vereinigten Italiens gehört.

Als wir den Vorzug hatten im Frühjahr von 1867 dem Fürsten zu begegnen und seine Einladung zu erhalten, mochte er in der Mitte der Fünfziger stehen, aber man würde ihn bei seiner kräftigen, breitbrüstigen Gestalt, der der Kopf auf dem starken römischen Nacken sehr stolz aufsitzt, und bei dem dichten, rabenschwarzen, gewellten Haar für einen Mann in den ersten Vierzigen angesprochen haben, sähe man den Zügen des edlen Antlitzes nicht die Spuren großer Leiden und großen Schmerzes an, und trügen die meist gesenkten Augenlider nicht den Ausdruck der tiefen Schwermuth, die den mächtigen Mann befallen hat, seit er — erblindet ist. Dies Unglück, doppelt groß für ihn als gelehrten Archäologen und ausübenden Künstler (der Herzog hatte sich mit Glück in mannichfachen plastischen Arbeiten bewährt), hatte aber seine geistige Klarheit und Lebhaftigkeit und seine eingreifende Theilnahme an der politischen Entwickelung seines Vaterlandes nicht gebrochen.

Er ermaß und würdigte es schon damals, welch' eine Bedeutung das von Oesterreichs Einfluß unabhängig gewordene und geeinte Deutschland unter Preußens Führung für die Einigung Italiens und für dessen Freiwerden von französischem Einfluß dauernd haben würde, und er hat sein Festhalten an dieser wie an allen seinen Ueberzeugungen in diesen letzten Monaten vollauf bewährt.

An dem Abende, dessen ich eben gedachte, wendete die Unterhaltung sich auch sofort auf die Wandlung, welche sich seit dem Sommer in unseren deutschen Zuständen vollzogen hatte, und als ich dem Herzog dann erzählte, welche Aeußerung am Nachmittage der Polizeibeamte im Postbureau gegen mich gethan, versetzte er: „Ich wollte, seine Zweifel wären begründet, aber ich besorge, Sie werden ihn und die ganze regierende Clerisei noch wiederfinden, wenn Sie im Herbste zu uns wiederkehren. So rasch machen sich die Dinge auf diesem Boden nicht — aber die Menschheit steht nicht still, und der Wille einer verblendeten Association von zurückgebliebenen Geistern hält ihren Fortschritt nicht für immer auf." Ich wiederholte ihm das Wort, das — wie man mir erzählt — die Großfürstin Helene von Rußland einmal über den Kaiser Nikolaus geäußert haben sollte: „Er hält sich für einen Riesen, der die Zeit zurückhalten kann, wenn er dem rollenden Rade der Geschichte in die Speichen greift — aber das Rad ist nicht zu halten, es wird weiter rollen und ihm den starken Arm zerschmettern!" — Der Herzog nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Wir erleben hier das Aehnliche an dem Glauben des Papstes", sagte er, „und werden Aehnliches erleben in seiner Enttäuschung!"

So schieden wir.

Ein paar Tage später waren wir in Neapel und in Neapel waren die Klöster aufgehoben, die ganze Stadt sah wie gelichtet aus, der Hafen lag voll Schiffe, Handel und Wandel belebten die Plätze, neue, großartige Straßenbauten waren am Ufer des Meeres, am Fuß des Pausilipp und von Capo di Monte bis in das Thal hinab entstanden und im Entstehen. Die Fenster des königlichen Palastes waren aber geschlossen, in der königlichen Villa Chiatamone war ein Gasthaus errichtet und wir wohnten darin.

Seit Jahren hatte ich mich an den Berichten erfreut, welche ein Neffe Poërio's, Vittorio Imbriani, der früher in Berlin studirt hatte und dessen Vater an der Spitze des neapolitanischen Unterrichtswesens stand, mir hin und wieder nach Berlin gesendet. In den freigewordenen Klöstern hatte man öffentliche Schulen für Knaben und Mädchen errichtet, vornehme Adelsfamilien schickten ihre Töchter in diese Volksschulen, um mit ihrem Beispiel voranzugehen, Fortbildungsschulen für Handwerker waren eröffnet. Statt der finsteren Schaaren von Mönchen und Mönchsschülern, welche eine der Hauptstaffagen der römischen Straßen bildeten, zogen prächtige Bataillone von Nationalgarden mit klingendem Spiele durch die Straßen, über welche auf der Riviera di Chiaja eine Parade abgehalten wurde. Die Zeiten, in denen Enrichetta Carvacciolo ihre Klosterleiden durchlebt, waren für Neapel vorüber, es war eingetreten in die volle, frische Strömung der Zeit. Indeß man behauptete, daß particularistische, republikanische und sogar französische Sympathien in Neapel mehr als sonst irgendwo in Italien der friedlichen Einigung des Königreiches und seiner Selbstständigkeit gegenüber Frankreich entgegenständen.

Wir aber konnten uns über diese Behauptungen durch Selbsterfahrung leider

kein eignes Urtheil bilden, denn unser Aufenthalt währte eben nur vierzehn Tage. Die ungewöhnlich frühe Hitze und der Ausbruch der Cholera zwangen uns, Neapel und Italien zu verlassen, und der Herbst des Jahres siebenundsechzig traf uns am Genfersee. Dort sahen wir Garibaldi, wie ich erwähnt, am neunten September auf seiner Reise zu dem genfer Friedenscongreß, dort erfuhren wir später von seinem neuen, zur Unzeit unternommenen und mißglückten Versuche, die weltliche Herrschaft des Papstes zu stürzen, den Kirchenstaat für die Vereinigung mit Italien zu befreien.

Einer von Garibaldi's Officieren, der treffliche junge Obristlieutenant Frigyesi, den wir fünfzehn Monate früher am Comersee kennen lernten und von dessen eigenartigen Lebensschicksalen ich in meinem Tagebuch vom Genfersee einen flüchtigen Umriß gegeben, meldete uns am 6. October 1867 von Genf, wo er sich aufhielt:

„Garibaldi hat mir von Caprera geschrieben. Er sagt von sich: „Ich muß abreisen, auf's Neue in den Kampf, aber ich scheue die Gefahren nicht. Das Vaterland ruft mich, ich gehe gern. Die Heiligkeit der Sache giebt mir Zuversicht, ich hoffe, das Unternehmen gelingt. Wenn nicht, so wird's nicht meine Schuld sein. „Das Letztere", fügte der Briefschreiber hinzu — ich übersetze diese Briefe aus dem Italienischen — „wird sicherlich wahr sein!" — Danach langes Schweigen.

Mit bangem Herzen dachten wir unseres jungen Freundes, der dem Rufe seines Generals gefolgt war, mit gespannter Sorge dachten wir an Rom und an die Freunde, die uns dorten lebten. Wir erfuhren die widrige Komödie, zu welcher die Abhängigkeit von Frankreich die italienische Regierung abermals gezwungen, die Gefangennehmung Garibaldi's in Asina lunga, seine Befreiung, sein Vorwärtsgehen, den Einmarsch seiner Truppen in das päpstliche Gebiet, die Kunde von dem Siege bei Monte rotondo, die Trauerbotschaft von der Niederlage Garibaldi's bei Mentana, die Schilderung „der Wunder", welche die Chassepot's dort zum erstenmale gethan. — Endlich, nachdem wir in Florenz und Rom vergebens um Kunde von dem edlen jungen Freunde nachgesucht und nur erfahren hatten, daß er, obschon verwundet, bei Mentana das Schlachtfeld bis zuletzt behauptet und den Rückzug des Generals gedeckt, erreichte uns gegen das Ende des Jahres ein Brief von ihm.

„Da bin ich wieder", schrieb er uns aus Genf, „noch etwas lahm, aber ich lebe! Das Glück, das ich bei Mentana hatte, war außerordentlich. Der Baum, unter welchem ich stand, wurde vollständig von den Kugeln des „wunderthätigen heiligen Chassepot" entblättert, mein Pferd bekam einundzwanzig Flintenschüsse; als es schon am Boden lag, zerriß eine Kanonenkugel das arme Thier. Gegen drei Uhr erhielt ich eine starke Contusion an der Hüfte, aber um die Meinen nicht zu entmuthigen und um bei dem armen General zu bleiben, der sich übermäßig aussetzte, bin ich, auf einen Stock gestützt, noch bis sechs Uhr auf dem Schlachtfelde geblieben. Mentana war keine Schlacht, es war ein Massacre von Unbewaffneten. Ich bin, wie Einer, an die Schrecken des Krieges gewöhnt, aber ein Elend wie in dieser Campagne habe ich noch nicht durchgemacht. Die schlechtesten Gewehre, die nur zweihundert bis dreihundert Schritte trugen, zwei bis elf Cartouchen für den Freiwilligen: die Leute halb nackt, ohne Sold, mehrere Tage des Brodes und was schlimmer war, genügenden Trinkwassers beraubt, auf etwas Fleisch ohne Salz beschränkt. Erst die Geschichte wird diesem kleinen aber ehrenvollen

Feldzuge Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ja, meine Freunde! ich lebe noch, aber meine Seele ist sehr traurig. Zu denken, daß so viel Opfer und Leiden vergebens gewesen sind. Eine Blüthe italienischer Jugend hingeschlachtet! Mütter, Schwestern, Freunde in Thränen um ihre Geliebtesten — und ich, der völlig einsame Exilirte am Leben, um dies traurige Schauspiel zu betrachten, um Zeuge zu sein von so vieler Infamie. Wie gern hätte ich mein Dasein hingegeben, das Leben jener großherzigen Märtyrer zu erhalten, aber ich bin übrig geblieben und weiß nicht das Weshalb. Ist es eine Strafe, ist es ein Lohn? Gott allein weiß es! Der arme General ist wieder in demselben Gefängniß von Varignano, in welchem wir nach Aspromonte waren, bewacht von den Schergen des Mannes, dem er Königreiche gegeben hat. Ich konnte keinen Zutritt zu ihm erreichen. Armes Italien! Preisgegeben von dem ihr Angetrauten, der geschworen, sie heilig zu halten, von den Fremden unter die Füße getreten, trotz ihrer beiden großen Söhne, um welche eine Welt sie beneidet." — Es folgen dann bittere Anklagen gegen die französisch-italienische Alliance, gegen die dynastische Selbstsucht, und die bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung, daß Italiens Einheit und Freiheit, wie das Glück der Völker überhaupt nur von republikanischen Staaten zu erwarten sei — ein Irrthum des Verstandes, in welchen großmüthige Herzen so leicht verfallen, weil in ihnen die Vorstellungen eines idealen Volkes sich zwischen ihr Urtheil und zwischen die bestehenden Zustände stellt! Ein Irrthum des Verstandes, der Garibaldi's und seiner Anhänger unseligen Entschluß erklärt, sich in diesem Augenblicke mit der abenteuernden französischen Regierungsgesellschaft gegen das deutsche Volk zu verbinden, das unter monarchischer Führung bei Sedan den Feind Italiens und der italienischen Einheit vom Throne stieß, das bei Sedan dem durch französische Willkür in Banden geschlagenen italienischen Volke die Banden löste, und ihm den Weg nach Rom ermöglichte — den kein Telegramm der französisch-republikanischen Regierungsgesellschaft den Italienern eröffnet hatte, den sie erst durch Scheingefechte gewinnen konnten, ohne daß die französische Republik ihnen zugerufen hätte: „Gehet hin, nehmt, was Napoleon der Dritte Euch freventlich vorenthielt, tragt das Licht der Erkenntniß, die Leuchte dieser Zeit, in das von tiefer Nacht umhüllte Rom!" Die Zuaven und ihr General Charette, welche sich der vollen Einigung Italiens in diesen letzten Septembertagen widersetzten, waren die Truppen und der General der gegenwärtigen französischen Republik — der Republik des Zufalls, wie die deutsch-amerikanischen Journale sie mit spottender Gerechtigkeit benennen. — In der That, nur ein schwerer unheilvoller Irrthum des Verstandes kann Garibaldi, der im Jahre 1866 die Alliance von Deutschland und Italien als etwas Naturgemäßes, Unerläßliches erstrebte, jetzt auf die entgegengesetzte Seite getrieben haben. Aber für Diejenigen, welche sich berufen glauben, in die Schicksale der Welt handelnd einzugreifen, giebt es Irrthümer — die Verbrechen sind, und sich wie solche rächen. Möchte sich das an dem heldenhaften Leben Garibaldi's, möchte es sich an denen seiner Anhänger nicht bewahrheiten, die wie er, als seine wahren Jünger, Beispiele hoher Selbstlosigkeit gewesen sind — in Tagen, in denen die höchste Selbstsucht und das Verbrechen von dem Throne Frankreichs aus die Welt regierte und die Begriffe der Menschen bis zum unterschiedslosen Verkennen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht in Verwirrung gebracht hatte, in denen der Erfolg der Gott geworden war, vor dem die Menge sich in knechtischer Unterwerfung beugte.

XI.

Wir haben seitdem Italien und Rom nicht wiedergesehen, und was man von dort hörte war zur Rückkehr nicht verlockend. Nach der Schlacht von Mentana hatten die Franzosen sich zur Sicherung der päpstlichen Herrschaft wieder im Kirchenstaate festgesetzt, unter ihrer Aegide bereitete man sich auf das Concil, auf diese Blendwerkskomödie mit Knechtungsunterlage vor, und auch an der Seine wurden immer neue Feste und Präponderanzschauspiele mit ethnographischer Färbung aufgeführt. Der Ausstellung von Völkern und von Souverainen in Paris folgte die Fürstenpromenade nach dem Nil; dem alten: le rois s'amuse! war ein neues: on amuse les rois et les peuples!" gefolgt, und weil Alles, was der Maschinenmeister an der Seine zur Unterhaltung und Zerstreuung der mit ihm unzufrieden werdenden Pariser plante, so glatt und schön von Statten ging, waren zaghafte Gemüther nahe daran, auf seine Infallibilität noch früher als auf die des Papstes zu glauben und zu schwören.

„Es steht der Welt ein großes Unheil bevor", sagte im Frühjahr von 1868 der arme Edgar Quinet zu uns, der in bescheidenem Hause am Genfersee fern von dem Vaterlande lebte, weil er es unter Napoleons des Dritten Herrschaft nicht wieder betreten wollte. „Es steht der Welt großes Unheil bevor. Napoleon befestigt seine Dynastie, sein Einfluß auf den Clerus von Italien und von Frankreich ist ein entscheidender; der Cardinal Bonaparte wird der nächste Papst sein, und die Welt von einem Kaiser und einem Papste aus diesem verruchten Stamme beherrscht, wird der schrankenlosesten weltlichen und geistlichen Tyrannei verfallen. Nur weil er für sich und seine Dynastie davon Nutzen zu ziehen hofft, tritt Napoleon nicht gegen die Infallibilitätsgelüste des Papstes auf. Wir gehen einer Zukunft entgegen, vor der mir schaudert, weil ich voraussehe, wie sie sich gestalten wird!" — Wir ehrten und schätzten Quinet als Charakter aufrichtig, aber sein echt französischer Glaube an die Dauer der augenblicklich bestehenden Herrschaft machte uns doch lächeln. Es war gerade, als ob Napoleon der unsterbliche Stellvertreter Gottes auf der Erde, als ob er immer dagewesen wäre und immer da sein würde, als ob er den Schlußstein des Weltgebäudes bildete, der nicht fortgenommen werden könnte, ohne daß Alles auseinander fiele. Und doch waren die lächerlichen Abenteuer von Boulogne und Straßburg nicht so gar lange her, doch hatte Quinet den 2. und 4. December mit erlebt. Er kannte die Anfänge dieses Kaisers der Franzosen und schien nicht an die Möglichkeit seines plötzlichen Untergehens zu denken. „Ich habe immer den heißen Wunsch gehabt", sagte Stahr zu Quinet, nicht zu sterben, ehe ich nicht den schmählichen Untergang dieses gekrönten Verbrechers erlebt habe, und verlassen Sie sich darauf! wir erleben ihn Beide!"

„O, mein Freund! Sie vergessen die Armee!" entgegnete der Exilirte mit einem schweren Seufzer, „und Sie vergessen es, wie Napoleon es verstanden hat, Frankreich solidarisch mit sich zu verbinden!" — Er glaubte nicht im Entferntesten an die Möglichkeit von Napoleon's jähem Sturz, es gab Leute genug, die ebenso dachten, nicht allein in Frankreich, sondern auch bei uns — vornehmlich unter Jenen, deren sittliche Weltanschauung von dem Courszettel bestimmt und an jedem Mittag an der Börse neugestaltet wird.

Wie besorgt um Napoleon oder auf ihn bauend aber die Einen und die Anderen auch in die Zukunft blickten, wie hoch sie seine Macht und die

des Papstes auch veranschlagten — und die letztere ist vielleicht, vom weltlichen Besitze abgesehen, gewaltiger, tiefgreifender und der Zukunft auf weit hinaus versicherter als jene — es ging neben und in dem Drama, das man die Weltgeschichte nennt, neben den großen handelnden Heldengestalten und dem Chor des Volkes immer und unablässig noch ein Chor von besonderen Stimmen, gleich dem Chor in der antiken Tragödie, einher, der, für sich selbst agirend, sich nicht beirren und nicht bestechen ließ, der, ohne dazu besonders angestellt zu sein, die eigentliche Stimme der Völker und der Zeit, der das ethische Gewissen der Welt, die richtende und verurtheilende Stimme repräsentirte, „weil es ihm so gefiel“: ein Gerichtshof aus eigener Machtvollkommenheit, unerschrocken, unerbittlich, schlagend und vernichtend mit dem erhabenen Zorne seines Humors. Er gebot nicht über Kanonen, er hatte nur Blätter, Papier und Druckerschwärze und die frische Energie von wenig Männern als Macht und Waffe zur Verfügung — aber Napoleon und der Papst haben keinen beharrlichern Gegner im Felde wider sich gehabt, die zweiundzwanzig Jahre lang, als das Berliner satyrische Blatt — den Kladderadatsch. —

Wie entschiedene Feinde die Menschenliebe und Weltbeglückung heuchelnde Selbstsucht Napoleon's und der Infallibilitätsirrsinn des Papstes den Beiden auch hervorgerufen hatten, Niemand hat sie so unausgesetzt bekämpft, als dieses geistreichste und unabhängigste Witzblatt der Welt — als seine Redacteure und sein Zeichner. Mit jedem Jahre, welches die napoleonische Herrschaft in Frankreich gewährt, mit jeder Verschlechterung der öffentlichen Moral in jenem Lande, mit jeder Vergewaltigung der Franzosen gegen fremde Völker war das Blatt an sittlicher Bedeutung gewachsen. Vom Throne bis in die Dorfschänke hinab, hatte es nicht aufgehört die Deutschen an die Verbrechen zu mahnen, welche der Kaiser und mit ihm die von ihm geführte französische Nation begangen; auf Tritt und Schritt hat es ihn wie ein gespenstiger Rächer durch alle vier Welttheile in den Raubzügen seiner Franzosen begleitet; mit warnender Drohung ihn endlich angerufen bei dem Beginn des feindseligen Angriffs gegen Preußen, bis es dem verbrecherischen Kaiser schließlich in einer meisterhaften Illustration sein nahes Ende prophezeit und dargestellt. Das Bild des Kladderadatsch, in welchem Napoleon selber, seinen mit dem Krönungsmantel und der Kaiserkrone gezierten Sarg als Lenker des eigenen Leichenwagens, den gleißend aufgeschmückte Pferdegerippe vorwärtsziehen, zu Grabe führt, ist eine allegorisch-historische Composition im größten Style und von größter Kraft; und obschon nur in engem Raume und im kargen Holzschnitt ausgeführt, lebt doch kein Meister, der sich ihrer zu schämen hätte.

So war denn, wenn auch langsam vorbereitet durch eigene Missethat und Ueberhebung, das Ende für des Kaisers Macht plötzlich herangekommen. Das Gericht hatte sich plötzlich erfüllt. Der von besorgten Gemüthern gefürchteten Knechtschaft der Welt durch den am Tiber und an der Seine wirksamen Bonapartismus war mit gewaltiger Kraft von der sittlichen Energie, von der Vaterlandsliebe und dem Selbstgefühl des deutschen Volkes ihr: „Bis hieher und nicht weiter!“ zugerufen worden. In den wilden Todesschlachten, welche uns vom 4. August bis zum 1. September Tausende und Tausende unserer heldenhaften Männer und Jünglinge gekostet, haben die vereinten Deutschen die bonapartistische Tyrannei gebrochen, die völkerfeindliche, eitle Selbstüberhebung der Franzosen gezüchtigt, und den Sturz der welt-

lichen Macht des Papstes vorbereitet. Die Ströme schuldlos vergossenen deutschen Blutes, die Ströme von Thränen, die in Deutschland über dieses theure Blut geweint worden sind, haben wie die Wogen des Rothen Meeres den prahlerischen Pharao und sein Heer verschlungen. Wie der blonde Erzengel Michael hat Deutschland den Fuß gesetzt auf des Erbfeindes Nacken, sich flügelkräftig emporschwingend vor dem staunenden Auge der Welt, und mit seinem starken Arm auch für Italien die Pforte erschließend, durch die es leichten Kaufes eingehen konnte in das ihm bisher vorenthaltene Rom, um sich aufzurichten zu freier Selbstbestimmung, zu freier geistiger Entwickelung in der Reihe der lebenden, fortschreitenden Völker unserer Zeit.

Es waren erschütternde Augenblicke, große, historisch-unvergeßliche Tage, als am 3. September dieses Jahres König Wilhelm der Welt vor Sedan verkündete, die ganze Armee Mac Mahon's habe capitulirt, der Kaiser Louis Napoleon habe sich als Gefangener ergeben; als wenig Wochen später am 20. September die Botschaft durch die Welt ging: heute haben die Kanonen der italienischen Armee die Mauern niedergeworfen, welche von Frankreich gestützt, Rom abtrennten von dem geistigen Fortschritt, den die übrige Welt gemacht hat; als von den deutschen Thronen bis hinab in die letzte deutsche Hütte und vor Allem in Preußen jeder denkende Mensch sich sagen durfte: in diesem Herbste hat das deutsche Volk die Frucht Jahrhunderte langer treuer, gewissenhafter Arbeit eingeerntet, haben deutscher Geist und deutscher Muth die Machtverhältnisse hoffentlich zum Heil der Welt wie zu dem eigenen Heile, in Europa umgestaltet, hat der germanische Geist sich auf den Thron der Zeit gesetzt — jener Geist, der die freie Forschung als sein Panier erkennt. Und auch in den romanischen Ländern fehlt es nicht an Solchen, welche die Bedeutung dieser Thatsache würdigen und sie als segenbringend anerkennen.

„Ich wünsche von Herzen", schrieb mir einer der einflußreichsten Männer Roms in den ersten Tagen des October, „eine dauerhafte Alliance zwischen Italien und Deutschland, damit Beide sich dauernd vor den eiteln Beeinflussungs- und Eroberungsgelüsten bewahren, welche in der französischen Natur vorherrschen. Unser Italien hat es sehr nöthig, sich von der Schwäche zu entwöhnen, die in seiner Nachahmung des gallischen Wesens liegt. Ihr Volk hat das Glück, eine Natur zu besitzen, welche dem ebenso unrationellen als sinnlichen Charakter der Franzosen völlig entgegengesetzt ist. Bonaparte und der Papst hielten einander aus Selbstsucht mit gegenseitiger Abneigung an der Hand. Der Sturz des Einen mußte den Fall des Andern nach sich ziehen. Die katholische Partei in Frankreich wird jetzt, sonderbar genug, durch eine Vereinigung von Garibaldi's rothen Republikanern mit den Zuaven des Herrn Charette vertreten. Die Metamorphose in Rom vollziehen wir sehr allmälig, um Kämpfe gegen den Staat und die Kirche zu vermeiden. Die Letztere macht „böse Miene zu gutem Spiel." Der Papst genießt in der Vaticanischen Oasis alle Vortheile des reichlichen Wohlstandes (opulence) und der Freiheit, während er sich darin gefällt, die Rolle des mißhandelten Gefangenen zu spielen, weil er, wie er sagt, nicht mehr frei über die Briefpost verfügt, die er durch die Polizei durchsieben (tamisor) zu lassen pflegte. Die römische Regierung, welche an dem gesegneten Morgen des 20. September durch die italienischen Kanonen gebrochen worden ist, war das letzte übrige Stück von der Barbarei des Mittelalters, versteinert durch die Jahrhunderte und aufbewahrt in dem zoologischen Museum des Vaticans. — Der Jubel war ein allgemeiner durch ganz Italien. Die Haltung, welche über-

all bewahrt worden ist, hat die Gerechtigkeit seiner Sache bethätigt. Der Fall der politischen Religionsmacht verbürgt der Welt die Wiedergeburt des wahren Christenthums, das nichts Anderes ist, als die Ausübung der friedlichen Menschlichkeit und duldsamen Bruderliebe!"

Aber während sich die provisorische Regierung, die Giunta, mit dem edlen Herzoge von Sermoneta an ihrer Spitze, in Rom organisirte, während einige Wochen später eine Deputation von Römern dem Könige Victor Emanuel die Abstimmung der Römer nach Florenz überbrachte, welche sich für die Vereinigung mit dem Königreich Italien erklärt, fehlte es nicht an Italienern, welche, uneingedenk Dessen, was die französischen Republiken erster und zweiter Auflage gegen die Unabhängigkeit Italiens gefrevelt, und noch mehr uneingedenk der außerordentlichen Förderung, welche das jetzige Königreich Italien von Preußen durch die Siege bei Sadowa und Sedan erfahren, einem Bündniß Italiens mit der französischen Republik neuesten Datums das Wort fortdauernd redeten. Feindliche Stimmen gegen Deutschland wurden in den zahlreichen, schnell entstandenen römischen Journalen so laut, daß die in Rom am meisten gekannte deutsche Zeitung, die Augsburger Allgemeine, diese Stimmung gegen Deutschland als eine Ungerechtigkeit zu charakterisiren unternahm.

Da war es denn wieder der Präsident der Giunta, der — obschon das Augenlicht ihm fehlt — hellsichtig und weitsichtiger als viele seiner Mitbürger einen gedruckten offenen Brief an die Redaction der Augsb. Allg. Zeitung veröffentlichte, der mir vorliegt und der also lautet:

„Michel Angelo Gaetani, Herzog von Sermoneta, an die verehrte Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

„Der Vorwurf, welchen Sie in Ihrem Blatte der periodischen Presse Italiens machen, ist wohlverdient. Sie sündigt zuweilen durch Vernachlässigung der Anerkennung, welche sie Andern schuldet, bisweilen durch Unklugheit in ihren Urtheilen. Die Stimme der Journale, welche in diesem Augenblick Werkzeuge der Leidenschaft und auch der Gewinnsucht sind, darf nicht als die verläßliche Kundgebung der nationalen Meinung angesehen werden. Die verständige Bürgerschaft Italiens, vor Allem die von Venedig und von Rom, darf wol durch Wort und That bezeugen, welche Dankbarkeit sie den wundervollen Siegen des heutigen Germaniens schuldig ist.

„Der geistige Fortschritt Deutschlands ist das einzige sichere Versprechen, welches Europa für seinen künftigen politischen Fortschritt besitzt. Es ziemt sich zu wünschen, daß Italien daraus ein Beispiel und Nutzen zu ziehen verstehe, weil ein unreifer politischer Fortschritt, dem die rechte Unterlage geistiger Bildung fehlt, jene furchtbare Zerstörung herbeiführen kann, unter welcher in diesem Angenblick verschiedene Theile unseres europäischen Welttheiles leiden. Empfange das siegreiche Deutschland von den besten Bürgern Italiens das Zeugniß ihrer nationalen Dankbarkeit, und möge Rom, einst die Herrin der alten Welt, sich an und nach dem Beispiel Deutschlands zu der geistigen und bürgerlichen Höhe der modernen Welt erheben!

„Vom Botteghe oscuro (Platz, auf welchem der Palast Gaetani liegt) am 4. November 1870.

Wie die alte Roma, in ihrer antiken Ruinen Schatten, mit ihren geheimnißvollen Klöstern, mit ihren mittelalterlichen Mauern, mit dem Glanze ihrer nur von den Steuern der ganzen Welt zu erhaltenden Kirchen und Basiliken

es anfangen will, eine moderne Stadt zu werden, wie neues Leben einziehen soll in das wunderbare, weltabgeschiedene, verfallene und für jede empfängliche Seele unwiderstehlich anziehende Rom — man kann es sich kaum vorstellen. Ob und wie der König von Italien und das Oberhaupt der katholischen Kirche dort neben einander residiren können, ist ebenso schwer zu sagen. Ein deutscher kleinstaatlicher Diplomat, der nicht durch weitsichtige Gedanken glänzte, sagte mir einmal „das sei unmöglich — denn wem sollen die Truppen die Ehrenbezeugungen als Souverain darbringen, wenn sie an ihm vorüberkommen oder er an ihnen? dem Papste oder dem Könige?"

Sie mögen das ausmachen, wie es ihnen gutdünkt; wenn nur der schlimme Einfluß Frankreichs und des Papstthums für Italien und für Deutschland gebrochen ist. Freilich! ein Papst fern vom St. Peter, der Bischof des Laterans fern von Rom — das ist nicht wol zu denken — und bis man Rom zu einer modernen Residenzstadt umgestaltet, wird noch viel Wasser aus dem Tiber in das Meer fließen.

Aber Rom als der Sitz des italienischen Parlamentes — die Volksvertretung Italiens auf dem Capitol zu Rom, der Papst im Vatican — das kann gar wol neben einander bestehen und die Zeit thut dann das Uebrige.

Die Zeit — d. h. die Menschen, die in ihr leben und Wunder wirken durch ihre vereinte Kraft. Kommt doch in diesem Augenblicke, da ich die Reihe dieser Erinnerungen abzuschließen denke, eine Kunde in mein stilles Gemach, die groß ist wie ein Wunder und schön wie die Erfüllung eines Wunsches, den man lange aussichtslos und dennoch hoffend in seiner Brust genährt: man trägt, die Einigung Deutschlands in sich abzuschließen, dem König von Preußen, als Führer Deutschlands die Kaiserkrone an, ein neues Deutschland soll auferstehen!

Möge es Frieden bedeuten für Europa! Möge es eine neue Zeit der Menschlichkeit und der brüderlichen Gesittung heraufführen an dem Horizont der Welt!

Berlin den 5. December 1870.

Die Flucht nach Aegypten

zu Dürer's Holzschnitt von **R. Reinick** *).

Dieses Bild von Dürer zeigt
Wie Joseph mit Maria fleucht
Von Bethlehem nach Aegyptia;
Kamen durch einen Wald allda. — — —
Je mehr ich schau die Tafel gut
Je lustiger wird mirs zu Muth.
Ist mir, als wärs zur Rosenblüh
An einem schönen Morgen früh.
Schon ist aufgangen die glänzend Sonn
Zu schauen an des Maien Wonn,
Da seind die Berg und tiefe Thal,
Die Wäldt und Haiden überall
So reichlichen mit Laub und Gras
Ueberflüssig gezieret, daß
Ich Alls das nicht genug kann preisen.
Da mag man wohl gar lustig reisen.
Der Palmbaum prächtiglich gezieret
Mit voller Frucht ist ausstaffieret
Auf daß die heilig Familia
Immer hätt reichlich Nahrung da.
Der Weinstock rankt sich um die Aest
Drin wohl der Vogel hat sein Nest
Der hier mit fröhlich Jubiliren
Vorn auf dem Zaun thut hinspazieren.
Die Luft so lind im Walde ruht,
Kein Blättlein sich da regen thut.
Das Hochwild ruht im grünen Schein,
Nicht weit davon das Häselein,
Wollen vom Jagen mal verschnaufen.
Ueber den Steg die Eidex laufen
Schluffen herfür aus dem Gestäud,
Wies wohl geschicht zur Morgenzeit.
Und durch den schönen grünen Main
Zieht Joseph mit der Frauen sein.
Er zieht mit großer Freudigkeit,
All sein Hab ihm hangt zur Seit
Das Thier er führt am Zügel gut,
Worauf Maria sitzen thut,
Dazu ein gute Kuh mittrabt,
Zur Ruh mit süßer Milch sie labt.
Wie die rein Frau dasitzt so zart!
So holdseelig freundlicher Art!
An ihrer Brust das Kindlein liegt
In süßem Schlummer eingewiegt;
Weiß nichts von all der Traurigkeit
Die ihm auf Erden noch bereit.
Sie aber schaut zum Wald hinein,
Wie Alles da mag so lieblich sein
An dem stillen schönen Morgen.
Ihr meint, sie sollt haben groß Sorgen:
Daß ihr Kind leicht würd des Todes
Von dem bös und grausam Herodes,
Der es so arg verfolget hat?
Deß weiß sie einen bessern Rath.
Sie weiß, der Herr stets mit ihr ist
Der sie nimmer nicht vergißt.
Sein Englein thät er mit ihr schicken,
Daß sie die Jungfrau hold erquicken
Mit ihrem Sang und lustgem Spiel,
Davon ihr schaut dort oben viel.
Das ist ein Flattern und ein Fliegen,
Ein neckisch Durcheinanderschmiegen,
Wie farbicht Sommervögelein
In wonniglichem Maienschein.
Fliehn immer mit die Straß entlang.
Mit Jubilirn und lustgem Klang
In einer Wolken hell und klar.
So zieht Maria ohn Gefahr
Nach Aegyptia dem fremden Land,
Von ihrer Heimath arg verbannt. — —
Ja, wenn ich das schön Bild betracht,
Mir alt Erinnerung erwacht
An die wonnigliche Jahr
Da ich ein jung Geselle war.
Thät meinem Handwerk nach auswandern
Von einer Statte zu der andern.
Dacht oftmals auch, die Engelein
Zögen im hellen Frühlingsschein,
Wachten, wenn ich wohl schlafen möcht
Im grünen Wald bei Tag und Nächt. —
Dafür lieb Meister, nimm mein Dank,
Weckst in meim Sinn gar frohen Klang!

---

*) Bisher Manuscript und mit Erlaubniß der Frau Reinick hier veröffentlicht.



Die Flucht nach Aegypten von Albrecht Dürer.

Zu Dürer's vierter Säcularfeier.

(Geb. 24. Mai 1471.)

Am Trollhätta.

Aus dem Skizzenbuch eines Arztes.

Von Dr. Julius Buchheister.

„Wann fährt das Dampfschiff von hier nach dem Trollhätta?" fragte ich gleich nach meiner Ankunft in Gothenburg den Oberkellner des Hôtel „Göta Källare."

„Jede Nacht um zwei Uhr", lautete die Antwort. „Sie sind dann gegen 7½ Uhr Morgens bei'm Wasserfall."

Ich löste mir am Nachmittage ein Billet und begab mich des Abends um zehn Uhr an Bord des kleinen, aber hübsch und bequem eingerichteten Schraubendampfers „Wadstena". Die Länge des Dampfers darf nur eine ganz bestimmte sein, da er sonst nicht im Stande ist, die Schleußen des Trollhätta zu passiren, und so war die Zahl der Passagiere, obgleich alle Plätze besetzt waren, keine übermäßig große.

Als ich nun an Bord gekommen, mein Gepäck in die mir bestimmte Koje gelegt hatte, und dann in die schöne Sommernacht hinaus auf's Verdeck trat, fiel mir bei dem klaren Mondschein noch einmal so recht die eigenthümliche Natur auf, in die Gothenburg so zu sagen hineingebaut ist. Der Dampfer lag dicht neben einer belebten Straße, welche von Osten nach Westen an das Wasser herunterführt, aber dicht vor dem Anlegeplatze des Dampfers von ihrer geraden Richtung abweicht, um einem kolossalen Granitfelsen von wenigstens 150 Fuß Höhe Platz zu machen, dessen Fuß umgehend, sie dann ihren geraden Weg wieder fortsetzen kann. Der Felsen war an seinem Fuße dicht herum von Häusern umgeben, und mehrere Nebenstraßen liefen gerade auf ihn hin, und wie er da so ruhig ernst und schwer in der klaren Mondnacht mitten unter all' den Menschenhäusern lag, kam er mir nicht anders vor, als ob irgend einer der alten nordischen Riesen in seinem Kampfe mit den Feinden ihn als Wurfzeug benutzt und ihn so weit als möglich in das sonst hier flache Land hineingeschleudert hätte. An dem andern Ufer der Meeresbucht, in welcher der Dampfer lag, gingen die Felsen bis unmittelbar an's Wasser hinunter, erhoben sich etwa ungefähr zu 200 Fuß Höhe und waren oben so scharf und kartenblattartig gezackt und ausgeschnitten, daß ich unwillkürlich so lange auf Deck blieb, um den Mond, welcher im Untergehen war, hinter dieser Felswand verschwinden zu sehen. Denn ich konnte mich von der Einbildung nicht frei machen, als ob diese scharfe Granitwand so dünn sein müsse, daß der hinter ihr verschwindende Mond durch sie hindurch scheinen werde!

Pünktlich um zwei Uhr Nachts setzte sich die „Wadstena" in Bewegung und bog nach Osten in die Göta-Elf ein, welche gerade bei'm östlichen Ende Gothenburgs in die See mündet. Ich hatte mir unter der Göta-Elf einen schmalen, rauschenden Gebirgsstrom vorgestellt, der mit eilender Geschwindigkeit sich in's Meer stürzt; gerade das Gegentheil bekam ich zu sehen. Ein

breiter, klarer tiefer Strom, welcher außerordentlich langsam sich dem Meere nähert, unmittelbar hinter Gothenburg in einem breiten, flachen, anmuthig grünen Thale dahin fließt, in seiner Mitte an verschiedenen Stellen große, mit Weiden bewachsene Inseln trägt, und durchaus nicht zu der Annahme berechtigt, daß er ungefähr fünf Meilen weiter aufwärts einen der großartigsten Wasserfälle der Welt bilde!

Allmälig rücken die Ufer näher zusammen, das Vorland verschwindet immer mehr und mehr und die Granitfelsen treten bisweilen auf beiden Seiten unmittelbar an's Flußufer hinan, hier aber nicht, wie ihre Brüder an der See, nackt und steinig, sondern im Gegentheil fast ohne Ausnahme bis obenhin von schönen Tannen, Birken und an ihrem Fuße von Erlen bewachsen. Hoch sind die Berge nicht, ich glaube daß keiner der Hügel je über 300 Fuß ansteigt; aber ihre auch hier fortwährend isolirten Gipfel, das ewige Bergauf, Bergab, die schroffen Thalschluchten zwischen ihnen bieten einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Wo nur ein geeigneter Platz zum Bebauen sich hatte finden lassen, stand ein kleines rothes, hölzernes Haus, oft recht einsam mitten zwischen einigen Tannen und Birken, bisweilen drei, vier neben einander; aber nirgends zeigte sich an dem ganzen Flusse ein langgestrecktes Dorf, viel weniger irgend eine kleine Stadt.

Als wir ungefähr zwei Stunden gefahren waren, machte sich eine bedeutend raschere Strömung bemerklich, und mit einem Male sah ich zu meinem Erstaunen bei einer scharfen Biegung des Göta-Elf einen fast die ganze Breite des Flusses einnehmenden weißschäumenden Wasserfall vor mir liegen. Wir kamen ihm rasch näher und bogen dann in eine schmale Schleuße an dem linken Ufer des Flusses ein, die gerade groß genug war, um den Dampfer mit genauer Noth aufnehmen zu können. Hier sah ich zuerst ein Wunderwerk des Schleußenbaues ausgeführt, wie ich es nachher in noch viel großartigerm Maßstabe am Trollhätta bewundern sollte. Die ganze Schleuße war aus einen Granitfelsen herausgesprengt, wahrlich die sichersten Mauern der Welt!

An der Wand des Felsens sah man noch zahlreiche Bohrlöcher, welche, das eine dicht neben dem andern in den Granit hineingetrieben, Zeugniß von der Härte desselben abgaben.

Durch zwei Schleußen wurden wir ungefähr zwanzig Fuß höher als bei unserm Eintritt in die Schleuße gehoben und dauerte dies Durchschleußen so lange, daß wir Zeit genug hatten, die paar Schritte bis zum Wasserfalle, welcher nur durch den durchgesprengten Felsen von der Schleuße getrennt wurde, zurückzulegen und das herrliche, krystallhelle Wasser zu bewundern, wie es in mächtigem Bogensatze in einer Höhe von wenigstens zwölf Fuß, reichlich zwanzig Fuß mächtig, über den Rand des abgewaschenen Felsens hinunterstürzte. So groß war die Klarheit des Wassers, daß wir trotz seiner raschen Bewegung deutlich jede kleine Abänderung in der Farbe des Felsens, über den es hinunter toste, erkennen konnten.

Die Dampfpfeife ertönte zum Zeichen, daß das Durchschleußen vollbracht sei und wir eilten an Bord zurück. Von nun an ging es entschieden langsamer vorwärts, die Strömung wurde immer kräftiger und hatten wir nach ungefähr einer Stunde noch eine bedeutende Schleuße zu überwinden. Die Ufer standen jetzt zu beiden Seiten dicht neben uns, die Granithügel bildeten eine fortlaufende, herrlich grün bewachsene Kette, und auch der Charakter eines Gebirgsstromes, mit der Durchsichtigkeit seiner Wellen, ihrem

raschen Dahinschießen und der Schroffheit seiner Ufer kam so recht zum Vorschein.

Es mochte jetzt ungefähr gegen Acht Morgens sein; die Zeit war also abgelaufen, zu welcher wir am Trollhätta hätten anlangen sollen und ich fühlte mich gewissermaßen sehr enttäuscht, denn von einem Wasserfalle oder auch nur von der andeutenden Nähe eines Wasserfalles war noch immer keine Spur zu sehen. Noch mehr erstaunte ich, als der Dampfer plötzlich in scharfem Bogen auf das rechte Ufer einer bequemen Anlegestelle zusteuerte, gleich darauf an derselben festgetaut wurde, und von dem Capitain der Ruf erscholl: „Station Trollhätta!" Von einem Wasserfalle war keine Spur zu sehen, unmittelbar vor uns lag eine kolossale Schleuße, oder richtiger ein Schleußensystem, da anstatt einer deren vier unmittelbar über einander, nur durch ihre kolossalen Thüren von einander getrennt, sich dem erstaunten Blicke zeigten. Die Aussicht nach vorn wurde durch einen bewaldeten, 112 Fuß hohen Granitberg abgeschlossen und fast glaubte ich meinen sonst so guten Augen nicht trauen zu dürfen, als ich plötzlich oben auf der äußersten Spitze dieses Berges mitten zwischen den Tannen deutlich die beiden Masten eines Dampfschiffes sich bewegen sah.

„Ist denn das wirklich ein Dampfer dort oben auf dem Berge, Herr Capitain?" fragte ich, „wie kommt denn der dort hinauf?"

„Ja, das ist ein Dampfer", sagte dieser lächelnd, „und dort hinauf muß ich jetzt auch. Dies sind die Schleußen, die den Wasserfall Trollhätta umgehen."

„Und wo ist denn der Wasserfall selbst?"

„Gehen Sie nur dem Schalle nach", antwortete der Capitain. „Sie können ihn hier deutlich rauschen hören, obgleich er noch eine gute halbe Stunde entfernt ist. Sehen Sie dort, wo der Fluß die Krümmung um den Berg macht, dort ist das Ende des Wasserfalles; von jener Seite stürzt er herunter und hier an der entgegengesetzten Seite sind die Schleußen angelegt."

Ich trat an's Land, und hatte wirklich erst nöthig, meine Gedanken etwas zu sammeln, da ich aus dem Erstaunen über die Riesenwerke des menschlichen Fleißes und der großartigen Beharrlichkeit ihrer Erbauer nicht hinauskommen konnte.

Der Niveauunterschied zwischen dem Anfange des Wasserfalles und seinen Enden in der Göta-Elf beträgt 112 Fuß, und diese 112 Fuß sind durch zwölf Schleußen ausgeglichen, welche zum größten Theil direct aus dem harten Granit herausgesprengt sind. Die Göta-Elf entspringt bekanntlich aus dem großen Weneren-See und bildet dann bei dem kleinen Dorfe Trollhätta ihren berühmten Wasserfall. Die Richtung desselben ist scharf von Ost nach West und unmittelbar an seinem Fuße macht die Göta-Elf eine Krümmung von Nord nach Süd, des eben beschriebenen vorspringenden Berges wegen. Wenn man nun an der Landungsstelle des Dampfers steht, so hat man den Wasserfall zur Linken und die ersten Schleußen zur Rechten, die sich dann in einem leichten Bogen den Berg hinanziehen und eben oberhalb des Dorfes Trollhätta durch einen Canal wieder in die Göta-Elf und dann in den Weneren-See einmünden. Dreimal hat man kurz hinter einander vier solcher Schleußensysteme zu passiren, dann ist man auf der Höhe des Berges, welchen ein mehr als eine Viertelstunde langer, schnurgerader Canal schneidet, dessen künstliches Bett der Granitfelsen bildet. Man hat hier Schritt vor Schritt sich den Weg mit Pulver bahnen und außerdem in dem Felsen Aus-

weichungsstellen für sich entgegenkommende Schiffe sprengen müssen; ja, ziemlich in der Mitte des Canals war sogar ein großes Dry-Dock aus dem Felsen herausgemeißelt, in welchem augenblicklich drei große Schooner neben einander lagen und bequem Platz hatten.

Diese zwölf Schleußen waren aber nicht die einzige Verbindung zwischen der Höhe und der Tiefe, sondern neben demselben bestand noch ein zweites Schleußensystem, welches nur aus acht Schleußen, vier immer unmittelbar über einander, gebildet war. Die einzelnen Schleußenthore dieses Systems waren von der kolossalen Höhe von vierzehn Fuß. Sie gingen von der Landungstreppe gerade senkrecht den Berg hinan, natürlich auch wie die anderen zwölf aus dem Felsen herausgesprengt und oben in den eben beschriebenen, ausgehauenen Canal einmündend. Sie wurden jetzt nur zur Durchflößung von Holz und kleinen Schiffen benutzt, da sie eben ihrer ganz senkrechten Richtung wegen zu kurz waren, um längere Schiffe, besonders Dampfer, in sich aufnehmen zu können. Diese sogenannte „alte Schleuße“ bot ein recht wildes Bild dar; dicht neben derselben führte ein schmaler Weg, in die Felswand hineingehauen und von dem Felsen überdacht, in die Höhe.

Es wurde Einem ordentlich schwindelig, wenn man, oben auf der rechten Schleuße stehend, die dicht vor Einem liegenden Schleußen hinunterblickte, die gleichsam eine kolossale Riesentreppe darstellten.

Hier oben hörte man nun deutlich das majestätische Rauschen des Wasserfalles; ein Rauschen, welches einer so bedeutenden Kraft zu entspringen schien, daß man unwillkürlich schon nur durch das Gehör auf den zu erwartenden großartigen Anblick vorbereitet wurde. Wir wandten uns links und nach ungefähr einer Viertelstunde that sich plötzlich vor unseren Augen eines der großartigsten Wunder der Natur auf — größer als alle die Wunder von Menschenhand, die demselben vorangegangen. Reichlich eine halbe Stunde lang den Fluß hinauf sah das Auge nichts als eine schäumende, tosende, weiße kochende Wassermasse, die sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit, oft in mehrere Arme zertheilt, von Berg zu Thal stürzte. Der Absturz des Götta-Elf geschieht nicht plötzlich; es ist der Wasserfall bei Trollhätta kein einmaliges Ueberfallen über eine schroffe Felswand (und insofern wird man anfänglich etwas enttäuscht, weil man anstatt einer jähen, plötzlichen Höhe eine Reihe von Wasserfällen hinter einander vor sich hat), sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichfalls treppenartig.

Wenn man am Fuße des Wasserfalles steht, und nun die 112 Fuß hinauf sieht, so hat man eine kolossale, schäumende Wasserfläche vor sich, die, je länger man sie ansieht, um so gewaltiger auf den Beschauer einwirkt, weil nun erst allmälig das Auge sich daran gewöhnt, den außerordentlichen Höhenunterschied zwischen dem ersten Absturz des Wassers und seinem letzten Ende zu schätzen. Die Wassermasse, welche herunterstürzt, ist eine sehr bedeutende, das Rauschen derselben ein so betäubendes, daß man sich entschieden nur schreiend miteinander unterhalten kann. Mitten im Wasserfalle liegt eine wol zehn Minuten lange und mehrere Minuten breite Insel, reichlich mit Tannenwaldung bestanden; einer Tannenwaldung, die mitten in angebauten Gegenden das Miniaturbild eines jungfräulichen Urwaldes darstellen könnte, da nie eines Menschen Fuß diese Insel je betreten hat und nie wird betreten können. Denn rechts und links an ihr schießt der wilde, weiße Gischt mit einem plötzlichen Absturz (einer Treppenstufe) von wenigstens fünfzehn Fuß in die Tiefe.

Unendlich schön ist gerade diese Stelle des Wasserfalles; man sieht von unten auf eine breite, kräftige Wassermasse, welche in ihrem Ueberstürzen etwas so Zusammenhängendes, Festes hat, daß man sich in der That erst in den Gedanken einleben muß, diese grüne, zusammenhängende, durchsichtige Krystallmasse sei kein flüssiges, grünes Krystallglas, sondern wirklich Wasser; erst wenn man sie verfolgt, wo sie aufschlägt und dann in Millionen und Millionen Funken zerstiebend als weißer Wassernebel wieder emporspritzt, erst da sieht man ein, daß es Wasser, durchsichtig grünes Wasser sei.

Etwas unterhalb dieses Falles liegt eine viel kleinere, ungefähr nur hausgroße Insel im Wasserfalle drinnen. Richtiger gesagt ist dies nur ein ungeheurer Granitblock, der dem Ufer so nahe liegt, daß er durch eine ungefähr fünfzehn Fuß lange, schmale Brücke mit demselben verbunden ist. Zwischen diesem Block und dem Ufer drängt sich nun der eine Arm des Trollhätta wiederum eine Treppenstufe in jähem Abfall hinunter und unbeschreiblich überwältigend ist der Eindruck von der Großartigkeit dieser Wasserkraft, wenn man, auf der schmalen Brücke stehend, in den darunter wegschießenden Strudel hinunterblickt. Wie sich die Wassertheilchen jagen, überstürzen, einholen, und immer wieder von Neuem hinter einander herjagen! Und plötzlich scheint es, als wenn man mit rasender Schnelligkeit gegen den Strom des Wasserfalles bergauf über der tollen Wasserfluth hinauflöge, bis Einem zuletzt schwindelt und man froh ist, mit einigen raschen Schritten den einsamen, umtosten Granitblock gewinnen zu können.

Hier hat man, was man vorher an großartigen Bildern einzeln sah, in seiner ganzen Schauerlichkeit und Majestät zusammen. Man befindet sich mitten im Wasserfalle!

Rechts und links und aufwärts nach beiden Seiten und selbst noch weit rückwärts erblickt das Auge nichts als die entfesselte Kraft einer kochnenden, rasenden, wirbelnden Wassermasse, die immer rascher und rascher auf den Besucher losstürmt, immer toller wirbelnd endlich an dem tapfern Granitblock zerschellt, um nun wild aufbäumend vorbeizustürmen und ebenso rasch und wild von der unmittelbar nachjagenden, brüllenden Wassermasse ersetzt zu werden.

Das linke Ufer des Wasserfalles ist von einer schroff abfallenden, ganz steilen, mit Tannen von oben bis unten bewachsenen Bergwand begrenzt; das rechte dagegen ist flach und trägt das Dorf Trollhätta. Dies Dorf besteht, unmittelbar am Wasserfalle, nur aus wenigen, kleinen, unbedeutenden Häusern, welche bewohnt werden von den Arbeitern der Holzsägereien und Schwefelholzfabriken, die, durch die Wasserkraft des Trollhätta getrieben, unmittelbar an und zum Theil sogar über ihm gebaut sind.

Wir besuchten eine der größten Sägemühlen, dicht am Rande des Wasserfalles, deren kolossale Triebräder in Bewegung gesetzt werden durch einen rasch dahinschießenden Strom, der vom Wasserfalle abgezweigt, mit furchtbarer Gewalt in die Tiefe stürzt. Neben dem Gebäude war eine Art von Reservoir, in welchem eine große Anzahl mächtiger unbehauener Baumstämme schwamm, welche nach und nach, vom Strome getrieben, durch den engen Canal den auf- und abfahrenden Sägen zugedrängt wurden und dann, von diesen erfaßt, mit gierigen Zähnen in verschiedene schmale Breter zersägt, am andern Ende der Mühle zum Transport fertig erschienen.

Als besondere Merkwürdigkeit wurde uns von unserm Führer noch ein ungefähr dreißig Fuß tiefer Schacht gezeigt, welcher direct von der Oberfläche

des Felsens, auf dem wir standen, senkrecht zu dem darunter weg fließenden Canal durch die Dicke des Granits hinunter gehauen war.

„Wozu dient denn diese außerordentliche, brunnenartige Vertiefung?" fragte ich den Führer.

„Sie hat eigentlich gar keinen besondern Zweck", antwortete dieser. „Sie ist vor vielen Jahren, sagt man, angelegt worden als erster Anfang einer Schleuße, welche hier aufgerichtet werden sollte, um den Wasserfall für Hölzer schiffbar zu machen, ist aber nicht weiter ausgebaut worden, weil das Geld dazu mangelte."

Es ward Einem angst und bange, wenn man in diesen ungefähr zehn Fuß breiten Trichter hinunterblickte in den darunter wegschießenden, eng eingezwängten Strom, der die Baumstämme unaufhaltsam den gierigen Sägen zuführte.

Von den Passagieren der „Wadstena" blieb außer mir und einem Herrn nebst seiner Frau nur noch ein Engländer am Trollhätta, während alle Anderen weiter fuhren, um durch den Götacanal bis nach Stockholm zu kommen.

Dieser Engländer war ein Original, genau so, wie man sie von Münchener Bilderbogen her kennt. Von Kopf bis zu Fuß gekleidet in einen Anzug, in welchem sich Gelb, Grau, Braun und Schwarz um die Oberherrschaft stritten, mit ein Paar Schuhen versehen, deren Sohlen, von ungefähr anderthalb Zoll Dicke, darauf berechnet schienen, von dem glücklichen Besitzer noch wenigstens seinem Enkel als Gebirgsschuhe vererbt zu werden, machte Mr Brown, der ohnehin schon mindestens sechseinhalb Fuß auch ohne seine Schuhe maß, einen Eindruck, der unwillkürlich das Lächeln herausforderte, besonders wenn der Besitzer des farbenschillernden Anzuges anfing, auf dem Verdeck der kleinen „Wadstena" die Festigkeit der Deckplanken mit seinen Zehnpfundschuhen auf eine harte Probe zu stellen. Natürlich verstand der Engländer von der schwedischen Sprache kein Wort und meinte überall mit seinem Englisch bequem durchkommen zu können, gerieth aber dadurch in manche kleine Unbequemlichkeiten, die Niemandem erspart werden können, welcher in einem fremden Lande reist, ohne die Sprache desselben zu verstehen. Ich machte seine Bekanntschaft dadurch, daß ich im Stande war, ihm mitzutheilen, wie weit er mit dem Dampfschiffe zu fahren habe und wo er aussteigen müsse, um den Wasserfall des Trollhätta in Augenschein zu nehmen, und fand in ihm „after all" einen gut unterrichteten und gebildeten Menschen.

Er schloß sich unsrer kleinen Partie bei der Wanderung nach dem Wasserfalle an und war, gleich uns, überrascht von der Großartigkeit und Schönheit des Trollhätta.

Ein scharfer, eindringlicher, Bindfaden-dichter Regen zwang uns nach einiger Zeit unsern Platz auf dem einsamen Granitfelsen und mit ihm die schäumenden Wasser des Trollhätta zu verlassen, um den Schutz des in seiner Nähe befindlichen Hôtels aufzusuchen und dort so lange zu verweilen, bis eins der täglichen Dampfschiffe, von dem Weneren-See zurückkehrend, uns wieder nach Gothenburg bringen würde.

Erst als wir uns an der gutbesetzten Wirthstafel niedergelassen und unsern Appetit einigermaßen gestillt hatten, fiel es uns auf, daß Mr. Brown nicht mit uns zurückgekehrt sei. Wir suchten ihn vergebens im Hôtel, beruhigten uns aber sehr bald darüber, hauptsächlich deshalb, weil unsere Be-

kanntschaft mit ihm zu neu und oberflächlich war, als daß wir ihn ernstlich hätten vermissen sollen. Beim Warten auf das ankommende Dampfschiff verstrich reichlich eine Stunde, ohne daß Mr. Brown erschien und gerade wollte ich den Wirth des Hôtels ersuchen lassen, doch einmal Jemanden nach dem Wasserfalle hinunterzusenden, um sich nach ihm zu erkundigen, als langsam die Straße vom Wasserfalle nach dem Hôtel herauf vier Männer geschritten kamen, welche auf einer aus ein paar schlanken Tannen gebildeten Bahre einen anscheinend todten Menschen trugen. Sie schritten auf das Hôtel zu und setzten ihre Bahre in dem Hausflur desselben ab. Hinaustretend gewahrte ich, daß auf der Bahre Niemand anders lag als unser Mr. Brown. Ich ging rasch hinzu und, seine Hand ergreifend, fühlte ich an dem schwach schlagenden Pulse, daß er allerdings nicht todt, doch aber von einer sehr schweren Ohnmacht umfangen sei.

Wie sah der Mensch aus! Sein Rock hing in Fetzen von seinen Schultern herunter, sein Gesicht war mit blutigen Schrammen über und über bedeckt, sein Hemd auf der Brust war aufgerissen, und der ganze Körper so durch und durch naß, daß man sah, nicht der Regen konnte das gethan haben, sondern er mußte im Wasser untergetaucht gewesen sein.

Ich ließ ihn zu Bett bringen, flößte ihm einige Eßlöffel voll kräftigen Weines und Kaffees ein und hatte dann auch die Freude, daß er nach einigen Minuten seine Augen aufschlug, erstaunt um sich blickte und dann in einen tiefen Schlaf verfiel.

Der Dampfer, welcher uns um zwölf Uhr nach Gothenburg zurückbringen sollte, ließ länger auf sich warten als gewöhnlich, und es war fast vier Uhr, als wir endlich in der Ferne sein längst ersehntes Pfeifen vernahmen.

Mr. Brown war ungefähr um elf Uhr in dem oben erwähnten Zustande in's Hôtel gebracht worden und hatte die fünf Stunden fest und ruhig in seinem Bette geschlafen. Ich ging jetzt in sein Zimmer, um mich zu überzeugen, ob es möglich sein würde, daß er aufstehen und mit uns nach Gothenburg zurückkehren könnte. Zu meiner Freude sah ich ihn in seinem Bette aufrecht sitzen und sich selbst erstaunt betrachten.

„Nun, Mr. Brown, wie geht es Ihnen? Sind Sie soweit wieder gekräftigt, um nach Gothenburg mit uns zurückzufahren?"

„O ja! ich fühle mich jetzt wieder kräftig. Ich muß nur zuerst meinen Hunger stillen."

„Aber um des Himmelswillen, wie haben Sie sich denn so entsetzlich zugerichtet? Wo sind Sie während der Stunde gewesen, die wir hier zubrachten, ehe Sie kamen?"

Er schauderte zusammen.

„O, das war die entsetzlichste Stunde meines Lebens! — Ich will Ihnen die Geschichte derselben erzählen, wenn wir auf dem Dampfer zurückfahren. Wann kommt der Dampfer?"

„Er wird gleich hier sein. Versuchen Sie jetzt, ob Sie aufstehen können, denn wir müssen uns rüsten, wenn wir das Schiff nicht versäumen wollen."

Er richtete sich auf, konnte ganz gut auf seinen Füßen stehen und auf meinen Arm gestützt, wenn auch mühsam, die Treppe hinuntergehen.

Als wir eine halbe Stunde darauf in der gemüthlichen kleinen Kajüte des nach Gothenburg zurückkehrenden Dampfers einander gegenüber

saßen, und Mr. Brown, durch ein großes Beefsteak gestärkt, wieder Farbe in seinen bleichen Wangen erhalten hatte, richtete ich die wol verzeihliche Frage an ihn: „Nun sagen Sie uns endlich, Mr. Brown, wodurch sind Sie in den entsetzlich verstörten Zustand versetzt worden?"

„Well, ich will es Ihnen kurz berichten. Erinnern Sie sich der großen Sägemühle da unten dicht am Wasserfall, vor der die Baumstämme in dem Reservoir liegen?"

Wir nickten bejahend.

„Nun, dann werden Sie auch den trichterförmigen, ausgehauenen Brunnen, der bis unten auf den Canal hinabführt, nicht übersehen haben?"

„Gewiß nicht."

„Nun denn, sehen Sie! Als Sie weggegangen waren, da kehrte ich noch einmal um und wollte mir durch diesen Trichter genau ansehen, wie die Baumstämme da unten, durch den Strom getrieben, allmälig der Säge immer näher geführt werden. Wie ich da nun so oben stehe und dicht an den Rand vorgebeugt das Wasser da unten so unaufhaltsam dahinschießen sehe, da werde ich mit einem Male schwindelig, ich habe das Gefühl, als ob ich auch anfange, mich zu bewegen, und als ich mich nun losreißen und zurücktreten will, da rutsche ich aus und stürze in den Trichter hinunter, in das schäumende Wasser hinein!

„Zum Glück war es nicht sehr tief und wie ich eben wieder aufkomme, da klammere ich mich krampfhaft an einen Baumstamm, der neben meinem Kopfe daher schwamm, an und nach langer, banger qualvoller Arbeit gelingt es mir, mich auf den Baumstamm hinaufzuschwingen. Ich habe nun unter mir die zischende Wassermasse, hinter mir die nachdrängenden Baumstämme, über mir den Trichter, der in seiner erbarmungslosen Steilheit jedes Aufsteigen vereitelte und vor mir, nicht weiter als zwanzig Schritte vor mir die auf- und abrasenden Sägen. Mit ihren scharfen, kräftigen, hungrigen Zähnen haben sie den vor mir befindlichen Baumstamm schon erfaßt und fressen sich gierig in ihn hinein, um ihn, einmal gehakt, nicht wieder loszulassen, nicht eher, als bis sie sich ganz durchgebissen und ihn, in einzelne Breter zertheilt, seinem Bestimmungsorte zugeführt haben.

Halb betäubt von dem Sturze, von dem rasenden Toben des zischenden Wassers, von dem Kreischen und gierigen Klirren der Säge, sehe ich mit Entsetzen, daß ich näher und näher den unerbittlichen Stahlzähnen zutreibe, sehe ich, wie der hinter mir treibende Stamm den, auf dem ich mühsam reite, unerbittlich dem schonungslos auf und ab arbeitenden eisernen Schicksal in das entsetzliche Gebiß drängt. Was half bei diesem Getöse meine Stimme! Aber ich fühlte, ich mußte doch so laut als möglich schreien; ich fing an zu heulen — ich hörte mich kaum selbst. Das Geklapper der Säge übertönte mich, das rasende Wasser brüllte viel lauter als ich — und näher und näher kam der Theil des Baumstammes, auf welchem ich saß, seinem gierigen Feinde. Ich rutschte ganz auf das Ende zurück, ich machte Anstalten, mich auf den ihm nachdrängenden Stamm zu schwingen. Es gelang mir! ich hatte jetzt also noch einen ganzen unzertheilten Stamm vor mir.

„Allmälig aber fingen meine Sinne durch die Angst, die Kälte des Wassers, das entsetzlich drohende Geklapper der Säge zu schwinden an, halb ohnmächtig nur hielt ich mich noch auf dem Baumstamme fest und hatte schon den Entschluß gefaßt, wenn nun dieser Baumstamm wieder zu Ende sei, mich dem tosenden Wasser zu überliefern und unter der Mühle weg mit dem

Wasser in den Wasserfall zu stürzen, um dann wenigstens rasch und schmerzlos zu enden — als ich mit einem Male fühlte, wie mein Baumstamm einen Ruck bekam und still stand und wie mit einem Male die rasche Bewegung des Sägewerks ganz inne hielt und die Sägen für einen Augenblick aufhörten, zu arbeiten.

„Wie auf's Neue belebt, sagte ich mir: jetzt mußt du versuchen, dich bemerkbar zu machen, gewiß ist Etwas in dem Sägewerk in Unordnung gerathen und da müssen Menschen erscheinen, um es wieder gehen zu lassen und die Menschen müssen dich hören!

„Ich erhob meine Stimme so laut ich schreien konnte — und nie hab' ich geglaubt, daß der vom Sägemehl bestäubte Kopf eines schmutzigen Arbeiters mir ein solch' lieblicher Anblick sein könnte, als es derjenige war, der über die Sägen auf das Wasser hinausblickte und mich in meiner entsetzlichen Lage gewahrte.

„Ich weiß nur noch Das, daß mich ein Paar kräftige Arme in die Sägemühle hineinhoben — was weiter mit mir vorgegangen, ist meinem Gedächtniß entschwunden, ich muß ohnmächtig geworden sein."

Erschöpft schwieg der Engländer. Die Erinnerung an die zuletzt erlebten fürchterlichen Augenblicke drohten noch einmal eine Ohnmacht herbeizuführen.

Nach einiger Zeit erholte er sich jedoch wieder und sagte dann mit großem Ernste:

„Ich reiste von England ab, um irgend ein Abenteuer zu bestehen, ich langweilte mich. Jetzt will ich nach England zurück, um zu versuchen, dies Abenteuer zu vergessen!"

Wie Berlin eine Industriestadt geworden ist.

Von Dr. **Gustav Lewinstein.**

Die Zeit liegt noch nicht allzulange hinter uns, wo die Behauptung, daß Berlin eine Industriestadt sei, von allen Seiten als irrig zurückgewiesen worden wäre; man hätte mit einer gewissen Nichtachtung auf die wenigen Fabriken vor dem Oranienburger und Hamburger Thor gewiesen, man hätte über die Weber in der Spandauer Vorstadt gespottet und lächelnd gefragt: ob das vielleicht Berlin zur Industriestadt machen sollte? Man würde vor dreißig bis vierzig Jahren gern zugegeben haben, daß Berlin der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland sei; aber wenn von Industrie die Rede war, so stellte man Nürnberg und Fürth, Offenbach oder Augsburg weit über Berlin.

Das hatte damals seine Berechtigung; die berliner Industrie war damals wirklich noch nicht sehr bedeutend, während das geistige Leben in Berlin von hervorragender Bedeutung für Deutschland war. Nicht in politischer Beziehung. Denn man glaubte damals — wir sprechen von der Zeit nach der Julirevolution — die Politik sei eine geistige Regung, welche mit anderen Geistesbewegungen in gar keinem Zusammenhange stehe, so zu sagen ein Ding für sich allein, und ließ daher auch unbekümmert um diese, oder vielmehr mit geflissentlicher Unterdrückung des politischen das andere geistige Leben sich zwar ungehindert, aber auch ziemlich einseitig entwickeln. Dennoch ist in jenen Berliner Cirkeln, welche von Oben herab nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen und persönlich aufgesucht wurden, so manches Wort gefallen, welches den Keim legte zu der gewaltigen geistigen Bewegung, welche in einem Menschenalter Deutschland vollständig verändert und das Jahr 1870 mit all' seinen Folgen erst zu einer Möglichkeit gemacht hat.

Erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre scheint man in Berlin allgemein erkannt zu haben, daß jedes freie geistige Denken auch zu einer freien Auffassung der politischen Dinge führen müsse. Diese Erkenntniß, welche dann auch schnell störend eingriff in das einseitig geistige Leben Berlins, traf — und auf diesen Umstand wollen wir aufmerksam machen — zusammen mit dem Momente, wo sich Berlin die Möglichkeit erschloß, eine Industriestadt zu werden. Es war gleichsam als ob Berlin, nachdem es den Samen der geistigen Entwickelung ausgestreut hat, nun auch für das materielle Leben der Mittelpunkt werden sollte, so nach jeder Seite hin seine Fähigkeit documentirend, die Hauptstadt des geeinigten Deutschlands zu sein.

Natürlich war die Entwickelung Berlins zu einer Industriestadt keine nothwendige Folge des Umstandes, daß das bisher vorherrschend, fast ausschließlich gepflegte geistige Leben, neben oder gar hinter andere Bestrebungen zurücktrat: sondern nur die Folge eines andern Ereignisses, welches damals die Welt in Erstaunen setzte und welches bestimmt war, dem Leben und Treiben auf unserer Erde eine andere Gestaltung zu geben.

Berlin hatte, das zeigt ein Studium seiner Geschichte, von Anfang an die Vorbedingungen, eine gewerblich-thätige Stadt zu werden. Es war in Berlin durch die stetige, Jahrhunderte lang andauernde Entwickelung ein durch und durch gesunder und verständiger Bürgerstand erwachsen, welcher sich durch Fleiß und Wohlhabenheit auszeichnete. Der Grund hierfür ist wol darin zu suchen, daß man in Berlin schon in frühester Zeit, ganz entgegengesetzt dem Gebrauche in anderen Städten, Fremden die Niederlassung erleichtert hatte, und mit offenen Armen die aus anderen Ländern ihres Glaubens wegen Vertriebenen aufgenommen hatte. Noch heute giebt die französische Colonie, das Voigtland und das Böhmische Viertel Zeugniß von dieser Gastfreundschaft, welche der Stadt Berlin Tausende von fleißigen und arbeitsamen Händen zugeführt hat.

Aber aller Fleiß und alles emsige Streben konnte Berlin nicht Das geben, was ihm die Natur versagt hatte, und was doch nothwendig war, um mit der gewerblichen Thätigkeit einen ausgedehnten Handel zu verbinden und so diese gewerbliche Thätigkeit in eine industrielle Thätigkeit zu verwandeln. Es fehlte Berlin an dem ersten Erforderniß einer großen Handelsstadt, nämlich eine gute Wasserstraße, welche die Transporte der rohen und fertigen Waaren nach und von Berlin erleichterte. Das hatten schon die früheren Herrscher eingesehen und sie hatten gestrebt, durch Canäle und Verbesserung der Landstraßen den Verkehr Berlins zu heben; aber alles dies konnte nicht genügen, da sowol die Wasserstraßen als auch die Landstraßen um Berlin nicht die natürlichen Bedingungen einer leichten und regelmäßigen Benutzung, nämlich mit Wasser und festem guten Boden, boten. Es konnte sich die Berliner Industrie erst zu einer hervorragenden Blüthe entwickeln, wenn ein künstlicher Ersatz für Das, was die Natur versagt hat, geboten wurde, und dieser Ersatz fand sich durch die Erfindung Stephenson's, durch die Eisenbahnen. Allerdings dauerte es lange, bis man in Deutschland Eisenbahnen baute, und noch länger dauerte es, bis Berlin eine Eisenbahnverbindung bekam, denn König Friedrich Wilhelm III. war kein großer Freund von Neuerungen und sträubte sich auch sehr, bis er sich entschloß, die Concession zur Anlage der ersten Eisenbahn von Berlin nach Potsdam zu geben. Während Nürnberg und Fürth schon im Jahre 1835 durch eine mit Dampfwagen befahrene Schienenstraße verbunden wurden, mußte Berlin bis 1839 warten. Erst in diesem Jahre wurde die Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam eröffnet, und von diesem Jahre an datirt sich auch der gewerbliche Aufschwung Berlins.

Schnell folgten dieser ersten Eisenbahn andere. Hamburg, Stettin, Breslau, Leipzig, Magdeburg wurden in kurzer Zeit durch Schienen mit Berlin verbunden und so die Möglichkeit geschaffen, schnell und mit Sicherheit die Rohmaterialien nach Berlin schaffen und die fertigen Waaren fortführen zu können. Welchen Aufschwung Berlin und die Industrie in dieser Stadt seitdem genommen, das veranschaulichen wir unseren Lesern am besten durch Vorführen einiger Zahlen.

Nach den Freiheitskriegen zählte Berlin im Jahre 1817 nur 182,000 Einwohner, doch vergrößerte sich die Zahl derselben ziemlich schnell, so daß man im Jahre 1831 daselbst 250,017 Einwohner zählte. Dieser schnelle Wachsthum war gleichsam die Erholung nach dem Kriege, von da an ging die Zunahme ziemlich langsam, die statistischen Angaben zeigen eine Zunahme bis zum Jahre 1837. Damals hatte Berlin 283,740 Einwohner, dann

aber im Jahre 1838 nur 283,678 Einwohner, diese Zahl stieg 1839 nur auf 284,064 Einwohner und 1840 nur auf 284,133 Einwohner. Man sieht hieraus, wie langsam die Entwickelung Berlins damals ging; plötzlich aber machte sich der Einfluß des durch die Eisenbahnen geschaffenen Verkehrs geltend, und schon im Jahre 1841 zählte Berlin etwa 50,000 Menschen mehr, die Zahl der Einwohner war auf 333,935 gestiegen. Von da an entwickelte sich die Bevölkerung Berlins mit der größten Schnelligkeit, so daß im Jahre 1861 die noch vor einem Menschenalter so wenig ausgedehnte Stadt schon 547,571 Einwohner hatte, welche sich bis zum Jahre 1864 auf 632,379 Einwohner und bis zum Jahre 1867 trotz des Krieges von 1866 auf 702,437 Einwohner steigerte. Für 1870 ist die genaue Ziffer der Einwohnerzahl noch nicht anzugeben, doch dürfte nach einer ungefähren Uebersicht der Mittheilungen über die Geburten und Todesfälle so wie über die Ab- und Zuziehenden für die Zeit vor dem Ausbruch des Krieges die Zahl von 800,000 nicht zu niedrig gegriffen sein, durch die Zahl der Opfer des Krieges wird vielleicht diese Zahl etwas verringert werden, die Thatsache des außerordentlich schnellen Wachsthums Berlins bleibt aber auf jeden Fall bestehen.

Mit dieser schnellen Zunahme der Bevölkerung hat sich nun in Berlin eine industrielle Thätigkeit entwickelt, deren Ausdehnung wir unseren Lesern am Besten durch Vorführung einiger Zahlen klar machen.

Berlin besaß Ende des Jahres 1869 145 Maschinenfabriken, darunter 12—15 ersten Ranges, es besaß 32 Eisengießereien, 46 Zinkgießereien und 18 Fabriken, in welchen andere Metallgußarbeiten gefertigt wurden. Daran reihen sich 37 galvanoplastische Anstalten, 57 Broncewaarenfabriken, 38 Fabriken für feuer- und diebessichere Geldschränke, 150 Lampenfabriken, 6 Messingwerke, 38 Fabriken für Drahtwaaren und Spiralfedern, 49 Fabriken für Metalldruckwaaren und 49 Nähmaschinenfabriken. Das ist ein ganz stattliches Verzeichniß von Fabriken, welche einzig und allein Metall verarbeiten, und doch wissen wir nicht, ob wir die Zahl erschöpft haben, denn — abgesehen von den möglichen Irrthümern in den einzelnen Angaben — finden wir auch noch Industriezweige, die gewissermaßen mit in diese Zusammenstellung gehören, so z. B. die 170 Anstalten für Gas- und Wasseranlagen, die 14 Fabriken für Heizungsanlagen ꝛc. und die 37 Zinngießer, welche Berlin zählt, haben wir deshalb von obiger Uebersicht ausgeschlossen, weil wir nicht controlliren können, wie viele von ihnen man als Handwerker und wie viele man als Fabrikanten bezeichnen muß.

Diesen zahlreichen Fabriken, welche sich mit der Verarbeitung von Metalien beschäftigen, entsprechen auch die Fabriken anderer Art, so haben wir z. B. 30 Chocoladefabriken, etwa 600 Tabak- und Cigarrenfabriken, über 150 Sammet- und Seidenwaarenfabriken und 250 Wollenwaarenfabriken, welchen sich noch etwa 1250 Weber anschließen, den 12 Zündwaarenfabriken, 350 Möbelfabriken ꝛc., kurz, fast jede Fabrikation ist in Berlin vertreten und zwar gut und in ausgedehntem Maße vertreten.

Wie hoch beziffert sich nun die Schaar der Arbeiter, welche in diesen Fabriken beschäftigt sind? Die Antwort hierauf ist nicht so leicht, als man nach den genauen statistischen Erhebungen, welche jetzt bei jeder Volkszählung stattfinden, glauben sollte; wir erfahren durch diese Erhebungen wol die Zahl der Arbeiter, aber nicht die Zahl Derer, welche in Fabriken und welche nur bei einem kleinen, für den nächsten Bedarf arbeitenden Handwerksmeister

arbeiten. Um aber doch einigermaßen unseren Lesern einen Anhaltpunkt zu geben für die Schätzung der Anzahl von Personen, welche in Berlin von der industriellen Thätigkeit leben, wollen wir nach der letzten Zählung von 1867 einige Zahlen mittheilen. Nach den Veröffentlichungen des Berliner statistischen Büreaus leben in Berlin 29,052 selbstthätige Fabrikbesitzer, Fabrikanten, Fabrikadministratoren, Fabriktechniker, Fabrikbeamte, Beibeamte und Handwerksmeister, wozu noch 770 selbstständige Frauen kommen. Zu diesen Leitern und leitenden Beamten kommen noch 102,031 männliche und 28,787 weibliche Fabrikwerkmeister, Vorarbeiter, Handwerksgesellen, Gehülfen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter. Wir haben also hier in Summa 160,570 Personen, welche in Handwerk und Fabrikation thätig sind. Rechnet man dazu noch die Angehörigen dieser Personen, welche doch von dem Verdienst derselben leben, so erhalten wir die große Zahl von 352,865 Menschen, also mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung von Berlin, welche durch industrielle Thätigkeit ihren Unterhalt gewinnt. Von dieser großen Zahl kommen auf die Metallarbeiter nach der amtlichen Veröffentlichung 43,909 Menschen, darunter 18,876 selbstthätige Arbeiter, doch dürfte diese Ziffer wol noch zu niedrig gegriffen sein; wahrscheinlich werden viele von den 32,862 selbstthätigen Fabrikarbeitern ohne nähere Angabe des Fabrikationszweiges, welche die Tabelle aufführt, den Metallarbeitern zuzuzählen sein. Aber selbst wenn jene Zahl genau ist, hat sich in sechs Jahren die Zahl der Metallarbeiter fast verdoppelt, denn für 1861 giebt die Zählungsliste nur 9550 selbstthätige Metallarbeiter an. Bedenkt man nun, daß in jenen sechs Jahren die Gesammtbevölkerung wie $1:1_{,28}$, die Zahl der Metallarbeiter aber wie 1:2 zugenommen hat, so erkennt man leicht den verhältnißmäßig hohen Aufschwung der industriellen Thätigkeit. Absolut überzeugt man sich von der großen Ausdehnung der Metallindustrie in Berlin, wenn man sich klar macht, daß die Zahl Derer, welche davon ihren Unterhalt haben, gleich der Bevölkerung einer ziemlich großen Stadt ist, einer Stadt, welche in Preußen außer von Berlin, nur von den Provinzialhauptstädten übertroffen wird, und welche größer sein würde, als die süddeutschen Hauptstädte Karlsruhe, Stuttgart und Darmstadt, und die Gesammtzahl derer, welche in Berlin in der Industrie selbstthätig sind und aus derselben ihren Unterhalt ziehen, wieder eine Stadt geben, welche an Größe in Deutschland nur von Berlin und Wien übertroffen wird.

Die wenigen Zahlen, welche wir angeführt haben, werden dem Leser einen Begriff gegeben haben von der Ausdehnung der Gesammtindustrie in Berlin; wollten wir auf Einzelnheiten eingehen, so würden wir den Raum, den wir in Anspruch nehmen dürfen, weit überschreiten müssen. Wir wollen uns deshalb heute nur noch mit der Frage beschäftigen, die nach dem Gesagten nahe liegt: Ist die Industrie in Berlin, da sie ihren Aufschwung einem gleichsam künstlich herbeigeführten Verkehrsmittel verdankt, nicht auch nur ein Kunstproduct, welches ebenso schnell in Nichts zurücksinken wird, wie es schnell emporgeblüht ist?

Diese Frage können wir mit der größten Entschiedenheit verneinen, und wir wollen zeigen, wie in Berlin schon vorher eine auf gesunden Grundlage basirte Industrie selbst vorhanden war, und daß das neue Verkehrsmittel ihr nur eine bis dahin unmögliche und ungeahnte Ausdehnung gegeben hat.

Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, wie ungünstig nach den

früher für den Verkehr maßgebenden Verhältnissen die Lage Berlins für den Handel und die Industrie ist, rechnen wir dazu, daß keine nennenswerthe Wasserkraft die Anlage industrieller Etablissements unterstützt, daß sich in der Nähe von Berlin kein genügendes Brennmaterial findet, das sich mit Vortheil zum Betriebe der die Wasserkraft ersetzenden Dampfkraft benutzen ließe, und daß außerdem die nächste Umgebung von Berlin derart ist, daß weder die Früchte des Feldes noch in der Erde verborgene Schätze als Material für die Industrie verwendet werden können, so muß unser Erstaunen, daß sich in Berlin überhaupt eine industrielle Thätigkeit entwickeln konnte, immer größer werden. Wir sehen, daß die von der Natur gebotenen Waffen, welche Berlin in dem Kampfe um Einlaß zum Weltmarkt mitbrachte, nur sehr ungenügend waren und keineswegs ausreichend, um den großen Erfolg, welchen Berlin errungen, zu motiviren.

Was aber die Natur versagt hatte, das mußten die Menschen schaffen, und deshalb war auch, wie oben gesagt, die schnelle und großartige Entwickelung erst möglich, als neue Verkehrsmittel über so manche natürliche Schwierigkeit hinweghalfen, aber diese Entwickelung konnte nur stattfinden auf gesundem, wolvorbereitetem Boden, und diesen Boden verdanken wir einer weisen und verständigen Stadtverwaltung, wie sie Berlin — mit kurzen Unterbrechungen — seit Jahrhunderten aufzuweisen hat.

Es bestand die Weisheit der berliner Stadtverwaltung vor Allem in der practischen Ausführung von Principien, welche heut zu Tage von der Volkswirthschaft ganz allgemein als die Grundlage der Entwickelung des Volkswohlstandes angesehen werden, zu einer Zeit, wo man solche Grundsätze — Freizügigkeit und Gewerbefreiheit — noch in der ganzen Welt als Pestbeulen des Wohlstandes verabscheute. Ja, Berlin hat vor allen anderen Städten den Gedanken der Freizügigkeit und der Gewerbefreiheit zuerst zur Geltung gebracht.

Die Bevölkerung Berlins ist in Folge dessen keine einheitliche, sie besteht, wenn wir auf die Abstammung zurückgehen, aus einem Gemisch von Deutschen, Wenden und anderen Slaven, welches vermehrt und noch bunter durcheinander gewürfelt worden ist durch den Zusammenfluß von Flüchtlingen aus allen Herren Ländern. Als in Oesterreich, in Frankreich und in anderen Staaten die Religionsverfolgungen begannen, und Tausende von Familien ihre Heimat verlassen mußten, da öffnete Berlin seine gastliche Thür und nahm die Verlassenen mit offenen Armen auf. Um aber einen so großen Zuwachs der Bevölkerung aufnehmen zu können, ohne ein Proleteriat zu schaffen, statt dem Wohlstand zu nützen, war es vor Allem nothwendig, den zuziehenden Fremden die Möglichkeit eines ausreichenden Erwerbes zu gewähren, und zu diesem Zwecke mußten die bestehenden Zunftgesetze, welche alle freie Entwickelung der Thätigkeit hemmten, durchbrochen werden. Ueber den Erfolg einer solchen Durchlöcherung der Zunftgesetze konnte man zu der Zeit, wo es sich um Aufnahme der französischen Flüchtlinge handelte, nicht mehr in Zweifel sein. Schon vierzehn Jahre vor Aufhebung des Edictes von Nantes, im Jahre 1671, als Berlin in Folge des dreißigjährigen Krieges und der darauf folgenden Pest nur noch 23,000 Einwohner zählte und viele Häuser ganz leer standen, erließ der Magistrat eine Verordnung, welche allen Fremden gestattete, sich in Berlin niederzulassen und ein Handwerk zu beginnen, ganz wie es ihnen passend schien. Außerdem erhielten Diejenigen, welche sich anbauten, für ihre Häuser auf mehrere Jahre Steuerfreiheit.

Der Erfolg dieser Maßregel war überraschend, es strömten arbeitsame und strebsame Leute nach Berlin, noch in demselben Jahre wurden hundertundfünfzig neue Häuser gebaut, und die Bevölkerung und der Wohlstand der Stadt war in regelmäßigem Zunehmen. Da kamen 1685 die Flüchtlinge aus Frankreich, lauter gute und treffliche Arbeiter. Natürlich gewährte man ihnen die gleiche Gastfreundschaft und — im Jahre 1701 zählte Berlin über 80,000 Einwohner; die Bevölkerung hatte sich also in dreißig Jahren fast vervierfacht.

Die Anschauung, welche dieser gastfreien, der engherzigen Praxis jener Zeit so durchaus entgegengesetzten Handlungsweise zu Grunde lag, war eine ganz richtige. Wer durch äußern Druck und besonders durch religiöse Unduldsamkeit gezwungen sein Vaterland verläßt und sich eine neue Heimat sucht um seiner Ueberzeugung treu bleiben zu können, der zeigt einen festen, und starken Charakter, und ein solcher verträgt sich nicht mit Trägheit und Müßiggang. Deshalb konnte man sicher sein, daß sich unter den neuen Einwanderern nur verschwindend wenige befinden würden, die nicht das ernsteste Streben mitbrachten, sich in der neuen Heimat durch Fleiß und Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen und dadurch zu dem Wohlstande der Stadt, welche sie gastlich aufgenommen, beizutragen. Gab man ihnen nun, wie solches durch Aufhebung der Zunftschranken geschah, die Möglichkeit, dieses Streben auch practisch zu verwirklichen, so konnte man sicher sein, daß man für die Stadt eine Anzahl tüchtiger Bürger und fleißiger Arbeiter gewann.

Was sich vor zweihundert Jahren ereignete das wiederholt sich heute noch einmal. Wie damals eine bigotte Regierung die Hugenotten aus Frankreich trieb, so haben heute fanatische Machthaber unter dem jubelnden Zuruf eines fanatisirten Pöbels die Deutschen aus Frankreich vertrieben. Ein Jeder, der die Arbeiterverhältnisse Frankreichs kennt, der weiß, welchen großen Schaden sich die französische Industrie damit zugefügt hat, da im Allgemeinen die deutschen Arbeiter in Frankreich als die geschicktesten und besten gesucht waren. Erst in Verbindung mit ihrem Fleiß und ihrer Geschicklichkeit hat der französische Formensinn der französischen Industrie und besonders der Kunstindustrie die Ueberlegenheit verschafft, welche ihr — wie wir offen gestehen müssen — nicht bloß der Mode wegen zuerkannt wird. Diese Tausende und Abertausende von guten deutschen Arbeitern, welche sich durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich den französischen Formensinn zu eigen gemacht haben, sind jetzt zurückgekommen, und es ist nun Sache der deutschen Industrie, die gebotene günstige Gelegenheit zu benutzen, um auch auf dem Gebiete der Formenschönheit in Concurrenz treten zu können mit der französischen Industrie. Auch Berlin wird es nicht verabsäumen, die gebotene Gelegenheit zu ergreifen, und wenn auch die allmälig allgemein gewordene Geltung richtiger volkswirthschaftlicher Grundsätze uns nicht mehr vergönnt, den Strom der Vertriebenen vorzugsweise nach Berlin zu lenken, so liegt es doch in der Anziehungskraft einer großen Stadt, daß eine verhältnißmäßig große Anzahl der aus Frankreich ausgewiesenen Arbeiter sich nach Berlin wenden wird, um so mehr als sie sicher sind, dort in allen Fabrikationszweigen Gelegenheit zur Beschäftigung zu finden.

Ganz besonders bietet sich dadurch der Berliner Bronzeindustrie, der etwas herabgekommenen Fabrikation feiner Eisengußwaaren, der Portefeuillefabrikation, und in zweiter Reihe auch der Shawl- und Tücherweberei, der Sammet- und Seidenweberei sowie den Kattundruckereien Gelegenheit,

endlich einmal die noch in allen diesen Zweigen theils mehr theils weniger vorhandene Abhängigkeit von französischen Mustern abzuschütteln und sich ganz auf eigene Füße zu stellen. Es wäre dies für einen nicht unbedeutenden Theil der Berliner Industrie ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil, und wir wollen hoffen, daß sie es versteht, ihn zu benutzen. Dann würde aus diesem Kriege, der bei allem Ruhm und allem Vortheil, den er der Nation bringt, doch im Augenblick der Industrie, und besonders der für den Export arbeitenden Berliner Industrie schwere Wunden schlägt, dieselbe neu gestärkt und kräftig genug hervorgehen, um diese schnell vernarben zu lassen.

Damals vor zwei Jahrhunderten hat vorzugsweise die aus Frankreich um ihres Glaubens willen vertriebene Schaar fleißiger und arbeitsamer Menschen mitgeholfen, um in der Hauptstadt des kleinen Kurbrandenburg, in der Stadt, welche von einer viel verspotteten Sandwüste umgeben war, den Grund zu legen zu der Industrie, deren Emporblühen wir heute bewundern. Es bildete sich ein thätiges, strebsames Volk aus, welches lernte, seine Fähigkeiten und Hilfsquellen richtig zu verwenden, da Jeder sich das Feld seiner Thätigkeit selbst frei auswählen konnte und sich natürlich Mühe gab, die für ihn am gewinnbringendste Arbeit herauszufinden. So bildete sich in kleinen Anfängen die sichere und solide Grundlage der jetzigen Industrie, und der Umstand, daß die Verkehrsverhältnisse bis vor Kurzem die großartige Entwickelung einzelner Industriezweige hemmten, hat die Entwickelung nach einer andern Seite hin befördert, welche gewiß auch die volle Beachtung verdient. Der verhältnißmäßig geringe Absatz, der durch die Unmöglichkeit weiter Versendung bedingt wurde und die Freiheit zu treiben, was man wollte, hatte in jener frühern Zeit eine Vielseitigkeit der Industrie hervorgerufen, welche selbst heute, wo sich einzelne Industriezweige in ganz hervorragender Weise ausgebildet haben, noch nicht verschwunden ist. So ist es gekommen, daß Berlin jetzt auf dem Weltmarkt nicht, wie andere Industriestädte, durch ein oder wenige Fabrikate vertreten ist, sondern es erscheint auf demselben mit einer so reichen Fülle von Artikeln, daß, was die Mannigfaltigkeit anbelangt, Berlin wol einzig auf dem Weltmarkt dasteht. Trotz dieser Mannigfaltigkeit aber leistet sie — dafür ist die starke Zunahme der Industrie und die Zunahme des Wohlstandes der Stadt der beste Zeuge — in jedem dieser vielen Artikel Vorzügliches, und hält die Concurrenz mit allen anderen Industriestädten aus. Daß dies mit hervorragenden Industrieerzeugnissen, z. B. mit Locomotiven, Eisenbahnwagen und drgl. geschieht, das ist allmälig in weiten Kreisen bekannt geworden; daß aber auch andere Producte Berlins, deren Absatz scheinbar auf Berlin und die nächste Umgebung beschränkt ist, sich den Weltmarkt erobert haben, daß z. B. die Mantille der Chilenin, die Börse des Brasilianers und drgl. Kleinigkeiten mehr aus Berlin stammen, das dürfte doch der Mehrzahl fremd sein. Vielleicht bietet sich uns eine Gelegenheit, den Lesern Mittheilungen über einige solche Industriezweige zu machen, für heute nehmen wir Abschied von ihm in der Hoffnung, durch unsere Worte seine Achtung vor der Berliner so lange verkannten Industrie gesteigert zu haben.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Die Heimkehr.

Ein Festspiel zum feierlichen Einzug der Truppen in Berlin

für das K. Opernhaus gedichtet*)

von

Julius Rodenberg.

Personen:

Die Gerechtigkeit.
Der Frieden.
Die Tages- und Jahreszeiten.
Die Künste.
Friedensgeister.
Soldaten.

Schauplatz in den beiden ersten Scenen: Wolkenregion; dann: Rheinlandschaft.

Erste Scene.

Wolkenregion. — Die Gerechtigkeit auf einem Throne. Sie stützt sich mit der Rechten auf das Schwert, neben welchem am Boden die goldene Wage liegt. Ihr zu Füßen, an sie gelehnt, der Frieden, mit dem Palmzweig. Auf der andern Seite der Bühne, gegenüber, gleichfalls im Vordergrund, die Tageszeiten (der Morgen in einem Rosagewande, mit einer brennenden Fackel; der Mittag in Weiß mit Gold durchwirkt, trägt ein Füllhorn; der Abend in Blau mit Silbersternen, trägt Mohnsteugel). Die Jahreszeiten (der Frühling, mit einem Blüthenkranz, trägt eine Schale mit Blumen; der Sommer, mit einem Aehrenkranz, trägt eine Schale mit Früchten; der Herbst, mit einem Kranz von Weinblättern, trägt eine Schale mit Weintrauben; der Winter, mit einem Geflecht von Tannenzweigen, trägt eine Pfanne mit glimmenden Kohlen, das Symbol des Herdfeuers). Die Künste (mit den bekannten Attributen).

Sobald sich der Vorhang hebt, ertönt eine Fanfare.

Die Gerechtigkeit.

Der Tag ist da, den Alle heiß ersehnt.
Zur Erde send' ich Dich, mein liebstes Kind,
Auf goldnem Frühlingsglanze steig' hernieder!
Des Krieges eherne Pforten sind geschlossen,
Und eine lange Reihe guter Tage
Soll nun beginnen. Bring' den Sterblichen
Der harten Kämpfe wolverdienten Lohn;
Nimm mit Dir all' die schönen Gastgeschenke,
Die stets der Himmlischen Besuch begleiten.

*) Mit Musik vom Kapellmeister C. Eckert zum erstenmal aufgeführt in der Galavorstellung des Berliner Opernhauses am 17. Juni.

Auf, holde Geister, die den Lauf des Jahrs
Voll Anmuth Ihr, den Tanz der Stunden leitet!
Folgt Eurer Schwester, die der Ernte Gold
Ihr tragt auf reichbekränzten Schalen! Folgt ihr,
Die freundlich Ihr des Rechts, der Ordnung waltet!
Und Ihr, aus deren reiner Hand das Leben
Der Künste Schmuck empfängt! Daß Eure Schwester
Nach dieser Zeit voll eiserner Entbehrung
Der Welt im weißen Festgewand erscheine:
Reiht Euch um sie! — Nun auf, geliebte Tochter!

(Bewegung in der Gruppe. — Der Frieden erhebt sich stumm und berührt ehrfürchtig mit den Lippen das Gewand der Gerechtigkeit.)

(Sanft zum Frieden geneigt, indem sie ihn emporrichtet — nach einer kleinen Pause.)

Ich weiß, was Deine Brust bewegt, und deute
Dies Schweigen mir. Dir ist es nicht genug,
Ein neugesichert Dasein nur zu schmücken
Mit allen Schätzen, die mein Himmel beut —
O komm, mein Lieblingskind, komm an mein Herz!
Was eine Mutter geben kann, Dir geb' ich's! —
Sei denn gesegnet! Ueber allen Gütern
Der Erde preis' ich hoch der Liebe Macht,
Und sie sei Dein! Dein sei der Zauber,
Der sanft, bei der Berührung Deiner Hand,
Die Wunden schließt und unter Deinem Schritt
Die Felder, die den Thränen und dem Ruhm
Gehören, mit der Hoffnung Farbe deckt.
Dein sei das Licht, das durch die Fenster
Der Hütte lieblich strömt; Dein sei die Sonne,
Die Alle wärmt, und Dein das selige
Bewußtsein schwer erfüllter Pflicht! Beglückt
Sei Der, dem Deine Palme weht! Sie gebe
Den Kindern ihren Vater wieder, führe
Den Gatten in der Gattin Arm, den Sohn
Zu seines Elternhauses trautem Raum zurück,
Und kröne hold mit lieblicher Erfüllung
Manch' bräutlich Paar — so, Friedensbote, geh!

Der Frieden (die Hand der Gerechtigkeit küssend).

Hab' Dank, o Mutter! Nun scheidet Dein Kind,
Nun scheidet es gerne.

(vortretend.)

Gegen den Ruf der Liebe, was sind
Alle Wonnen der Sterne?

(Ganz vorn.)

Zur Erde will ich niedersteigen,
Und zu den Menschen will ich gehn;

Ihr stürmisch Sehnen und ihr Schweigen —
Mein Herz, o lehr' es mich verstehn!
Zu allen Freudelosen,
Sie zu beglücken,
Will treten ich als Gast;
Ich will mit Rosen
Die Hütte schmücken
Und den Palast.

(Den Palmzweig an's Herz drückend.)

O Frieden! Frieden! — Laßt mich singen
Durch alle Welt dies Eine Wort:
Durch alle Seelen soll es klingen,
Von Haus zu Haus, von Ort zu Ort!
So will ich niedersteigen;
Was lang geschieden,
Bring' ich zurück!
Mit Palmenzweigen
Bring' ich den Frieden,
Bring' ich das Glück!

(Sie hebt den Palmzweig empor.)

Und nun, Ihr Geister all!
Ihr meine Gespielen!
Auf, bei dem Jubelschall
Aus Blüthenkelchen, aus Blumenstielen,
Herauf, hernieder!
Eure Schwester ruft —
Wir wollen zur Erde wieder!

Die Friedensgeister (aus weiter Ferne).

Wir kommen!

Der Frieden.

Schon ist die Luft
Von sanfter Gluth entglommen!

Die Friedensgeister (näher).

Wir kommen!

Der Frieden.

Schon tönt die Drommete! Schon ist die Stunde nah!

Die Friedensgeister (erscheinend).

Wir sind da!

Zweite Scene.

Die Vorigen. — Die Friedensgeister treten von allen Seiten herein, mit Palmen.

Fanfare. — Die Gerechtigkeit erhebt sich. — Alle neigen sich vor ihr demuthsvoll.

Die Gerechtigkeit.

Ihr Wolken dort, die meinem Wink gehorsam:
Den Wagen, den des Sieges Göttin lenkt,
Ihn tragt herbei!

(Der Triumphwagen erscheint im Hintergrund zwischen den Wolken, die sich zu beiden Seiten theilen. Vorn, als Lenkerin, die Siegesgöttin.)

Denn also ziemt es sich,
Daß meine Tochter im Triumphe heimkehrt.
Leb wohl, mein Kind! Im Wohlthun, im Beglücken
Erfülle Deiner Sendung besten Theil;
Mit Segen soll Dein Weg sich reichlich schmücken.
Ruf Heil den Fürsten, ruf dem Sieger Heil,
Dem Lieb' und Dankbarkeit die herrlichste der Kronen,
Die Krone freier Huldigung geweiht;
Und Heil dem Volk, das nun für alle Zeit
Dies große Reich in Frieden wird bewohnen!

(Der Frieden besteigt den Triumphwagen, um den die Tages- und Jahreszeiten und die Künste sich gruppiren. Im Vordergrund die Friedensgeister, doch halb nach dem Triumphwagen gewandt, Alle die Palmen schwingend.)

Chor der Friedensgeister.
(Frauenstimmen.)

Triumph! Triumph! Aus dem goldenbesternten
Gewölbe des Himmels zur Erde zurück!
Wir bringen die Blumen, wir bringen die Ernten,
Wir bringen den Frieden, wir bringen das Glück!

Nun rauschet, ihr Palmen, ihr heiligen Zweige!
Nun schmück' dich, o Erde, mit duftigem Flor!
Nun schallet, ihr Hymnen, Triumphgesang steige!
Nun mischt euch, ihr Stimmen, zum jubelnden Chor!

Wir bringen die Blumen, wir bringen die Ernten,
Wir bringen den Frieden, wir bringen das Glück!
Triumph! Triumph! Und die lang Entfernten
Wir führen sie jauchzend zur Heimat zurück!

(Der Wolkenvorhang senkt sich, indem der Wagen sich in Bewegung setzt. Verwandlung.)

Dritte Scene.

Rheinlandschaft in der Abenddämmerung. — Kriegerische Musik. — Die Soldaten (mittelalterlich gedacht) ziehen auf.

Soldatenchor.

Hier war's, an dieses Stromes Rand,
Wo still der heil'ge Schwur uns band,
Der Schwur für's deutsche Vaterland
Und für den deutschen Rhein!
So schritten wir mit Gott von hier,
So wanderten, so zogen,
So riefen wir, so sangen wir
Laut in des Stromes Wogen:
Für Kaiser, Reich und Vaterland
Und für den deutschen Rhein!

Voran uns ritt ein Held so kühn,
Wir sahn voll Jugendmuth ihn glüh'n,
Und frischen Lorbeer ihm umblüh'n
Der Silberhaare Schein.
Den Frevel, der an ihm geschah,
Wir rächen ihn, wir siegen;
Uns führt der beste Ritter ja!
Drum laßt die Fahnen fliegen
Für Kaiser, Reich und Vaterland,
Und für den deutschen Rhein!

(Sie zerstreuen sich nach dem Hintergrunde, legen ihre Waffen ab, bereiten sich ihre Lagerplätze. Während dessen wird es Nacht.)

Mehrere Soldaten.

Hier an der Heimat Schwelle zagt
Die bange Seele leis und fragt:
Ob wir sie finden auch, die Lieben,
Die, als wir gingen, daheimgeblieben?

Chor.

(Während des Gesanges geht der Mond auf.)

O Vater Du, im Himmel droben,
Der uns beschützt im wilden Kampfestoben,
Der unsre Fahnen Du geführt im Streit,
Und unsres Vaterlandes höchste Herrlichkeit
Uns ließest schau'n: nun laß auch Das geschehn,
Daß wir die Theuren, die wir ließen, wiedersehn!
Gute Nacht!

(Sie lagern sich im Hintergrunde.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. — Der Mond steht über dem Rhein. — Aus dem Silberlicht steigt der Frieden, und tritt unter die Schläfer, deren Gesichter von dem Mondlicht beschienen werden. Sanfte Musik.)

Der Frieden

(den Palmzweig gegen die Schläfer erhebend, indem er die Reihen durchwandelt, bis ganz nach vorn.)

Schlummert sacht!
Was Ihr träumt, ist schon vollbracht.

(Die Scenerie beginnt sich zu verschieben. Die Wolken bewegen sich. Der Mond verschwindet)

Wie die Wolken sich bewegen,
Und der Mond sich dort verhüllt,
Führ' ich Euch dem Tag entgegen, —
Was Ihr träumt ist schon erfüllt.

(Der Wolkenvorhang senkt sich vor der Gruppe der Schläfer. Das Licht bezeichnet das Morgengrauen.)

Aus der Dämmrung goldumsäumet
Steigt des Morgens junge Pracht —
Nun, Ihr Schläfer — auf! Erwacht!
Lieder schallen, Glocken hallen
Durch die Berge, die Thäler weit —
Auf! Erwacht! Was Ihr geträumet,
Ist die schönste Wirklichkeit.

(Der Wolkenvorhang theilt sich. Man sieht eine sonnige Dorflandschaft mit einer Kirche; die Glocken läuten — aus der Kirche schallt der Choral: „Nun danket Alle Gott." —)

Schluß-Tableau.

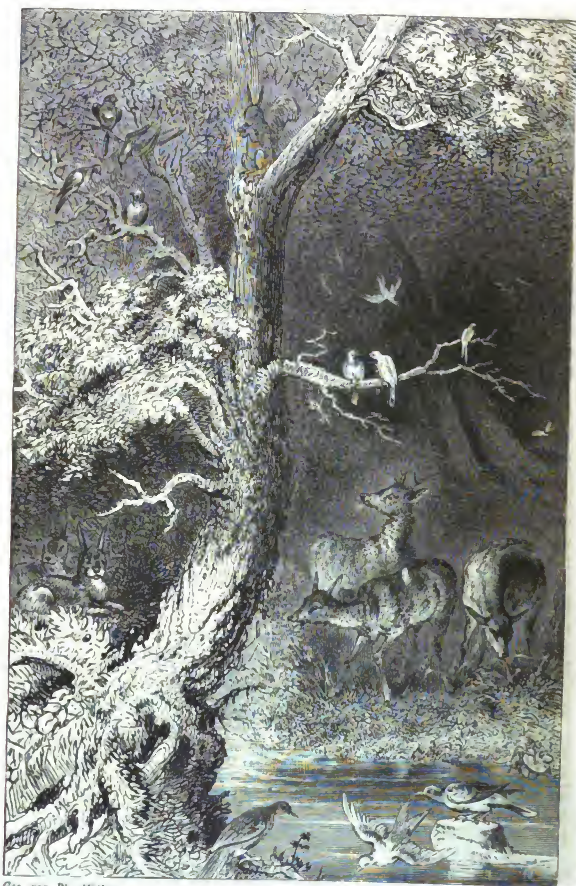
Die Wiedervereinigung der Krieger mit ihren Familien darstellend.
Hinter der Scene: Orgelschall.

Der Frieden

(ganz im Vordergrund — mit segnend ausgebreiteten Armen).

Nun danket Alle Gott, preist seiner Gnade Macht,
Die Euch den Sieg verlieh'n, den Frieden Euch gebracht.
Ihr aber, denen hier kein Wiedersehn beschieden —
Seid still! — auch Euch, auch Euch drückt stumm an's Herz der Frieden!

Ihr gabt ein theures Gut — doch seht, von Licht umglüht,
Prangt es im Ruhmeskranz, der unvergänglich blüht.
Blüh Deutschland, blüh, Du Herz der Welt — so stark, so mild,
Blüh deutsches Reich und sei fortan des Friedens Schild!



Gez. von Ph. Müller

Gest. von Th. John

Wald-Idyll.

Var de [illegible]

Kurz [illegible] in [illegible] [illegible]. Mich [illegible] [illegible] uf dat [illegible] [illegible] umher, un de [illegible] [illegible] he mit [illegible] [illegible] mit sin [illegible] de [illegible]

[illegible]! [illegible] van [illegible] [illegible] du var [illegible] [illegible] as na en [illegible]

[illegible] mit en [illegible] enmal [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

De Höder Mael.

Von Klaus Groth.

. . Dar is en Stell,
De ward vun Sünn un Maan ni hell,
Un wer der kumt un hett en Hart,
Keen Wunner, wenn em gruli ward.

Vær de Smed buten Ort vun Borstel stunn de Smid un sin Burß bequemli in Schatten, as harrn se ann hellen Værmiddag nix to don. Much awer wul en Perd, wat se beslan, eben darvun reden sin, dat rük dar sengeli[1]) na verbrennte Hoofen[2]), de frischen Spöhn dervun legen umher, un de Meister harr noch en lütten Spitzhamer in Hand, wa he mit spel as he sik torügg læhn an den Schruvbom[3]). En groten Rüster[4]) bedeck mit dicke Blæd un Twigen dat rökerige Smedschur un reck mit sin schattigen Arms fast in de hitten Sandweg dal[5]), de dicht an de Warksted væræwerföhr.

Snieder! Snieder! reep de Smid en dicken jungn Mann to de værærwer gan wull, un wink em mit den Spitzhamer, bög en beten af, wat heft du vær Il[6])? De Mann, den he reep, seeg frili ehr na en Beerbruer as na en Snieder ut, un man hör ok an den Ton, — wer dissen Ton bi uns Lüd kennt — dat dat en Spitznam weer, wenn he ok værbrocht war mit en ganz ernsthaft Gesicht. Kumm in Schatten! sä he noch enmal mit en Ton, seker dat he kam war. Denn de Dicke seeg ut as kunn he smölten[7]) inne Sünn. He weer baben inn Hemdn un nerrn[8]) in Linn', un harr wat Seltüg[9]) inne Hand. He bög ok glik uten Curs, as de Schipper seggt, laveer ünner den groten Ipernbom, un seeg sik, ehr he gröt, witlöftig na en bequem Sitz um. As he den endli op en twei[10]) Wagenrad seker funn harr, neem he de Mütz af, wisch sik den Sweet vun Kopp un Gesich, un sä, eben so ernsthafti as de Smid em ropen: denn lat mi man en lütten Snapps kriegen!

Hier is keen Weerthschop, lach de Smid un læhn sik an den Schruvbom torügg.

Ok wul keen Fründschop, puß de Dicke un mak en Gesicht dat erbärmli utsehn schull, wa künnt Ji sunst en Minschen vun den geraden Weg afleiden, wo he sin Selnheil nagan wul un em opt Rad bringn? Darbi föhl he mit en würklige Angst, de sik komisch op sin erbärmli fett Gesich wis' noch mal na de Speken[11]) vun dat Rad na, ob sin Sitz em ok seker dregen kunn.

As dat sik vær sin Handgriff weder bög noch knack, smeet he Tau-

---

Anmerk. æ sprich wie den Diphthong in franz. coeur.

1) sengeli — versengt. — 2) Hoof — Pferdehuf. — 3) Schruvbom — Schraubstock. — 4) Rüster — Ulme, Iper. — 5) dal — hinunter. — 6) Il — Eile. — 7) smölten — schmelzen. — 8) nerrn — unten. — 9) Seltüg — Wagengeschirr. — 10) twei — entzwei — 11) Speken — Speichen.

wark un Mütz beides anne Eer, puß de Luft vun sik un seeg herum as en fett Kalv na Drinken.

Wo stürst Du denn hin, sä de Smid, bi son Sünnbrand?

As ik segg, sä de Dicke, na 'n Reepsläger, min Seltüg ut to flicken, wat min ol welige[1]) Brun Sünndag op de Fahrt to Kark twei reten hett — un he wis' op dat Tauwark vær sin Föt, as dur em dat schreckli — un denn mi en Spanntau vær de Brun to kopen, un denn na min Eckseewischen na't Junkveh to sehn, un denn . . .

Na, sä de Smid, Gott bewahr! dats je fürchterlich! Du setst je din Natur in Verwunnerung! Vær so vel guden Willn mutt he Een hebbn, sett he hinto, un wink sin Burßen mit den knakigen nakten Arm, awer bring en Glas Beer mit, dat he keen Schaden an sin Kalör nimmt, he hett Anlag' to en rode Näs'. Kannst man twee bringn, reep he den Burßen achterna, de al inne swarte Husdær verswunn, Klas Rolfs nimmt ok een, un darbi wis' he na en Mann, de ute Feern ok op de Smed to wenn[2]). En old Sprickwort seggt, dat lahme Per und dörstige Seeln geern darhin wandert, tomal inne ole Welt.

Un dit weer noch rech Een ut de ole Welt. Inne Sünn blenkern grote Sülwerspangn an sin leddern Kneebüxen un an de platten Schoh. He drog en linnwulln Rump, en runn Hot un en langn Handstock. He weer flink oppe Been un gau mitte Ogen.

Morgen Kinners! sä he un stamp darto mit den Stock oppe Steen, as wull he den Gruß Nadruck geben.

Morgen, Klas Rolfs, ok noch ni smöllt? reep de Dicke vun 't Rad.

Süh, süh, antwor Klas Rolfs, as war he em nu eerst wis, nä, Marx, ik smöllt so licht ni, ik bin keen Botterbur as du. Wi Imkers[3]) holt dat mit de Drögnis. Dat is gut vær uns Volk un vær uns sülfsten, wi mak vel inne Sünn. Awer Du schust de Schoh man mal utgeten, Di löppt je dat Smolt[4]) achter de Ohrn dal.

Dat gev en hell Gelächter bi de Antwort de gutmödi un toglik scharp herut keem, un wobi de Botterbur na sin Schoh hindalseeg, as ob he würkli dach se stunn vull Fett.

Intwischen broch de Jung richtigen roden Kirschbrannwin in en grote Karaff, Beer un Gläser, vær Klas Rolfs noch en Dreebeen op to sitten, un as he inschenkt harr, stunn de Botterbur op, un stött ernsthafti mit den Olen an: Gesundheit, Klas Rolfs! Noch menni Summer so! Wo vel tellt Ju egentlich al?

Acht un Tachendig, sä de Ol, as he sin Glas rein utdrunken harr, un mak en Bewegung mit det lerrige Glas, as schrev he 't inne Luft, en smucke Tall, un he schrev se noch mal un seeg achterna as les' he se: twee Brilln, genog vær twee Brillen! Un ik bruk noch gar keen, smuster he, un keek sik, as wull he dat wisen, hell rundum.

Acht un Tachendig! sä de Smid, un fat mal langs sin knakigen Arms, as wull he föhln, wa lang de wul værheeln.

---

[1]) welig — übermüthig. — [2]) to wenn — zu kehrte. — [3]) Imker — Bienenvater. — Im — Bienen. — [4]) Smolt — Schmalz.

Ja, seggt de Ol, ik harr Ju all inne Pi[1]) dregen kunnt, den Botterbur sin Vader sogar, smuster[2]) he, un wis' op den Dicken mit sin Stock. Nu, de is mi to swar! Na, sett he hinto, neem sin Hot af, as sä he in Stilln sin Dank na 'n baben hinop, un grapps in sin dicken grauen Haarpull, darvær künnt Ji mi neegstens mal oppe Schullern nehm', ik warr Ju nich drücken.

Ei wat, Klas Rolfs, sä de Dicke, un schütt em mächti de Hand, nu man hier keen Truerfahn utsteken in Sünnschin vær de Smed, dat geit je noch tapfer! He kumt je wul al vun de Eider?

Wenn ik en beten to leeg[3]), ja, seggt de Ol, un smuster wedder fründli, vun Palen[4]) æwern Höd kam ik, un bün mal den Buttelbarg ropstegen, um to sehn, ob de Bost[5]) noch gut un ol Ditmarschen noch dar weer, man kann 't je temlich æwersehn.

Un dat gung? sän binah beide Tohörers teglik in Verwunnern, dar kunn he rop harrn[6])?

Ja wul, antwor de Ol, un seeg langs sin flinken Been hindal, dat gung wahrraftig, wat ik sülben kum dacht harr. Dissen Winter weer ik so drangbostig[7]), as en ol Perd wat Dröß[8]) hett. De Warms deit Een gut, dats de richtige Temperamentur vær Unsereens. Ja, ik æwerseeg mi mal dat Land vun de Eider bet de Elf — is doch en smuck Revier! Is en herli lütten Lappen! Awer dar mutt, na min Tid, noch mal en Dörp anne Moorkant hin, dats dar to kal, Palen liggt achter de Höchden, vun Tellingsted süht man blot de Thorn, Schollholt verstickt sik inne Deepde[9]). Dats richti eensam vun de Heiloh[10]) ut, wo to Föten vær Een sik trag'[11]) de Höder Watermæl dreiht un de Bek langsam de Eider tokruppt[12]).

Wa mag 't den Möller gan? frag de Smid.

Vun de Höder Mæl, seggt Klas Rolfs, de Bar? Barn sünd de Watermöllers je meistens, smuster he, de Rendsborger is an Bar, de Breiholter, in Lübek is een. De Nam blüfft bi 't Geschäft, un de Slach ok meistens. Ik meen de Botterbur hör derto, is't nich so?

De Dicke sä, dat he allerdings mit de Höder Bar en beten verwandt weer; wenn man en Schepel Arfen[13]) spandeer, leet sik 't utreken.

Ja, wa em 't geit? seggt Klas Rolfs, un schov an sin platten Hot, dat Rad geit noch, heff ik allerdings vunn Buttelbarg ut sehn, awer dat Hus süht spökeli[14]) ut, dat Dack schütt bald dal, de Müern sünd al tum deel versackt[15]) un infulln. Trurig! Wat weer 't en schön Wahnplatz trotz alle Eensamkeit! Wat weer 't en schön Brodstell! Ja, dat Rad geit noch, un de Schoh[16]) hört man klappern. Ob awer mit Korn oder en lerrigen Steen dat hört man der buten nich rut, un binn kam ik nich.

As dat wider keen Antwort op de Smid sin Frag gev, un Alle

[1]) Pi — Kinderrock. — [2]) smustern — schmunzeln. — [3]) leeg — lüge. [4]) Palen — Dorf an der Eider. — [5]) Bost — Brust. — [6]) harrn aushalten. — [7]) drangbostig — engbrüstig. — [8]) Dröß — Drüsenkrankheit. — [9]) Deepde — Tiefe. — [10]) Heiloh — Haide, Haidesteppe. — [11]) trag' — träge. — [12]) krupen — kriechen. — [13]) Schepel Arfen — Scheffel Erbsen. — [14]) spökeli — spukhaft. — [15]) sacken — sinken. — [16]) Schoh — Schuh, technischer Müllerausdruck.

swegen, misch ok de Burß sik int Gespräch, de sunst, as sik dat bi en Handwarker hört, still achterto stan harr. He sä egentli nix anners as wat Alle wusten, awer nich jüs utsproken; en junk Gemöth kann je nich so gut still swigen, wenn fremd Unglück dat anröhrt hett.

Dat geit se ganz kümmerli, seggt de Burß, se schüllt oft kum mehr dat dröge Brot ton Eten hebbn. Verkofft hebbt se al allens. De Fru bindt heemli Heidbessens un lett se verhandeln. Dats rein truri mit de Lüd!

Och, dats to slimm, sä de Dicke gutmödig, un schüttel sik as kunn he dat Unglück afschütteln. Un dar 's nix an to don, Hölp is der nich. Dat beten Lebensmittel leet sik wul op driben. Awer dar is 't ni mit dan. Wenn keen Kunden mehr inne Marl kamt geit de Geschicht to Grunn. De arm Fru duert mir am meisten. Wa is de hendal kam! Wa süht se ut! Ja, se weer letz abends ok bi mi. Nagrad in Pulten, blot noch en fein Umslagerdok um. Doch klagt se nie. Wat schall man don?

Man seggt, de Bar geit jümmer mit en ruste Flint, bald langs den Hof, bald langs den Weg vær sin Hus verbi, Haar umme Tähn un Strümp umme Knoern[1]), de is je wul ok meistens nich mehr ganz bi sik, seggt de Smid.

Un en Hot op mit en isern Band in, fahr de Dicke lusti fort, um dat ernsthafte Gespräch in en anner Spor to leiden, denn em drück dat Mitliden mehr, as he sik marken laten much — dat schall em de Gedanken tosam holn, seggt de ol Bar, de ward em sunst den Kopp mal klöben[2]). Du muß 't je weten, Krüschen, seggt he to den Smid, wer schull 't sunst makt hebbn, as Du?

Nä, sä de Smid, de ok int Lachen keem, he spann wul Wagenrad tosam, awer keen Bregenkastens[3]), dat weer wul een vun de Botterbur sin nien Erfindungen de he sik Winterdags utdach, wenn he noch weniger to don harr as inn Summer.

Doch heel disse Ton nich vær. Man keem wedder hin un her op de Bar un sin Fru un de Marl un de Geschichte torügg un vertell sik jümmer wider herin. Ol Klas Rolfs wull der am wenigsten mit to don hebbn — weer 't Arger æwer de schöne Brodstell de to Grav[4]) gan weer, oder much he dat Elend ni dærdenken, wo he doch ni hölpen kunn. Un doch gev he wedder den Anstot, dat man nich darvun afkeem, as he en Nam nöm, de Alle mit Verwunnern wedderhaln. De junge Franzen, sä he, hett ok wedder vun sik hörn laten, un nück nadenkli mit den Kopp, as he 't vertell.

Franz Franzen, sän Alle toglik? Ja denn weer 't mit de Ole sacht slimmer warn es je!

Wer weer Franz Franzen, de junge Franzen?

So vel as man vun em wuß weer wul Jeden bekannt. Wat

---

[1]) Knoern — Knöchel. — [2]) klöben — spalten. — [3]) Bregen — Hirn. — [4]) to Grav — zu Grabe.

oppen Dörpen passeert is dat Kaptal wo alle an tehrt. Wer sik dar en Nam makt bringt Jedermann in 't Dörp en Ehr oder en Unehr.

En Deel heff ik mit darvun belevt, fung de Dicke an to vertelln, as röppel[1]) en Faden sik vun 't sülben op, wo eenmal de lose Enn vun anfat is. En Deel heff ik sülben mit ansehn, wenn ok nix Wichtigs. — Wi gingn domals jümmer na Schol na Schalkholt, denn mit uns ol Rekenmeister wull 't ni mehr, de rek mehr mit de Doden as mit uns lebennige Slöpenbrievers[2]).

Mit de Doden? frag de Smid, de keen barn tagen[3]) Vorsteler Jung weer, un deshalb nich jeden Teken mit de Vorsteler Burstock[4]) verstunn. Wa fung he dat an?

Och, he weer ok Küster, antwor de Dicke, un bereken sin Gebör na de Gesängn, womit se to Grav brocht warn. „Mitten mir im Leben sind" kost duppelt so vel as: „Laßt uns den Leib". Wenn de Lüd ni rech starben wulln klag he æwer slechte Tiden un hau uns denn an unse dicken Köpp vær allens wat wi ni begripen kunn. Ik kreeg mal bi so'n Gelegenheit Kloppfisch hin un her æwer en Walfisch, ik warr 't min Leben nit vergeten.

Wa gung dat denn to? frag ol Rolfs na, de sik geern mit hæg an dumme Jungs Streich.

Och, dat wull mi dærchut ni innen Kopp, dat de Walfisch keen Fisch weer. Warum heet dat Deert denn nich anners!

Wat schull 't denn værstelln? frag de Smid, den 't nu ok anfung to hægen[5]).

En Säugethier! reep de Dicke noch mit en Art vun Vertwieflung, as wenn du din Sweetvoß mit dat Fal inn Mælndiek jagst un se dar swimm lettst. So'n Art. Ik begreep 't man nich. Na, wi harrn je ok harre Köpp un he weer en olen Mann. Wi lehrn am meisten vun enanner, de Knep nämlich womit wi den Oln brüden[6]). Ik verstunn mi besunners op dat Pustrohr ut en Fedderpos' mit natte Papierproppens, womit ik gegen de Wandtafel scheten kunn ahn dat Gesicht to vertrecken. Dat weer min Oln awer ni genog, un he schick mi denn mit den „Perzepter", as wi em nöm, jeden Morgen na Schalkholt to Schol.

Un de kunn wat! sä de Smid, as ob he 't wuß.

Ja, Franzen kunn wat, verseker de Bur, wenigstens dat beten wat ik lehrt heff, heff ik bi em lehrt, un mit Lust. Vel Anstalt war ni makt, wi weern ok je ni vel. Wi legen tosam æwer en ol Landkart, wa he uns wis' un vertell, ik denk noch mit Vergnögen deran. He schrev na min Smack[7]) en wunnerschöne Hand, de wi Alle em bald afsehn, un en Rekenmeister weer he würkli. De Lust harrn lehrn 't mit Bokstaben un Figurn, un teken sik Thorn un Schep darto mit Zirkel un Rittüg.

---

[1]) röppeln — auflösen, namentlich von Strümpfen. — [2]) Slöpenbriever — Schlittentreiber, Taugenichts. — [3]) barn tagen — geboren, erzogen, engl. born, bred. — [4]) Burstock — der Bauernstab, ein Stäbchen aus Eisen, eine Spalte darin, wohinein die Bekanntmachungen gesteckt und so herumgeschickt wurden. — [5]) haegen — erfreuen. — [6]) brüden — necken. — [7]) Smack — Geschmack.

He weer je wul egentlich en fröher Schippskoptein, seggt de Smid, un en Norweger vun Geburt, so heff ik mi seggn laten.

Schippskoptein seker, seggt ol Klas Rolfs, as ging em de Sak nu neger an, awer Norweger so wenig as ik, he weer en echten Holstener, en Frees vun de Inseln. Dat sünd all Rekenmeister vun dar. Awer he mutt wunnerli Schicksaln hatt hebbn. He hett op mittlandsch See fahrt un mal Rikdag[1]) hatt, verdeent oder funn, awer se ok eben so wedder verlarn. En Seeröwer vun een vun de Raubstaten hett sin Schipp kapert un em mit sin Lüd as Slaven verkofft.

As Slaven? seggt de Smid verwunnert, an de Türken? Wa kann 't angan!

Ob an Türken oder Mohrn, dat weet ik nich, antwor Klas Rolfs. Awer angan kann der vel. Dat is fröherhin menni Holstener passeert. Carsten Niebuhr beschrifft, wa he mal en arm ol Diern in Arabien drapen[2]) hett, de al ganz inbrennt weer un de he blot an de plattdütsche Sprak as en Landsmann ophör: se knurr gegen den Prinzen an, de er Herr weer un er ok so kofft harr: „Ole Bullerback". Dat weer em dütli. De Prinz verstunn 't ni, drunk em awer all sin Spiritus ut, wo he Slangn und Eernslipers[3]) in opbewahr, lach de ol Rolfs, as harr he sik æwer en Spaß den he sülben belevt harr.

Carsten Niebuhr is jümmer allerwärts darbi west, seggt de Bur, as lëv he 't ni recht, un wat he ni weet weet Viethen un Bolten[4]). Jüm Imkers lest mehr inne ol Krönk[5]) as inne Bibel, Klas Rolfs.

Will ik ni seggn, antwor Rolfs spöttsch, war jüm Burn æwrigens ok keen Schaden don. Wer nicht liest der lebt nicht, seggt Klas Harms.

Richti, seggt de Dicke, Klas Harms, de hört vær en Ditmarscher ok noch darto. — Also Carsten Niebuhr funn dar den Koptein de sik mit sin Prinzessin op plattdütsch schell, un koff em fri.

Du Fettsack, reep ol Klas Rolfs, as war he würkli bös, du schust der egentli mal op enige Jahr as Kameelknecht hin verkofft warrn, du warrst hier æwermödig bi din söte Melk un Botter! De Tiden sünd beter warn, sett he nadenkli hinto, in min Jahrn weer't ni selten. Domals, vær noch ni lang, gung jede Jahr en dänsch Schipp mit en Tribut an de Raubstaten, wer ni betal war berövert, un wenn 't mal vergeten weer, fulln se glik uns Lüd an. Franzen is noch bald wedder drvun kam.

Un hett wul dar al de Bekanntschaft mit de Bar sin Fru makt? frag de Smid nieschierig.

Wat dar so passeert is, weet wul Nüms, fahr Klas Rolfs fort. Hier keem he an as Een de versteken spelt. Warum — wer kunn 't seggn? En fein netten Mann leet he. Uennericht Kaspelvagts Sæhn, spel dar wat Schriwer opt Kantor. Muß je noch wat achter de Hand

---

1) Rikdag — Reichthümer. — 2) drapen — getroffen. — drepen — treffen. — 3) Eernslipers — Eidechsen. — 4) Viethen, Bolten und Neocorus — alle drei Chronisten Ditmarschens. — 5) Krönk — Chronik.

hebbn. Nöß[1] kreeg he de lütt Scholstell in Scholtholt. Dat weer vellicht man en Varwand. He blev in Tellingsted[2] int Weerthshus bewahn.

Un gung jeden Morgen, fahr de Dicke fort, as keem em nu wedder de Faden inne Hand, wo he bi ant Opröppeln west weer, mit en fief süss Jungs, wovun de Oln, as min egen, darop heeln, dat se en beten Ordentligs lehrn schulln, na Schalkholt to Schol, un abends mit uns torrügg. Dat weer jeden Dag as en ordentlige Reis', en Stunn Wegs, un dat Vergnögen vær uns weer jeden Morgen nie. Wi trummeln un jauchzen uns eerst in de Gegend vun 't Sprüttenhus tosam, jeder mit sin Dok mit Botterbrod un en Melkbuttel inne Hand, baden[3]) achtern Goldbarg, wo man æwer'n Ort un de ganze Gegend weg sehn kann, töben wi op Perzepter, de mit sin Stock inne Hand un sin Frauz anne Sit to uns keem. De Jung schull den Winter confermeert un, as 't heet, Schipper warrn. He seet inne Schol jümmer vær sik bi sin Bereken vun den Parallelkreis un so wat, un vun de Läng' un de Breed.

Bi di ging't blot inne Breed, lach de Smid, de 't Brüden[4]) ni gut laten kunn.

Domals noch nich, süfz de Dicke un beseeg sik sülben mit en beduerlige Mien', ik weer domals noch so dünn as en Bohnstang.

Wat, seggt de Smid, Minsch, denn hest Du sit en veertein föftein Jahr so vel Speck ansett, wa schall dat hinut?

Wes' ni bang, tröst de Dicke, ik slach dissen Winter twee Swin.

Dat war denn vun de ganze Gesellschaft hartli belacht bet de Bur sin Faden wedder opnam harr un fortfahr:

Ne, dat's wahr, ik verstunn domals ok mi to röhrn, æwer'n Gröv weg un in en Bom rin to kam, awer en Jung as den jungn Franzen heff ik min Leben nich sehn. De Bengel weer as en Katteker[5]), falln de he nich, Gefahr kenn he nich. Den harr man löv ik ut 't Ulnlock smiten kunnt, de weer as en Katt jümmer op alle Veer to Borrn kam. De weer as en Reem. Bi 't Scholhus leep he langs den Sootswang[6]). De harr Linjendanzer[7]) warrn mußt, dat harr wat geben kunnt. Vær en Seemann much't je ok wul passen. Dat weer en egen Raaß, wat harr he ok vær Ogen!

De Dicke keem ordentlich in Bewegung bi dit Vertelln.

Uennerwegens speln wi natürli hin un torrügg un maken alle unse Künst so gut se Jeder verstunn. Dar warn alle Jungesknep bi utlehrt un utövt[8]). Perzepter kümmer sik nich derum. Turnen war domals noch ni lehrt, awer ok jüs nich verbaden. Man kenn dat Scholhus oppen Dörpen blot an de twee Schösteens un de dalrangelte[9]) Wall darbi herum, nich an dat Tau- un Reckwark wat nu darbi steit as bi en Timmerplatz Vergnögen mak 't uns vellicht noch mehr, as 't nich

[1]) nöß — nachher. — [2]) Tellingsted, — mit einer Kirche, und Vorstel bilden nur Einen Ort. — [3]) baben — oben. — [4]) brüden — necken. — [5]) Katteker — Eichhörnchen, Eichkätzchen. — [6]) Sootswang — Brunnenschwengel. — [7]) Linjendanzer — Seiltänzer. — [8]) utövt — ausgeübt. — [9]) dalrangeln — niedertreten, liegen, sitzen.

na Regeln ging. De Stunn to Schol un to Hus morgens un abends weer rein jedesmal en Lusttour. Wa menni mal, wenn wi den kaln Weg mank[1]) de beiden Hünenbargen rop keem, wo man na de Höder Mæl hendal süht, gev Franz Franzen uns sin Dok un Buttel un slog Rad hendal bet an den Bek. He leep richti as en Trünnelband, dat mak em Nüms vun uns na, dar kunn wi den Griff ni op fat kriegen. Un nerrn[2]) töv he un snack mit Bar sin Fru un Dochder, wenn se vær Dær weern, — bi schön Wedder fast jedesmal, as wenn se op uns töben, dat is je ok wat eensam. Dann un wann ging de lütt Diern ok mit uns na Schalkholt un torügg. De Fru weer domals recht, as man seggt, op er Jüs: wat weer 't en staatsche Fru! mit er fine Näs' un de gewaltigen Ogen! Grot darbi, fein! Værnehme Lüd kriegt wi hier in Borstel un Umgegend je nich to sehn — dat schall denn al mal en Imker op en Fotreis' wen, seggt he mit en drulligen Diener gegen ol Klas Rolfs, as muß he in sin eernsthaftigen Snack mal en Pust maken[3]), em keem to vel Gefühl mank sin Wör.

Oder en Butterbur opt Rad, antwor Klas Rolfs un tick soldatsch anne Mütz.

Wenn ik mi de ol Mæl værstell mit den Bek anne Sit un den Sitz ünner den groten Linnbom vær Dær, domals al nich mehr recht ünner Farv un an 't Verfalln, wo dat Rad klapper un palsch: so kunn ik mi denken, dat weern værnehme Herschaften op de Bank, op en Reis', de Kutsch heel um de Eck, se rau'n sik hier ut op de Bank un warn glik wedder instiegen.

Wetter! reep de Smid, un slog mit den Spitzhamer gegen den Schruvbom.

Un Perzepter gröt se ok so, fahr de Dicke fort, ahn sik störn to laten, neem jedesmal den Hot deep af un se sproken Hochdütsch mit enanner, würkli Hochdütsch, sett he to, keen Mischen as en Cremper Marschbur. Se kunn 't. De Dochder weer mi to bleekli un to heger[4]), anners lik se er Moder. Annerlüd heeln er vær schön, dat kunn ik der do noch ni rut sehn. De Mund mit de witten Tähn seeg mi to fremd ut, de Ogen lachen nich, un na unse Mod weern mi er swart brun Haar to wild as se in Ringeln achter awer fulln. Paß ok gar ni daher!

Nu hör! lach de Smid, wo schall 't hinut! Dat's je richti en Beschribung! He hett sik argert, ni wahr Klas Rolfs? Se hett em ni ansehn, se hett Din Rügg ni utstan kunnt, Botterbur!

Och, dar weer nix to argern, sä de Bur, Gærn weern wi je all, wenigstens weer ik dat. Mi weer 't blot wat totesehn, un ik harr mehr Furcht vær de Lüd as wat anners. Wi Junges stunn natürli glik inn Krink[5]) vær se un starrn se pall[6]) int Gesicht, awer wi stoben ok utenanner as warn wi wegblast, wenn de Barn en Wink mit den witten Arm mak, dat er 't ni gefull. Se de as kenn oder seeg se uns kum,

---

[1]) mank — zwischen, engl. among. — [2]) nerrn, nedden — unten. — [3]) Pust maken — sich verschnaufen. — [4]) heger — mager. — [5]) Krink — Ring. [6]) pall — gerade vor

se sprok gar ni mit uns. Ok de Dochder weer meistens mit uns as weer se stumm. Vun mitspeln, lachen un schriegen as wi alle jümmer den, weer nich de Red. Wi kenn 't nich anners, as dat se eernsthaftig utseeg as er Mutter, un man selten mal seeg man er 't an dat se Pläseer deran harr, besunners wenn Franz sin Tœg mak. Meistens gung se vœr uns ut as hör se nich to uns, un weer wedder dar, wenn wi ut Schol keem. Se stunn al mitünner op de Höchden achter Schallholt, un se seeg mi denn jedesmal eerst recht fremdartig ut, wenn se stunn as en Sul[1]) un ut er düstern Ogen, as mi schien, trurig œwer't Land seeg.

Se keem uns deshalb ganz absunnerlich vœr, wenn se mit to[2]) mal in Bewegung keem, un bi son Gelegenheit seegen wie denn ok dütlig, dat se so to seggn to de Franzens hör awer nich to uns. De Jung harr sik bi en waghalsigen Sprunk doch enmal versehn un full vun en Steen hendal. Dar leeg domals en ganzen Krink vun grote Grausteen[3]) vœr dat Riesenbett, as wi 't nöm, wo wi vun een op den annern stappen. Darmit weer 't Franz awer ni genog, he drev dat wider un keem so mal œwer Kopp hendal un schramm sik blödig. Dat Schreckensgesicht! Denn de lütt Minna Barn stunn dicht darbi, vœr er mak he 't je jüs. As kreeg se 'n Anfall[4])! Un denn war se gau un wisch em mit er Taschendok dat Blot vun 't Gesicht.

Vun do an acht ik doch hin un wedder darop un seeg recht gut, dat de Beiden sik genauer kenn. Se geben sik Teken un wussen sik en paar Wör to seggn, de wi nich hörn un de nich opfulln. Darmit weer 't vœr mi awer ok all. As Jungs denn so sünd, dat se allns seht un doch nix wis ward. Dat schall man oft kam, so is 't en Sak de sik so hört. Egentli bewunnern wi all den jungn Franzen: Perzepter sin Sœhn un de Eerste inne Schol. Darmit weer 't to Enn. Dat he er en paar Eerdbern söch, er en paar Blöm plück — dat hör vœr uns eben so glikgülti un vergnögt to 't Alldäglige as all dat Anner. De lütt Minna Barn drog jümmer en lütten Korf œwern Arm un ik seeg er noch, wa se den Deckel apen un to mak un denn er Ogen, de mi jümmer utseegn as ut en Wulk, na Franz hin dankbar umhöch gingn. Wenigstens denk ik mi dat nu so, sä de Dick mit en lustigen Ton, as harr he den Botterbur verlarn un söch em wedder.

Dat mark wul ok de Smid, denn de sä spöttsch: Dat's je as en Liebesgeschichte ut de Lau'n er Bibelapthek ut Heide, de Band kost en Schilling. Dar feilt je blot dat de Ol noch mit de Flint dartwischen schütt um dat vullstänni to maken.

Töv man de Tid af, gev de Bur em eernsthafter as gewöhnlich torügg, wull weet[5]) wat kumt!

Un ol Klas Rolfs sett eben so eernsthafti to: Een kann sik nix so wunnerli utdenken, as man belevt wenn man old ward.

De ol Bar, vertell de Bur wedder los, weer selten to sehn. Mit-

---

[1]) Sul — Säule. — [2]) mit to — mitunter. — [3]) Grausteen — Granit. — [4]) Anfall — Krämpfe — [5]) wull weet — wer weiß.

ünner keem sin rugen Kopp vull Mehlstuff mit den roden Bart un de biestrigen[1]) Ogen mal ut de Mælnluk un trock sik wedder torügg as en Kukuk op en Deluhr, de Hofdær baller bald darop un he strev achterut mit Pudelmütz un Krämpersteweln awer dat Steg to Moor an, de Flint awer de Schullern. De Mæl klapper ern Gang fort as jümmer, denn dat weer sin Ehrgiz dat se nie still stuun.

Wat dat to bedüden harr, ob dat wat bedü, dar fragen wi as Jungs natürli ni na un dachten ni wider daran, dat weer eenmal so: vær keek he rut, achter leep he rut, dat hör vær uns tosam, wi töben al un sän denn: Dar kumt he! Wa vel Unglück vellicht darachter steek un vœrher gung: wer weet so wat in son Jahrn? Wenn man ok en Art Ahnung darvun hett. So wat harr ik vellicht. Wenn de ol Bar vœrawerbögt mit de Flint oppe Nack to Moor an strev, so dach ik jümmer an en Bild wat ik in min Bibel harr: jüs so leep Adam ut 't Paradies, blot he harr en Art Kantüffelhack oppe Schullern, un Eva leep mit lange Haar achterna, inne Port stunn de Engel mit en Sawel as en Slingslang.

Noch weniger wussen wi dervun wat vær Dar much besprafen warrn. Perzepter gung mit uns nadenkli sin Weg as he em kam weer, um de beiden jungen Lüd kümmer sik nüms. Eerst lang naher hör ik un verstunn eniger maten wat dar mank Lüden munkel un spraken war.

De Fru schull ut en grot Familje wen, de er verlaten un opgeben harr, enige sän ut Hamborg, annere vun wider her. De Perzepter weer mit er versprafen west. As he Jahren utblev un nich wedder keem, harr se den oln Bar nahm. Seker wuß man awer blot dat de er mitbrocht harr ute Frembn. Denn Annere sän, se weer de Perzepter sin Halfswester un de Kinner gar ni er egen, oder dat Mäden schull egentli de Perzepter sin wen — un wat man all vertell, nüms wuß wat. Eben so weni wuß man, wo Bar sin Vermögen bleben weer. De Familje goll vær rik, sit Menschendenken harr jümmer eensam op de Höder Mæl en eenzigst Sæhn na de anner de Stell arft. Nu gung 't to Enn as weer 't behext. Dat sä man ok wul. Man wull weten, dat Bar spelt un grote Summ' verlarn harr. En ol Zigeunersch schull em denn wahrseggt hebbn: veer Ogen warn mal sin Glück oder Unglück maken. He harr doch int Itzehoer Ossenmarkt derop los würpelt. Oder man sä, he harr den Perzepter ut Slaverie loskofft un darvær dat meiste hingeben, oder he harr em de Fru afkofft. Un so gung 't wider. — Dat Enn weer wul, dat sik hier en Schicksal afspel ahn en grot Theater vær de Welt de to seeg. Vellicht harr 't begrepen wer to hört harr wat der sachen spraken war vær de Mæl, wenn de Ol mit Geballer achter ut leep. Doch wi hörn dat nich. Un de Perzepter keem un ging as jümmer still un nadenkli, un wi tummeln un speln ahn vel Grnweln fröhli unsen Weg na Borstel un Tellingsted to Hus, um em den annern Dag eben so to maken.

Mit den Summer hör unse Lehr bi den Perzepter, unse Scholreis'

[1]) biester — verwirrt.

jeden Dag na Schalkholt un to Hus, hör allens op wat darbi affull an Spaß un Vergnögen. De Weg weer to wit in slech Wedder un korte Dag'. De Oln heeln 't vær Tid verdarben, un nadem man enige Mal recht dærnatt un verfrarn to Hus kam weer, vergung een sülbn de Lust. Darmit verfull denn ok de Fründschop un Bekanntschop ut de Summertid. Ik seeg noch enige Mal den Perzepter mit sin Franz den Weg na den Goldbarg to insla'n — de Jung wuß so te seggn vun Dag to Dag, he weer mi as en vullwussen Minschen nadem ik em enige Tid nich sehn harr — denn weern se mi beid' bald fremd as ik se, un dat dur ni lang, — denn en Jung rakt[1]) nich wat he nich mit Ogen süht — so harr ik se ganz uten Gedanken verlarn. Ja, nadem de Sæhn confermeert weer, verswunn se ok beid ut' Dörp un de Gegend. De Ol broch em weg, heet dat toeerst, to Schep oder op en Kantor, na Hamborg oder wohin. Dat dur am Enn' lang un toletz keem ok he ni wedder. So gung dat wul de meisten as mi dat mit se gung: Uten Ogen uten Gedanken.

Awer nich ganz. Jümmer mal in en Twischenrum, lang noch to'n Vergeten, weer een oder de anner vun de Franzen wedder sehn oder dar west, un jedesmal leep denn dat Gerücht mit se un de ol Höder Mæl mit irgend wat Absunnerligs um. Dat weer op en Art as gingn de Franzens dar spökeln un maken jedesmal unse ganze verstännige Gegend mit wunnerlig und æwerglovsch. Dat weer as kreeg de ol Mæl jedesmal en Stot: bald schulln se en Hupen Geld brocht, bald en Barg halt hebbn, jümmer brochen se en Portschon Unruh. Wenn dat dar en Tidlang still sin Gang gan harr mit dat Geschäft un de ol Bar un sin Familje, so gev 't denn en Loperie un en Klænerie, bald seeg man em, bald de Fru oppen Weg na de Heid oder wohin. Un int Dörp bi uns gev dat so vel „Ahnungen" as ole Wiwer.

Een Deel weer awer wul seker un keen Gissen[2]) un Ahnung: Dat de beiden jungn Lüd sik kenn un verstunn. Dar heff ik genog daræwer hört, noch to en Tid as ik anfung dat to begripen. Denn dat spel Jahren un dat weer recht wat vær uns Juchen, uns Foderknecht sin Kathrin abends bi 't Melken vun to vertelln. Juchen wuß jümmer mit toreerst darvun, denn he fahr mit unse Schrotkorn na Mæl, wat min Ol wegen de Verwandtschaft mit de ol Bar regelmäßig darhin schick, æwerleet awer dat Vertelln an sin Fru.

Al as Scholkinner, hör ik do eerst, harr man de beiden jungn Lüd noch in 't düstre Redder[3]) achter de Höder Mæl drapen, wo se Hand in Hand op un dal gingn. De junge Franzen muß also abends noch wedder den Weg na de Mæl torügg makt un de lütt Diern heemli op em tövt hebbn. Plogjungs de abends lat Per to Weid brochen harrn se mitünner sehn, as man Gespenster süht, se huschen weg un de Jungs brochen de Angst mit to Hus. De Nachtwächter harr en Gestalt dær de Garns sliken sehn, de æwern Bek sprung un dært Krattholt[4]) em weg

[1]) raken — treffen. — [2]) Gissen — Vermuthung. — [3]) Redder — Weg zwischen zwei Zäunen. — [4]) Krattholt — Unterwald.

stan un de Flint is afdrückt, de Bar hett sik dot schaten, ik will rasch na 'n Kaspelvagt dat ni unschülli Lüd darbi in Ungelegenheit kamt, Hölp is ni wider.

Donnerwetter, reep de Bur, un sprung op de Been flinker as man dat na sin Gewicht harr denken schullt, un mit en würkligen Schrecken in sin fründli Gesicht, — eben geit je Klas Rolfs as he uns vertellt an de Höder Mæl varbi un hett allns so still un spökeli funn as sunst.

Ik kann der nix vær, sä de Weerth, as war he hier noch wedder angrepen un muß sik nu gegen den Botterbur wehrn — vel Tid hört der nich to. Aewrigens leet sik wul denken, dat dar wat passeern war, denn de junge Franzen is wedder hier.

Heff ik ni seggt! reep de Smid.

Is wedder dar, vertell de Weerth fort, un tre op en Ogenblick inn Schatten, um nu de Geschichte wenigstens ordentlich to vertelln. Kumt na so vel Jahrn — negen sünd't as he seggt, mi keem't ni se vel vær — mit en Fru as en Dam — lütt Minna Barn, wo he do mit flücht is, inn Postwagen ute Heid bi mi an, un fragt ob ik en Jung heff de na de Höder Mæl dal lopen kann, he wull dar geern en Bad[1]) hin schicken, een de dat dar en beten kenn, de Ol weer je wul wunnerli. Bi dit Snackerie keem' mi de Gedanken, dat ik em ordentli anseeg un richti den jungn Franzen in em wedder kenn. He hett je do mit sin Oln, oder Onkel, oder wat 't weer, en Jahrlang bi mi wahnt. As ik segg, en staatschen jungn Herrn, würkli. Vun Amerika kam' mit sin Fru. Mutt sik je al wat erobert hebbn.

Ja, ik sä em, en Bad wull ik noch hinschicken. Un so leten wi denn de Olsche heemli alleen ropkam. Ja, wa keem se! Rein as verwillert! Harr sik je noch en beten rutputzt mit er besten Kram gau inne Il. Ik weet ni, wa se noch mal weg kam is, dat de Ol dat ni mark. Rein as verwillert, segg ik, vær Kummer un Freid. Wat dat arm Minsch wul utstan hett! As er endli de Thran dat Hart verlüftern un de Wör keem, da sä se nix as jümmer fort: Och wa lang! warum so lang! Un de junge Franzen tröst er: Dat harr ni anners gan kunnt, dat war awer nu allns gut warrn. Doch — beschrieben kann ik 't ni, ik much 't ok ni wedder mit beleben un ansehn, wa se sik betrach vun baben bet nerrn, de arm Fru, un mit de Hand op sik wis', un er Dochder anseeg, as wull se seggn: So weer ik, so bün ik. De Beiden ween' tosam, as kunn se dervun starben, un Franz harr nog to don sik sülbn to holn un se to Ruh to snacken. Ik seeg 't man half an ut de Weerthsstuv dær de Dær. Wer much sik rin drängn?

Doch mussen se er je endlich to Ruh snackt hebbn. Franz weer ganz seker dat dat nu noch all gut warrn war. He bestell min Wagen um se glik tosam na de Mæl hindal to fahrn. De Ol war sik besinn un sik freun, meen he, nu 't so kam weer. Freud weer en gude Medizin,

---

[1]) Bad — Botschaft und Bote.

un wat he de Olsche værsnack, de lisen mit den Kopp schüttel, denn se löv dar wul nich an.

Genog awer, ik lat den Wagen anspann un fahr se sülbn hindal. As wi den Weg vun de Riesenbetten dal na de Mæl to kamt, kik al de ol Bar ut, as wenn he op uns lur, mit sin verwillerten Bart ut de Mælnluk. Glik derop baller de Hofdær, as wi noch kum vunn Wagen weern, he strev mit grote Schred æwern Hof un æwert Steg, un kum is he ræwer bet int Redder, Franzen hett kum de Föt anne Eer um em achterna to lopen, do hört wie en Schuß, un as ik ran kam is he al dot. Franz harr em in Arm, he hett sik dær den Kopp schaten. Per un Wag' heff ik dar laten, Anzeig mutt doch makt warrn, ik heff den lütten Weg to Fot ünnernahm, awer dat is banni warm. — Un darmit ging he in raschen Schritt wedder dervun.

De Aewrigen stunn stumm vær de Smed, as harr en Blitz mank se slagen. Keener much wedder dat eerste Wort seggn. Ol Klas Rolfs keem dat doch wul to. He neem sin platten Hot in de een Hand un rev sik sin grisen Kopp mit de anner un sä:

Nu steit 't still, sä he, as seeg he derna: dat ol Rad un dat egensinnige Hart. Dat een leep al lang lerri un dat anner weer öd'. Un doch hung' so vel dervun af wat lev un glückli sin kunn, awer dat muß sik mit um dreihn, man weet ni mal warum. Dat is dat Schicksal, dat den Minschen inwickelt un em ni los lett, as bet so'n Faden ritt. Dat is as en Radelsch, wer löst dat?

Gott mit Ju, sä he, un sett sin Hot op. Eernsthaft seeg se ut, un langsam gung he dervun in den hellen Sonnschin hinin de ol Mann, den noch dat Leben en Räthsel weer, un leet de Annern jüngern in den Schatten vun den groten Rüster noch lang in deepe Gedanken.

Nachschrift. Die Schwierigkeiten des Verständnisses verschwinden für jeden deutschen Leser meistens wenn er sich die Mühe nimmt einen unverstandenen Satz laut zu lesen. K. G.

Ein Besuch in Straßburg

im Frühling 1871.

Von **Adolf Ebeling.**

II.

Wie eigentlich Straßburg, nach dem bekannten Volksliede „Du wunderschöne Stadt", zu dem schmeichelhaften Prädicate gekommen ist, begreife ich ehrlich gestanden nicht, und meine darauf bezüglichen Fragen hat mir Niemand recht beantworten können. Die Stadt an sich, selbstverständlich ganz abgesehen von ihrer augenblicklichen Zerstörung, ist nichts weniger als schön, die Straßen sind, wie in allen Festungen, eng und krumm, einzelne neuangelegte ausgenommen, und in dieser Beziehung könnte man Straßburg wol mit Köln vergleichen, was aber leider kein Compliment ist. Der sogenannte Broglie, auf den sich die Straßburger so viel zu Gute thun, ist nichts als eine noch dazu ziemlich kurze, mit doppelten Baumreihen besetzte Promenade, die, unter uns gesagt, ihr großes Renommé wol hauptsächlich den dortigen Kaffeehäusern verdankt, wo man das beste Bier verzapft. Jetzt sind leider diese Kaffeehäuser kläglich zusammengeschossen, und was das Bier betrifft, so muß man, nach dem Sprüchwort, ein Straßburger Kind sein, um es zu mögen und zu vertragen. Alsdann kommt der Kleberplatz, der bedeutendste unter den öffentlichen Plätzen der Stadt. Er ist allerdings sehr groß, so daß 50,000 Mann bequem darauf manövriren können, aber auf Schönheit hat er ebenfalls keinen Anspruch. Der Kölner Neumarkt, weil ich einmal diesen Vergleich mache und weil es mich freut, dem sonst so stiefmütterlich behandelten Köln etwas Gutes nachzusagen, ist weit schöner, schon wegen seiner prächtigen Alleen, die auf dem Kleberplatze fehlen. Dafür besitzt dieser freilich das Monument des berühmten Generals, der in Straßburg 1750 als Sohn eines armen Gärtners geboren und 1800 auf der egyptischen Expedition in Kairo so elend ermordet wurde. Auch der übrigens viel kleinere Gutenbergsplatz verdient Erwähnung, wenn auch nur wegen des dortigen schönen Monumentes von David d'Angers, das zu den besten des Künstlers gehört. Auf der Rolle, die Gutenberg in der Hand hält, steht freilich „Et la lumière fut", wo doch das deutsche „Und es wurde Licht" weit richtiger gewesen, denn der Erfinder der Buchdruckerkunst war ein Deutscher, und Straßburg, wo er im Jahre 1438 seine ersten Bücher druckte, war damals eine deutsche Stadt; aber die Franzosen haben es von jeher nicht so genau mit der Nationalität genommen, wenn es galt, sich irgend einen großen Mann anzueignen. Alexander v. Humboldt z. B. haben sie ja auch unter einem ähnlichen Vorwande im Museum von Versailles aufgestellt, „denn er war im Grunde", heißt es in dem Rouher'schen Bericht an den Kaiser, „seinem Studium und Streben nach mehr Franzose als Deutscher", und Napoleon setzte sofort keck sein „approuvé" darunter. Diese Zeiten sind jetzt auch vorüber.

Die Umgebungen Straßburgs scheinen mir gleichfalls von Reisenden oft weit über die Gebühr herausgestrichen zu sein, denn sie bieten im Grunde an Spaziergängen und Anlagen nicht mehr als jede beliebige andere Stadt.

Freilich muß man auch hier wieder Verwüstungen in Anschlag bringen, die sie während der Belagerung erleiden mußten, denn nicht eine von den schönen Ulmen- und Platanenalleen ist unverschont geblieben. Die prächtigen, gewiß mehr als hundertjährigen Stämme lagen noch jetzt, nach sechs Monaten, überall in den Gräben, man sagte uns, es habe sich kein Käufer mit einem einigermaßen annehmbaren Gebot dafür gefunden, um sie wenigstens als Brennholz zu verwerthen.

Etwas Herrliches findet sich indeß doch in der Umgebung der Stadt, aber dies kommt ganz auf deutsche Rechnung. Es ist dies die prächtige Gebirgskette des Schwarzwaldes, die vom jenseitigen Rheinufer herübergrüßt und nach Osten hin einen imposanten Hintergrund für die Landschaft bildet. Der dunkel bewaldete Höhenzug dehnt sich weit zu beiden Seiten; als wir ihn sahen, lag noch leuchtender Schnee auf allen Gipfeln und in den tieferen Schluchten, der wie Silber glänzte und sich gegen den blauen Himmel oben und gegen das Tannengrün unten lebhaft abzeichnete. Im Westen zieht sich außerdem die violette Vogesenkette, jedoch so fern, daß man sich auf einem hochgelegenen Punkte, etwa auf der Galerie des Münsterthurmes, befinden muß, um ihrer ansichtig zu werden.

Aber wenn man Straßburg auch nicht schön nennen kann, so ist es entschieden interessant, vorzüglich der alte Theil, der von der Ill, die mitten durch die Stadt fließt, und von dem Wallcanal eingeschlossen wird. In den Straßen ist es sehr lebendig, die meist nur kleinen, dicht aneinander gedrängten Läden im Erdgeschoß sind voll bunter Waaren, denen es freilich an moderner Eleganz fehlt, die aber dafür einen mittelalterlichen Anstrich haben, der ihnen wohl ansteht. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die Arkadenstraße, welch den Kleber- mit dem Gutenbergsplatze verbindet, wo alle möglichen Magazine und Boutiken vereinigt sind und wo vom Morgen bis in die Nacht das regste Leben herrscht. An die Arkaden der Rue de Rivoli in Paris darf man natürlich dabei nicht denken; man fühlt sich im Gegentheil, wenn man durch die niedrigen und engen Bogengänge geht, um einige Jahrhunderte zurückversetzt.

Schon unterwegs hatten wir viel von Goethe gesprochen, für mich unstreitig die anziehendste Erinnerung von ganz Straßburg und weit interessanter als das Bombardement und alles Uebrige. Gerade vor hundert Jahren (genau genommen am 2. April 1770) kam Goethe in Straßburg an ... „ein gutes Omen für uns", sagte Max, der mit von der Partie war, und setzte hinzu: „Eigentlich müßten wir nun auch im Gasthofe zum Geist absteigen, wie er." Aber der Gasthof „Zum Geist", der dicht neben dem zerstörten Bahnhof liegt, hatte sehr wenig Einladendes, auch konnte es Niemand verbürgen, daß es derselbe war, in welchem Goethe gewohnt, so daß wir das gleich anfänglich gewählte „Rothe Haus" vorzogen. Schlechter konnte aber Goethe unmöglich im „Geist" logirt gewesen sein, als wir in unserm Hôtel; ich wenigstens bekam ein mehr als einfach möblirtes Zimmerchen nach dem Hofe hinaus, noch dazu so dunkel, daß mir sofort das Goethe'sche „Licht, mehr Licht!" einfiel. Doch, was war zu machen? Das Hôtel war übervoll und wir mußten schon froh sein, dies mangelhafte Unterkommen gefunden zu haben. Hatte man uns doch in Karlsruhe gesagt, wir würden wol nirgends Platz finden und genöthigt sein, in Kehl zu bleiben.

Leid war es mir nur, es nicht in anderer Beziehung wie Goethe machen zu können, der, wie uns Lewes erzählt, sofort, als er aus dem staubigen Post-

wagen gestiegen war, zum Münster eilte; ich wurde überstimmt und mußte erst die traurige Promenaden durch die Ruinen machen, die ich im vorigen Hefte geschildert. Aber schon in der nächsten Morgenfrühe stand ich vor der prächtigen Kathedrale, dem schönsten gothischen Baudenkmale der Welt. So wird es wenigstens fast allgemein genannt, und ich möchte hier nicht gleich von vornherein diesem Urtheil widersprechen, nur scheint mir dasselbe einer gewissen Beschränkung zu unterliegen. Das Hauptportal mit dem Thurm verdient allerdings ganz dies stolze Prädicat: man kann wirklich nichts Schöneres, Erhabeneres und Gewaltigeres sehen; die ungeheuren und doch so harmonisch gegliederten Massen wirken geradezu überwältigend. Ich will hier nicht wiederholen, was schon Tausende vor mir gesagt haben, was aber auch noch Tausende nach mir sagen werden, wenn sie zu diesem Wunderwerk menschlicher Schöpfungskraft schwindelnd hinaufstaunen und es gar nicht begreifen können, wie dieser zierliche, luftige, fast ganz durchsichtige Bau nur überhaupt ausgeführt werden konnte, der doch zugleich auch wieder wie ein gigantischer Felsen dasteht, Jahrhunderten, Jahrtausenden zum Trotz. Die zarten Wendeltreppchen und Thürmchen, noch dazu ganz von durchbrochener Arbeit, wie dünnes, zerbrechliches Gitterwerk, die draußen in der luftigen Höhe wie angeklebt erscheinen, daß man sie, von unten gesehen, kaum zu betreten wagt, sind oben so sicher und fest mit dem Hauptstamme verwachsen, wie Aeste und Zweige eines Riesenbaumes, und dabei erregt die Ausführung der letzten verstecktesten Blätterkrone, wie des kleinsten Steinkränzchens wahrhaft begeisterte Bewunderung. Die große Rose in der Mitte des Portals ist wie feines Spitzengewebe, das dreifache Portal selbst ein Labyrinth von Statuen, Consolen und Baldachinen, in hundertfacher, tausendfacher Mannigfaltigkeit und doch ein wunderbares Ganzes in edler, vollendeter Einheit, an welchem auch nicht das geringste Schnörkelchen oder Knäufchen zu viel ist. Und nun der Thurm! Er steigt schlank empor, und schlanker und schlanker, je höher und höher, zuletzt wie Filigranarbeit, ganz vom Blau des Himmels durchschienen, und wenn man lange hinaufschaut, so meint man, er müsse immer weiter hinauswachsen in den lichten Aether. Es schwebt wie ein göttliches sanctus, sanctus, sanctus! über ihm, nicht von Menschen-, sondern von Engelstimmen gesungen: Dreimal heilig ist der Herr!

Das von einem Granatschuß zerschmetterte Kreuz, dessen ich bereits gedachte, ist in seiner ursprünglichen Gestalt sofort wieder hergestellt worden und bildet jetzt wie früher den höchsten Punkt aller Bauwerke von Menschenhand in ganz Europa, 438 pariser Fuß vom Erdboden. Der Dom zu Antwerpen, der Stephansthurm in Wien, Sanct Peter in Rom, Sanct Paul in London und das Pantheon zu Paris stehen sämmtlich um 30, 40, 60 Fuß und mehr hinter dem Straßburger Münster zurück, nur ein einziges Gebäude der Welt ist um 20 Fuß höher: die Pyramide des Cheops in Unteregypten bei Gizeh. Die Kirche macht dagegen einen weit weniger grandiosen Eindruck. Sie ist gewiß großartig, schön und edel in ihren Verhältnissen, aber ihr mangelt zunächst die Höhe, um gewaltig zu imponiren. Da wirkt der Kölner Dom ganz anders auf Geist und Auge des Beschauers. Diese himmelansteigenden Säulen, dies kaum mit den Blicken abzumessende Gewölbe, wie wenn es das Himmelsgewölbe selbst wäre, diese unermeßlichen Perspectiven wie in verlorenen Fernen bietet das Straßburger Münster nicht. Ich glaube kaum, daß sein Hauptschiff die Höhe der Seitenschiffe des Kölner Doms erreicht. Auch andere Kirchen, wie das Freiburger Münster und vollends Notredame zu Paris, sind weit bedeutender. Von wunderbar ergreifender Wirkung, wie vielleicht

kaum in einem andern Gotteshause, ist aber beim Straßburger Münster das magische Licht, das den ganzen geheiligten Raum erfüllt und das sowol seinen Grund in den gemalten Kirchenfenstern, als auch in der rothen Farbe des Sandsteins hat, aus welchem die Kathedrale gebaut ist. Es entsteht dadurch ein doppeltes Lichter- und Farbenspiel, das von Außen hereinbricht und von Innen zurückgestrahlt wird, und das auf allen Capitälern und Skulpturen zittert und glüht, wie wenn irgendwo hinter den Pfeilern Lampen angezündet wären. Ueberdies sind die Kirchenfenster von seltener Schönheit und Vollendung, und bei ihrem Anblick wurden wir auch zuerst an die traurigen Folgen der Beschießung erinnert. Auf der Nordseite, die den feindlichen Batterieen direct ausgesetzt war, ist auch nicht eines unversehrt geblieben. Ueberall sieht man zwei, drei Quadratfuß große Breterverschläge mitten unter den prächtigen Malereien, ach, leider sind oft ganze Längsseiten mit Bretern vernagelt. Ein beklagenswerther Verlust für alle Kunstfreunde und der wol nur schwer wieder zu ersetzen sein wird; denn die moderne Glasmalerei, so weit selbe auch in der Zeichnung und Technik vorgeschritten ist, namentlich in München, kann doch den zauberischen rothen und blauen Farbenschmelz des Mittelalters nicht wiedergeben. Manche Kugeln müssen in fast horizontaler Richtung gekommen sein, denn sie sind durch die Kirche zur Südseite wieder hinausgeflogen und haben auch dort mehrere Fenster zertrümmert. Eine Granate hat die berühmte Silbermann'sche Orgel getroffen und ein mächtiges Stück herausgerissen; die Holzsplitter hingen noch bei unserm Besuch kläglich umher. Man sagte uns, sie müsse von Grund aus reparirt werden. Die im Volk noch weit berühmtere astronomische Uhr von Schwilgué ist dagegen unversehrt geblieben, was sie ihrer glücklichen Lage in einer Seitenkapelle des südlichen Kreuzarmes zu verdanken hat. Ich persönlich muß freilich gestehen, daß mich diese oft als echtes Weltwunder gepriesene Uhr ziemlich gleichgiltig gelassen hat. Sie mag als mechanisches Kunstwerk bedeutend sein und ein Uhrmacher erblickt in ihr vielleicht das Ideal aller Räder- und Hebelcombinationen, aber im Uebrigen bleibt sie doch nur ein todtes, geistloses Automatenspiel. Sie bildet einen förmlichen Bau, wie ein Epitaph, das die ganze Wand einnimmt und in dessen einzelnen Abtheilungen und Galerien alle die bunten schönen Dinge zum Vorschein kommen, die von Soldaten, Kindermädchen und sonstigen guten Leuten bestaunt und bewundert werden. Diese würden es mir gewiß auch gewaltig verdenken, wenn ich nicht wenigstens zwei Worte über die Herrlichkeiten sagte. Auf der untern Galerie erscheint ein Engel, der mit einem Hammer die Stundenzahl an einer Glocke schlägt; weiter hinauf thut der Tod als Knochenmann dasselbe, er ist dabei von vier Figuren begleitet, welche die verschiedenen Lebensalter des Menschen vorstellen: Kind, Jüngling, Mann und Greis. Oben in der nächsten Nische erscheint, aber nur um zwölf Uhr, der Heiland, von den zwölf Aposteln umgeben, die sich feierlich nach dem Tacte drehen und wenden und grüßend wieder verschwinden. Wichtiger aber und bedeutender als all' diese Herrschaften, sogar (die Hand auf's Herz!) den Heiland nicht ausgenommen, ist der auf der linken Seitensäule sitzende Hahn, der mit dem vollen Glockenschlage sich zu regen beginnt, wie wenn er aufwachte und flatternd und halsrenkend hell in die Luft hinauskräht, sehr respectwidrig zwar und profan, aber ganz als ob er leibte und lebte. Die Elsässer Bauern, wenn sie Sonntags oder zum Wochenmarkt mit Frau und Kind in die Stadt kommen, versäumen nie, der Uhr einen andächtigen Besuch zu machen, und warten gern eine halbe Stunde und länger auf den wunder-

baren Hahn. „Daß die bösen Preußen das Münster mit ihren Kugeln nicht verschont haben, ist traurig und schlimm", sagen sie, „aber Gott sei Lob und Dank, die Uhr ist unversehrt geblieben."

Der gebildete Kunstfreund hat aber die Uhr schon während meiner Erklärung (getreu nach Bädeker) verlassen und das Südportal in Augenschein genommen, das auf das Schönste restaurirt ist und von Sabine, der Tochter Erwin's herrühren soll, die in der Skulptur den ersten Bildhauern ihrer Zeit an die Seite gestellt wurde. Immer aber zieht es uns wieder hin vor das Hauptportal und vor den Thurm, denn man kann sich nicht satt sehen an ihrer Herrlichkeit und entdeckt stets neue Schönheiten und stets neue und reichere Pracht.

So stand also auch vor hundert Jahren der Jüngling Goethe davor und schaute mit begeisterten Blicken hinauf, schrieb dann jenen seltsam überschwänglichen, aber doch auch wieder gefühlstiefen Aufsatz, dessen sich wol nur wenige Leser erinnern und den er vierzig Jahre später, wie uns wenigstens verschiedene Biographen berichten, nicht ohne Widerstreben in die Gesammtausgabe seiner sämmtlichen Werke aufnahm.*) Mußte doch dem alten, vornehmen Geheimrath der schwärmerische Ton und Ausdruck dieses Schriftstücks höchst absonderlich vorkommen. Aber der zwanzigjährige Student Goethe war eben ein ganz anderer als die sechzigjährige Excellenz. Ich kann es mir nicht versagen ein paar kurze Stellen aus dieser jugendlichen Arbeit, die zugleich authentisch die erste prosaische ist, die wir überhaupt von Goethe besitzen, mitzutheilen:

„Als ich Dein Denkmal suchte, edler Erwin, und es nicht finden und auch keiner Deiner Landsleute es mir zeigen konnte, daß sich meine Verehrung Deiner an der heiligen Stätte vergessen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz gelobte Dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandstein, wie ichs vermöchte.

„Aber was braucht's Dir Denkmal! Du hast Dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, Dein Name nichts, so hast Du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge anfthürmte in die Wolken."

Und weiter unten:

„Wie oft hat (beim Anblick des Münsters) die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe erquickt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters."

Und zum Schluß noch einem scharfen Ausfall auf das „gedrechselte und gezirkelte Wesen" der Italiener und Franzosen:

„Du aber, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließe Dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm', genieße und schaue! Hüte Dich, den Namen des edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß Du schauest sein herrlichstes Werk. Macht es Dir einen widrigen Eindruck oder keinen, so gehab Dich wol, laß einspannen, und so weiter nach Paris."

Nicht wahr? Es ist eine ganz eigenthümliche Arbeit; aber der Verfasser war, als er sie schrieb, noch ein völlig unbekannter junger Mann, der freilich schon damals ein halb fertiges Manuscript in der Tasche hatte, das seinen Namen zwei Jahre später wie auf Sturmesflügeln durch ganz Deutschland tragen sollte: den Götz von Berlichingen.

---

*) XXXI. Bd. Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach 1771.

Aber seine Bewunderung des Münsterthurms blieb nicht bei Worten; mit fröhlichen, gleichgesinnten Genossen stieg er hinauf auf den Thurm, Flaschen und Gläser wurden mitgenommen, und dann stießen sie oben auf der Galerie mit den gefüllten Römern an und sangen ein lustiges Studentenlied. Bei einer solchen Fahrt fiel ihnen ein, ihre Namen dort oben in die steinerne Brüstung einzugraben, um sich solchergestalt zu verewigen, und sie machten sich scherzend an's Werk. Zwei Brüder schrieben: C. und F. v. Stolberg, ein anderer, schon um mehrere Jahre älterer Mann: Herder; wieder andere: Lavater, Lenz, Schlosser &c. Goethe setzte den seinigen recht und schlecht dazwischen. Wol Keiner von ihnen ahnte damals, daß sie hier ein Sternbild zusammenstellten, das schon nach einigen Decennien an ihrem vaterländischen Himmel glänzen würde, und darunter vollends der letzte Mann, als weitleuchtender Sirius, wie eine Centralsonne. Mehr als dreißig Jahre später stand dort auf derselben Stelle ein anderer deutscher Musensohn und schaute mit gleich begeisterten Blicken in das Rhein- und Vogesenthal hinab. Als lyrischer Dichter war er vielleicht dem längst zum Meister gewordenen Goethe am nächsten verwandt und überragte ihn jedenfalls an patriotischer, echtdeutscher Gesinnung ... Uhland. Seinen Namen finden wir nicht neben den obengenannten Heroen, obwol er sich ebenbürtig an ihre Seite stellen dürfte, aber in seinem schönen Gedicht „Münstersage" hat er den damaligen Goethe-schen Besuch verewigt:

„Von seinem Schlage knittern (als der junge Goethe zu meißeln anfängt)
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.
Da zuckt in seiner Grube
Erwin's, des Meisters, Staub;
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub."

Und die prächtige Schlußstrophe:

„Wer steht nun noch verwundert,
Daß dem der Thurm gedröhnt,
Dem schon ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt."

Jedoch auch allein und in mehr ernster Stimmung stand Goethe oft auf dem Münsterthurm: in der Morgenfrühe, wenn die Sonne leuchtend hinter den Bergen des Schwarzwaldes heraufstieg und Alles, auch das ehrwürdige Baudenkmal mit Gold übergoß; am späten Abend, wenn sie glühend hinter den Vogesen versank und noch die letzten Höhen, und mit ihnen das Kreuz des Thurmes röthete, während tief unten schon die Nacht lag .... Purpurflammen im Osten wie im Westen, und ein prophetisches Doppelbild seines eigenen dereinstigen Dichterruhms, der wie eine lichte Aurora aufging und nun schon ein volles Säculum in unauslöschlichem Glanze strahlt.

Auch Voltaire soll seinen Namen oben, dicht neben der Uhr, eingemeißelt haben. Ein Blitzstrahl zertrümmerte im Jahre 1798 die Hälfte der Steinplatte, so daß nur die Endsilbe stehen geblieben ist: taire, sehr ominös in ihrer Bedeutung, wie wenn der Himmel selbst dem gottlosen Mann Schweigen geboten. Si non e vero, e ben trovato, denn wir konnten die betreffende Platte nicht finden. Hierauf galt es, das Haus aufzusuchen, in welchem Goethe während seiner Studienzeit wohnte. Es liegt am alten Fischmarkt, dicht beim Gutenbergsplatz und trägt die Nummer 25, nicht 80,

wie in manchen Biographien steht. Ein Straßburger Freund und zugleich ein großer Verehrer Goethe's führte mich hin und diente mir zugleich als Bürge, daß es auch wirklich das authentische Haus sei. Es ist ein altes, unansehnliches, drei Stockwerk hohes Gebäude, von nur zwei Fenstern Front und gehört jetzt einem Bäcker. Der kleine Laden im Erdgeschoß ist sehr primitiver Art und eigentlich nichts mehr als ein breites, nach der Straße hinausgeklapptes Bret, auf welchem die verschiedenen Brote zum Verkauf ausgelegt werden. Ein kleiner Bäckerjunge stand daneben und machte große Augen, als ich ein Dreierbrod kaufte und auf die Scheidemünze verzichtete, indem ich ihm den halben Franken ließ. „Trink dafür einen Schoppen zu Ehren Goethe's", sagte mein Begleiter scherzend, aber der Junge sah uns nichts weniger als „verständnißinnig" an; er hörte wahrscheinlich den Namen zum ersten Male in seinem Leben. Der Bäckermeister selbst, der uns im langen, schmalen Hausflur entgegenkam und uns auch höflich in den untern Raum nöthigte, der Wohnstube und Laden zugleich war, schien nicht viel mehr zu wissen, als sein Lehrling; er bewohnte übrigens das Haus noch nicht lange, meinte aber doch sich zu erinnern, daß man ihm schon oft von der historischen Bedeutung desselben gesprochen. Er gestattete uns gern, die enge, dunkle Treppe hinaufzugehen, um uns die beiden Zimmer in der zweiten Etage zu betrachten. Dort hatte Goethe vor hundert Jahren gewohnt. Beide Zimmer sind klein, das vordere geht auf den Markt hinaus, der aber kein Markt, sondern nur eine Straße ist, wo seit undenklichen Zeiten allwöchentlich Freitags und Samstags Fische verkauft werden, die Fastenspeise jener beiden Tage in katholischen Ländern. Das hintere Zimmer ist freundlicher, es bietet eine wenn auch beschränkte Aussicht auf einige Gärten und Höfe und auf den Münsterthurm zur Rechten. Dies soll auch Goethe's Arbeitszimmer gewesen sein. Jetzt ist freilich keine Spur mehr von dem ehemaligen Bewohner zu sehen . . . . . nichts, gar nichts. Die ordinären grauen Papiertapeten mit blauen Blumen schienen erst kürzlich hineingeklebt zu sein; die beiden Betten, in jedem Zimmer eins, hatten blau und weiß gewürfelte Ueberzüge, dazu einige Strohstühle, ein Tisch von Tannenholz, an der Wand ein kleiner blinder Spiegel, das war Alles; nicht einmal Gardinen vor den Fenstern. Und wer weiß, vielleicht waren diese Räume auch zu Goethe's Zeit nicht eleganter möblirt. War doch sein Gartenhaus vor Weimar, das ihm sein herzoglicher Freund bald nach seiner Uebersiedelung zum Geschenk machte, um nichts besser, im Gegentheil so einfach und schmucklos, daß, wie Lewes sagt, ein gewöhnlicher englischer Hauptmann auf Halbsold sich vor einer solchen „Hütte" bedankt haben würde. Und doch besuchte dort der Herzog den Dichter, der zugleich sein Minister war, fast täglich und brachte auch oft seine Gemahlin mit, und Beide blieben alsdann zu Tische, obwol die ganze Mahlzeit einmal, wie Goethe an Frau von Stein schreibt „nur aus Biersuppe und etwas kaltem Braten bestand".

Der Ort indeß, wo ein großer, berühmter Mann gewohnt und gelebt, selbst zu einer Zeit, wo er Beides noch nicht war, hat stets etwas Anziehendes, und mehr als Das, etwas Erhebendes, fast etwas Heiliges. Und so wollten mir auch diese beiden ärmlichen Zimmer wie ein Tempel vorkommen, in welchem ein König, ein Geisterfürst geweilt. Ich bevölkerte sie mit all' den lichten und anmuthigen Gestalten, die schon damals vor seiner Seele geschwebt und unter denen namentlich eine noch heute, nach einem vollen Jahrhundert mit unvergänglichem Zauber uns anlächelt: Friederike, die schönste

und reinste Jugendliebe des Dichters. Hier an dieser Stätte war es, wo am offnen Fenster in nächtlicher Kühle sein schönes Antlitz (denn der Jüngling Goethe war schön, ein Apoll, wie es selten einen Menschen gegeben) an dem dunklen Münsterthurm vorüber, den er diesmal nicht beachtete, traumselig nach jener Himmelsgegend wandte, wo er die Liebliche gefunden, die ihm wie eine Huldgöttin entgegenkam, ihm in reizender Einfalt ihre innige Neigung gestand und sein stürmisches Herz zu gleicher Gluth entflammte. Hier sagte er zu sich selbst jene Worte, die er später seinem Faust in den Mund legte: „Kein Ende! ihr Ende würde Verzweiflung sein!“ Und dann ertönten silberne Klänge durch dies kleine, schlichte, fast ärmliche Gemach, die von freundlichen Engeln auf Rosenwolken hinausgetragen wurden zu ihr, zu ihr, und die wir als die kostbarsten Perlen unserer lyrischen Poesie bewundern. Eine Weihe des Naturlautes schwebt über diesen Gedichten, die uns ergreifen und entzücken wie ein Stück unseres eigenen Selbst . . . . Denn wer von uns hätte nicht auch in seiner Jugend eine Friederike geliebt?

„Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Ich und dämmert' ein.“

Und wie es ihn, wenn er kaum heimgekehrt war, immer wieder unwiderstehlich hinüberzog nach Sesenheim, zu der Theuern, daß er sich in der Nacht auf's Pferd warf, weil er den nächsten Tag nicht erwarten konnte.

„In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!“

Und dann der Abschied:

„Doch ach! schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick: –
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!“

Oder auch (es wird so schwer, zu endigen) das köstliche Mailied:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken,
Auf jenen Höhn!“

Und so stelle ich mir Goethe auch am liebsten vor, denn so ist er mir am nächsten, in reiner, schöner Menschlichkeit.

Nur nicht den alten Goethe, wenngleich mit der olympischen Stirn, dem Jovisblick und dem majestätischen Gang, aber trotzdem doch der wirkliche Geheimrath mit Ordensband und Stern und dabei umgeben von dem Wust seiner Farbenlehre und seiner Pflanzenmetamorphose, dem zweiten Theile des Faust, ach, und seiner Annalen, die er dem armen Eckermann wie ein Evangelium dictirt und aus denen die Nachwelt erfährt, daß er sogar einmal „die hohe Ehre gehabt, Seiner des Fürsten von Reuß Durchlaucht

unterthänig aufzuwarten" . . . nicht den, aber jenen andern Goethe, der hier am Fischmarkt gewohnt, geliebt und gedichtet, der schon damals den Götz und den Werther, den Egmont und die Iphigenie, wenn auch noch halb unbewußt, in der schaffenden Dichterseele trug, und dessen Geist uns noch heute wie ein Segensgruß aus lichten, besseren Regionen umweht, „wie Morgenwolken auf jenen Höhn!" — den wollen wir heilig halten und zu ihm hinhinaufschauen voll Ehrfurcht und Liebe, denn der gehört ganz uns, als das glänzendste und kostbarste geistige Vermächtniß des Jahrhunderts.

Natürlich lag uns der Wunsch sehr nahe, auch nach Sesenheim zu wallfahren, um das Pfarrhaus des ehemaligen würdigen Pfarrers Brion, das übrigens längst nicht mehr dasselbe ist, zu besuchen und all' die lieben, traulichen Plätze, wo einst Friederike mit Goethe gewandelt. Leider konnten wir uns mit dem Kutscher, den wir zu der Fahrt miethen wollten, nicht einigen; er verlangte, wie er selbst ganz naiv gestand, „in Anbetracht der schlechten Zeiten", für die sechs Stunden ebenso viele Thaler, die wir aus demselben Gewissensskrupel nicht geben wollten. Zudem versicherte uns ein Advocat aus Aachen, den wir an der Table-d'hôte kennen gelernt hatten, die Reise sei nicht der Mühe werth, er selbst habe sie vor einigen Jahren gemacht und nicht das geringste Interessante gefunden, und sich noch über das dort aufgelegte Fremdenbuch, in das sich viele Verehrer Goethe's mit schlechten Versen, oder platten Späßen eingeschrieben hätten, weidlich geärgert. Nun wollten wir aber wenigstens noch das Haus in der Krämergasse Nr. 13 aufsuchen, wo Goethe seinen Mittagstisch gehabt und wo sich manchmal, unter dem Vorsitz des Dr. Salzmann, durch die geistreiche Unterhaltung eines Jung Stilling, Lerse, Weyland, Lenz (auch Herder und Lavater fanden sich dann und wann ein), die einfache Mahlzeit zu einem Symposion verlängerte, das sich gewiß dem Platonischen würdig anschließen dürfte. Leider war das Haus, das uns als solches in der jetzigen Rue du Temple bezeichnet wurde, zusammengeschossen und dies rief uns von Neuem in die traurige Wirklichkeit, die wir durch unsern Besuch am alten Fischmarkt so glücklich vergessen hatten, zurück. Ja, wir sollten sogar noch eindringlicher wieder daran gemahnt werden, und zwar durch die zufällige Begegnung mit einen jungen Straßburger Freunde, der uns in sein elterliches Haus einlud, was wir nicht wol abschlagen konnten. Wir sahen dort noch nachträglich ein Stück Belagerung, das fast eine humoristische Seite hatte. Die Familie, eine der reichsten und angesehensten der Stadt, hatte die großen Keller ihres Hauses vollständig zu Wohnungen einrichten lassen, und einige Räume waren noch in diesem Zustande geblieben, als Andenken an die Schreckenszeit. Da gab's ein Vorzimmer, einen Speisesaal und einen Salon und eine Reihe von Schlafzimmern und Cabinetten. In einem andern Gewölbe befand sich die Küche und ein Stall für drei Kühe. Der Salon mußte wirklich sehr gemüthlich gewesen sein, mit Teppichen, Lehnstühlen, Causeusen, einem Piano und einer kleinen Bibliothek. Im Lichte der Lampen und Kerzen, die natürlich beständig brannten, beim Thee, oder einem guten Diner (denn auch für ausreichenden Proviant aller und jeder Art war gesorgt worden) konnte man dort schon das Bombardement aushalten, obwol kaum eine Viertelstunde verging, wo man nicht Tag und Nacht durch irgend einen lauten Schuß, oder durch das Krachen einer platzenden Granate daran erinnert wurde. Mir wollte indeß das Ganze, ehrlich gestanden, etwas frivol vorkommen, fast wie ein pikantes Bild französischer Leichtfertigkeit, die sich selbst in der größten Noth

und Bedrängniß nicht verleugnet. Dieser peinliche Eindruck wurde indeß sehr gemildert, als ich erfuhr, wie unendlich viel Gutes diese reiche Familie in der ganzen Nachbarschaft während der Belagerung gethan hatte, wie sie z. B. die Milch ihrer Kühe täglich unter die Säuglinge und kleinen Kinder armer Leute vertheilen ließ und ebenso Lebensmittel und Geld in großer Menge. Wir hörten bei dieser Gelegenheit wieder viel neue Einzelheiten aus jener furchtbaren Zeit, die ich aber hier übergehe, um dem Leser die erschütternden Bilder des Gräuels und Entsetzens nicht noch einmal vor die Seele zu führen. So war eines Abends, um nur kurz eine Episode zu erwähnen, eine Granate durch den aus Versehen offen gelassenen Kellereingang gefallen und die Treppe hinunter bis in das „Vorzimmer“ gerollt und dort liegen geblieben, glücklicherweise ohne zu platzen; aber man stelle sich das Entsetzen und die Angst der Familie vor, die sich eben zu Tische gesetzt hatte und nun mit lautem Schrei auffuhr und von Moment zu Moment die Explosion befürchtete, bis endlich nach einer qualvollen und, wie uns die Frau des Hauses versicherte, mit keinen Worten zu beschreibenden Viertelstunde ein Diener sich das Herz faßte, muthig hinzutrat und das Mordgeschoß, das bereits erkaltet war, sorgfältig bei Seite schaffte. Sein Herr schenkte ihm für diese Heldenthat (es war wirklich eine!) seine kostbare goldene Uhr und ließ die Granate später über dem Hofthor einmauern.

Als wir auf den Kleberplatz zurückkamen, um in unser Hôtel zu gehen, wurde gerade zum Appell geblasen; einige Compagnien marschirten auf und stellten sich in Reih und Glied. Straffe, stramme Haltung, unbeweglich und nur dem lauten Commandoruf blitzschnell und wie Ein Mann gehorchend. Das Volk umstand die Soldaten, halb neugierig, halb theilnahmlos, nur auf einigen Gesichtern lag es wie verhaltener Grimm.

Noch ist die Stimmung trübe und gedrückt, sowol in Straßburg selbst wie im übrigen Elsaß; wie könnt' es auch anders sein? Aber das deutsche Element ist unleugbar das überwiegende, es wird gewiß früher oder später, ja nach vielen unwiderlegbaren Anzeichen recht bald zur Geltung kommen und alsdann seinen heilsamen, moralischen Einfluß auf die Massen nicht verfehlen. Deutsch sein heißt ja Gottlob jetzt groß, mächtig und geehrt sein, und noch dazu in einem Grade, wie die Geschichte der Völker und Staaten wol kaum ein zweites ähnliches glorreiches Beispiel kennt. Deshalb die Hand Dir, treuer, biederer Bruderstamm, und ein herzliches Glückauf für Deine Zukunft, die ja jetzt mit der unserigen eins ist.

Und um nun mit einem völlig heitern Bilde zu schließen, brauche ich nur der Störche zu gedenken, die sich mit dem Frühling gleichfalls wieder eingefunden haben. Es sind seit uralter Zeit liebe, willkommene Gäste in Straßburg, und wo sie ein Nest bauen, sagt man im Volke, da bringt es Segen. Sie hatten die Stadt schon verlassen, um ihren Wanderflug in die afrikanische Ferne anzutreten, als das schwere Unglück hereinbrach; jetzt, wo sie zurückkehren, die Glücklichen, die den kalten, todten Winter mit dem ewigen Lenz des Tropenlandes vertauschen können, finden sie manches alte heimische Dach nicht mehr und manchen früheren traulichen First als düstere Ruine. Aber sie bauen sich wolgemuth auf anderen, verschont gebliebenen Häusern an, und klappern hell hinaus in die blaue Luft. Ich möchte sie Noahstauben nennen, die den Oelzweig des Friedens und der Versöhnung bringen.

Fern im Süd.

Eine Erinnerung an Granada.

Von **Franz Koppel.**

Wenn mein Herz sich nach dem Frühling sehnt, so träumt es von Granada. Kein Wunder!

Wo hört' ich je die Nachtigallen sehnsuchtsvoller schlagen, als im Schattendunkel seiner Granathaine? Wo träumt' ich einmal wieder auf einem Lager von Rosen die Welt so schön, so voll Lieb' und Wohlklang, als tief dort unten, „fern im Süd, wo das Mondlicht goldner blinkte“ und die Sterne mich nicht schlafen ließen? Ob es Tage, ob es Nächte waren, — die Frühlingszeit zog in ewiger Fülle des Lichts ihre blendende Straße und der warme Hauch des Lebens wehte beständig über die gesegneten Fluren.

Wenn ich noch immer jener seligen Zeit gedenke, verweile ich mit Vorliebe bei den Stunden, die ich auf dem Carmen de los buenos victos, dem Landhaus eines gastfreien Landsmannes, verlebte. Es liegt auf dem äußersten Vorsprung der Sierra del Sol, der weit in die altberühmte Stadt der Märchen hineinragt und das wilde, von üppigster Vegetation erfüllte Thal des Darro, von den milden blumenreichen Ufern des Genil trennt.

Dort oben liegt in stummer Verzauberung die rothe Burg der Araber — ein unübersetzbares Märchen aus Tausend und Einer Nacht, dort stehen die tausendjährigen Cypressen des Generalife — und ein Kranz von üppigen Gärten reiht sich links und rechts daran, in denen das saftige Laubgrün des Nordens den müden Wanderer zur Ruhe ladet, während die phantastische Blüthenwelt des Südens ihn mit lieblichen Träumen umgaukelt. Und wenn er erwacht, so sieht sein Auge die schnee- und eisstarrende Alpenwelt der Sierra Nevada und zu ihren Füßen ein tropisches Thal, in das von allen Seiten kühlende Wasser hinabrinnen, wie Adern des Lebens.

„O, daß es doch immer so bliebe!“ rief ich eines Tages und warf das kleine Liederbuch des Mirza-Schaffy hinauf in die weißen Glockenblüthen des Magnolienbaums, der mich beschattete. „Und mil annos! tausend Jahre Heil und Segen Dir edler Don Luis, der als glücklicher Besitzer des Carmens sich rühmen darf. Wie kamst Du nur zu diesem Eden?“

„Durch einen besondern Zufall — es gehörte früher einem Grafen Bidassoa — doch das ist eine ganze Geschichte, wie sie nur in Spanien möglich ist. Wenn es Dich interessirt, ich habe ein ziemlich leserliches Manuscript darüber —, Aufzeichnungen eines Malers, den ich einige Monate bei mir beherbergte. Er schrieb Alles nieder, wie es ihm der alte Eredia, an dem er Studien machte, beinahe sterbend erzählte.“

Und während die Andern Siesta machten, lag ich im Marmorhof, wo „des Springquells flüssige Säule" unaufhörlich auf- und abstieg — und entzifferte das folgende Manuscript:

Dolores.

Der alte Graf Bidassoa, der längst Wittwer war und seiner auch schon bejahrten Schwester Augustias die Führung des Hauswesens übergeben hatte, ließ auf seinem Carmen zu Granada eine junge Waise erziehen, die den Namen Dolores trug.

Rauschende Feste waren dem Grafen, seit er seine Frau verloren hatte, in der Seele zuwider; er wurde von Tag zu Tag trüber gestimmt und so hatte Dolores — sie verlangte nichts Besseres — eine vereinsamte, aber durch sich selbst verklärte poetische Jugend. Während der Graf der ihn noch hie und da anwandelnden Neigung fröhnte und tagelang auf dem Rücken seiner Lieblingsstute die ödesten Thäler des nahen Hochgebirgs durchstreifte, blieb Dolores stets inmitten des Paradieses, das sich so recht wie ein Geschenk des Himmels vor ihren Blicken ausbreitete, auf den Umgang mit ihren beiden Lehrern angewiesen, von denen der Eine trotz seiner Schwindsucht mit ihr Guitarre klimperte, sang und tanzte, während der Andere, ein strenger Cleriker, bestrebt war, mit jesuitischen Künsten von der ganzen Phantasie seiner Schülerin Besitz zu ergreifen. Und das will viel sagen bei dem jungen spanischen Blut, das mit jedem Tag heißer durch die Adern rollte. Aber es gelang; und so wuchs Dolores heran, wie man mit Reichthum und Talenten begabt eben nur im Süden — vorzüglich in dem schönen Andalusien heranwachsen kann. Man weiß von Gott und der Welt nicht mehr, als der fromme Pater zu wissen gestattet: und wenn Dolores in ihren kindlichen Gedanken Himmel und Erde miteinander verband, so kam zuerst und zu oberst die Mutter Gottes, dann der liebe Gott selber und der heilige Vater zu Rom; ihm zunächst die Könige von Spanien und die ganze gesalbte Schaar der Priester, die dafür zu sorgen hatten, daß alle Christen in den Himmel kommen —; denn das war ihre Sache. Soweit die Theorie. Die Praxis aber war: leben und leben lassen, und vertheilte sich zumeist auf Messen, Processionen, Beichte und Buße, Stiergefecht, Promenade, Musik und Tanz. Dabei aber hatte Dolores eine Leidenschaft, welche dem Pater nicht recht einleuchten wollte: sie schlich sich nämlich, so oft sie nur konnte, des Abends vom Hause weg und eilte in Begleitung einer vertrauten Untergebenen hinaus zu den Zigeunern, die vor ihren Erdhöhlen um das Feuer kauerten und den wundersamsten Märchen lauschten. Das waren Bilder aus einer Welt des tiefsten Zaubers für ein junges feuriges Herz; von Rittern und Edelfrauen, von Pagen und unglücklichen Sclavinnen erzählte die Alte; die jungen braunen Buben sangen Romanzen des Schwerts und der Liebe —; darüber standen die glühenden Sterne der südlichen Nacht und hörten zu, die Blumen ringsumher dufteten stärker noch und berauschender als am Tag und die Wasser rauschten laut hinunter in's Thal, in dem die Araber einst ein zweites Damascus zu erblicken wähnten.

Dem Grafen war diese heimliche Schwärmerei seiner Adoptivtochter lange Zeit ein Geheimniß geblieben; da fügte es sich eines Abends, daß er sie selbst im Kreis der Zigeuner überraschte. Dies Volk scheute er wie die Berührung einer giftigen Spinne, und von diesem Widerwillen erfaßt hatte er vor wenig Wochen erst gegen einen ihrer Hauptleute, gegen den alten Credia, der zuweilen auf den Carmen kam, einer unbedeutendeten Ursache wegen den Arm erhoben.

Derselbe Credia nun war es, der jetzt, als der Graf langsam die steile Straße über den Albaycin heruntergeritten kam, am Feuer sich erhob, die zitternde Dolores bei der Hand nahm und sie ihrem Vater zuführte. Man denke sich dessen Erstaunen und Entrüstung. Aber noch ehe er Zeit hatte sich zu fassen, sagte Credia scheinbar ehrerbietigst grüßend leise zu ihm: „Hier, Herr Graf, Ihre Tochter — und zukünftige Schwiegertochter. Gratulire von Herzen, die Alte dort am Feuer hat die Mutter wol gekannt — weiß auch die Zukunft — Sie werden mich d'rum nicht schlagen —, hochmüthiger Herr Graf —, denn es steht geschrieben, heute noch — oder in hundert Tagen von heute an gezählt — erfüllt sich ihr Loos —, es steht in Ihrer Hand."

Einen Augenblick zuckte es in dem Arm des Grafen; doch die drohende Haltung der Zigeunerburschen, die näher gerückt waren und entschlossen schienen, einer zweiten Beschimpfung ihres Hauptmanns durch tödtliche Rache für die erste zuvorzukommen —, sowie ein Blick auf die bittende Dolores gaben ihm seine vornehme Ruhe wieder, er murmelte einige Worte von dummem, verächtlichem Schabernack vor sich hin, stieg vom Pferd, das er auf's Gerathewohl einem Burschen übergab und trat, Dolores den Arm bietend, zu Fuß den Weg nach Hause an. —

Wochen waren seitdem vergangen. Es kam der Tag, an welchem Dolores ihr sechzehntes Jahr vollendete. Wie immer wurde sie auch diesmal reich beschenkt, aber der sonst so heitere ungetrübte Tag sollte heute nicht ohne einen bittern Kelch an Dolores vorübergehen. Nach der Messe äußerte der Graf den Wunsch, mit seiner Tochter allein in der Hauskapelle zu bleiben, und nachdem Alle hinausgegangen waren sprach er mit einer so feierlichen Miene, wie man sie noch nie zuvor an ihm beobachtet hatte:

„Dolores, es ist höchste Zeit, daß ich Dich aufkläre und Du mir einen Dienst erweisest. Bis jetzt bin ich Dir wie ein Vater zur Seite gestanden; aber meine Zeit ist bald herum — und dann mußt Du selbst Dir Schutz sein. Dein rechter Vater fiel, wie Du weißt, als Capitain meines Regiments im Feldzug gegen die Marokkaner. Sterbend hat er mir anvertraut, daß Deine Mutter aus niederm Stande war und nie sein ehelich Weib wurde — und Du ein Kind der Schande seist. Du hast darunter nicht zu leiden gehabt und sollst es auch in Zukunft nicht, denn ich habe reichlich für Dich gesorgt — wenn Du mir mit einem heiligen Schwur hier vor dem Altar Eines versprichst."

Dolores weinte so heftig, daß sie nicht reden konnte; sie senkte

nur zum Zeichen des Einverständnisses das Haupt . . . und so fuhr der Graf fort:

„Ihr wart Beide noch Kinder, als ich meinen Sohn Miguel in's Ausland schickte, damit er etwas Tüchtiges lerne und der hohen Familie, deren letzter Sprosse er ist, zur Ehre gereiche.

„Doch als ich mich so von meinem einzigen geliebten Sohne trennte, geschah es auch aus väterlicher Vorsicht, indem ich es für meine heiligste Pflicht hielt zu verhindern, daß Eure jugendlichen Herzen sich an einander gewöhnend einer Leidenschaft unterlägen, der ich nie meinen Segen geben könnte. Verstehe mich recht, Dolores —, ich bin Dir von Herzen zugethan, aber wenn es sich um den Stolz meines Namens, um die Ehre meines Hauses handelt, bin ich unerbittlich wie der Tod. Es steht ein Unstern über unserm Haus, es wird untergehen oder der böse Zauber muß gebrochen werden, indem mein Sohn Miguel, dem Namen, Reichthum und Kenntnisse eine hohe Stellung im Staate zuweisen, eine mächtige Verbindung schließt, wozu eigene Klugheit und die Ermahnung eines sterbenden Vaters ihn doppelt auffordern. Du aber sollst uns weder zum Opfer fallen, — noch zur Verführerin an uns werden; darum schwöre mir auf das Herz der allerheiligsten Jungfrau, jede etwa zu Miguel aufkeimende Liebe zu unterdrücken — und wenn die Leidenschaft Dich bewältigen wollte, das Haus zu fliehen, wo er wohnen wird, wie ihn selbst, ihm nie ein Wort von dieser Unterredung zu verrathen und falls er Dich begehrte und Dir Alles verspräche, ihn abzuweisen — mit einem Worte, nie die Seine zu werden. Schwör es hier vor dem Altar, vor dem Bild der Muttergottes, in meine Hand, so wahr Du selig werden und den Fluch des Vaters von ihm abwenden willst."

Der Graf zog Dolores vor den Altar, sie leistete den Schwur und dann wandte er sich wieder voll Zärtlichkeit, ja heiterer, als er sonst zu sein pflegte, zu ihr und sprach von Festlichkeiten, die er ihr zu Ehren und zur Begrüßung seines bald vom Ausland zurückkehrenden Sohnes veranstalten werde. Doch statt der Festlichkeiten waren andere Dinge im Buch des Schicksals verzeichnet. — Während der Graf nämlich von Tag zu Tag dem Wiedersehen mit seinem Sohne näher zu rücken glaubte, passirte ihm plötzlich ein Unglück, das uns Alle früher oder später einmal trifft, — er starb. Auf dem Pferd rührte ihn der Schlag, merkwürdigerweise, indem er eben über den Alhambra reiten wollte; und so kam es, daß die Zigeuner, Eredia darunter, ihn auf die Bahre legten und nach Hause trugen.

„Es sind gerade hundert Tage, seit Sie uns das Erstemal die Ehre anthaten —", sagte Eredia zu Dolores, die mit einem Schmerzensschrei über die Leiche gesunken war. „Auf Wiedersehen, Sennorita!" —

Mit jenem Schwur in der Kapelle hatte Dolores den heitern Theil ihrer Jugend abgeschlossen und eine andere Zeit, die trostloses Elend in ihrem Schooß bergen konnte, war plötzlich für sie angebrochen.

Sie fühlte eine Last auf ihr Herz drücken — und war doch schuldlos, wie das Frühroth eines jungen Sommertages.

Das, was sie so feierlich abgeschworen hatte, war ihr ja noch gar nicht einmal in den Sinn gekommen. In der Zeit, da sie mit Miguel noch zusammen spielte, war er ein wilder trotzköpfiger Junge, der keine Spur von Galanterie gegen sie an den Tag legte, und wenn man sie damals auf's Gewissen gefragt hätte, so wäre ihr das Geständniß leicht geworden, daß der Zigeunerbube Bartolo, der im Marmorhof so schöne Coplas sang, während sie die Schildkröten aus dem Wasser zog, ihr viel liebenswerther erscheine, als der langweilige Miguel, der die Nase manchmal stundenlang in Bilderbücher vergrub. Und als Miguel fortging und unter Abschiedsthränen sie wüthend in die Arme kneipte, weil sie's zu keiner rechten Rührung bringen konnte, da war er geradezu unausstehlich — und sie war eigentlich froh, daß sie nun Herr im Hause war, das heißt was die Kinderspiele anlangte, und die besten Leckerbissen von der gutmüthigen Augustias allein bezog. Inzwischen waren viele Jahre vergangen und wie wird es denn jetzt sein, wenn Don Miguel zurückkommt? Dieser Gedanke trat doch manchmal recht quälend vor ihre Seele.

Fühlte sie etwas wie Furcht im Herzen? Was sollte sie fürchten? Das Schlimmste freilich — sich selbst? daran dachte sie kaum. Mit sechzehn Jahren fürchtet man, wenn man schön, reich und Spanierin ist, den Teufel selbst nicht. Und sie war schön. Davon später, wenn die Augen, die zu ihrem Glück besser blind gewesen wären, ihr keine Ruhe mehr lassen. Und reich war sie auch; denn der Graf hatte ihr — so fest rechnete er auf die Erfüllung ihres Schwures — ohne alle Clausel einen großen Theil seines Vermögens zugewendet, indem er sie als eine Seitenverwandte mit einem Legat bedachte. Was ihre Stellung in der Welt anlangte, so galt sie allgemein für die rechtmäßige Tochter eines auf dem Feld der Ehre gefallenen Officiers, der unter bescheidenen Verhältnissen zwar, aber einen ehrlichen stolzen alten Namen getragen hatte. Sie war Weib genug, um mit all' diesen glänzenden Vorbedingungen zum Glück dieser Welt vor der Hand zufrieden zu sein.

Und doch nicht so ganz zufrieden; der Name Miguel ließ ihr keine Ruhe, noch ehe der Träger dieses Namens selbst erschien warf er seinen beunruhigenden Schatten voraus. Warum mußte sie nur immer an ihn denken? Sie konnte ihn sich ja gar nicht einmal deutlich vorstellen. Doch — so mußte er wol geworden sein —, nein — nicht so schön, er hatte ja immer etwas Kränkliches; es war ja nur eine Ausgeburt ihrer Phantasie, ein Phantom, gegen das sie kämpfte. Wirklich kämpfte; und war denn das schon nöthig? Wie mußte es dann erst in Wirklichkeit sich gestalten —! Dolores, sei auf Deiner Hut.

„Er hat nicht ein einziges Mal an Dich gedacht; in all' den hundert Briefen, die er schrieb, war nie von Dir die Rede. Er wird stolz sein, wie sein Vater, das Bewußtsein seiner hohen ungetrübten Abkunft wird ihn über Dich erheben; er wird auf Dich herabsehen —, er weiß ja Alles —, um so besser: ist er ein Mann, so steh' er unerschüttert — sei Du ein Weib, das er nie erreichen kann, ein Ideal, das er nicht er-

fingen und erjagen wird, ein Stern, von dem kein Friede ihm lächeln mag —, tritt offen gegen ihn auf, waffne Dich —, mach' den zum Feind, der nie Dein Freund sein kann —, sei kalt wie Eis, spröd' wie Glas — und falsch, wie die Schlange!"

So ging es Tage und Nächte lang fort in ihr, ein sturmbewegtes Meer von Gedanken, Vorsätzen und Plänen, auf dem die Heiterkeit der Jugend längst Schiffbruch gelitten hatte.

Alles, was sie sein wollte, war sie nur Momente lang, es waren nur Wallungen ihres heißen Blutes; das Einzige, was sie sein mußte, war ihrem Wesen unmöglich — gleichgiltig.

Und der Tag, an dem Miguel erscheinen mußte, rückte immer näher; er war schon unterwegs.

Oft sagte sie sich, daß es am besten wäre zu fliehen, das Haus zu meiden, dem sie Alles verdankte, ehe sie seinen Frieden für immer untergrub.

Aber wohin in der Welt, so jung, so allein —, und die gute stille Augustias verlassen, der sie an's Herz gewachsen war und der sie sich doch nicht anvertrauen konnte?

Und was auch anvertrauen? Sie liebte ja Miguel nicht —; war es denn so sicher, daß er kommen, sehen und sie lieben würde? War dies nicht ein ganz lächerlicher Hochmuth von ihr? und was sollte er von ihr denken? Genug — sie war Weib und blieb.

Ohne daß sie es wußte goß dies innerlich bewegte neue Leben einen Reiz der Anmuth über ihre Erscheinung, der die jungen Männer nur noch mehr fesselte. Bald stritten sich die Besten um ein Lächeln von ihr, an deutlichen Huldigungen fehlte es nicht; sie durfte nur wählen.

Da faßte Dolores ganz plötzlich einen in ihrer Lage verzeihlichen Entschluß.

Aus dem Kreis ihrer Anbeter faßte sie einen in's Auge, zu dem sie zwar keine Liebe hegte, der ihr aber am wenigsten abstoßend erschien —, den konnte sie ja auszeichnen; das Siegel seiner Lippen zu lösen, war eine Kleinigkeit; sie konnte ihn ja heirathen. Tausend Weiber im Süden und im Norden heirathen so und nicht anders, dann komme was da wolle. Sie war des Schwures ledig und, wie die meisten ihres Geschlechtes — frei durch Ketten.

Gedacht — probirt. Ein Fest wurde veranstaltet, ein Rosenfest in dem paradiesischen Garten, mit bunten Lampen, singenden Nachtigallen, andalusischem Blüthenduft — mit berauschender Musik und berauschendem Tanz. Die Nacht brach herein, schon lustwandelten die Gäste durch die duftigen Laubgänge — noch fehlte Dolores, die Königin des Abends.

Sie konnte mit dem Schmuck nicht fertig werden; das heißt sie konnte nicht fertig werden ihn wieder abzulegen. Alles erschien ihr zu prunkvoll, zu gesucht, zu absichtlich — und so hatte sie zuletzt das Einfachste sich ausgewählt — und war, als sie aus dem Toilettezimmer heraustrat und die Halle durchschritt, die sie von der Veranda und den Gästen trennte, so schön wie nie zuvor.

Unwillkürlich blieb sie vor dem Spiegel stehen —, eine schöne frische Granatblüthe lag zufällig am Boden —, sie nahm sie auf — und steckte sie in das üppige dunkle Haar. Dabei bemerkte sie nicht, wie ein junger Mann in schlichtem Reisekleid leise eingetreten war und vor ihrem Anblick bezaubert still stand, indem seine Blicke mit Fieberdurst die Wonne der Erscheinung tranken.

„Wol denn, sagte sie leise vor sich hin — ich hatte es mir anders gedacht, doch, Schicksal, Dir gehör' ich, führe mich selbst dem Manne entgegen . . .“

Und dabei wandte sie sich um, die Worte erstarben auf ihren Lippen, es wurde Nacht vor ihren Augen, zwei Arme breiteten sich nach ihr aus — „Dolores!“ rief eine männliche Stimme, die wie ein warmer Hauch aus seliger Kinderzeit in ihr Herz drang und mit dem angstgepreßten Schrei „Miguel!“ stürzte sie zu seinen Füßen nieder. —

Und was konnte sie dafür, daß er sie in seine Arme nahm, daß er sie auf ein Ruhebett trug und sich niederbeugte und küßte mit dem Recht, wie der Bruder die Schwester, mit der Gluth, wie der Bräutigam die Braut!

Und als sie erwachte, war Augustias zugegen und einige Vertraute des Hauses und es war ein Begrüßen und Beglückwünschen, durch das hindurch sie immer nur die wohlthuende Stimme Miguels unterscheiden konnte; und da es zunächst rathsam war, daß sie — die Leidende — frische Luft schöpfte, so trat sie am Arm Miguel's hinaus in das Zauberreich andalusischer Nacht, wo die Nachtigallen am süßesten singen von Wonne und Weh der ersten Liebe.

Doch das Lied der Nachtigallen verstummt gar bald, das schönste Fest verrauscht und dem Taumel der Lust folgt im glücklichsten Fall der erquickende Schlaf. Er senkte sich auf alle Gäste, auf alle Bewohner des Hauses, nur auf Eine nicht, die seiner am meisten bedurft hätte.

Während beseligende Träume um das Lager Miguel's gaukelten, saß die arme Dolores angekleidet auf dem ihrigen — von den bittersten Schmerzen gefoltert. Sie bedeckte die brennenden Augen mit beiden Händen, denn wo sie immer hinblickte, glaubte sie die Todtenhand des Grafen zu sehen, die mit Flammenschrift an die Wand schrieb: „Halte Deinen Schwur!“ Was nützte ihr jetzt Reichthum und stolzer Name —! Hätte er sie doch schon lange vom reichbesetzten Tisch seines Hauses hinweggejagt, wie eine Bettlerin, hätte sie der harten Schule des Elends überliefert —, sie hätte doch Eines besessen, was köstlicher ist, als alle Habe dieser Welt, ihr freies Herz und in ihm — das fühlte sie jetzt, da es hingegeben war — hätte sie reichen Ersatz für Alles gefunden.

O, es war so schnell, so unerwartet über sie hereingebrochen! Er war gekommen, wie ein Engel vom Himmel — ein Licht, das blendet, ein Licht einer andern Welt, von der sie nie vernommen hatte, in die er sie tragen wollte auf melodischen Schwingen —, in der sie ganz ihm gehören sollte — und das Alles war nur ein Gruß, dem ewiger Abschied folgen mußte, ein Kuß, unter dem sie lieber gestorben wäre, als wieder

erwacht. Denn es stand fest, sie mußte gehen, das Haus fliehen, in dem er wohnte —, sonst drehte ewige Verdamniß ihr und ihm.

Also gehen! Sie raffte mechanisch einige Kostbarkeiten zusammen, machte sich ein Bündel von einigen Alltagskleidern zurecht und — ging.

Leise auf den Zehen schlich sie hinaus in den Garten, ein schwacher Schimmer dämmerte im Osten, die kalte Morgenluft schüttelte den zarten Körper; als sie das Thor hinter sich hatte, ward ihr so weh und beklommen um's Herz, daß sie sich irgendwo festhalten mußte, um nicht einzusinken; sie griff in eine Hecke von indianischen Feigen, die Stacheln drangen durch die zarte Haut und das Blut rann ihr von den Fingerspitzen herab —, das belebte sie wieder, sie raffte sich auf und eilte den steilen Pfad hinauf, dann eine Allee von immergünen Eichen entlang, bis sie auf der Höhe der Alhambra anlangte. Dort bei dem Palast Karl's des Fünften bog sie seitwärts ab, schlüpfte behend und der Oertlichkeiten kundig, wie ein Dieb durch mehrere Gärten hindurch, bis sie vor einer kleinen Hütte, die ziemlich versteckt wie ein Nest auf steilem Felsen hoch über dem Darrothal hing, still stand und vorsichtig pochte. Dort wohnte die alte Fraquita mit ihrer Tochter, die — es war noch nicht lange her — das erste heilige Abendmahl mit Dolores zusammen genommen hatte.

Die Alte öffnete noch ganz verschlafen und brummig die Thür, konnte aber einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken, als sie das bleiche zitternde Fräulein erkannte.

„Ave Maria purissima — seid Ihr's oder ist's ein Gespenst vor Tag — redet um aller Heiligen willen — was ist Euch?"

„Schweigt, wenn Ihr mich lieb habt und schließt die Thür, — ich bin auf der Flucht. Niemand darf erfahren, daß ich hier bin. Da ist Geld — ich werde Euch eine Zeit lang zur Last fallen, Mutter Fraquita. Fragt nicht, warum — und jetzt gönnt mir Ruhe."

„Madre di Dios — ich bin ja still wie das Grab. Blume des Abhangs —, gesegnet sei die Mutter, die Dich gesäugt, aber so früh schon den Verstand zu verlieren — sicher aus Liebe — o die Madre Fraquita ist verschwiegen — komm, mein Täubchen."

Und damit öffnete sie die Kammer, wo ihre Tochter schlief, schob Dolores sachte hinein — und schloß vorsichtig wieder Haus und Garten, zählte dann das Geld, wog es mit Kennermiene in der hohlen Hand — und goß neues Oel auf die Lampe vor dem Muttergottesbild, indem sie einen Stoßseufzer um den andern zur allerheiligsten Jungfrau emporschickte. Dabei sah sie auch am Boden, vor dem Stuhl, auf den Dolores hingesunken war, eine verknitterte und verwelkte Granatblüthe liegen, nahm sie auf und warf sie in den Kamin.

Und Miguel erwachte an diesem Morgen in der heitersten Stimmung. Nun war er zu Hause, Herr eines ungeheuren Vermögens, Träger eines uralt glänzenden Namens und — so nahm er mit dem unwiderleglichen Bewußtsein der Jugend an — im Besitz des Wesens, nach dem er sich schon lange gesehnt hatte. Ja, in der That gesehnt;

denn als er jetzt die liebenswürdige alte Augustias schon in der Veranda traf, so setzte er sich zu ihr und dankte ihr für all' die Briefe, in denen sie ihm stets über Dolores berichtet und für die kleinen Bilder, die sie hie und da zur Bekräftigung ihrer Worte beigelegt hatte — das Alles hinter dem Rücken des Vaters. Während dieser den verhängnißvollen Schwur in der Kapelle thun ließ, freute sich Miguel in der Ferne darauf, wie er mit seiner Liebe Dolores, das unschuldige, noch nichts vom Leben und seinen Leiden ahnende Kind, überraschen würde, und wie er sie vor allen Widerwärtigkeiten behüten wolle ihr ganzes Leben lang.

Er hatte draußen, und ganz besonders in dem großen glänzenden Paris manches schöne und stolze Weib gesehen, das dem jungen Spanier gern in seine schöne Heimat gefolgt wäre; doch da streifte bei der einen die kokette Absichtlichkeit, bei der andern die verbildete Pensionsreife, hier zu viel, dort zu wenig Herz oder Verstand den Blüthenstaub bei näherer Betrachtung hinweg, es waren Frauen für den Augenblick, Frauen, wie man sie in Gedanken heute mit diesem, morgen mit jenem seiner Bekannten verheirathet, aber für das eigene Selbst, für das ganze Leben — zu solch' einem Urtheilsspruch gehört ein höherer Richter, der sich schon hören läßt, wenn es an der Zeit ist. So erzählte Miguel auch, daß er, schon unterwegs die Kunde von des Vaters Tod erfahrend, seine Ankunft verzögert habe, um die erste Trauer vorübergehen zu lassen; und so sei ihm Muße geworden, in Madrid die Familie recht aus der Nähe zu beobachten, mit der sein Vater ihn habe durchaus ehelich verbinden wollen.

Sein Entschluß aber stand fest; war Dolores nur ein schwacher Abglanz der Reinheit, Unschuld und Unbefangenheit, die Augustias an ihr zu bemerken schien; war sie nur halb so schön, wie die Bilder seiner Phantasie in glühender Sprache Tag und Nacht ihm vorpredigten, und haßte und verabscheute sie ihn nicht, — so konnte es ja auf Himmel und Erden nichts geben, was dem Bund ihrer Liebe im Wege stände.

Während Miguel über alles Dies mit Augustias plauderte, war die Sonne schon hochgestiegen und es fiel ihnen Beiden doch auf, daß Dolores gar kein Lebenszeichen von sich gab. —

Augustias begab sich endlich in das Schlafzimmer ihrer Pflegetochter — und kam blitzschnell mit so verstörten Zügen wieder zum Vorschein, daß Miguel sogleich ein Unglück ahnte.

Als er vernahm, daß sie nicht todt, sondern nur verschwunden sei, suchte er sich Anfangs selbst zu belügen, lachte dazu und meinte: sie ist noch ein Kind —, zu schämig und spielt Versteckens mit dem zurückgekehrten Jugendgespielen. Und laut den Namen Dolores rufend, rannte er durch den Garten nach allen Richtungen und suchte hinter jedem Busch — natürlich vergebens. So wurde es Mittag —, der Tag war heiß und Dolores kam nicht. Im Gegentheil ließen sich die Anzeichen einer ernstgemeinten heimlichen Entfernung immer weniger verkennen.

Da brauste Miguel auf — und die arme Augustias hatte viel zu leiden unter seiner Wuth.

„Du hast mich belogen. Sie liebte längst einen Andern. Deine blöden alten Augen waren blind. Vor Schreck ist sie zusammengesunken, als sie mich wieder erkannte — o ich Thor, daß ich das nicht einsah —! Aber Fluch dem und meine Rache, der dies Mädchen, auf dessen Besitz ich mich gefreut mehr als auf den Himmel, mir gestohlen hat!"

Und nun eilte er hinunter nach Granada, um etwas über sie zu erfahren. Alle Winkel mußten durchsucht werden. — Zufällig hatten zwei von den Gästen am Morgen die Stadt verlassen, um auf Reisen zu gehen. Ihre Wege wurden ausgekundschaftet und Boten ihnen nachgesandt, sowie zur Controle über sie an den Hauptstationen, die sie berühren mußten, aufgefordert. Es half Alles nichts. Nirgends eine Spur von Dolores.

So vergingen Tage und Wochen. Miguel war der unglücklichste Mensch von der Welt. In seiner Phantasie hatte er Dolores seit Jahren besessen — er hatte sie mit Allem ausgeschmückt, was ein Herz bezaubern kann und fesseln — und als er endlich sie selbst erblickte, die unvergleichliche Schönheit ihrer Formen mit dem lieblichsten Ausdruck ihres ganzen Wesens verbunden in Wirklichkeit vor ihm stand, in seine Arme sank —, da mußte er sich gestehen, daß das Gestalten seiner Phantasie eine Stümperei gewesen gegen das Schaffen der Natur — und daß es jetzt nichts Schöneres auf der Welt geben konnte, als das Fehlende hier — die Kenntnisse — aus eigenem Innern hinzuzuthun und so an einem Meisterwerk der Schöpfung mitschaffen zu dürfen zur Vollendung. Und indem er sich so mit einem Mal auf dem Gipfel seiner Wünsche angekommen wähnte, war Alles nur ein inhaltsloser Schein, ein hohles Nichts, aus dem sein eigenes betrogenes Wesen seiner selbst überdrüssig ihm entgegen gähnte.

Nun machte er's wie sein Vater, ritt tagelang im Gebirg umher, und wälzte manchen Reiseplan im Herzen, doch immer wieder zog es ihn zu den Hügeln der Alhambra zurück.

Es dunkelte schon lange, er ritt den Albaycin herunter ganz seiner düstern Stimmung hingegeben —, da klang es plötzlich an sein Ohr: „Geh doch aus dem Weg, Junge, das ist der junge Graf Bidassoa — der weicht dem Teufel nicht aus — selbst an dem Platz nicht, wo sein hochmüthiger Vater todt vom Pferde gefallen ist." — „Wer sprach da?" — „Ich, Herr Graf." — „Die Stimme muß ich kennen." — „Ja, wenn Euer Gedächtniß so groß wäre wie Eure Liebe zu Dolores." — „Credia — bist Du es nicht?" — „So gewiß als ich es je war — und Euch und der Sennorita früher manches Mal die alte Eselin sattelte —"

Miguel besann sich jetzt auf den alten Zigeuner, es war ihm eine liebe Erinnerung — und treuherzig sagte er: „Komm, Alter — gieb mir die Hand — jetzt fallen mir alle die Lieder wieder ein, die Du mich gelehrt . . . es waren schöne Zeiten."

Diese Worte rührten das Herz des alten Eredia — „Ach!" — rief er — „seid Ihr der Sohn Eures Vaters? Den sah ich ohne Mitleid todt hier aus dem Sattel stürzen —, und jetzt rührt es mich, daß Graf Miguel so traurig ist. Sagt — hochedler Caballero — wäre Euer Schmerz um Vieles gelinder — wenn Ihr wüßtet, daß Dolores keinen Andern liebt?"

„Mensch!" rief Miguel und eine eiserne Faust klammerte sich um den Hals Eredias.

„Aber es ist doch ein Glück, daß Ihr sie nicht wiederseht —, denn sie ist nun einmal für Euch verloren. Wenn Ihr wüßtet, was die Alte drin am Feuer weiß, die ihre Mutter wol gekannt hat! . . . Vergeßt die arme Dolores — Euer Vater hätte Euch eher auf dem Rost langsam braten sehen, wie den heiligen Laurenzius, ehe er zugegeben hätte —"

„Und wenn sie Deine eigene Tochter wäre — hier auf der Stelle, wo mein Vater das Leben verlor, schwör' ich's, der Lebende — ich bin frei — und wenn Dolores lebt und mich zu lieben vermag —, so fordere ich die Hölle selbst zum Kampf heraus. —"

„Ach, der Christenhimmel ist viel schlimmer, Sennor. Aber ihr sollt sie wiedersehn . . ."

„Heraus mit der Sprache — wo ist sie — Du weißt es?" —

„Wollt Ihr gütigst meinen unglücklichen Kopf, den Ihr festgeschraubt habt, nach links wenden, so daß ich über das tiefe Thal des schäumenden Darro hinübersehen kann, so werden meine Augen dort drüben vielleicht über den Felsen, wo Cypressen und Ephen um die Wette hinaufklettern — die kleine Marquita entdecken — und ein paar Lichter in der Nähe."

„Du weißt den Ort zu finden?"

„Wie meine Schlafstätte . . ."

„Auf's Pferd! . . ."

Und Eredia spürte einen Ruck in die Höhe, in einem Nu saß er dicht vor dem Grafen, hatte die Zügel in der Hand — und Zigeuner und Graf trabten zusammen auf einer Mähre in die Nacht hinein.

Was soll ich von Dolores erzählen? daß sie ein Fieber durchkämpfte, welches sie sich durch die Erschütterungen jener Nacht zugezogen hatte? daß sie genesen über ihre starke Natur grollte, die sie dem hoffnungslosesten Leben zurückgab — ja ebenso schön zurückgab? daß es sie manchmal mit unwiderstehlicher Gewalt hinüberzog nach der andern Seite des Bergrückens, wo der Carmen den ganzen Tag von der Sonne beschienen wurde? daß sie namenlos unglücklich war und von ihrer Zukunft nichts mehr erwartete —? Das Alles sind ja Dinge, die sich von selbst verstehen; aber viel merkwürdiger war die Thatsache, daß Mutter Fraquita so lange geschwiegen hatte — und ihre Tochter Pilar. Diese war eine echte Maja, eine andalusische Dirne vom Kopf bis zu Fuß — voll blühender Sinnlichkeit und dem lachendsten Temperament. Sie suchte natürlich Dolores aufzuheitern; doch auf gutes Gehör stieß sie erst bei ihr, als sie mit Vorliebe immer wieder einen Plan zur Sprache brachte. Die Stellung in dem kleinen Häuschen bei Madre

Fraquita war Pilar längst zuwider: sie sehnte sich die Welt zu sehen und Abenteuer zu haben. Einem jungen siebzehnjährigen Mädchen, das andalusisches Salz mit einer so runden, üppigen und doch blüthenhaft zarten Körperfülle verband, konnten ohnehin nur angenehme Abenteuer begegnen.

Die Gelegenheit dazu war bald gefunden. Ein alter Unternehmer von Stiergefechten — selbst ausgedienter Torero — reiste nicht nur auf gute Stiere, sondern auch auf schöne junge Tänzerinnen. Schon manche hatte sein Glück durch ihn gemacht —; die junge leichtsinnige Pilar suchte nichts Schlimmeres hinter dem Mann und da Dolores gerade noch so viel hatte, um dem Mann seine Provision zu bezahlen und für den eleganten Flitter zu sorgen, so hatte sie frischweg den Impresario auf den Abend in die Mosquita bestellt, wo ein Probetanz stattfinden und ein Engagement für Sevilla oder Madrid abgeschlossen werden sollte.

Dolores ahnte gar nicht, um was es sich dabei handeln könne, sie dachte auch nicht weiter darüber nach —; sie wollte in Gemeinschaft mit Pilar von dem Orte fort, wo der Boden unter ihren Füßen brannte; — draußen, in der Fremde, mußte es ja dann schon besser werden. Abends war die Mosquita so gut es ging durch eine mehrarmige Ampel beleuchtet —, das kleine arabische Heiligthum hatte bei dem spärlichen Licht etwas Märchenhaftes; die beiden Mädchen in der malerischen Nationaltracht erschienen wie Gestalten aus Tausend und Einer Nacht —, die strotzende Pilar, deren straffes Atlasmieder bei jeder Bewegung krachte — und die geisterhaft bleiche Dolores, die wie eine der Dschinnen ir zu flüchtigem Gruß ihrer irdischen Schwester gekommen schien.

Der abgedankte Torero war nicht allein gekommen, er hatte einen angeblich zum Abschluß bevollmächtigten Geschäftsfreund mitgebracht; in Wahrheit aber war es anders.

Sein Begleiter war ein in der Gesellschaft von Madrid sehr bekanntes Subject, ein gefährlicher Mensch, von großer Körperkraft, außerordentlicher Uebung in den Waffen; ein sittenloser Spieler, der sich durch die nahe Verwandtschaft mit dem mächtigsten Mann in Spanien ebenso gefürchtet machte wie durch seine häufigen Duelle.

Der Tanz sollte beginnen, Dolores weigerte sich. Sie empfand einen solchen Widerwillen, daß — mochte werden was da wollte — sie nicht zu bewegen war, vor den Augen dieser Männer auch nur einen einzigen Tanzschritt zu thun.

Doch ihre Weigerung ließ sie nur noch verführerischer erscheinen; während der dicke Torero mit Pilar die Castagnetten ertönen ließ und den Tact zum Fandango anschlug, hatte sein Begleiter die Frechheit, Dolores um die Taille zu fassen und ihr die schamlosesten Dinge zu sagen. — Sie stieß ihn zurück, ein Schrei —, in demselben Augenblick schmetterte ein kräftiger Schlag den Laden ein, daß die Scheiben klirrend auf dem Estrich zersplitterten, die Thür flog auf — und Miguel stürzte auf den zudringlichen Fremdling, wie ein Tiger auf seine Beute.

Der Torero zog seine Naraja und wollte zu Hülfe eilen, doch ehe er sich's versah, faßte ihn die eiserne Faust des alten Eredia an der Gurgel und warf ihn zurück.

Als der Fremde spürte, daß Miguel ihm an Gewandtheit und Körperstärke nicht viel nachgab, nannte er seinen Namen und forderte Genugthuung, wie sie unter Cavalieren üblich sei, wenn er es anders mit einem Mann von Ehre zu thun habe.

Miguel hätte ihn lieber auf der Stelle erwürgt, doch die Appellation an seine Ehre konnte er nicht überhören — „Gut. Vor Tagesanbruch denn."

Somit war der Kampf zu Ende; den Kampfpreis aber nahm Miguel zum Voraus, indem er die ohnmächtige Dolores auf seine Arme hob und sie hinaustrug, während Eredia ihm den Rücken deckte. Auf demselben Weg, den sie nach der ersten Begegnung mit ihm zur Flucht benutzt hatte, trug er sie jetzt in sein Haus zurück. Die alte Augustias schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Diesmal bürgst Du mir für sie; es soll ihr Gefängniß sein, wenn sie nicht freiwillig bleiben will. Bin ich es, den sie flieht, — gut, so bleib' ich fern, bis ihr Herz anders denkt —, ohnehin ist es möglich, daß ich gar nicht wiederkomme. — Du erhältst Nachricht von mir und wirst mir Alles schreiben. Lebe wohl — meine Seele bleibt in dieser schönen Hülle hier zurück, die Gott beschützen mag und Du, Augustias, hüten sollst, wie den Apfel Deines Auges."

Beim Schein des ersten Frühlichts, das über der Sierra Nevada heraufleuchtete, fand das Duell statt.

Miguel hatte durch die Gunst des Looses den ersten Schuß — zielte und traf seinen Gegner mitten in's Herz.

Die That wurde ruchbar, machte gewaltiges Aufsehen und Miguel mußte fliehen. —

Seit den Ereignissen dieser Nacht waren beinahe zwei Jahre verflossen, ohne daß in dem Verhältniß der beiden Liebenden etwas wesentlich anders geworden wäre.

Dolores hatte sich in ihr Schicksal ergeben mit einer leidenden Stumpfheit, wie sie nur in Naturen vorkommt, die auf diese Welt verzichten gelernt haben zu Gunsten einer andern. Und so war es auch. Ihre Ansichten vom Jenseits und seinen Strafen standen so fest und unverrückbar in ihrem Herzen, daß sie auch nicht ein Jota jenes Schwurs, den ihr sicher die meisten meiner Leserinnen nie verzeihen werden, zu brechen im Stande war. Sie glaubte, daß ein Wunder geschehen müsse, sie zu befreien —, sie betete Tag und Nacht zur heiligsten Jungfrau um Erlösung durch dies Wunder oder durch das Alltäglichste — durch den Tod.

Inzwischen kamen Nachrichten von Miguel; er fühlte in der Trennung nur noch mehr, wie unendlich er sie liebte und, da er wußte, daß sie keinem Andern ihr Herz geschenkt hatte, flehte er in den glühendsten Ausdrücken um Gegenliebe.

Alles umsonst —: „Ich kann ihn nicht lieben, nie die Seine werden",

war ihre stete Antwort, die sie der Augustias gab, wie oft diese auch ihr zusetzte.

Es war und blieb dabei: eine unübersteigliche Scheidewand trennte Beide —, wie die Christentochter von dem Sohn der Abencerragen; von denen die romantische Sage erzählt, sie hätten sich so geliebt, daß sie alle Hindernisse des Hasses und des Blutes überwunden hätten, nur das des Glaubens nicht, da Keines von dem seinen lassen konnte. So kamen sie oft zusammen, aber nur um sich immer wieder zu trennen und jedes zu den Seinen mit ihrem Glauben zurückzukehren. — Endlich aber wurde es der alten Augustias doch zu arg, sie gab Credia den letzten Brief an Miguel zu bestellen, in dem sie ihm mittheilte, er solle sich Dolores ein- für allemal aus dem Kopf schlagen, auf dieser Welt sei doch nichts für Beide zu hoffen; der Himmel wolle es einmal so und nicht anders — und sie habe in dieser Hinsicht es nicht verhindern können, daß Dolores ihr Probejahr in einem nahe gelegenen Kloster angetreten habe.

Das war Oel in's Feuer.

Das Kloster, in dem Dolores ihrer Einkleidung entgegensah, lag auf der Höhe des Bergrückens, der das Darro- vom Genilthal scheidet; ganz in seiner Nähe lag auch der Friedhof, von dem aus man eine wunderbare Aussicht über die weite Kette der Sierra Nevada, über die Vega und auf die Höhen hatte, von denen herab der unglückselige Boabdil Granada Lebewohl sagte. Dort saß Dolores oft des Abends an einsamer Stelle und dachte an Miguel. Und in ihren Thränen bat sie den Himmel, reichlich an ihm durch Segen zu vergelten, was sie verschulden mußte. Sie flehte zur Jungfrau, sie sterben zu lassen und ihre Seele zur Begleiterin und Schützerin seines Lebens zu machen — sie flehte, da plötzlich erschien er selbst, lag zu ihren Füßen, — faßte ihre Hände, ein Entrinnen war nicht möglich, sie mußte ihn anhören.

Welche Qualen für ihr Herz, das bei jedem seiner Worte im Innersten bebte, welche Entsagung für das junge blühende Mädchen, die ihm so gern an die Brust gesunken wäre und die Fluth seiner Küsse getrunken hätte.

„Dolores“, sprach er, „es muß sich entscheiden — Leben um Leben, Seele um Seele. Was Dich von mir trennt, ich muß es wissen. Sei es was es wolle — an dem Hinderniß scheitere unser Leben — oder die Schranke falle vor der Macht der Liebe. Der Haß ist es nicht, Dein Auge kann nicht lügen; bin ich Dir gleichgiltig, so bin ich es nicht mehr, als alle Anderen und Du bringst mir kein Opfer, wenn Du mit mir gehst. Und Du sollst mit. O, die Welt ist so schön, wenn Liebende sie durchwandern, ich will Dir Länder und Meere erschließen —, wie wirst Du staunen, wenn ich Dich hinter den Bergen, die Dich von Kindheit auf umschließen, in ein anderes Leben führe, wenn Dein Geist aufathmet, befreit von dem Zwang, der Dich von Deiner Wiege an umschließt, — und wo es Dir gefällt, da will ich Dir eine Stätte des Glückes errichten und mir in der Nähe eine Hütte bauen, Du sollst

mich nicht lieben —, Du sollst es nur dulden, daß ich Dich sehe und verehre —, jedem Gläubigen ist seine Heilige erlaubt. — Du bist die Meine, ich rufe Dich an!"

Als der schöne Jüngling so flehentlich bat und in sie drang, da hätte sich wol ein Stein erbarmt. Sie konnte es diesmal nicht über's Herz bringen, ihn abzuweisen —, sie bat um Aufschub, nach drei Nächten sollte er wieder an dieser Stelle sein — auf Ja oder Nein für immer und ewig.

Als Dolores in ihre Zelle zurückgekehrt war, setzte sie sich hin und schrieb einen Brief — an die allerheiligste Jungfrau Maria.

In ihrer kindlichen Unschuld legte sie all' ihr Leid darin nieder mit schlichten Worten und gedachte Miguel's, der gekommen war, sie zu holen und daß sie ihn liebe und mit ihm fliehen wolle, wenn der liebe Gott in seiner allewigen Güte nicht anders beschlossen habe — und sie, oder ihn — oder wenn's dann nicht anders sein könnte — am liebsten — Beide zusammen zu sich gerufen habe, ehe drei Nächte vorbei wären.

Dann betrachtete sie den Schwur als gelöst — und bitte, indem sie die Wahrheit ihrer Aussagen auf das heiligste Meßopfer nehme, um den Richterspruch Gottes und seinen Beistand in der Stunde ihres Todes.

Es ist ein alter, noch heute in Spanien herrschender Aberglaube, daß solche Briefe — in die eigens in gewissen Klöstern dazu aufgestellte Brieflade geworfen und vom Priester bei der Wandlung auf den Altar gelegt — einen Zwang auf die göttlichen Rathschlüsse ausüben. Wenn Zwei sich so lieben, daß sie eher sterben wollen, als fürder getrennt leben, so wird auf diese Weise Gott versucht. Entweder sie sterben, eh' drei Nächte vergehen, oder der Himmel führt sie auf Erden zusammen und muß er ein Wunder geschehen lassen. Es liegt etwas Dämonisches darin, das Leben opfern oder den Himmel zwingen — unsern Willen zu erfüllen.

In dem Kloster, wo Dolores sich aufhielt, war eine solche Brieflade in einer Kapelle mit der Ueberschrift „Buzon por le St. virgen Maria." — Ein alter Pater hatte ihr den zweischneidigen Sinn dieses Werkzeuges erklärt, stets hatte sie gezaudert, zu diesem letzten Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, sie hatte kein Recht über Miguel's Leben —, heute hatte er's mit deutlichen Worten in ihre Hand gelegt, sie bebte vor keiner Consequenz mehr zurück —; der Himmel mußte entscheiden, — und er entschied durch eines der Wunder, die plötzlich aus der Menschenbrust emportauchen.

Die erste Nacht verging ruhig —, freilich ohne daß Dolores ein Auge zuthat. In der zweiten hörte sie plötzlich ein Geräusch an dem Fenster ihrer Zelle, eine Leiter ward angelegt, es pochte; erschrocken fuhr sie auf, öffnete und herein schlüpfte das wohlbekannte Gesicht des alten Eredia.

„Um Gottes willen, Sennorita, was habt Ihr gethan? den armen Miguel verrathen; wißt Ihr denn nicht, daß er, der Betheiligung am letzten Aufstand angeklagt und Todesstrafe über ihn verhängt

ist und nun habt Ihr gebeichtet, daß er zurückgekehrt ist! Die Häscher suchen ihn schon —, er will nicht fliehen ohne Euch — die Pfaffen haben's herausgewittert, wo er sich aufhält, — und daran seid Ihr Schuld." —

„Gott sei meiner Seele gnädig —!" schrie Dolores — „das ist das Geheimniß Eures Meßopfers", — und indem sie das Kreuz von ihrem Halse losband und an die Wand schleuderte — „Credia — bei Allem, was Dir heilig ist, ehrliche braune Zigeunerhaut — bringe mich zu ihm!"

Sie war bald fertig, noch ein schwieriger Weg auf der Leiter — und Beide waren im Freien.

Sie eilten wie auf Flügeln des Sturms — in Miguel's Wohnung, zu spät — die Spione hatten ihn entdeckt und verhaftet. —

„So muß er sterben — ist keine Rettung?"

„Er stirbt, wenn der Tag graut. Er ist nicht das erste Opfer, das so verschwindet — Dolores, Ihr seid frei. —"

„Ja frei, Credia; aber nur mit ihm. — Bringe mich in den Kerker — ich gehöre ihm; jede Minute, die er noch lebt, will ich ganz die seine sein. — Mich bindet jetzt Nichts mehr und es ist das wahre Gericht Gottes, welches ich erkenne. — Zu ihm! Ich will ihm sagen, wie ich ihn geliebt —; die letzte Nacht auf dieser Welt sei unsere Brautnacht —! Morgen sollen sie mich im Kerker bei ihm finden — und mit ihm auf's Blutgerüst schleppen!"

Credia zog sie mit sich fort, er hatte Geld genug, den Kerkermeister zu bestechen, daß er Dolores einließ. Doch sie mit ihrem Geliebten entfliehen zu lassen, dazu ließ sich der kaltherzige Thürhüter durch keine Bitten bewegen. Die Kerkernacht schloß beide Liebende ein.

Einige Tage später kam Credia auf den Carmen. Es war ein strahlender Sommermorgen des Südens.

„Wie stehts?" rief Augustias dem Eintretenden entgegen.

„Gut", sagte dieser und legte den Finger auf den Mund. „Meine Leute — es sind zwar nur Zigeuner — haben gut gefeilt, bis das Gitter brach und die Gefangenen vor Tagesanbruch befreit waren. — Ich hatte flinke Maulthiere zäumen lassen, auf sicheren Wegen geleiteten wir sie über das Gebirge hinüber an die See, ein englisches Schiff nahm sie in Malaga an Bord. — Miguel und Dolores, das glücklichste Paar der Welt, winkten dem alten Credia noch lange vom Verdeck herüber. Nun, alte Augustias, macht aber auch, daß Ihr fortkommt; die Kirche und der Staat haben ein groß Gelüste nach Hab und Gut der Geächteten. — Mir kann man Nichts nehmen, darum bin ich sicher. Ihr aber? — Lebt wohl!"

Kleinigkeiten aus Japan.

Von B. Beheim-Schwarzbach.

Wir näherten uns dem Ende unserer Reise. Siebenundzwanzig Tage waren verflossen, seit wir Californien aus den Augen verloren hatten und in wenigen Stunden sollten wir endlich — endlich! — die Küste Japans zu Gesicht bekommen. Doch nur ein geringer Theil der Passagiere des „Colorado" beabsichtigte in Yokuhama das Schiff zu verlassen; die Mehrzahl derselben wollte weiter, bis nach Shanhai und Hong-Kong. Ich war unter den Ersteren.

Die Ueberfahrt war eine „fürchterlich angenehme" — comfortable dreadful — gewesen, um mich des Ausdrucks einer meiner Reisecolleginnen zu bedienen. Jedenfalls hatte sie sich länger hingezogen, als es erwartet worden war, denn das Programm der Pacific-Mail-Steam-Ship-Company lautet u. A.: „Zweiundzwanzig Tage von San Franzisco nach Yokuhama." Freilich hatte der „Stille" Ocean seinen Namen consequent verleugnet; Sturm und gewaltig hoher Seegang waren an der Tagesordnung gewesen und hatten die Güte unseres Riesendampfers genugsam erprobt. Doch alle Schrecknisse der Reise waren nun in der Erinnerung gemildert, denn in kurzer Zeit sollten wir Land sehen — Land und nach beinahe einmonatlicher Einsamkeit mit Wasser und Himmel. — Diese Hoffnung brachte, wie das nach einer so langen Seereise leicht erklärlich ist, die Passagiere mehr oder minder in spannende Aufregung. Diejenigen Herren, welche sonst täglich stundenlang hinter den Karten, dem Schachbrete, dem Domino oder ähnlichen Spielen gesessen hatten, hielten heute nur immer für kurze Zeit auf ihren Plätzen aus. Andere studirten sämmtliche vorhandenen Karten der japanesischen Küste mit einem Eifer, als ob das Wohl des ganzen Schiffes von ihrer Orientirung abhinge; noch Andere machten meilenweite Spaziergänge auf dem Verdecke, welche sie nur unterbrachen, um mit ihren Fernröhren den Horizont zu durchwandern. Der Rest stärkte sich für den Anblick der östlichen Vorhalle Asiens durch den Consum achtungswerther Massen von Spirituosen. Die Damenwelt war, wie dies nach dem psychologischen Naturgesetze zu erwarten stand, am Unruhigsten, und trippelte die breite elegante Kajütentreppe unermüdlich auf und nieder — auf dem vom kalten Winde bestrichenen Verdecke sich nach dem Salon und im Salon wieder nach dem Decke sehnend.

Es würde hier viel zu weit führen, und wir kämen sehr spät nach Japan, wollte ich — wie ich es beinahe zu thun versucht bin — alle Passagiere des „Colorado" dem Leser vorführen, welchen ich aus verschiedenen Ursachen ein eingehendes Studium gewidmet hatte; denn beinahe die Hälfte der ganzen Reisegesellschaft bestand aus sogenannten „Originalen". Nur eine Dame sei erwähnt: Miß Alice, eine geborene Californierin, die in Shanhai auf gutes Glück hin Verwandte aufsuchen wollte und sich unter mein Protectorat gestellt zu haben schien. Hatte sie mich schon auf der ganzen Reise

als ihren Ritter, resp. Dulder angesehen, so tyrannisirte sie mich am letzten Tage mit hundert und aberhundert Fragen nach dem Auftauchen des Landes und beantwortete dann jedesmal mein stereotypes Achselzucken mit: „It's only your fault!" (Es ist einzig Ihre Schuld!) Es war ein neckisch munteres Geschöpf, diese kleine Alice mit ihren unergründlichen Augen, voll von Laune und Launen. Ich hatte ihr versprechen müssen, sie bei meiner Anwesenheit in Shanghai aufzusuchen, welches Versprechen ich vergebens zu halten strebte. Ihre Verwandten glaubte man nach den Sandwichinseln übergesiedelt und meine Reisegefährtin hatte in China die erste Gelegenheit benutzt, um sich nach Honolulu einzuschiffen, mit dem Risico, sich in ihrer Erwartung vielleicht doppelt getäuscht zu sehen. Ich habe es nicht von ihr erfahren können, durch was sie bewogen worden, so ganz allein die weite Reise zu unternehmen, um Personen aufzusuchen, von denen sie nicht einmal zu wissen schien, ob sie noch lebten; in diesem einen Punkte war sie ernst abweisend, so daß ich ihn nur einmal und nie wieder berührte. Jedenfalls war es ein heroisches Unternehmen von einem achtzehnjährigen Mädchen, Tausende von Meilen ohne Begleitung hinein in's Ungewisse zu reisen und ich hoffe von Herzen, daß die kleine Alice ihre Verwandten zur Zeit wohlbehalten angetroffen hat und dann eine ebenso muntere, tüchtige Hausfrau geworden ist, als sie eine liebenswürdige Gesellschafterin sein konnte. Meine besten Wünsche begleiten sie noch heute!

Nicht an jenem Nachmittage, sondern erst am andern Morgen um drei Uhr wurde Land bemerkt, und mit der einbrechenden Tageshelle waren wir der Küste so nahe gerückt, um sie deutlich unterscheiden zu können. Sie kam uns Allen anmuthig genug vor, wie uns gewiß auch eine Sandwüste nach der langen Fahrt auf der Seewüste anmuthig erschienen wäre. — Um elf Uhr liefen wir in die Bay von Yokuhama ein, begrüßt durch die amerikanische Nationalhymne, die von den dort stationirten Kriegsschiffen der verschiedenen Nationen ertönte. Wir salutirten durch Halbmastziehen der Flaggen und durch den Donner der Geschütze. — Das Einlaufen unseres Schiffes war ein Ereigniß eigner Art: denn der Colorado war der erste Dampfer, der je den großen Ocean durchkreuzt hatte, aber auch das erste Schiff der neu in's Leben getretenen Dampfschiffsverbindung zwischen Californien und China, eine Verbindung, deren Nutzen für beide Theile — Amerika wie China — noch gar nicht abzusehen ist.

„Comfortable dreadful" sei die Ueberfahrt gewesen, hatte die kleine Alice gesagt; aber wenn man das stürmische Wetter und das durch dieses bedingte oftmals recht lästige Schwanken des Schiffes abrechnete, so blieb von dem Schrecklichen nichts, wol aber die über alles Lob erhabene Bequemlichkeit und der Comfort. (Seekrankheit und hochgehende See sind freilich die Factoren, die eine Seereise vorzüglich verleiden.) Wer sich in einem solchen schwimmenden Seepalaste noch niemals bewegt hat, kann sich keinen vollkommenen Begriff von der innern Einrichtung desselben machen; den verwöhntesten Menschen, kränklichen, anspruchsvollen Personen würde sie genügen. — Der Colorado hat eine Totallänge von 380 Fuß bei einer Totaltiefe von 50 Fuß und einem Gehalte von 5200 Tonnen. Für gegen 2500 Passagiere eingerichtet, waren wir nur 850, d. h. 82 Cajütenpassagiere und der Rest Chinesen im Zwischendeck. Im großen Salon können 400 Personen zu gleicher Zeit speisen, und es ist nichts gespart, weder große Oelgemälde, noch hohe Spiegel und Candelaber, weder kostbare Teppiche, einladende Fauteuils

und Pianofortes, noch Stuccaturen, Vergoldungen ꝛc. — es ist nichts gespart sage ich, um diesen Salon zu einem fürstlichen zu machen. Wenn ich behaupte, daß die Güte der Mahlzeiten den äußern Comfort noch übertraf, so mache ich mich keiner Uebertreibung schuldig. Doch ich will in meinem Lobgesang nicht fortfahren, weil ich sonst leicht in den Verdacht kommen könnte, für die P. M. S. S. C. Reclame machen zu wollen. Bekanntlich concurrirt diese indirect mit der englischen und der französischen Dampferlinie, deren Geschäftsschwerpunkt mit in Ostasien liegt.

Die beiden in Yokuhama befindlichen Hôtels waren überfüllt, und erst nach langem Unterhandeln und nach vielem diplomatischen Klimpern mit den Zwanzigdollarstücken gelang es mir, in dem französischen Hôtel ein Stübchen zu erhalten, dessen Kälte mich an einen nordischen Weihnachtsabend erinnerte. — Die erste Nacht in Japan gönnte mir keine Ruhe. Kaum war Abends acht Uhr das Diner beendet, so hörten wir Feuerlärm und gleich darauf die Nachricht, daß das Haus des englischen Gesandten, Sir Harry Parker, dessen Gattin an diesem Abend ein Theekränzchen veranstaltet hatte, in vollen Flammen stehe. Der Anblick der nicht unbedeutenden Feuersbrunst, welche noch einige Nebengebäude ergriffen hatte, war es nicht, der mich bis nach Mitternacht fesselte, sondern das Treiben der Japanesen bei derselben. Eine sogenannte japanesische Feuerwehr war zwar zur Hand, doch beschränkte sich ihr Rettungsversuch vorzüglich darauf, dem ungehindert um sich greifenden Elemente ihren Feuergott unter absonderlichem Geschrei entgegenzuhalten, damit dieser das Feuer beschwöre. Erst die Seeleute und Marinesoldaten, die von den Kriegsschiffen eilig an's Land gesendet worden waren, thaten den Flammen Einhalt; ihnen verdankte man die Unterdrückung des Brandes, ehe er beträchtlichern Schaden anrichten konnte; auch die englischen Soldaten thaten ihr Möglichstes, Viel zu retten — doch nur für sich. Bei jeder, wenn auch geringfügigen Feuersbrunst, läßt die leichte Bauart sämmtlicher Gebäude des Ortes unwillkürlich an eine großartige Calamität denken, wie sie auch schon öfters — das letzte Mal wenige Wochen vor meiner Ankunft — eingetreten ist. Damals wurden zwanzig europäische und über neunhundert japanesische Häuser ein Opfer der Flammen.

Für den übrigen Theil der Nacht störte mich ein jede halbe Stunde ertönendes starkes Klappern, das sich um das Haus herumzog, in der Ferne zu wiederholen schien und dessen Bedeutung ich erst am andern Morgen erfuhr. Die Nachtwächter, deren jedes größere Gebäude einen hat, waren die Ursache. Sie müssen halbstündlich das Haus umkreisen, weniger der Diebe als der Feuersgefahr wegen. Da aber selbst japanesische Nachtwächter lieber der Ruhe pflegen als wachen, so sind sie der Controle halber verpflichtet, bei einer jedesmaligen Runde ihre Klapper tönen zu lassen, zur Beruhigung, resp. zur Störung der Hausbewohner. Schließlich gewöhnt man sich an den nächtlichen Lärm. — Interessant ist die Art und Weise, durch die sich der Wächter zwingt, halbstündlich seiner Pflicht nachzukommen. Er befestigt nach jedesmaligem Rundgange dicht vor seinem Ruhesitze einen windfesten glimmenden Papierdraht, der nach Ablauf von genau einer halben Stunde mit einem Knalle explodirt und so nicht nur den „schlafenden Wächter“ weckt, sondern demselben auch als Zeitschnur dient und ihn mahnt, seine Runde zu machen. Denkt man sich diesen Knall und darauf die Klapper alle halbe Stunde einmal, so wird man gestehen, daß man in Yokuhama sich einer robusten Constitution erfreuen müsse, um überhaupt schlafen zu können!

Den Vormittag des nächsten Tages benutzte ich, um einigen deutschen Herren meine Aufwartung zu machen, von denen ich liebenswürdig aufgenommen wurde. Man entschuldigte sich, mich nicht als Gast beherbergen zu können, weil die von mir erwähnte große Feuersbrunst viele Europäer des Ortes obdachlos gemacht hätte, welche nun die Fremdenzimmer bewohnten. Der preußische Viceconsul führte mich in den deutschen Club ein — ein hübsches, wohlausgestattetes Gebäude mit Kegelbahn und mit einer großen Auswahl vaterländischer Zeitungen, das von den in Yokuhama ansässigen Deutschen, einige Dreißig an Zahl, gebaut worden ist und unterhalten wird, und an dem ich nur auszusetzen hatte, daß es am äußersten Ende der europäischen Ansiedlung lag.

Von dem Clubhause machten wir einen Spaziergang um die Stadt — passirten zuerst die Brücke des kleinen Flusses, welcher Yokuhama umfließt, durchwanderten unendlich scheinende Reisfelder und betraten eine breite Straße, welche hügelan der englischen Rennbahn zuführt. Von der Spitze des Hügels hatten wir einen freien Blick über die ganze Stadt mit ihren ängstlich aussehenden Häusern, über die mit zahllosen Fischerbooten bedeckte Bay, über das Hochland nach innen, aus welchem in einer Entfernung von sechzig englischen Meilen der berühmte mythenhafte, 15,000 Fuß hohe Berg Fusiyama einsam emporsteigt. Das Wetter war klar, also sahen wir ihn in seiner ganzen gigantischen Größe mit schneebedeckter Kuppel, die, von den Sonnenstrahlen getroffen, goldroth erglänzte und ihm das Ansehen einer imposanten Zauberschöpfung verlieh. Nah und fern um uns lagen die Reisfelder mit sinnreicher Einrichtung zur Regulirung ihrer Feuchtigkeitsbedürfnisse — die Speisekammern von ganz Japan, welches ohne diese, dem Hungertode verfallen, in sich zusammensinken müßte. Ein wenig zu unserer linken Hand stand ein Tempel, nicht zum Götzendienste, sondern zum Verbrennen der Leichen einer gewissen Religionssecte und von dort in halbstündigem Spaziergang erreichten wir ein Dorf, Mississippitown genannt, am Meeresstrande gelegen. Wir sind in einem japanesischen Dorfe, welches uns das harmlose, originelle Treiben der Eingeborenen in jedem Hause offenbart. Ueberall werden wir neugierig angesehen und freundlich gegrüßt. Männer und Frauen, in ihrer einfachen Tracht reinlich gekleidet, Kinder mit glattrasirten Köpfen und schmutzigen Nasen, Handwerker und Bettler, Alle rufen uns grüßend ihr oheio! zu; die Letzteren freilich mit dem Zusatze: anatha tempo sinjo! Wir werfen ihnen die kleine Münze hin und das Sichbedanken und Sichverbeugen nimmt kein Ende, denn wenn selbst der Geber schon weit entfernt ist, erbaut sich der Bettler immer noch damit, sich nach der Richtung hin zu verbeugen, in welcher sein Wohlthäter verschwunden ist.

Um die Ansiedlung wieder zu erreichen, haben wir die Hügelkette abermals zu übersteigen, und beginnen damit schon etwas ermüdet von dem weiten Marsche. Oben auf dem Berge finden wir ein Theehaus, das den ominösen Namen „Blue pig Hôtel" (Hôtel zum blauen Schweine) trägt. Schieben wir die kunstvoll mit Holz eingelegte Papierthür zur Seite, um uns bei einer Schale Thee ein wenig auszuruhen. Sofort werden wir von einem Rudel hübscher, kleiner Gesichter, die von den ein wenig schräg geschlitzten Augen durchaus nicht entstellt werden, umringt; man lädt uns mit zutraulichem Geplapper zum Sitzen ein und bietet uns Thee nebst Zuckerkuchen an. Niedliche Hände halten vermittelst zweier Stäbchen die glühende

Kohle vor die anzuzündende Cigarre und serviren geräuschlos und anmuthig die uns gebrachten Erfrischungen. Diese niedlichen Hände sind durchaus nicht blöde: bald spielen sie mit dem Ringe an Deinem Finger, bald mit den Knöpfen Deines Rockes, bald mit denen Deiner Weste, bald wieder zupfen sie an den Spitzen Deines Bartes herum, begleitet von kindlichem silberhellen Lachen. Ebenso wird der Tempo*) angenommen, den Du schließlich als Bezahlung des Genossenen dem Mädchen in die Hand drückst — heiter, dankbar, ungezwungen; das unschuldig muntere Lachen und frische Plaudern macht Dich mitlachen, selbst wenn Du den Inhalt des Geplauders nicht verstehst. So sind die japanesischen Mädchen im Durchschnitt, neckisch munter, dabei bescheiden. Nie werden sie prätendiren, anders behandelt zu werden, als vernünftig; nie werden sie Unnöthiges verlangen, weil ihnen das Unnöthige lästig erscheint und lästig ist. Ob und wie sie die fortschreitende Entwicklung der Europäer in jenem Lande treffen wird, ob sie sich „civilisiren" werden, um sich in gewisser Richtung zu verderben, um eine Masse „gesitteter" Gewohnheiten anzunehmen, die ihnen jetzt zwar noch fremd sind, die aber die Civilisation bedingt — dies Alles kann und will ich nicht zu erörtern versuchen.

Am zweiten Tage machten wir einen Gang durch die Stadt, um die Vorbereitungen zu dem japanesischen Neujahr zu betrachten, welches am 5. Februar mit dem chinesischen zusammenfällt. Der bunte Wirrwar in dem japanesischen Stadttheile, das geschäftliche Treiben daselbst war für mich im hohen Grade anziehend. Die Schlauheit der Kaufleute, Abnehmer ihrer Waaren zu finden, ist oft so raffinirt, daß man sie bewundern muß. Ein Jeder sucht möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um seine Verbindlichkeiten abzuwickeln, wie dies dort vor jedem Jahreswechsel üblich ist. In der That kauft man um diese Zeit billiger als nach Neujahr.

Was für ein buntes Treiben auf den engen Straßen! Vor und hinter mir ein Menschenmeer, dessen sinnbetäubendes Durcheinander den ruhigen Beobachter wol verwirren könnte. Hier zupft mich eine junge Schöne am Aermel, Orangen und „sweet meat" zum Kaufe anbietend; dort verliebt sich eine — ältere Dame in meinen Rockzipfel, geheimnißvoll auf ihre verschlossenen Kästchen deutend. Gaukler, Taschenspieler, Säbelfresser u. dgl., die es in ihrer Kleidung noch nicht bis zu Tricots gebracht haben, produciren sich im Gedränge. In den offenen Thüren der kleinen Häuser sitzen Damen, ihr Gesicht nicht nur, sondern ihren ganzen Oberkörper mit Reispulver schminkend, so vornehm und nonchalant, daß manche unserer sogenannten Weltdamen sie um das natürliche „air" beneiden dürfte. Priester mit glattrasirten Köpfen betteln ihr „anatha tempo". Kinder und Hunde schleichen mir durch die Beine und freuen sich über das schallende Geklimper, welches aus den benachbarten Götzenhäusern heraustönt. Kaufleute preisen laut hinter ihren Straßenladentischen, auf Unkosten der Ohren Anderer, die Güte und Billigkeit ihrer Waaren. Und was wird Alles gekauft! Und was ist Alles zu kaufen! Wahrlich, es werden dort öffentlich Sachen feilgeboten, Sachen, deren Namen zu nennen der Setzer sich entsetzen würde.

Auf einem freien Platze, der durch die schon früher erwähnte große Feuersbrunst entstanden war, vergnügte sich eine Menschenmenge mit dem Drachenspiele. Viele Hundert von absonderlich gestalteten Papierungeheuern

*) Circa 1 Silbergroschen.

schwebten über der Erde und suchten ihre Bahnen gegenseitig zu durchkreuzen. An der untern Spitze eines jeden Drachen ist ein vierschneidiges Messer angebracht. Die Pointe des Spieles ist, vermittelst dieser Messer die Fäden der Nachbardrachen zu durchschneiden, welche dann unter dem Jubel der Spieler und Zuschauer davonfliegen; der Besitzer des übrigbleibenden wird als Sieger beglückwünscht und im Triumphe herumgetragen. Einige Mitspielende entwickelten eine staunenswerthe Geschicklichkeit im Lenken dieser papiernen Luftpferde.

Unser Führer hielt plötzlich vor einem japanesischen Badehause. Wir bezahlten einen Tempo und — honny soit qui mal y pense — gingen hinein. In einem ziemlich großen Raume beschäftigten sich eine Anzahl Personen verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts damit, aus vor ihnen stehenden hölzernen Behältern warmes Wasser zu schöpfen und mit diesem ihren Körper zu begießen, zu bespritzen, zu waschen, oder zu reiben. Männer wie Mädchen, Frauen wie Knaben, alt und jung, hantirten harmlos im unnennbaren Costüme vor unseren Augen, sich gegenseitig waschend und abtrocknend mit einem Ernste, wie er nicht würdevoller gedacht werden kann. Und Alles geschah ohne jeglichen Lärm, ohne viele Worte, aber auch ohne sich durch uns Zuschauer irgendwie genirt zu fühlen, denn Niemand ließ sich durch unser Eintreten in seiner Beschäftigung stören. Ja, man nahm kaum Notiz von uns, die wir ruhig auf einer Strohmatte neben warmen Kohlenbecken saßen, und Cigarren rauchten. Nur einige weibliche Wesen warfen zuweilen Blicke herüber, Blicke, welche deutlicher als Worte aussprachen: „Wir wundern uns darüber, daß Ihr Euch wundert."

Wir machten unsere Formstudien, bei welchen ich zu der Ansicht kam, daß das japanesische Volk mit zu den theils kräftigst, theils graziösest Gebauten der Erde gerechnet werden kann, in aller Bequemlichkeit und dehnten dieselben ziemlich lang aus; endlich aber mußten wir doch der Zeit Rechnung tragen und verließen diese paradiesische Anstalt, um in verschiedenen Läden Gegenstände zu besichtigen, resp. zu kaufen. Man erlasse es mir, alle die Tausende von Sachen anzuführen, welche mich in den Verkaufsläden oftmals ebenso erheiterten, wie sie mein Interesse und nicht selten mein Erstaunen hervorriefen. Bekanntlich ist der Japanese ein vorzüglicher Mechaniker, der in seinen Arbeiten die Natur, mitunter auf drollige Weise, nachzuahmen strebt.

Des Abends war es überaus lohnend, den Stadttheil der Eingeborenen zu besuchen. Straßenlaternen und Gasbeleuchtung sind zwar in Japan noch nicht erfunden; aber die Unmasse wandelnder bunter Papierlaternen, deren jede in großen Zeichen den Namen ihres Eigenthümers trägt — diese phantastische Beleuchtung war für meine Augen angenehmer als moderne, in stoischer Ruhe brennende Gaslampen von zweifelhafter Wirkung. Die Straßen waren mit solchen Laternen, die in hoher Dunkelheit gleich bunten Irrlichtern umherzuschwärmen schienen, wie besäet. — Auf offenen Plätzen standen hohe Baldachine errichtet, mit Blumen überladen, von einem Lampenmeere überstrahlt — zur Vorfeier des Neujahrsfestes. Fahnen, Schleifen und Bänder hingen überall in genialer Unordnung; riesenhafte Gemälde strotzten in buntester Fülle: die Blumen auf dieser athmeten wirkliche Düfte aus; künstliche Bambuswäldchen bewegten mit ihrem mystischen Rauschen die Wipfel; Mond und Sterne glänzten in milbblendendem Lichte; Wasser rieselte aus den Quellen zur Erde nieder; — und in diesem Gemälde schaukelten sich Affen und Papageien, während auf sammetartigem Rasen glühende Kohlenbe[cken]

aromatische Düfte weit umher verbreiteten. Wunderherrliche Blumenwerke, außerordentlich künstlich angefertigt, wie sie von der geschicktesten europäischen Modistin unmöglich nachgeahmt werden dürften, hingen zwischen den Flitterwerken, und das herumstehende Volk jauchzte in diese Zauberwelt mit seinen natürlichsten Tönen hinein. Da wurde gekreischt, gelacht, geklappert, geklimpert, gestrichen, gefistulirt, gesungen. — Dieser Gesang! O, dieser Gesang! — Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur eine Schritt und niemals habe ich dies deutlicher nachgefühlt, als dort, wo in dem sinnverwirrenden Feenreiche ein nicht weniger sinnverwirrender Gesang erschallte. Wie rührend einfach, wie sehr zum Herzen sprechend! Hauptsächlich aus den Lauten „A, O, A, U" in den kühnsten Stimmvariationen bestehend, erinnerte er lebhaft an das idyllische Gemecker unserer heimatlichen Ziegen und entspricht Tönen, die es auf Erden gar nicht weiter giebt. Man hört vielfach dergleichen unmögliche Tonarten; denn der Japanese singt gern, sowol bei der Arbeit, wie bei der Erholung, meistens improvisirend. — Ein Lied, das ich mir übersetzen ließ, lautet: „Die Schale der Nacht zerbricht und der Tag steigt empor; darum, Liebchen, müssen wir scheiden. Der faule Hund schläft zur Nachtzeit und kann am Tage essen und sein Liebchen besuchen. O, daß ich ein Hund wär'!"

Das nenne ich noch Poesie in ihrer urkräftigsten Gestalt!

Ich könnte noch viele andere ähnlich sinnige Perlen der japanesischen Lyrik citiren, fürchte aber, daß diese nicht genügend, oder aber, daß sie vielleicht zu eingehend gewürdigt werden dürften.

— — — — — — — —

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Kein tobender Lärm, kein Geknall und Geschrei weckte mich aus dem Schlafe, wie ich es erwartet hatte. Selbst das Straßenleben war ruhiger denn sonst; Alles feierlich still im Festgewande, die Menschen hatten Feiertagsgesichter, so daß ich schließlich mich selbst sonntäglich gestimmt fühlte. Sämmtliche Verkaufsbuden waren geschlossen, und die, ähnlich wie bei uns zur Pfingstzeit, mit grünen Zweigen geschmückten Häuser nur den Besuchern geöffnet. Wie so ganz anders, wie um so vieles erhebender war diese stille Weihe am Festesmorgen, als diejenige, welche die Chinesen bei dieser Gelegenheit in Scene zu setzen pflegen; deren Hauptjubel besteht darin, viel Tausende sogenannter „fire crackers" (Schwärmer) anzuzünden und auf den Straßen umherzuschleudern, wo sie dann explodiren und die Passage, wenn auch nicht gefährden, so doch wesentlich erschweren.

Von besonderm Interesse war es für mich, den Gratulanten zuzusehen, wie sie feierlich und würdevoll von einem Hause ihrer Bekannten zum andern gingen, überall nach kurzem Gruße ein in Reispapier zierlich eingeschlagenes Geschenk niederlegten und sich nach abermaligem Gruße ebenso entfernten, wie sie gekommen.

Viele hatten einen oder mehrere Diener hinter sich, welche die Packete trugen. Der Werth dieser Geschenke liegt oftmals nur in der Aufmerksamkeit der Geber, denn kleine Streifen Seide, farbiges Papier, Authographen, Früchte u. drgl., aus welchen Gegenständen die Gaben zu bestehen pflegen, dürften häufig für die Empfänger keinen, oder doch nur imaginären Werth haben. Höchst ergötzlich schien mir die Begrüßungsart der sich auf der Straße Begegnenden, welche vor tiefen gegenseitigen Verbeugungen gewöhnlich Minuten lang nicht von der Stelle kommen. Aus Höflichkeit will zuweilen

Keiner zuerst den Platz verlassen, da nach den Regeln der dortigen Etiquette Derjenige, welcher eine höhere gesellschaftliche Stelle bekleidet, oder besser, von einer solchen bekleidet wird, den Anfang damit zu machen hat. Wollen sich die Betreffenden gar anreden, so binden sie erst in aller Seelenruhe ihre Kopftücher ab, und conversiren dann unter wiederholten langen Verbeugungen, meistens in gebückter Stellung, — vergessen dabei auch nie, in verbindlichster Weise die Luft derart durch die Zähne zu ziehen, daß empfindsame Personen unseres Hemisphärentheils, schon vom Anhören dieser Becomplimentirung leicht Zahnschmerzen bekommen könnten. Die Ehrerbietung und Höflichkeit in den Begrüßungsformeln schwankt selbstverständlich, je nachdem die eine oder die andere Partei eine höhere, resp. niedrigere Lebensstellung inne hat. Tout comme chez nous!

Einer meiner deutschen Bekannten in Yokuhama war von einem japanesischen Kaufmann, mit welchem er geschäftliche Beziehungen hatte, zum Diner eingeladen worden. Er bat um Erlaubniß, mich mitnehmen zu dürfen. — Wir zwei Europäer saßen zwischen fünf Japanesen auf beinahe peinlich sauberen Strohmatten — einen eßbaren Berg umzingelnd, der vor uns aufgebaut worden war. Sängerinnen und Musikanten producirten sich während der Mahlzeit. Die Ersteren sangen, indem sie die Töne bald tief aus der Brust hervorholten, bald wieder laut aufkreischten, nach oben angedeuteter Weise; ihre tanzenden Armbewegungen versuchten nicht etwa mit der Musik Tact zu halten, im Gegentheil, das unbeschreibliche Geräusch der Instrumente gab sich redliche, aber stets vergebliche Mühe, die grotesken Bewegungen der Mädchen rhythmisch zu begleiten.

Ich hatte mir von diesem Diner viel versprochen und — ehrlich gestanden — vorher calculirend gehungert; denn nichts ist einem allseitigen Beobachter verdrießlicher, als wegen Appetitmangels die feinsten Leckerbissen unberührt lassen zu müssen. Als ich aber mit den zwei Holzstäbchen (tschoppe oder tschoppe-sticks) in der Hand zu essen angefangen hatte, da schwebten mir doch die trefflich zubereiteten Speisen des französischen Hôtels wie eine lockende Fata Morgana vor Augen in dieser Wüste von halbrohen Fischen, ungesalzenen Hühnerschnittchen, Reis, Reis und wieder Reis in hundert Farben und Formen. Das mir am meisten Zusagende waren Austern, wie ich sie selten so vorzüglich gegessen; einmal ließ ich mich verlocken, sie, in Ermangelung von Citronensaft, mit Sacky pikant zu würzen. Pikant in der That! Der Sacky, ein aus Reis extrahirter Schnaps, schmeckt ähnlich, wie Wanzen riechen, und hat sich (ob vielleicht der oben erwähnten Eigenschaft halber?) zum Nationalgetränk der Japanesen emporgeschwungen; denn er wird in dem großen gesegneten Nipon nicht weniger leidenschaftlich getrunken, als der Wötki in Rußland.

Das Diner dehnte sich über vier Stunden aus. Das köstliche Fruchtdessert wurde reichlichst mit gutem französischen Champagner begossen, welcher Schaumwein sich einer großen Beliebtheit unter den japanesischen Feinschmeckern erfreut. Der Wirth, ein alter, redseliger, beweglicher Herr, brachte nur einen Toast aus, und dieser galt — dem Fürsten, damals noch Grafen Bismarck.

Nur ungern entschließe ich mich, über einige Tischceremonien zu schweigen, welche ich bei jenem Gastmahl zu beobachten Gelegenheit hatte. Auf welche Weise z. B. die Gäste ihr Gesättigtsein, ihre Behaglichkeit, ihre Zufriedenheit mit den Speisen dem Wirthe gegenüber kund thun, wie dieser

seinen Dank äußert und die Eßlust seiner Gäste zu reizen versucht — nur sehr ungern enthalte ich mich der Schilderung dieses köstlich drastischen Höflichkeitsaustausches, denn meiner Ueberzeugung nach kann ein Volk nur dann treffend charakterisirt werden, wenn man es nicht nur „bei der Arbeit", sondern auch beim Essen sieht.

Als ich an jenem Abend mein Hôtel aufsuchte, erwartete mich dort eine kleine Ueberraschung in Form zweier Geschenke. Das eine bestand aus einer mit Confitüren gefüllten, durchsichtig dünnen Porzellanschale, welche mir Mamsell Koliku, die muntere Wirthin meiner Stammtheeschenke, geschickt hatte; das andere war von einem japanesischen Kaufmann, der durch die Zusendung eines Korbes jener nußgroßen Apfelsinen, wie sie das Land hervorbringt, sein Geschäft meinem Wohlwollen zu empfehlen beabsichtigte.

— — — — — — — — — — — — — —

Mein Aufenthalt in Japan betrug fünf Wochen, welche Zeit ich nach Kräften benutzte, um Land und Volk kennen zu lernen. Leider sind die von mir gemachten Notizen, welche aus dieser Reiseperiode datiren, bei einem Schiffbruche in der Südsee sämmtlich verloren gegangen. Die Eindrücke, die ich in Japan empfing, waren aber so massenhaft, ja oftmals überwältigend, daß sie sich unmöglich aus der Erinnerung allein wiedergeben lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine meiner Hauptvergnügungen bestand in täglichen Spazierritten, bei denen ich, mit oder ohne Begleitung, die Umgegend Yokuhama's durchforschte. Weit in's Land hinein wagte ich mich freilich nicht, denn trotz der Strenge der Regierung, die einen jeden ihrer Unterthanen unter specieller Controle zu halten scheint, sind Insulte, ja körperliche Verletzungen und Morde, die an Europäern begangen werden, keine große Seltenheit. Eine gewisse Classe von Eingeborenen kann und wird es den Weißen nie verzeihen, in ihr Land eingedrungen zu sein. Der Verkehr mit Europa und Amerika bereichert zwar einen Theil der inländischen Kaufleute, drückt aber die Preise der Lebensmittel derart nach oben, daß die hervorragendsten derselben, z. B. der Reis, zur Zeit einen fünffach so hohen Werth haben, als vor den ersten Handelsverträgen. Der größte Theil der an den Küstenplätzen wohnenden Japanesen hat sich zwar mit der Idee fremdländischer Civilisation ausgesöhnt, ohne ihr jedoch sonderlich freundlich entgegenzukommen. Sie dulden sie eben nur, weil es ihre oberste Behörde wünscht, und machen schließlich bei ihrem praktischen Sinne aus der Noth eine Tugend. Die Gier, mit welcher sie in einem Jahre den Europäern Das ablauschen, was diese während eines Jahrzehntes durch sich erfahren und an sich erprobt haben, bürgt dafür, daß Japan mit Riesenschritten einer großartigen Zukunft entgegengeht — im Gegensatze zu dem unbeweglichen China. Ueberall, wo die „Blondgesichter" mit den „Kurzschwänzen" (um mich zweier technischer Ausdrücke zu bedienen) einige Zeit in Berührung waren, findet man, daß die Letzteren mancherlei Gebräuche der Ersteren auf das vortheilhafteste für sich verwenden. Die französische Regierung hat sogar mehrere ihrer Officiere nebst zwanzig Sergeanten nach dort gesendet, welche fünf Jahre lang verpflichtet sind, nach ihrer Façon Japanesen zu drillen. Ja, ein bedeutender Theil der Armee — ich glaube circa 20,000 Mann — ist, wenn auch noch unvollkommen, nach

französischem Muster *) gekleidet; es sieht nun zu komisch aus, diese Soldaten mit ihren kleinen, nach vorn gebogenen unbedeckten Zöpfen, in napoleonischen Uniformsröcken und weiten japanesischen Hosen auf Sandalen einhergehen zu sehen, die modernen Schießprügel über den Schultern, ihre eigenen langen, breiten Schwerter an den Seiten. Der französische Gesandte in Japan hatte es übernommen, Waffen wie Kleider zu liefern, und sich dadurch mit Recht den Beinamen „der große Schneider" verdient; denn ohne die Sachen eigenhändig zugeschnitten zu haben, hat er doch, nach allgemeiner Ansicht, einen großartigen „Schnitt" dabei gemacht.

Als ich zum ersten Male eins jener kleiner Pferde japanesischer Race, an denen man Osteologie studiren könnte, ohne ihre Haut abzuziehen, besteigen sollte, da fürchtete ich, daß ich es nach Zurücklegung der ersten halben Meile auf meinen Schultern würde nach Hause tragen müssen. Doch statt daß der Gaul unter mir zusammenbrach, brach ich vom Gaule. Nachdem er mehrere Meilen mit beharrlicher Zähigkeit getrabt war, bog er plötzlich so scharf um die Ecke eines am Wege stehenden Theehauses, daß das vorstehende Dach desselben mit meiner Schulter in heftige Collision kam und mich entsattelte. Wir benutzten sogleich die heruntergebrochene Gelegenheit, um uns mit Thee nebst Fruchtsaft zu erfrischen, und ritten dann weiter nach Deibutz, jener Tempelstadt, die in der Kirchengeschichte des Landes eine hervorragende Rolle spielt.

Unsere Betto (verdeutscht: Vorläufer, wol auch Pferdejungen) befanden sich schon am Platze, obgleich sie nicht vor uns Yokuhama verlassen hatten, und wir, außer dem erwähnten unbedeutenden Aufenthalt, scharf zugeritten waren.

Nach kurzer Erholung wurde ein, falls ich nicht irre, das Wetter beherrschender Monstregott besichtigt, der sich während der hunderte von Jahren, die er im Freien steht, sein stereotypes Lächeln auf den dicken Lippen ungeschwächt erhalten hat. Die Gestalt ist aus einer Erzcomposition geformt und erlaubt vermittelst Leitern in ihrem Innern herumzuklettern. Wir stiegen bis zu dem Kopfe hinauf, in welchem wir unsere Namen verewigten, wie vor uns schon Viele gethan. Mir schien es, als wäre die pagodenartige Figur nur dazu aufgestellt, damit neugierige Besucher ihre Buchstaben daran herumhängen können. Der Gedanke, meinen alten nürnbergischen Namen in dem Kopfe einer tausendjährigen, achtzig Fuß hohen Buddahidee zu wissen, versetzte mich in eine gewisse barocke, schwer zu beschreibende, jedenfalls blasphemische Stimmung, welche veranlaßte, daß ich die dort herumfliegenden geheiligten Tauben mit in Cognac getränkten Erbsen fütterte, trotz der Einwendungen meiner Begleiter. Doch hielten wir es für rathsam, die Wirkung dieser Fütterung nicht abzuwarten, sondern ritten, nachdem wir die nunmehr unsere Namen bewachenden Priester mit einigen „Itzebu" erfreut hatten, nach

---

*) Seit unser verehrter Correspondent Japan verlassen, scheint sich freilich in dieser Beziehung ein Umschwung vorbereitet zu haben und auch dort die Superiorität der deutschen Waffen über die französischen anerkannt worden zu sein. Es ist nämlich im April d. J. der Oheim des Mikado, Prinz Mitzno Mija, begleitet von dem als ersten Gesandten Japans bei dem deutschen Reich beglaubigten diplomatischen Agenten Samejima, zu Berlin angekommen, in der Absicht, für mehrere Jahre seinen Wohnsitz daselbst zu nehmen, um unsere Militaireinrichtungen zu studiren. Also hätten wir Frankreich auch in Japan geschlagen.

Die Red. des „Salon".

einem eine halbe Stunde entfernten Gebäude, welches mir als der „Tempel der Fruchtbarkeit“ bezeichnet wurde. Kinderlose Frauen hinterlassen hier ihre Gebete und ihre Opfer. Die Art und Weise des Opferns ist zuweilen anerkennenswerth bequem, denn die Reichen dingen Aermere, damit diese für jene im wahren Sinne des Wortes Haare lassen. Es ist nämlich eine verbreitete Opfersitte, einen Theil des Haarwuchses — bei den Männern den kurzen Zopf — dem Glauben zu weihen. Ich habe in mehreren Tempeln eine lange Kette solcher abgeschnittenen Zöpfe gesehen. Ein anderes Opfer, resp. eine andere Buße, ist das Gelübde, sich eine Reihe von Tagen, Wochen, ja Monaten nicht zu waschen; ein Gelübde, das bei der gewohnten Reinlichkeit der Japanesen kein leicht zu erfüllendes sein dürfte.

Ich war eben im Begriff den Gott der Fruchtbarkeit, der in dem Tempel auf ungenirteste Weise seine Fülle unseren Blicken darbot, abzuzeichnen, als einer unserer Betto athemlos herbeigestürzt kam und dringend zum sofortigen Aufbruche rieth. Die Tauben, deren Heiligkeit sie nicht davor geschützt hatte, betrunken zu werden, schössen Purzelbäume, und der schnell darob zusammengelaufene Volkshaufen stieße wilde Drohungen gegen uns aus, die wir als böse Geister die Vögel beeinflußt hätten. Ein Theil des Pöbels zöge gegen uns zu Felde, ja, könne in wenigen Minuten zur Stelle sein, um Rache dafür zu nehmen. Die Möglichkeit, in die Hände eines Haufens japanesischer Fanatiker zu fallen, ließ uns unsere Situation wenig behaglich finden; denn in dem Falle war nicht schwer vorherzusehen, welches — vielleicht verdiente — Schicksal der Fanatismus der Buddahverehrer uns bereitet haben würde. Hier galt also kein Zaudern. In weniger als zwei Minuten waren wir im Sattel und jagten in größtmöglicher Eile der europäischen Ansiedlung zu, welche wir auch unbehelligt, allerdings mit etwas müden Gliedern, erreichten.

Meine Skizze von der Allegorie der Fruchtbarkeit blieb unvollendet und ruht nun schon seit langer Zeit in der Tiefe der unergründlichen Südsee. Besonders leid ist es mir aber, daß auch die Producte kirchlicher Studien, welche ich in dem zwischen Yokuhama und Yeddo gelegenen Tempelorte Kawasaki, mit Muße hatte schöpfen können, dem nassen Elemente, oder einer Haifischlaune zum Opfer gefallen sind.

— Ich wage es nicht zu glauben, daß seine kaiserliche japanesische Hoheit, der Prinz Mimbatayou, es bei seiner Reise nach Europa absichtlich so eingerichtet hatte, um mit mir zusammen einen Theil des Weges, bis Shanghai, zurückzulegen; da aber auch ich sicher bin, nichts gethan zu haben, um in so hoher Begleitung zu reisen, so muß ich es dem Zufalle zuschreiben, daß dem so war. Seine kleine Hoheit befand sich auf dem Wege nach Frankreich, um in Paris einerseits die Weltausstellung mit bewundern zu helfen, andererseits, um dort ihre Erziehung zu vollenden, oder besser zu beginnen, denn sie (die Hoheit) zählte zu jener Zeit kaum vierzehn Jahre. Der Prinz war, wie das ja selbstverständlich scheinen mag, von einem großen, aus Hofmeistern, Aerzten, Köchen, Wachen rc. bestehenden Gefolge umgeben, ebenso von einer nicht minder großen Zahl von ceremoniösen Formen. Ich habe den Knaben manchmal bemitleiden müssen, wenn er steif und wortlos am Tische saß, während rechts und links von ihm zwei Jakunin mit hochgehaltenen Schwertern knieten. Einmal wollte ich meine wenigen japanesischen Brocken zur Geltung bringen und sprach ihn harmlos an, wurde aber sofort von einem wahrscheinlich den Leibadjutanten vorstellenden Individuum bedeutet, daß der



Gez. von Carl Arnold. Gest. von L. Ruff.

Ein Bild ohne Text.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Prinz niemals mit Nichtjapanesen direct spräche. Um aber erst deshalb Japanese zu werden, schien mir die Angelegenheit doch zu unwichtig zu sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit schwerem Herzen — doch mit leichtem Geldbeutel — verließ ich das gesegnete Nipon, dessen Bewohner mir noch heute als das interessanteste Volk der Erde erscheinen. In wie hohem Grade ich mit den Japanesen sympathisire, fühlte ich damals um so deutlicher, als ich nach meinem Scheiden von ihnen ein anderes Volk Ostasiens, wenn auch nicht kennen lernte, so doch vor mir hatte, ein Volk, welches in seinem Wesen zwar tüchtig sein mag, aber in seiner Unzugänglichkeit wenig Anziehendes für den Fremden bieten kann: das in sich abgeschlossene Volk der Chinesen. Möglich, daß mich das unleidliche Shanghai von vornherein gegen das Land eingenommen sein ließ, denn genannten Ort halte ich für so ungesund, so trübe und unschön, daß es mich beunruhigen würde, dort mein Grab zu wissen.

Ein Bild ohne Text.

Du kleines Bild, wie Du mich neckst!
Man heischt von mir, ich soll den Text
Dir lesen oder schreiben;
Und doch, wie sehr Du mir behagst,
Ich weiß für Das, was Du besagst,
Kein Wörtchen aufzutreiben.

Wie? Kann ich zaubern oder wächst
Mir auf der flachen Hand ein Text,
Ein Text zu diesem Blatte?
Ich drehe hin, ich drehe her
Den Stoff, den man noch nie so schwer
Mir überwiesen hatte.

Einbildungskraft, wo Du nur steckst?
Verhilf mir doch zu einem Text
Für Mädchen oder Katze!
Ich finde nur das eine Wort:
Die Katze wollt' ich, wäre fort
Und ich — an ihrem Platze.

Feinsliebchen mit dem Lockenhaar
Und mit dem dunklen Augenpaar,
Herzwunderliebes Wesen!
Du hast mich ganz und gar behext,
Was fang' ich an? Ich kann den Text,
Den Text — doch Dir nicht lesen.

H. Gr.

Die Kyffhäusersage.

Ein neuer Beitrag zu einer alten Reichsmäre.

Von **Franz Hirsch.**

Wer vom Süden her auf der Eisenbahn gen Nordhausen in das liebliche Geländ der güldenen Aue hineinfährt, dem winken schon vor Roßla die Trümmer einer Burg vom Gipfel eines bewaldeten Berges entgegen. Das Gemäuer, das so in den blauen Himmel hinein seine verwitterten und zerfallenen Ueberreste streckt, ist die Kyffhäuserburg, und der langhingestreckte Bergrücken, der die Ruine trägt, ist der Kyffhäuserberg. An der Grenzscheide dreier Gaue liegt er da, wo das bergige Thüringerland sich zu der großen niedersächsischen Ebene abdacht und die letzten Ausläufer des fränkischen Landes sich wie ein Keil durch das ehemals Kurhessische bis zum Eichsfeld hineindrücken. Wie ein Wallfahrtsort, wie ein niederdeutsches Mekka, das mir erzählen sollte von Kaiser und Reich, ist mir immer der altehrwürdige Kyffhäuser mit seiner Sage vom verzauberten Kaiser erschienen und an einem sonnigen Frühlingsmorgen, als der Himmel blaute und die Vögel sangen, bin ich vom Meißnischen Marklande her zu der alten Ruine gepilgert, an deren Fuß einst die kaiserliche Pfalz Fränkischer und Staufischer Herrscher gelegen, bin ich von Roßla her hinaufgestiegen zum Kyffhäusergipfel. Da ich aber kein Sonntagskind bin und die blaue Blume, die den Berg öffnet, nicht besaß, so öffnete sich mir nicht der Berg und ich sah nicht des Kaisers Bart, nicht die fliegenden Raben und nicht Ritter und Reisige, wohl aber Hallenser Studenten, Nordhäuser und Frankenhäuser Sonntagsgäste und ein wanderndes Musikchor, das lustige Weisen erklingen ließ in die Morgenfrische der goldenen Aue, die zu meinen Füßen da lag, während die Glocken durch das Thal klangen. Aber mein Freund, der Maler, der den alten Thurm skizzirte, hat den Kaiser gesehen; wenigstens antwortete ihm ein schnippisches Mädchen von der Wirthschaft auf dem Gipfel auf seine Frage, wo der Rothbart zu sehen sei, sie wolle ihm den Alten zeigen; doch als der Verwegene ein paar Stufen in das Erdgeschoß des Häuschens hinuntersteig, gerieth er in die Küche und statt des Rothbartes empfingen ihn rothe Küchengesichter und derbe Arme, die ihn mit Kochlöffeln so arg bearbeiteten, daß er um seine Ohren schier die Raben sausen hörte. Nein! Es war keine Poesie mehr in der Gegenwart, wie mir der Freund wehmüthig versicherte; und als wir ungenießbaren Kaffee tranken und unsere Cigarren anbrannten, während wir uns an der abseits gelegenen Thurmruine lagerten, kam ein so modernes Gefühl über uns, daß uns die Romantik des Ortes für einen Moment ganz entschwand: erst als wir unsern Weg nach der Rothenburg antraten, als das herrliche Waldgebirge uns mit seinem prächtigen Laubholz umduftete und umrauschte, als zuweilen ein Reh scheu an eine Lichtung trat und leichtfüßig dahineilte, nachdem es uns gemustert, und altes, bemoostes Gestein uns zur kurzen Rast einlud, derweil Käfer und Schmetterlinge uns umsurrten: da kam es über uns wie ein Frühlingsmorgen, wie Sonnenschein und

Glockenlaut, wir stimmten unsere Kehlen zum „Kaiser Rothbart“ und da wir so singend einhermarschirten, vermeinten wir die Berittenen des Staufenkaisers hinter uns traben zu hören; Harnische blitzten, Schwerter klirrten um uns: mit langem, rothem Bart ritt der deutsche König und römische Kaiser an uns vorüber, den Falken auf der Faust und das große, blaue Auge, das die Lombarden geschreckt, ruhte lächelnd auf den Söhnen einer jungen Zeit, die von Kaiser und Reich nur aus der Geschichte wußten und nie ahnten, daß sie einen deutschen Kaiser deutscher Nation einst leibhaftig schauen sollten.

Damals waren die gewaltigen Kampfeswehen, so die Geburt des neuen Kaiserthums zeitigen sollten, noch nicht über die erstaunte Welt gebraust: wir schrieben eine Ziffer aus den Sechzigen und wir Deutschen schrieben damals überhaupt noch mehr, als daß wir handelten. Dafür dachten wir desto mehr. Aber der patriotische Tapezierer aus Berlin, der zu Beginn des heurigen Krieges die große schwarz-weiß-rothe Reichsfahne auf die Trümmer der Kyffhäuserburg aufgehißt, hatte das Zeug dazu noch nicht weben lassen, und die schwarzburgische Fahne hätte sich in particularistischem Selbstgefühl damals ein solches Aufziehen wol verbeten, ungeachtet Die von Schwarzburg die schwarz-roth-goldenen Farben im Banner führen.

Im neuen Reich aber darf die charakteristischste politische Sage des alten Reiches nicht verloren gehen.

„Seit dem Staufen Friedrich I. haben neunzehn Generationen unserer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutschen Reiches entbehrt, im zwanzigsten Menschenalter gewinnen die Deutschen durch Preußen und die Siege der Hohenzollern zurück, was Vielen so fremd geworden ist, wie Völkerwanderung und Kreuzzüge: ihren Staat.“ So schrieb Gustav Freytag im Vorwort zu seinen Bildern aus dem Mittelalter, nach dem böhmischen Feldzug, ehedenn das Wetter des heurigen heiligen Krieges gegen die Wälschen losgebrochen und der tüchtige Mann erfreut sich heute mit uns der Thatsache eines gegenwärtigen deutschen Reiches. Und während dieser gewaltigen Tage, da Alt-Europa in seinen Grundfesten erdröhnte vor dem festen Tritt germanischer Heere, vor germanischer Kraft und Weisheit, hat, mein' ich, auch der Kyffhäuser gebebt: die Raben sind nicht mehr geflogen, der Kaiser hat seinen Bart geschüttelt, ohne sich viel über die richtigen Farben der deutschen Reichsfahne zu streiten, wie weiland Etliche über seinen eignen Bart; Schild und Schwert hat er sich reichen lassen, sein Schlachtroß, das ihn mit fröhlichem Gewieher begrüßt, hat er bestiegen und hinein ist er in das Schlachtgetümmel geritten, gleich einem Sanct Michael des Reiches Sturm und Rennfahne schwingend und die Kämpfer zum Siege anfeuernd.

Die Sage vom Rothbart selbst ist allgemein bekannt. Im Kyffhäuser sitzt Friedrich der Staufer an einem steinernen Tisch: er hält den Kopf in der Hand, der ihm im Schlafe nickt; sein rother Bart aber ist durch den Tisch hindurch- oder vielmehr so um denselben herumgewachsen, daß er, bis der Kaiser aufwacht, dreimal um die Peripherie des runden Tisches reichen muß; bis jetzt aber — die Sage ist vor 1870 niedergeschrieben — geht er ihm erst zweimal herum. So hat den verzauberten Kaiser ein Röblinger Bauer geschaut, der Korn nach Nordhausen fahren wollte, aber von einem kleinen Männchen in den Berg gelockt wurde, dort sein Korn ausschütten mußte, dafür aber seine leeren Säcke mit Gold füllen durfte. Von der Rothenburg aus ist einmal ein Schäfer von einem Zwerg in den Berg ge-

führt worden und der schlafende Kaiser hat ihn gefragt, ob die Raben noch immer um den Berg flögen, und auf des Schäfers bejahende Antwort wehklagend ausgerufen: „Nun muß ich noch länger schlafen.“ Der Schäfer aber habe den Fuß eines alterthümlichen goldenen Gefäßes zum Geschenk erhalten.

Das ist in Kurzem das Thema der Sage, als deren Element uns zwei permutirende Combinationen entgegentreten: die Persönlichkeit des Verzauberten wechselt ebenso oft, als der Ort der Verzauberung, während zugleich in den verschiedensten Zeitaltern und bei den verschiedensten Völkerschaften die Kyffhäusersage in ihrem Grundton wiederklingt. Alle Zeiten und Nationen liefern uns Beiträge: in der deutschen Sage schläft Hermann der Befreier mit dem hörnernen Siegfried im Berge — Grimm berichtet, im Berge, auf dem die Burg Geroldseck erbaut ist — Karl der Große sitzt im Untersberg bei Reichenhall und nach Andern unter der Burg Densenberg bei Paderborn; auch bei Nürnberg liegt „Kaiser Karl's Berg“ und der steinerne Tisch, durch den des Kaisers Bart gewachsen, sowie die Verheißung seiner Wiederkunft am jüngsten Tag findet sich ganz wie beim alten Rothbart. Karl's großer Gegner, der Sachsenherzog Wittekind, sitzt in einem westphälischen Hügel an der Weser. Der große Gothenkönig Theodorich ist nach Gregor dem Großen zur Strafe für den Mord des Symmachus in einen feurigen Berg eingeschlossen: eine Strafe, die Bischof Hatto von Mainz — nicht der von Mäusen Gefressene — weil er Adalbert von Babenberg verrathen, im Aetna gleichfalls erleiden muß. Am ausgeführtesten tauchen die Sagen von der Verzauberung Kaiser Otto's des Großen im Kyffhäuser auf. Auch hier sind es, wie beim Rothbart, meist Schäfer, die das Wunder zu schauen gewürdigt werden; sie sehen ihn im hochgewölbten Saal an einem steinernen Tisch, mit langem, rothem Bart, um ihn her viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Dem Einen zeigt der Kaiser in einem Winkel glühende Kohlen, die er ihn mitzunehmen heißt: natürlich erweisen sich die Kohlen später als Gold. Ein anderer Schäfer streift am Johannisabend mit den Füßen zufällig die Wunderblume ab, die den Berg öffnet. Da sieht er, wie Kaiser Otto mit vielen Rittern heraussteigt und Kegel zu schieben beginnt; als es aber zwölf Uhr schlägt, kehren die Gestalten in den Berg zurück, der sich wieder schließt. Der unfreiwillige Zeuge eines mittelalterlichen Kegelclubs nimmt den König der Kegel mit sich zum Andenken nach Hause und findet ihn am Morgen ganz von Gold. Im Hörselberg sitzt der thüringische Landgraf Ludwig der Eiserne, der es aber, da er im höllischen Feuer gleich Hatto und Theodorich schmachtet, weniger gut hat, als der im gleichen Berg in den weichen Armen der Frau Holda ruhende Tannhäuser.

Auch die keltische Sage kennt die Kyffhäusersage oder umgekehrt. Sie läßt ihren mythischen Helden, den fabelhaften König Artus in einem Berge verzaubert sein, aber nicht in einem walisischen, sondern einem sicilischen. Der alte Keltenkönig wohnt nach dem geistreichen Novellisten des Mittelalters, Cäsarius von Heisterbach, u. A. im Berg Giber, wie Cäsarius nicht nur, sondern auch die Gudrun (Giverz) den Aetna (Italienisch Mongibello) nennt. Die Schweizer, deren Blut aus keltischen und germanischen, sogar skandinavischen Partikeln gemischt ist, kennen in ihrer Sage „drei Befreier des Landes“, die drei Telle, welche in einer Felshöhle am Vierwaldstättersee schlafen. Ein Hirt — so erzählt die Sage — sei einst, eine verlaufene Ziege

suchend, in diese Höhle gekommen, da habe sich unter den drei schlafenden Männern der alte, eigentliche Tell aufgerichtet und gefragt: „Welche Zeit ist's auf der Welt?“ und auf des Hirten Antwort: „Es ist hoch am Mittag“, gesprochen: „Es ist noch nicht Zeit, daß wir kommen“, und sei darauf wieder eingeschlafen. Die spanische Sage läßt den letzten Maurenkönig Boabdil in einem Berg nahe der Alhambra der Zeit harren, wo er sich für sein Volk wieder erheben werde. Am Johannisabend reitet der Maurenfürst mit gespenstigem Hofstaat herum und die romanische Märchenphantasie ermangelt nicht, in einer prachtvollen Beschreibung der von Gold und Edelsteinen strotzenden Berghöhle, in der vielleicht maurisch-arabische Erinnerungen an Ali Baba und die Höhle der vierzig Räuber anklingen, sich lüstern zu ergehen. Und wie der heißblütige, phantastische Süd, so hat auch der nüchterne Norden seinen bergentrückten Helden und Befreier. Holger, der Däne, das fabelhafte Schreckgespenst des nordfranzösischen und belgischen Kindermärchens, der Oger, schläft in den Gewölben des Schlosses Kronenburg an dem unvermeidlichen steinernen Tisch, mit dem unvermeidlichen durchgewachsenen Bart und, wie es die nordische Reckenhaftigkeit verlangt, berichtet die dänische Sage einen charakteristischen Zug. Den Mann, der es gewagt hat, den Helden im unterirdischen Gewölbe aufzustören, fordert Holger auf, ihm die Hand zu reichen, und als der Mann furchtsam zögert, ergreift der Recke eine eiserne Stange, in die er seine Finger eindrückt. Dem Sterblichen aber verheißt er seine Rückkehr, „wenn nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben.“

Sogar die neuere und neueste Zeit, nicht nur das Mittelalter, hat noch Ausläufer der Sage geschaffen. So soll der Portugiesenkönig Sebastian, der bei Alcazar gefallen, irgendwo im Berg fortleben. Noch heute wähnen die Bauern in Oesterreich ihren geliebten Kaiser Joseph, den Befreier von der Leibeigenschaft, nicht gestorben und die französische Sage weiß von Napoleon — nicht dem nach Wilhelmshöhe Gezauberten — ein Gleiches zu erzählen. Selbst nichthistorische Persönlichkeiten werden in Berge gezaubert und der Humor fehlt nicht dabei. So berichtet Bechstein in seinem Thüringer Sagenschatz von mehreren Weinkärrnern, die auf der großen Heerstraße von Gotha nach Frankfurt den Hörselberg sich aufthun sahen und in einem Flammenmeer mehrere reiche Weinhändler sitzen sahen, für die sie oft geladen hatten. Sie wurden jetzt dafür mit Feuer gestraft, daß sie den Wein mit Wasser gemischt oder gar mit schädlichen Ingredienzien gefälscht hatten.

Nicht allein der Hörselberg, der wol vom Gebrüll der Verdammten Mons horrisonus heißt, war mit dem Kyffhäuser verwandt — jener jedoch mehr als Hölle, dieser als Walhalla gedacht —; nicht nur der Aetna, der schon von den Italern als Eingang zur Unterwelt gedacht, von Cäsarius, Sigebert Chemblaiensis, Gervasius von Tilbury und anderen mittelalterlichen Schriftstellern, geradezu als Hölle und Fegefeuer bezeichnet und so wieder mit dem Hörselberg in Verwandtschaft gebracht wurde, hatten die Ehre, bald als Walhalla, bald als dunkles Reich der Todesgöttin Hel (daher Hölle) betrachtet zu werden. Nicht nur der Untersberg und der Densenberg, auch andere Höhlen und Berge werden uns in gleicher Beziehung genannt; so soll Barbarossa, der übrigens nicht nur im Kyffhäuser, sondern nach anderen Sagen im Untersberg hausend gedacht wird, auch in einer Höhle bei Kaiserslautern, sowie zu Trifels bei Annweiler und in einer Schlucht des Arnothals zu finden sein. Petrus Damiani, Gottfried von

Viterbo, sowie neuere Sagensammler, wie Wolf, Grimm, Harrys und Bechstein, erwähnen auch die Sanct Patrikshöhle in Irland, den Guckenberg bei Fränkisch-Gemünden, den feuerspeienden Hekla und viele andere Berge und Höhlen als Schauplätze von mit der Kyffhäusertradition identischen Sagen. Hierher gehört auch die von Grimm (Deutsche Sagen 143) einer ältern Compilation entlehnte Sage von der Höhle im Zobtenberg, in der Johannes Beer von Schweidnitz 1570 drei Gestalten gesehen, die er lateinisch angeredet, die ihm ebenso geantwortet und ihm das liber obedientiae vorgelegt hätten, gegen das sie gesündigt. Gerade dieser Schluß und die Anwendung der lateinischen Sprache scheint indeß weniger auf volksthümliche, als auf kirchliche Ursprünge der sehr mystischen Sage, die auch ihre poetische Bearbeitung gefunden, hinzudeuten.

Kirchliche Ursprünge! Dies Wort hilft uns auf den rechten Weg, wenn wir nach den Gründen, nach den Quellen der stetig fortquellenden Kyffhäusermythe forschen. Die drei Männer im Zobten, die auf die Anrede Beer's: „Pax vobis in nomine Domini nostri Jesu Christi!" verstummen und das Buch des Gehorsams (liber obedientiae) zeigten, deuten sehr stark auf eine sagenhafte Erfindung der Geistlichkeit hin, die die Verletzung der obedientia canonica, des Gehorsams der Laien gegen die geistliche Obrigkeit, streng bestraft wissen wollte. Unter den eben aufgeführten Seitenstücken und Variationen zur Kyffhäusersage begegnen wir auffallend viel Kirchenfeinden; so dem Vertreter des keltischen Heidenthums, dem König Artus, dem Typus altsächsischer Christfeindlichkeit; Wittekind; dem lockern Tannhäuser, den selbst Papst Urban nicht rundweg begnadigen wollte; dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ein Spötter und Verächter der Kirche bei Cäsarius, dem Cistercienser, ebenso schlecht wegkommt, wie bei den übrigen zeitgenössischen clericalen Autoren; dem Grafen Wilhelm von Jülich, von dem ein Gleiches gilt, und endlich dem Kaiser Barbarossa, der bekanntlich mit dem Papst so wenig auskommen konnte, wie der ganze Hohenstaufische Stamm. Zu den in den Aetna Verzauberten ist noch Karl Martell, der ein nie geliebter Sohn der Kirche war, nachzutragen. Sehr natürlich für Den, der die Umwandlung der alten Heidengötter in christliche Heilige, die Uebertragung altgermanischer Vorstellungen auf die aus der heidnischen neugebildete christlich-germanische Mythologie vollzog; sehr natürlich, daß die Geistlichkeit den Ausweg ergriff, die der Kirche feindlich gesinnten Monarchen, Helden und Sänger in die Berge zu versetzen. Wenn sie nicht so geradeweg die Hölle vindiciren konnte — denn die Hölle, obwol persischen Ursprungs, war schon erfunden und in die Christologie hineingetragen — wie einem populären Kaiser, wie es der alte Rothbart gewesen, den ließ sie einfach im Berge schlafen, ohne Flammen und Höllenqual: bei kleineren Landgrafen und Grafen genirte sie sich weniger. Die Kirche machte eben im Mittelalter nicht nur Geschichte, sie redigirte auch die Sitte und Sage. Und die Redacteure in der Mönchskutte sowol als die im Weltpriestergewand verfuhren sehr parteiisch und willkürlich: wer pseudo-isidorische Decretalien erfinden konnte, der brauchte doch nicht gerade blöde zu sein, wo es galt, Sagen über Höllenstrafen, die unliebsame Söhne der Kirche getroffen, in den reichen Sagenschatz des deutschen Volkes hineinzutragen.

Wie aber kommt es, daß uns neben den im Berg entrückten Clerusfeinden auch die allerchristlichsten Monarchen Karl der Große und Otto der Große, der Franke und der Sachse, begegnen, die des Papstes und der Kirche

geliebteste Söhne gewesen, die Bisthümer, Kirchen und Klöster in Menge gestiftet, die selbst die römische Kaiserkrone nur aus der Hand des Stellvertreters Christi empfangen wollten? Hier muß ein tieferer Grund vorhanden sein, eine tiefere Einwurzelung der Sage, als die aus kirchlichem Boden entsprossene. Es war eben nur eine Redaction altgermanischer Sage, die die Geistlichkeit einem Theil jener Bergsagen gab; der andere Theil ließ sich nicht in seiner genetischen Entwickelung, die bis in die indische Stammesheimat der arischen Völker zurückreicht, stören und beirren. Warum ritt Wittekind, wenn er in den Zwölfnächten seinen Berg verließ, Nachts nach dem Schlosse Werder bei Rehme, ein Ritt, bei dem sein Roß verkehrt aufgelegte Hufeisen trug? Warum reitet zu derselben Zeit, wie Gervasius von Tilbury geschwätzig erzählt, König Artus mit der wilden Jagd durch die britischen Wälder? Warum kegeln in einer von Grimm (Mythol. S. 905) beigebrachten Sage im Odinsberg starke Männer mit eisernen Kugeln am Johannisabend, gerade so, wie es von Kaiser Otto erzählt wird? Die mythische Persönlichkeit, der wir bald als Schimmelreiter, bald als wilden Jäger, bald als verzauberten König im Berg, wo er Schätze spendet, begegnen, ist kein Anderer als der oberste und in der Urzeit einzige Gott der Germanen: der Odin des Nordlandes, der Wodan der Sachsen und ihrer Umwohner.

Man weiß, wie geschickt die ersten Bekehrer, sowie der spätere Clerus die Götter der Germanen in christliche Heilige umzuwandeln und heidnische auf christliche Functionen unverändert zu übertragen wußten. Aus diesem interessanten Thema sei der Kürze wegen nur an die verschiedenen Formen erinnert, in denen Odin im Heiligenkalender vertreten ist und noch heute verehrt wird. Die vier Heiligen, die die Träger oder Einleiter der großen christlichen Feste geworden sind, die an die Stelle der alten Sonnenwende- und Aequinoctialfeste traten, verleugnen noch heute nicht den alten Odin. Als Sanct Georg erschien er auf weißem Roß (wie Wittekind, daher das Roß in dem welfischen Wappen) als der belebende Frühlingsgott, der den Lindwurm des Winters erlegte; ein Frühlingsgott, wie Siegfried, der im Odenwald erschlagen wird und nach der mythologischen Auffassung der Nibelungensage auch als nichts Anderes denn eine Allegorie Odin's anzusehen ist. An der Sommersonnenwende des Johannistages haben nicht nur die heidnischen Ceremonien des mystischen Tages bis heute klaren Bezug auf Odin, sondern auch die Legende des heiligen Johannes, dem man den Sonnenwendentag im Kalender eingeräumt. Als Sanct Michael ist Odin ein Schimmelreiter wie Sanct Georg, und auch Michael, der Erzengel, stößt die alte Schlange, den Lucifer, aus dem Himmel; wie Hermes Psychogangos, dem er vielfach adäquat ist, weist er mit der Seelenwage die Seelen in das Schattenreich, aber er ist nicht nur ein Todtenführer, sondern als Erntegott ein so deutlicher Odin, daß wir nur die Hauptquelle mythologischer Untersuchungen, die deutschen Erntegebräuche, zu erwähnen brauchen. Als Sanct Nicolaus endlich tritt Odin als Wintergott auf; und den die Mönche zum Teufel gemacht, der mächtige Odin, erweist, in der englischen Bezeichnung Old Nick für Teufel, sichtlich die Identität Odin's mit Sanct Nicolaus. Die Identität Odin's mit dem wilden Jäger aber, der mit der Kyffhäusersage, in deren räumlichem Bereich die höllische Jagd vorzugsweise vor sich geht, eng verwachsen, ist zu bekannt, um sie hier weiter zu erweisen. Ein interessantes Bindeglied zwischen den verschiedenen Sagen findet sich in

Odin's Verpuppung als Sanct Martin. Der Mantel des heiligen Martin ist nichts Anderes als Odin's Wunsch- und Zaubermantel, der in einer Menge Sagen, so z. B. in der Faustsage, wiederkehrt. Diesen Mantel besitzt aber auch der wilde Jäger Hackelberend, wie er in Niedersachsen überall heißt. Nach W. Müller aber bedeutet Hackelberend nichts Anderes als: Mantelträger, und hängt mit dem Ahd. hakhul, dem Altnordischen höhull und dem Angelsächsischen hacele, d. i. Mantel, zusammen.

Kein Anderer ist's, als Odin, der im Kyffhäuser sitzt; Odin, auf den man später die Namen der populärsten, gefeiertsten Reichs- und Volkshelden übertragen. Einem spätern Geschlecht, dem Karl der Große und selbst Otto der Große entfremdeter und entfernter erschienen als der glanzvolle Staufer mit dem rothen Bart (der übrigens auch Otto I. zugeschrieben wird), war natürlich die altheidnische Beziehung abhanden gekommen, wie die Bedeutung vieler symbolischer Handlungen, die noch jetzt vorgenommen werden. Nicht Karl der Große, Odin sitzt im Odinberg, Wodan oder Gode, daher wol Godesberg, Gudensberg u. a. m. Die Recken, die mit dem im Berg Verzauberten schmausen und spielen, sind die Einherier, die in der Schlacht gefallenen Kämpen, die die nordische Mythologie in die Walhalla zu Odin versetzt. Auch der Bart Karl's, Otto's und Friedrich's ist eine Eigenthümlichkeit Odin's.

Dagegen weist uns die Kyffhäusersage von dem Musikanten, der vom Kaiser einen grünen Zweig erhält, der sich in Gold verwandelt, auf einen engen Zusammenhang der Kyffhäusersage mit der Hörselberg-Tannhäusersage hin. Tannhäuser, an dem sich das Wunder des dürren Astes, der grünt, vollzieht, der im Berg der Frau Holsa weilt, hängt eng mit den Einheriern des Kyffhäusers zusammen. Und wenn es vom alten Barbarossa heißt: „bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, dann wird dieser grünen und eine bessere Zeit bringen“, so kann man eine Symbolik der Bezwingung des Winters durch den Lenz in dem grünenden Zweig sehen. Ob vielleicht die Redensart „Auf einen grünen Zweig kommen“ mit jener Symbolik zusammenhängt? Auch die umherfliegenden Raben sind die bekannten geflügelten Begleiter Odin's; den zum Teufel mit dem Pferdefuß degradirten Gott fragt ja selbst die Hexe in der Hexenküche: wo er seine beiden Raben habe? Ebenso klar erweisen sich die Schätze, die die Höhle verbirgt, als natürliche Folgen des Schatzgottes Odin, dessen Zwerge, wie die des indischen Schatzgottes Kuweras, der deutschen Sage als Schatzhüter, die im Innern der Berge wohnen, sehr geläufig sind. Auch heute noch gilt die Johannisnacht nicht nur den Schäfern und Musikanten, die des Eintritts in den Zauberberg gewürdigt werden, als besonders günstig, sondern überhaupt als der geeignetste Zeitpunkt, um Schätze zu heben.

Wenn man weniger dem Grund der Entstehung der Kyffhäusersage, die wir ziemlich erschöpfend erörtert zu haben glauben, nachspüren, als der Zeit der Entstehung nachgehen will, erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß man in einer Zeit, in der der volksthümliche heidnische Kern der Mythe dem Volksglauben verloren gegangen war, auf den letzten einheitlichen Repräsentanten deutscher Kaisermacht, auf Friedrich den Rothbart zurückging und ihn rundweg zum Bewohner des Berges machte, den man bisher vielleicht nur für den Aufenthalt schatzhütender Zwerge gehalten. Hatte doch in der Kyffhäuserburg und darunter, in der Pfalz zu Tilleda, der Staufer gewohnt und befriedigten Blickes auf die grünenden Felder der goldenen Aue, die zur

Erntezeit von ihrem üppigen Korn wie Gold glänzten, herabgeschaut. Mythisch war auch die Umgegend der Kyffhäuserburg. Wer auf ihrer Zinne stand, der schaute gen Norden des Harzes schwarzdunkelndes Waldgebirge, die Heimat des Blocksbergs und der Hexenfeste, gen Südwesten aber den mystischen Hörselberg, den Aetna der Niederdeutschen. Möglich, daß diese räumliche Nähe der Tummelplätze altheidnischer Sage nicht ohne Einfluß auf die Versetzung des Rothbarts in den Kyffhäuser blieb. Auch mag der Umstand, daß man die Leiche des ertrunkenen Kaisers nicht aufgefunden, den Glauben an dessen Fortleben bedeutend genährt haben. Schwer, vielleicht gar nicht, wird sich das Alter der Kyffhäusersage nachweisen lassen. Soviel ist gewiß, Cäsarius von Heisterbach, den ich nach allen Richtungen darauf durchsucht habe, kennt weder die Verzauberung Kaiser Rothbart's, noch wird des Kyffhäusers mit einem Wort erwähnt. Und des geistlichen Novellisten und Sagensammlers „Dialogus Miraculorum" kann nicht nur für das älteste rheinische Sagenbuch gelten, es ist vielmehr auch als Sagenbuch der Gesammtzeit aufzufassen. Der Cistercienser schrieb in den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts: der Rothbart hatte kaum vierzig Jahre vorher den Tod in des Salephs Fluthen gefunden, Kaiser Friedrich regierte noch und so mag der Hohenstaufenzeit die Kyffhäusersage noch ganz unbekannt gewesen sein, für deren Entstehungszeit sich durchaus kein Anhaltepunkt findet. Nur so viel darf angenommen werden, daß sie keinenfalls vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts — vielleicht in die Interregnumszeit — zu setzen sei, die die Sehnsucht nach einem mächtigen Kaiserthum, wie es vielleicht noch die ältesten Zeitgenossen unter dem Rothbart erlebt, wieder wachrief. Daß die Interregnumszeit eine mythenbildende gewesen, davon giebt beispielsweise die Märe Zeugniß, die den Albertus Magnus den König Wilhelm mitten im Winter in einem lieblichen Sommergarten bewirthen läßt, wo Vögel singen, Bäume und Blumen blühen und es dann mit einem Zauberschlage wieder Winter wird. Uebrigens verlegt Johannes Voigt (Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Raumer's historischem Taschenbuch für 1838) die Entstehung der Kyffhäusersage in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, allerdings in einer sehr unkritischen Weise. Da ihm keine frühere Erwähnung des verzauberten Kaisers bekannt ist, so stützt er sich auf das Ereigniß, daß am 14. Februar 1546 ein Schneider aus Langensalza auf dem Kyffhäuser festgenommen sei, der sich für Kaiser Friedrich ausgegeben und auf die Frage, warum er hier herumwandle, zur Antwort gegeben habe: er sei Kaiser Friedrich und deshalb hier erschienen, daß er wieder Friede auf die Welt bringen wolle, denn die Fürsten, so jetzo regieren, würden's nicht ausmachen. Ganz im Geiste der theologischen Zeit vermuthen die Inquiranten, der offenbar übergeschnappte Schneider sei ein Wiedertäufer. Dieser Vorfall interessirte jedoch die Zeitgenossen so sehr, daß Herzog Albrecht von Preußen, der Stifter der königsberger Universität, sich genau darüber berichten ließ und neugierig nach allen Details des Ereignisses nachfragte. Offenbar hatte der verrückte Schneider, zu dessen Zeit die Kyffhäusersage schon stark im Schwange ging, sich die Sage für seine weltverbessernden Pläne zu Nutze gemacht und es ist in diesem friedlichen Jünger der Nadel gewiß einer der vielen falschen Friedriche im Keime erstickt worden, die schon zu Zeiten des Interregnums in Thüringen spukten.

Auch in der Sage vom verzauberten Kaiser, der einst erscheinen und

das Reich erlösen wird, spiegelt sich die altgermanische Idee von der Heerfolgeschaft wieder, in der der alte Deutsche die neue Christusreligion auffaßte. Christus ist dem Germanen der Völkerwanderung und noch viel später dem Sachsen von Wittekind's Gefolge nicht viel mehr als ein veränderter Odin. Gustav Freytag charakterisirt diese Auffassung (in den Bildern aus dem Mittelalter) treffend. Das Bild des gekreuzigten Christus — sagt der gediegene Kenner der deutschen Volksseele — das später die Lieblingsvorstellung der Kirche wurde, tritt auffallend in der ersten Hälfte des Mittelalters zurück. Der neue Sohn Allvaters, der Eingeborene, ist der jugendliche, leuchtende Held, der gegen Sünde, böse Geister und die Hölle siegreich gekämpft hat und gleichen Kampf von seinen Getreuen fordert. Er ist der Herr, die Apostel und Heiligen seine schnellen Degen, seine Engel fliegen im Federhemd daher, seine Herrschaft ist ein großes Königreich. Der Herr ist der große Schatzspender und er theilt reichlich an seine Getreuen; er sitzt in der Himmelsburg auf seinem Stuhle und sieht auf die Menschenerde herab. Der Bekenner ist sein Mann, ihm durch Treuschwur zum Dienst verpflichtet. Eine ähnliche Anschauung blickt aus der Sage vom Kaiser Rothbart im Kyffhäuser hervor, der dereinst, wenn der Tag gekommen, seine Mannen um sich schaaren und das Reich befreien wird.

Anders gemahnt uns heute die Sage, denn ein Jahr zuvor. Und ob unsere Zeit, wie ihre Verächter höhnen, des Glaubens und der Poesie baar sei, mythenbildend wird sie doch wirken, wie jedes Zeitalter, in dem Großes und historisch Bleibendes geschehen, wie das Alter des großen Karl, das der Ottonen und das der Staufen. Vielleicht wird dann die Sage späterer und spätester Zeiten vom Kaiser Weißbart, dem Zoller, erzählen, der mit seinen Getreuen, dem ganzen deutschen Volk, gen Wälschland gezogen und die deutschen Westmarken wiedererobert hat, so die Wälschen dem Reiche geraubt. Und wenn sie auch den Kaiser nicht in den Berg zaubert, um den heute die Raben, die auf die französischen Schlachtfelder gezogen sind, nicht mehr fliegen, so wird die allmächtige Sage ihn und die Besten seiner Zeit doch fortleben lassen im Munde des Volkes und der Dichtung, die erzählen wird von der großen Heerfahrt dieser Zeit, so lange deutsche Männer ihr Geschoß zu richten wissen und deutsche Frauen ihren lauschenden Kindern plaudern werden von Kaiser und Reich.

Erinnerungen einer freiwilligen Krankenpflegerin.

Der Ruf, welchen unser greiser Held Wilhelm im Spätsommer 1870 an die wehrhafte männliche deutsche Jugend gehen ließ, er galt auch uns deutschen Frauen; und da mich andre Pflichten nicht fesselten, so stellte ich mich sofort dem Comité des Hülfsvereins in meiner Heimath B. als Krankenpflegerin zur Verfügung.

Ich will nicht leugnen, daß ich während meiner kurzen Lehrzeit oft zurückgebebt bin beim Anblick schwerer Wunden und mich bei einer Operation eine Ohnmacht anwandelte. Hatte ich doch nur selten zuvor Derartiges gesehen und leider nie Ursache gehabt mich starker Nerven rühmen zu können. Aber beseelt von dem innigen Wunsche, den armen Leidenden helfend zur Seite stehen zu können, überwand ich mit Gottes Hülfe diese Schwäche und später stellten mir die Aerzte das Zeugniß aus, ihnen eine brauchbare und treue Gehülfin gewesen zu sein.

Meine Thätigkeit, obgleich keine leichte, wurde mir bald über Alles lieb, denn manches Wort aufrichtigen Dankes, mancher warme Händedruck der Verwundeten und Kranken belohnte unsere Anstrengungen. Dabei schwebte mir unbewußt der Gedanke vor der Seele, daß, wenn es Gottes Wille sei, auch meinen als Einjährig-Freiwilligen im Kaiser-Alexander-Regiment stehenden Bruder unter die Zahl der Kriegsopfer einzureihen, ich ihm wol nur in meiner Eigenschaft als Krankenpflegerin Hülfe und Beistand zu leisten im Stande sein könnte. Ohne von den Seinigen Abschied nehmen zu können, war er von Berlin aus, wo er als Student der Philologie die Universität besuchte und zugleich seiner Militairpflicht Genüge leistete, in den Kampf gezogen, und nur unsere Gebete konnten ihm das Geleit geben. Lange, lange Wochen vergingen, ehe wir nach den ersten Schlachten ein Lebenszeichen von ihm erhielten; aber gnädig beschützte ihn Gottes Hand an dem furchtbaren Tage des 18. August, wo bekanntlich die Garde so große Verluste erlitten. Die anstrengendsten Fußmärsche, die vielen Bivouak's in strömendem Regen, die Schlacht bei Sedan machte er ohne Schaden für seine Gesundheit mit. — Diese guten Nachrichten verliehen mir im Gefühl des Dankes gegen Gott immer mehr Kraft zu meiner Arbeit, und es machte mich sehr glücklich, daß mir so viel Gelegenheit zu helfen gegeben war. Die Stadt B. liegt an der Etappenstraße und war zugleich Verpflegungsstation; daher kein Tag vorüberging, wo nicht mehrere Extrazüge mit Verwundeten und Kranken, die unserer Hülfe bedurften, eintrafen. Da unsere Verbandstation eine halbe Stunde außerhalb der Stadt lag, so mußten wir oft Nachts bei Wind und Wetter den nicht ungefährlichen Weg auf den Schienen dorthin zurücklegen, wobei ich einst kopfüber in ein tiefes Aschenloch stürzte. Da aber glücklicherweise im Augenblick keine heiße Asche darin war, diente die kaltgewordene nur dazu, mich weich zu betten. — Einst zum Rücktransport in die Stadt mit dem ganzen männlichen und weiblichen Sanitätscollegium

in einen Wagen gepackt, gerieth dieser theilweise in ein tiefes Sumpfloch, und nur mit genauer Noth entgingen wir dem Schicksal, in dem schwarzen Pfuhl ohne Ansehen der Person gebadet zu werden. Ein anderes Mal verbrachte ich die Nacht, von einem Bahnzug auf den andern wartend, auf einem umgestürzten Eimer, in Ermangelung eines andern Ruheplatzes. — Dies Alles diente indeß nur zur Erheiterung bei unserem schweren Berufe, wo das Elend, welches sich täglich neu unseren Blicken darbot, unsere ganze Theilnahme in Anspruch nahm.

Dabei erinnere ich mich besonders eines jungen Kriegers, der, als Buchhändler in Mailand lebend, sogleich freiwillig dem Rufe zu den Waffen gefolgt und im Verein mit einem gleichfalls für die deutsche Sache begeisterten Italiener zu Fuß bis Stuttgart gepilgert war. Die Eisenbahnen in Italien waren damals ganz von französischen Truppen besetzt, welche man von dort nach Frankreich zurückzog. Da man indeß keine fremden Kräfte in dieser rein deutschen Sache verwenden wollte, mußte der Italiener seinen Wunsch aufgeben und in die Heimat zurückkehren, während der Deutsche in die Armee eintrat. Bei den Spicherer Höhen durch einen Kolbenschlag vor den Kopf der Besinnung beraubt, hatte er lange Stunden in diesem Zustande dort gelegen. Auf dem Wege in seine Heimat verließen ihn in unserer Stadt die Kräfte zur Weiterreise und brachte man ihn auf meinen Vorschlag in das kleine Privatlazareth des Diaconissenhauses, wo man ihn liebevoll eine Nacht beherbergte. Am andern Morgen hüllte ich ihn zur Weiterreise in eine warme Decke, und die Thränen, die bei'm Abschiede seinen Augen entströmten, schändeten den Krieger nicht. Ich habe nichts wieder von ihm gehört.

Unsere Arbeit nahm fortan alle Geistes- und Körperkräfte in Anspruch, aber nie kann ich es unserer guten Stadt genug danken, daß sie mit anerkennenswerther Freigebigkeit so viele Mittel zur Linderung der Noth in meine Hände gelegt hatte. Es war mir eine unendliche Freude, die warmen Kleidungsstücke des Nachts oft den vor Kälte Zitternden verabreichen zu können. Einige Male wurde unser Depot von den Hülfsbedürftigen so belagert, daß ich nur verlangend ausgestreckte Hände erblicken konnte. Aber auch Beispiele rührender Bescheidenheit könnte ich anführen. In einer Nacht kam, als Alle schon versorgt zu sein schienen, sehr schüchtern ein Soldat auf mich zu und bat — er sei ein alter Landwehrmann und habe fünf Kinder — ihm, um diesen den Versorger zu erhalten, einiges wärmende Ueberzeug zu schenken. Ich gab ihm, um was er bat, und er drückte und küßte in so überströmendem Dankgefühl meine Hände, daß ich tief ergriffen davon war. — Einem an Arm und Bein schwer Verwundeten, dem ich im Eisenbahnwagen neuen Verband anlegen mußte, wollte ich noch ein sauberes Armtuch um seine amputirte Hand legen; doch er meinte, ich möge es nur für Andere aufbewahren, die Noth sei ja zu groß. So sorgte der Brave noch inmitten der heftigsten Schmerzen für seine leidenden Brüder.

Anders war es mit den französischen Verwundeten, denen wir unsere Hülfe angedeihen ließen. Sie konnten nie genug mit sich geschehen sehen und rissen oft unnöthig den Verband ab in der Meinung, man würde sie sonst nicht oft genug verbinden wollen, obgleich Freund und Feind für uns nur Hülfsbedürftige waren. Niemals aber nahmen sie die geringste Dienstleistung ohne freundlichen Dank. Ja selbst die Turcos und Kabylen gaben durch Kopfnicken ihrer Erkenntlichkeit einen Ausdruck, da sie sich uns durch Worte nicht verständlich machen konnten. Ich habe viele dieser schwarzen

Gesellen unter meinen Händen gehabt, die oft, mit unserm weißen Verbandzeug versehen, noch unheimlicher erschienen. Da lernte ich Gott danken, daß sie nicht als feindliche Sieger zu uns gekommen waren und Er unserm deutschen Heere bisher den Sieg verliehen hatte. Daß aber auch unter ihnen warmes, menschliches Gefühl zu finden sei, bemerkte ich, als ich einen derselben bitterlich weinen sah, indem einige Kinder bei seinem Anblicke entsetzt und schreiend die Flucht ergriffen. Einer der ihn umgebenden Franzosen sagte mir, daß es dem Turco so schmerzlich sei, von allen Menschen hier für ein ihnen nicht verwandtes Wesen gehalten zu werden.

Doch nicht allein die zurückkehrenden Krieger nahmen unsere Theilnahme in Anspruch, auch die aus Frankreich ausgewiesenen deutschen Familien und die Armen aus Straßburg und Kehl kamen Hülfe suchend zu uns und Keiner ging ohne eine Gabe und Erquickung. Und dann die endlos langen Züge der Gefangenen, deren wundgegangene Füße des Einreibens mit Oel und Verbandes bedurften. Nie sind mir ergreifendere Bilder des Elends vor die Seele getreten, als unter diesen, zum Theil sehr kleinen, schwächlichen Menschen, die so wenig Fassung im Unglück zeigten. Oft wollten sie trotz des größten Hungers nichts von uns annehmen, aus Furcht, daß wir sie vergiften würden. Unser Augenmerk aber richteten wir bei den Gefangenenzügen besonders darauf, die deutsche Begleitmannschaft mit allem Nöthigen zu versorgen, denn sie gingen wieder neuen Strapazen entgegen. Schwer wurde es mir oft, die dringenden Bitten der Franzosen um Kleidungsstücke ablehnen zu müssen, denn wie wäre es möglich gewesen so viele Tausende zu kleiden? Sie hielten mich oft für eine Händlerin und boten mir große Summen für ein Paar Strümpfe. Einmal konnte ich den stürmischen Bitten eines derselben nicht widerstehen und gab das Letzte, was ich noch hatte, mußte aber zu meinem Kummer dafür einem deutschen Officier seine Bitte um Strümpfe unerfüllt lassen. Es ist so schwer, selbst beim Geben das Rechte zu finden!

Einen tiefen Eindruck machten die vielen Hunderte gefangener Officiere, diese Trümmer der großen Armee, auf mich, die zum Theil in ihren mit Koth überzogenen goldgestickten Uniformen einen traurigen Anblick gewährten.

Da sah ich alte, greise Männer, die Würdenträger der grande nation mit einem großen Schwarzbrod unter dem Arm von dannen gehen. Es waren zum Theil finstere, unangenehme Gesichter, nur wenige, in denen man Schmerz und Trauer um ihre und ihres Vaterlandes Lage wahrnehmen konnte. Ich war in jener Nacht wol das einzige weibliche Wesen unter tausend Männern, aber dennoch gut beschützt. Durch Sturm und Regen wurde ich in die Eisenbahnwagen geholt, um beim Schein einer kleinen Laterne Verbände an den Füßen der Officiere anzulegen. Sie dankten mir in einfach höflicher Weise für meine geringen Hülfsleistungen.

In dieser Weise vergingen mir die ersten Monate des Krieges; sie waren arbeits- und erfahrungsreich für mich. Allein, immer hegte ich den Wunsch, mit hinausziehen zu können in ein Lazareth in der Nähe des Kriegsschauplatzes, wo ohne Zweifel die Hülfe noch nöthiger war. Mehrfach hatte man die Absicht, mich auf gemachte Anforderungen als Vorsteherin für andere Krankenpflegerinnen zu versenden, bis ich an demselben Tage, wo dieses sich entscheiden sollte, an das Hauptlazareth unserer Stadt gerufen wurde. Um den Dienst auf der Verbandstation indeß nicht zu vernachlässigen, erforderte die doppelte Aufgabe auch oft doppelte Anstrengung, aber die ganze Thätigkeit war uns eine zu liebe, um nicht Alles zu thun, was in unseren

Kräften stand. Im Verein mit noch drei anderen Damen bezog ich nun die große Infanteriekaserne, welche zum Lazareth eingerichtet worden war, und wo man uns ein Zimmer einräumte, das vordem von den Unterofficieren bewohnt gewesen und früher wol nie ein weiblicher Fuß betreten hatte. Reinlich bezogene Soldatenbetten, die Waffenschränke rings an den Wänden, ein Tisch und einige hölzerne Stühle bildeten das Mobiliar. Unser Leben dort war ein sehr verschiedenes von dem auf der Verbandstation, denn während dort die traurigen und doch auch wieder Interesse erregenden Bilder und Scenen in rascher Reihenfolge an uns vorüberzogen, galt es hier, jeden Augenblick mit den Kranken und für sie zu leben. Aber auch hier gewährte unsere Arbeit große Befriedigung; die Aerzte und Vorstände begegneten uns mit Achtung und unterwiesen uns freundlich in allem Nöthigen.

Anfänglich raubte mir das Bewußtsein, mit so viel Elend unter einem Dache zu sein, gänzlich den Schlaf, zumal neben unserm Zimmer ein armer Turco lag, dessen Schmerzgestöhn wir immerfort hören konnten; allein die Natur forderte doch bald ihr Recht und stärkte mich zu neuen Pflichten durch den so nöthigen Schlummer. Unser armer Ruhestörer erlag auch bald seinen schweren Wunden, nachdem ich ihm am Abend zuvor mit Erlaubniß des Arztes noch eine große Erquickung durch frisches Obst bereitet hatte. Es wurde mir fast unheimlich zu Muthe, als in dem spärlich erleuchteten Zimmer die schwarze Gestalt in weißem Hemd, ein Tuch um den Kopf geschlungen, sich im Bette aufrichtete und mit den schwarzen, dürren Knochenhänden gierig nach den dargereichten Früchten langte und sie mit Heißhunger verschlang. Ich konnte mir kaum denken, daß dies ein menschliches Wesen sei, gleich mir mit einer vernünftigen Seele begabt und mit der Verheißung der Unsterblichkeit begnadigt. Sein Tod hat mir viel zu denken gegeben.

Schon begann der Novembersturm unheimlich durch die langen Gänge der Kaserne zu heulen und oftmals kam ich mir wie ein irrender Geist vor, wenn ich spät Abends, oder in der Stille der Nacht dieselben durchschritt, um irgend einem Leidenden eine Labung zu bringen, oder zu sehen, ob wol der Schlaf auf kurze Zeit sie ihrer Schmerzen vergessen machte.

Da, am 10. November, erreichte mich die Trauernachricht, daß mein geliebter Bruder von den Strapazen des ersten großen Gefechts am 30. Oct. bei le Bourget erkrankt in's Lazareth zu Villiers le Bel geschickt worden sei und sofort beschloß ich, zu seiner Pflege dorthin zu reisen, so schwer mir der Abschied von meiner bisherigen Thätigkeit wurde. Dank der freundlichen Bereitwilligkeit, mit welcher die Herren Vorstände des Sanitätsvereins mich mit den nöthigen Pässen und Legitimationen als Krankenpflegerin ausrüsteten, konnte ich schon am Abend des 12. Nov. unter dem Schutze des rothen Kreuzes von B. abreisen, wo die Meinigen unter tausend guten Wünschen zum glücklichen Gelingen meines Unternehmens mir Lebewohl sagten. Die Schwierigkeit meiner Aufgabe, allein in Feindesland, mitten in den Wirren des Krieges hindurchzudringen bis zu dem Einen, dem ich Hülfe zu leisten mich sehnte, lag wie ein schweres Gewicht Anfangs auf mir; allein mein Muth richtete sich am festen Gottvertrauen bald wieder empor und ließ mich alle Strapazen und Schwierigkeiten der Reise leicht ertragen, ja erweckte durch die Seltsamkeit der Situation hin und wieder meinen Humor.

Mit Schnellzug reiste ich über Kassel und Frankfurt, sah zwischen Darmstadt und Mannheim zum ersten Maal den Rhein, um dessen Besitz seit Kurzem so viel Blut geflossen war. — Die Bergstraße mit den schönen

Tannenwäldern gewährte in dem leichten Schneekleide einen prachtvollen Anblick. Bei Weißenburg fuhr man unmittelbar am Fuße des Gaisberges vorüber, wo mir das Grab des General Douay gezeigt wurde, der auf dem Platze, wo er geblieben ist, unter drei schlanken Pappeln begraben worden. Die ganze Anhöhe war von der Abendsonne golden beleuchtet.

Schon von dort ab sah man nur einzelne Privatreisende, meistens Militair; theils Ersatzmannschaften, theils von leichten Wunden Genesene, die zu ihren Regimentern zurückkehrten. Sehr erfreut war ich daher, in Wendenheim eine Dame zu treffen, deren Binde mit dem rothen Kreuz am Arm mich eine Berufsgenossin erkennen ließ. Sie war in ein Lazareth nach Rheims dirigirt und wir blieben bis dahin Reisegefährtinnen. Spät am Abend in Saverne eintreffend, wo der Zug des Nachts bleiben mußte, da man auf französischem Boden nur am Tage zu fahren wagen durfte, wendeten wir uns vergeblich an den Etappencommandanten um Anweisung eines Quartiers, wozu unsere Pässe uns berechtigten. Die ganze Stadt war von Militair überfüllt und der Beamte erklärte uns mit verzweiflungsvollem Händeringen, nichts für uns thun zu können, stellte uns indessen die Waggons des Eisenbahnzuges zur Verfügung. Wir richteten uns so bequem wie möglich darin ein, und da wir doch nun einmal auf dem Gebiete der „Gräfin von Saverne" waren, so erschien uns auch ein treuer Fridolin in der Gestalt eines Schaffners, der sofort zu unserm Dienst bereit, unseren nicht geringen Hunger und Durst durch Herbeischaffung von etwas Brod, gebratenen Hammelrippchen in einer Papierdüte und einer Flasche sauren Landweins zu stillen suchte. Darauf schloß man uns, wie Fridolin sagte, um uns vor „Incommandation" zu sichern, in unser Coupé ein und wir erwachten erst, als Morgens 5 Uhr der Zug sich in Bewegung setzte. Im Weiterfahren glaubten wir auch die Gluth des Ofens zu erblicken, die einst den tückischen Robert auf seinem „Gang nach dem Eisenhammer" verschlungen hatte, doch war es bei genauer Betrachtung ein großes Wachtfeuer, das man bei jeder Ein- und Ausfahrt der vielen jetzt auf einander folgenden Tunnel beständig im Brande erhielt. Wunderbar schön war diese Gebirgsgegend bei dem kalten, winterlichen Sonnenaufgang.

Der Wunsch nach ein wenig Erfrischung wurde uns in Saarburg gewährt, wo ein altes Weib schlechten Kaffee für ein theures Geld verkaufte. Von Soldaten umdrängt, wurde es uns schwer, bis zu ihr zu gelangen, doch erhielten wir glücklich noch ein irdenes Näpfchen voll, das bisher von Mund zu Mund gegangen war. Er schmeckte aber so gut wie der feinste Mokka, den ich je in einem Damenkaffee getrunken habe. Selbst Waschwasser verschafften wir uns von dem mitleidigen Locomotivführer, der uns diese ersehnte Labung von der Maschine in einem ledernen Eimer herabreichte, wo dann der Perron uns als Toilettenzimmer dienen mußte. — In Luneville fuhren wir an einem Sanitätszuge vorüber, dessen anerkennenswerthe Einrichtungen ich später Gelegenheit haben sollte zu sehen und selbst zu genießen. Auf dem Bahnhofe in Nancy war wieder sehr viel Militair und wurde es uns sehr schwer, zur nöthigen Visirung unserer Pässe die Etappencommandantur zu erreichen. Ohne Zweifel wird es auch hier gewesen sein, wo unser Gepäck entwendet wurde, obgleich man uns die Versicherung gab, es bliebe ruhig in dem weitergehenden Gepäckwagen stehen, bis wir es fordern würden. Als wir dies in Epernay thaten, war indeß keine Spur mehr davon zu entdecken und die verschiedensten Telegramme und Laufzettel haben es nicht wieder in

meinen Besitz gebracht. Vergebens forschte ich auch auf meiner Rückreise danach, es war und blieb verschwunden. Auch ein Opfer für's Vaterland, mit dem leider dem Vaterland nichts genützt war! Anfänglich fühlte ich es fast als eine Erleichterung, nur noch für meine Person sorgen zu müssen; doch machte sich der Verlust später sehr schmerzlich fühlbar, da ich so Manches zur Erquickung der Kranken mit mir genommen hatte.

Wir passirten nun die Mosel und kamen an Toul vorüber, wo ich zum ersten Male die Verheerungen des Krieges erblickte: die zerschossenen Häuser, die zerstörten Gärten mit den niedergerissenen Mauern und den beschädigten Kirchthurm. In Haufen gesammelt lagen hier die Bomben, die sogenannten Zuckerhüte; hin und wieder sah man kleine hölzerne Kreuzchen, die den Platz bezeichneten, wo unsere braven deutschen Krieger zum letzten Schlaf in fremder Erde gebettet waren.

Unser nächstes Nachtquartier war Epernay, die Heimat des Champagners; unser Quartierbillet lautete auf ein Haus, in welchem wir einige barmherzige Schwestern trafen, die, Krankenpflegerinnen in der dortigen Ambulance, vollständig von demselben Besitz genommen hatten. Die Eigenthümer waren geflüchtet. Mit sehr wenig Barmherzigkeit bedeuteten sie uns, daß für uns kein Unterkommen bei ihnen zu haben sei, obgleich wir gern auf einem Stuhle am Kamin vorlieb genommen hätten. Da mehrere Häuser dieselbe Nummer führten, schickten sie uns in ein gegenüberliegendes, eine Champagnerfabrik, wo nach einigem Hin- und Herreden eine alte Haushälterin nebst ihrem Manne, der das Amt eines Kellermeisters oder Bedienten bekleidet haben mochte, uns in der Küche Platz zu nehmen ersuchten, bis sie uns ein Logis hergerichtet haben würden. Dieses bestand später aus einem kleinen Zimmerchen auf dem Hofe, mit nur einem Bett, in das wir uns theilten. Das Gemach war ohne Zweifel bisher von einem Commis des Hauses bewohnt gewesen, wie die verschiedenen Hüte und Stiefel vermuthen ließen, die der frühere Inhaber zurückgelassen hatte. Man bot uns an, mit den im Hause einquartierten Officieren zu essen, doch zogen wir es vor, unsere Mahlzeit allein zu halten und der kurzen uns vergönnten Ruhe zu genießen. Man gab uns gute französische Kohlsuppe, Fleisch und Brod, dann Endiviensalat nebst Käse und Früchten zum Dessert. Als wir uns die langentbehrten warmen Speisen gut schmecken ließen, erschienen einige der Officiere, die mit größter Verwunderung deutsche weibliche Wesen an dem französischen Küchentische speisen sahen. Bald hörten wir, wie einer der Herren dem Hausmeister Vorwürfe machte, uns keinen Champagner gebracht zu haben, worauf dieser alsbald mit einer Flasche des edlen Getränks erschien, dessen Genuß seine sehr belebende Wirkung auf uns nicht verfehlte.

Früh am andern Morgen reisten wir weiter und kamen noch im Laufe des Vormittags in Rheims an, wo ich mich leider von meiner Reisegefährtin trennen mußte. In der Mairie, einem großen palastähnlichen Gebäude, war ein Ab- und Zugehen von Officieren und auf dem weiten Platze vor dem Hause eine große Anzahl Cavallerie aufgestellt, so daß es mir viel Mühe kostete zwischen denselben einen Weg hindurchzufinden. Man erwartete den Einzug des Prinzen Friedrich Karl, erfuhr jedoch später, daß man durch eine falsche Nachricht getäuscht worden war. — Trotz aller Unruhe ward mir indeß überall freundlicher Schutz und willige Hülfsleistung von Seiten der deutschen Soldaten und nach kurzer Unterredung brachte man mich nach der Rue de Barbâtre, wo ich gleich dem Quartier verlangenden Krieger am

Hause eines Bürgers von Rheims anklopfte und gute, nicht unfreundliche Aufnahme fand.

In den Nachmittagsstunden besuchte ich die herrliche Kathedrale und die Kirche St. Remi. Die prachtvolle Gothik, die verschwenderische Pracht in der Ausschmückung des ehrwürdigen Domes machte den tiefsten Eindruck auf mich. Die französische Anrede eines deutschen Officiers weckte mich aus meinen Träumereien; er hielt mich für eine französische Krankenpflegerin und war sehr erfreut, als ich mich ihm als Deutsche zu erkennen gab. Ein Anderer meinte, mich schon in Versailles bei der Fürstin Solms gesehen zu haben. Auf meine Erwiederung, daß ich direct aus Deutschland käme, forschten sie sehr eifrig, wie es in der Heimat aussähe und ob die deutschen Frauen ihnen durch die französischen Officiere nicht treulos gemacht würden? Mit vollster Ueberzeugung versicherte ich sie, daß man mit Sehnsucht der Rückkehr der deutschen Sieger harre und wol jedes deutsche Weib die Anwesenheit der vielen Gefangenen mehr als eine Last, denn als Annehmlichkeit empfände. Ich legte ihnen dagegen die Frage vor, wie im entgegengesetzten Falle sie zu den französischen Damen ständen? Worauf sie mit lachend erwiederten, daß sie fast noch keine erblickt hätten; eine Behauptung jedoch, die nach den neuesten Berichten etwas an ihrer Glaubwürdigkeit verloren hat. So wenig angemessen ich eine solche Unterhaltung in den Räumen einer Kirche fand, so hatte sie mich doch vollständig wieder in die Gegenwart mit all' ihren Wirren und Sorgen zurückgerufen, und ich empfand es schmerzlich als ich noch der eben beginnenden Messe beiwohnte, zu denken, daß man hier gewiß für den Untergang unserer tapferen deutschen Krieger betete!

Erst bei anbrechender Dunkelheit gelangte ich wieder in mein Quartier und wurde von meinen Wirthen zu ihrem Familiendiner eingeladen. Sie waren sehr bedrückt und traurig über den Krieg, erkannten aber vollkommen an, daß auch Deutschland schwer unter demselben zu leiden habe, und zwar unverschuldeter als Frankreich. Eine gewiß in Frankreich seltene Vorurtheilslosigkeit! Noch in der Dunkelheit des frühen Morgens setzte ich meine Reise fort. Am Bahnhofe hatte ich noch die Freude, von dem wachestehenden Soldaten wiedererkannt zu werden als eine der Damen, welche ihn auf seiner Durchreise in B. mit Speise und Trank versorgt hatten. Der gutmüthige Mensch hatte den geringen Dienst in dankbarster Erinnerung.

Ich konnte die Eisenbahn nur noch bis Soissons benutzen, da der von den Franzosen gesprengte Tunnel jenseit Soissons noch nicht wieder fahrbar war. Ich muß es ein Glück nennen, daß ich mich hier einigen liebenswürdigen Officieren anschließen durfte, mit denen zusammen auf einem schwerfälligen Ackerwagen ich nach einer fünfstündigen Fahrt Villiers-Cotterets erreichte. Unsere Befürchtung, von Franctireurs angegriffen zu werden, erwies sich glücklicherweise als ungegründet; aber ich will es nicht leugnen, daß mir die bärtigen, finsteren Gesichter der französischen Blousenmänner, deren wir mehrfach eine große Anzahl in den Wäldern antrafen, wie sie auf deutschen Befehl die prächtigen Bäume fällen mußten, um die Landstraße zur Seite mehr zu lichten, Furcht eingeflößt hatten; sie ließen es jedoch dabei bewenden, uns nicht gerade freundschaftliche Blicke zuzuwerfen.

Vergebens war meine Hoffnung, noch an demselben Tage weiterreisen zu können, und ich mußte mich abermals entschließen, mir an einem französischen Heerde Obdach zu verschaffen. Da meine Päße auf Officiersquartier lauteten, der Maire aber nur une Dame hinzugefügt hatte, so gab dies

meinen zungenfertigen Quartiergebern zu dem Irrthum Veranlassung, daß der Officier, mein Mann, noch nachfolgen würde, und sie waren wenig erfreut über diese doppelte ihnen auferlegte Last. Als ich sie jedoch bedeutete, daß ich der Erwartete schon sei und als weiblicher Officier reiste, verwandelte sich ihr Unwille in fröhliche Heiterkeit und ich fand in der kinderreichen Familie die freundlichste Aufnahme. Dieselbe hatte früher lange Jahre in Indien gelebt. Sie hatten jetzt schon viel unter der allgemeinen Kriegsnoth zu leiden gehabt, schienen aber das Unglück mit Würde zu tragen. Die erwachsenen Töchter versahen mit Freudigkeit die Arbeiten des Hauses und die Sorge für die kleineren Geschwister, obgleich sie sehr traurig waren, alle sonst gewohnten und geliebten Beschäftigungen, vor Allem die Musik, gänzlich vernachlässigen zu müssen. Hier hatte ich recht Gelegenheit einzusehen, wie unvernünftig die Franzosen gehandelt, welche ihre Wohnungen verlassen und der Willkür der Soldaten preisgegeben hatten. Ich empfing in dieser Familie ein Bild häuslichen Friedens inmitten der sie umgebenden Kriegsnoth. Personenwagen gab es von hier aus nicht mehr, und am andern Morgen, bei der Weiterfahrt, wies man mich in einen Packwagen, wo ich, ähnlich einem weiblichen Merkur, hoch oben auf den Ballen und Kisten der Hamburger und Berliner Liebesgaben throute. Einen der die Sachen begleitenden Herren wollte man, weil er unglücklicherweise einen blonden Bart hatte, arretiren, da eben dieser Bart die unschuldige Ursache war, weshalb man ihn für ein der Spionage verdächtiges Individuum hielt, das, sich für einen Koch des Königs ausgebend, in dortiger Gegend umhervagirt hatte. Nur die ernstlichste Verwendung der übrigen Herren befreite den Armen aus dieser unangenehmen Lage, doch war er mit Recht sehr erbittert, daß man auf seine vom Fürsten Pleß ausgestellte Paßkarte so wenig Werth legte.

Bei der Ankunft in Crespy wurde uns gesagt, daß unsere Locomotive ganz beschädigt sei und nicht mehr weiter fahren könne. Möglich sei es, daß in der Nacht noch eine kommen würde, möglich auch, daß es bis morgen währen könnte, wahrscheinlicher aber, daß sie dann erst den mit Hämmeln beladenen Zug beförderte, der in einiger Entfernung auf den Schienen stand. Man muß Geduld haben in Kriegszeiten!

In einer kleinen Schänke nahe am Bahnhofe verschafften meine Reisegefährten uns ein Mittagsmahl von gebackenen Eiern und Wurst, das uns für das Endziel unserer Reise kräftigen mußte, indem wenig Aussicht war in den von der Armee besetzten Ortschaften noch etwas kaufen zu können. Wiederum Quartier suchend in die Stadt zu gehen war nicht rathsam, da möglicherweise in der Nacht die ersehnte Locomotive kommen konnte; allein auf dem im Innern des Gebäudes gänzlich zerstörten und geleerten Bahnhofe zu übernachten war eben so unmöglich. Nur ein kleines Postzimmer war eingerichtet und erwärmt und ich betrachtete sehnsüchtig den bequemen Sessel des jungen deutschen Postbeamten. Endlich faßte ich mir nothgedrungen ein Herz, ihn um die Erlaubniß zu ersuchen, die Nacht in diesem Zimmer zubringen zu können, was er mit freundlicher Bereitwilligkeit gestattete unter der Bedingung, mich mit allen Geheimnissen und Schätzen seines Bureaus einschließen zu dürfen. Dies wurde indeß dadurch unnöthig, daß meine militairischen Reisebegleiter gleichfalls auf den Gedanken kamen, dies Zimmer zu ihrem Aufenthalt für die Nacht zu erwählen, wozu der Beamte wiederum lächelnd seine Einwilligung gab. Was blieb mir übrig, als gleichfalls gute Miene zum bösen Spiele zu machen und auf meinem Sessel im Vorder-

grunde Platz nehmend, den Herren auf einer herbeigeschafften Matratze die nöthige Ruhe zu gönnen, die sie denn auch bald fanden, wie mich ihr lautes Schnarchen überzeugte. Ich selbst wurde sehr von den vor der Glasthür auf- und abschreitenden Soldaten gestört, die oft große Verwunderung über die sich ihnen aus unserm erleuchteten Zimmer darbietende Ruhescene an den Tag legten.

Am 18. November gegen Mittag erlöste uns endlich eine Locomotive aus der peinigenden Ungeduld, indem wirklich die des Nachts ankommende die Hämmel den Menschen vorgezogen hatte. Die Locomotive wie sämmtliche Wagen waren in zerbrochenem Zustande, und dieser Umstand trug nicht gerade dazu bei, mir das Herz zu erleichtern, das, dem Ziele nahe kommend, nicht die bange Frage unterdrücken konnte: „Wie und wo wirst Du den Bruder finden, und was wird aus Dir selbst werden?" — Ich hatte Zeit, mich diesem Gedanken zu überlassen, da man mich höflicherweise allein in's Damencoupé, einen Packwagen mit großem Loche im Boden, den Tags zuvor eine Anzahl Hämmel bewohnt zu haben schien, gebracht hatte. Heute waren außer mir eine Menge Kisten mit Erbswurst darin, die aber während des Fahrens mir von beiden Seiten so bedenklich näher rückten und ein so betäubendes Gedröhn verursachten, daß ich glaubte, der jüngste Tag sei über meinem Haupte angebrochen. Dennoch kamen wir glücklich am Endpunkte der Bahn, in Gonesse, an.

Ein junger Depotverwalter, der unterwegs mich schon öfter angeredet hatte, bot mir seinen allerdings mit Waaren aller Art beladenen, bereitstehenden Wagen an und lud mich auch ein, mit auf das Zimmer seines Collegen zu kommen, um mich zu wärmen und etwas zu genießen. Hungrig, wie ich war, verschmähte ich dies Anerbieten nicht. Der College war zwar nicht da, wol aber ein Imbiß von Brot und Wurst und ein Fäßchen Portwein, aus welchem man das edle Getränk in große Bierkrüge zapfte, deren wiederholte Leerung meinem Begleiter keine schwierige Aufgabe zu sein schien.

Ehe er sich auf's Pferd schwang, um dem langsamer nachfolgenden Wagen vorauszureiten, machte er mir noch den eigenthümlichen Vorschlag, mit ihm zu reisen, in beweglicher Weise seine und seiner Kameraden Sehnsucht nach der Pflege und Gemüthlichkeit schildernd, welche nur Frauenhand zu bereiten vermöchte. Als ich ihn indeß ruhig den ernsten Zweck meiner Reise wissen ließ, reichte er mir herzlich die Hand und jagte auf seinem schnellen Rosse in die Abenddämmerung hinein.

Sein Anerbieten, den Wagen zu benutzen, das er auch den Officieren gemacht hatte, war freilich sehr gut gemeint, allein unter dem übergespannten Laken war so wenig Raum, daß wir nur in der demüthigsten Haltung darunter Platz fanden und einer der Herren es vorzog, auf der Deichsel zu sitzen.

Eine Zigeunerfahrt, wie sie nicht besser gedacht werden konnte!

Von der Umgegend sah ich Nichts, da dichter Nebel jeden Gegenstand verhüllte. Nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt kamen wir in Villiers le Bel an und hielten vor einem ansehnlichen Hause, welches die darüber wehende Flagge mit dem rothen Kreuz als Lazareth bezeichnete. Wie glücklich war ich, als auf meine Anfrage bei einem freundlichen Sergeanten, welcher in der Thür des Hauses stand, mir die Antwort zu Theil wurde, daß mein Bruder dort sei und man seine Krankheit für gefahrlos halte.

Auch meine Reisegefährten nahmen herzlichen Antheil an meiner Freude und wir trennten uns mit dem Wunsche einstiger glücklicher Rückkehr in's

theure deutsche Vaterland. Von dem Sergeanten in das Zimmer des Inspectors geführt, schien dieser keinen geringen Schrecken über die Zumuthung zu bekommen, für ein weibliches Wesen ein Unterkommen schaffen zu sollen. Der Sergeant beruhigte ihn mit der Aussicht, daß ein im Hause wohnender Professor im Nebengebäude noch ein Zimmerchen habe, das im Augenblicke unbenutzt sei und versprach für Alles Sorge tragen zu wollen.

Dankbar erinnere ich mich der vielen guten Menschen, welche mir Gott in den schwierigsten Lagen meines Lebens zuführte und die mit freundlicher Bereitwilligkeit mir nach Kräften Hilfe leisteten.

Der Sergeant ging dann auch voraus in den Krankensaal, meinen Bruder von meiner unerwarteten Ankunft in Kenntniß zu setzen, dessen herzinnige Freude und Rührung mich mehr als reichlich für alle Mühen und Strapazen der Reise belohnten. Ich fand meinen theueren Kranken in einem großen, luftigen Saale mit etwa vierundzwanzig anderen nicht sehr schwer Kranken zusammen; sein Nachbar war gleichfalls ein Freiwilliger des Alexanderregiments aus derselben Compagnie, auch an demselben Tage mit ihm in's Lazareth gekommen.

Meines Bruders Zustand gab die beste Hoffnung, ihn recht bald so weit hergestellt zu sehen, um mit mir heimreisen zu können. Das Heimweh schien nicht nur ihn, sondern auch fast alle seine Leidensgefährten sehr zu quälen, so daß ich viel zu trösten und zu beruhigen hatte.

Mein Freund, der Sergeant kam bald mit der Meldung, daß mein Zimmer für mich bereit sei, und der Professor, den ich für den Besitzer des Hauses hielt, das ein großes Erziehungsinstitut für Knaben gewesen war, mich zu sich bitten lasse, um meine Bekanntschaft zu machen. Im Vorderhause eine Treppe hinaufgeführt, betrat ich ein Zimmer, das in seiner Ausstattung den wunderlichsten Anblick gewährte, den ich je gehabt. Zwei Betten, auf denen in malerischster Unordnung verschmutzte seidene Kissen umhergewühlt waren, eine kostbare Uhr auf dem Kamin, ein eleganter Plüschsessel, zeugten von der einstigen guten Einrichtung. Dazwischen aber lagen im buntesten Chaos Kochgeräthschaften aller Art, große Holzklötze, Sägen, gebrauchte Wäsche, beschmutzte Stiefel, große Folianten und elegant gebundene Romane, geleerte Weinflaschen, Brodstücke, Kartoffeln und sonstige Nahrungsmittel. Der Bewohner dieses Zimmers entsprach vollkommen der seltsamen Einrichtung und ich lernte in ihm einen ältern Junggesellen vom reinsten Wasser kennen. Er war nicht, wie ich vermuthet, Besitzer des Hauses, sondern nur Lehrer an der Anstalt gewesen. Jener war mit seiner Familie, wie fast alle Einwohner des großen Fleckens, geflüchtet. — Mein Professor, ein Schweizer von Geburt, der auch lange in Italien und England gelebt hatte, und dessen besondere Gunst ich mir bald durch meine Kenntniß der englischen Sprache erwarb, hatte seither als Dolmetscher dem Lazarethpersonal bei den Einkäufen in der Umgegend Dienste geleistet und wurde dafür vom Lazareth mit erhalten. In Villiers selbst war damals nicht das Geringste zu haben, indem der ganze Ort von deutschem Militair besetzt war. Der alte Mann klagte mir, daß alle seine guten Sachen ihm von den Soldaten genommen seien, doch schien er sich nun an Dem schadlos zu halten, was für ihn noch irgend erreichbar war, und er häufte nicht nur in seinem Zimmer, sondern auch in dem, welches er mir überließ, eine solche Menge von Sachen auf, daß ich oft für meine Person kaum Platz dazwischen fand. Ich diente ihm dabei zum Schutzengel für seine Heiligthümer, denn so lange

ich sie in Gebrauch hatte und die Thüren gut verschloß, nahm sie ihm Niemand. An einem ziemlichen Vorrath von Wein, den er unter einer Menge gebrauchter Wäsche verborgen hatte, schien sein Herz ganz besonders zu hängen, doch stellte er mir mit größter Freundlichkeit alles Vorhandene zur Verfügung, so wie er mir auch jeden meiner Wünsche zu erfüllen suchte, so weit dies in seiner Macht stand.

Dieselben erstreckten sich indessen meistens nur auf trockues Holz, um mich bisweilen durchwärmen zu können, da in den Krankensälen, wo stets Fenster geöffnet sein mußten, bei dem in so geringer Quantität vom Inspector gelieferten Brennmaterial oft eine eisige Kälte war, unter der besonders die Reconvalescenten sehr zu leiden hatten. Die Betten, in welchen meistens nur Strohsäcke und Strohkopfkissen, wenn auch gute, waren, gewährten nicht immer Schutz genug gegen die in Frankreich so ungewöhnliche Kälte des letzten Winters. Das Essen, welches die Kranken bekamen, war zuweilen recht gut, besonders die abendliche Suppe; allein das Rindfleisch, das man ihnen in der zwar kräftigen, allein für Kranke höchst unverdaulichen Kohlsuppe reichte, von einer so ungenießbaren Qualität, daß es oft unmöglich war dasselbe zu essen. Es mochte vielleicht zu frisch sein. Leider waren auch die Portionen des Schinkens und Bratens, welch' letzterer nur zu oft aus dem gewohnten Rindfleisch mit etwas Fettbrühe bestand, ziemlich gering, und mancher mit tüchtigem Reconvalescentenappetit Begabte hätte dieselben verdoppelt ohne Schaden genießen können.

Indessen so traurig dieser Umstand war, wurde er doch durch weise Sparsamkeit bedingt, mit welcher man die Vorräthe, deren Herbeischaffung so viel Schwierigkeit hatte, einzutheilen suchte. Leider aber war auch das aus Waizenmehl gebackene Brod von einer so festen, unverdaulichen Art, daß die Aerzte es nur sehr selten in ganz geringen Portionen den Kranken erlauben konnten. Dabei war an Erfrischungen für dieselben, wie Selterswasser, Fruchtsäfte oder condensirte Milch gar nicht zu denken. Das Einzige, was von wirklicher Güte den Kranken zu Theil wurde, war Portwein, den die Aerzte oft sich selbst entzogen, um ihn ihren Patienten zuwenden zu können. Was überhaupt die Kranken in materieller Labung entbehrten, ersetzte ihnen die wahrhaft freundschaftliche Theilnahme und Aufmerksamkeit der Aerzte und auch ich bin denselben in vieler Beziehung zu großem Dank verpflichtet. Am Morgen nach meiner Ankunft stellte ich mich dem Chefarzte vor und wurde in meiner Eigenschaft als Krankenpflegerin gern von ihm aufgenommen. Er gestattete mir, die Pflege meines Bruders zu übernehmen und empfahl auch die mit ihm in demselben Zimmer liegenden Kranken meiner Fürsorge.

Hinter meinem zu ebener Erde liegenden Stübchen, dessen Fenster, wie fast alle im Hause, mit starken Eisengittern versehen war, befand sich eine kleine Küche, eine wahre Hexenküche, aus der ich erst den Schmutz von Jahrhunderten zu entfernen hatte, ehe ich im Stande war, in derselben einige von den Aerzten verordnete Erquickungen für meine Kranken kochen zu können und mich einigermaßen menschlich zu fühlen. Einen großen Kampf hatte ich überhaupt mit dem mich umgebenden Schmutz zu bestehen, der sich überall meinen Blicken darbot, und zu dessen Entfernung ich weder Besen, noch Bürsten zu entdecken vermochte. Am meisten aber war dies der Fall, wenn ich um die Speisestunde zu meinem alten Professor ging, der mich gebeten hatte, die Mahlzeit bei ihm einzunehmen und welcher sich meine Portion in

der Küche mit verabreichen ließ. Oft traf ich bei ihm einen Franzosen, einen geflüchteten Bürger des Städtchens, der kam, um nach seinem ganz von Soldaten in Besitz genommenen Hause zu sehen, und es bildeten der schweizer Professor, der französische Uhrmacher und die deutsche Krankenpflegerin ein gar seltsames Kleeblatt. Da aßen wir denn aus derselben Suppenschaale, in welcher vorher des Professors geliebte Katze sich einen bequemen Ruhesitz zurecht gemacht und die Reste der vorigen Mahlzeit ausgeleckt hatte. Den Wein tranken wir aus Gläsern, die seit geraumer Zeit schon mit Wasser nicht in Berührung gekommen waren.

Lange kämpfte ich mit meinem Ekel vor dergleichen und der Furcht, meinen Helfer in der Noth zu beleidigen, bis später meines Bruders sich verschlimmernde Krankheit mir nicht mehr erlaubte, ihn zu verlassen. Dadurch wurde ich freilich gezwungen, mir die nothwendigen Nahrungsmittel selbst in der Küche zu erbitten, wo mir der Koch bisweilen ein Stück Fleisch aus seiner Hand in die meinige gab. Man gewöhnt sich im Kriege an Vieles und ich lernte bald auch mein zweites Auge zudrücken, da ich das erste bereits in Deutschland zu schließen gelernt hatte.

Am ersten Sonntage meines Aufenthalts in Villiers le Bel spazierte ich, um etwas frische Luft zu athmen, am Arme meines Professors nach dem prachtvoll auf einer Höhe gelegenen und mit dem schönsten Baumwuchs umgebenen Schlosse Ecouen, das als Erziehungsanstalt der vornehmen weiblichen Jugend Frankreichs einen bedeutenden Namen hat. Statt der jugendlichen Schönheiten Frankreichs jedoch sahen jetzt nur deutsche Soldaten zu den Fenstern heraus, und die Lazarethflagge mit dem rothen Kreuz wehte von dem Thurm hernieder. Gern hätte ich mir die innere Einrichtung der in Krankensäle verwandelten Räume betrachtet und mich gefreut, daß unsere armen Kranken in den zurückgelassenen Betten der jungen Aristokratinnen gleich eine bequeme Ruhestätte gefunden hatten; allein die Zeit drängte, und ich wollte gern noch einen Blick auf die von der Abendsonne beleuchteten Höhen von Paris genießen.

Wir durchschritten nun den Park, der zur Rechten von einem hohen Plateau einen weiten Ueberblick über das im Thal liegende Dorf Ecouen mit der hübschen Kirche und eine im letzten Herbstschmuck prangende reiche Landschaft gewährte. Nachdem wir eine uralte Allee der herrlichsten Kastanien durchschritten hatten, die, wie alle zu den Seiten abweichenden Laubgänge den Namen irgend eines Heiligen führte, eröffnete sich uns zur Rechten eine weite, freie Aussicht auf Paris. Leider war das früher auf diesem Platze angebrachte Fernrohr nicht mehr vorhanden, doch konnten wir auch ohne dasselbe deutlich die Höhen des Montmartre und Mont Valerien, so wie den Canal erblicken, welcher durch immense Erdarbeiten von den Deutschen in solche Höhe geleitet worden war, daß er wie ein silbernes Band am Horizonte leuchtete. Mein Begleiter machte mir auch eine Erhöhung als den berühmten Arc de Triomphe bemerklich, doch erlaubte die Entfernung mehrerer Meilen nicht, weitere einzelne Bauwerke zu unterscheiden.

Um so deutlicher aber erreichte uns hier das dumpfe Dröhnen der Geschütze von den Forts, das ich auch im Lazareth schon oft gehört hatte. Später bei den wiederholten Angriffen auf le Bourget sah ich oft in's Feuer derselben, und bei dem beginnenden Bombardement auf Paris klirrten fortwährend unsere Fensterscheiben. Vom Thurme des Lazareths, auf welchen ich oft hinaufstieg, konnte ich auch bisweilen Leuchtkugeln aus Paris auf-

steigen sehen und bei der Rückkehr von Ecouen schwebte ein Luftballon hoch über unseren Häuptern.

Auf dem Rückwege nach Villiers bemerkte ich, wie an den Weinstöcken, welche an den Hügeln emporwuchsen, noch die meisten Trauben hingen, von denen noch einzelne zu genießen waren. Große Plantagen mit Johannisbeeren, auch zum Theil noch unverdorrt, erregten sofort den Gedanken in mir, dieselben zu sammeln und für meine Kranken zu Saft einzukochen. Einige vorbeikommende Soldaten boten mir sehr bereitwillig beim Pflücken ihre Hülfe an, um auf diese Weise den kranken Kameraden eine Freude zu machen.

Auch Massen der schönsten Aepfel lagen noch unverdorben unter den Bäumen, da der Soldat bei dem beständigen Wechsel des Quartiers keine Zeit zum Einsammeln hat und die Einwohner vor der Ernte fortgezogen waren. So verkam wol der größte Theil derselben in diesen so reich gesegneten Landstrichen, die im Schmuck des Sommers ein wahrer Garten Gottes sein müssen. Manchmal brachte ich mir von meinen Spaziergängen einen Korb voll Aepfel mit, die mir später, als der plötzliche Frost diesem Einsammeln ein Ziel setzte, sehr zu statten kamen.

Nachdem ich etwa acht Tage eine Mitbewohnerin des Lazareths gewesen war, nahm meines Bruders Krankheit einen sehr gefährlichen Charakter an, so daß ich keinen Augenblick ihn zu verlassen wagte. Trotz meiner Wachsamkeit aber sprang er doch eines Nachts aus dem Bette und riß, ehe ich's hindern konnte, das Fenster auf, wähnend, es sei zum Angriff geblasen und er müsse hinaus gegen den Feind. Sein Zustand erforderte bald, ihn in einen kleinern Saal zu den übrigen Typhuskranken zu bringen, wo Tag und Nacht abwechselnd eine Diaconissin, deren eine bald nach mir an das Lazareth gekommen war, und einer der Krankenwärter die Wache hatte. Mit großer Treue versah Erstere ihr schweres Amt, doch leider mußten die armen Kranken, wie sie mir als Genesende selbst erzählten, oft lange Zeit rufen, ehe der schnarchende Wärter ihre Bitten gewährte. Manches brutale Wort von Seiten derselben an die Leidenden hat da mein Herz empört, wogegen wieder einige der Wärter, trotz der rauhesten Außenseite, die zarteste Schonung gegen die ihrer Sorge Anvertrauten an den Tag legten.

Die schwersten Tage und Nächte meines Lebens habe ich dort am Bette meines in den heftigsten Fieberphantasien liegenden Bruders erlebt und mein ganzes Denken war nur ein inbrünstiges Gebet zu dem Allmächtigen um Erhaltung des theuren Lebens. An mich selbst zu denken hatte ich trotz der Ermahnung der Aerzte keine Zeit; ich fühlte auch keine Ermattung, kaum etwas Hunger, nur die tiefe Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen in dieser schweren Lage. — Neun bange Tage und Nächte verstrichen so, in denen der Donner der Geschütze einen noch ergreifendern Eindruck auf mich machte, als vorher. Auch Feuerlärm erschreckte uns in einer der Nächte, doch brannte nur ein Stallgebäude am andern Ende des Ortes nieder und mein geliebter Kranker wurde nicht davon beunruhigt. Am Abend des neunten Tages bereitete mich der Arzt auf eine sehr unruhige Nacht vor; ich wagte nicht zu fragen, ob es die letzte sei. Mit banger Sorge verbrachte ich Stunde auf Stunde, den heißen Kopf des Kranken kühlend, welcher ganz wider Erwarten ununterbrochen bis zum hellen Morgen schlief.

Mit innigstem Dank gegen Gott gewahrte ich dies Zeichen der Besserung, die auch von da an, zwar sehr langsam, aber sichtlich eintrat. Lange zwar währte es, ehe die Fieberphantasien sich ganz von der Wirklichkeit schieden

und es war nicht nur bei ihm, sondern vielen seiner Leidensgefährten zur festen Ueberzeugung geworden, daß man sie auf dem Schlachtfelde zum Officier gemacht und ihnen das Eiserne Kreuz verliehen hätte; sie trennten sich schwer von diesen an Größenwahn grenzenden Ideen. Die Meisten sprachen in ihren Phantasien nur von fürstlichen Personen und den Helden des Krieges, zu denen sie sich unbedingt auch rechneten. Wie lebhaft diese Träume noch bei theilweis geklärtem Bewußtsein fortbestehen, beweist mir ein Brief meines Bruders, den er mit zitternder Hand im Bette zu schreiben verlangte, als Absage auf eine von ihm geträumte Einladung zum Souper bei seinem Hauptmann. Das im Fiebertraume verfaßte Schreiben ist völlig gut und richtig stylisirt und „Lieutenant" M. im Alexanderregiment unterzeichnet. Ich bewahre es zum Andenken an jene Zeit.

Bei der fortschreitenden Besserung in meines Bruders Befinden und der vielfach stattgehabten Evacuation der Kranken nach Deutschland, räumte man uns auf meine Bitte einige kleine Zimmerchen ein, die unbenutzt in einem höhern Ueberbau des Hauses lagen und welche ich mit Hülfe meines Professorfreundes, oder vielmehr seiner Sachen, ganz wohnlich einrichtete, obgleich es mir nicht leicht wurde, Stühle und Tische die hohen Treppen hinaufzutragen. Doch hier trat das alte Sprüchwort wieder in Kraft: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! — Das dachte ich auch, wenn ich jeden Morgen meine Wassergefäße am Brunnen zu füllen ging und kaum im Stande war, mit aller Kraftanstrengung den festgefrornen Eimer aufzuwinden. Bisweilen fand sich wol ein mitleidiger Soldat, der mir hülfreich seine Hand lieh.

In unserm Thurmzimmerchen verlebte ich nun mit meinem Pfleglinge einige stille und bei seiner fortschreitenden Genesung fast glückliche Wochen, verschönt durch die Briefe und vielfachen Sendungen aus der Heimat, welch' letztere uns in den Stand setzten, unsere eigne kleine Wirthschaft zu etabliren und manchen der übrigen Patienten eine Freude zu bereiten.

Meinen dazu nöthigen Hausrath hatte ich mir nach und nach, wenn das im Orte stehende Militair ausmarschirt war, in Begleitung der Diaconissinnen aus den leerstehenden Häusern zusammengesucht, eine Manipulation, die man soldatisch: „Rollen" oder „Retten" nennt, und ich hatte auf diesen Streifzügen Gelegenheit, die jammervollste Verwüstung im Innern der Häuser zu erblicken.

Nur selten fanden wir noch wirklich brauchbare Gegenstände, Alles zerschlagen, vermodert, unter Schmutz verkommend. Ich mußte mich oft mit wirklichem Grauen von dem Anblicke dieser Zerstörung des häuslichen Herdes abwenden. Indessen sind größtentheils die französischen Soldaten selbst die Ursache davon, welche vor den Deutschen hier einquartirt, Vieles vernichteten, und zugleich die Einwohner, welche durch die eigene Zerstörung alles Brauchbaren den Deutschen ihre feindliche Gesinnung an den Tag legen wollten.

So sah man bei jedesmaligem Einrücken eines neuen Truppentheils ganze Wagen voll Hausgeräth mitführen, was oft einen ebenso komischen als interessanten Anblick gewährte. Mancher wird bei seiner einstigen Rückkehr sein Eigenthum in weit entfernten Ortschaften zu suchen haben, wenn überhaupt noch Etwas davon vorhanden ist. Bei dem Mangel an trockenem Brennmaterial machte sich Niemand ein Gewissen daraus, Stühle, Tische, Hakenbörte und alles Entbehrliche zu verbrennen und wir heizten fast nur mit Mahagoni.

Auf einem meiner „Rettungsstreifzüge" welchen ich unternommen, um

mir einen Theetopf für meine Kranken zu verschaffen, hätte es mir aber fast übel ergehen können, denn indem ich in Begleitung eines Soldaten in ein ansehnliches Haus ging, wo die zerstörte Pracht der Gemälde, des seidenbezogenen Mobiliars und der vom Boden bis zur Decke reichenden Spiegel meine ganze Theilnahme erweckte, fand ich in einem fast zertrümmerten Bücherschranke eine Prachtausgabe von Rousseau's Werken mit den feinsten Stahlstichen, die meinem Bruder sicher eine sehr ersehnte Unterhaltung gewährt hätte, und ich beschloß ihm dieselbe mitzunehmen. Als ich weiter nach einer Theekanne zu suchen begann, erschien ein finsterblickender Franzose mit einer Dienstmagd, die mich und meinem Begleiter mit einer Fluth von Worten überschütteten, aus denen ich nur so viel entnahm, daß er der eben zurückgekehrte Besitzer des Hauses und nicht gesonnen sei, sein Eigenthum fremden Händen zu überlassen. Vergebens war meine Versicherung, daß es nicht meine Absicht gewesen, ihm Etwas zu entwenden, was ich ihm durch sofortige Rückgabe des Buches bewies. Der Schein war gegen mich und vergeblich auch mein Bitten um eine Theekanne für die Kranken. Er beruhigte sich erst, als ich mit meinem Begleiter von dannen ging und warf mir bei einer spätern Begegnung die ingrimmigsten Blicke zu.

Ganz entgegengesetzter Art fand ich einst bei einem kurzen Spaziergange in einem mit schönen Statuen geschmückten Garten einen alten Gärtner, welcher mir mit der größten Bereitwilligkeit eine Menge Obst und einige der schönsten Kürbisse zum Einmachen für die Kranken einhändigte, so daß ich den Reichthum kaum zu tragen vermochte.

Im Ganzen ließ ich mich nicht gern viel außerhalb des Lazareths sehen, da die Erscheinung eines weiblichen Wesens hier immer Aufsehen erregte. Die Soldaten quälten sich bisweilen ab, mich mit irgend einer französischen Höflichkeit anzureden, die ich dann zu ihrem Erstaunen mit einem echt deutschen: „Guten Tag“ beantwortete, während ich dann im Weitergehen den freudigen Ausruf: „Herr je, eine Deutsche!“ erschallen hörte.

Zum Kirchhofe aber bin ich einmal hinausgewandelt, um zu sehen, wo unsere deutschen Krieger hier gebettet wurden und Gott zu danken, der mich vor dem Schmerz bewahrt hatte, auch meinen theuren Pflegling hier der fremden Erde übergeben zu müssen. — Da sah ich eine Menge bereits eingesunkener Gräber; einige derselben, besonders die mehrerer junger Offiziere, mit rohgearbeiteten und beschriebenen Kreuzchen bezeichnet, während die meisten nur mit einem eingekerbten Stocke, in welchem ein eingeklemmtes Papier Namen und Heimat des hier Ruhenden bezeichnete, versehen waren. — Viele dieser Blätter waren bereits vom Winde verweht und entführt.

Hin und wieder ein Kranz, den kameradschaftliche Liebe auf das Grab gelegt, war Alles, was diese Gräber schmückte, während die der früher hier Begrabenen mit dem buntesten Tand und Flitter verziert waren.

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, wie manches Vater- und Mutterherz mich wol darum beneiden würde, an diesen Gräbern stehen zu können! Aus weiter Ferne ist zu ihnen wol nur die Anzeige vom Tode des geliebtes Sohnes gedrungen. — In diesen Zeilen möchte ich ihnen Grüße bringen vom Grabe des Entschlafenen!

Manches junge Leben habe auch ich unter qualvollen Leiden dahinscheiden sehen und ich gönne dem Krieger den raschen Tod auf dem Schlachtfelde; er ist leichter, als langsames Hinsiechen in den Lazarethen, wo bei den meist noch jugendlichen Kräften die Seele sich so schwer vom Körper los-

ringt. In unserm Thurmstübchen konnten wir allnächtlich das Stöhnen und laute Phantasiren der Typhuskranken hören, deren Zimmer unter dem unsrigen sich befand. Es war mir stets eine ernste Mahnung zum Dank, daß wir glücklich dasselbe hatten verlassen können.

Zu unseren Besuchern im Thurmstübchen gehörte der als liebenswürdiger Gesellschafter wie als Seelsorger gleich hochzuschätzende Pastor der Gardelazarethe und es war uns stets eine große Freude, wenn er es nicht verschmähte, eine Tasse Thee bei uns zu trinken. Auch einzelnen der Kranken hin und wieder ein Paar gemüthliche Stunden zu bereiten, war mir stets eine Herzensfreude und sie schienen Alle gern zu uns hinaufzusteigen.

Dankend muß ich auch noch eines Sergeanten, des Capitaine d'armes, gedenken, der mit der freundlichsten Bereitwilligkeit alle meine bescheidenen Wünsche nach einem Theekessel, einer Reibe &c. erfüllte und endlich sogar dem dringendsten Mangel von meiner Seite, dem an Wäsche, die ich mit meinem Reisesack eingebüßt hatte, abhalf. In irgend einem Schranke des Hauses hatte er noch reine Damenwäsche entdeckt und ich dünkte mich reich, wie eine Königin, als ich von derselben Gebrauch machen konnte.

Vor Allem aber war die Weihnachtszeit reich an stiller, dankbarer Freude, reich auch an sehnsüchtigem Heimweh, obgleich ich es um meines Kranken willen tapfer bekämpfte.

Die Wärter hatten prachtvolle Tannen angeschafft, um jeden der Krankensäle mit einer solchen zu schmücken. Ich half nach Kräften und lieferte Cigarren, einige gefrorne Aepfel, Tannenzapfen, Wattenflocken und buntes Papier zur Ausschmückung derselben.

Wir hatten in einem Packete ein kleines deutsches Tannenbäumchen geschickt bekommen, das mit den gleichfalls aus der Heimat erhaltenen Lichtern am Abend einen festlichen Weihnachtsglanz in unserm Stübchen verbreitete. Einer der Kranken, ein junger Bildhauer, malte mit Hülfe eines im Hause gefundenen Tuschkastens allerliebste Fahnen mit passenden Inschriften an den Baum im großen Krankensaale, wo gegen Abend der Pastor eine kurze, aber ansprechende Weihnachtsfeier hielt.

Es machten seine Worte einen tiefergreifenden Eindruck auf mich, als er so inmitten der vielen Krankenbetten das wol von Allen gefühlte Heimweh in Hinweis auf die himmlische Heimat zu bekämpfen suchte. — Auch die große Weihnachtsverheißung: „Frieden auf Erden!" entsprach wol dem heißesten Wunsche der armen Kriegsopfer, wie dem so vieler tausend Herzen, die der Krieg mit Sorge und Angst erfüllt hat. — Auf die an mein Weihnachtsbäumchen bestimmte Fahne, welche das rothe Kreuz im weißen Felde trug, wollte mir der junge Künstler auf Anrathen unseres guten Wärters die rührenden Worte malen: „Aus Mitgefühl der Heimat fern." Ich bat ihn statt dessen um den Weihnachtsspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe!" doch schrieb er mir Ersteres auf den Grund des Kreuzes. Es ist mir ein liebes Andenken an die Weihnachtsfeier im Lazareth in Frankreich.

Auf den Straßen war viel Lärm am Weihnachtsabend, die Soldaten machten Musik auf zerbrochenen Instrumenten, brachten dabei aber manch' begeistertes Hoch auf König und Vaterland aus. Auch das war Weihnachtsjubel, Soldatenjubel!

Still vergingen die Feiertage, aber unter dem verschärften Donner der Geschütze begrüßte uns das neue Jahr. In Hinblick auf meinen Genesenden konnte ich es dankbar und freudig beginnen, wie auch am 2. Januar

mit denselben Gefühlen meinen Geburtstag verleben. Ganz heimlicherweise hatte der gute Capitaine d'armes früh am Morgen desselben einen Kuchen auf unser Zimmer gesetzt, auf welchen sehr zierlich: „Ich gratulire!" gebacken war. Mich rührte diese freundliche Aufmerksamkeit sehr; räthselhaft ist mir indeß geblieben, wie und wo er denselben angeschafft hatte, da in dem Orte selbst fast nichts zu haben war.

Die freudigste Botschaft im neuen Jahr indessen war für uns die Nachricht, daß ein württembergischer Sanitätszug in Gonesse eingetroffen sei, der auch uns der Heimat zuführen sollte. So langersehnt diese Stunde war, so traf sie uns doch jetzt unvorbereitet, und der Gedanke, mich von unserm Thurmzimmer trennen zu sollen, das mir durch so viele Erinnerungen theuer geworden, wurde mir nicht leicht. Nun sollte es wieder hineingehen in das Gewirre da draußen und nicht ohne Sorge konnte ich im Hinblick auf meines Bruders noch schwache Kräfte der weiten, anstrengenden Reise gedenken.

Am Morgen des 8. Januar fuhren wir nach herzlichem Abschiede von den vielen uns liebgewordenen Menschen, die alle mit dem Wunsche für eine glückliche Reise noch an den Wagen kamen, auf dem Vordersitze eines großen Krankentransportwagens bis Gonesse. Wir schieden wol auf Nimmerwiedersehen von dem Orte, in welchem wir so viele gute und böse Tage verlebt hatten und in welchem ich menschliches Elend in seiner ganzen Größe kennen gelernt.

In Gonesse angekommen wurde meinem Bruder in einem der Krankenwagen des Zuges eine Hängematte angewiesen und ich, vom Chefarzt des Lazareths empfohlen, erhielt einen Platz im Coupéwagen.

Etwa 120 Kranke und Verwundete wurden aus den verschiedensten Lazarethen des Gardecorps herbeigeschafft und in möglichst bequemer Weise in den Waggons untergebracht. Die Einrichtungen gerade dieses Sanitätszuges sind so vortrefflich, daß er die Berühmtheit, die er sich gewann, in jeder Weise verdiente. Aerzte, Officiere und auch der Chef des Gardecorps, Prinz August von Württemberg, kamen nach dem Bahnhofe, den Zug zu sehen und in Begleitung des Letztern auch der liebenswürdige Generalarzt der Gardelazarethe, der jedesmal ein freundliches Gespräch mit mir anknüpfte, so oft er nach Villiers kam, und auch hier noch in herzlicher Weise von mir Abschied nahm.

Ein württembergischer Arzt begleitete den Zug und früh am andern Morgen fuhren wir von Gonesse ab.

Aus der Küche des Sanitätszuges mit Speise und Trank versorgt und von den in jeden Wagen befindlichen Krankenpflegern und Pflegerinnen mit aller Sorgfalt behandelt, legten die Kranken in den gutgewärmten Wagen fast alle ohne nachtheilige Folgen für ihren Zustand die weite Reise zurück.

Da man auch im Fahren durch sämmtliche Wagen des Zuges hindurchgehen kann, so konnte ich jederzeit meinen Bruder sehen und mich von seinem Befinden überzeugen, so wie er zuweilen Nachmittags zu mir in den Coupéwagen kam. Dort fanden sich auch einige liebenswürdige württembergische und preußische Officiere ein, denen außerdem ein besonderer Wagen des Zuges eingeräumt war. Nachts theilte ich dieses Coupé, welches reichlich mit Decken versehen war, mit den Krankenpflegerinnen, die theils dem Orden der Franciskanerinnen angehörten, theils Diaconissinnen waren. Eine der Ersteren machte schon zum siebenten Mal die Reise in diesem Zuge mit.

Die Kranken, welche mit meinem Bruder in demselben Wagen lagen,

wurden von einer sehr jungen Nonne, Schwester Augustina, verpflegt und es hatte viel Interesse für mich, dieselbe in ihrem stillen Schaffen zu beobachten und mich über die Regeln und Einrichtungen ihres Ordens mit ihr zu unterhalten. Sie war noch Novize, aber voll der innigsten Hingebung an ihren Beruf als Krankenpflegerin. Ich wußte nicht, sollte ich sie bemitleiden um des engen Gesichtskreises willen, aus welchem sie das Leben ansah.

Einen allerliebsten Anblick gewährte besonders Abends die Speisung des ganzen den Zug begleitenden Personals, das nacheinander in die Küche kommen mußte, um dort an den an den Seitenwänden des Wagens angebrachten Tischen ihre Mahlzeiten in Empfang zu nehmen.

Auf französischem Boden wieder nur am Tage fahrend, legten wir denselben Weg zurück, den ich gekommen war. In Lothringen umringten fast jedesmal, wenn der Zug hielt, Schaaren von Bettlern denselben und gaben ein trauriges Bild des Elends, welches in den von ihm verwüsteten Gegenden dem Kriege folgt.

Von Straßburg sahen wir nur den Münster aus dem Abendnebel aufsteigen; doch erinnerten selbst in so beschränktem Gesichtskreis einige zerschossene Häuser an die heißen Kämpfe, mit denen so theuer das alte, deutsche Eigenthum wieder erkauft worden! — Die Rheinbrücke bei Kehl und später Carlsruhe passirten wir im Dunkeln und kamen in der Nacht zum 11. Januar in Stuttgart an, wo die württembergischen Kranken am Ziele ihrer Reise waren und trotz der späten Stunde noch auf dem wunderschönen Bahnhofe eine freudig bewegte Menge zu ihrem Empfange bereit fanden. Ueberhaupt war in ganz Süddeutschland der Empfang, der unseren kranken Kriegern zu Theil ward, ein wahrhaft ergreifender; die elegantesten Damen kamen durch den tiefen Schnee, um ihnen alle möglichen Erquickungen zu bringen. Blumensträußchen und gedruckte Grüße wurden ihnen überreicht, man fühlte mit Rührung, wie aufrichtig die Anerkennung war, welche sie den leider in so traurigem Zustande zurückkehrenden Siegern widmeten.

Nach langer Reise über Nürnberg und Leipzig kamen wir in der Nacht zum 13. Januar in Berlin an, wo wir auf einem besonders dahin geleiteten Gleise mitten zwischen die Baracken am Kreuzberge fuhren, die mit ihren erleuchteten Fenstern auf dem weißen, weiten Schneefelde etwa einem russischen Dorfe gleichen mochten.

Ihre Majestät die Königin Auguste hatte melden lassen, daß sie am andern Morgen den Zug in Augenschein zu nehmen wünsche und blieben deshalb alle Kranken so lange in den Wagen.

Mit Tagesanbruch ging es in den Waggons an ein Putzen und Säubern, um den hohen Besuch würdig empfangen zu können. Pünktlich um 10 Uhr fuhr die Königin in die Baracken ein und durchschritt, den Einrichtungen des Zuges ihre hohe Anerkennung zollend, jeden der Waggons.

Mit freundlicher Theilnahme wandte sie sich zu jedem der Kranken und richtete auch an meinen Bruder einige huldvolle Worte. Ich stand in der Nähe seines Bettes und wurde der hohen Frau von dem Arzte als die Pflegerin meines Bruders vorgestellt. Ihre Majestät fragte mich, an welchem Orte ich gewesen sei und wie lange Zeit, und freundlich lobte sie meinen Entschluß, nach Villiers gereist zu sein und reichte mir sehr gnädig die Hand. — Mit wenigen Worten bat ich Ihre Majestät, uns in die Heimat zu beurlauben und sich an den sie begleitenden Marinearzt wendend, beauftragte sie denselben für die Erfüllung unseres Wunsches Sorge zu tragen.

In der dankbaren Freude meines Herzens vergaß ich die mir dargereichte königliche Hand zu küssen, welchen Mangel an äußerlicher Hochachtung mir die hohe Frau in diesem Augenblicke gewiß verziehen haben wird, was ich aus der Freundlichkeit entnehme, mit welcher sie im Wegfahren meinen Gruß erwiederte.

Stets werde ich dieses huldvolle Begegnen in dankbarster Erinnerung bewahren!

Später ließ die Königin die Krankenpflegerinnen des Zuges zu sich bescheiden; da ich indeß in demselben nur Privatperson war und auch meine in traurigem Zustande befindliche Garderobe es mir unmöglich machte, in anderer Umgebung vor Ihrer Majestät zu erscheinen, so glaubte ich, die Einladung nicht mit auf mich beziehen zu dürfen.

Leider erklärte mir später der evacuirende Arzt, daß selbst das Wort der Königin meinen Bruder nur in das Lazareth der Heimat entlassen könne, während er sonst bis zu seiner völligen Genesung in Berlin im Gardelazareth hätte bleiben müssen, da der Befehl, Niemand aus den Lazarethen in Privatpflege zu entlassen, erst kürzlich sehr verschärft worden sei.

Die Aussicht war freilich eine sehr betrübende, da die Unserigen uns sehnsüchtig jeden Tag erwarteten.

Nachdem wir uns einen Tag in Berlin ausgeruht hatten und dort schon ein glückliches Wiedersehen mit einigen Freunden feiern konnten, setzten wir unsere Heimreise fort und das königliche Wort hatte noch die gute Wirkung, daß man uns in freundlichster Weise vom Etappencommando einen Wagen zum Abholen sandte und uns mit dem Courierzuge beförderte, während leider unsere kranken Krieger, selbst in dieser kalten Winterszeit, nur die dritte Classe der gewöhnlichen Züge benutzen dürfen.

Mit welchem Jubel wir von den Unserigen auf dem Bahnhofe in B. empfangen wurden, bedarf wol keiner Beschreibung; doch war es auch ihnen ein Kummer, den geliebten Patienten wieder einem Lazareth übergeben zu müssen, obgleich wir die Ueberzeugung haben konnten, daß man ihn in dem kleinen Privatlazareth des Diaconissenhauses gut verpflegen würde. Mir selbst war es wol am schwersten geworden, die Sorge für den theuern Pflegling in andere Hände legen zu müssen; doch er war Soldat und so schwer es auch sein mag, wußten wir Alle die Rechte der Familie denen des Staates unterzuordnen.

Nach kurzer Erholung im elterlichen Hause, die ich benutzt habe, diese Erinnerungen aufzuzeichnen, bin ich auf meinen alten Posten am Lazareth zurückgekehrt. Möge Gott meine schwachen Bemühungen auch ferner segnen und der Frieden bald die letzten Wunden schließen, die der Krieg geschlagen!

Reich zu reich und arm zu arm.

Erzählung aus dem Béarn. Von **Claire von Glümer.**

(Schluß.)

V.

Francois that Claudinen Unrecht; während er in zornigen Gedanken fortfuhr, hatte sie der Oheim Bardet aufgefunden und dieser benutzte die Gelegenheit, seinen Mißmuth über sie auszugießen.

Er gab zu, daß sich der Henriot dumm und ungeschickt benommen habe, aber Claudine, sagte er, hätte ihre Sache nicht besser gemacht. Anstatt hier zu sitzen und zu weinen — was weder den Spott der Leute verhinderte, noch ihr zerrissenes Kleid wieder herstellte — hätte sie ihre gepriesene Klugheit dadurch beweisen sollen, daß sie den Henriot festgehalten und ihm über seine Verlegenheit fortzuhelfen gesucht.

„Du hast zum Voraus gewußt, daß er nicht der Klügste ist", schloß der Weinbauer seine Rede. „Dafür ist er aber so reich, daß er überall, wo er anklopft, die freundlichste Aufnahme findet; und thust Du albern, so erlebe ichs noch, daß er Dich sitzen läßt. Wenn das aber geschieht, so magst Du sehen, wie Du zu einem Mann kommst . . . ich rühre nicht mehr weder Hand noch Fuß für Dich. Das laß Dir gesagt sein!"

Schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und ruhiger Miene hatte Claudine die Vorwürfe des Oheims angehört, aber bei den Worten: „Ich erlebe noch, daß er Dich sitzen läßt" — eine Warnung oder Prophezeiung, die sie nun schon zum zweiten Mal hörte — hätte sie aufjauchzen mögen. Das war's, was ihr helfen konnte! Seit sie Francois' Lippen auf ihren Lippen gefühlt hatte, wußte sie, daß sie den Henriot nicht heirathen konnte, ihn nicht und keinen Andern! Ihr Stolz war auch jetzt nicht besiegt, ihre Liebe nicht kühn genug, um dem Zorn der Ihrigen und dem Tadel des Kreises, der ihre Welt war, zu trotzen. — Aber indem sie dem Geliebten entsagte, hatte sie, wie ihr jetzt zum Bewußtsein kam, das höchste, letzte Opfer gebracht. Weiter gehen konnte sie nicht mehr.

Diesen Entschluß offen zu bekennen fiel ihr jedoch nicht ein. Dazu war sie zu sehr Béarnerin, das heißt, von jeher gewöhnt, den Schein zu retten, und immer bedacht, nicht zu zerreißen, was gelöst werden kann. So ließ sie denn den ganzen Abend Vorwürfe und Sticheleien der Verwandten — die Alle der Ansicht waren, sie hätte den Henriot festhalten müssen, über sich ergehen, machte keine Einwendungen, als der Stiefvater die ganze Familie auf den nächsten Sonntag zur Nachfeier der Verlobung nach der Obermühle einlud, war aber, ehe sie einschlief, vollkommen mit sich im Klaren, daß aus dieser Nachfeier nichts werden dürfe.

Und kaum war am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen, als Claudine, in ein dunkles Capuchon verhüllt, aus dem Hause schlüpfte, zwischen den leeren Buden quer über den Dorfplatz eilte und das Seitengäßchen einschlug, das zwischen Kirschlorbeer- und Buchsbaumhecken zu einer elenden, kleinen Hütte führte. Das einzige Fenster derselben war, seit ein Sturm den Laden zertrümmert hatte, mit Bretern vernagelt — den neumodischen Luxus eines Glasfensters hatte dies Häuschen nie gekannt; aber wenn, wie jetzt, die Thür geöffnet war und im Kamin ein flackerndes Rebholzfeuer brannte, konnte man, wie sein Eigenthümer, der Cadet Caduchon, behauptete, in dem verräucherten Raum deutlich genug sehen, um den Kessel von der Pfanne zu unterscheiden, und was brauchte er mehr?

Der lustige Alte hatte das auch jetzt geübt; er stand am Feuer, rührte seine Broyo (Maismehlbrei) zum Frühstück und summte sein Lieblingslied, vom Gevattersmann Larbi, der allen Gästen guten Wein vorsetzt und

„Uo bèro trancho de jambon
Per goustairo sio bèro bon."
(„Und zum Kosten, wie's Gebrauch,
Ein Stück guten Schinken auch.")

da klang ein schüchternes „Adichat" von der Thür her; er wendete sich um und brach in einen Ausruf des Erstaunens aus, als er Claudine Vidal erblickte.

„Ei, ei, was werden die Nachbarn denken, wenn um diese Stunde schöne junge Mädchen bei mir aus- und eingehen!" sagte er in seiner neckischen Weise; aber als Claudine das Capuchon zurückschlug und er ihr blasses, ernstes Gesicht sah, fuhr er in völlig verändertem Ton fort: „Komm, setz' Dich an's Feuer und sag' mir, was Dich herführt . . . Du siehst aus, als ob Du 'was auf dem Herzen hättest?"

„Das hab' ich, Cadet Caduchon", antwortete Claudine, „und ich komme, um zu fragen, ob Ihr mir helfen wollt?"

„Frag', ob ich kann!" fiel der Alte ein. „Daß ich will, wenn sich's um Dich handelt, versteht sich von selbst. Ich hab's nicht vergessen, Claudine, welch' alte Freunde wir sind . . . kaum zwei Jahre alt warst Du, als ich Dich zuerst bei der Schwester sah, ein wildes, lustiges Kind . . . hast mir oft genug mit den kleinen Händen meinen ganzen Kram durcheinander geworfen."

„Ja, das weiß ich auch noch!" sagte Claudine, indem sie sich auf den Schemel setzte, den ihr der Caduchon an's Feuer schob. „Ich weiß auch, wie ich weinte, als die Mutter kam, mich von der Amme wegzuholen, und wie oft ich in der ersten Zeit gestraft wurde, weil ich behauptete, ich hätte die Amme lieber als die Mutter, und den lustigen Cadet Caduchon lieber als den Vater, der mit abgezehrtem Gesicht im Bett lag und kein lautes Wort ertragen konnte."

Der Caduchon seufzte.

„Ja, ja, es war für uns Alle ein schlimmer Tag, als Du abgeholt

wurdest", sagte er; „wie schlimm, kannst Du gar nicht wissen und wirst uns bald genug vergessen haben."

„Nein, Cadet Caduchon, das habe ich nicht!" rief Claudine. „Die Mutter hat freilich nie erlauben wollen, daß ich die Amme besuchte, aber vergessen habe ich sie nicht und Euch nicht ... die alten Erinnerungen sind's auch, die mich jetzt herbringen, denn was ich Euch sagen will, kann man nur einem wirklichen Freund anvertrauen."

Claudine hatte eifriger gesprochen, als sonst ihre Art war. Vielleicht wollte sie sich Muth einreden, oder scheute sich, ihr eigentliches Thema zu beginnen — der Caduchon aber schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken; er rührte seinen Brei, wobei er die seltsamsten Gesichter schnitt und sagte erst, nachdem Claudine eine Weile geschwiegen hatte:

„Nun also, was ist's denn, das Dir auf dem Herzen liegt?"

„Ihr wißt wol, daß gestern der Basil Henriot mit mir Verspruch gehalten hat?" fragte Claudine.

„Natürlich, Alles hab' ich erfahren", erwiederte der Alte; „den Verspruch, das zertretene Kleid, das Fortlaufen und was alle Gevatterinnen von Jurançon darüber denken. Das braucht Dir aber keinen Kummer zu machen ... Sonntag kommt der Henriot nach der Obermühle und dann ..."

„Er soll nicht kommen!" fiel Claudine ein.

„Soll nicht kommen?" wiederholte Cadet Caduchon.

„Nein, und Ihr sollt ihn daran verhindern", fuhr Claudine fort, „denn ich kann und will den Henriot nicht heirathen."

„Diou di Diou, das ist wol nicht Dein Ernst!" rief der Alte, indem er seinen Kessel vom Feuer nahm, um sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit Claudinen zu widmen. „Hast Du dem armen Jungen das zertretene Kleid so übel genommen?" fuhr er fort und setzte sich ihr gegenüber. „Wird es Deine Verwandtschaft zugeben, daß Du aus solchem Grund den reichen Henriot ausschlägst? Es ist auch kein Grund ... ich hätte Dich für verständiger gehalten."

Claudine war roth geworden.

„Das zertretene Kleid ist es nicht", sagte sie; „bitte, fragt mich nicht weiter, erklären kann ich nichts ... aber ebenso wenig kann ich den Henriot heirathen."

„Hast Du etwa einen Andern im Sinn und wird der Deiner Verwandtschaft recht sein?" fragte der Alte.

Sie schüttelte den Kopf.

„Von einer andern Heirath ist nicht die Rede", gab sie ausweichend zur Antwort; „ich will nur vom Henriot loskommen, und damit das gelingt, wollte ich Euch bitten, zu ihm zu gehen und ihm Alles so vorzustellen, daß ihm die Heirath leid wird. Sagt ihm, daß ich nicht für ihn passe, daß ich die Wirthschaft nicht verstehe, daß ich zänkisch bin, hochmüthig, verschwenderisch ... sagt ihm, ich hätte über sein Ungeschick laut gespottet ... was Ihr wollt, Caduchon, nur macht mich ihm so zuwider, daß er nichts mehr von mir wissen will."

„Aber, Kind, Kind, bedenkst Du denn nicht, welche Schande das für Dich ist? Nachdem Ihr den Verspruch gefeiert und Euch vor ganz Jurançon als Brautleute gezeigt habt! Der Barbet vergißt Dir das nie und was Dein Stiefvater dazu sagen wird und das hochmüthige Ding, die Cadette Galouchet, die, wie ich höre, Deinen Bruder Jacques heirathen soll, kannst Du Dir allenfalls denken. Keine gute Stunde wirst Du haben."

„Darüber macht Euch keine Sorge", antwortete Claudine mit trübem Lächeln. „Zu Haus bleibe ich auf keinen Fall ... nur um fortzukommen hatte ich den Antrag des Henriot angenommen."

„Aber was willst Du nun anfangen?" fragte der Caduchon.

„Ich gehe vorläufig zu meiner Base nach Nay. Sie hat mich schon oft eingeladen und wird mich wol behalten, bis ich eine Stelle gefunden habe ... arbeiten will ich gern. Sprecht nur mit dem Henriot, Cadet Caduchon, das Uebrige wird sich dann auch wol machen."

Der alte Mann hatte den Kopf in die Hände gelegt, die Ellnbogen auf die Kniee gestützt und sah nachdenklich vor sich nieder.

„Versuchen will ich's", sagte er endlich; „daß ich 'was ausrichte, kann ich aber nicht versprechen. Der Henriot kennt mich zu wenig. Aber da ist ja der Francois, der führt ihn wie am Schnürchen ... am besten ist's, ich stecke mich hinter den ..."

„Nein, nein! Dem Francois dürft Ihr nichts sagen. Er darf nicht wissen, daß ich die Verlobung aufgeben will", fiel Claudine so ungestüm ein, daß Cadet Caduchon erstaunt in die Höhe fuhr.

„Aber der Francois ist doch Dein Freund", sagte er, „wird Dir gern 'was zu Liebe thun und verschwiegen ist er auch."

Claudine strich eifrig die Schürze glatt.

„Es geht nicht!" antwortete sie in großer Verlegenheit; „er könnte glauben ... er würde meinen ... seht, Caduchon, die Heirath des Henriot war ihm nicht recht. Er wollte fort, sobald ich dort in's Haus käme ... Nun dächte er vielleicht, ich machte mir ein Gewissen daraus, ihn zu vertreiben."

„Oh quo uenni!" rief der Caduchon mit schlauer Miene; „so gewissenhaft sind die Mädchen nicht, wenn's an's Heirathen geht, und so 'was bildet sich der Francois auch nicht ein. Also wirklich ... er hat fort gewollt? Wohin denn? Und woher weißt Du's? Gestern Mittag war davon noch nicht die Rede."

„Er hat's mir selbst erzählt", antwortete Claudine. „In die weite Welt wollte er gehen, unter die Soldaten. Das soll er aber nicht ... Ihr müßt's verhindern. Er kann ja nun beim Henriot bleiben." Und indem sie das Gesicht abwendete, fügte sie mit bewegter Stimme hinzu: „Mich braucht er darum doch nicht wieder zu sehen; ich gehe fort, wer weiß wie weit ... Das sagt ihm, Caduchon ..."

„Sag's ihm nur selber!" rief der Caduchon und Claudine fuhr von ihrem Schemel auf, denn in diesem Augenblick trat Francois ein.

„Claudine!" rief er, aber nicht in einem Freudenton, und blieb wie

angewurzelt auf der Schwelle stehen, während sie abwechselnd blaß und roth wurde und sich zitternd an den hinter ihr stehenden Tisch lehnte. Die Augen des Caduchon flogen von Einem zum Andern.

„Ei, ei, auch mit der Claudine steht es so!“ sagte er zu sich selbst. „Cadet Caduchon, Du bist der kurzsichtigste alte Kerl in ganz Jurançon!“ Dann aber erinnerte er sich seiner Pflichten als Wirth.

„Nur herein, mein Junge, und schönen guten Morgen!“ rief er mit der unbefangensten Miene von der Welt. „Qui l'aurès jamai di — gestern Abend erst fortgefahren und mit der Sonne schon wieder da . . . was hat das zu bedeuten?“

„Nichts Besonderes“, antwortete der junge Mann, indem er näher trat und dem Caduchon die Hand schüttelte. „Der Jean Limérac von St. Benoît ist gestern wegen einer Kalkbestellung in Ceressi gewesen, hat aber Niemand gefunden. Nun muß ich nach St. Benoît hinauf und da wollte der Henriot, daß ich beim Vorüberfahren der Claudine nochmals seine Entschuldigung brächte. Es war mir aber noch zu früh, zum Bardet zu gehen . . .“

„Und da sollt' ich's ausrichten?“ fiel ihm der Alte in's Wort. „Wie sich das trifft . . . eben hat mir die Claudine einen Auftrag an Dich gegeben. Nein, nein, ich sage nichts, was ich nicht sagen soll“, fuhr er zu ihr gewendet fort, als sie ihn heimlich anstieß. „Aber eine Frage möcht' ich von Dir beantwortet haben, und für Dich wie für Andere wär's gut, wenn Du mir offenherzig Bescheid gäbst. Du weißt so genau als ich, daß Dich seit Jahren und Jahren ein hübscher, braver Bursche lieb hat, der freilich nichts auf der Welt besitzt, als seine fleißigen, geschickten Hände und seinen hellen Kopf. Nun will ich nur von Dir wissen, ob er an Dem, was Du mir vorhin gesagt hast, irgend welchen Theil hat, ich meine, ob Dir jemals der Gedanke gekommen ist, daß Du ihn heirathen möchtest?“

Claudine hatte die Farbe gewechselt, während er sprach, aber mit fester Stimme gab sie zur Antwort und dabei flog ein rascher, vorwurfsvoller Blick zum Francois hinüber.

„Nein, Cadet Caduchon, der Gedanke ist mir nie gekommen. „Ehre Vater und Mutter“, heißt es im Katechismus und „reich zu reich und arm zu arm“ ist von jeher der Brauch gewesen . . . dagegen kann ich mich nicht auflehnen.“

„Ja freilich, wenn das Deine feste Meinung ist!“ rief der Caduchon und es war ein Gemisch von Hohn und Zorn in seinem Ton und in seiner Miene. „Du willst doch nicht fortgehen?“ fragte er, als er sah, daß Claudine ihr Capuchon zusammenzog. „Ist nicht daran zu denken . . . setzt Euch 'mal da an den Tisch; ich will Euch eine Geschichte erzählen, die Euch Beide angeht. Du, Francois, wirst so gut sein, nicht d'reinzureden.“

Der Caduchon hatte die letzten Worte mit so großer Ernsthaftigkeit gesagt, daß Claudine und Francois unwillkürlich gehorchten, indeß der Alte seine kurze, schwarzgerauchte Pfeife vom Kaminsims herunterlangte und in Brand steckte, worauf er sich neben Claudine setzte.

„Ich muß Euch noch ein paar Worte von mir selber sagen", fing er an; „lange werde ich mich nicht dabei aufhalten. Daß ich von hier gebürtig bin, wißt Ihr wol. Meine Eltern waren arm, hatten das Nest — dies Prachtgebäude war's — voll Kinder und so hieß es denn sobald eins von uns nur einigermaßen flügge wurde: geh und hilf Dir selber!

„Ich war hier, bis ich Soldat werden mußte und als meine Jahre um waren, blieb ich im Dienst. Was ich damals erlebt habe, geht uns jetzt nichts an; ich will Euch nur sagen, daß ich plötzlich das Heimweh bekam, meinen Abschied nahm, mein Bündel schnürte und mir keine Ruhe gönnte, bis ich wieder in Jurançon war.

„Ja, Jurançon fand ich wol wieder, aber das war auch Alles. Eine fremde Frau machte mir die Thür auf, als ich hier anklopfte. Die Eltern waren todt, die Geschwister zerstreut und die Nachbarn konnten sich kaum auf mich besinnen. Einen Augenblick wär' ich am liebsten gleich wieder umgekehrt! Aber dann erfuhr ich, daß meine jüngste Schwester, die Marianette, die noch ein Kind war, als ich fortging, nach St. Benoît geheirathet hatte und so machte ich mich auf, um bei ihr einzukehren.

„In St. Benoît wohnten sie jedoch nicht, sondern oben im Walde. Ihr Mann war Holzhauer und Waldaufseher gewesen, war plötzlich gestorben und hatte sie mit einem kleinen Kinde in Armuth zurückgelassen. Da stand mir also auch kein fröhliches Wiedersehen bevor!

„Die Leute von St. Benoit hatten mir den Weg zur Marianette genau beschrieben. Immer aufwärts ging's; bis zur Aventinskapelle auf der Fahrstraße, dann links in den Wald hinein und endlich kam man auf eine kleine Lichtung, wo die Hütte stand.

„Vor der offnen Thüre saß die Marianette und spann. Ich erkannte sie gleich an der Aehnlichkeit mit unserer Mutter. Im Grase ihr zu Füßen saß ein kleines Mädchen mit einem Napf auf dem Schooße, aus dem es abwechselnd einen Löffel voll für sich und einen für den großen Wolfshund schöpfte, der wedelnd vor ihm stand. Aber sobald ich aus dem Walde auf die kleine Wiese trat, machte das Thier Kehrt, stürzte mit wüthendem Gebell auf mich zu und die Marianette mußte lange rufen, bis mich der treue Wächter heranließ, so daß ich meinen Namen nennen konnte.

„Das war eine Verwunderung, eine Freude! „Und dies ist Dein Kind?" sagte ich endlich, indem ich das kleine, strampelnde Geschöpf vom Boden aufnahm. Aber da schüttelte die Marianette den Kopf, wurde blaß und traurig und erzählte mir, daß vor einem Jahre auch ihr Kindchen gestorben sei; diese Kleine gehöre den Vidal's in der Aventinsmühle, die — wie das bei wohlhabenden Leuten Gebrauch ist — meine Schwester als Amme und Pflegerin für das Kind angenommen. Jetzt, in ihrer Einsamkeit, sagte sie, wäre die kleine Claudine ihr einziger Trost. Dabei drückte sie das Kind an sich und weinte so heftig, daß das arme kleine Ding ebenfalls in Thränen ausbrach und ich von der Verständigkeit der Schwester einen schlechten Begriff bekam.

„Diese Meinung wurde denn auch nicht besser, als ich länger mit ihr zusammen war. Unnützes Klagen habe ich niemals leiden können und die Marianette lamentirte vom Morgen bis zum Abend: über ihre Armuth, über ihre Einsamkeit, über die Schlechtigkeit der Menschen, über Kälte und über Hitze, über zu schwere Holzschuhe und zu dünne Kleider. Trotzdem blieb ich bei ihr wohnen, das heißt, ich kehrte immer bei ihr ein, wenn ich in der Umgegend war, denn ich fing damals gleich meinen Hausirhandel an und verdiente so viel, daß ich ihr das Leben erleichtern konnte. Es will doch auch Jeder irgendwo zu Hause sein und dann freute ich mich vom Weggehen bis zum Wiederkommen auf das Kind, die Claudine und wenn ich mit ihr zusammen war, freut' ich mich erst recht . . . Du, Francois, wirst das wol begreifen . . . nicht?

„Eine Weile ging es so fort. Im Winter war es bitter kalt da oben, aber von meinem Vorschlag nach St. Benoît oder Jurançon zu ziehen, wollte die Marianette nichts wissen, „die Leute wären zu schlecht", sagte sie, und außerdem wünschte die Müllerin Vidal ihr Kind in der Nähe zu erhalten. Der Müller, der die Schwindsucht hatte und wie alle Kranke voller Launen war, verlangte oft plötzlich die Claudine zu sehen; dann kam ein Bote über den Berg herüber und in weniger als einer Stunde konnte sie bei ihm sein. Die Müllerin kam auch zuweilen nach der Kleinen zu sehen. Sie war eine blasse, stille Frau, aber in den Augen hatte sie 'was vom Hochmuth und der Selbstgefälligkeit ihres Bruders, des Bardet . . . Nimm's nicht übel, Claudine, daß ich so von ihr rede und höre mir geduldig noch ein Weilchen zu.

„Fast ein Jahr war ich wieder zu Haus in den Bergen. Der Sommer hatte heiße Tage gebracht und ganz erschöpft kam ich eines Nachmittags bei der Waldhütte an. Von der Marianette und dem Kinde war nichts zu sehen, nur Pierret, der Wolfshund, lag vor der Thür und ich hätte keinem Fremden rathen wollen, sich derselben zu nähern. Mich ließ er natürlich passiren; ich suchte mir einen Bissen Metturo (Maisbrod) und warf mich dann auf meinen Laubsack in der Nebenkammer, wo ich sogleich einschlief.

„Als ich aufwachte war die Marianette nach Haus gekommen; ich hörte sie lamentiren und dann antwortete eine andere Stimme, in der ich die der Müllerin Vidal erkannte. Aber meine Schlaftrunkenheit war so groß, daß ich eine ganze Weile nicht verstand, was gesprochen wurde, bis die Marianette sagte:

„Das ist wider die Abrede, Müllerin; Ihr habt versprochen, mir das Kind zu lassen, bis es fünf Jahre alt ist."

„Nehmt doch Vernunft an!" fiel die Müllerin ein, „mein kranker Mann verlangt nach der Kleinen und wir müssen ihm den Willen thun."

„„Ich kann's nicht! ich will's nicht!" rief die Marianette und brach in Thränen aus. „Wie wollt Ihr mich zwingen, wenn ich Euch den Handel aufsage? wenn ich erkläre, daß Eure Claudine auf dem Kirchhofe liegt und daß dies mein Kind ist?"

„Die Müllerin antwortete durch ein häßliches, hartes Lachen.

„„Versucht's!" sagte sie dann; „wer wird's Euch glauben?"

„Jetzt hielt ich's nicht länger aus.

„„Ich glaub's Ihr!" rief ich, indem ich aus meinem Verschlage vortrat. Beide Frauen schrieen laut auf, aber die Müllerin faßte sich schnell und während Marianette auf den nächsten Schemel sank und ihr Gesicht in die Schürze drückte, sagte sie spöttisch:

„„Macht keinen Unsinn, Cadet Caduchon! Eure Schwester ist, seit sie das viele Unglück gehabt hat, etwas verwirrt im Kopfe. Fragt nur die Leute von St. Benoît, da werdet Ihr zum Beispiel hören, daß sie eines schönen Tages Hausgeräth, Kleider, Leinwand und sogar eine Kuh gekauft hat, unter dem Vorgeben, sie hätte eine kleine Erbschaft gemacht. Als die Verkäufer dann aber Geld haben wollten, hatte sie nichts. Ein anderes Mal erzählte sie im ganzen Dorfe: der Prosper Babiche, ein wüster Bursche, der nichts that als trinken, spielen und den Mädchen nachlaufen, hätte gedroht sich umzubringen, wenn sie ihn nicht heirathe und so hätte sie sich entschlossen ihn zu nehmen. Denselben Tag ging er aber mit dem Schankmädchen aus der Rothen Ente auf und davon. Wenn die Marianette heute nun die Behauptung aufstellt, meine Claudine wäre ihr Kind, so würden Vernünftige wissen, was davon zu halten ist. Uebrigens ist ja das Todtenregister da."

„Als die Müllerin schwieg, fragte ich Marianette, was sie zu ihrer Vertheidigung zu sagen hätte? aber sie schluchzte nur und drückte die Schürze fester an die Augen, bis das Kind, das draußen gespielt hatte, herein kam, auf sie zulief und sich mit den kleinen Händen an ihren Rock klammerte. Da sprang sie auf, sah mit verstörten Blicken umher, rief: die Müllerin solle die Kleine gleich mit fortnehmen, sie wolle weder das Kind noch irgend Jemand von der Vidal'schen Sippe wiedersehen. Mit diesen Worten lief sie zur Thür hinaus und geradeswegs in den Wald hinein.

„Ich eilte hinterdrein, weil ich fürchtete, daß sie sich ein Leid anthun könnte und fand sie im Gebüsch am Boden liegen. Vergebens redete ich ihr zu, bat sie mir Alles zu erzählen, versprach, ihr beizustehen, wenn ihr Unrecht widerfahren wäre. Sie schien nicht auf mich zu hören, that nichts als weinen und es währte lange ehe ich sie dazu brachte, wieder nach Haus zu gehen. Hier aber, wo ich fürchtete, daß der Jammer von Neuem losbrechen würde, weil inzwischen die Müllerin mit dem Kinde fortgegangen war, wurde sie auf einmal ruhig.

„„Ich kann's nicht ändern", sagte sie; „thu' Du mir nur die Liebe und sprich nicht mehr davon." Sie hat seitdem den Namen Claudine nicht wieder genannt; dagegen erzählte sie beständig von Jeanette; ob sie das todte Kind oder Claudine damit meinte, habe ich aber nie herausgefunden und habe Jahre und Jahre gemeint, die Müllerin hätte Recht gehabt, als sie behauptete, meine arme Schwester wäre durch ihr vieles Unglück etwas verwirrt geworden."

„Ihr habt es gemeint?" fragte Claudine mit gepreßter Stimme

als Cadet Caduchon nach diesen Worten schwieg. „Glaubt Ihr es jetzt nicht mehr?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte er; „unglücklich und thöricht war sie und großes Unrecht hatte sie gethan; aber verrückt, wie es die Müllerin glauben machen wollte und die Menschen auch wirklich geglaubt haben, ist sie nicht gewesen.“

Claudine war noch bleicher geworden und ihre Lippen bebten.

„Ihr meint also ich . . . ich wäre nicht das Kind der Müllerin Vidal?“ stieß sie hervor.

„Caduchon, bedenkt was Ihr sagt!“ rief Francois. „Warum wollt Ihr die Claudine in Verwirrung und Unruhe bringen?“

„Mein lieber Junge“, antwortete der alte Mann, „jede Wahrheit muß irgend einmal an's Licht und warum ich nicht das Meinige dazu thun sollte! . . . Höre mich zu Ende, Claudine“, fuhr er zu dem Mädchen gewendet fort. „Eigentliche Beweise für meine Ansicht habe ich nicht . . . nichts, als was mir später die Marianette anvertraut hat. Das will ich Dir jetzt wiedersagen . . . aber wie viel Du davon für wahr halten willst, steht ja bei Dir.

„Als Du von uns fort warst, mochten wir nicht in der Waldhütte bleiben. In St. Benoit wollte die Marianette aber auch nicht wohnen und so zogen wir denn nach Jurancon, wo es mir mit der Zeit gelang, unser Elternhaus an mich zu bringen. Ich ging Jahr aus, Jahr ein mit meinem Kasten im Lande umher, die Marianette spann für Geld. So kamen wir rechtschaffen durch's Leben, ich mit Lachen und sie mit Lamentiren, wie das Jedem von uns in der Natur lag.

„Ihre Klagen hörte aber Niemand als ich, denn die Marianette war gewissermaßen menschenscheu. Ihre Rede war immer: „Die Leute sind schlecht!“ und als ich einsah, daß sie sich wirklich am wohlsten fühlte, wenn sie einsam oder doch mit mir allein war, ließ ich sie in ihrem stillen Winkel.

„Nur mit einem Menschen hat sie in ihren letzten Lebensjahren eine Ausnahme gemacht, mit dem Francois nämlich . . .“

„Mit Dir?“ fiel Claudine ein; „warum hast Du mir das nie gesagt?“

„Weil sie mich bat, mit keinem Menschen von ihr zu sprechen“, antwortete Francois. „Sie hatte eine Art Freundschaft für mich gefaßt, weil ich sie eines Abends von einer Rotte böser Carnevalsbuben losmachte, die sie verhöhnten. Seitdem mußte ich immer bei ihr einkehren, wenn ich des Weges kam und dann ließ sie sich allerhand erzählen, am liebsten von Dir, Claudine. Wenn sie von Dir sprach, redete sie aber, als ob Du noch ein kleines Kind wärst und als ich 'mal fragte: warum sie keinen Verkehr mit Dir hätte? antwortete sie, das dürfe nicht sein und weinte dabei so bitterlich, daß ich dergleichen nie mehr gesagt habe.“

„Damals hast Du sie natürlich auch für verrückt gehalten“, sagte der Caduchon. „Ganz Jurançon hat es gethan. Aber sei aufrichtig,

Francois, hast Du diese Meinung heute noch? Hast Du nicht wenigstens bei Deiner letzten Unterredung mit ihr das Gefühl gehabt, daß Alles, was sie da sagte, die lautere Wahrheit gewesen ist?"

„Ich weiß nicht", antwortete Francois, ohne aufzusehen.

Das Gesicht des Alten verfinsterte sich.

„Ich merke schon, Du willst nicht mit der Sprache heraus", sagte er. „Für Andere besorgt sein, ist recht und gut, aber man kann's damit auch zu weit treiben. Eigentlich hab' ich Dich bitten wollen, die Geschichte zu Ende zu erzählen, aber wenn Du so wenig Courage hast, muß ich es selbst verrichten. So höre denn, Claudine.

„Vor zwei Jahren, zu Fastnacht, wurde die Marianette krank und als der Sommer kam ging's mit ihr zu Ende. Sie wußte das auch, betete fleißiger als je den Rosenkranz und hatte oft große Beängstigungen. Eines Abends, als ich nach Haus kam — ich ging natürlich nur auf die nächsten Ortschaften — fand ich den Francois bei ihr und sie selbst sehr schwach.

„„Gut, daß Du kommst", sagte sie; „ich habe nur noch wenige Stunden zu leben und habe Euch Beiden 'was Wichtiges zu offenbaren." Dabei faltete sie die Hände, machte die Augen weit auf und fuhr mit lauter Stimme fort: „Die Claudine, die für die Tochter der Müllerin Vidal gilt, ist mein leibliches Kind, so wahr ich auf die Gnade Gottes und der Heiligen hoffe!"

Mit einem leisen Aufschrei schlug Claudine die Hände vor's Gesicht.

„Sie war eine arme, geistesschwache Frau", fing Francois an; aber der Cabuchon legte die Hand auf seinen Arm.

„Wenn Du mir nicht helfen willst, verhalt' Dich wenigstens ruhig", sagte er vorwurfsvoll und dann entstand eine Pause, bis Claudine das Gesicht erhob und fragte:

„Hat sie Euch weiter nichts gesagt?"

„Ja, Kind", gab der Alte zur Antwort. „In abgerissenen Sätzen, von bitterlichem Schluchzen unterbrochen, hat sie uns ihre ganze Unglücks- und Sündengeschichte erzählt — aber die Sünde ist nicht ihr allein anzurechnen!

„Die Müllerin Vidal war viele Jahre verheirathet, ohne daß sie ein Kind bekam. Der Müller sprach schon davon, das Töchterchen einer armen, weitläufigen Verwandten an Kindesstatt anzunehmen, aber die Müllerin hatte einen Haß gegen die Frau und so war, als ihr endlich die Claudine geschickt wurde, ihre Freude an dem Kinde noch verdoppelt durch die Schadenfreude, daß nun die Hoffnungen der Feindin nicht in Erfüllung gingen. Das Müllerskind war übrigens ein armes, schwaches Ding, das nur zum Sterben auf die Welt gekommen schien. Man gab es der Marianette, die seit ein paar Wochen ein prächtiges kleines Mädchen hatte. In ihrer Pflege und in der guten Waldluft schien sich die Claudine Anfangs auch zu erholen und der kranke Vater hatte, so oft die Marianette mit der Kleinen in die Mühle kam, seine herzliche Freude daran.

„Aber der Winter, der in diesem Jahre besonders streng war, machte den Besuchen wie dem Wohlbefinden des Kindes ein Ende. Als die Müllerin im Frühjahr zum ersten Male wieder in die Waldhütte kam, fand sie das arme Wesen abgezehrt zum Erbarmen.

„Auch der Marianette ging es schlecht. Sie war seit einem halben Jahre Wittwe; ihr Mann hatte sie sehr lieb gehabt, hatte ihr Alles zu Willen gethan, nun konnte sie sich in die Einsamkeit nicht finden und klammerte sich an die erste, beste Hand, die ihr geboten wurde. Die schlechteste Hand, hätte ich sagen sollen: der Prosper Babiche war ein eben so nichtsnutziger als hübscher Bursche. Aber die Marianette hatte sich nun einmal in ihn verliebt und dachte nur daran, wie sie's möglich machen könnte, ihn zu heirathen.

„Das mag sie — wenn auch nur mit halben Worten — der Müllerin verrathen haben und darauf baute diese ihren Plan. Schon in den nächsten Tagen kam sie wieder und hatte die Tasche voll Fünffrankenthaler — die sollte die Marianette haben, wenn sie sich entschloß, ihr eigenes Kindchen, im Fall die kleine Claudine sterben sollte, der Müllerin zu überlassen. Die Marianette wollte sich nicht dazu verstehen, da gab ihr die Müllerin Bedenkzeit und ließ ihr inzwischen das Geld. Das nächste Mal aber, als sie wieder kam, lag ihr Kindchen im Sterben und das Geld war längst in den Händen des Prosper.

„Und nun redete die Müllerin der Marianette noch eifriger zu; versprach ihr noch ein paar hundert Francs; stellte ihr vor, wie gut es ihre Kleine als reiche Müllerstochter haben würde, und wie viel leichter sich der Prosper zum Heirathen entschließen würde wenn er von der Sorge für das Stiefkind befreit wäre. „So habe ich mich vom Teufel blenden lassen und habe mein eigen Fleisch und Blut verkauft", sagte die Marianette und man brauchte nur den Ton zu hören, in dem sie's sagte, um zu wissen, wie sie's bereute und wie schwer sie dafür gestraft worden war.

„Den Tausch der Kinder machte die Abgeschiedenheit, in der die Marianette gelebt hätte, sehr leicht. Seit Monaten war keine Menschenseele in die Waldhütte gekommen, außer dem Prosper Babiche und der hatte die kleinen Geschöpfe kaum angesehen. So ging denn auch Alles glatt und gut von statten; sogar der Müller, den die Krankheit auch im Geist schwach gemacht haben mochte, ließ sich hinter's Licht führen, war voll Freude, daß seine Claudine ein so kräftiges Kind geworden und machte der Amme ein ansehnliches Geschenk Für die Marianette folgte aber doch die Strafe der Sünde auf dem Fuße nach. Während sie Einkäufe machte, um sich zur Hochzeit mit dem Prosper auszurüsten, borgte er ihr das Geld, das sie ihm als etwas kürzlich Ererbtes gezeigt hatte, unter allerhand Vorwänden ab; als sie es wieder haben wollte, um ihre eigenen Schulden zu bezahlen, ging er mit einer andern Liebsten davon und die Müllerin benutzte die Vorgänge und die Verzweiflung der armen Betrognen, um sie als halb irrsinnig in Verruf zu bringen.

„Das Alles, Claudine, hat uns die Marianette auf ihrem Todtenbette so klar und verständlich auseinandergesetzt, wie ich es hier erzähle; aber freilich war es noch ganz anders, als sie inzwischen klagte und weinte, sich die schlechteste Creatur unter der Sonne unseres Herrgotts nannte, versicherte, daß auch Dir der unrecht erworbene Reichthum keinen Segen bringen könne, den Francois bat, Dir Alles zu sagen — denn sie war überzeugt, daß Du ihn lieb hättest, wie er Dich — und dann wieder aufschrie, es wäre doch zu hart, daß sie sterben müsse, wie sie gelebt, ohne ihr Kind noch ein einziges Mal zu umarmen."

„Und das habt Ihr anhören können und habt mich nicht geholt!" rief Claudine, während große Thränen über ihre Wangen flossen.

„Wärst Du denn gekommen? ... Glaubst Du's denn?" riefen der Caduchon und Francois wie aus einem Munde.

Da brach sie mit einem Aufschluchzen in sich zusammen; der alte Mann nahm sie in seine Arme und eine Weile hörte man nichts, als ihr Weinen und die schweren Athemzüge des Francois. Endlich erhob sie den Kopf und trocknete die Augen.

„Freilich glaub' ich's", sagte sie dann. „Von Wollen oder Nichtwollen kann dabei nicht die Rede sein. Darum hat die Müllerin nie mit mir sein können, wie andere Mütter mit ihren Kindern sind — der Stiefvater war immer herzlicher mit mir, als sie — darum hat sie mich, als die Brüder geboren wurden, noch weniger leiden können, als früher; darum hat sie jetzt so darauf bestanden, daß ich aus dem Hause müsse, Bruder Jacques zu Liebe ... O, heilige Mutter Gottes! er ist ja nicht mein Bruder ... ich habe ja keine verwandte Seele mehr ..."

„Nichts als einen alten, schäbigen Oheim, Kind, mit dem Dir wenig gedient sein wird!" fiel der Caduchon ein, indem er sich zum Lachen zu zwingen suchte; aber es zuckte dabei verrätherisch um seine Mundwinkel und als ihm die Claudine mit einem halberstickten: „Verzeiht mir, Oheim!" um den Hals fiel hielt er sich nicht länger und lachte und weinte wie ein Kind.

„Und ich, Claudine ... hast Du mich vergessen! willst Du an mir nicht gut machen, was ich Jahre und Jahre lang um Dich ausgestanden habe?" sagte der Francois.

Sie wendete sich um.

„Das hättest Du uns Beiden ersparen können!" flüsterte sie und mit einem Jubelschrei riß er sie in die Arme.

. . . .

Das gab ein Kopfschütteln und Verwundern in Jurancon und weit in's Land hinaus! Mit dem reichen Henriot hatte die Claudine Verspruch gehalten und nun wurde sie mit dem Francois Ladou aufgeboten und die Verwandtschaft that sie nicht in Bann und Acht! Im Gegentheil! Der Müller Vidal sagte Jedem, der es hören wollte: sie wäre das bravste Mädchen weit und breit, ohne Falsch und Eigennutz und manche angesehene Frau könnte sich an ihr ein Beispiel nehmen!

Leider ließen sich weder die Barbets noch die Vidals auf weitere

Erklärungen ein und wenn man den Caduchon fragte hatte er immer eine lustige Antwort bereit, die nichts verrieth.

Aber nach und nach, man wußte nicht, woher es kam, verbreitete sich das Gerücht von einem Kindertausch, den die verrückte Marianette vorgenommen. Es war auch nur zu leicht erklärlich, daß sie ihrem Kinde zu Ehre und Reichthum zu verhelfen gesucht . . . reiche Leute können nicht vorsichtig genug sein, mit wem sie sich einlassen! Wie die Geschichte herausgekommen, wußte man nicht; vielleicht durch den Caduchon, der eine lange Unterredung mit der kranken Müllerin und der Claudine gehabt hatte — eine Unterredung bei der es, wie die Dienstleute sagten, sehr heftig hergegangen war.

Daß der Henriot die Tochter der Marianette, die Nichte des Caduchon nicht heirathen konnte, verstand sich von selbst. Der François Badou, der auch nichts hatte, der war jetzt der rechte Mann für sie! Nur eins fiel den Leuten auf: der große Schicksalswechsel hatte die Claudine nicht im Mindesten gebeugt; sie trug den Kopf so hoch und frei, wie nur je, ihre Wangen und Lippen blühten, ihre Augen glänzten — kurz, sie sah aus, als ob ihr die Welt gehörte.

„Sie wird wol endlich zur Einsicht kommen", sagten die Frommen und Demüthigen salbungsvoll. „Hochmuth ist der Weg zum Elend und was Armuth heißt, wird sie ja in ihrer Ehe kennen lernen."

Sie hätten ihr Mitleid sparen können: der Henriot hatte dem François sein Anwesen in Aressi in Pacht gegeben.

„Du verstehst die Wirthschaft und wirst das Gut besser im Stande halten, als ich selbst", sagte er; „ich finde bei meinen Kalköfen genug zu thun und werde mir dazu noch oft bei Dir Rath holen müssen."

Der Henriot war denn auch Claudinen's Brautführer und machte seine Sache so gut, wie sich's irgend von ihm erwarten ließ, und Claudine nahm es ihm nicht übel, als er erklärte: es wäre ihm geradezu ein Stein vom Herzen gefallen, als er erfahren, wie sich Alles gefügt, und daß er sie nun nicht zu heirathen brauche.

Etwas später aber, als der gute Wein von Jurançon die Zungen gelöst hatte — das Hochzeitsmahl wurde nämlich im Hause des Barbet eingenommen, weil die Müllerin, die arme brave Frau, über die Schlechtigkeit der Marianette zu krank geworden war, um die Hochzeit auszurichten — beim Glase Wein also setzte sich der Henriot zum Cadet Caduchon, den er besonders in's Herz geschlossen hatte, und eröffnete ihm, daß er überhaupt nicht heirathen wolle.

„Der François und die Claudine werden ja wol Kinder kriegen", meinte er; „die sollen meine Erben sein."

Der belgische Law, Langrand-Dumonceau.

Belgien, mit seinem durch Religionskriege, Wirren und fanatische Staatspolitik blutgetränkten Boden, wo die Inquisition unter Karl V. und Philipp II. ihre Scheiterhaufen importirte, wo der Geusenbund entstand, sich aber nicht behaupten konnte, wo das wilde Heer der Bilderstürmer allerdings momentan und sporadisch sengte und brennte, und trotzdem unmittelbar hierauf, schon unter Albert und Isabelle Kirchen und Klöster wieder wie Pilze aus der Erde schossen, wo das Jesuitenthum sich eingefressen, und eine Generation nach der andern inficirt und aussaugt, Belgien, wo auf der 1830 zwischen dem Katholocismus und der Freiheit eingegangenen Scheinehe bald die eclatanteste Scheidung folgte, Belgien wo eben wieder die Katholiken siegreich das Ruder der Regierung ergriffen: war wirklich das geeignetste Land, einem Langrand-Dumonceau erst zur Wiege, dann zum Schauplatz und zur Ausbeutung seiner katholischen Mission zu dienen, welche in der Idee der „Verchristlichung des Capitals“ gipfelt.

Kaiser Vespasianus sprach einst gelassen das große Wort aus: „Das Geld riecht immer gut“; aber es blieb dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten, dem Geld einen religiösen Geruch zu geben, und einen Langrand-Dumonceau hervorzubringen, der durch die Drainirung aller europäischen Milliarden und die Bildung großer Bodencreditgesellschaften gleichzeitig dem Interesse des Katholicismus zu dienen und die Christenheit im Allgemeinen von dem Joche der jüdischen Banquiers zu emancipiren verhieß.

Langrand-Dumonceau's hehrer Beruf wurde von dem Augenblicke nicht mehr beanstandet, als er, zur Bestätigung seiner höhern Mission, mit seinem Zauberstabe den Fels des europäischen Capitals berührte und im Handumdrehen den päpstlichen Schatz vermittelst eines al pari emittirten römischen Anlehens füllte. Einem solchem Manne hatte Rom nichts zu verweigern. Man gab ihm mündlich das Versprechen, gegen Erlegung einer bedeutenden Summe, dem Ankauf der geistlichen italienischen Güter, worauf damals der Financier speculirte, eventuellen Falls nicht entgegenzutreten und den Bannstrahl feiern zu lassen, octroyirte ihm gnädigst den Titel eines römischen Grafen in partibus infidelium und fertigte ihm endlich ein durch alle Blätter des In- und Auslandes seitdem veröffentliches Breve aus, das dem geliebten Sohn: „Dilecto filio nobili viro Andrea Langrand-Dumonceau“ gewissermaßen die Säckel aller Gläubigen öffnete und ihm außerdem den Erzbischöfen, Bischöfen und dem hohen und niedern Clerus auf's Wärmste an's Herz legte.

So nahm der moderne Icarus Anfangs einen gar stolzen Flug. Die Taschen voll des goldenen, von gläubigen und ungläubigen Actionairen gelieferten Ballastes, den er verschwenderisch, mit vollen Händen, als besäße er Fortuna's Zaubersäckel, nach allen Seiten hin ausstreute, hier große und

kleine, liberale und clericale Blätter ankaufend, dort sich der vollklingendsten adeligen Namen als Administratoren und Unterhändler versichernd, erhob sich Langrand-Dumonceau, stieg immer höher — und war schon im Begriff sich famillionär der Sonne des finanziellen Welthimmels zu nähern, da ereilte ihn sein Geschick. Es fehlte an Ballast; alle Beschwörungsformeln, alles Weihwasser, alle Litaneien, Homilien und Lügentelegramme erwiesen sich fruchtlos; eine Zeit lang noch schwankte das Langrand'sche Luftschiff mit seinen Luftschlössern hin und her im Attractionsstrome der Rothschild'schen Sonne, drehte sich, einem Kreisel gleich, ward dann der Spielball der Trabanten und Fixsterne Bischoffsheim — de Hirsch und Erera-Oppenheim, die es sich einander zuwarfen, bis es eines schönen Tages unter dem Hohngelächter seiner Neider und Feinde und dem Weh- und Wuthgeschrei der bethörten Actionaire in die Tiefe sank, den Luftschiffer Langrand unsanft zur Erde warf und ihm nur gerade Besinnung genug ließ, eiligst noch einige Millionen zusammenzuraffen, seinen ganzen Apparat mit Bemannung im Stiche zu lassen und zu verschwinden.

Der Stammbaum Langrand-Dumonceau's, des Grafen des heiligen römischen Reichs, reicht nicht bis zu den Kreuzzügen zurück. Der apostolische Heraldiker hätte ihn denn auf irgend einen Troßbuben aus dem Gefolge Gottfried von Bouillon's zurückführen müssen. Und selbst das wurde durch einen andern nicht wegzuleugnenden Umstand unmöglich gemacht. Sein Vater war ein Findelkind von Geburt, und seines Standes ein Weber; er hielt dabei gleichzeitig eine Schänke zu Vossem (Provinz von Brabant), auf deren Schild man las: In den Brand van Mecheln — ein vlämisches Wortspiel, das auf die vertrockneten, stets durstigen Kehlen der Bauern zielt. André Langrand, der Millionair en herbe, ward dort am 5. December 1825 geboren. Schmalhans war Koch in der ärmlichen Kneipe, wo der kleine André zwischen dem schnarrenden Weberschiffchen seines Vaters und dem schluchzenden Singsang der Stammgäste und Saufbolde aufwuchs.

Als Kind muß der Kleine schon sein Brod mit Hausiren verdienen. Sonntags und Montags bietet André in den umliegenden Dorfgassen Papier, Federn und Heiligenbilder feil; die übrige Zeit verwendet er auf die spärliche Schulbildung, welche die Dorfschule von Tervueren ihm gewähren kann und der er so gut als thunlich als Autodidact nachzuhelfen sucht, indem er alle Bücher gierig verschlingt, welche er auftreiben kann. In dieser Lectüre schöpft er wol den ersten Ehrgeiz und den Hang zum Abenteuerlichen; die Heimat wird ihm zu eng, die ärmlichen Verhältnisse zuwider. Eine Zeit lang Maurer, dann Bäckerknecht, entschließt sich der sechzehnjährige Jüngling plötzlich in Algier sein Glück zu versuchen. Er tritt in die dortige Fremdenlegion, macht einige Streifzüge gegen die Kabylen mit, hält sich tapfer, da machen seine auffallenden, von den militairischen Autoritäten unzulässig erklärten sehr freundschaftlichen Beziehungen zu einem seiner Oberen seiner Soldatenlaufbahn ein Ende.

Von Afrika nach Brüssel zurückgekehrt, wird Langrand Agent einer französischen Versicherungsgesellschaft „La Concorde", heirathet eine Bäckerstochter Rosalie Dumonceau, und beginnt damit seine liberalen voltairianischen Ideen und Principien an den Nagel zu hängen. Er wird ein eifriger Kirchengänger. Die wenigen Bekannten, die er hatte, schütteln den Kopf und meiden ihn: Langrand lächelt verächtlich — er zieht aus auf die Eroberung des goldenen Bließes.

Seine exemplarische Frömmigkeit erwirbt ihm die Freundschaft des Pfarrers seines Kirchspiels, auf den er es abgesehen, da derselbe mit allen

politischen, aristokratischen und finanziellen Notabilitäten der katholischen Partei in Verbindung steht. Kaum sind ein oder zwei Jahre vergangen, so verzinst sich seine Frömmigkeit so trefflich, daß er die ihm von seinem Schwiegervater eingeräumte Hinterhauswohnung in der Rue de Laeken, mit einem großen Hôtel in der Rue Royale 28 vertauschen kann: Dank frommer Hülfe hat er gemeinschaftlich mit einem seitdem fallit erklärten Banquier die Versicherungsgesellschaft „Les rentiers réunis" begründet. Der Grundstein war gelegt.

Der practische Blick des scrupelfreien Financiers erkannte indeß bald, daß, um höher und rascher zu steigen, weiblicher Einfluß unerläßlich sei. Und so wählt er denn die Gemahlin des Herrn Mercier, eines clericalen Exfinanzministers, zu seiner Egeria. Ihr Gemahl wird selbstverstanden sein Intimus und der treue Gefährte seines Argonautenzugs.

Eine Reise nach Deutschland, welche er zum Studium des dortigen Versicherungswesens macht, und wobei er gleichzeitig in Wien die heute noch bestehende Versicherungsgesellschaft „Neederland" fundirt, hatte seine Aufmerksamkeit auf einen Umstand gelenkt, welcher ihm endlich die gewünschte Handhabe liefert. Er hatte bemerkt, daß in Oesterreich und in Ungarn, wo damals der Ausgleich noch nicht erfolgt war, der Zinsfuß bedeutend höher ist als in Belgien und somit Capitalanlagen, deren Beschaffung in Belgien um $4^1/_2$ Procent möglich, auf Hypotheken in Ungarn oder Böhmen placirt, 7 bis 8 Procent Gewinnst ergeben müssen.

Im Handumdrehen hat Langrand seinen Plan entworfen und — ausgeführt.

So entsteht die „Belgische Hypothekenbank". Sie wirft reichen Gewinn ab. Langrand wird eine Autorität; er steigt an Werth, rascher noch als seine Actien. Eine Gruppe politischer und religiöser Wahlverwandten, Renegaten wie er, Herr Nothomb, ehemaliger Justizminister, der Vater des Wohlthätigkeitsgesetzes, das 1857 ihn und seine Glaubens- und Parteigenossen schmählich von der Regierung stürzte, der Staatsminister Herr Dechamps, Bruder des Erzbischofs Dechamp, der Gegner Dupanloup's und feuriger Vertheidiger des Unfehlbarkeitsdogmas, ein verkommener clericaler Journalist und Historiker, Herr d'Hauleville rc., erkennen in ihm den Mann ihres Ideals — den Messias der katholischen Finanzwelt.

In zahlreichen intimen Zusammenkünften kommt man überein, dem immer weiter strebenden und an Ausdehnung zunehmenden Langrand'schen Finanzprojecte ein welthistorisches Aushängeschild zu geben. In der Session des ersten katholischen Congresses zu Mecheln fällt zum ersten Mal, inmitten der Versammlung der höchsten kirchlichen Würdenträger der Kirche, das magische Wort „der Verchristlichung des Capitals".

Die Wirkung des Zauberwortes läßt nicht lange auf sich warten.

Während die Gruppe der Neukatholischen schreibt, spricht und predigt, benutzt Langrand-Dumonceau seine häufigen Reisen nach Wien in Angelegenheiten der Hypothekenbank, die ihn in Wien und Pesth mit den allerhöchsten Spitzen der Gesellschaft zusammenführt: sein Feldzugsplan ist entworfen. Er fühlt sich, seinen eigenen Worten zufolge, als ein Napoleon der Finanzwelt. Das ausgesaugte Oesterreich, das geldbedürftige Ungarn ist seine Operationsbasis; das reiche, üppige, industrielle Belgien seine Goldgrube und sein verschanztes Lager.

Der Gewinn der Hypothekenbank, hat für ihn nur noch insofern hohen

Werth, als er auf dieselbe seine „Bodencreditgesellschaft“ pfropfen kann. Sie ist berufen, große Gütercomplexe von dem ruinirten ungarischen und böhmischen Adel anzukaufen, sie zu zerschlagen und parcellenweise gegen Erlegung von Annuitäten an die Bauern mit bedeutendem Gewinnst loszuschlagen.

Die Grundidee dieser Bodenspeculation zeugt von einer richtigen Auffassung; die ersten Güterankäufe geschehen noch unter dem Vorbehalt, daß die Ratification erst nach einigen Monaten erfolgt; so kann die Zwischenzeit benutzt werden, um unter der Hand Käufer für die Parcellen zu finden. Das Unternehmen ist ergiebig. Aber der langsame, stetige Gang kann Langrand-Dumonceau und seinen millionendurstigen Administratoren nicht genügen. Der Erfolg ihrer Propaganda in Belgien, das wahnsinnige Steigen der Actien, das Geld, das in Strömen herbeifließt, seitdem Langrand ein für den Papst sehr günstiges römisches Anlehen abgeschlossen und dieser durch ein expresses Breve seine Unternehmungen gewissermaßen als Haupt der katholischen Christenheit unter seine Protection genommen, das Geld, das in Strömen herbeifließt, ja ihnen förmlich aufgedrängt wird, besiegt jedes Bedenken. Um den Actienschwindel zu nie geahnter Höhe zu bringen und die ungeheuersten Differenzen von einer Börse zur andern auf Kosten der Gogo's zu erzielen und die Agiotage in ihrer höchsten Potenz zu entwickeln, kauft man, ohne nähere Untersuchung, alle Güter, deren man habhaft werden kann, in Böhmen und Ungarn an; fünfzig bis sechzig Millionen werden dergestalt in kurzer Zeit unbeweglich gemacht und da die Käufer nie Geld und die Speculanten keine Geduld haben, um Jahrelang auf das Ergebniß ihrer Operationen zu warten, so ruft Herr Langrand-Dumonceau stets mit denselben Helfershelfern, deren Zahl natürlich mit ihrem Einfluß wächst, immer neue Finanzinstitute in's Leben, unter anderen die in Amsterdam begründete Niederländische Hypothekenbank und die Versicherungsgesellschaft in Wien, die **Vindobona**. Diese bietet gegen eine bescheidene Prämie Bürgschaft für den regelmäßigen Eingang der Annuitäten, jene escomptirt die Jahresabzahlungen und, indem man dergestalt die Zukunft escomptirt und auf Jahrzehnte hinaus im Voraus den vermuthlichen Gewinnst capitalisirt, ergeben die ersten Operationen fabelhafte Dividenden. Die glücklichen Actieninhaber, welche nur ein Drittel des Anlagecapitals einbezahlt und gleich so bedeutende Summen einstreichen, feiern Langrand gleich einem Gott.

Vergebens versuchen es einige Journale, namentlich das vom damaligen Finanzminister Herrn Frère-Orban inspirirte **Echo du Parlement**, den Leuten die Augen zu öffnen, vergebens erscheinen aus sachkundiger Hand wahre Schilderungen der österreichischen und ungarischen Boden- und Creditverhältnisse, vergebens setzt man klar und bündig das auf purem Schwindel und Rauch schwebende Grundsystem der Langrand'schen Actiengesellschaft auseinander — alle Welt wird in dem Taumel fortgerissen — ehrsame Bürger und Bauern, katholische und liberale Staatsmänner, Soldaten und Geistliche, Männer und Frauen, Alles bringt seine Ersparnisse herbei: Alle wollen reich werden. Langrand ist der Abgott; seine Gegner, heißt es, begeifern ihn nur aus politischem Parteihaß: **persona gratissima** an den Höfen von Wien und Brüssel, sieht er sich auf den Hofbällen gleichsam umschwärmt von den hochadeligsten Damen.

Cardinäle und Bischöfe schützt ihr Purpur nicht vor der Berührung mit ihm. Fürsten erniedrigen ihre Abkunft, die Legende des goldenen Kalbs vollzieht sich vor den Augen der erstaunten Welt — der moderne Law steht

auf schwindelnder Höhe. Er glaubt an seinen Stern, und meint die Leichtgläubigkeit und die Gewinnsucht der Massen sei ein unversiegbarer Quell.

Er soll bald eines Bessern belehrt werden. Der rasende Ankauf und die Verwaltung der Güter in Ländern, wo die Bauern noch viel verarmter als der Adel, immobilisirt einerseits auf Jahre hinaus Millionen über Millionen und verschlingt unerschwingliche Summen; dabei reißen andererseits die habgierigen Verwaltungsräthe nicht nur die größten Gewinnantheile an sich, sie lassen sich die geringsten Dienstleistungen, die kleinste Reise mit schwerem Geld bezahlen (Langrand hatte seine Gesandten, lauter Prinzen und Grafen und Barone, die Jahr aus Jahr ein für ihn reisten); sie erregen zuerst das Mißtrauen der Actionaire und des Publicums durch die Art und Weise, wie sie selbst agiotiren und à la hausse und à la baisse auf ihre eigenen Actien speculiren.

Einmal erweckt, wächst das Mißtrauen von Tag zu Tag; die Actien fallen, fallen, fallen immer tiefer; die Kassen der Gesellschaft leeren sich. Und da man den eventuellen problematischen Nutzen auf Jahre lang hinaus escomptirt hat, Güter gekauft, aber an zahlungsunfähige Käufer losgeschlagen, für die man selbst garantirt hat, und so von allen Seiten die schwersten Verbindlichkeiten eingegangen ist, denen man auf die Gefahr hin, fallit erklärt zu werden, entsprechen muß: so greift man zu Betrügereien, thürmt gleich Ossa auf Pelion eine neue Creditgesellschaft auf die andere, ruft die Gesellschaft du credit agricole &c. in's Leben, um Geld zu erhalten; sucht durch Constituirung der Internationale in London als limited société, der man die Pfandbriefe der „Bodencreditbank" überträgt, die Verantwortlichkeit der belgischen Administratoren, welche dieselbe gewährleistet, zu degagiren und den Actionären abermals blauen Dunst vorzumachen. Die Blätter bringen täglich marktschreierische Rundschreiben Langrand's, erfundene Lügendepeschen; Langrand selbst verkündigt durch zahlreiche Broschüren den glänzenden Stand seiner Speculationen, — seine Actien entwerthen sich immer mehr und mehr; sein Credit fällt unter Null, das finanzielle Gebäude der schichtenartig über einander gebauten Gesellschaften und Banken wankt in seinen Grundvesten. Nur gegen ungeheure Zinsen, 40 à 50 Procent kann Langrand die nöthige Caution auftreiben, um mit der italienischen Regierung das große Geschäft des Ankaufs der geistlichen Güter abzuschließen, wozu er allein mündlich von Pius IX. ermächtigt worden ist unter Bedingungen, die geheim geblieben. Alles kann noch gerettet werden. Aber seine schon notorische Zahlungsunfähigkeit bestimmt die florentiner Regierung, die Verhandlungen abzubrechen; die päpstliche Regierung läßt officiell ableugnen, daß Langrand jemals eine Ermächtigung vom heiligen Vater erhalten, um den geistlichen Güterraub gewissermaßen zu sanctioniren — und immer intensiver wird die Panique der Actieninhaber.

Bald bietet man die betreffenden Actien nicht nur umsonst, sondern noch mit Aufgeld an, da die Inhaber mit Angst und Schrecken angstbleich den Augenblick gekommen sehen, wo Langrand neue Einzahlungen einfordert. Noch einmal leuchtet ein Hoffnungsstern. Da der Fürst Thurn und Taxis, dessen Pathe der Kaiser von Oesterreich, einen großen Theil seines Vermögens in Langrand'schen Werthpapieren placirte, so erhält Langrand von der österreichischen Regierung, gegen Zurücknahme besagter Actien al pari, die Concession der Kaschau-Oderberger Eisenbahn. Der Lebensnerv fehlt. Vergeblich klopft Langrand-Dumonceau an alle Thüren; um die fälligen Zinsen

zahlungen für die Pfandbriefe leisten zu können, muß er die Concession verkaufen; eine erste gerichtliche Instruction wird gegen ihn eingeleitet, Langrand geht frei aus durch Einflüsse, deren besondere Natur nach dem Gesagten unschwer zu errathen ist. Noch immer kämpft er wie der verzweifelte Spieler, versucht neue Manipulationen, schreibt in den Generalversammlungen der Actionaire das Mißlingen seiner Pläne der Unehrlichkeit seiner Verwaltungsräthe und dem Parteihaß des liberalen belgischen Ministeriums zu — Niemand glaubt ihm mehr. Alles klagt ihn an — selbst ein Theil der Magistratur wird beschuldigt und in öffentlicher Schwurgerichtssitzung wirklich, in dem Mandel'schen Preßproceß überführt, eine sträfliche Nachsicht gegen ihn bewiesen zu haben. — Aber schon ehe dieser Proceß eingeleitet, hatte Langrand mit einigen aus dem Schiffbruch geretteten Millionen Reißaus genommen. Er ist und bleibt verschollen. Seine Gesellschaften sind in Liquidation oder fallit erklärt, und in diesem Augenblicke noch ist eine neue Criminaluntersuchung gegen ihn und seine Helfershelfer, den Grafen de Liedekerke, den Staatsminister Dechamps, Dedecker, den Herrn Nothomb 2c., eingeleitet.

So schmählich endigte der belgische Law seine Meteorenlaufbahn. Verflucht von tausend und abertausend Familien, welche er an den Bettelstab gebracht, von den Gerichten seines Landes als Betrüger und Schurke gebrandmarkt, verbirgt er jetzt in einem Winkel Amerikas seinen Raub und seine Schande.

Ob er das Unheil bereut, das er angerichtet? Kaum.

Bis zu seiner feigen Flucht zeigte Langrand eine eherne Stirn. Noch in dem letzten Jahre seines Hierseins, als die Polizei schon sein Hôtel in der Rue Leopold II. bewachen mußte, da mehr als ein betrogener Actionair ihm eine Kugel vor den Kopf zu schießen drohte, sah ich den berüchtigten Financier in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und Glacéhandschuhen in einer der ersten Logen des Parktheaters; man gab das berühmte Balzac'sche Stück: Mercadet, dessen Held ein unschuldiger Faiseur, ja fast ein Ehrenmann ist im Vergleich mit ihm. Langrand saß da, lachte und applaudirte dem Publicum zum Hohn, das seine Unverschämtheit gar nicht fassen konnte und mehr nach seiner Loge als nach der Scene schaute . . .

Ich bin wirklich dem wahren Law fast eine Ehrenerklärung schuldig, ihn mit Langrand verglichen zu haben. Law war, im schlimmsten Falle, ein betrogener Betrüger — Langrand-Dumonceau ist, bei Lichte besehen, ein gemeiner Dieb.

Max Sulzberger.

Der fröhlich wiedererstandene Till Eulenspiegel.

Freundliche Zuschrift an Herrn Hermann Grieben.

„Domine, non sum dignus — mori!"

Es ist eine eigenthümliche Sache um das „Todtmachen", verehrter Herr! In meiner jetzigen, mühseligen Stellung komme ich nur an „Fest- und L . . . r-Tagen", wie Jean Paul sagt, dazu, etwas Vernünftigeres zu lesen, als es zumeist die heutige Theaterliteratur bietet, und so machte ich denn jüngst einen Besuch in den gastlichen Räumen des — „Salon."

Nachdem ich mich in „Band V, Heft IV" an meines lieben Freundes Wilbrandt „Reise nach Freienwalde" herzlich erfreut, und zu Bauernfeld's „Burgtheater" als Hof-Thespiskarrenführer ein schmerzliches concedo geseufzt hatte, stieß ich auf den Artikel „Till Eulenspiegel" von Ihnen, verehrter Herr.

Der Tausend, dachte ich, das ist Wasser auf Deine Mühle; denn ich hatte mich, als Braunschweiger und Verfasser von „Uhlenspeegel II.", fast anderthalb Jahre lang mit der ganzen Familie Eulenspiegel auf den freundnachbarlichsten Fuß gesetzt.

Kaum hatte ich jedoch die vierte Seite des schönen Aufsatzes gelesen, als es mir wie ein Stich in's Herz fuhr, daß mein lieber Eulenspiegel niemals gelebt, sondern nur eine Mythe gewesen sein soll.

Hat man neuerdings den Versuch gemacht, Ehrenrettungen römisch-italienischer Kaiser und Kaiserinnen zu schreiben, warum solltest Du, dachte ich mir, Dich nicht an die Lebensrettung des guten, ehrlichen, deutschen Eulenspiegel machen?

Und nun, verehrter Herr, schenken Sie mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit und beantworten Sie mir, ich bitte, zur Einleitung diese Frage: Warum ist ein total unbekanntes kleines Dorf auf das Bestimmteste als der Geburtsort Eulenspiegel's im Volksbuche angegeben? Wenn er **kein** Lebender war, so hätte man ja ohne Schaden, vielmehr zum bessern Relief für die Figur, das ganz nahe bei Kneitlingen liegende, **früher** als niedersächsisches Abdera hochangesehene „**Schöppenstädt**" als Eulenspiegel's Geburtsort wählen können. Ist da nicht anzunehmen, das man feste Anhaltpunkte hatte: es habe im Lande Brunswick eine Familie Uhlenspeegel gegeben, deren Ahn diese oder ähnliche Streiche vollführte? Das darf nun nach hiesigen Nachforschungen nicht allein angenommen werden, sondern es ist — **gewiß**!

Ich will Ihnen, verehrter Herr, nun auch verrathen — aber Sie dürfen darüber nicht erschrecken —, daß die Familie Uhlenspeegel **noch heute** im Braunschweigischen existirt, wenn dieselbe auch den Namen gewechselt hat. Dieser Namenswechsel ward erst 1756 unter Herzog Karl I. im siebenjährigen Kriege vorgenommen, so daß der Name Uhlenspeegel **bis dahin** als Familienname in der Stadt Braunschweig florirte; ja ein directer Nachkomme, der sogar noch den Namen seines berühmten Uhrahns trug, war Leibriefe jenes Herzogs.

Nun zu dem Beweise, daß es schon 1330, also zu einer Zeit, wo der Eulenspiegel des Volksbuches gerade im schönsten Jünglingsalter leben mußte, eine Familie dieses Namens in der Stadt Brunswick gab.

Im ersten „Degedingsbuche“*) des Stadttheils „der Sack“ zu Brunswick steht:

„Deme Rade is witlik, dat de Uhlenspeeghel'sche heft enen verdingh gheldes inne Hannsens hus Nyggenwewerdes twischen der brughe unde der borch. Den mag me weder kopen vor dre Mark, unde wolde de Uhlenspeegel'sche dissen verdingh gheldels enem anderen verkopen, dar en skolde se Hanus Nyggenwerd nich an hinderen.“ **)

Es existirte also dem Degedingsbuche nach, das zu Jedermanns Einsicht im Braunschweiger Stadtarchive vorliegt, im Jahr 1330 eine Madame Uhlenspeegel in Braunschweig, und es feiert der Familienname mit dieser Madame Uhlenspeegel nicht nur seine glänzende Auferstehung, sondern auch genau zu der Zeit, als der Till des Volksbuches in seinen besten Eulenspiegel-Jahren stehen mußte. — Nun aber, um einen Schritt weiter zu gehen, ist einige Jahre später diese, oder besser eine andere Madame Uhlenspeegel eine ganz merkwürdige Person, derenthalben sogar ein Frohnbote der Behme — proscribirt wird.

In den Behmbüchern der Stadt Braunschweig, geführt von 1263—1394, welche gleichfalls im Originale auf dem Stadtarchive vorliegen, heißt es unter dem Jahre 1335 (wir übersetzen genau nach dem lateinischen Original):

„Der Engelke Lenkener ist vorgeladen, weil er das Behmzeichen (also die Vorladung) der Frau Uhlenspeegel zutrug (tulit), und proscribirt ist er, weil er eben wieder als Behmbote „das Zeichen“ der Gattin Eulenspiegel's (non portavit) nicht brachte.“ — ***)

Wo aber eine Gattin ist, muß auch ein Gatte sein; und es fragt sich daher nur: warum der Behmbote das Vorladungszeichen der Frau Uhlenspeegel nicht gebracht hat? Fürchtete er den Schabernack des Herrn Eulenspiegel, oder war der Herr Eulenspiegel gar nicht im Lande und Engelke Lenkener achtete das Weib für nichts, und wartete auf die Rückkunft des Hausherrn? Wurde er so von der Gerichtsstunde überrascht, um alsdann schwer für seine Nachlässigkeit zu büßen?

Warum, mit Einem Wort, ist in den obigen Erlassen niemals von dem Herrn Eulenspiegel die Rede?

Antwort: Weil das Handwerk desselben ihn zwingt auf Reisen zu sein, während sein Geschäft selbst in Brunswick blüht und gedeiht! —

Dem Volksbuche nach verdient Till im Anfange seiner Schelmenlaufbahn sein erstes und zwar viel Geld als Bäcker zu Braunschweig. Dieser Wink scheint bei dem damaligen Handwerkszwang darauf hinzudeuten, daß er

---

*) Degedingsbuch (hochdeutsch: Theilungsbuch) ist das Buch, in welches die schiedsrichterlichen Vorträge, die von dem Rathe gepflogen wurden, zu Protocoll genommen worden sind.

**) „Dem Rathe ist bewußt, daß die Frau Uhlenspeegel eine Viertelmark Zins („gheldes“ heißt hier Zins) auf dem Hause des Hanns Neuenwirth stehen hat, das zwischen der Brücke und der Burg liegt. Diesen kann man wieder kaufen für drei Mark (Capital), und wollte die Frau Uhlenspeegel diesen Zins einen Anderen verkaufen, daran sollte sie Hanns Neuwirth nicht hindern.“

***) Diese braunschweigischen Behmgerichte, die vor dem versammelten Volke abgehalten wurden, sind nicht mit der „heiligen Vehme“ zu verwechseln.

aus einer Bäckerfamilie stammte, in Braunschweig seine Lehrjahre durchmachte und wahrscheinlich durch Heirath sich zum Meister aufschwang. — Da er als Geselle mit seinem „Affen-,Meerkatzen- und Eulen-Schwanke", schon Aufsehen erregte, so werden das wol die ersten nachmals und bis zum heutigen Tag auf allen Märkten und Messen berühmten Braunschweiger Honigkuchen-Figuren gewesen sein, die er erfand. *)

Das Volk dichtete allen Erfindern entweder den Teufel zu, oder irgend ein anderes Etwas, das dieselben von den übrigen Menschenkindern unterscheidet, und da Till's Erfindung eine lustige war, er selbst wol ein derber Possenreißer sein mochte, so wurde er nach und nach zum Prototyp der Schwänkemacher im komischen Sinne, kurzum, zum Urbilde des deutschen Hanswurstes, der heutzutage noch seine alten derben Possen in jedem Polichinellkasten treibt. — Also unser Till Eulenspiegel sen. brachte durch die Erfindung der Honigkuchenfiguren sein Geschäft in Schwung und verdiente viel Geld damit.

Kurz vor dem Bäckerschelmenstücke des Volksbuches ist von Till's Mutter die Rede, der es, wie gesagt wird, in Magdeburg schlecht ging.

Wie kam die gute Frau dahin?

Als Wittwe eines Bäckers in dem kleinen Neste Kneitlingen konnte sie wol nicht so viel verdienen, um ihren Till in der Lehre in Braunschweig zu erhalten, und so bereiste sie vielleicht mit Honigkuchen die Märkte und Messen, verstand als alleinstehende, wahrscheinlich ältere Frau den Vertrieb ihrer Waare schlecht, und kam so in Noth.

Etwas Merkwürdiges spricht dafür, daß Till's Vater wirklich Bäcker zu Kneitlingen war.

Fragt man nämlich heutzutage in Kneitlingen nach dem Geburtshause des Till Eulenspiegel, so wird Einen jedes Kind nach dem — Bäckerhause weisen. Das ist sicher traditionell.

Der Bescheid, den man dort erhält, mag auch traditionell sein, obwol er nicht nach Jedermanns Geschmacke ist; daß er übrigens „urdeutsch" klingt, kann ich auf Wort versichern, denn auch ich zog mit einem kräftigen „gleichfalls!" von dort ab.

Kehren wir von der derben Neuzeit in das derbere Mittelalter zurück.

Also circa 1330 stand Eulenspiegel in den besten Jahren, war Honigkuchenbäcker in Braunschweig, verdiente viel Geld, und ließ — nichts ist natürlicher — als guter Sohn seine Mutter, der es in Magdeburg schlecht ging, zu sich kommen. Durch Heirath wurde er Meister; denn anders konnte der arme Dorfbäckerjunge gar nicht in die Zunft kommen. Aber der Mann, der als Sohn so brav war, that entweder seiner Eulenspiegelnatur nach als Eheherr nicht gut, oder hatte — wie so viele Genies — eine Xantippe zur Frau, und deshalb gab er seiner alten Mutter das Geld, welches dieselbe auf sichere Hypothek, wie bei Hanns Ryggenwerd, legte, und er selbst machte sich später auf die Strümpfe, um mit seiner neuen Erfindung die Welt, das heißt Deutschland, zu durchziehen, und gebrauchte nebenbei seine Späße für das Geschäft. **)

---

*) Im Volksbuche ist, so viel ich mich erinnere, Eulenspiegel überhaupt öfter als Bäckergeselle aufgeführt.

**) Ein Holzschnitt oder eine Kupfertafel aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt Eulenspiegel, seine Frau und seine Kinder, als ob sie auf eine Messe zögen.

Da hätten wir denn in aller Folgerichtigkeit, weshalb der Engelke Lenkener nur der Gattin des Eulenspiegel das Vehmzeichen als Vorladung überbringen sollte, und es bleibt nur noch der räthselhafte Vorname „Till" aufzuklären.

Durch die Flucht der byzantinischen Gelehrten in das Abendland, welche Flucht schon um 1300 begann, als die Türken anfingen sich zu rühren, kamen natürlich bei den guten Deutschen, die ja alles Neue auch schön fanden, die griechischen Namen sofort in Schwung. Eulenspiegel's Taufpathe war Burgherr zu Ampleben, also ein Mann von Stand, der mit dem stets schöngeistigen Hofe im nahen Wolfenbüttel in Verbindung stand. Hieß nicht sogar der damalige Herzog von Braunschweig „Heinrich II. von Griechenland?" (Heinrich starb 1351.)

An diesem Hofe hörte nun der Burgherr den schönen Namen „Myrtillus", und experimentirte damit (der damalige Bauer wurde überhaupt „als zum Experimentiren vorhanden" angesehen) bei seinem Dorfpathchen, „dem frommen Kinde Eulenspiegel". — Myrtillus zu sagen bringt ein ehrlicher norddeutscher Bauer nicht fertig; und so rief wol der Eulenspiegelvater sein Söhnlein „Tillus." Aber auch das war noch nicht mundrecht, es blieb daher von dem Heidelbeerstrauche (Myrtillus) die Frucht weg, und nur der Strauch oder Strolch „Till" blieb stehen. — Mit dem Beweise der Existenz einer Familie Eulenspiegel um das Jahr 1330 in Braunschweig feiert auch der Bäckergeselle oder Meister Till Eulenspiegel seine leibhaftige Auferstehung und er scheidet mit der Bitte: „Domine, non sum dignus — mori! Verehrter Herr, ich bin es nicht werth, zu sterben."

C. Schultes.

Frankreichs Frauen.

Der französische Unterrichtsminister Duruy, welcher im Jahre 1869 seine Entlassung nahm, war einer der wenigen rechtdenkenden Männer, die sich dazu verstanden, dem zweiten Kaiserreich unter Napoleon III. zu dienen. Dieser Minister veröffentlichte im Jahre 1867 ein Circular, in welchem er die Nothwendigkeit einer Reform des weiblichen Unterrichts in Frankreich darlegte und die Mittel angab, dieselbe zu verwirklichen. Er beabsichtigte freilich nur in denjenigen Städten Frankreichs, welche ein Gymnasium oder ein Lyceum besitzen, Fortbildungscurse für junge Mädchen von vierzehn bis siebzehn Jahren einzurichten, und pfropfte damit vielleicht ein frisches Reis auf einen dürren Baum, denn es frägt sich hierbei, wie die Mädchen bis zu ihrem vierzehnten Jahre erzogen und unterrichtet werden?

Es ist ein eigenes Ding um die Bildungsfähigkeit der romanischen Völker überhaupt.

Im Herzen von Paris, in der Rue Castiglione, nahe der Trümmerstatt, wo bis zum 23. Mai die Tuilerien standen, konnte man während der letzten Jahre an den Fenstern einer großen Buchhandlung eine Karte von Europa und mehrere von Frankreich ausgestellt sehen, auf denen die Grade der Schulbildung der einzelnen Länder und Provinzen durch Farben bezeichnet waren. Es umstanden zu jeder Tageszeit Fremde und Einheimische diese lehrreichen Karten, die durch ihre unten beigedruckten statistischen Ziffern — welcher Procentsatz der Einwohnerschaft in jedem Lande lesen, schreiben und rechnen könne — gar gute Anwälte der Duruy'schen Reformen zu sein schienen.

Den vorüberwandelnden Deutschen mochten diese Karten ein Lächeln der Befriedigung ablocken; den Kindern der „großen Nation" konnten sie indeß keineswegs das gleiche Gefühl der Genugthuung gewähren.

Der höchste Bildungsgrad, ein helles Gelb, herrschte den Karten zufolge in den Köpfen der Deutschen (mit Ausnahme Oesterreichs), in der Schweiz, in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Island.

Eine dunklere Farbe, ein trübes Braun, d. h. ein geringerer Grad der Schulbildung, bezeichnete Frankreich, England, Schottland, Irland und Belgien.

Auf der dritten Stufe der Volksbildung, durch ein dunkles Roth kenntlich, standen die österreichischen Staaten, das Königreich Italien und Griechenland.

Völlige Nacht endlich war in undurchdringlichem Schwarz über Spanien, Portugal, den Kirchenstaat, Rußland und die Türkei hingebreitet und bezeichnete sehr deutlich die Finsterniß in den dortigen Köpfen. Dem Deutschen, gründlichern Kenner fremder Nationalitäten, fiel hierbei freilich auf, daß die Russen mit den Türken und den Bewohnern des Kirchenstaates und Spaniens in eine Linie gestellt waren, da sie diesen Völkern doch zum größten Theil weit voran sind.

Die Karte von Frankreich selbst enthielt indeß gewiß keine Fehler. In den südlichen und besonders in den südwestlichen Theilen desselben, in der ehemaligen Bretagne und Vendée, herrscht große Finsterniß im eigentlichen, wie im bildlichen Sinne. Heller ist es nur in Paris selbst und vorzüglich in den Departements, welche an die Schweiz und Deutschland grenzen.

Ueber die Bildung des weiblichen Geschlechts in Frankreich sagt uns eine schauerlich schwarze Karte jedenfalls auch die Wahrheit; nur einiges röthliches Licht fällt in derselben gleichfalls auf Paris und die östlichsten, an Deutschland grenzenden Departements.

Woher kommt diese Stagnation des geistigen Lebens bei den Völkern der romanischen Race? Sie scheinen uns doch mit ihren lebhaften Augen, ihren ausgeprägten Zügen, ihren energischen Bewegungen so vielversprechend, so reichbegabt.

Man nehme sechs italienische oder sechs französische Kinder und erziehe und unterrichte sie mit einem halben Dutzend deutscher; welche Beobachtungen wird man hierbei machen?

Das französische oder italienische Kind ist unzweifelhaft dem deutschen bis zu seinem fünften oder sechsten Lebensjahre weit voraus. Dies braune, schwarzäugige, dunkelhaarige, lebhafte, kleine Wesen spricht rasch und viel und gut, ergreift und thut Alles mit Geschick, ist voll kleiner, schelmischer Einfälle, geht, läuft, tanzt behende; — unser kleiner, blonder, deutscher Dickkopf dagegen ist schüchtern, spricht mit Fremden gar nicht, mit den Bekannten in einem sehr kindlichen und kindischen Idiom, er fragt und horcht viel, er stolpert und fällt zuweilen und täglich sagt man ihm, er sei sehr ungeschickt — mit einem Wort, bis zum Beginn der Schulzeit zeigt sich offenbar das romanische Kind als das körperlich und geistig begabtere. Selbst bei den Anfangsgründen des Lernens fühlt sich der Lehrer noch mehr zu dem rascher erfassenden, lebhaften romanischen Kinde hingezogen, als zu unserer lieben deutschen Jugend.

Doch schon im Alter von acht bis neun Jahren sind sich beider Stämme Kinder nicht nur gleich, sondern der Lehrer beginnt bereits in diesem Zeitraum gewahr zu werden, daß sich in den deutschen Dickkopf wird etwas hineinbringen lassen, während sich im romanischen Brausekopf Alles mehr und mehr zu verwirren scheint und ein bedenklicher Zugwind darin von einem Ohr zum andern sich bemerklich macht. Sind die Kinder endlich gegen zwölf Jahre alt, so neigt sich das Zünglein der Waage im Betreff ihrer geistigen Begabung und Leistungen ganz offenbar schon zu Gunsten des deutschen Knaben oder Mädchens und lebenslang wird es der Romane nun nicht mehr einholen. Das romanische Kind erblüht nicht wie die unserigen zur sinnigen, gemüthstiefen, kenntnißreichen Jungfrau, noch zum hochpoetischen, schwärmerischen, strebsamen und über Folianten brütenden Jüngling. Aus ihm kann kein Gretchen, kein Clärchen, kein Käthchen werden, ebenso wenig wie ein Kant, ein Goethe, ein Jean Paul, ein Beethoven. Diese langsamere Entwickelung und damit zusammenhängende höhere Bildungsfähigkeit ist die dankenswertheste Gabe des Himmels für die germanische Race.

Der ehemalige französische Unterrichtsminister Duruy hat Deutschland — zwar nur oberflächlich — bereist und unsere Schulzustände, wie aus seinen Schriften hervorgeht, theilweise gehörig mißverstanden; aber dennoch, oder eben deshalb, auch mitunter sonderbar heruntergelobt.

Er mochte freilich wissen, daß die französische höchste Classe der Colleges und Lyceen (Prima) höchstens der Secunda unserer deutschen Gymnasien gleichsteht; daß die universelle und gründliche Bildung, welche die Studirenden auf deutschen Hochschulen erlangen können, ein unerreichter Wunsch der französischen Universitätsstudien bleiben wird — allein sagen durfte er solche Dinge der „grande nation" nimmermehr.

Wo indeß die Mängel der Erziehung und des Unterrichts so gar offenkundig vor Aller Augen lagen, wie beim weiblichen Geschlecht in Frankreich, da glaubte er mit Aenderungsvorschlägen und Reformen es wagen und durchdringen zu können.

Herr Duruy schlug also vor, Fortbildungscurse für junge Mädchen von vierzehn bis siebzehn Jahren zu eröffnen, in welchen sie zwei Stunden drei Mal wöchentlich von den Gymnasiallehrern Lectionen in Geschichte, Geographie, Literatur, im Rechnen und in Stilübungen erhalten oder vielmehr nur Vorträge darüber anhören sollten.

Man hätte nun denken sollen, selbst dieses Flickwerk von Unterricht wäre schon in Ermangelung von etwas Besserem dankbar entgegengenommen worden. Keineswegs; Frankreich ist das Land der Ueberraschungen!

Der gesammte katholische Klerus, mit dem feurigen Akademiker Bischof von Orleans, Dupanloup, an der Spitze, setzte Himmel und Hölle gegen diese Curse in Bewegung. Und weshalb? Das ist uns Deutschen beinahe noch unverständlicher, denn eine große Kluft trennt sogar die Anschauungsweise der deutschen Geistlichkeit von derjenigen der romanischen.

Bischof Dupanloup schrieb eine Broschüre nach der andern gegen dieses Duruysche Circular, und diese Flugschriften lassen uns denn ganz eigenthümliche Blicke in das Wesen der französischen Erziehung und des französischen Unterrichts thun. Der Bischof von Orleans wünscht auch, wie er betheuert, eine Reform der weiblichen Bildung in Frankreich. Er verabscheut die pariser Salondamen, welche nur vom Theater, vom Pferderennen, von der Toilette, vom letzten Roman und der neuesten Intrigue zu reden wissen. Er nennt sie die insipidesten, kostspieligsten und unnützesten Creaturen auf Gottes Erdboden, und versichert, daß er ihre und sie seine Sprache nicht mehr verstehen. Er hätte hinzufügen können, daß sich die sogenannte feinste Saloncultur des neunzehnten Jahrhunderts bei dem weiblichen Geschlecht zur ursprünglichen asiatischen Barbarei verkehrt hat; — denn die vornehme und reiche Pariserin und ihre Nachahmerinnen verbringen ihre Tage wie die Sclavinnen des orientalischen Harems mit Baden, Parfümiren, Frisiren, An- und Auskleiden, Schwatzen und Essen. Und die Europäerin stellt sogar ihre Person und Reize noch ziemlich unverhüllt allabendlich in Theatern, auf Bällen und Soiréen aus, was doch der züchtigern Orientalin als eine Schmach erscheinen würde, der man höchstens eine Bajadere aussetzt.

Bischof Dupanloup sagt indeß auch, daß die christ-katholische, französische Frau die Perle des Weltalls ist oder sein könnte, und schreibt ein Buch darüber: „La femme chrétienne et française", in welchem es aber bedeutsam genug heißt: „Dies Ideal wird im Schooße der Kirche erzogen, wir nur geben Euch, Ihr kirchenentfremdeten Männer! Mütter und Gattinnen, die mehr werth sind als Ihr (qui valent mieux que vous)!"

Dies ist der Angelpunkt der ganzen Polemik.

Aeußerst spitzfindig erklärt der berühmte Bischof, er liebe die studirende Frau, die sich zu unterrichten wünsche (la femme studieuse); allein er

hasse die gelehrte Frau (la femme savante). Diesen Gegensatz begreift nun freilich kein Unbefangener. Daher antwortete man ihm ganz richtig: „Wie, Sie wollen also das Mittel ohne den Zweck? Sie wollen, die Frau solle viel studiren, Stunden nehmen, Vorträge hören — und doch schließlich nichts lernen, nichts verstehen, nichts wissen? Ist dies Ihr Wunsch und Ihre Meinung, dann müssen Sie freilich die größte Zufriedenheit über die gegenwärtige Unterrichtsweise in Frankreich, bei Knaben und Mädchen, empfinden."

Der Bischof Dupanloup fürchtete ferner, wenn junge Mädchen die Duruy'schen Curse besuchen, so möchten sie hierdurch Blaustrümpfe und Freigeisterinnen werden. Er findet es unpassend und unanständig, daß junge Mädchen öffentliche Schulanstalten oder Gebäude täglich besuchen und dieselben weltlichen Lehrer haben wie ihre Brüder. Auch dieser Einwand erfordert für uns Deutsche eine Erklärung. Es ist freilich eine traurige Thatsache, daß in den größeren Städten Frankreichs und besonders in Paris kein junges Mädchen von dreizehn bis siebzehn Jahren allein über die Straße gehen kann, und die Duruy'schen Curse könnten also nur von denselben in Begleitung ihrer Mütter, Erzieherinnen oder Bonnen besucht werden; allein hierin lag ja auch wieder eine Garantie, daß zwischen dem „vielleicht jungen Lehrer" und seinen „jungen Zuhörerinnen" nichts Ungehöriges vorkommen würde, was Bischof Dupanloup so sehr zweifelhaft erscheint. „Wenn der junge Lehrer den Aufsatz des jungen Mädchens durchliest und corrigirt zurückgiebt — insinuirt der Bischof — so kann sich hieraus ein bedenkliches Verhältniß und eine strafbare Correspondenz und ein Einverständniß zwischen Beiden entwickeln." Solche Bemerkungen entlocken uns nun freilich ein unwillkürliches Lächeln. „O, Hochwürden!" wird ihm darob zugerufen, „woher wissen und kennen Sie denn solche Schliche? Ziehen Sie etwa Analogien mit dem Beichtstuhle?"

Immer heftiger wird nun die Polemik des Bischofs. Er nennt gehässig und mit liebloser Zweideutigkeit die jungen Mädchen, welche dreimal in der Woche über die Straße in Begleitung einer ältern Person zu gehen haben, um diese öffentlichen Curse des Herrn Duruy zu besuchen, „öffentliche Mädchen" filles publiques. Es verbreitet sich das Gerücht, daß die jungen Mädchen in ganz Frankreich im Beichtstuhl gefragt werden, ob sie diese Curse besuchen, und daß ihnen bei Bejahung dieser Frage die Absolution nicht zu Theil wird; und endlich zieht der bedrängte und ungeschickt kämpfende Clerus sogar den Papst in diesen Streit hinein. Pius IX. hatte gerade damals, im Jahre 1867, ein warnendes Edict gegen die Moden und besonders gegen die Haarfrisuren der weiblichen Welt ergehen lassen; und der italienische Priester erfüllt und übertrifft denn auch mit seiner Einmischung in diese Angelegenheit des weiblichen Unterrichts die Erwartungen und Wünsche des französischen Klerus.

Der unfehlbare Papst thut hierbei, leider! Streiche in die Luft, statt die Axt dem Baum an die Wurzel zu setzen, und macht seinen Gegnern den Witz und Spott gar zu wohlfeil.

Durch die Antwort des Papstes wird uns die ganze Entfernung klar, welche den italienischen Priester noch von dem französischen trennt. Der Bischof von Orleans macht keine directen Angriffe gegen den Unterricht des weiblichen Geschlechts; er fordert nur, daß derselbe von der Geistlichkeit geleitet und überwacht werde. Der heilige Vater indeß meint, auch ohne gerade Molières Komödien anzuführen, mit dem bonhomme Chrysale, „eine Frau

wisse immer schon genug.“ Er fürchtet die falschen und eitlen Kenntnisse für das weibliche Geschlecht; er entsetzt sich vor dem Stolz und der Arroganz der Frauen, als Resultaten ihres Wissens. Er besorgt, die gelehrte (soll heißen, die wohlunterrichtete) Frau werde sich nicht mehr um ihren Haushalt bekümmern, ihre Kinder verderbt machen, ein Stein des Anstoßes und ein Zankapfel für ihre Familie und Umgebung werden.

Aber — wenn nun wirklich in den Kenntnissen und in der Bildung der Frauen eine so gar große Gefahr liegt, wie uns aus dem Munde dieser hohen kirchlichen Würdenträger stets zugerufen wird, wäre es da nicht wenigstens zweckdienlich, die Grenze anzugeben zwischen den Kenntnissen, welche den Frauen erlaubt ist, sich anzueignen, und denjenigen, welche sie in's Verderben führen? Diejenigen, welche diese Grenze überschritten, wüßten dann doch, welcher Gefahr sie sich aussetzen. Doch in der unbestimmten Fassung, in welcher heute noch die Frage liegt, droht den Seelen und weiblichen zarten Gewissen vielerlei Anfechtung. Ein kleiner Katalog, wie derjenige, welcher der Encyclika vom 8. December 1864 angehängt war, würde zur endgiltigen Entscheidung genügen.

Wie weit darf das Wissen der Frauen gehen, ohne ihnen gefährlich zu werden?

Im Rechnen dürfen sie wohl die einfachen vier Species lernen — nicht wahr? Denn die sind doch zur Führung des Haushalts, um mit der Köchin und Wäscherin abrechnen zu können, nothwendig. Aber dürfen sie weiter in dieser Wissenschaft gehen? Ist ihre Tugend gefährdet, wenn sie sich in das Gebiet der Bruchrechnungen wagen, oder wären erst dann die Grenzen der strengen Keuschheit, Zucht und Sitte von ihnen überschritten, wenn sie sich mit der Algebra beschäftigten?

Ist man nach dem Beispiel einiger heiligen Personen berechtigt, ein junges Mädchen für ewig verloren zu halten, wenn es weiß, daß das Wasser aus Oxygen und Hydrogen besteht? Oder ist es heutzutage den Frauen gestattet, zu wissen, daß sich die Erde dreht? Dürfen sie sich auch, ohne ihre mütterlichen und ehelichen Tugenden und Pflichten zu opfern, mit dem Lauf der anderen Planeten bekannt machen?

Die französische Geistlichkeit erschafft sich einen Popanz, ein entsetzliches Gespenst von einer blaustrumpfigen, freidenkerischen Frau der Zukunft und attaquirt nun dieses imaginäre Schreckbild. „Ihr wollt“, ruft sie den französischen Männern zu, „daß die Frau werde, wie Ihr seid, daß sie Euch gleiche? Aber wißt Ihr denn nicht, daß Ihr Euch vor ihr fürchten und entsetzen werdet, wenn sie Euch ähnlich sieht?“ Das ist allerdings komisch genug. Bischof Dupanloup sagt: „Ihr Männer wollt also, daß die Frauen Eure Manieren annehmen, Euer Sichgehenlassen, Eure Freiheiten; Ihr wollt, daß sie Eure Bücher lesen; Ihr wollt, daß ihre Blicke, ihre Ideen, ihr Geist, ihre Seele, ihre Delicatesse, ihre Keuschheit und ihre Religion der Eurigen gleichen? O nein, nein, nein! Die ganze Menschheit bittet, daß dem nicht so sei!“ Hierauf wird nun in Journalen und Flugschriften etwas ernster Folgendes entgegnet:

Es ist pikant, zu beobachten, wie Männer, die sich dem Cölibat weihten und dem Familienleben entsagten, welche sich in ihrer Jugend von der Frau, als einer Versuchung zur Sünde und zum Falle, abwendeten und sie in ihrem Alter nur durch das Gitter des Beichtstuhls kennen lernten, wie solche Männer sich zu Richtern in Hinsicht auf weibliche Erziehung und Bildung

aufwerfen und entscheiden wollen, welcher Eigenschaften und Tugenden die Mädchen bedürfen, um das Glück der Ehen zu fördern. Unwillkürlich denkt man hierbei an die schöne Scene im König Johann von Shakespeare, wo Constanze, die Rathschläge des Cardinallegaten verwerfend, ausruft: „Er, der nie einen Sohn hatte, wagt mir hierüber zu sprechen!“

Wir möchten auch lieber über obige Fragen das Urtheil reifer Familienväter hören.

Warum fürchten die Priester so sehr, die Mädchen und Frauen könnten freidenkerisch und irreligiös werden, wenn sie nicht mehr ausschließlich all' ihren Unterricht von Geistlichen oder in Klöstern empfangen?

Wir kennen doch in Amerika, in England und Deutschland gar viele Frauen, die Ansprüche auf das verpönte Eigenschaftswort „gelehrt“ haben und nichts desto weniger sehr fromm geblieben sind. Allein diese Frauen gehören christlichen Confessionen an, welche Kenntnisse und Wissen noch nicht auf den Index gesetzt haben. Diese Religionsgemeinschaften zeigen ihnen nicht den frischen Baum der Wissenschaften mit den Worten: „Ihr dürft ihn nicht anrühren!“ und man setzt dort das weibliche Geschlecht nicht der Alternative aus, unwissend zu bleiben, oder sich gegen die Kirche zu empören. Man verdammt sie nicht, wenn sie ihren Wissensdurst noch an anderen Quellen als denen der kirchlichen Orthodoxie stillen. Doch die französischen Mädchen, denen man ein Anathema entgegenschleudert, weil sie unter der Aufsicht ihrer Mütter öffentlichen Lehrcursen beiwohnen — für diese wird natürlich Wissen und Irreligiosität gleichbedeutend werden.

Der Bischof von Orleans bricht dagegen im Schlusse einer seiner Broschüren in eine schwärmerische Lobeserhebung der französischen kirchlich-katholischen Frau aus. „Sie allein ist die reine und heilige Hüterin unserer nationalen Tugenden; durch sie allein ist Frankreich je und je gerettet worden.“ Nun, wir wollen es zugeben, die fromme Katholikin, die Französin, welche im Schooße der Kirche erzogen wurde, hat tausend Vollkommenheiten und preiswürdige Eigenschaften, aber nach Ihrem eigenen Zeugniß, hochwürdiger Herr, fehlt ihr eben doch eine, vielleicht die größte und höchste Tugend der Familienmutter: Sie versteht es nicht, Söhne zu erziehen, die ihr gleichen. Sie kann ihre Frömmigkeit, ihren Glauben nur auf ihre Töchter übertragen.

Die Religion ist in Frankreich ein Kunkellehen geworden. Wie können Sie daher die devote Französin der Jetztzeit den großangelegten Christinnen vergleichen, welche die Mütter eines h. Augustin, eines h. Johann Chrysostomus, die Erzieherinnen des h. Ambrosius waren?

Jene Frauen wurden in anderen Schulen als den heutigen erzogen, und sie vermochten ihre religiösen Ueberzeugungen Anderen mitzutheilen. Die protestantischen amerikanischen, englischen und deutschen Mütter flößen ihren Söhnen den Glauben an ihre Kirche oder Secte ein; die israelitische und muhamedanische Mutter lehren ihren Kindern das Judenthum und den Islam; allein Eure französische, kirchlich-katholische, fromme Mutter — Ihr sagt es ja selbst — bringt eben nur Freidenker und Atheisten zur Welt. Was ist der Grund hiervon? Es fehlt der Französin nicht an Zärtlichkeit für ihre Kinder, sie gäbe im Gegentheil zwanzig Mal ihr eigenes Leben dahin, um die Seele ihres Sohnes zu retten. Und dennoch vermag sie nichts für dieselbe zu thun. Warum besteht nur in Frankreich ein solches Mißverhältniß, ja ein solcher Gegensatz zwischen dem Glauben der Frauen und dem der Män-

ner? Der Glaube, welchen Ihr Priester von der Frau verlangt und welchen Ihr derselben eingeflößt habt, ist ein sich blind Eurer Autorität unterwerfender, und dieser paßt nicht für deren Söhne. Der mangelhafte Unterricht, welchen ihr den Frauen ertheilt, verurtheilt sie überdies zu einer untergeordneten Rolle im Geistesleben der Jetztzeit und sie können daher ihre Söhne weder unterweisen, noch leiten, sie können nur um dieselben weinen und für sie beten. „In dem idealen Frankreich, welches wir zu verwirklichen trachten", schließen die Gegner des Klerus, „würden die Frauen wahrscheinlich weniger devot (bigott) sein als heutzutage, aber die Männer jedenfalls gläubiger und religiöser als sie es zur Zeit sind."

Die öffentlichen Curse, welche Herr Duruy in's Leben gerufen, bestanden und bestehen trotz Alledem fort; wurden aber zum größten Theil von den Töchtern protestantischer und israelitischer Familien besucht. Die Nichten der Kaiserin Eugenie, die jungen Herzoginnen von Alba, gingen zwar in Begleitung ihrer Gouvernante auch in dieselben, wol auf den speciellen Wunsch des Kaisers, allein deren kaiserliche Tante, welche sich von ihnen genauen Rapport über das Gehörte abstatten ließ, fand gar oft ihr katholisch orthodoxes Gefühl durch die Darstellung geschichtlicher Thatsachen des historischen Professors, oder durch Aeußerungen des Lehrers der Literatur beleidigt. Herr Duruy wurde alsdann darob zur Rede gestellt; er mußte der Sache nachforschen, seine Lehrer berichtigen oder dieselben vertheidigen. Die Tagespresse beutete diese Palastintriguen gegen die Curse in ihrer Weise aus; es wurden nun „Maßregeln" gegen diese höhnenden Journale ergriffen, ihnen der Verkauf auf offener Straße entzogen; und endlich, endlich machten eben doch diese consequent und regelmäßig fallenden Wassertropfen die felsenharte Widerstandsfähigkeit des Unterrichtsministers Duruy mürbe. Er forderte peremptorisch seine Entlassung, vielleicht eingedenk des Schiller'schen: Mit der Bornirtheit (und besonders mit der weiblichen) kämpfen Götter selbst vergebens. Napoleon III. bedauerte offen den Rücktritt dieses ihm am längsten dienenden Ministers, allein die Energie fehlte ihm schon damals, den Angefochtenen seiner leidenschaftlichen, jungen, gesunden Frau gegenüber zu halten. — Betrachten wir nun noch cursorisch, wie das weibliche Geschlecht der verschiedenen Stände in Frankreich erzogen und unterrichtet wird.

Die Frau und Tochter des kleinen Grundbesitzers, Weingärtners, Tagelöhners auf dem Lande ist ein menschliches Lastthier, eine etwas höhere Art von Kuh oder Pferd. Die Geistlichkeit sorgt dafür, daß ihnen durch die über ganz Frankreich verbreiteten Schulschwestern der römisch-katholische Katechismus beigebracht wird. Lesen, Schreiben und Rechnen, ja sogar Handarbeiten werden aber — für solche Wesen — und vielleicht mit Recht — als ganz überflüssig erachtet. „Ist es denn wahr, daß in Deutschland jede Viehmagd, rechnen, lesen und schreiben kann", fragte mich vor einigen Jahren ein französischer Senator. — „Gewiß!" antwortete ich. — „Und haben die Mütter dieser Viehmägde auch schon lesen, schreiben und rechnen können?" forschte er weiter. — „Deren Mütter und Großmütter und noch manche Generation zurück, lernten rechnen, lesen und schreiben", erwiederte ich ruhig. Das ging über die Fassungskraft des kaiserlichen Würdenträgers. — „Allein wozu ist das nütze?" argumentirte er. „Wenn man in Frankreich solche Personen in dieser Weise unterrichtete, so würden sie unzufrieden mit ihrer Lage werden; wozu lernen die deutschen Landmädchen rechnen, lesen und schreiben?" fragte er wieder ganz irre gemacht in seinem französischen Ideengange. — „Wir

glauben eben", sagte ich, „es gebühre sich für ein menschliches Wesen, seinen Geist zu bilden; man darf die Kinder nicht wie die Bäume im Walde heranwachsen lassen." Das waren dem Senator indeß böhmische Wälder. Wohlgefällig lächelnd dachte er dennoch: „O diese deutschen Theologen! diese unpraktischen Schwärmer und schwerfälligen Pedanten! Landmädchen lesen, schreiben und rechnen zu lehren! — und trotz alledem und alledem sind wir Franzosen doch die erste Nation der Welt und marschiren an der Spitze der Civilisation." Er sagte auch Einiges dieser Art ziemlich verblümt. Mir traten fast vor Zorn die Thränen in die Augen, doch ich schwieg, denn im frivolen Paris hatte ich für mein ernstes Deutschland hoffen gelernt. Ich ahnte freilich im kühnsten Fluge meiner Wünsche nicht, daß schon im folgenden Jahre der „deutsche Schullehrer" einen Sieg nach dem andern über die „große Nation" erringen würde.

Da kein Schulzwang in Frankreich Gesetz ist, so genießen auch die Töchter des kleinen Bürgerstandes, der Handwerker ꝛc. nur ausnahmsweise einen regelmäßigen Unterricht. Man schickt sie wol der Billigkeit und Bequemlichkeit wegen zu den Ursulinerinnen, zu den Schwestern der christlichen Lehre (soeurs de la doctrine chrétienne) und da lernen sie denn außer dem Katechismus, der biblischen Geschichte und den Gebeten noch etwas Handarbeit und ganz nothdürftig lesen, schreiben und rechnen.

In den Kreisen der wohlhabenden Bürger, ja sogar in der reichen und vornehm aristokratischen Welt Frankreichs war es bis vor zwanzig Jahren ganz allgemein Sitte, die Töchter wo möglich vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre in ein Kloster in Pension zu geben, und die Auswahl unter denselben war ihrer Anzahl und Mannigfaltigkeit wegen nicht schwer. Man erinnert sich hier vielleicht, welche Beschreibung George Sand von ihrem Leben bei den englischen Fräulein giebt. Noch aristokratischer sind indeß die sehr stark besuchten Pensionate der „dames du Sacré coeur."

Was lernen nun die jungen Mädchen in diesen höchsten weiblichen Bildungsanstalten? Das ist allerdings schwer zu detailliren. Man ist dort offenbar bemüht, allen Anforderungen der großen Welt gerecht zu werden. Das junge Mädchen erhält Gesang- und Clavierstunden, welche es befähigen, einige Opernmelodien zu singen und zu spielen. Es lernt zwei oder drei fremde Sprachen für den Salonbedarf sprechen, jedoch nicht schreiben. Zeichnen-, Mal- und Tanzunterricht wird ertheilt. Von Geographie, Weltgeschichte und Literatur wird so viel gelehrt, als eine gute Katholikin davon wissen darf; und sehr künstliche Arbeiten auf Papier, in Seide und Wolle ꝛc. werden von den feinen Händchen der Schülerinnen gefertigt. Die Andachtsübungen, der Religionsunterricht und die Gottesdienste nehmen ferner auch viel Zeit in Anspruch.

Ist nun schon dies ein unendlich klägliches Resultat in Hinsicht auf Verstandes- und Herzensbildung, so muß, was in Bezug auf die Bildung des Willens geschieht, völlig mit Null bezeichnet werden. Völlig haltlos treten die fünfzehn- oder sechzehnjährigen jungen Mädchen aus den Klostermauern in das elterliche Haus zurück und sind in demselben ziemlich deplacirt. Ihren Vätern und Brüdern sagen weder die Kenntnisse noch die Frömmigkeit zu, welche sie aus dem Kloster mitbrachten. Dem jungen Mädchen, welches sich als ein nutzloses Möbel im Hause der Eltern erweist, bleiben nur zwei Lebenswege offen, für welche es sich sobald als möglich zu entscheiden hat, sie kehrt entweder in einigen Jahren in's Kloster zurück

und nimmt den Schleier, oder sie muß sich verheirathen lassen. Nachdem sie einige Familien und Gesellschaften mit ihren Eltern besucht, wird ihr ein junger Mann zugeführt, mit dem sie vielleicht ein paar Mal getanzt hat; dieser hält nun plötzlich bei ihren Eltern um ihre Hand an, und sie soll ebenso rasch ihr Jawort zu diesem Heirathsantrag geben, was denn beides mit großer Kaltblütigkeit und fast geschäftsmäßig geschieht. Denn die Eltern kennen diesen Bewerber und seine Verhältnisse und Lebensaussichten sehr gut, ihre Tochter aber freilich lernt ihn erst nach der Hochzeit kennen. So lassen sich die französischen Mädchen freien! Uns Deutschen kommt diese Art und Weise in die Ehe zu treten unsittlich und widerlich vor — allein die französischen Begriffe von Liebe und Ehe sind eben von den unserigen wesentlich verschieden. Den jungen Männern jenseits des Rheins sind die Romantik, Schwärmerei und die ganze seelige „Jugendeselei" der deutschen Jünglinge unbekannt.

Uebersetzt ihnen zwanzigmal Schiller's: „Da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz, er irrt allein ꝛc." in's Französische, die jungen Franzosen verstehen diese Worte nicht, eben so wenig wie einen Werther, oder gar einen Jean Paul'schen Albano oder Walt.

Die jungen Franzosen der höheren Stände verheirathen sich ungern; der Ehestand genirt sie mehr als die Frau, die eigentlich in demselben erst recht frei wird. Auch sucht der Franzose bei dem weiblichen Geschlecht weder Herz, Gemüth, noch einen gebildeten Geist, sondern nur — Vergnügen und körperliche Schönheit — oder Geld. Auf letzteres allein richtet er sein Augenmerk bei der Wahl einer Gattin; erstere findet er in den Salons der demi-monde, ein sehr passender Ausdruck für diese Gattung, da reichlich die halbe pariser Frauenwelt hierzu gehört. Der Umgang mit diesen Kreisen macht wol, daß die meisten französischen Männer so aussehen und werden, als hätten sie keine Mütter gehabt, und daß sie über Worte wie „weibliche Würde, Tugend und Frömmigkeit" ungläubig lächeln. Das Schlimmste ist, daß selbst ihre hinter Klostermauern erzogenen Gattinnen und Schwestern in Toilette und Gebahren bald die gelehrigsten Nachahmerinnen jener Frauenzimmer werden, von denen schon vor zweihundert Jahren Mme. de Sévigné schrieb: „Il y a des femmes qu'il faudrait assommer à frais communs." (Es giebt Frauen, die man auf gemeinschaftliche Kosten todtschlagen sollte.)

Der französische Schriftsteller Michelet wirft den Priestern vor, sie hätten durch ihren Einfluß das französische Mädchen und die französische Frau verdorben, und die Erfahrung scheint fast seine Anklage zu bestätigen, daß die in Klöstern erzogenen Mädchen die zügellosesten und intriguantesten Frauen und Geschöpfe werden. Dies Phänomen erklärt sich indeß für den Psychologen nur zu gut.

Dem Zügel und der strengsten Ueberwachung entrückt, ohne Grundsätze, ohne Urtheils- und Willenskraft in die lockende und reizende große Welt hineingeworfen, ergreift das leere Köpfchen des jungen Mädchens der Schwindel und es ist dann kaum mehr zurechnungsfähig für die Thorheiten, welche es begeht.

Glaubt man Michelet und den französischen Romanschriftstellern, so ist indeß ihre ideale Französin auch keineswegs ein liebens- oder achtungswürdiges Wesen. Sie ist ein fieberhaftes, leidenschaftliches, graziöses kleines Geschöpf, voll krankhafter Wünsche und Phantasien, mit ihrem materiellen und weniger zart organisirten Ehemann, der sie nicht versteht, unzufrieden und

bei ihrem Geliebten über ihr Unglück und ihre Fehltritte weinend. Sie weiß, kann und versteht Alles, nicht weil sie es gelernt hat, sondern durch Intuition, und die Fackel ihrer Leidenschaftlichkeit ersetzt ihr das Licht der Vernunft; ein Wesen, welches nur dazu geboren scheint, die Männer zu berücken und zu verführen, von denselben angebetet und endlich zu Grunde gerichtet zu werden. Dies Bild ist zum großen Theil Fiction.

In der Wirklichkeit bilden vielleicht den besten Kern der französischen Frauenwelt die wohlhabendere Landbebauersfrau, die Frauen des kleinen Bürger- und Handwerkerstandes. Das sind zwar sehr wenig romanhafte Wesen, allein äußerst praktische, thätige, genau rechnende Frauen, welche gar oft, trotz ihrer Eheherren, das Regiment im Hause führen, und indem sie mit ihren scharfen, stechenden Augen überall umherblicken und mit ihrem kreischenden, sehr geläufigen Sprechmechanismus sich Tag für Tag um Centimen herumstreiten, es wirklich in der Welt, wie man zu sagen pflegt, zu Etwas bringen. Sie erziehen ihre Söhne und Töchter zum Fleiße und Gelderwerb, und werden meist in ihren höheren Jahren unförmlich wohlbeleibte, zufrieden und vergnügt aussehende alte Weiber. Aus ihren Familien gehen denn auch wirklich manchmal die großen Männer Frankreichs hervor, ein Thiers, oder ein Béranger oder Reboul.

Auf diesen Kreisen der kleinen bürgerlichen Frauenwelt mag die Hoffnung und Zukunft Frankreichs beruhen; in den höheren und niederern gesellschaftlichen Sphären scheint Alles verkehrt und verderbt, weder die verzogenen Kinder der luxuriösen Salondame, noch die unerzogenen und verwahrlosten der Fabrikarbeiterin werden Frankreich retten: ja, sie haben das Meiste gethan, es bis an den allerletzten Rand des Verderbens zu bringen, an welchem wir es jetzt erblicken.

Meta Wellmer.



Die Mitglieder

Paschal Grousset. — Cluseret.

Delescluze. — Assy. — Arnould.

F. Pyat. — Raoul Rigault.



Pariser Commune.

Granier. Ranc.
La Cecilia. Lefrancais. Courbet.
Cournet. Razoua. Megy.

Die Mitglieder der pariser Commune.

Vor einiger Zeit ging eine Notiz durch die Zeitungen, welche alle Leser mit Schaudern erfüllte. Man war einer fanatischen Secte in Rußland auf die Spur gekommen, welche den religiösen Fanatismus bis zur Selbstverstümmelung trieb; es wurde mit grellen Farben geschildert, daß ohne Zweifel der Tod von einigen dieser Fanatiker in Folge der an sich selbst vorgenommenen Körperverletzungen erfolgt sei.

Erfüllt schon der Wahnsinn dieser paar Individuen geradezu mit Entsetzen, was soll man zu der fanatischen Selbstverstümmelung sagen, welche eine ganze große Nation, bis vor Kurzem sogar die große Nation κατ' 'εξοχήν soeben auf das Erfolgreichste ausgeübt hat. Franzosen waren es, welche in schrecklichster Weise ihre Hauptstadt, die bei ihnen mehr als bei irgend einem andern Volke alle Elemente der Nation in sich faßt und eine berechtigte Vertreterin der nationalen Eigenart ist, so weit es in ihren Kräften stand, zu Grunde gerichtet, verstümmelt. Franzosen haben die Denkmäler, an welche sich die größten Erinnerungen ihres Volkes knüpfen, vernichtet, und Franzosen haben mit eigenen Händen aus dem Buche ihrer Geschichte die werthvollsten Blätter herausgerissen.

Allerdings ist Herr Professor Karl Vogt in Genf, der jetzt wiederum das Bedürfniß fühlt, von sich reden zu machen, der Ansicht, daß das vaterlandslose Gesindel, welches die Vendômesäule umgestürzt, die Tuilerien, das Rathhaus und den Justizpalast eingeäschert hat und ganz Paris in die Luft sprengen wollte, diese sauberen Künste von seinen Landsleuten, den Deutschen, gelernt habe. Der gute Professor ist ja auch so ein Stück Internationaler und hat, nachdem er seine Affenvorträge aller Orten abgedudelt hat, für die nächsten Jahre kein Interesse daran, sich die Achtung seiner Landsleute zu erhalten resp. wieder zu gewinnen. Achtung ist so wie so ein unnützes Ding, und nach der Ansicht gewisser Leute der mit entschiedenen finanziellen Vortheilen verbundenen Mißachtung keineswegs vorzuziehen. Vogt wird seine Vorlesungen wahrscheinlich ins Französische übersetzen und er sucht sich jetzt ein Publicum — es ist ein Geschäft wie jedes andere.

Wer es mit der Wahrheit etwas genauer nimmt, als der hypothesenreiche Professor, würde allerdings sich sagen müssen, daß in dem ganzen Kriege von Anfang bis zu Ende auch nicht ein einziger Fall zu constatiren ist, in welchem durch Muthwillen oder blinden Fanatismus die Denkmäler der Kunst in Feindesland geschädigt worden seien, daß die Anwendung des Petroleums als Zerstörungsmittel das Ergebniß der Forschungen ist, welche die französische Kriegführung angestellt hat, um die Deutschen zu vernichten, und daß Derjenige, welcher das Gegentheil behauptet, so lange ein Lügner genannt wird, bis er dies Gegentheil bewiesen haben wird. Man würde daran erinnern, daß bei dem nothgedrungenen Bombardement von Straß-

burg der Münster von dem Augenblicke an, wo er von französischer Seite nicht mehr zu militairischen Zwecken verwendet, auf's Sorgsamste von unserer sicher zielenden Artillerie geschont wurde, und daß die Beschädigungen, welche er erlitten hat, in Folge dessen auch ganz geringfügig geblieben sind; man würde daran erinnern, daß bei den Bombardements der anderen befestigten Städte jedesmal der Befehl gegeben und befolgt wurde, die Baudenkmäler so viel als thunlich zu schonen und das Feuer vornehmlich auf die fiscalischen Bauten ohne historischen und künstlerischen Werth zu richten, daß die Kathedrale von Toul unversehrt geblieben ist, daß die „deutschen Barbaren" nach der Einnahme von Chartres, Rheims, Orleans ꝛc. mit künstlerischem Behagen die schönen monumentalen Sehenswürdigkeiten dieser Städte in Augenschein nahmen, daß sie unter Lebensgefahr aus dem von den Franzosen in Brand geschossenen Schlosse Saint Cloud die Kunstwerke den Flammen entrissen und in der wahrsten Bedeutung des Wortes für die Franzosen die Kastanien aus dem Feuer holten. Daß ein paar Dörfer niedergebrannt werden mußten, ist gewiß beklagenswerth, aber es war eben nichts Anderes als eine rauhe Nothwendigkeit des an sich schon fürchterlichen Krieges; und es ist hirnverbrannt und albern, darüber eine sentimentale Thräne zu vergießen. Gewiß haben die Dörfer um Metz, in denen Bazaine zu fouragiren suchte, in Brand gesteckt werden müssen. Wäre es Herrn Professor Vogt vielleicht angenehmer gewesen, wenn dies nicht geschehen wäre? wenn dadurch Bazaine in den Stand gesetzt worden wäre, sich einige Wochen länger zu halten, um der Loirearmee Zeit zu lassen, das von der Tann'sche Corps über den Haufen zu werfen, die südliche Cernirungslinie von Paris zu durchbrechen, Tausende und Abertausende von Deutschen mehr hinzuopfern und den Krieg zu verewigen? Es ist wahr, Bazeilles ist niedergebrannt worden. Wäre es Herrn Professor Vogt vielleicht richtiger erschienen, wenn man dem Dorfe, dessen Bewohner verwundete Deutsche in die Flammen warfen, eine Ehrendotation ausgesetzt hätte? Es ist wahr, Ablis ist niedergebraunt worden. Hätte Herr Professor Vogt diesen braven Leuten von Ablis, welche unsere arglos und vertrauensvoll ruhenden Reiter inmitten der Nacht überfielen, sie an die Scheunenthüren banden und nach ihnen ein Scheibenschießen veranstalteten, vielleicht einen neuen Vicinalweg gebaut? Ueberall, wo der Krieg auf deutscher Seite barbarisch aufgetreten ist, ist dies geschehen, weil es geschehen mußte; und nirgends hat sich auf deutscher Seite bestialische Rohheit an den geschichtlichen und künstlerischen Monumenten frevelhaft vergriffen. Und da wagt dieser Professor Vogt, dessen Radicalismus ganz zum Schweigen gebracht war — so lange er nämlich seine Wandervorträge in Deutschland hielt — da wagt dieser Professor Vogt zu behaupten, daß die Mordbrenner der Commune bei uns Deutschen in die Schule gegangen seien!

Die Zeit, die Geschichte der Commune zu schreiben, ist noch nicht gekommen. In dem Augenblicke, wo diese Notizen zusammengestellt werden, ist noch nicht einmal die Wahrheit darüber festgestellt, welche Mitglieder der Commune noch am Leben sind und welche andere den Tod bereits gefunden haben. Heute heißt es in den französischen Blättern, und immer auf Grund der allerzuverlässigsten Informationen, daß dieses oder jenes Mitglied, nach welchem man lange gefahndet habe, bereits vor Wochen während des Straßenkampfes geblieben sei; am andern Tage wird die Nachricht widerrufen und die Verhaftung eines Individuums gemeldet, das längst für todt gehalten wurde. Unsere Aufzeichnungen machen daher selbstredend nicht den An-

spruch, vollkommen und ganz genau zu sein; wir wollen einfach unsere Erinnerungen niederschreiben.

Die hervorragendsten Talente der Commune, bedeutende Schriftsteller resp. Künstler, waren Felix Pyat, Delescluze und Courbet. Sehr bedeutende Talente waren Rossel, Vermorel, Paschal Grousset, Millière, Ranc und Vallès; Rochefort, der während der Communeherrschaft eigentlich keine hervorragende Rolle gespielt hat, lassen wir unberücksichtigt. Der interessanteste Typus von Allen ist vielleicht der kleine fünfundzwanzigjährige Raoul Rigault. Cluseret, La Cecilia, Dombrowski und die Anderen haben als mehr oder minder internationale Demagogen eine Rolle gespielt.

Zu den alten Vertretern der von der Commune zeitweilig durchgesetzten Ideen gehört vor Allen Felix Pyat, der am 4. October 1810 geboren ist. Nach sehr glänzenden Studien und nachdem er einundzwanzig Jahre alt das dritte Examen absolvirt und sich als Advocat hatte einschreiben lassen, ergriff er den journalistischen Beruf. Schon als neunzehnjähriger Jüngling hatte er sich durch den Radicalismus seiner Ideen bekannt gemacht. Sein erster Toast im öffentlichen Leben galt dem Convent und er setzte es in dem Club, welchem er angehörte, durch, daß die Büste des damals noch regierenden Königs Karl X. aus dem Saale entfernt und an ihre Stelle die Lafayette's gesetzt wurde. Als Journalist errang er bedeutende Erfolge, er arbeitete an den ersten literarischen Zeitschriften mit und wurde später Redacteur des Feuilletons des Siècle. Noch größere Triumphe feierte er als Dramatiker. Sein erstes Drama, „Eine frühere Revolution", wurde am Tage nach der ersten Aufführung, trotz der glänzenden Aufnahme, wegen der radicalen Tendenz verboten (1832). Seine späteren Dramen, „Der Räuber und der Philosoph" und namentlich „Ango", errangen ebenfalls großen Beifall, noch mehr aber das Effectstück: „Die beiden Schlosser", welches über hundert Vorstellungen hintereinander erlebte. Seine beiden letzten Stücke, „Diogenes" und „Der Lumpensammler von Paris" übertrafen womöglich den Erfolg der „beiden Schlosser", namentlich das letztere wurde in fast alle Sprachen der Welt übersetzt und erzielte auch in Deutschland wie in England eine durchschlagende Wirkung. Nach der Revolution wurde er unter der Republik von 1848 zum Volksvertreter gewählt und zeichnete sich als Redner durch den schwungvollen Stil aus, der sich schon in seinen Dramen bemerkbar machte. Noch unter der Republik mußte er wegen des Aufrufs zu den Waffen von Ledru Rollin, den er mit unterzeichnet hatte, flüchten. Er verbrachte einige Zeit in Belgien, in der Schweiz und lebte dann in England. Nach dem Staatsstreiche gab er mit Victor Hugo eine Zeitung: „Der Mensch" (l'homme) heraus, welche lediglich den Zweck hatte, Napoleon zu stürzen. Er vertheidigte das Attentat Orsini's in einer Brochüre mit solcher Vehemenz, daß die englischen Gerichte sich ausnahmsweise mit dieser Preßangelegenheit befassen mußten. Pyat wurde indessen freigesprochen. Charakteristisch ist die folgende Aeußerung von ihm: „Ich habe viel Geld in meinem Leben verdient, aber auch viel Geld ausgegeben und nie darauf geachtet, Schätze zu sammeln. Jetzt, wo ich älter und vernünftiger werde, bedaure ich es, da ich sehe, welche Wohlthat man mit Geld der Menschheit erweisen kann. Nun, ich habe noch fünfzigtausend Franken im Vermögen. Diese fünfzigtausend Franken, d. h. Alles, was ich besitze, biete ich Demjenigen, der den Schuft, welcher sich Napoleon III. nennt, tödtet." Nach dem Sturze Napoleon's kehrte Pyat nach Frankreich zurück und begründete in Paris eine Zeitung: „Der Rächer" (le vengeur), das Organ der äu-

ßersten Linken der Commune. Bis jetzt hat man seiner noch nicht habhaft werden können.

Charles Delescluze ist gleichen Alters mit Felix Pyat, er ist am 2. October 1809 geboren. Das ganze Leben dieses Mannes theilt sich in unaufhaltsames Wirken für die Republik, in Kerker- und Verbannungsstrafen. Zehn Jahre lang hat er in Cayenne zugebracht; er gehört zu den Wenigen, welche dem Tode durch diese „trockne Guillotine" entronnen sind; und als er nach Cayenne deportirt wurde, hatte er schon die Bekanntschaft mit so ziemlich allen Kerkern Frankreichs gemacht. Er war in Belle-Isle gewesen in der Bretagne, und auf Ajaccio in Corsica, man hatte ihn in Brest und Toulon mit gemeinen Verbrechern an dieselbe Kette geschmiedet. Er hatte Alles ruhig ertragen und kehrte als fünfzigjähriger Mann nach einem Leben, dessen größte Hälfte in der Beraubung der Freiheit, unter den härtesten Strafen, langsam dahingekrochen war, ebenso radical und ebenso gut republikanisch nach Frankreich zurück, wie er aus Frankreich entfernt worden war. Als Journalist besaß Delescluze eine ganz außerordentliche Begabung; im agitatorischen Stil war er Meister. Sein persönlicher Charakter ist vollkommen makellos; er war eine edle, anständige Natur im wahrsten Sinne des Wortes, freundlich, zuvorkommend und uneigennützig. Er ist auf der Barrikade gefallen, und die Behauptung, daß er bei einem Fluchtversuche von seinen eigenen Anhängern ermordet worden sei, wird jedenfalls nichts Anderes sein, als eine jener infamen Lügen, welche die versailler Regierung durch ihre erbärmliche Presse tagtäglich verbreiten läßt. Daß dieser Mann, der im Privatleben kein unhöfliches Wort gebrauchte, die sanftesten Manieren besaß und einen vollständig lautern Charakter, die eigentliche bewegende Kraft der Mordbrennercommune ist, daß er selbst die Branddecrete und Petroleumlieferungsscheine mit seinem Namen unterzeichnet hat, das ist ein psychologisches Räthsel, dessen Lösung hier nicht versucht werden soll. Ueber Delescluze sind die Acten noch nicht geschlossen, und in späterer Zeit wird man vielleicht milder über ihn urtheilen als jetzt, wo das ruhige Urtheil durch den schauerlichen Eindruck, den die pariser Verwüstungen auf jeden Menschen machen, getrübt wird.

Courbet ist am 10 Juni 1819 geboren und ohne Zweifel einer der interessantesten Künstler des modernen Frankreichs. Er ist der Chef der sogenannten realistischen Schule in der Malerei; seine Bilder haben auch in Deutschland das größte Aufsehen erregt, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er als Zeichner und Colorist, wenn nicht der bedeutendste, jedenfalls einer der allerbedeutendsten Künstler Frankreichs ist. Ueber die Wahl seiner Stoffe läßt sich allerdings streiten; und ob sein „Realismus" der richtige ist und sich für die malerische Darstellung eignet — auch das mag dahin gestellt bleiben. Wenn man wie er „badende Mädchen" darstellt, so ist es allerdings nicht gerade nothwendig, daß man diesen Mädchen ansieht, daß sie sehr badebedürftig sind. und wenn man wie er „junge Mädchen am Seineufer" darstellt, so braucht man nicht so ausgesucht häßliche, allerdings widerwärtig wahre Frauenzimmer darzustellen, wie er sie gewählt hat; und wenn er das Bedürfniß fühlt, bei einer dieser Damen den Unterrock etwas hervorsehen zu lassen, so möchte man wenigstens wünschen, daß er rein wäre. Auch die schmutzigen, gelben Handschuhe auf dem grünen Kleide sind nicht von angenehmer Wirkung, wenn wir auch wiederum nicht bestreiten wollen, daß man am Seineufer junge Mädchen trifft, die sich gerade so geschmacklos

kleiden, wie wir es auf dem Courbet'schen Bilde dargestellt finden. So häßlich häufig die Vorwürfe zu seinen Gemälden waren, so bedeutend war die künstlerische Technik, und wenn er ein neutrales Gebiet betrat, wo seine radicalen künstlerischen Grundsätze sich nicht in einer unserm gewöhnlichen Geschmack widerstreitenden Weise geltend machen konnten, so schuf er geradezu Meisterwerke. Wir erinnern uns, auf dem pariser Salon eine „Hirschjagd im Winter" von Courbet gesehen zu haben, die in der Malerei wie in der Wirkung geradezu vollendet war.

Ebenso radical wie als Künstler war er auch als Politiker. Bisher hatte er sich von dem öffentlichen Leben ziemlich fern gehalten und erst die letzten Ereignisse in Frankreich gaben ihm die Veranlassung, auch auf diesem Gebiete eine bedeutende Stellung einzunehmen. In der Commune war er Minister des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste, und als solcher brachte er den Antrag ein und setzte ihn auch durch, die Vendômesäule zu stürzen. Er sagte selbst, daß es ihm eigentlich weniger darum zu thun sei, die Säule aus politischen Gründen zu entfernen; er halte es aber für nothwendig im Interesse des guten Geschmacks dies abscheuliche, häßliche Ding, das den Geschmack einer ganzen Generation verderben könne, vom Erdboden zu vertilgen. Und in der Beziehung hatte er in der That das Auge des Künstlers. Der Sturz der Vendômesäule ist jedenfalls nicht im Interesse der Kunst zu beklagen.

Das wären die drei bedeutendsten Männer der Commune; der psychologisch wunderbarste ist, wie schon bemerkt wurde, Raoul Rigault, ein junger Bursche von fünfundzwanzig Jahren, mit dem Kneifer auf der Nase, der den großen Revolutionair, den Danton und Robespierre in Taschenformat darstellt.

Von Raoul Rigault war zuerst die Rede bei der großen Studentenversammlung in Lüttich, in welcher er durch seine wunderliche atheistische Rede, die in sämmtlichen Zeitungen der Welt wiedergegeben wurde, das ungeheuerste Aufsehen erregte. Raoul Rigault war der Grausamste der Commune. Er war es, welcher den Befehl gab, die Geißeln niederzuschießen und welcher der Erschießung des Erzbischofs von Paris, des Curé der Madeleinekirche, des Redacteurs des Siècle, Chaudey, u. s. w. persönlich beiwohnte. Als er den Erzbischof von Paris zu sich beschied, er, der fünfundzwanzigjährige Jüngling einen sechzigjährigen Greis, und dieser ihn mit Milde anredete: „Mein Kind", unterbrach ihn Rigault mit den Worten: „Pflichtvergessener Priester, ich verbitte mir den gemüthlichen Ton; vergessen Sie nicht, daß Sie vor einem Beamten stehen", und dabei wies er auf seine Schärpe. Man erzählt sich allerlei Anecdoten von ihm. Als die Regierungstruppen schon vor Paris bedeutende Erfolge errungen hatten und die Niederwerfung der Commune stündlich bevorstand, zeigte sich Rigault in den besuchtesten Cafés und in der sichtbarsten Loge des Theaters „Delassements comiques" modisch gekleidet, mit dem Zipfel eines Battisttaschentuches an der Seitentasche, und erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er nun endlich Battisttaschentücher habe; danach habe er sich sein ganzes Leben gesehnt, jetzt habe er sich zwei Dutzend gekauft. Er hatte eine Liebschaft mit einer Schauspielerin an dem eben genannten Theater. Vermuthlich hatte diese mit ihrem Director eine kleine Streitigkeit, denn das erste Gebäude, welches auf Rigault's Befehl in Brand gesteckt wurde, war das Theater der „Delassements comiques".

Jules Vallès ist ein literarisches Curiosum. Seine Schriften, welche vorzugsweise die Nachtseiten der Gesellschaft schildern, zeichnen sich aus durch

einen ungewöhnlich markig plastischen Stil. Wie Pyat schildert auch er mit Vorliebe das Gesindel, die Günstlinge der Polizei, die Zuchthauscandidaten und Obdachlosen. Sein bekanntestes Werk ist: „Les hommes de la rue." Unter der Commune hat er das geflügelte Wort gesprochen: „Um den lieben Gott habe ich mich niemals bekümmert, aber ich hasse Jesus Christus wie alle zu hoch geschraubten Berühmtheiten." (Je ne me suis jamais occupé du bon Dieu; mais je déteste le Christ, comme toutes les réputations surfaites.) Er copirte dabei unsern Landsmann Anacharsis Cloots, der schon unter der ersten Revolution sich gerühmt hatte, der „persönliche Feind" Jesu Christi zu sein (l'ennemi personnel de Jesus-Christ), und der Heine die Anregung zu dem bekannten „der persönliche Feind des Jehova" gegeben hat.

Vermorel war Redacteur der „Reform" und ein sehr schlagfertiger Journalist, aber, wie es scheint, ein ziemlich unsauberer Charakter. Er wurde, wie man sich erinnern wird, von Rochefort schon unter dem Kaiserreich beschuldigt, eine Rouher'sche Creatur zu sein und im Sold Napoleon's als agent provocateur durch ungeschickte demagogische Artikel die gute demokratische Sache zu schädigen.

Assy war das eigentliche Haupt der Internationalen. Er war es, der in Creuzot die große Arbeitseinstellung in den Fabriken des Kammerpräsidenten Schneider organisirt hatte und die ganze Bewegung leitete. Auch Megy, irren wir nicht ein Maschinenbauer, war eines der Hauptmitglieder der Internationalen. Er war es, der, des Complots gegen Napoleon bezüchtigt, den Gendarmen niederschoß, welcher in sein Zimmer drang, um ihn zu verhaften. Megy rechtfertigte sich damit, daß er sagte, es sei Jemand vor Sonnenaufgang in sein Zimmer gedrungen und habe Hand an ihn legen wollen. Er habe geglaubt, es handle sich um einen nächtlichen Einbruch und habe zum Revolver als Waffe der Nothwehr gegriffen. Die kaiserlichen Gerichte verurtheilten ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus, und die Ereignisse vom 4. September gaben ihm die Freiheit wieder. Unter der Commune führte er den Oberbefehl über die Besatzung des Forts d'Issy.

Ranc ist ein sehr talentvoller Journalist. Er war einer der Hauptredacteure des „Rappel", der intimste Freund Gambetta's. Lefrançais hat sich namentlich als Clubredner bekannt gemacht. Paschal Grousset, Millière und Arnauld waren Rochefort's Collegen an der „Marseillaise". Paschal Grousset hatte den Artikel geschrieben, welcher den Prinzen Peter Bonaparte veranlaßte, den Chefredacteur Rochefort zu fordern, und zwar in einem Briefe, der so beleidigend für den Verfasser des Artikels, Grousset, gehalten war, daß der Prinz sowol von diesem, wie von dem Redacteur gefordert wurde. Grousset's Zeugen waren Fonvielle und Victoir Noir. Der Letztere wurde vom Prinzen erschossen. Rochefort's Zeugen waren Millière und Arnauld, die wir jetzt in der Commune wieder beisammen finden. Grousset, welcher in der Commune die „auswärtigen Angelegenheiten" leitete, machte sich durch sein naives Sendschreiben an die deutschen Behörden bekannt, welches natürlich unbeantwortet blieb. Von diesen Leuten ist nicht viel zu sagen. Der bedeutendste von diesen soll Millière gewesen sein. Er starb auch muthig. Von den Truppen erkannt, wurde er auf die Stufen des Pantheon geführt; und während diese auf ihn anlegten, entblößte er die Brust, erhob die Rechte und schrie: „Es lebe die Republik! Es lebe die Menschheit! Es lebe . . ." In diesem Augenblick entlud sich die Salve und er fiel todt zu Boden. Ueber Razoua, Cournet und Granier sind uns nähere Nachrichten

nicht bekannt. Cournet war der Chef der „allgemeinen Sicherheit", Granier Intendant der Commune.

Die militairische Leitung hatten in der Commune Rossel, Cluseret, Dombrowski und La Cecilia. Rossel, der Sohn eines frühern Bataillonschefs, scheint ein außergewöhnlich begabter Officier gewesen zu sein. Er machte das zweitbeste Examen auf der polytechnischen Schule und erhielt wegen einer militairischen Arbeit eine Preismedaille im Betrage von sechshundert Franken. Er war als Capitain der regulären Armee in Metz eingeschlossen und gehörte dort zu den entschiedensten Gegnern Bazaine's und der Capitulation. Es scheint ein durchaus anständiger und ehrenhafter Mann gewesen zu sein, und sein Vater hat öffentlich gegenüber den Angriffen der versailler Journale die Vertheidigung seines Sohnes geführt.

Clusercts Vergangenheit ist etwas romanhaft. Nach den jüngsten Journalmittheilungen soll er ein geborner Irländer sein und sich dort verschiedene schlechte Streiche haben zu Schulden kommen lassen, nach anderen Mittheilungen wäre er Franzose und hätte wegen politischer Vergehen seine Heimat verlassen müssen. Er war lange Zeit in Amerika, nahm dort am Bürgerkriege Theil und avancirte zum General. Nach den Septemberereignissen tauchte er in Paris wieder auf und machte sich zunächst dadurch bekannt, daß er in der „Marseillaise" einen energischen polemischen Aufsatz gegen Gambetta veröffentlichte, den er der mangelnden Energie und der lauen republikanischen Gesinnung beschuldigte. Rochefort protestirte lebhaft gegen diesen Artikel in dem früher von ihm redigirten Blatte; mit wahrer sittlicher Entrüstung bezeichnete er denselben als einen „förmlichen Aufruf zum Bürgerkriege". Es war Anfang September, und zu dieser Zeit wirkten diese Worte noch; seitdem ist das Wort „Bürgerkrieg" in Frankreich gäng und gäbe geworden und vermag nicht mehr den Schrecken auszudrücken, welchen die Sache in sich faßt. Cluseret ging dann nach Lyon und organisirte dort den Aufstand gegen die republikanische Regierung, die ihm zu wenig demagogisch erschien. Er wurde unschädlich gemacht und verschwand dann wieder vom Schauplatze, bis ihm unter der Communeherrschaft eine hervorragende Rolle in den militairischen Operationen anvertraut wurde. Auch hier hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Auftreten schien nicht ganz unverdächtig, er wurde sogar gefangen gesetzt, dann wieder frei gelassen, und kurz und gut, das ganze Leben dieses Mannes, so weit es bekannt ist, macht einen wenig angenehmen Eindruck: viel Undurchsichtigkeit und viel Scandal.

Sein College Dombrowski, der sich schon unter dem polnischen Aufstande bemerkbar gemacht hatte, scheint ein nicht unbedeutendes strategisches Talent entwickelt und sich gut geschlagen zu haben.

La Cecilia, ein Italiener, war in der Welt viel herumgekommen und besaß namentlich eine außerordentliche Sprachkenntniß; er war deswegen auch in einer pariser Redaction als Uebersetzer engagirt. Man sagt, daß er schon unter Garibaldi gedient habe.

Das sind einige und wol die hauptsächlichsten Mitglieder der pariser Commune, zum Theil Leute von persönlich anständiger Gesinnung, die sich, wie es bei ruhiger Erwägung nicht in Abrede gestellt werden kann, lediglich durch den politischen Fanatismus zu den verbrecherischen Acten haben hinreißen lassen, deren schaudernder Zeuge die Gegenwart gewesen ist. Einigen unter ihnen wird die Nachwelt, wenn sie auch in das Verdammungsurtheil, welches die Mitwelt über die Commune ausspricht, mit einstimmt, vielleicht

das Zeugniß nicht versagen, daß der innerste Beweggrund ihrer Handlungen nicht unedel und daß ihr Verbrechen der Wahnsinn war; die Namen vieler Anderen aber werden schon vom nächsten Geschlecht vergessen sein, weil sie eben nur gemeine Verbrecher waren; und „das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab". Interessant ist die Thatsache, daß die internationale Arbeiterassociation in der Denkschrift, welche sie über die pariser Vorgänge veröffentlichte, dieselben zwar selbstverständlich zu beschönigen und gewissermaßen zu erklären, aber keineswegs zu vertheidigen versucht hat und die solidarische Verantwortlichkeit dafür ablehnt. Die Brandstiftungen gingen doch selbst den Internationalen über den Spaß. Es giebt freilich einen Standpunkt, von welchem aus sich Mancherlei zu Gunsten der Commune geltend machen läßt, und das ist die scharfe Beobachtung ihrer officiellen Gegner, der Versailler. Wenn die Commune nur entstehen konnte auf dem vom Kaiserreich systematisch corrumpirten Boden, so konnte sie nur gedeihen unter dem Regime der Schwächlinge und reactionären Phrasenhelden, welche die entscheidende Stimme in der versailler Nationalversammlung haben. Durch die Berichte der unparteiischen Augenzeugen ist überdies festgestellt, daß die versailler Truppen in Paris womöglich noch gemeiner und roher gewirthschaftet haben, als die brutalsten Föderalisten. Die Soldateska zeigte in der Niederschießung der Wehrlosen — und wie viele unschuldige Opfer mögen sich unter diesen befunden haben? — einen unwiderstehlichen „Élan" und erntete dafür den winselnden Dank des Herrn Thiers und seiner Spießgesellen. Es ist schwer zu entscheiden, wem in dem widerwärtigen Zweikampfe die Palme gebührt, ob den Mordbrennern für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, oder den uniformirten Mörderbanden für Ordnung und Gesetz; und mit Byron möchte man citiren: „Arcades ambo — gleich gemeine Seelen!"

Wir bemerken zum Schluß noch einmal, daß diese flüchtigen Notizen nicht den Zweck haben, die hervorragenden Persönlichkeiten der Commune zu schildern; es sind leichte Skizzen, die der Ausführung noch sehr bedürftig sind. Die wahre Geschichte der Commune zu schreiben ist eine der reizvollsten und dankbarsten Aufgaben für den Geschichtschreiber der Gegenwart; vor der Hand aber ist es noch nicht möglich, auch nur das nothdürftigste Material dazu zusammenzustellen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Der Leuchtthurm von Livorno.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

In Pisa lernte ich einen jungen schwedischen Architekten Namens Gustav Runeberg kennen. Wir bewohnten zusammen dasselbe Hôtel, und da die zahlreiche Fremdencolonie, welche während der Wintermonate den Lung Arno zu bevölkern pflegt, längst vor der hereinbrechenden Hitze die Flucht ergriffen hatte, so waren wir mit doppelter Dringlichkeit auf einander angewiesen, und wurden bald gute Freunde . . . Wenn der Tag sich zu neigen begann, nahmen wir gemeinschaftlich unser Pranzo ein, schlenderten dann am Quai entlang vor die Porta alle Piagge und erzählten uns unsere Erlebnisse und Beobachtungen, oder blickten den hübschen Pisanerinnen in die schmachtenden Junoaugen. Gustav machte damals Studien am Dome und an dem weltberühmten hängenden Thurme; ich meinestheils beschäftigte mich mit einigen interessanten Urkunden des städtischen Archivs — und so fehlte es unseren Zwiegesprächen nicht an mannichfacher, lebendiger Anregung.

Es war eines Sonntags Morgens, als der junge Schwede mit einem leichten Anfluge von Lebensüberdruß in mein Zimmer trat und mich fragte, ob ich für heute etwas Besonderes vorhabe?

Ich verneinte.

„Schön! So kommen Sie mit nach Livorno! Wir treiben uns dort den Tag über herum, schlagen die Zeit todt, so gut es gehen will, und sind mit dem letzten Zuge wieder zurück. Ich fühle mich heute so Pisa-müde, so . . . wie soll ich nur sagen? Ich bedarf einer kleinen Aufrüttelung, sonst stockt mir das Blut in den Adern"

„Sie haben Recht", erwiederte ich. „Diese stillste aller italienischen Städte wirkt auf die Dauer einschläfernd. Sehen Sie nur hinaus: die ganze Länge der Straße hinunter drei Menschen . . . nein, nicht einmal: der kleine Schuhputzer kann nicht für voll gelten! Ich habe nie begreifen können, daß Pisa 50,000 Einwohner zählen soll!"

„Sie kommen also mit?" fragte Gustav.

„Gewiß. Ist in Livorno etwas Besonderes zu genießen?"

„Daß ich nicht wüßte. Aber der Hafen, die Seeluft, der Theergeruch, Alles das wird die verlechzte Seele wunderbar erquicken...."

„Va benissimo! Und wann reisen wir ab?"

„Sogleich, wenn es Ihnen recht ist. Es fehlt jetzt noch ein Viertel an Zehn; in zwanzig Minuten geht der Florentiner Schnellzug ab. Wenn Sie also nicht gar zu viel Zeit auf Ihre Toilette verwenden . . ."

„Ich bin fertig; aber Sie?"

Er lachte.

„Warten Sie zwei Secunden!“ sagte er im Tone eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist.

In der That erschien er nach wenigen Augenblicken völlig umgekleidet. Der nachlässige Morgenanzug war mit einem eleganten Promenadehabit vertauscht, das ihm außerordentlich wohl stand. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie sich die jungen Pisanerinnen der Nachbarschaft für den blonden Signore des Albergo del Cavallo interessiren mochten . . .

Wir legten die kurze Strecke nach dem Bahnhofe zu Fuß zurück.

Eine Viertelstunde später saßen wir im Coupé und dampften der Küste zu.

„Und was beginnen wir nun zunächst?“ fragte ich nach einer Weile meinen sinnenden Begleiter.

„Zunächst frühstücken wir . . .“

„Und dann?“

„Dann gehen wir nach dem Molo . . .“

„Was ist da zu sehen?“

„Das laute, lustige Treiben der Hafenbevölkerung, das Aus- und Einladen . . .“

„Es ist heute Sonntag.“

„Wahrhaftig! Daran dachte ich nicht. Nun dann sehen wir die blaue See und die feiernden Schiffer . . . Vom Leuchtthurm aus hat man übrigens ein schönes Panorama. Die Aussicht umfaßt die toscanischen Inseln Gorgona, Capraja und Elba, sowie Corsica. Livorno ist kein Neapel, aber hat seine Reize so gut wie jede andere Stadt der Apenninenhalbinsel.“

„Sie scheinen viel Localkenntniß zu besitzen . . .“

„Ich war vor drei Jahren etwa sechs Wochen lang in Livorno. . .“

„Ihrer Studien halber?“

„Wenn Sie wollen, ja. Ich malte damals eifrig und fand ein specielles Vergnügen daran, diejenigen Punkte für meine Skizzenmappe auszuwählen, die von der großen Masse der Künstler vernachlässigt werden. Der Vesuv, Capri, die römische Campagna, das ist für Berufene und Unberufene schon tausendmal dagewesen. Ich bevorzugte Pisa, Livorno, die lombardische Ebene und ähnliche bescheidene Gegenden, an denen im Grunde weit mehr zu lernen ist, als an jenen immer und immer wieder verarbeiteten Bravourmotiven.“

Ich wußte längst, daß Gustav Runeberg an allem Außergewöhnlichen, Seltsamen vornehmlich Gefallen fand, und war daher durch dieses pikante Bruchstück seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses nur wenig überrascht.

Das Gespräch verfiel auf gleichgiltige Gegenstände, bis nach etwa zwanzig Minuten das Ziel unseres Ausfluges erreicht war.

Arm in Arm wandelten wir durch Livorno's breite, poesielose Straßen, der Via Vittorio Emmanuele zu, wo wir ein kleines Gabelfrühstück verzehrten. Als der strohumflochtene Fiasco bis auf den letzten

Tropfen geleert war, schlenderten wir in aller Gemüthsruhe nach dem Hafen, dessen schläfrige Stille noch lebloser war, als wir uns vorgestellt hatten. In der That brannte die Sonne bereits so heftig, daß, wie das Sprüchwort sagt, nur Hunde und Engländer an's Spazierengehen denken konnten, Christen dagegen nach einer Siesta im Schatten verlangen mußten.

„Corpo di Bacco!" seufzte ich — man gewöhnt sich im fremden Lande nichts leichter an, als derartige tugendwidrige Ausrufe — „Corpo di Bacco! Sie führen mich, wie Virgil den Dante, in die Regionen des Fegfeuers . . ."

„Im Thurme ist es leidlich kühl", erwiederte Gustav. „Droben in der Laterne freilich dürfte auf das Fegfeuer die Hölle folgen."

„Aber um Himmels willen, warum müssen wir alsdann diese Zinnen erklimmen, unbegreiflichster aller schwedischen Architekten?"

Er lächelte, wie Jemand, der im Begriff steht, ein süßes Geheimniß zu enthüllen.

„Haben Sie Durst?" fragte er; — „beziehungsweise, sind Sie im Stande einen weitern Fiasco toscanischen Gewächses zu trinken?"

„Ich bin ein Deutscher!" erwiederte ich nachdrücklich.

„Gut; so lassen Sie uns hier in dieser Strand-Osteria Halt machen und einem dickbäuchigen Ungeheuer des trefflichen Wirthes den Hals brechen! Ich will Ihnen dann auseinandersetzen, warum ich trotz dieser kannibalischen Hitze da hinauf steigen möchte; — und wenn Sie meine Geschichte gehört haben, erwacht vielleicht auch in Ihnen die Lust, Ihre erschlaffenden Muskeln anzustrengen, — vorausgesetzt, daß ich einigermaßen erträglich erzähle."

„Sie machen mich neugierig. — Welche Bande der Sympathie können Ihr Herz an diesen Leuchtthurm knüpfen? . . . Ah, ich vergaß . . . Sie sind Architekt . . ."

Er schüttelte den Kopf.

„Nicht doch", sagte er, indem er auf einer der schattigen Holzbänke Platz nahm. „Mein Beruf kommt diesmal sehr wenig in Betracht. He, Bottega!"

Ein müder Schänkbursche schlich heran und erkundigte sich nach unserm Begehr. Nach zwei Minuten brachte er eine riesige Flasche rothen Landweins und zwei entsprechende Humpen. Gustav goß die Fluth in die Gläser und forderte mich dann auf, mit ihm anzustoßen.

„Das Wohl der schönen Cosima!" rief er in schwedischer Sprache.

Er leerte den Becher bis auf den Grund, schob dann den Hut aus der Stirn, lehnte sich so bequem als möglich wider die Breterwand und begann wie folgt:

„Vor drei Jahren also betrat mein Fuß die so berühmte Hafenstadt zum ersten Mal. Ich logirte drüben im Leon Bianco an der Piazza d'Armi. Kaum hatte ich ausgepackt und mich nach meiner Weise häuslich eingerichtet, als die Gunst der Götter mir einen ersichtlichen Beweis ihrer unwandelbaren Fürsorge angedeihen ließ. Ich brachte nämlich

ein halbvollendetes Aquarellbild mit, zu welchem mir eine wesentliche Figur fehlte. Das Bild stellte drei plaudernde Genueserinnen dar. Zwei der frischen, munteren Mädchengestalten erheischten nur noch wenige Pinselstriche; für die dritte wollte mir jedoch keines der zahlreichen Modelle genügen, die mir während der letzten acht Wochen aufgestoßen waren. Es schwebte mir ein Ideal vor, das ich meiner bloßen Vorstellungskraft nicht nachzuzeichnen vermochte. Ueberall suchte ich daher, um ein lebendiges Orginal zu erspähen. Schon verzweifelte ich daran, die Ersehnte zu finden; schon hatte ich mich halb und halb entschlossen, das Gemälde unvollendet zu lassen, als mir der erste Tag meines Aufenthaltes in Livorno ein Mädchen zeigte, wie ich es geträumt hatte.

Ich saß nämlich, von der Reise und dem Auskramen meiner Effecten ermüdet, in einem der harten Fauteuils meines Zimmers, als es leise an die Thür klopfte.

Ich rief: „Avanti."

Die Pforte öffnete sich und eine schlanke, schwarzäugige Blondine erschien auf der Schwelle. Sie hatte ein weißes Tuch in zwangloser Weise um das üppige Haar geschlungen; die vollen Arme waren bis an die Schultern bloß; ihre elastische Figur, ihr sanftes, bescheidenes und doch so holdverlangendes Gesicht, die Anmuth ihrer Bewegungen, das Alles übte auf meine überraschte Seele einen unbeschreiblichen Zauber aus. So mußte meine Genueserin den blendenden Hals neigen! So mußte es ihr um die Lippen spielen! Es lag etwas Räthselhaftes, Unergründliches in diesen dunkeltiefen Augen: ganz so sollte meine Genueserin über die Brüstung blicken und den Reden ihrer Gefährtinnen lauschen.

Ich sehe Ihnen an, daß Sie sich nicht völlig darüber klar sind, was der Besuch der prächtigen Blondine zu bedeuten hatte. Sehr wenig. So prosaisch es klingen mag, ich kann von der Wahrheit nicht abweichen. Das holde Kind kam, um mein Bett mit frischer Wäsche zu versorgen; die schlanke Göttin war Sunta, das Stubenmädchen.

Höflich grüßend trat sie näher, und fragte mich mit einer Stimme, deren schmeichlerischer Wohllaut süß in die Seele drang, ob sie alsbald beginnen dürfe, oder ob sie warten solle, bis der Signore ausgegangen sei?

„Unsinn!" . . . Der Ausruf schwebte mir auf den Lippen, aber ich unterdrückte ihn. Die Frage schien mir so thöricht, so vernunftwidrig, als ob Jemand darüber zweifelhaft gewesen wäre, ob ich während der nächsten vier Wochen zu sehen und zu athmen wünsche.

„Ihr stört mich durchaus nicht, schönes Kind", sagte ich mit erkünstelter Gleichgiltigkeit. „Im Gegentheil! Es wird mir Vergnügen machen, Euch zuzuschauen."

Sie ging nun an's Werk und entwickelte dabei eine Grazie, eine Pracht der Formen, die mein Künstlerherz nicht feurig genug bewundern konnte. Es stand bei mir fest, die Liebliche mußte mir zu meiner Genueserin sitzen, koste es was es wolle. Uebrigens war der Wunsch nicht allzuverwegen, denn mein Genrebild muthete dem Mädchen Nichts zu,

was sich nicht mit ihrem Zartgefühl vertragen hätte. Wenn sie sich, so wie sie da war, an den ersten besten Stuhl lehnte, und das leichte Gewand ein ganz klein wenig von der linken Schulter streifte, so entsprach sie mir vollkommen. Es galt also, möglichst rasch die Bekanntschaft einzuleiten.

„Ihr seid von Livorno?" fragte ich nachlässig.

„Nein Herr, von Spezzia."

„Ihr habt ein prachtvolles blondes Haar, um das Euch manche Prinzessin beneiden könnte. . . Ihr dürft mir nicht übel nehmen, daß ich Euch das gleich so heraussage, aber das Schöne gehört in mein Metier, und wo ich es finden mag, stets hat es Anspruch auf meine Verehrung."

„Der Signore ist wol ein Maler?" versetzte sie mit einem Lächeln, daß ihr entzückend zu Gesichte stand.

„Wenn Ihr wollt, ja. Ich male zwar nur für meine Mappe und gehöre auch ohne Zweifel zu den schlechtesten Exemplaren der ganzen Sippe, aber mein Herz ist darum nicht minder empfänglich und begeistert für Alles, was die Meisterhand der Natur geschaffen. Wie heißt Ihr, liebes Kind?"

„Sunta heiße ich. Aber warum nennt Ihr mich „liebes Kind?" Ich bin Euer liebes Kind nicht."

„Wie seltsam Ihr seid! Das ist nur so eine Redensart!"

„Aber es schickt sich nicht, wenn ein fremder Signore, mit dem man kaum drei Worte gewechselt hat, gleich so zärtlich thut! Ihr wißt, Signore, was die Leute hier für böse Zungen haben!"

„O weh", dachte ich; „wie wird's da mit dem Modellsitzen gehen!"

„Ihr scheint ein Muster von Tugend zu sein, Sunta!" erwiderte ich freundlich. „Im Grunde kann ich Euch nur Recht geben. Aber bei mir ist Eure Vorsicht unnöthig. Ich habe eine schöne, junge Braut, die Euch in keiner Weise nachsteht. Zudem bin ich Maler, wie Ihr selbst errathen habt. Wir Maler sind die ungefährlichsten Menschen von der Welt."

Sie sah mir prüfend in's Antlitz und sagte dann in treuherzigem Tone:

„Haltet mich nicht für unhöflich, caro Signore . . . Aber ich kannte Euch nicht . . . Jetzt, da ich weiß, daß Ihr eine Braut habt . . ."

Sie stockte.

„Jetzt werdet Ihr vernünftig sein", ergänzte ich, „und mir einen Gefallen erzeigen . . ."

Sie erröthete und musterte mich mit fragenden Blicken.

„Ja wol, Sunta", fuhr ich fort. „Ich male da ein kleines Bild, für das ich ein Mädchen brauche, so schlank und schön wie Ihr. Wollt Ihr mir ein paar Minuten lang still halten?"

Da sie nicht völlig begriff, was ich wollte, holte ich das Blatt aus der Mappe hervor und zeigte es ihr.

„Seht Ihr, Sunta, hier diese Gestalt, deren Umrisse noch kaum

erkenntlich sind — sie soll Eure Züge tragen. Wollt Ihr mir erlauben, so kann ich gleich anfangen . . .“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es geht nicht, guter Herr . . . Was würden die Leute sagen! Das sähe ja gerade aus, als ob . . .“

„Ihr seid eine Närrin! Herzoginnen und Fürstinnen haben den großen Malern Eures Vaterlandes Modell gesessen. . . Die Frauengestalten Leonardo da Vinci's sind sogar durchgängig mehr oder minder ähnliche Portraits Ihrer Majestät der Königin Johanna von Neapel . . . Und Ihr sträubt Euch, Euer Antlitz einem jungen Manne zu gönnen, dessen Arbeiten höchst wahrscheinlich niemals dem Publicum bekannt werden, der seine Skizzen aus Grundsatz im Pulte verwahrt, und diese drei Genueserinnen, falls Ihr es wünscht, mit dreifacher Aengstlichkeit einzuschließen verspricht . . . ?“

Sie richtete sich stolz empor, schlug die vollen, blendendweißen Arme übereinander und erwiederte im Tone einer unumstößlichen Ueberzeugung:

„Ihr habt eine Braut, Signore . . . in England. Eurer Heimat . . .“

„In Schweden“, verbesserte ich.

„Gut, in Schweden. Was würdet Ihr nun sagen, Signore, wenn während Eurer Abwesenheit ein junger, hübscher Mann zu Eurer Braut träte und ihr die Bitte vorlegte, die Ihr jetzt von mir erfüllt haben wollt?“

Ich stutzte.

„Hm“, erwiederte ich, „es käme darauf an, welche Umstände . . .“

„Nein, caro Signore!“, versetzte sie rasch. „Ihr würdet die Sache unter jeder Bedingung mißlich finden. Und nun seht Ihr, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!“

„So seid Ihr verlobt, schöne Sunta?“

Sie erröthete über und über.

„Das habe ich nicht gesagt!“ stammelte sie; „durchaus nicht . . . Aber was steh' ich hier und verplaudere die Zeit, da ich doch alle Hände voll zu thun habe. Befehlt Ihr sonst noch etwas, Signore?“

„Daß ich nicht wüßte. Nur wünschte ich, daß meine reizende Sunta sich weniger mißtrauisch zeigte! Vielleicht besinnt Ihr Euch noch, wenn Ihr einsehen gelernt habt, wie redlich ich es meine. Einstweilen lebt wohl und seid mir nicht böse!“

Sie schritt leicht wie eine Gazelle aus dem Zimmer. Ich konnte mir nicht versagen, ihr von der Thür aus nachzublicken.

„Himmel!“ sprach ich zu mir selbst, „welche gefeierte Schönheit würde dieses Mädchen sein, wenn das Schicksal sie in einen Fürstensaal versetzen wollte! Aber hier im Albergo wird die Rose ungekannt dahinblühen, nur dann und wann von einem Enthusiasten bewundert, oder von einem zudringlichen Taugenichts umworben! Man könnte darüber melancholisch werden!“

Ich begab mich frühzeitig zu Bette, und träumte natürlich die

ganze Nacht von dem schlanken blonden Kinde und meinen drei Genueserinnen. Beständig gingen mir die Verse im Kopf herum, die ein alter Fiedler in Mailand tagtäglich vor meinem Fenster gesungen hatte:

„Gli occhi della Blonda
Son neri e si brillanti..."

Jede Silbe paßte auf Sunta . . .

„Die Augen der Blondine
Sind schwarz und funkeln prächtig."

In der That habe ich nie wieder eine ähnliche Zusammenstellung des goldigsten Haares und der schwärzesten Augen gesehen! . . . Und dieses berückend schöne Antlitz quälte mich nun mit der ganzen Macht seines Zaubers bis zum hellen Morgen! Ich war ordentlich ärgerlich über mich, denn ich wußte, daß ich nicht in Sunta verliebt war; wäre ich wirklich herzenskrank gewesen, so hätte sich diese Störung meiner Nachtruhe noch entschuldigen lassen. Aber so! lediglich aus künstlerischer Begeisterung des Friedens beraubt zu werden — das war zu stark!

In einer Stimmung, die nicht gerade rosig genannt werden konnte, kleidete ich mich an. Es war ein herrlicher Apriltag, und da ich für den Augenblick nichts Besseres vorhatte, so setzte ich mich auf die Veranda, die nach dem Hofe ging, und überließ mich, von Citronen- und Feigenbäumen überdacht, der Lieblings- und Nationalbeschäftigung der Italiener, dem dolce far niente.

Ich konnte von der Bank der Veranda aus ungesehen den Corridor überblicken.

Zehn Minuten mochte ich so gesessen haben, als ich die Stimme Sunta's vernahm.

Es gab mir einen Stich in's Herz, als der weiche Laut an mein Ohr schlug. Mein Bild fiel mir ein und die abschlägige Antwort, die ich erhalten, und fast verdrießlich biß ich mir auf die Lippen. Doch konnte ich nicht umhin, mich etwas vorzubeugen und hinter dem Laubwerk durch die Scheiben zu lugen.

Da stand sie auf der Treppe, schöner noch als gestern, und schien einem jungen Gärtnerburschen ähnliche Lehren zu ertheilen wie die, welche sie mir zu Gemüth geführt hatte.

„Spart Eure Mühe, Pietro", sagte sie ruhig, aber nicht unfreundlich. „Ihr wißt, daß ich keine Geschenke annehme. Behaltet Euer Bouquet, oder gebt es einer Andern!"

Der Gärtner, der am rechten Arme einen großen, flachen Korb mit Spargel, Erbsen und sonstigen Vegetabilien trug, die augenscheinlich für die Küche des Albergo bestimmt waren, sah das schöne Mädchen mit einem traurigen Blicke an und betrachtete dann wehmüthig den Strauß, den er in der Linken hielt.

„Was hab' ich Euch nur gethan, Sunta", sagte er leise, „daß Ihr so gar Nichts von mir wissen wollt? Ihr solltet mich doch kennen und längst überzeugt sein, daß ich es anders meine, als die lustigen Herren Inglesi, die Euch nur Eures hübschen Gesichtes wegen umschwärmen!

Könnt Ihr's denn gar nicht über das Herz bringen, mir ein wenig gut zu sein?"

Das Mädchen machte eine ungeduldige Bewegung.

„Laßt mich vorbei, Pietro. Ich dächte meine Rede wäre hinlänglich klar gewesen! Ich bin Niemandem böse, also auch Euch nicht. Was Ihr sonst wollt, verstehe ich nicht. Also haltet mich nicht auf, ich habe meine Arbeit."

„Sunta, Sunta, es ist nicht wohlgethan, daß Ihr so die Grausame spielt!" versetzte Pietro mit einem trübseligen Kopfschütteln. „Hochmuth kommt vor dem Fall und Niemand entgeht seinem Schicksal. Wer weiß, wie bald Ihr es bereuen werdet, meine ehrliche Werbung so schroff abgewiesen zu haben. Ich kann Euch freilich keine Paläste und Schlösser bieten wie die Inglesi, aber ich habe Euch lieb, sehr lieb, und würde gern mein Leben dahin geben, um Euch nur einen einzigen Tag lang mein zu nennen! In acht Wochen beziehe ich das graue Haus drüben vor der Porta a Mare, und bin mein eigner Herr: Ihr solltet es dort besser haben, als hier, wo Ihr Euch das liebe lange Jahr hindurch quälen müßt, wie ein Sträfling im Bagno . . ."

„Wer sagt Euch, daß ich mit meinem Loose unzufrieden bin?" entgegnete Sunta nicht ohne an einen Anflug von Trotz. „Kümmert Euch nicht um fremder Leute Angelegenheiten, guter Freund, und noch einmal: laßt mich vorbei! Ich habe keine Zeit, mit Jedermann zu klatschen; versteht Ihr, Pietro?"

Um den Mund des jungen Mannes zuckte ein schmerzliches Lächeln.

„Gut denn, ich gehe!" sagte er bitter. „Möge es Euch wohl ergehen, Sunta! Aber wenn Ihr einmal gelegentlich hört, daß Pietro Pitani verunglückt ist, so schreibt den Todten auf Eure Rechnung. Ihr wollt es nicht besser, und auf Einen mehr oder weniger kommt es ja auch nicht an! Gott befohlen, Sunta!"

Er wollte die Treppe hinunter schreiten, aber das Mädchen ergriff ihn am Arme.

„Wie Ihr so gottlos reden mögt, Pietro", sagte sie in aufgeregtem Tone. „Wenn ich Euch gekränkt habe, so verzeiht mir's; allein Ihr müßt selbst so viel Verstand haben, um einzusehen, daß man sich zur Liebe nicht zwingen kann! Ich bin Euch gut, Pietro, wie eine Schwester dem Bruder . . . aber mehr müßt Ihr nicht verlangen. Und nun geht in Gottes Namen und versprecht mir, daß Ihr vernünftig sein wollt. Eure Hand, Pietro."

„Gut, ich will vernünftig sein, weil Ihr es befehlt, Sunta! Addio!"

„A rivederci! Auf Wiedersehen!"

Der junge Mann verschwand im Treppenbau. Die schöne Blondine sah ihm eine Weile wie in Gedanken versunken nach; dann eilte sie leichten Fußes über den Vorplatz in eines der nächsten Zimmer, wo sie zu thun hatte. Eine Weile noch hörte ich ihre frische, melodische Stimme, die eine bekannte Volksweise mehr trällerte als sang.

Nach und nach verstummten die halb melancholischen, halb lebens-

frohen Töne und das wachsende Geräusch des Straßenverkehrs übertäubte sie zuletzt mit unbarmherziger Zudringlichkeit.

Ich machte während des Tages noch einen vergeblichen Versuch, die spröde Sunta für meine künstlerischen Zwecke zu gewinnen. Sie blieb gegen mich ebenso unerbittlich, wie gegen den armen Pietro, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem liebeskranken Gärtner doch noch tröstend die Hand gedrückt hatte, indeß sie mir einfach den Rücken kehrte.

„Geduld!" sprach ich zu mir selbst, als sie mich so stehen ließ, wie eine Fürstin den Pagen . . . „Geduld! Und tobt der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden!"

Des Abends ging ich nach dem Strande und bestieg nach einigen Kreuz- und Querwanderungen den Leuchtthurm.

Der Custode war nicht zugegen; seine beiden Gehülfen empfingen mich jedoch mit einer Würde, einem Selbstbewußtsein, wie es dem Meister keine Unehre gemacht haben würde. Der Stolz leuchtete nur so in den wettergebräunten Gesichtern, als sie mir die complicirte Maschinerie die sie zu verwalten hatten, zeigten und in ihrer Weise erläuterten. Unterdessen versäumten sie es nicht, fleißig den Horizont zu mustern und die in Sicht kommenden Schiffe vermittelst des Flaggentelegraphs schleunigst zu signalisiren.

Ich vertiefte mich so sehr in das eigenthümliche Treiben der beiden Seebären und in die prächtige Aussicht auf die spiegelglatte See, daß ich unvermerkt von der Nacht überrascht wurde. Die Laterne ward angezündet, die Maschinerie begann zu arbeiten, und das achtkantige Glasprisma mit den wechselnden Farben um die Flamme zu drehen. Drüben über der Hügelkette kam der Mond herauf, und goß sein bleiches Licht über die Scenerie; die Façaden der Stadt lagen im tiefsten Schatten; dagegen blitzte es um die Dachfirsten wie geschmolzenes Silber und die See gewährte von dieser Höhe betrachtet einen Anblick von unerwarteter Wirkung

Alsbald schoß in mir der Gedanke auf, dieses wundersame Bild auf der Leinwand festzuhalten. Ich vergaß über dieser neuen Idee schier meine drei Genueserinnen, die mir doch so innig am Herzen lagen, und fragte alsbald die beiden Marinai, ob es gestattet sei, zwei oder dreimal bis Mitternacht von der Laterne aus die erforderlichen Studien zu machen. Das Licht der riesigen Lampe konnte mich dabei nicht im Geringsten geniren, da eine horizontale Scheidewand die Laterne in zwei Räume sondert, deren unterer der Beobachtung des Meeres gewidmet und vollständig dunkel ist.

Die Wächter versicherten mich, meine Anwesenheit werde weder sie noch den Herrn Custoden im Mindesten stören; und so setzte ich denn den folgenden Tag für den Beginn meiner Arbeiten fest, da ich in Folge der durch Sunta so schwer beeinträchtigten Nachtruhe für heute zu abgespannt war. Ich ließ den guten Leuten ein paar Franken zurück, bat sie, auf mein Wohl zu trinken und begab mich in befriedigter Stimmung nach meiner Wohnung im Leon Bianco.

Ich schlief bis gegen Mittag und erwachte so frisch und gestärkt, daß ich mir jeglichen Sieg zutraute. Als ich daher etwas gefrühstückt hatte — wenn dieser Ausdruck von einem Mahle, das man um ein Uhr einnimmt, logischer Weise gestattet ist — langte ich meine drei Genueserinnen hervor und begann die dritte, noch gänzlich unentwickelte Figur aus dem Gedächtnisse nach Sunta's Vorbilde auszuführen. Ich arbeitete ungemein langsam und vorsichtig; ich strengte alle Reproductionskraft und alle Technik an: aber als die Glocke des Campanile Sechs schlug, gewahrte ich, daß ich Wasser in ein Sieb gegossen hatte. Jede Linie war zwanzigmal durch eine neue ersetzt worden; wo ich versuchsweise eine Farbenlage aufgetragen hatte, da schien das Bild völlig verballhornt, und wenn ich mir das blonde schlanke Mädchen in der ganzen Pracht ihrer Ursprünglichkeit und Lebensfülle vergegenwärtigte und mit meiner stümperhaften Skizze verglich, dann stieg mir das Blut in die Schläfen, und ein dumpfer Aerger schüttelte mich dergestalt, daß ich um's Haar die ohnmächtige Klexerei zerrissen hätte.

Ich stand auf und zog heftig die Schelle.

„Wo ist Sunta?" fragte ich den eintretenden Cameriere. „Ich habe ihr verschiedene Aufträge zu ertheilen."

„Sunta ist ausgegangen", erwiederte der Bursche; „sie hat heute ihren freien Tag, Signore."

„So! Va bene!"

Ich sagte dies in einem so unwirschen Tone, daß der Cameriere ein unglaublich einfältiges Gesicht schnitt und in der Thür stehen blieb, als erwarte er eine Aufklärung.

„Ihr könnt gehen, guter Freund!" bedeutete ich ihm, während ich meine Hausjacke an den Nagel hing. „Apropos", fügte ich hinzu, „um welche Zeit wird Sunta zurück sein?"

Die Frage schien den langweiligen Menschen noch mehr zu befremden. Er gab eine höchst ungenügende Antwort und schlich dann langsam von dannen, wie Einer, der die tiefsinnigsten Erwägungen in der Seele wälzt.

Um halb Neun wollte ich am Leuchtthurm sein; ich hatte also noch mehr als zwei Stunden Muße. Der Tag war heiß: was konnte ich Besseres beginnen, als einen Fiasco leeren?

Ich schritt also die breite Straße gemächlich hinunter, die nach der Porta a Mare führt. Vor dem Thor liegt eine Reihe von Osterien, in denen allabendlich musicirt und getanzt wird. Wie Sie wissen, bin ich ein großer Freund von solchen populären Vergnügungen, wenn ich mich auch selten activ an dem tollen Spuk betheilige. Kurz und gut, es trieb mich instinctiv nach einer der Schänken, aus denen der Lärm am fröhlichsten und ungebundensten hervorbrauste. Ich nahm in einer epheuumrankten Nische Platz, wo ich, ohne selbst allzusehr beobachtet zu werden, eines freien Blickes über den Saal genoß. Behaglich füllte ich mein Glas, legte die Beine auf einen Stuhl, klemmte das Lorgnon über die Nase und gaffte.

Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich an einem der Tische meine reizende Sunta erkenne! Sie drehte mir halb den Rücken zu, so daß sich ihr Profil in wunderbarer Reinheit an der dunklen Wand abzeichnete. Neben ihr saß ein stattlicher, wettergebräunter Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Erscheinung auf den ersten Blick frappiren und interessiren mußte. Sein Antlitz trug den Stempel einer durchdringenden Intelligenz, während sich um den Mund ein weicher, fast weichlicher Zug bemerklich machte, der ebenso gut auf das Conto des Leichtsinns als auf das der Herzensgüte gesetzt werden konnte. Ueber der hohen Stirn leuchtete in Kreuzesform eine gewaltige Doppelnarbe, die von zwei wuchtigen Säbelhieben herzurühren schien. Im Uebrigen waren seine Züge regelmäßig; auch seine Kleidung unterschied sich in Nichts von dem Costüm der übrigen Gäste: und doch wohnte dem Totalbilde des Mannes etwas Fremdes, Ungewöhnliches inne, das sich mir trotz, — oder vielleicht wegen — seiner Unerklärlichkeit tief in die Seele prägte.

Die Beziehungen dieses beneidenswerthen Sterblichen zu Sunta schienen sehr intim zu sein. Sie nannten sich „Du" und mehrmals ergriff er ihre Hand mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der mich ordentlich aufbrachte. Sie ihrerseits blickte ihm nicht minder gefühlvoll in's Auge; oft hing sie minutenlang, in stummer Betrachtung versunken an seinen Lippen, die ihr die süßesten Dinge vorplaudern mochten. Ich strengte mich nach Kräften an, aber es gelang mir nur schlecht, mehr zu verstehen, als hin und wieder eine abgerissene, nichtssagende Redensart. So viel glaubte ich indeß combiniren zu dürfen, daß sich ihr Gespräch um's Heirathen drehte, und daß speciell von ihrer eigenen Hochzeit die Rede war; denn jedesmal, wenn ein anzügliches Wort fiel, lächelte Sunta so glücklich, so himmlisch, daß es sich in meinem Busen wie von hunderttausend erwachenden Geistern der Eifersucht regte.

Ich vermochte die idyllische Scene schließlich nicht länger mit anzusehen. Geräuschlos erhob ich mich, legte den Betrag meiner Zeche neben die Flasche und eilte durch die Hinterthür des Saales in's Freie.

Es war inzwischen acht Uhr geworden. Ich durfte also daran denken, mich langsam nach dem Leuchtthurm zu begeben. Träumerisch wandelte ich den Strand entlang. Meine Seele war bei Sunta. Darum also weigerte sie sich so standhaft, sich malen zu lassen! Darum hatte sie dem armen Teufel von Gärtner einen so unchristlichen Korb ertheilt! Beklagenswerther Pietro! Wenn ich schon so elegisch gestimmt wurde, der ich doch für Sunta ungefähr so viel empfand, wie für eine Tizianische Danae oder eine Palma'sche Heilige, welche Qualen mußten Dein Jünglingsherz verzehren, das in voller Lohe stand!

Jetzt war ich an der Stelle angelangt, wo die Barke zum Uebersetzen lag. Eine Minute später betrat ich die Treppe des Leuchtthurms. Von den Campanilen Livorno's schlug es halb Neun . . .

Wie Sie sehen, hat dieser Strandbau eine ganz respectable Höhe. Ich machte also beim Hinaufsteigen von Zeit zu Zeit Rast um Athem zu schöpfen.

Als ich nun zum drittenmal pausire dreht sich droben im Thurm eine Thür in den Angeln. Ich horche auf. Aha, denke ich, sie haben Dich gesehen und kommen Dir entgegen. Aufmerksame Leute das! Uebrigens müssen sie Augen haben wie die Falken, denn da drunten im Hafen ist's dunkel wie in einem Walfischbauche.

Der Mond war nämlich noch nicht aufgegangen, und das leider etwas bewölkte Firmament ließ nur wenige Sterne hervorlugen, eine Mißlichkeit die ich in meiner Zerstreutheit nicht bemerkt hatte.

Ich schreite also wieder vorwärts und gewärtige mich jeden Augenblick, von einem der Wächter bewillkommt zu werden, als mit einem Male aus nächster Nähe eine honigsüße Stimme an mein Ohr tönt, die also fragt:

„Bist Du es, Antonio?"

Ich weiß nun nicht, ob der holde Klang mir die Sinne verwirrte, oder ob eine muthwillige Laune die Oberhand gewann — genug, ich antwortete der Unbekannten, die im Dunkel auf mich zugewandelt kam, mit einem halblauten Ja.

Wenige Secunden später fühlte ich mich von zwei weichen, zärtlichen Armen umschlungen und die schwellendsten, thaufrischesten Lippen preßten sich in langem Kusse auf die meinigen.

Was würden Sie jetzt an meiner Stelle begonnen haben? Sie werden sich schwerlich darüber klar sein, und ich meinestheils war so verblüfft, daß ich mich trotz des Reizes der Situation hundert Meilen weit hinweg wünschte. Ich kam mir wie ein Dieb vor, der mit unedler Hinterlist ein Juwel in seine Gewalt bringt; wie ein Betrüger, ein Fälscher und Gott weiß was sonst noch. Ach, und doch war der Kuß so süß, so wonnevoll!

„Es ist schön, daß Du Wort hältst", sagte jetzt die liebliche Stimme nicht ohne einen Anflug von Bewegung. „Deine kleine Frau hat Dich so lieb, Antonio . . . Du darfst ihr nicht wieder wehe thun!"

„Auch das noch!" dachte ich . . . „sie ist verheirathet! . . . Und wenn jetzt der Teufel diesen Herrn Antonio boshafter Weise herbeiführt, so setzt es wo möglich eine mehr oder minder erhebliche Körperverletzung! Hole dieser und jener die Küsse im Dunkeln! Man soll keine Katze im Sack kaufen!"

Während mein Geist so philosophirte blieb meine Lippe stummer als das Grab und mein Fuß wurzelte wie angenagelt an der Stelle, auf welcher ich von der Gattin Antonio's umarmt worden war. Mein Benehmen mußte sie befremden.

„Was hast Du nur, Antonio?" sagte sie halb zärtlich, halb vorwurfsvoll. „Warum redest Du nicht? Komm mit herauf, hier ist's kühl auf der Treppe."

Ich besann mich jetzt, daß der Custode, dem Berichte eines der Seebären zufolge, eine hübsche junge Frau besaß. Um so möglicher war es also, daß der gekränkte Gatte binnen Kurzem erscheinen und — wenn

nicht blutige Rache nehmen, so doch eine unangenehme Scene herbeiführen würde.

Was war zu thun? Sollte ich zurück? Fliehen, wie ein Feigling, fliehen vor einem im Grunde und bei Licht betrachtet doch höchst harmlosen Abenteuer? Nimmermehr! Dazu fand ich die Sache schon viel zu komisch. Bei Licht betrachtet! die Redensart zuckte mir so durch den Kopf, und ich sah sie als eine höhere Offenbarung an . . . Ja, ich mußte das Antlitz meiner Unbekannten in voller Beleuchtung schau'n — und wenn sie dann schrie, in Ohnmacht fiel oder mir auf sonst eine mehr oder minder drastische Manier ihre Entrüstung bewies, dann war es ja immer noch Zeit ihr zu Füßen zu fallen und mit strömenden Reuethränen um Vergebung zu flehen!

Ich folgte also der Voranschreitenden mit lebhaftem Herzklopfen. Sie öffnete eine schwerfällige Thür. Schweigend traten wir in das Gemach ein.

Der nächste Moment war für uns Beide gleich überraschend.

Ich erblickte ein Weib in dunklem, wallendem Haar, so schön, so blühend, daß mir Sunta fast verdunkelt schien . . . Sie war kleiner und zierlicher, als die reizende Cameriera; auch strahlte ihre Stirn nicht in dem blendenden Weiß, das der Herzenskönigin Pietro's einen so wunderbaren Adel verlieh: dagegen athmete jede Linie ihres Angesichtes unendliche Leidenschaft, unendliche Sehnsucht, unendliche Liebe. Sie sah aus, wie die Verkörperung alles Dessen, was ein weibliches Herz für einen vergötterten Mann fühlen und empfinden kann. Ihr rothes Mieder wogte so prächtig auf und nieder, unter ihren Wimpern blitzte es so feuchtverklärt, so romantisch im edelsten Sinne des Wortes, daß ich die ganze Peinlichkeit meiner Lage vergaß und vor mich hinmurmelte:

„Sie ist's! Sie gleicht Deinem Ideal! Sie muß Dir für Deine dritte Genueserin zum Modell sitzen!“

Nicht wahr, ich bin ein schändlich frivoler Mensch, daß ich unmittelbar nach einer verübten Missethat, anstatt zerknirscht mein Haupt zu beugen, dergleichen practischen Gedanken Raum geben konnte? Ja, schelten Sie mich, denn ich habe es verdient, und die schöne Cosima verfuhr ihrerseits viel zu nachsichtig mit dem Sünder.

Entsetzt schaute sie auf, als sie ihres Irrthums und meines Betruges gewahr ward. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und wandte sich ab, ohne ein Wort zu sprechen.

Ich versuchte endlich eine stotternde Entschuldigung.

Sie aber trat mir mit flammensprühenden Augen entgegen, kreuzte die Arme vor der Brust und sagte mit gebieterischer Stimme:

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Pfui! Ihr solltet Euch schämen, ein armes bekümmertes Weib so gewissenlos zu erschrecken!“

„Schöne Frau“, stammelte ich, „Ihr habt Recht . . . mein Betragen ist unverzeihlich . . . aber fürchtet Nichts . . . ich schwöre Euch . . .“

Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihre aufgeregten Lippen.

„Fürchten? . . . Pah! Cosima weiß nicht, was Furcht ist! — Was

könntet Ihr mir thun? — Seht her! . . . Glaubt Ihr noch, daß ich mich fürchte? . . .“

Sie hatte einen Revolver von der Wand genommen und spielte mit affectirter Gleichgiltigkeit am Hahne.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, diese Geste hätte für mich etwas Behagliches gehabt.

„Signora“, sagte ich, „Ihr verkennt mich. Es war eine Unart ohne Gleichen, die ich mir zu Schulden kommen ließ: ich bitte um Vergebung. Wolltet Ihr mir nur zehn Minuten lang die Ehre Eurer Gesellschaft gönnen, so würdet Ihr einsehen, daß ich nur durch Zufall . . .“

„Was sucht Ihr hier?“ fragte sie, etwas weniger unfreundlich.

Ich erzählte ihr, daß ich die Absicht hätte, ein paar Stunden in der Laterne zu verbringen, um die Mondscheinlandschaft zu studiren.

„Ihr seid die Gattin des Herrn Custoden?“ setzte ich hinzu.

Sie schien nicht gehört zu haben.

. . . „Antonio muß jeden Augenblick hier sein“, sagte sie halb zu sich selbst . . . „Habt Ihr schon mit meinem Manne gesprochen, Signore?“ . . . fügte sie in lebhafterm Tone hinzu . . .

„Nicht das ich wüßte . . . Aber ich wäre in der That gespannt, den Gemahl einer so schönen und tugendhaften Frau kennen zu lernen.“

„O, er ist ein Mann, wie es wenige giebt!“ rief sie im Tone der tiefsten Ueberzeugung. Es lag eine rührende Liebe und Hingebung in ihrer Stimme.

„Nur ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften ist werth, Euch zu besitzen, Signora“, versetzte ich verbindlich.

Sie sah mir in's Antlitz, als wolle sie mir auf den Grund der Seele schauen.

„Ihr prüft wol, ob Ihr mir trauen könnt?“ sagte ich lächelnd. „Wenn Ihr einigen Scharfblick habt, Signora, so werdet Ihr mir's an der Stirn lesen, wie sehr ich brenne, Euch meine Reue zu beweisen! Erlaubt mir hier zu warten, bis der Signor Custode nach Hause kommt!“

„Meinetwegen“, erwiederte sie in gedehntem Tone; „ich sehe wol, Ihr habt nicht gewußt, wen Ihr vor Euch hattet. Ich will Euch die kleine Dummheit nicht nachtragen. Von jetzt ab nehmt Ihr Euch wol in Acht, Signore. Antonio läßt nicht mit sich spaßen und in gewissen Punkten sind alle Männer Antonios.“

Sie sagte das Letzte mit einer so harmlosen Schalkhaftigkeit, daß die letzte Spur der fatalen Stimmung, die anfänglich auf unserer Begegnung gelastet hatte, verschwunden schien. Sie, als vielgereister Tourist, müssen überdies wissen, daß die Italienerinnen, wie sie sich leichter erzürnen, so auch leichter *vergessen*, als unsere nordischen Gretchen und Mechthilden!

Ich nahm also in einem geschnitzten Holzstuhle Platz und da ich nichts Besseres zu reden wußte, so fragte ich meine schöne Gesellschafterin, ob ihr Antonio schon lange den Dienst auf dieser Warte versehe.

„Erst seit wenigen Monaten“, entgegnete die junge Frau. „Er war

noch während des letzten Krieges mit Oesterreich Steuermann auf einer Fregatte und machte die Seeschlacht bei Lissa mit . . ."

„Da ging's heiß her!" warf ich ein. „Ihr mögt schlimme Tage durchgemacht haben, Signora! Mancher Mutter Sohn ist von dieser Affaire nicht wieder heimgekehrt!"

„Es hat nicht viel gefehlt, Signor, dann war's auch mit Antonio aus für diese Welt! Ich kann der allerheiligsten Madonna nicht genug danken, daß sie ihn damals mit dem Schild ihrer Gnade gedeckt hat, denn es ist wie ein Wunder, daß er nicht zu Grunde ging. Die Fregatte war dem Sinken nahe, die Mannschaften retteten sich in die Boote und nun gab's zwischen Himmel und Wasser ein Handgemenge, daß es den leibhaftigen Gottseibeiuns erbarmen konnte. Antonio bekam zwei Säbelhiebe über die Stirn, so herüber und so — und wurde von den Oesterreichern nebst vielen seiner Kameraden gefangen genommen . . ."

Ich war bei ihren letzten Worten aufgesprungen und stand jetzt vor ihr, als hätte sie mir einen Faustschlag in den Nacken versetzt! Ein namenloses Weh beschlich meine Brust! Es war mir zu Muth, als sei sie meine Schwester, als gehe die Beleidigung, die der treulose Gatte ihr zugefügt, auch mich an! Die Schilderung, die sie von Antonio's zweifacher Verwundung entworfen hatte, stimmte so unverkennbar mit der Doppelnarbe des Mannes, den ich an der Seite der schönen Sunta erblickt, daß ich über die Identität des verrätherischen Gatten mit dem Betrüger meiner vertrauensseligen Cameriera keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Arme Cosima! Arme Sunta!

Die junge Frau hatte mein auffallendes Benehmen mit ängstlichem Erstaunen beobachtet.

„Um Gotteswillen, was habt Ihr, Signore!" fragte sie endlich mit unheimlich gedämpfter Simme. . . . „Was wißt Ihr von Antonio? Was befremdet Euch an meiner Rede . . .?"

„O Nichts, Signora", stammelte ich verwirrt. „Ich dachte nur. . . ich erinnerte mich eines Freundes . . . der gleichfalls . . ."

Sie fiel mir hastig in's Wort.

„Nicht doch, Signore!" rief sie in steigender Erregung . . . „Ihr versteht schlecht zu lügen! O, ich weiß Alles! Meine Ahnung betrügt mich nicht . . . Ihr habt ihn gesehen . . . bekennt es, Signore . . . gesehen mit ihr, mit ihr . . . o Gott, ich armes, unglückliches, verrathenes Weib!"

Ich vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Ihr schweigt, Signore?" fuhr sie fort. „Aber habe ich nicht ein Recht, zu fragen? O, der Schändliche! Wie er zu heucheln weiß! Heilig und theuer hat er mir geschworen, es solle Alles vorüber sein und gern habe ich ihm verziehen, denn ach! dies arme, thörichte Herz liebt ihn mehr als Licht und Luft und Leben! Und nun . . . O Gott, ich wollte ich wäre gestorben!"

Sie brach in ein wildes, krampfhaftes Weinen aus und warf sich langwegs auf die Strohmatte vor dem Sopha.

Ich sprang herzu, um sie aufzuheben. Willig überließ sie sich meinen Armen. Ich trug sie nach dem nächsten Sessel und bat sie sich zu beruhigen.

Sie lächelte mich durch ihre Thränen an und sprach mit leiser, ermatteter Stimme:

„Verzeiht, Herr; ich vergaß, daß ich nicht allein bin ... Ich bin nun gefaßt, Herr. Ihr braucht nicht zu fürchten, mich weiter aufzuregen, wenn Ihr mir Alles erzählt, was Ihr wißt ... Wo habt Ihr ihn gesehen, Herr ...?"

Ich merkte wol, daß alles Leugnen vergeblich sein würde. Ich theilte ihr also auf möglichst schonende Weise meine Beobachtungen aus der Osteria mit und suchte die bittere Pille nach Kräften zu vergolden.

„Wer weiß, gute Frau", sagte ich, als ich geendet hatte, „wer weiß, ob sich nicht noch Alles zum Besten wenden läßt. Das Mädchen scheint nicht zu ahnen, daß Euer Antonio sie hintergeht; ... es ist von ihrer Seite keine Liebschaft im üblen Sinne des Wortes ... Man würde ihr und Euch, und vielleicht auch Eurem Antonio einen großen Dienst erweisen, wenn man sie über die Verhältnisse ihres Galans aufklärte ... ehe es zu spät ist ..."

Cosima starrte traurig vor sich hin.

„Was frommt es mir", sagte sie nach einer Pause, „wenn es mir auch gelingt, ihm diesmal die Beute zu entreißen! Das Schlimmste bei der ganzen Sache ist die schmerzliche Erkenntniß, daß er mich nicht mehr liebt — und ach! gegen das Uebel der Gleichgiltigkeit ist kein Kraut gewachsen!"

Sie kämpfte nur mit Mühe ihre Erregung nieder. Um die schönen Lippen blitzte und zuckte es, daß man von Stein hätte sein müssen, um nicht das tiefste, aufrichtigste Mitleid zu fühlen. Wäre ich ein Weib gewesen, ich wäre ihr um den Hals gefallen und hätte ihr mit tausend Thränen Trost eingesprochen. So mußte ich mich mit einigen Phrasen begnügen, die mir so kalt und unwürdig klangen, daß ich mich ihrer fast schämte, obgleich sie im Grunde höchst vernünftig sein mochten.

„Wer weiß", versetzte ich unter Anderm, „ob sich nicht doch ein Mittel erklügeln ließe. Die Eifersucht ist die Mutter der Beständigkeit. Ihr dürft dem Treulosen Eure Liebe nicht aufdrängen; Ihr müßt ihm zeigen, daß Ihr auch ohne ihn leben könnt und hundert Bewunderer findet, die Eurem Antonio an glänzenden Eigenschaften nicht nachstehen ... Vielleicht lernt er den Schatz, den er in Euch besitzt, würdigen, wenn er die Möglichkeit vor Augen sieht, Euch zu verlieren ..."

Sie sah mir mit ihren zährenumdunkelten Blicken groß und träumerisch in's Antlitz. Dann leuchtete es plötzlich hinter den langen, seidenen Wimpern auf, wie ein jäher Gedankenblitz.

„Signore!" sagte sie, indem sie hastig vor mich hintrat und meine Hand ergriff, „wollt Ihr mir helfen!"

„Verfügt über mich, Signora!"

„Gut, ich danke Euch. Wartet hier zwei Minuten. Ich bin gleich wieder zurück."

Sie wischte die Thränen von den glühenden Wangen, lachte mich freundlich an und verschwand im Nebengemach.

Nach kurzer Frist erschien sie, zum Ausgehen gerüstet, auf der Schwelle. Ein allerliebstes Strohhütchen saß ihr keck auf dem wallenden Haar, durch das sie ein purpurrothes Band geschlungen hatte. Eine Art Mantille schmiegte sich um ihre Schultern. Die Falten des maigrünen Alpaccakleides flossen tadellos. Ihre Linke hielt den Fächer aus Sandelholz.

„So!“ sagte sie lustig, „und nun seid Ihr mein Geliebter, Signore. Die Küsse habt Ihr schon vorweg; jetzt denkt lediglich an Eure Pflichten. Ich wünsche, daß Ihr mich nach der Osteria vor die Porta a Mare begleitet. Wie es heißt, trifft man dort gute Gesellschaft . . .“

Sie lächelte so schalkhaft und blinzelte so verführerisch, daß ich nicht widerstehen konnte. Im Grunde machte es mir selbst Vergnügen, dem schändlichen Herrn Antonio einen Schabernack zu spielen: über die möglichen Folgen zerbrach ich mir nicht weiter den Kopf. — Der Form halber versuchte ich einige Einwände, die sie jedoch mit wunderbarer Zungenfertigkeit zu entwaffnen wußte. Dann reichte ich ihr den Arm und führte sie die Treppe hinunter.

Es war mir eigenthümlich genug zu Muthe, als ich die holde Gestalt so dicht in meiner Nähe fühlte! Von Neuem flammte der Gedanke an meine Genueserinnen in mir auf und feurig leistete ich mir den Künstlerschwur: sie und keine Andere! Hatte ich doch jetzt das Glück, ihr eine nicht ganz unbedeutende Gefälligkeit zu erweisen: sie mußte meine Ritterdienste in der gewünschten Weise belohnen, das litt keinen Zweifel!

Wir schritten, ohne viel zu reden, am Strande entlang und erreichten nach zehn Minuten die Osteria, wo ich Sunta und Antonio im traulichen Zwiegespräch belauscht hatte.

Cosima's Herz schlug hörbar wider ihr Mieder. Sie preßte ihre Hand krampfhaft auf meinen Arm und stand ein paar Augenblicke still, um Athem zu schöpfen.

Dann sagte sie: „Vorwärts!“ und trat kühn erhobenen Hauptes durch die Seitenpforte nach jener Nische, wo ich vor etwa einer Stunde meinen Fiasco geleert hatte.

Antonio und Sunta saßen noch auf der alten Stelle. Nur schien der Galan seiner Angebeteten etwas näher gerückt zu sein und noch zärtlichere Schwüre vom Stapel zu lassen.

Ich richtete es so ein, daß Cosima ihrem Gatten das Profil zukehrte und zwar dergestalt, daß er sie sehen und erkennen mußte, während sie ihn auf ungezwungene Weise ignoriren konnte.

Von Sunta's Antlitz war noch weniger zu erblicken als vorhin. Kaum daß sich von Zeit zu Zeit die Linie ihrer blühenden Wange gegen die Wand abzeichnete. Sie schien unser Eintreten nicht bemerkt zu haben und nur Ohr zu sein für Antonio's heuchlerische Vorspiegelungen.

Es währte keine zwei Minuten, da ergoß es sich über das Antlitz

des treulosen Mannes wie eine Blässe des Todes. Er brach plötzlich seine Rede ab und stierte zu uns herüber, als traue er seinen Sinnen nicht. Ich hatte mich inzwischen vertraulich zu Cosima über den Tisch gebeugt, und zwar vornehmlich in der Absicht, von Sunta, die sich jetzt auch umdrehte und uns neugierig betrachtete, nicht erkannt zu werden. Unter meiner Hutkrämpe hervor beobachtete ich, wie Antonio den schwersten Kampf kämpfte. — Die Doppelnarbe auf seiner Stirn glühte jetzt in unheimlichem Purpur; eine Secunde lang schien die Wuth ihn zu übermannen. Er machte eine Bewegung wie wenn er aufspringen und den Gegenstand seines Zornes erdrosseln wollte . . .

Dann gewann die vernünftige Erwägung endgiltig die Oberhand.

Mit einer Kaltblütigkeit, die ich nicht genug bewundern konnte, wandte er sich zu Sunta und flüsterte ihr ein paar Worte in's Ohr, die sie vollständig zu beruhigen schienen. Ich weiß nicht, was er erlog, um seine seltsame Aufregung zu rechtfertigen: genug, die Erfindung erreichte ihren Zweck und nach wenigen Secunden hätte man glauben können, das Paar sei wieder ganz und gar in die Freuden des zärtlichen Plauderns vertieft.

Ich bemerkte indeß mit einiger Schadenfreude, wie Antonio uns insgeheim nicht aus den Augen ließ und bemühte mich, recht verliebt und glücklich zu scheinen. Ein oder zwei Mal küßte ich Cosima's kleine, weiche Hand; drei oder vier Mal flüsterte ich ihr eine verstohlene Artigkeit in's Ohr, über die sie um so leichter erröthete, als die Situation ihr so wie so das Blut in außergewöhnliche Wallungen versetzt hatte.

Eine Viertelstunde verstrich so ohne besondere Zwischenfälle.

Dann erhob sich Antonio, reichte der blonden Sunta höflich, aber nicht ohne eine gewisse Förmlichkeit, den Arm und verließ das Local, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Was nun?“ fragte ich Cosima, als das Paar verschwunden war.

Die junge Frau strich sich mit dem Taschentuch über die glühende Stirn und lächelte.

„Das wird sich finden“, erwiederte sie. „Ich hege die beste Hoffnung, Signore! O, ich habe wol gesehen, wie die Wuth der Eifersucht ihn schüttelte! Er liebt mich noch, und wo noch Liebe ist, da kann Alles wieder gut werden!“

„Sehr gut, Signora, für Euch! Aber für mich? Wenn mir Euer Herr Gemahl nun in der Leidenschaft seiner Entrüstung die bei Seeleuten üblichen vier Zoll Eisen zwischen die Rippen jagt . . .?“

„Habt Ihr Furcht?“

„Das nicht, aber ich könnte mich in der unangenehmen Lage sehen, einem solchen Falle vorgreifen zu müssen . . . Es wäre doch bitter, wenn die Komödie mit einem Leichenzug endigte . . . Er oder ich — das bliebe sich für die schmerzliche Wirkung des Schlusses im Wesentlichen gleich . . .“

„Pah, er wird sich beruhigen, wenn er erfährt, wie die Dinge liegen!

Jetzt aber bringt mich nach Hause. Ich brenne vor Begierde, ihn unter vier Augen zu sprechen. Hier erstickte ich schier vor Qualm und Hitze!"

„Wie Ihr befehlt, Signora!"

Ich legte ihr die Mantille um die Schultern und führte sie dem Strande zu. Der Mond schien hell, die kühle Nachtluft erquickte uns wunderbar. Sie sprach kein Wort, aber ich fühlte, wie sie vor Erregung zitterte.

Fünf Minuten lang mochten wir so schweigend einhergewandelt sein, als ich dicht hinter mir hastige Schritte vernahm, die wuchtig über den Kies knirschten.

Ich wandte den Kopf. In demselben Augenblick stand Antonio an meiner Seite, packte mich unsanft an der Schulter und raunte mit dumpfer, tonloser Stimme:

„Wenn Ihr kein feiger Schuft seid, so kommt mit mir, damit ich Euch das Hirn aus dem Schädel schlage."

„Gemach, guter Freund!" entgegnete ich ruhig, indem ich Cosima's Arm aus dem meinigen löste und mich in eine achtunggebietende Positur warf. „Was wollt Ihr von mir? Wer seid Ihr? Nehmt Euch in Acht, sage ich Euch!"

Ein höhnisches Lachen klang mir entgegen.

„Was ich von Euch will?" rief er in schneidendem Tone. „Ihr wißt wol nicht, daß ein Gatte das Recht hat, seine Gattin für sich allein zu besitzen? An dieser ehrlosen Person da ist zwar nicht viel verloren, aber eh' ich um ihretwillen zum Gespötte der Welt werde, zerbrech' ich lieber hundert Lumpen, wie Euch, das Genick und sämmtliche Rippen. Ihr seid ein Schurke, Herr!"

Ich mußte an mich halten, um kaltblütig zu bleiben.

„Ihr scheint betrunken zu sein", erwiederte ich mit fester Stimme. „Wenn ich nicht irre, habe ich Euch mit einem Frauenzimmer in der Osteria zum Stern gesehen. Wenn Euch Jemand Euer Weib entführt hat, so wendet Euch an die rechte Adresse. Diese Dame hier ist schwarz, die Eurige war blond: so viel werdet Ihr wol trotz Eures Rausches noch unterscheiden können!"

„Ihr wollt mich noch obendrein verhöhnen?" schrie Antonio mit zornbebender Lippe. „Ich kann thun und treiben, was ich will, und brauche keinem hergelaufenen Kerl Rechenschaft darüber abzulegen! Ich will Euch zeigen, wie Antonio Bassano mit sich spaßen läßt. Wehrt Euch, oder fahrt zur Hölle!"

Im Nu hatte er ein breites Dolchmesser gezogen. Wie ein Rasender drang er auf mich ein und wer weiß, was geschehen wäre, wenn Cosima nicht in demselben Momente seinen Arm umklammert hätte.

„Bist Du toll?" rief sie mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens. „Willst Du ihn ermorden?"

Er suchte sie abzuschütteln, aber sie hielt ihn so krampfhaft umschlossen, daß er sich nicht zu befreien vermochte.

„Höre, Antonio!" sagte Cosima in eindringlichem Tone ... „Hältst

Du mich für fähig, Dich zu betrügen? Habe ich Dir je Grund gegeben, an meiner Treue zu zweifeln?"

Er blickte ihr starr in's Gesicht, als verstehe er sie nicht.

„Wie?" sagte er nach einer Weile, „Du treibst die Frechheit so weit, mir im Angesichte dieses Menschen . . .? Es ist unerhört!"

Seine Stimme klang so verzweifelt und hohl, daß ich fast Mitleid mit ihm fühlte.

„Ja, Antonio", fuhr die zitternde Cosima fort, „der Schein trügt. . . . Willst Du mich ruhig ausreden lassen? Ich habe mir Nichts vorzuwerfen, Antonio, so wahr ein Gott lebt . . . Beruhige Dich! Dein Herz schlägt ja zum Zerspringen!"

„Was soll das heißen?" stammelte er halb verblüfft, halb zornig. „Laß mich los, Schlange, oder es geschieht ein Unglück!"

„Antonio! Bedenke, was Du an mir gesündigt hast! Ich habe Dir blos einen Tropfen des Wehs zu kosten gegeben, das ich in vollen Zügen trank! Ich wollte Dich ahnen lassen, was ein Herz empfindet, dessen Liebe verschmäht, dessen Treue verachtet wird! Es war nur eine Komödie, Antonio!"

Ich hielt den Augenblick für gekommen, auch meinerseits zur Aufklärung der Lage beizutragen.

„Ja, Herr!" sagte ich in versöhnlichem Tone, „so seltsam es klingen mag: Eure Frau sagt die Wahrheit. Oder denkt Ihr, wir würden, falls wir in strafbarem Einverständnisse wären, Euch mit sehenden Augen in die Arme gelaufen sein? Ich sah Euch schon vor zwei Stunden mit der Cameriera aus dem Leon Bianco am Tische sitzen und Eure Gattin benutzte einen eigenthümlichen Zufall . . . Nehmt doch Vernunft an! Sie wird Euch die Sache auseinandersetzen und dann habt die Güte und bittet sie um Verzeihung, denn nicht sie, sondern Ihr seid der Schuldige!"

Es kostete nicht geringe Mühe, ihn von der Wahrheit unserer Angaben zu überzeugen. Als er jedoch die Geschichte zwei Mal mit stets wachsendem Erstaunen angehört und überdies vernommen hatte, daß ich der Forestiere sei, der die schöne Sunta in so harmloser Weise um ihre künstlerische Mitwirkung gebeten — sie schien ihm viel von mir erzählt zu haben —, da begann er einzusehen, daß für ihn weniger Grund zur Eifersucht, als zur Reue vorlag. In sichtlicher Beschämung reichte er mir die Hand und sprach:

„Signore, ich danke Euch! Ihr habt mir eine Lection ertheilt, die ich nicht vergessen werde, so lang' ich lebe. Ich befand mich auf einer abschüssigen Bahn, und jetzt, da ich einen Blick in den schwindelnden Abgrund geworfen, dem ich entgegen glitt, jetzt erst fühle ich die ganze Wucht meines Irrthums. Nochmals, ich danke Euch!"

Cosima konnte ihre Thränen nicht länger bewältigen. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihm die Bitte um Vergebung von den Lippen weg.

„Du bist ein Engel, Cosima!" sagte er im Tone tiefster Ergriffen-

heit. „Wie konnte ich so blind sein und die Perle verkennen, die ich in Deiner Liebe besitze! Kommt her, Signore. Ihr wart Zeuge meiner Thorheit, seid nun auch Zeuge des Schwures, mit dem ich meine Umkehr besiegeln will. Das Herz soll mir im Leibe verdorren, so wahr es eine göttliche Gerechtigkeit giebt, wenn ich mich gegen diese treue, himmlische Seele jemals auch nur in Gedanken wieder versündige. Cosima, ich war ein Frevler ohne Gleichen: nimm mich in Gnaden wieder an und vergiß, was ich verbrochen!"

Statt aller Antwort umarmte sie ihn von Neuem. Ich begleitete das Paar noch einige Schritte weit und verabschiedete mich dann mit dem Versprechen, die Versöhnten in aller Kürze zu besuchen.

Ueberdies hatte ich die traurige Aufgabe übernommen, Sunta von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen . . .

Das arme Mädchen war wie vom Donner gerührt. Acht Tage lang schlich sie mit verweinten Augen umher und genoß keinen Bissen. Kein Wort des Trostes wollte anschlagen. Es war ein Jammer, die prächtige Gestalt so dahinwelken zu sehen, und wenn Jemand unter dem Kummer der schönen Cameriera Höllenqualen litt, so war es Antonio, der sich tagtäglich nach ihr erkundigte. Aber Gott sei Dank, die kräftige Natur ihres italienischen Busens überstand die bittere Enttäuschung. Nach vier Wochen war sie die Braut des überglücklichen Pietro, und wenn wir nachher einmal hinüber fahren wollen nach dem grauen Haus vor der Porta a Mare, so können wir Signora Pitani als würdige Hausfrau begrüßen. Auch bin ich überzeugt, daß es nicht an edlem Nachwuchs fehlt.

Meine Leuchtthurmstudie blieb unvollendet. Dagegen gelang es mir, meine drei Genueserinnen nach einem ganz frischen Entwurfe sehr befriedigend auszuführen. Zu einer der drei Grazien saß mir Cosima, zu der zweiten die blonde Sunta, die dritte copirte ich nach einer frühern Skizze. Die spröde Cameriera hatte auf die Vorstellungen Pietro's hin, der sich mir zu Dank verpflichtet glaubte, ihren hartnäckigen Widerstand aufgegeben und mir ein paar Stunden freundlichst geopfert. Das Bild machte später auf einer norddeutschen Gemäldeausstellung einiges Aufsehen und im Grunde kann ich mich nicht darüber wundern, denn ein Paar wie Sunta und Cosima findet sich nicht so leicht zum zweiten Male auf dem Raum einer Quadratmeile beisammen!"

* * *

Gustav hatte geendet. Fünf Minuten später war der Leuchtthurm von Livorno trotz seiner dreihundert Stufen und trotz unserer sommerlichen Ermattung siegreich erklommen.

Neue Lieder.

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einsamen Wirthshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenkrabbelmaschine seinen Spleen ausgeniest hatte, nur noch seine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuscripte anhub: „Hans Fideldum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts."

Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt Deine Märchen? Wo Dein großes Drama „Ahasver", aus dem Du einst zu Lübeck in Deinem altväterischen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weihevollster Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände Deiner „Individualitätsphilosophie", die nach Deiner Versicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Theil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine Deiner Saaten ist aufgegangen; selbst Dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt" pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und Dein treuester, bis an's Ende hülfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen Deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im Walde, warst Du noch hoffnungsreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hattest Du neben ernsteren Studien auch jenes Märchen hingeschrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fideldum, den Du allein nicht zu decken wußtest, wurde die Beisteuer der Freunde in Anspruch genommen. Geibel hatte aus seinem Reichthum schon gegeben; dann schrieb auch ich die kleinen „Fiedellieder", wie sie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte stehen.

— — Und die Veranlassung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt sie vor mir, frisch aus der Presse wie aus dem Herzen! „Die Lieder jung Werner's aus Scheffel's Trompeter von Säckingen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff. Hamburg bei G. W. Niemeyer." — Hell und jung ist mein ganzes Haus geworden, seitdem diese herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen sind sie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgesucht und damit gerade an der Stelle wiederum zu streichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgesetzt hatte.

Dir aber, Meister Ludwig, dem Lebenden, dessen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, lasse ich diese frischen Blätter zufliegen. Nimm sie hin nebst jenen alten, die der todte Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich Dich klingen machen kann, wie Du es mir gethan hast.

Und nun horch' auf, wie sie gehen!

Die neuen Fiedel-Lieder*).

1.

Lang und breit war ich gesessen
Ueber'm schwarzen Contrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunct.

Hei! Da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Führt doch jeder Weg nach Rom!
Schon durchschreit' ich Deine Hallen,
Hoher kühler Waldesdom.

Und ich streich' die alte Geige,
Daß sie durch die Gründe klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter! Wie das singt!"

Doch am Horizonte steiget
Eines Städtchens Thurm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig' ich dort mein Stücklein vor?

2.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezogen
Und sie geben frischen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Thore
Strich ich leis' mein Spielwerk an;
Wie sie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele singt die Weisen,
Meine Geige klingt sie nach.

Trotzig hadern noch die Burschen;
Bald doch wird es still im Kreis;
Erst ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbst die Bäume säuseln leis.

*) Einige Strophen gehören der älteren Fassung an.

Zauber hat sie all' befangen;
Und ich weiß, wie das geschah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehst Du selbst, Frau Musica.

3.

Pause nun! Und morgen weiter,
Wenn Ihr dann mir hold geblieben!
In dem Glanz der Frauenaugen
Steht der schönste Lohn geschrieben.

Doch Ihr Herren Cavaliere,
Leben muß der Musicante,
Und es weh'n gar heiße Lüfte
Selbst mitunter im Andante! —

Dank! Habt Dank! Das lichte Silber
Soll nicht rosten in der Tasche;
Frisch, Herr Wirth! Vom grünen Rheine
Eine wohlgezog'ne Flasche!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geist der Heimathsonne!

4.

Glaubt' ich doch, sie wär' es selber,
— Was nur das Gedanken sind! —
Die Frau Musica vom Himmel;
Und nun ist's ein Erdenkind!

Gestern, da sie stand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und sie nickt' und sprach in Züchten:
„Grüß Dich Gott, Herr Musicus!"

Zwar ich wußt', Marannle heißt sie,
Und sie wohnt am Thore nah;
Doch ich hätt's nicht können lassen:
Sprach: „Grüß Gott, Frau Musica!"

Was sie da für Augen machte!
Und was da mit mir geschah!
Stets nun klingt's mir vor den Ohren:
Musicus und Musica!

5.

In den Garten eingestiegen
Wär' ich nun mit gutem Glück. —
Wie die Fledermäuse fliegen!
Langsam weicht die Nacht zurück.

Doch indeß am Feldessaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab' ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel schon gestimmt.

Sieh! Dein Kammerfenster blinket
In dem ersten Morgenstrahl;
Heller wird's, die Nacht versinket;
Horch! Da schlug die Nachtigall!

Schlaf nicht mehr! Die Morgenlüfte
Rütteln schon an Deiner Thür;
Rings erwacht sind Klang und Düfte
Und mein Herz verlangt nach Dir.

Zu des Gartens Schattendüster
Komm herab, geliebtes Kind!
Nur im Laub ein leis' Geflüster,
Und verschwiegen ist der Wind.

6.

Sind wir nun so jung beisammen
In der holden Morgenfruh;
Süßes, rosenrothes Mündchen,
Plaudre, plaudre immerzu!

Organiste sollt' ich werden
An dem neuen Kirchlein hier?
Kind! Wer geigte dann den Finken
Feiertags im Waldrevier?

Doch Du meinest, Amt und Würden,
Eigner Herd sei goldeswerth!
Kind! Du machst mich schier beklommen;
So was hab' ich nie begehrt.

Laß uns nicht von morgen reden.
Heute lacht Dein rother Mund;
Ach! Die Erde will sich drehen,
Erd' und Glück sind kugelrund!

Was? Und auch der Stadttrompeter
Starb vergangne Woche nur?
Und Du meinst, zu solchem Posten
Hätt' ich just die Positur? —

Hei! Wie kräht der Hahn so grimmig!
Schatz, ade! Gedenk an mich!
Mach den Hahn zum Stadttrompeter!
Der kann's besser noch als ich.

7.

Musikanten wollen wandern!
Ei, die hielte mich wol fest!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirth, vom Rothen;
Dann ade, du trautes Nest!

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

8.

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wandrer mir entgegen.
„Bring dem Städtchen meinen Gruß!

„Und am Thore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter schaut herfür,
Bring ihr diese wilde Rose,
Grüß sie einmal noch von mir!“ —

Weiter geht's und immer weiter!
Ach, noch immer denk' ich Dein!
Vor mir stehn im Duft die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendschein.

Einsam werden Weg' und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken seh' ich kreisen —
Ueber mir schon rauscht der Wald.

9.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun ist der Tag herum;
Da schweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Haidelerch' noch oben singt
Ein Stück zu allerbest;
Die Amsel schlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Nest, zu Nest.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend' Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein.

10.

Morgen wird's! Am Waldesrande
Sitz' ich hier und spintisir';
Ach, ein jeder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von Dir!

Vielen ging ich schon vorüber;
Nimmer wünscht' ich mich zurück;
Warum flüstern heut' die Lüfte:
Dies Mal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Thauestropfen
Fallen auf mein heiß' Gesicht —
Sanct Cäcilia! Solch' Paar Augen
Sah ich all' mein Lebtag' nicht!

Stadttrompeter, Organiste!
Wär's denn wirklich gar so dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf nur, Kukuk, dort im Walde!
Siehst sobald mich nun nicht mehr;
Denn in Puder und Manschetten
Schreit' ich ehrenfest einher.

Golden spielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! Bald bist Du da.
Hei! Wie lieblich soll es klingen:
Musicus und Musica!

11.

Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend' Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lind'baum vor der Thüre
Ist lust'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter
Die mit dem Kindlein da,
Das ist in alle Wege
Die blond' Frau Musica.

Der jung' frisch Stadttrompeter
Bläst eben grad' vom Thurm;
Er bläst, daß nun vergangen
All' Noth und Wintersturm.

Die Schwalb' ist heimgekommen
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläst er heut' vom Thurme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten segne
Mit Deiner reichen Hand!
Und gieb uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land!

Husum, im Juli 1871.

Theodor Storm.

Der Jäger aus Kurpfalz.

Aquarelle von E. Diethoff*).

Der Jäger aus Kurpfalz
Der reitet durch den grünen Wald
Und schießt das Wildpret all
Gleich wie es ihm gefallt.
Ja ju, ja ju!
Ja lustig ist die Jägerei,
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid.

So sang halb zwischen den Zähnen ein Mann, welcher fest in seinen Mantel gehüllt durch den mit schimmernden Carossen, Sänften und Fakelträgern erfüllten Schloßhof zu Mannheim sich einen Weg bahnte.

Es war der 13. Januar 1742, ein lang' erwarteter, viel ersehnter und besprochener und jetzt hoch gefeierter Tag. Die beiden Enkelinnen des Kurfürsten von der Pfalz, Elisabeth Auguste und Maria Anna von Pfalz-Sulzbach, waren an diesem Tage den Vettern ihres Hauses, Karl Theodor von Sulzbach und Clemens von Bayern vermählt worden. Ganz Mannheim schwamm im Jubel, im officiellen Jubel der Illuminationen, Kanonensalven und prunkenden Alexandrinern, und im naturwüchsigen des Volkes, welches sich auf dem Marktplatz um das vergoldete Faß balgte, dessen vier Oeffnungen weißen und rothen Wein im Ueberfluß ausgossen. Denn Seine Kurfürstlichen Gnaden waren nicht umsonst Besitzer des großen Fasses zu Heidelberg, und nicht umsonst hatte die Sonne so hell auf die Weinberge der Pfalz geschienen. Auch hat es dort nie an durstigen Kehlen gefehlt, noch an fröhlichen Herzen, und Kehle und Herz waren stets Beide zum Jubeln bereit, wenn's an sie kam; d'rum sagt ein altes Sprichwort:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

Es waren gar viele hohe und allerhöchste Herrschaften zu der Doppelvermählung nach Mannheim gekommen. Der Kurfürst Clemens August von Köln hatte die Einsegnung der Ehe vollzogen, die große Cour war vorüber und ebenso die italienische Oper in dem neugebauten Opernhause. Was von erlauchten und durchlauchtigen Gästen geladen war, begab sich jetzt zur Toilette und zum Ball.

Unser Sänger im Mantel hatte sich endlich durch das wogende Gedränge bis zu der Colonnade des linken Schloßflügels hindurch gearbeitet. „Ich will doch sehen, ob ich Karoline vor dem Balle noch einen Augenblick sprechen kann", murmelte er, indem er die teppichbelegte,

---

*) Aus einem Novellenbuche unserer geschätzten Mitarbeiterin, welches unter dem Titel: „Rheinkiesel, Geschichten aus alt' und neuer Zeit", mit Illustrationen von Vautier, Camphausen, Hoff, Bauer ꝛc. im Verlage von A. H. Payne in Leipzig demnächst erscheinen wird. Die Redaction des „Salon".

lampenhelle Treppe hinanstieg. Ein reichgalonirter Diener eilte ihm entgegen — „Das Fräulein von Venningen?" fragte kurz der im Mantel.

„Der Herr Oberjägermeister von Hakh", sprach der Diener sich tief verbeugend, „die Baronesse sind — — der Herr Abbate —"

„Was will ich von dem welschen Abbate! Ist das Fräulein zurück aus der Oper?"

„In diesem Augenblick zurückgekommen", antwortete der Diener.

„Es ist gut!" rief der Oberjägermeister und schritt rasch an dem Bedienten vorbei zu den Zimmern der Hofdame. Die Thür war nur angelehnt und auf sein Klopfen hörte er das fröhliche Lachen einer hellen, weiblichen Stimme erschallen. Ungeduldig trat der Oberjägermeister ein.

„Ah, Vetter Karl!" rief ihm die Dame entgegen, welche in dem duftenden, von Spiegeln und Vergoldungen blitzenden Gemache in einer Bergère ruhte. Das blaßrothe Atlaskleid, mit Spitzen und Rosenguirlanden besetzt, stand gar wol zu dem blühenden Gesichtchen der Dame. Ihr linker Arm ruhte auf einem von bronzenen Ziegenfüßen getragenen Gueridon, zwischen den Fingern der Linken wirbelte sie ein zierliches Billetchen, die Rechte streckte sie grüßend dem Eingetretenen entgegen, welcher, den Mantel abwerfend, rasch auf sie zueilte. Den Hut hatte er schon vor der Thür abgenommen und so zeigte Karl von Hakh ein schönes männliches Angesicht voll Offenheit und Geradheit. Schlecht stand zu der etwas zu frischen und wettergebräunten Gesichtsfarbe, zu dem schwarzen Schnurrbart der weiße Puder des Haares; aber um so besser paßte dem kräftigen Manne die reichgestickte Jagduniform von grünem Sammet.

„Wir haben soeben von Ihnen gesprochen, Vetter Karl, und von der dringenden Einladung, welche Sie an mich ergehen ließen, Ihr Waldschloß einmal zu besuchen, und der Abbate meint . . .", die Dame bewegte bei diesen Worten die Hand nach einem Manne, welcher bei dem Eintreten des Oberjägermeisters sich erhoben hatte und zur Seite an die Marmorconsole getreten war. Das ganze Aeußere des noch jungen Mannes, Wuchs, Haar und Gesichtsfarbe kennzeichneten den Italiener, und die schwarzseidene Soutane, die elegant darum geschlungene Schärpe und der große Hut den Schüler Loyola's, dessen Orden in Kurpfalz so mächtig war.

„Ich meine", unterbrach der Abbate mit stark italienischem Accente die Dame, „ich meine, es sei Hochverrath, die schönste Blume des Hofes uns, wenn auch nur für einen Tag, zu entführen und Verrath an der Dame selbst. Santa Padrona, lassen Sie sich nicht in diese wilden, deutschen Wälder locken, Baronissa!"

„Sie wissen, Karoline, wie meine Einladung gemeint war", versetzte Karl von Hakh mit Ernst, „und ich komme, sie nochmals zu erneuern. Fürchten Sie sich nicht, es ist schön in der Kurpfalz; haben wir auch keine glatten Parquets und welsche Trillerkehlen, so haben wir dafür frische Wälder, grüne Wiesen und . . ."

„Den Jäger aus Kurpfalz", unterbrach ihn die Dame die fröhliche Melodie summend. „Das ist Poesie aus dem Westrich, Cousin. Sie

haben das Jägerlied an den Hof gebracht und heißen deshalb heute noch: der Jäger aus Kurpfalz."

„Ich will's mir gern gefallen lassen, daß mein Leibstück mir zu Gevatter steht", sprach gutlaunig der Oberjägermeister, „zumal wenn ich's von solchen Lippen singen höre."

„Nun!" rief die Dame, „ich will Ihnen ein anderes Stück Poesie zu kosten geben — echte Hofpoesie, worin nichts, weder von Waldluft noch von Jägerei vorkommt: was meinen Sie, Cousin, der Abbate hat die rauhen Klänge unserer armen Sprache für würdig erachtet, seiner Muse zu dienen."

„Ah! viel Ehre für uns!" sprach gedehnt der Freiherr, indem er sich steif vor dem Abbate verneigte, durch dessen gelbes Gesicht es zuckte wie vorüberfliegende Röthe des Zornes, denn am wenigsten von allen Sterblichen hätte dieser deutsche Bär, dieser — Jäger aus Kurpfalz seine gedrechselten Verse hören sollen, und war es Spott was die schöne Karoline antrieb, sie diesem vorzulesen?

„Oh, Baronissa, ich bitte!" rief er.

Aber schon hatte Karoline dem Vetter das zierliche Briefchen hingereicht, mit welchem sie bei seinem Eintritt gespielt. „Lesen Sie laut, Cousin!"

„So wie das Eisen folget dem Magnete,
Fühl' ich mein Denken zu Dir hingezogen,
Und hab ich andachtsvoll' das Knie gebogen,
Denk' ich nur Dein im flüsternden Gebete!

Des Weihrauchs Wolke meine Stirn umwebte
Gleich Engelsfittigen, die mich umflogen,
Da war es mir (hat mir ein Traum gelogen?)
Als ob ich hörte eines Gottes Rede:

„Sie, die Du liebst, in unverwelkter Schöne
„Zu meinem Himmel sei sie aufgetragen,
„Nicht ist bestimmt sie für der Erde Söhne!"

Und doch! Kann ich dem heißen Herzen wehren
Und meiner Pulse ungestümem Schlagen,
Dich, Heißgeliebte, glühend zu begehren?"

So las Karl von Hakh und ließ mit einem dumpfen Ausruf des Unwillens das Blatt sinken.

„Ist das nicht eine süße Andacht, Cousin?" rief die Schöne, einen schalkhaft spottenden Blick aus ihren großen blauen Augen auf den Pater werfend, welcher sich dem Freiherrn gegenüber höchst unbehaglich wie in einem ihm fremden Elemente fühlte.

„Oder soll das heißen, die Güter des Fräuleins dem Kloster und das Fräulein selbst dem —", der Oberjägermeister verschluckte das Ende seines Satzes und die darin enthaltene bittere Vermuthung. „Was für ein Himmel soll das sein?" fuhr er gegen den Jesuiten auf, welcher verschmitzt lächelnd die große goldene, zu Ehren der Doppelvermählung geprägte Münze zwischen den Fingern drehte.

„Was für ein Himmel?" wiederholte der Geängstigte nochmals.



Der Jäger aus Kurpfalz.

„Lesen Sie laut, Cousin!“ (S. S. 452.)

„Der Abbate scheint den Himmel der kurfürstlichen Gnade zu meinen", lachte Karoline und ließ die Hörer im Ungewissen, ob sie im Spott oder im Ernst gesprochen.

„Karoline!" rief der Oberjägermeister mit einem Tone, welcher die Angst des treuliebenden Männerherzens verrieth — „Karoline, wäre es möglich?"

Da trat aber die Zofe herein, ihre schöne Herrin mahnend, daß es an der Zeit sei, die Balltoilette zu beginnen.

„Meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen", sprach die Schöne aufstehend, „ich darf nicht säumen — der Kurfürst eröffnet selbst den Tanz."

„Der Kurfürst tanzt?" rief der Freiherr mit dem Ausdruck so großen Erstaunens, daß es auf die beiden Andern seine komische Wirkung nicht verfehlte. Karoline lachte laut auf und der Jesuit kicherte leise.

Es war allerdings eine zum Lachen reizende Vorstellung, wenn man sich den achtzigjährigen gichtkranken Kurfürsten tanzend dachte.

„Oh, Seine kurfürstliche Durchlaucht haben noch ganz andere Dinge im Sinne, Cousin", sprach die Dame, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Und das Geschenk Seiner Durchlaucht, Baronissa!" rief der Abbate, ihr nacheilend und ein Perlenhalsband darbietend, welches von der Schönen unbeachtet auf dem Gueridon gelegen hatte.

„Die Tochter der Venningen trägt nur ihren eigenen Schmuck!" rief Karl von Hakh, dem Jesuiten zuvorkommend und nach dem Halsband greifend. Aber seine Hand, wol gewöhnt Büchse und Waidmesser zu führen, war noch zu selten mit Frauenschmuck in Berührung gekommen; derb griff er zu, die seidenen Fäden zerrissen und die kostbaren Perlen rieselten ihm über die Finger und rollten umher auf dem Teppich.

„Maladetto!" zischte der Jesuit. Und behend ließ Karoline von Venningen die schwere Portière hinter sich fallen.

„Sie werden mir Rede stehen", sprach der Oberjägermeister sich gegen den Italiener wendend; der aber, behend wie eine Katze, schlüpfte an ihm vorüber und schloß die Thür hinter sich.

„Ich muß mit Karoline in's Reine kommen", flüsterte jetzt der Alleingelassene. „Sie ist wie ein neckischer Kobold und doch hängt mein Herz an ihr mit aller Macht! — — Oder wäre es wahr, was man sich in die Ohren raunt? — Dann schütze Gott sie und mich!"

Man hatte nämlich am Hofe gemunkelt, daß die schöne Hofdame von Venningen Gnade gefunden vor den Augen des achtzigjähren Monarchen. Ja, man ging so weit zu behaupten, daß der Kurfürst, nachdem er drei Gemahlinnen begraben, nicht abgeneigt wäre, nochmals eine morganatische Ehe zu schließen, und der Tag der Vermählung seiner Enkelinnen sei der passend gewählte, dieses dem Hofe kundzuthun. Auch hieß es, die Gesellschaft Jesu stehe diesem Plane nicht fern.

Aber Karoline! war sie unter solchem Einfluß? Und wenn nicht, was sollte dann der Abbate bei ihr ...?

Dem Oberjägermeister stieg es heiß zu Kopfe, er stampfte heftig auf den Boden. „Ich muß in's Reine kommen! — ich muß! — ich muß!"

Da rauschte die Portière und sie selbst trat heraus im schweren Schleppkleide von drap d'argent; Juwelen blitzten an ihrer Brust, umfunkelten die schönen Arme und wiegten sich als vielfarbige Schmetterlinge zitternd auf den hochfrisirten Locken.

„Wie gefalle ich Ihnen, Karl?" fragte die Schöne lächelnd und den Fächer auf- und zuklappend, dessen bunte Malerei den von den Grazien mit Rosen gegeißelten Amor darstellte.

Nachdem er einen langen, tiefen Blick auf die Dame gerichtet, erwiederte der Freiherr: „Sie sind schön, Karoline; aber doch gefielen Sie mir damals weit besser, als Sie im leichten Leinwandkleidchen durch die Gänge des Venningerhofes in Heidelberg huschten. — Ich hoffte die Karoline von damals wieder zu finden; ich glaubte eine offene Antwort auf meine offene Frage zu vernehmen, und nun — lassen Sie es klar werden zwischen uns!"

Eine tiefe Röthe flog über das schöne Antlitz der Dame, sanft entzog sie dem Oberjägermeister die Hand, welche dieser ergriffen hatte.

„Es wird klar werden, Herr von Hakh", beruhigte sie, „bleiben Sie in meiner Nähe!"

* * *

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Beginn des Balles. — Der italienische Kapellmeister hob das Stäbchen und die prächtigen Klänge eines Festmarsches brausten herab in den glanzvollen Saal.

Der Kurfürst Karl Philipp eröffnete den Tanz. In einem vergoldeten Rollstuhle, welchen zwei Kammerherren über das Parket schoben, ruhte er, bedeckt mit brillantenen Orden; die rechte Hand reichte er der ältesten Enkelin Elisabeth Auguste — seiner Tänzerin. Diese schritt stolz und mürrisch neben ihm her, kalt blitzten die Diamanten ihrer Krone wie die Eiskrystalle, die draußen im Schloßgarten von den Bäumen hingen, überglänzt von der aus den hohen Fenstern strömenden Lichtfluth. Mit einer widerwilligen hastigen Bewegung riß die Prinzessin die hellblaue Sammetschleppe von den verschnörkelten Verzierungen des Rollstuhles los und keinen Blick sandte sie nach der andern Seite, wo zur Linken des Kurfürsten ihr neuvermählter Gemahl schritt, der kunstsinnige, aber weichliche Karl Theodor.

Doch hinter den Dreien schritt Hand in Hand, Auge in Auge das zweite Paar, der junge Herzog in Bayern und die glückstrahlende Maria Anna. Ihnen folgten paarweise die fürstlichen Gäste und Hofchargen in einem großen majestätischen Zuge.

Langsam bewegte sich der edelsteinfunkelnde Zug, gehalten tönten die Klänge des Orchesters. Einmal war die Runde gemacht und jetzt kam der Rollstuhl des fürstlichen Tänzers zu dem Platze, wo Karoline von Venningen an der Seite des Oberjägermeisters stand. Glatt und gewandt wie ein Aal hatte sich der Abbate an die andere Seite des Fräuleins

durchgedrängt. Der Zug kam näher — das war der entscheidende Moment. Karl von Hakh fuhr mit der Hand nach seiner pochenden Stirn, er wollte die Haare zurückstreichen, wie es seine Gewohnheit war; da geriethen die hastigen Finger in die zierliche Frisur, daß der stäubende Puder sich wie ein Duft auf den grünen Sammet der Uniform legte.

Jetzt war der Zug zur Stelle; der Rollstuhl des Kurfürsten hielt. — „Sieh da, das Fräulein von Venningen", sprachen Seine Durchlaucht mit einer gnädigen Handbewegung und eifrig bemüht, sich aufrecht im Sessel zu halten.

Karl Philipp war einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen; einen wahren Apollokopf trugen noch die Münzen aus den ersten Jahren seiner Regierung. — Aber man kann für einen Apollo gegolten haben in der Jugend und doch mit achtzig Jahren wenig gefährlich sein für das Herz eines jungen Mädchens.

Karoline von Venningen trat vor und hielt die Hand des Oberjägermeisters so fest umklammert, daß dieser dadurch genöthigt war, ebenfalls vorzutreten.

„Unser Oberjägermeister von Hakh?" sagte der Fürst mit einem etwas unwillig fragenden Ausdruck.

„Seit heute Abend mein Verlobter, welcher sich der Gnade Eurer kurfürstlichen Durchlaucht empfiehlt", ergänzte Karoline sich tief verneigend.

Der Oberjägermeister wußte nicht wie ihm geschehen; er beugte sich mechanisch vor dem Fürsten und trat dabei einen Schritt zurück, wider Willen aber derb genug den hinter ihm stehenden Abbate auf den Fuß. Mit einem leisen Wehschrei zuckte der Italiener zusammen und schlich gebückt hinweg.

Der Kurfürst war indessen mit einem kleinen Räuspern seines sprachlosen Staunens Herr geworden; mit einem Bonmot half er sich noch weiter, obschon nicht völlig, über das bittere Gefühl der Enttäuschung hinweg, welches den ehemals stets Siegreichen beschleichen mochte.

„Da hat der Jäger von Kurpfalz einen Meisterschuß gethan und Amor zum Büchsenspanner gemacht!" sprach er und eine kühle Handbewegung entließ das Paar.

Frostig hatte die Krone Elisabeth Augusten's auf die Scene geblitzt, gleichgiltig blickte Karl Theodor drüber hinweg; aber die Zurückgetretenen traf ein warmer Strahl aus den glücklichen Augen Maria Anna's.

Der Oberjägermeister zog seine Braut in ein dämmeriges Cabinet, nur von fern her klangen gedämpft die Töne der Musik.

„Mein Mädchen! Karoline! Ist es wahr? Du bist die Meine?" fragte er jubelnd.

„Ja", entgegnete sie mit innigem Blick. „Und jene Karoline, welche Du gekannt im Venningerhofe zu Heidelberg, will mit Dir ziehen in den waldigen Westricht als Dein treues, liebendes Weib."

„Aber warum so, Karoline? Zu was diese überraschende, seltsame Art?"

„Sie schnitt jede Kabale, jedes Wenn und Aber ab, mein Freund, und ich bleibe unangefochten die Deine."

Der Freiherr zog die Geliebte in seinen Arm, seine Lippen berührten ihren Mund. „Mein bester Schatz!" rief er, „ich will Dir's lohnen und danken wo und wie ich kann."

Die Schöne bog sich in dem sie umfangenden Arme rückwärts; lächelnd blickte sie den Erregten an und schalkhaft fragte sie: „Wie heißt der letzte Vers des bewußten Liedes?"

„Hubertus auf der Jagd
Schoß einen Hirsch und einen Haas
Und traf ein Mägdelein,
Das unter'm Baume saß.
Ja ju! ja ju!
Die Jagd im grünen Wald
Und Lieben mir gefallt!"

„Und Lieben mir gefallt!" wiederholte leise Karoline, „wir wollen unsere Welt mitnehmen und unserer Liebe eine bleibende Stätte gründen im stillen Walde, eine Liebeswelt und ein Liebesleben!"

Und so geschah es. — In das stattliche Schloß zu Trippstadt führte Karl die Geliebte. Fröhlich tönte die gute Weise vom Jäger aus Kurpfalz durch die Eichen und Tannen des Westrichs, und oft saß Karoline an dem Eingange der grünen Schlucht, durch welche die Wasserfälle rauschen, wo der See sich breitet, in welchem das Fräulein von Flörsheim den Tod suchte und fand, an der romantischen Schlucht, welche noch bis auf den heutigen Tag nach dem Oberjägermeister, der sie gangbar gemacht, „das Karlsthal" heißt; oft saß sie dort, gedachte der alten Zeit und erwartete den geliebten Mann, dessen Heimkehr von der Jagd sich verkündigte mit den weitschallenden Tönen des Waldhorns und der lustigen Weise des Jägers aus Kurpfalz.

* * *

Am 16. Januar 1742 hatte der Kurfürst zum letzten Male getanzt. Sein Rollstuhl befand sich nicht mehr zwischen Elisabeth Auguste und Karl Theodor und doch ging das fürstliche Paar nichtsdestoweniger seinen getrennten Weg, kalt und theilnahmlos neben einander her, obschon jedes Fenster des kurfürstlichen Schlosses, jede Schabrake eines kurfürstlichen Cavalleristen die verschlungene Chiffre CTEA trug. Was den Abbate betrifft, so ward dem ungeschickten Unterhändler die Weisung, sich nach dem Ordenshause zurückzubegeben. — Vieles ist seitdem anders geworden, aber noch immer tönt durch Wald und Feld, in Stadt und Land das fröhliche Lied vom „Jäger aus Kurpfalz".

Blicke in die Pariser Revolution.

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

I.

Wenn Du, geehrter Leser, je die einst einzig dastehende Weltstadt besucht und den verschiedenartigen, mannigfachen Charakter, die einzelnen Bestandtheile dieses großartigen Capharnäums, den schlagenden Gegensatz von Armuth und Reichthum, von übertriebenem Prunk und schlichter Einfachheit, von stetigem nie aufhörendem Geräusch und ungetrübter Ruhe, welche das eine Quartier mit dem andern verglichen bietet, wenn Du das einigermaßen studirt hast, so wird Dir wohl vor Allem die seltsame Beschaffenheit, das originelle Wesen des ungefähr am nordöstlichen Winkel der Stadt sich erhebenden Hügels von Montmartre aufgefallen sein.

Wenn man diese steile Höhe mit aller Anstrengung der Lungen, als gälte es einen kleinen Rigi zu erklimmen, bestiegen hat, so denkt man sich unwillkürlich vierzig oder fünfzig Meilen von der Hauptstadt oder besser von dem Boulevard des Italiens entfernt. Die steilen Abhänge des Hügels sind mit kleinen breitbedeckten Häuschen aus Holz und Backstein bebaut, jedes Häuschen hat seinen kleinen Garten und vor der Thür ein paar Bäume und eine Bank, auf welcher während des Tages die Mütter stricken und flicken und wo der Vater sich Abends von den Mühen der Arbeit ausruht.

Es ist leicht zu bemerken, daß der Verkehr zwischen Nachbarn, in Paris sonst vollständig unbekannt, hier ein höchst reger ist. Die Leutchen, meist stille Arbeiter oder kleine Rentiers mit bescheidenen Ansprüchen, leben der eine beim andern und die Kinder spielen in Gruppen auf den Straßen, unbesorgt um Wagen und Omnibusse, welche auf diesen Höhen zu den unbekannten Dingen gehören. Dieser Eindruck einer Provinzialstadt wird auf dem Plateau oben noch prägnanter; kleine, ganz enge Straßen, so eng, daß die Dächer der Häuser sich beinahe berühren, durchkreuzen sich; die Häuser sind schwarz und schmutzig; das Gas erhellte die Gegend noch nie und müssen sich die nachtwandelnden Bewohner mit den Oellampen der guten alten Zeit zufriedenstellen. Einige große wohlgepflegte Gärten, die modernen Besitzer beginnen sie schon Parks zu nennen, stören einzig die Symmetrie der Häuserreihen; als Belustigungsorte bieten sich dem Bewohner oder dem Besucher ein paar Dorfschänken mit Schaukelbank, jeu de bagues, und einigen von zärtlichen Pärchen mit Vorliebe aufgesuchten Gartenlauben. Das Menu ist echt ländlich: Schinken-Ommelette und das bei den Franzosen aller Stände so beliebte Kaninchen-Ragout (civet de lapin) und dazu als Verdauungsmittel der Petit Bleu oder für die Vornehmeren die rothpetschirte Bordeauxflasche. Eine dieser Schänken hat ein gewisses Renommée errungen, nicht etwa weil dort der Koch nie eine Begriffsverwirrung zwischen Kaninchen und Katze platzgreifen ließ oder weil der kleine Blaue nicht so sauer schmeckt wie seine Collegen über der Gasse; wohl aber, weil die Schänke unterhalb einer Windmühle angebracht (es gab vor Kurzem deren drei auf der betreffenden Anhöhe) und man von diesem culminanten Puncte aus das ganze Panorama der Stadt genoß und weil die Speisenden dem Mechanismus einer arbeitenden Mühle mit der ganzen naiven Neugierde, die der Pariser

35*

für alles Fremdartige zeigt, zusehen durften. Die Einwohnerschaft von Montmartre bildete, wie gesagt, ein kleines abgeschlossenes Völkchen, lebte für sich und schaute mit scheelen Augen auf die Besucher aus dem Innern von Paris, welche hier die excentrischen altbekannten Moden zur Schau trugen, ihren geschwätzigen Launen und spöttischen Bemerkungen über das veraltete Aussehen und die Lebensart der „Eingeborenen“, wie sie sie nannten, freien Lauf ließen. Herr Haußmann selbst, dieser Butikenzerstörer, hatte den ehrwürdigen Particularismus des Montmartre geschont; vielleicht war es bloß die Zeit, die ihm mangelte, um auch hier die Execution vorzunehmen, einen Tunnel durch den Berg zu graben, die schmutzigen Häuser niederzureißen, die schmalen Stege durch eine breite Steintreppe zu ersetzen wie am Trocadero und oben einen Square oder irgend eine Anstalt aufrichten zu lassen. Welche auch die Gründe gewesen sein mögen, die den allmächtigen Seinepräfecten gelenkt haben: er ließ dem Montmartre seine Windmühlen, seine Oellampen, seine kleine Dorfkirche, seinen mit Kastanienbäumen umrahmten Hauptplatz, seine Schänken und Schaukelbuden und sogar die halsbrecherischen Stege. Jedoch um die Rechte der Neo-Architektur zu wahren, gleichsam als eine Geßler-Stange, ließ er auf der Spitze oben einen viereckigen, im abscheulichsten japanesischen Styl erbauten Thurm aus rothen Ziegelsteinen mit allerlei Verzierungen aufbauen. „La Tour Solferino“ hieß das Geschenk, welches die „Eingeborenen“ nicht übermäßig erfreute. Dieser Thurm blieb unbestiegen und unbenutzt, bis die Belagerung herannahte; da diente der Thurm einem Admiral als Beobachtungsort; aber auch als solcher leistete er nicht viele Dienste.

Bis in die neuesten Zeiten blieb also Montmartre eine Enclave inmitten von Paris, und der Ruhebedürftige mochte mit Recht der Person eines der lustigsten Vaudevilles des Palais-Royal nachsagen: „Ich will Buße thun, mein Haupt mit Asche bedecken und mich nach Montmartre zurückziehen.“ Schmähliche Ironie! Diese ruhige Stätte wählten die internationalen Wühler, um daraus die Wiege des fürchterlichsten Aufstandes, der einen großen Staat je erschüttert hat, zu machen.

Die Odyssee der Kanonen in der Nacht vor dem vermeintlichen Einzug der Deutschen, 26. auf 27. Februar, ist sattsam bekannt. Unter dem Vorwande, die Geschütze außerhalb des Bereiches der einziehenden Armee zu bringen, zogen Tausende von Männern, Weibern und Kindern nach den verschiedenen Forts, wo die Stücke aneinandergekoppelt lagen, spannten sich vor die Kanonen und Mitrailleusen und zogen mit dieser Bürde hauptsächlich auf den Montmartre. Niemand widersetzte sich ihrem Vorhaben, weder die Masse der Einwohner, welche nur den Schutz vor ferneren preußischen Gelüsten darin sah, noch die Regierung, welcher es nicht ganz unlieb gewesen sein mag, den Prussiens einen Schabernack zu spielen und einen Theil des auszuliefernden Kriegmaterials zu „retten“. Um aber damals anzunehmen oder die leiseste Ahnung zu hegen, daß diese Rüstungen ihr viel mehr, als dem äußeren Feinde galten: davon hatte die Regierung bei ihrer Kurzsichtigkeit keine Ahnung, noch weniger die Menge, welche den Bespannten den Beifall und Jubel zollte.

Anfang März, nach Abzug der deutschen Armee aus den von ihnen inne gehabten Quartieren, verweigerte die Behörde der Vorstädte die Wiederherausgabe der Stücke; denn damals gab es in Paris zwei Behörden: die recht-

mäßige, d. h. die des militairischen Gouverneurs und des Polizeipräfecten, welche sich über alle Viertel der Stadt bis zu den volkreichen Vorstädten von La Villette, Belleville, Menilmontant ꝛc. ausdehnte; an den Marksteinen dieser Quartiere aber erstarb sie, um hier dem Centralcomité der Nationalgarde freies Spiel zu lassen. Wer waren die Leute, aus welchen das Comité sich zusammensetzte, woher kamen sie? Niemand wußte darüber Auskunft zu geben. Wie Minerva, leider ohne die Weisheit dieser Göttin, waren sie plötzlich bewaffnet und wenn auch nicht mit dem Helm, so doch mit dem galonnirten Käppi auf dem Kopf aus dem Gehirn der aufwallenden Hauptstadt entsprungen. Ihr Sitzungslocal war eine finstere, dunkle, höhlenartige Bude in der Rue de Flandre. Am Eingang vor einem mächtigen, felsenfesten Gitter, würdig ein Bagno zu schließen, stand ein Wachtposten; so verwilderte thierische Gesichter, wie die, welche hier mit dem Schießprügel auf- und abgingen, sind mir noch nie vorgekommen, lebende Belege für Meister Vogt's Theorie von der Abstammung des menschlichen Geschlechtes. Jeder Eintretende mußte von diesen Proletariern eine Musterung von Kopf bis Fuß sich gefallen lassen, damit man ihm ansehe, ob er keinen Mouchard oder gar einen Prussien vorstelle. Nach dieser Revue ging es unter Begleitung eines bewaffneten Citoyen durch eine enge, pfützige Passage bis zum Eingang einer finstern Räumlichkeit, wo früher Volksversammlungen abgehalten wurden und namentlich Rochefort große Triumphe feierte. An diesem Eingang blicken uns zwei gezogene Siebenpfünder entgegen; sie sind zum Gruße ungebetener Gäste und zum Schutze der darin Weilenden aufgefahren. Nach Umgehung dieser Hindernisse, welche allerdings den schmalen Eingang nicht erweiterten, ging's fünf Stufen tief; und ein eigenthümlicher, eben nicht mit Veilchen- und Jasmindüften geschwängerter Hauch wehte dem Eintretenden entgegen.

Man mußte bedächtig vorgehen, denn auf dem Boden lagen die abenteuerlichsten Gestalten ausgestreckt und mit dem geladenen Gewehr zwischen den Beinen ruhten sie aus. Zwei Lämpchen erhellten spärlich die Räumlichkeit, die im Uebrigen ziemlich groß war. Im Hintergrunde endlich, auf einer Bühne, die ungefähr dem Schaubrete eines Seiltänzertheaters ähnlich sah, saßen die berühmten Mitglieder um einen Tisch, oder, besser gesagt, um ein auf Stelzen ruhendes langes Bret. Die hintere Wand war mit Waffen aller Art und jeden Kalibers überfüllt, es fehlten nur die Todtenköpfe; die ganze Scenerie hatte etwas Romantisches an sich, wenn man aus der Dunkelheit des Saalbaues hervortretend plötzlich des erleuchteten Winkels und derer ansichtig wurde, die da oben beriethen und thronten.

Im Halbkreise saßen die Maires geheimnißvoll; die Meisten in abgenutzter Nationalgardeuniform, einige in Blouse oder im Kittel, und discutirten eifrig mit einander. An einem Nebentische saß der Schriftkundigste unter ihnen und verfertigte allerhand Bons auf phantastische Lieferungen in einer ebenso phantastischen Orthographie.

Die Zugänge, welche zu der Estrade führten, waren abgesperrt, Garde du Corps einer sonderbaren Sorte hielten hier Wache; vier, fünf Kerls, in rothen Hosen, blauem Mantel und Gott weiß wo gestohlenen Stiefeln, übrigens total betrunken, entfernten jeden Profanen vom Allerheiligsten; wer einen der Dictatoren der Vorstadt zu sprechen wünschte, mußte Queue machen wie vor Kurzem bei den Bäckern und Fleischern; erst nach vielfachem Ceremoniell wurde ihm Audienz ertheilt.

Als ich mit einem der Citoyens zu sprechen endlich Gelegenheit fand, war das Comité gerade mit der Aburtheilung eines freilich costümlosen Nationalgardeofficiers beschäftigt. Einer der Assessoren, dem die Pfeife ausgegangen war, rieb ein Streichhölzchen an dem Fasse, auf welchem er saß; „zum Donnerwetter!" schrie ihm der Präsident zu, „v . . . . Kerl willst Du, daß wir Alle in die Luft springen", — das Faß war ein Faß Pulver; und als später eine kleine Nebenkammer geöffnet wurde, sah ich darin massenhafte Vorräthe von Vollkugeln, Granaten, Shrapnels ꝛc. aufgespeichert, hundertmal Material genug, um das ganze Viertel in die Luft zu sprengen. Von hier, diesem Vulcane in einem Schlupfwinkel, wurde ein gutes Drittel von Paris, wie auch die Häuser in den Vorstädten durchsucht, alle Waffen und Munition requirirt und in Sicherheit gebracht und streng darauf geachtet, daß die Kanonen auf dem Montmartre ja nicht der Regierung, welche schon verschiedene Versuche gemacht hatte, wieder in deren Besitz zu gelangen, ausgeliefert würden. Jedermann war höchst begierig zu erfahren, wer eigentlich die mysteriösen Leiter wären, die alle Fäden in der Hand hielten und sich so gut Gehorsam zu verschaffen wußten. Aber die Masken blieben bis zum Tage, wo das Centralcomité seine Höhle in der Rue de Flandre verließ und in die vergoldeten Räume des Hôtel de Ville seinen Einzug hielt.

II.

Der sonst so ruhige Montmartre gewährte also zu Anfang März einen sonderbaren Anblick. Wenn man denselben betreten wollte, kamen an allen Abhängen Nationalgardisten zum Vorschein und wehrten jeden weitern Annäherungsversuch an die Barrikaden und aufgeworfenen Schanzen energisch ab.

Ueberall, ob höflich ob grob, je nach ihrer natürlichen Anlage und je nach der Stimmung, die der Morgentrunk in ihnen erweckt hatte, redeten die Gardisten den Eindringling mit „Citoyen" an und vermerkten es sehr übel, wenn ihnen nicht in demselben Tone geantwortet wurde. Auf den Terrains um die Hügel herum war ein kleines Lager errichtet und die Compagniefähnchen flatterten lustig in der Luft; öfters ertönten Musikklänge, denn viele Bataillone hatten ihre Kapellen, und darunter nicht ganz schlechte. Aber auf demselben Dorfplatze und inmitten der Gärten waren etliche fünfhundert Stück Kanonen und Mitrailleusen aufgefahren. Die meisten jungfräulich, denn sie waren gerade noch einige Tage vor dem Waffenstillstand gegossen oder in Folge der eingegangenen Contracte, trotz des Waffenstillstandes und nach Ablauf desselben, wol schon für den „Krieg de la Revanche" geliefert. Mehrere dieser Stücke waren gegen Paris in Batterie gekehrt und wenn der Hausbesitzer in der Rue Lafitte oder Rue de la Chaussée d'Antin, bei hellscheinender Sonne die Schlünde gegen seine Fenster gewendet sah, mußte ihm ganz eigenthümlich zu Muthe werden. Aber das waren vollständig philisterhafte Ansichten, die Masse der pariser Welt betrachtete das Ding als ein Schauspiel, Wagen und Processionen bewegten sich bis zum Fuße des Montmartre, Schaaren junger Schönen in eleganten Aufzügen erklommen den steilen Hügel und verschmähten nicht mit den rauhbärtigen Prätorianern des Centralcomites zu kokettiren, um die eisernen und stählernen Dinger näher beschauen zu dürfen.

Die Gandins, welche wieder in Blüthe kamen, gafften stundenlang den Stock unter dem Arm und den Monocle im Auge dem Treiben zu; eine Pro-

nienade nach dem Montmartre war das Vergnügen à la Mode, und in den besten Häusern erzählte man sich mit Stolz, wie grob man von den Garisten oben angefahren werde, und wie man mit ihnen politisirt und zusammen über Trochu, Jules Favre, Badinguet und Bismarck geschimpft und in der Weinschänke aufs Wohl der „Sociale“ angestoßen hatte, natürlich Alles des Spaßes wegen.

Indeß verbreiteten sich über die Auftritte auf dem Montmartre in der Provinz die abenteuerlichsten Berichte, es war nicht selten in Departementalblättern die Nachricht zu finden, daß Paris in Blut schwimme, und als ich einige Tage vor dem Ausbruch in Rouen war, wollte mir Niemand glauben, daß in Paris keine Schlacht stattfinde. Man lachte über diese Enten, sie sollten aber bald zur Wahrheit werden.

III.

Am Morgen des verhängnißvollen 18. März wurde ich am frühen Morgen, es mag sechs Uhr gewesen sein, durch den Trommelwirbel geweckt, der durch die Straßen rasselte. Eine solche Allarmirung hatte an sich nichts Besonderes; denn die dem Centralcomité ergebenen Chefs der Nationalgarde betrachteten es als einen Zeitvertreib, ihre Bataillone einzuberufen und inmitten der Nacht oder bei Morgengrauen ganze Quartiere in Aufregung zu bringen.

Man war den Spectakel gewöhnt; an diesem Morgen aber nahm er so gewaltige Proportionen an, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte.

Rasch kleidete ich mich an und trat auf die Straße; kleine Gruppen von zehn bis zwölf Männern und Weibern steckten die Köpfe zusammen, kaum geöffnete Läden und Marchands de vin machten ihre Buden eilig zu und aus den Hausthüren traten bewaffnete Männer hervor.

Als ich die Rue des Martyrs hinaufging, traf ich ein sonderbares Schauspiel. Soldaten aller Waffengattungen entwaffnet und viele mit entblößtem Haupte, gingen Arm in Arm mit Bürgern oder Nationalgardisten, andere marschirten in Reih und Glied auf, den Kolben nach oben und brüllten Vive la Republique; die Umstehenden stimmten in das Geschrei ein. So kamen Liniensoldaten und Chasseurs, die meisten von elendem und verkommenem Aussehen; in einer Gruppe erzählten Artilleristen, wie sie ihren Chefs den Gehorsam verweigert und die ihnen anvertrauten Kanonen dem Volke ausgeliefert hätten. Dazu beklagten sich die Soldaten bitter, wie schlecht sie behandelt würden, wie sie während der kalten rauhen Witterung im Luxemburggarten hätten bivouakiren müssen und seit zwei Tagen schier nichts gegessen hätten. Klagen über Hunger habe ich während des ganzen Feldzuges immer und immer aus dem Munde eines jeden Soldaten vernommen, nicht etwa weil der Franzose im Felde unersättlich ist, sondern weil er mit seinem Proviant nicht umzugehen versteht, ihn vergeudet oder fortwirft und daher, wenn, wie es sehr oft geschieht, eine Verspätung in der Ankunft des Verpflegungsmaterials eintrifft, vollständig hülflos und der herben Noth preisgegeben dasteht. Jetzt war aber doch der Feldzug zu Ende, die Armee mitten in der Stadt, und trotzdem konnte sich die Intendantur über ihre Nachlässigkeit nicht erheben, und kümmerte sich am wenigsten um das Wohl des Soldaten. Lange Tage nach der Capitulation, nachdem der Proviant schon massenhaft hereinströmte, sah man noch auf den Plätzen

den Vaterlandsvertheidigern das ekelhafte Pferdefleisch vertheilen und öfters blieb auch dieser Leckerbissen aus.

Diese kleine Ursache hat große Wirkungen hervorgebracht; denn die Desertion der Truppen am Morgen des 18. Sept. ist vielfach der schlechten Verpflegung und den Gefühlen des Hasses, welche diese den Truppen ihren Oberen gegenüber einflößte, zuzuschreiben. Mit knurrendem Magen und fröstelnd sandte man sie gegen den Montmartre, das Entgegenkommen der Nationalgardisten mit dem Geschrei Vive la ligne, vivent nos frères, machte sie wankend, und als die Weiber mit Brod und allerlei Speisevorrath an die Gruppen herankamen, da war die Verbrüderung abgeschlossen.

Auf meiner weitern Wanderung hatte ich Gelegenheit, dies bestätigt zu sehen; während die Leute namentlich auf den äußeren Boulevards, die am Fuße des Montmartre liegen, Zusammenrottungen bildeten; während Straßenprediger die Menge über die Schwäche der Regierung und über die Heiligkeit der Sache, die soeben den Sieg errungen hatte, belehrten: standen die Soldaten abwärts und bissen mit wahrem Heißhunger in das verabreichte Brod, Andere boten den Vorübergehenden die Bestandtheile ihrer Ausrüstung feil! Es war an diesem Morgen ein Leichtes, ein Chassepot um sechs oder sieben Franken, ja sogar um viel weniger zu erstehen. Von den Patronen gaben die Wackeren eine Hand voll für ein Glas Schnaps oder Wein her.

Der Anblick der äußeren Boulevards wurde immer belebter und belebter, die Ereignisse, welche sich dort zugetragen hatten, sind historisch bekannt. Die Truppen waren herangekommen, ein Theil hatte auf den äußeren Boulevards und in den umliegenden Straßen Aufstellung genommen, Kanonen gegen den Berg aufgefahren, während andere Detachements bis auf die Spitze der Anhöhen hinaufgedrungen waren und sich anschickten die ominösen Kanonen wegzuschleppen. Aber man hatte nur eins vergessen: Pferde mitzunehmen, um die Geschosse vom Fleck zu bringen; Eilboten wurden ausgesandt, um die unerläßlichen Zugthiere herbeizuschaffen, mittlerweile jedoch bekamen die Bataillone der Nationalgarde Zeit sich zu sammeln, die Allarmtrommel wirbelte auf allen Straßen und ehe die Pferde bei der Hand sein konnten, waren über 10,000 Bewaffnete am Platz. In diesem Momente fand die Verbrüderung statt, die längst bearbeiteten und überdies übel gestimmten Truppen fielen ihren Brüdern um den Hals, schossen auf die Gendarmen und auf ihre eigenen Officiere; der Streich war mißlungen und die pariser Generale hatten das Talent gehabt nach abgeschlossenem Frieden eine neue Schlacht . . . . zu verlieren. Der ganz kurze Kampf, oder, besser gesagt, der Schußwechsel hatte bei der Place Blanche an der Einmündung mehrerer durch die galanten Quartiere nach dem Innern der Stadt führenden Straßen stattgefunden. Hier lag inmitten einer Blutlache ein schönes Araberpferd, die hungrigen Soldaten hatten sich schon daran gemacht, und schnitten mit Hacken, Säbeln, Bajonetten, Messern &c., bis Jeder ein Stück Fleisch von den Lenden, dem Rückgrate oder den Schenkeln hatte. Am Eingang einer kleinen hölzernen Bude standen viele Leute, ich näherte mich der Gruppe; auf dem Boden, der mit einer Streuschichte übersät war, lag der Cadaver eines jungen Cavallerieofficiers, von drei Kugeln getroffen. Sein Dolman und seine Kniehosen waren mit Blut bespritzt; die Soldaten hatten ihn erschossen, weil er ihnen ihren Verrath in scharfen Ausdrücken vorhielt. Es war das erste Opfer dieses Aufstandes; wie viele tausende sind ihm gefolgt!

Als das berüchtigte Comité der Rüe de Flandre den Angriff auf den Montmartre und dessen Abwehr erfuhr, hatte es sich eiligst nach dem dem Operationsfelde näher gelegenen, von den Grisetten gröbern Calibers aufgesuchten Balllocal „le Chateau Rouge“ verpflanzt. Dieses Chateau Rouge bietet einen großen Garten, wo mehr oder weniger brillante Nachtfeste gegeben werden, einige künstliche Grotten und einen in der Mitte mit allerlei Wällen und Gräben umgebenen Bau, der das Aussehen eines Blockhauses hat.

Viele der Comitémitglieder hatten sich am Morgen, als sie den Angriff erfuhren und dessen günstigen Ausgang nicht vorauszusehen vermochten „verzogen“, jetzt kamen aber alle wieder heran und constituirten sich in Permanenz.

Bald wurde ihnen der unglückliche General Lecomte vorgeführt, den seine eigenen Truppen den Insurgenten ausgeliefert hatten.

Er war ein fünfundvierzig- bis fünfzigjähriger Mann von hoher Gestalt und ziemlich energischen Zügen, zugespitztem Bart und gestutztem Haar nach der militairischen Mode. Er behielt eine sehr gleichgiltige Haltung, seine Begleiter aber schrien, drohten und schimpften unaufhörlich auf ihn; am aufgebrachtesten waren die Soldaten und wollten ihn gleich niedermachen.

Das Käppi war dem General vom Kopfe geschlagen, die Uniformknöpfe heruntergerissen und in diesem Zustande führte man ihn vor das Comité.

„Erschießt ihn, erschießt ihn“, tönte es von allen Seiten des Saals; und mehrere Mitglieder des saubern Tribunals schienen ziemlich geneigt diesem Rathe gemäß zu handeln, umsomehr, da die blutige Forderung der Massen immer stürmischer wurde.

Da erhob sich aber ein junger Mann mit ziemlich aristokratischem Aussehen und in Nationalgardeuniform, er stieg auf einen Tisch.

„Bürger!“ rief er aus, „Ihr wollt diesen Verräther dem Tode weihen?“

„Ja, ja, zum Tode, zum Tode; freilich hat er diese Strafe verdient, da er auf Weiber und Kinder das Feuer commandirte.“

„Nun, wenn er einmal dahin ist, was habt Ihr davon? Seien wir froh, daß wir endlich einen der galonnirten Taugenichtse in Händen haben, lassen wir ihn nicht aus und behalten ihn als Geißel. Wie viele edle Patrioten schmachten nicht in ihren Kerkern und werden von ihren Kriegsgerichten verurtheilt; nun, wir haben jetzt Gefangene, sagen wir ihnen: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, lasset Ihr die Unseren nicht los, so behalten wir die Eurigen, wird diesen ein Haar gekrümmt, dann haftet uns das Wohl und Wehe dieser hier.“

Die Rede des jungen Mannes, dessen Namen ich nicht ermitteln konnte, rief einen großen Eindruck hervor; der Gedanke, den General als Geißel aufzubewahren, wurde gebilligt und der Unglückliche nach einer der Grotten im Garten abgeführt und dort streng bewacht. Mit demselben Gleichmuthe, den er vor seinen Richtern gezeigt hatte, zündete sich der General eine Cigarre an und gab einem der Gardisten ein Goldstück mit der Bitte, ihm etwas zum Dejeuner zu holen. Der improvisirte Kerkermeister ging in eine kleine Garküche am Ende der Straße, wo gewöhnlich die Kutscher und Lastträger der Umgegend ihre Mahlzeiten einnehmen und holte dort ein verdächtiges Beefsteak, mit ein paar in Schweinefett gerösteten Kartoffeln, einen Teller Salat, ein Stück Käse und einen Liter Wein. Es war dies das letzte Frühstück des armen Generals, welcher, als ich gegen zwölf Uhr den Chateau-Rouge verließ, des traurigen Schicksals, welches seiner harrte, noch nicht gewärtig war.

Indeß wurden immer neue Gefangene, meist Gendarmen und Polizeiagenten, im Garten und im Hofe eingebracht; letztere, wegen der berüchtigten Cassetête-Feldzüge im Juni 69 und im Februar 70, bei welchen sie sich besonders hervorthaten, im Andenken des Volkes sehr übel angeschrieben, hatte man alle Mühe vor Mißhandlungen zu bewahren und ich bin nicht sicher, daß einige nicht an Ort und Stelle zerfetzt wurden.

Gegen fünf Uhr Abends ging ich mit einem Garibaldianerofficier, der auf seine Camicia rossa und seinen langen Degen nicht wenig stolz war, von Neuem den Buttes zu; am Fuße lagerten die Nationalgardisten, um zu wachen, damit die am Morgen gefahndete Beute ihnen nicht entrissen werde. Ueberall waren Posten ausgestellt und hemmten den Verkehr auf sehr lässige und, wie es bei dieser Waffe Sitte ist, brutale Weise.

Auch uns wollte man den Weg versperren, aber mein Gefährte gerieth in Feuer, pochte auf sein rothes Hemd, auf seinen Patriotismus, auf Garibaldi und schließlich stimmten die Schildwachen und alle Umstehenden elektrisirt in den Ruf Vive Garibaldi ein und wir konnten durch.

Da hörten wir, obwol Alles am Platze ganz ruhig aussah, und nicht der mindeste Conflict augenscheinlich zu befürchten stand, zwei Schüsse, einen nach dem andern fallen. „Pah!“ meinte ich, „ein betrunkener Nationalgardist, der sich amüsirt“, und wir gingen weiter, hie und da von irgend einem Rothhemdler angehalten, der meinen Begleiter mit Begeisterung und in lieblich klingendem Florentiner Idiome begrüßte, was aber meinem Freunde nicht zu statten kam, da er vom Italienischen blos den Anzug und die heiße Liebe zu Garibaldi besaß, sonst aber von Hause aus ein biederer Elsasser war.

Als wir uns in das kleine Straßengewühl eben einlassen wollten, hielt uns abermals eine Schildwache an, und von Neuem versuchte der Garibaldianer seine Redekunst; es bildete sich ein kleiner Auflauf, und gut unterrichtete Neuigkeitskrämer erzählten die Begebenheiten des Tages.

Plötzlich sahen wir mehrere Gardisten mit sehr bestürzter Miene und im hastigen Gespräche die holperige Straße herunterkommen.

„Sie haben Unrecht gehabt, sie ohne Urtheil zu erschießen“, sagte der Eine.

„Ja, das ist eine schlimme Sache“, meinte der Andere; „aber verdient haben sie es doch.“

„Geschehen ist geschehen!“ Beide schritten von dannen.

Ihnen folgte eine der unvermeidlichen Marketenderinnen in kurzem galonnirten Rock und eng anliegender Tunica; sie sah bleich und verstört aus wie eine Leiche, der dreispitzige Hut saß ihr auf den Augen und sie vermochte kaum zu reden.

„Was giebt es?“ frug ich sie.

„O!“ sagte sie, „sie haben da die zwei Generäle erschossen“ und wies auf ein benachbartes Haus.

„Wie, erschossen?“ sagte ein Hauptmann, der des Weges kam, „wen?“

„Den General Thomas und den General Lecomte.“

Mit Grausen erfüllt, erwiederte der Hauptmann: „Mit Mördern mag ich nichts zu schaffen haben, ich mische mich nicht mehr in die Geschichte“, warf den Degen von dem Gurt und wollte gehen.

„Dummkopf“, mahnte ihn ein Lieutenant, „glaubst Du, man macht Revolution mit Orangeblüthenwasser? Das sind Wohlfahrtsmaßregeln wie man denselben nicht ausweichen kann.“

„Uebrigens", fügte ein dritter Offizier hinzu, „haben nicht wir den Mord begangen; wir wollten die Beiden vor ein Kriegsgericht stellen, aber die Soldaten wollten es nicht und schossen sie gleich nieder."

Die zwei Schüsse also, die ich beim Besteigen der Buttes gehört hatte, bedeuteten eine doppelte Execution; und dennoch zweifelte ich an der grausamen That. Der General Cl. Thomas war ein alter Republikaner, er hatte für die Sache unter Louis Philippe gelitten, hatte Gefängniß und Exil überstanden, war nach dem 2. December von Neuem in die Verbannung gewandert und hatte trotz mancher Schattenseiten während der Belagerung seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Wie konnten Diesen die Republikaner erschießen?

Und dennoch war es geschehen.

Einige Schritte von dem Orte, wo wir standen, war ein lieblich aussehendes Haus in einer Straße mit lieblich klingendem Namen, Rue des Rosiers, die Rosenstockgasse. Allerlei Gesträuche und Beeren kletterten die weißen Mauern empor, die Fensterscheiben, so nett und so blank, schienen nur geschaffen, um die hellen Sonnenstrahlen widerzuspiegeln oder einen freundlich blinkenden krauslockigen Kinderkopf durchblicken zu lassen.

Wenn man den Gang, der hellgrün angestrichen war, durchschritt, befand man sich in einem großen Garten, der im Sommer köstlichen Schatten, im Herbst reiche Ernte von allerlei Früchten bieten mußte. Wir waren erst im Anfang des Frühjahrs, aber der Lenz hatte sich mild angekündigt, die Bäume waren mit Knospen bedeckt und ein paar Hollundersträuche blickten empor.

Hinter den Bäumen und Sträuchen befand sich eine weiße Mauer, hier war die Mordthat vollbracht worden; hier lagen das Gesicht zur Erde ausgebreitet die beiden Opfer, Lecomte in der Generalsuniform, der andere weißbärtige Cl. Thomas in grauen Civilkleidern. Ich erkannte wol die hohe mächtige Gestalt mit den strengen Zügen, wie ich ihn vor wenigen Wochen auf einem Vollbluthengst dahersprengen sah, denn er wußte, wie gut er sich zu Pferde ausnahm und liebte es, sich so zu zeigen. Eine dritte Person, deren Gesicht gar nicht zu erkennen war, lag neben den Beiden ausgestreckt; plötzlich aber schnellte die vermeintliche Leiche empor.

„Ich bitte, meine Herren", flehte er, „ich bin der Generalstabschef des General Lecomte, verrathen Sie mich nicht, man hält mich für todt." Wir halfen dem Erschrockenen über die Mauer und er entkam; die Mörder waren wie von Gewissensbissen geplagt und zerstoben, als fürchteten sie den Anblick ihrer Opfer.

„Jetzt", meinte ich zum Garibaldianer, „jetzt ist die ganze Bewegung hier aus; diese Mordthat wird fürchterlich gesühnt werden. Die ganze Nationalgarde wird aufstehen und diese Höhle hier heimsuchen."

Er erwiederte mit einem skeptischen Lächeln und das skeptische Lächeln behielt Recht; die That ließ die Bevölkerung kalt und am folgenden Tage waren einige Unbekannte die unumschränkten Herren von Paris.

Zur Erinnerung an Moritz von Schwind.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Daß auch der wahrhaft geniale Künstler von vornherein nicht immer diejenige Anerkennung findet, welche er verdient, beweist wol keine Erscheinung der neuen Zeit in höherem Grade, als Moritz von Schwind, über dessen Tod ganz Deutschland vor Kurzem in Trauer versetzt wurde. Am deutlichsten zeigt sich diese Thatsache in dem Verhalten der Vaterstadt gegen den großen und über alle Maßen eigenthümlichen Meister. Schwind war am 21. Juni 1804 in Wien geboren und widmete sich schon in jungen Jahren der Malerei. Da er aber an den Ufern der Donau weder zu Ansehen gelangte, noch lohnende Beschäftigung fand, so ging er bereits 1828 nach München, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis an das Ende seines Lebens verblieb. Er liebte seine österreichische Heimat aus ganzem Herzen und suchte sie von Zeit zu Zeit immer wieder auf, aber die Heimat hatte kein Herz für ihn. So viel ich weiß, besitzt die Galerie des Belvedere, welche doch sonst viele unbedeutende Arbeiten heimischer Künstler erworben hat, kein einziges Werk des geistvollen Bilderdichters. Ja, er wurde zweiundsechzig Jahre alt und hatte sich den Ruhm eines ersten deutschen Künstlers erworben, bevor er zu einer monumentalen Arbeit für Wien aufgefordert wurde. Und auch diese verdankt er weniger seiner persönlichen Werthschätzung, als der Freundschaft der Architekten van der Nüll und von Sicardsburg, mit denen er seine Jugend verlebt hatte und die ihn für die Ausschmückung des neuen Opernhauses gewannen. Die Wiener Blätter sprechen es offen aus, daß Schwind erst seit seinem Tode in Wien sein Leben begonnen habe.

So ist denn hier die Wahrheit des alten Sprichworts an den Tag gekommen: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Uebrigens hat der große Meister anderwärts in der deutschen Heimat keine besseren Erfahrungen gemacht. Allgemeine Anerkennung war ihm nur in München zu Theil geworden.

Und diese Anerkennung fand er zuerst und lange Zeit nur in engeren Künstlerkreisen, wie denn überhaupt der Poet, Musiker und Bildner vor allen Anderen von seinen Genossen erkannt und geschätzt wird. So hörte ich in meiner Jugend den Namen Schwind's aus dem Munde einzelner Düsseldorfer Maler, welche München besucht hätten und ihn neben Cornelius und Kaulbach als einen der bedeutendsten Meister jenes Kreises priesen, den König Ludwig um sich versammelt hatte. Freilich mußte man seine Werke in der bayrischen Hauptstadt aufsuchen. Abgesehen davon, daß in jener Zeit die Ausstellungen noch nicht mit jener Leichtigkeit beschickt wurden, wie es heut zu Tage der Fall ist, waren seine Gemälde auch mehr monumentaler Natur. Der Künstler hatte damals in der Residenz zu München die Tieck'schen Märchen al fresco illustrirt und einen Fries von Kindergestalten im Königsbau zur Ausführung gebracht. Und das Alles mußte man an Ort und Stelle sehen und genießen.

Da brachte mir eines Tages der Kunsthändler Julius Buddeus in Düsseldorf, der damals mit der Herausgabe der „Deutschen Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler" beschäftigt war, eine wundervolle Zeichnung des mir noch unbekannten Meisters. Buddeus hatte ihn um eine Illustration zu einem Gedichte gebeten, aber der Künstler wollte sich nicht

dazu bequemen; er dichtete ein Bild aus eigener Phantasie. Es ist ein wundervoller Jüngling von reizender Gestaltung im mittelalterlichen Knappencostüm. So liegt er hingestreckt im Grase unter den Zweigen einer gewaltigen knorrigen Eiche und lockt aus seinem Horn süße Töne. Man kann sich nichts Reizenderes und Anmuthigeres denken. Alles süßes, holdes Waldleben! Und dabei welche Zeichnung! So rein und klar und fein hatte ich nie den Bleistift walten gesehen. Das war in der That eine höchst wünschenswerthe Acquisition für das Unternehmen. Leider aber fehlte das begleitende Gedicht, denn das Buch war einmal darauf eingerichtet, daß das Bild auch eine poetische Erklärung zur Seite stehen hatte. Ich sollte meinen Rath geben, ob nicht die vorhandenen Schätze der Literatur ein passendes Lied enthielten. Da mir augenblicklich nichts einfiel, so forderte ich Bedenkzeit. Inzwischen wirkte die Zeichnung auf mich wie die Natur selbst. Nach einigen Tagen schrieb ich folgende Strophen, die sich unter dem Titel: „Fortunat“ in der vierten Auflage meines Liederbuches finden:

Waldeinsamkeit! Ins schwellende Moos,
Da streck' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün sich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So stürzt sich der rauschende Bach durch's Grün:
Sei gegrüßt, du Jugendreigen!
Mein Horn soll es sagen und fragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend so froh, so froh
In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! O du frische Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit so froh, so froh,
In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amsel als Herold zieht und schwirrt,
In den Gipfeln singet sie wonnig,
Aus der Höhe der Falke schreit — und weit
Herauf träumt die alte und süße Zeit:
O Liebe, du grüßest so sonnig!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe so froh, so froh
In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie der Wald rings spricht:
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duften und Rauschen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und schnell
Durchtönen die Seele Gesänge mir hell!
Frischauf in den Wald sie zu schwingen!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend so froh, so froh
In den lustigen Sommertagen!“

Es sind jetzt wohl schon fünfundzwanzig Jahre her, daß ich das Lied gedichtet habe. Ich habe also ein objectives Urtheil und darf sagen, daß es dem Gegenstande entspricht. Auch der Künstler war zufrieden. Leider zeigt die Radirung in dem Buche nicht im Mindesten die Feinheit, welche Schwind dem Originale gegeben hat. Ich sah später denselben Gegenstand auch auf einem Oelbilde, das sich beim Freiherrn von Schack in München befindet, und gleichfalls bedeutend hinter der Zeichnung zurückbleibt. Ich habe die Letztere von Buddeus erworben und bewahre sie wie ein Heiligthum.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1846, als ich Schwind in Frankfurt persönlich kennen lernte. Er hatte damals München und seine Arbeiten im Schlosse, so wie Karlsruhe und seine Arbeiten in der Kunsthalle und im Sitzungssaale der ersten Kammer hinter sich. Von der Administration des Städel'schen Instituts war bei ihm zu jener Zeit ein großes Oelgemälde für ihre Sammlung bestellt worden. Er wählte als Gegenstand den Sängerkrieg auf der Wartburg und siedelte nach der alten Kaiserstadt über, um dort seine Arbeit zu beginnen. Es war im Jahre 1845. Drei Jahre früher hatte er sich mit Fräulein Marie Sachs aus Karlsruhe verheirathet. Er zog also mit seiner jungen Familie ein. Mein Schwager, Jacob Becker, Professor der Volksmalerei am Städel'schen Institut, führte mich zu Schwind, der damals sehr guten Muthes war und wie es schien immer in Frankfurt zu bleiben gedachte, denn er begann sich ein allerliebstes Haus in den Anlagen zwischen dem Boden- und Eschenheimerthor zu bauen, das heute noch an vier kleinen, in Stein gehauenen Genien, welche die Jahreszeiten darstellen, erkennbar ist. Ich will hier gleich nebenbei bemerken, daß ich die Cartons zu diesen Skulpturen vor einigen Jahren aus dem Nachlaß des Oberbauraths Hübsch in Karlsruhe erworben habe. Wir hatten manche vergnügte Stunden miteinander. Der lebendige Süddeutsche mit seinem rothen gesunden Gesicht, den grauen blitzenden Augen, dem blonden Schnurrbart über dem frischen Munde, der stets in munterster Weise von treffenden Worten quoll, machte den allerbesten Eindruck. Er war überall beliebt und gesucht. Leider blieb es nicht immer so. Seine Oelbilder hatten leider keinen besondern Erfolg, wie er denn auf diesem Felde überhaupt nicht glücklich war. Als ich später wieder nach Frankfurt kam, sah ich in der Galerie seinen Elfentanz und den schon genannten Sängerkrieg. Ich mußte leider dem allgemeinen Urtheil beitreten. Der Elfentanz ist ohne Zweifel eine reizende Composition. Hätte er ihn in Aquarell behandelt, es wäre etwas ganz Anderes geworden. Die kräftigen schweren Oelfarben haben ihm alle Anmuth genommen. Was den Sängerkrieg angeht, so leidet er an denselben Fehlern. Aber hier ist auch die Composition phrasenhaft. Schwind durfte keine Staatsactionen darstellen. Dieser Mangel an Erfolg verstimmte den Künstler. Zugleich mochte das gemessene Wesen der Frankfurter ihm nicht zusagen. Vielleicht erwartete er damals auch eine Anstellung an dem Institut, die ihm nicht zu Theil wurde. Ohnehin zu sarkastischen Bemerkungen geneigt, die manche guten Freunde zu seinen Gegnern machten, ließ er seiner losen Zunge freien Lauf. Auch mit meinem Schwager, einem überaus milden und liebenswürdigen Manne, kam er auseinander. Becker konnte namentlich die scharfen Bemerkungen über seine früheren Düsseldorfer Collegen nicht vertragen. Aber Schwind und Düsseldorf, wie sollte das in einander klingen! Bei ihm Idealismus, dort Naturalismus. Und was das Schlimmste war, der Naturalismus trug im Geschmack der Zeitgenossen den Sieg davon. Als er einst das Portrait

von der Hand eines Düsseldorfer Künstlers in einem Frankfurter Patricierhause sah, sagte er: „Aber hier riecht es ja nach Leichen!" Man fragte ihn erschreckt, wie er das sagen könne? Da zeigte er auf das Bildniß der Dame des Hauses, die eine sehr schöne Frau war, aber einen bleichen Teint hatte. Natürlich wurde ihm seine Bemerkung sehr übel genommen Vor Lessing's Ezzelin stehend meinte er: „Der Kerl sitzt da, als wenn er zu den Mönchen sagte: Laßt mich in Ruh, ich sitze hier Modell." Die Madonna von Deger, welche durch den Stich bekannt geworden ist, verglich er in der Linienführung mit der Gestalt eines Pantoffels. Als er einst in das Atelier meines Schwagers trat, fand er dort einen Düsseldorfer Künstler, der einigermaßen verwachsen war und sich, ohne den Cornelianer besonders zu berücksichtigen, in seiner Rede nicht stören ließ. Schwind setzte sich und sagte kein Wort. Als der Fremde sich entfernt hatte, brach er aus: „Der X. ist aber halt ein ganz verfluchter Kerl. Er braucht seinen Buckel, um sich in die Brust zu werfen." Allerdings sehr bitter, aber echt shakespearisch. Und so kamen ihm oft die ungestümsten Worte über die Lippen. Er konnte den Witz, den das Gehirn gebar, nicht zurückhalten. Wie viele Menschen dieser Art, hat er es gewiß niemals böse gemeint, denn trotz alledem und alledem war sein Herz gut. Nur für seine Richtung war er ein Löwe. Und solche Ueberzeugungstreue verdient die größte Anerkennung.

Im Jahre 1847 erhielt der Künstler den Ruf als Professor an die Akademie in München, dem er sofort Folge leistete. Um diese Zeit wurde er auch vom Großherzog von Sachsen-Weimar für die Ausschmückung der Wartburg gewonnen, welche ihn mehrere Jahre beschäftigte und in Folge derer er sich vielfach in Thüringen aufhielt. So war ich denn bei meinem Besuche in der bayrischen Hauptstadt fast nie so glücklich, ihn im heimischen Neste zu treffen. Im Jahre 1855, bei Gelegenheit der großen Ausstellung, wo ich drei Wochen lang dort verweilte, befand er sich auf dem Lande. Ich konnte ihm nur einmal, als er hereingekommen war, an einer Straßenecke die Hand drücken. Dafür hatte ich aber allmälig Gelegenheit, seine hervorragendsten Werke kennen zu lernen und ein Gesammtbild seiner künstlerischen Thätigkeit zu gewinnen. Freilich fehlte, wie immer, hier die Anschauung einiger bedeutsamen Mittelglieder.

Und da machte mir denn zunächst sein Kinderfries in der Residenz zu München, welcher sich über den Fresken aus der Geschichte Rudolf's von Habsburg von Schnorr von Karolsfeld befindet, und dessen Cartons in der Kunsthalle zu Karlsruhe aufbewahrt werden, einen überaus anmuthigen Eindruck. Er hat hier das Volksleben in Gewerben, Künsten und Wissenschaft aus jener Zeit in blühenden Kindergestalten höchst lieblich dargestellt. Zu den Tieck'schen Märchen konnte ich dagegen nie den Eintritt erlangen. Später sah ich seine Arbeiten in Karlsruhe. Ich muß leider gestehen, daß ich mit Ausnahme von Ritter Kurts Brautfahrt den meisten derselben keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Sein Talent paßt nicht für antiquisirende und symbolische Vorwürfe, wie wir sie in den verschiedenen Emblemen finden, die trotz mancher Vorzüge im Wurf und Zeichnung dennoch kalt lassen, weil sie keine Erzeugnisse seiner innersten Individualität sind. Auch die Darstellung des Münsterbaus in Straßburg gehört zu den kühlen Paradedarstellungen. Viel besser gelangen ihm die kleinen Seitenbilder, in denen er das Gebiet der Sage berührt, wie Sabina von Steinbach, die Tochter Erwin's, in ihrer Werkstatt, und Hans Baldung Grien, welcher des Markgrafen Christoph von Baden

Bildniß malt. Auf der Wartburg gewahrte man sofort, daß Schwind in den Aufgaben, welche ihm gestellt waren, ungleich besser zu Hause ist. Außer dem Sängerkrieg, der eine ähnliche Composition darbietet, wie das Frankfurter Bild, und der eine romantische Schaustellung von nicht sehr bedeutenden, etwas an einen Opernvorgang erinnernden Personen entfaltet, sind die anderen Darstellungen aus dem Leben der Thüringischen Landgrafen in dem großen Saale, und die sechs Bilder aus der Legende der heiligen Elisabeth im Corridor nicht allein in der Composition, sondern auch im Colorit geradezu ausgezeichnet. Es wurde mir hier mit einmal wie bei dem Knaben mit dem Wunderhorn klar, daß Schwind am größten ist, wo er irgend eine Sage, eine Legende oder ein Märchen in der geheimnißvollen Welt des deutschen Waldes abspielen läßt.

Und diese Ansicht bestätigte die große Kunstausstellung, die im Jahre 1861 zu Köln veranstaltet wurde, im höchsten Maße. Ich sah hier aufs Neue seinen Ritter Kurt nach Goethe, den er im Jahre 1842 vollendet hatte, und zuerst sein Aschenbrödel. In demselben Zeitraum lernte ich auch das Märchen von den sieben Raben durch die Photographie kennen. Das Werk selbst, das auf der großen Ausstellung in München im Jahre 1859 das allergrößte Aufsehen erregt hatte, kam mir erst später im Museum zu Weimar zu Gesicht. Die Ballade von Goethe, die eigentlich durch und durch modern empfunden ist, hat er in holzschnittartiger Weise in das Mittelalter versetzt.

„Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird sie los."

Kurt tritt uns in verschiedenen Situationen entgegen, nämlich zuerst auf der Burg, wo die Hochzeit vorbereitet wird und wo er die Schuldner an den Vogt verweist, der aber nur ein mitleidiges Achselzucken für sie hat, dann auf dem Weg durch den Wald, wo er auf seine Gegner stößt und mit ihnen kämpfen muß, ferner bei einer frühern Geliebten, die er zu beschwichtigen sucht, und endlich auf dem Marktplatz des alten Städtchens, welches den Vordergrund bildet, wo ihn die Juden mit ihren Wechseln anhalten und die Häscher in Gewahrsam nehmen, als ihm gerade die Braut begegnet. Der Maler hat den Gegenstand weiter gedichtet, wie der Poet, wir schauen hier allerlei ergötzliches kleinstädtisches Leben. Alles überaus lustig, heiter, frisch. Das Bild ist nicht gerade gut gemalt, aber die heiterste und unterhaltendste Illustration, die man sich denken kann. In seinem Aschenbrödel, das aus dem Jahre 1854 stammt, erzählt er uns dieses Märchen in vier Haupt- und einigen kleinen Nebenbildern. Auch hier verbindet sich mit dem feinsten Sinn der Schönheit, welche namentlich in den Frauengestalten herrscht, eine Fülle von sprudelndem Humor, der freilich hin und wieder etwas in die Carricatur umschlägt. Die Krone dieser und ähnlicher Werke sind nun aber die sieben Raben. Ich kann mir hier jede Beschreibung ersparen, denn das Werk ist durch die verhältnißmäßig guten Nachbildungen, denen freilich der unendlich harmonische Farbenreiz des originalen Aquarells fehlt, in den Händen des großen Publicums. Wem ist es jemals gelungen, uns in gleicher Weise in die Wunder des Waldes zu führen, wer hat uns die Scham züchtiger Weiblichkeit, die Herrlichkeit jugendlichen Ritterthums und die Tiefe der Märchendichtung auch nur entfernt in ähnlichen Bildern gezeigt? Hier ist Schwind ein Meister, wie es nie einen zweiten gegeben hat. Dieses Bild hat mich lange beschäftigt. In einem schönen Sommer, den ich in Mehlem auf der Villa meiner Schwiegereltern

zubrachte, behandelte ich den Stoff in Versen. Das Gedicht ist in dem Märchen für meine Kinder abgedruckt.

Der Künstler stand damals auf der Höhe seines Ruhms. Ganz Deutschland hatte ihm zwar spät die gebührende Anerkennung zutheil werden lassen, aber sie floß jetzt auch in Strömen über ihn. So kam er 1861 zu den Festen, welche wir der deutschen Kunstgenossenschaft gaben, nach Köln. Ich sah ihn zuerst bei dem Mahle, das wir am ersten Tage im Gertrudenhofe hatten. Er war in der besten Laune. Als ich ihn begrüßte, erinnerte ich ihn daran, daß Becker mein Schwager sei. „Das ist halt Ihr geringstes Verdienst!" rief er aus. „Sie sind der Dichter zu meinem Knaben mit dem Wunderhorn." Ich zeigte ihm später die Zeichnung in meinem Hause. Er betrachtete sie mit großem Wohlgefallen und meinte: „Die möchte ich schon zurück haben!" Aber wer bewahrt nicht eine solche Perle. Wir hatten schöne Tage miteinander, da er bei meinem Schwager Robert Schnitzler wohnte. Außer auf dem großen Festmahle im Gürzenich und bei der Fahrt nach Rolandseck sahen wir uns Abends in der Familie, denn er hatte auch seine liebenswürdige Frau mitgebracht. Von Köln ging es nach Antwerpen, wo wieder ein paar Tage bankettirt wurde. Es war eine herrliche Zeit.

Auch in der Folge gab es noch Anlaß zu mancherlei Begegnungen. Ich redigirte damals das Düsseldorfer Künstleralbum. Wir baten Schwind um einen Beitrag. Er sandte ein kleines Oelgemälde, das sich jetzt bei Herrn v. Schack in München befindet. Es war ein Ritter, der in der Nacht vom Fährmann über den Strom gesetzt wird, während eine Nixe unter der Fluth seinen Kahn verfolgt. Auch diese Darstellung packte mich mit elementarischer Macht, und es entstand folgendes Gedicht:

Hagens Lied.

Es steht des Dienstmanns rechte Treu
Fest wie der Fels im Meere,
Er kämpfet sonder Furcht und Scheu
Für seines Fürsten Ehre.
Und wenn die Welt in Scherben bricht,
Die Wogen drüber schlagen,
Ich heg' und pflege meine Pflicht,
Ich wanke nicht, ich schwanke nicht.
Hüte Dich, Hagen!

Mir lachte auch der süße Mai
In jungem Blüthenglanze,
Es lud mich Fidel und Schalmei
Zum rauschend glühnden Tanze.
Da sah ich wirbelnd manches Paar
Nach Lust und Liebe jagen:
O volle Busen, fliegend Haar,
Doch nie vergaß ich, wer ich war,
Hüte Dich, Hagen!

Oft ritt ich durch das weite Land
Entlang die Höh'n und Thale,
Die Burg am Berg, die Stadt am Strand
Erglühn im Sonnenstrahle.
Sie riefen gastlich mich hinein
Zu reichen Festgelagen,
In hohen Krügen perlt der Wein —
Wer kann der Trunkenheit mich zeihn? —
Hüte Dich, Hagen!

Ich sah die Elfen Nachts im Wald
Den Ringelreigen schlingen,
Verwirrend lockte, mit Gewalt
Der Waldfrau süßes Singen.
Es winkte mir die holde Fei
Am Bronn in tiefen Hagen,
Die Gnomen brachten Geld herbei —
Fort, fort ihr Zauber mancherlei!
Hüte Dich, Hagen!

Ich trag' bei Tag, ich trag' bei Nacht
Die Pflicht in kühler Seele,
Geht es zur Rast, geht es zur Schlacht,
Ich steh' des Herrn Befehle
Ihm hab' ich stets mein Herz und Schwert
In fester Treu' getragen,
Gleichviel, ob er die Satzung ehrt,
Gehorsam ist der Recken Werth:
Hüte Dich, Hagen!

Still geht die Nacht, der Mond ist klar,
Frisch in den Rhein, mein Ferge!
Helljauchzend ziehet Schaar um Schaar
Im Thal und durch die Berge.
Sieh, auch die Nixe taucht empor!
Was will das Flußweib sagen?
Blind ist mein Aug' und taub mein Ohr,
Heut schreit' ich noch zu Worms durch's Thor!
Hüte Dich, Hagen!

So hat mich der herrliche Künstler stets auf's Neue zu poetischem Schaffen angeregt. Soll und muß ich ihm nicht dankbar sein?

Im Jahre 1867 am 23. Mai habe ich den Meister zuletzt gesehen. Ich befand mich damals zur Conferenz der Schillerstiftung in Wien. Als ich hörte, daß Schwind anwesend sei, um die Fresken der Zauberflöte im Opernhause zu vollenden, suchte ich ihn auf und fand ihn in der Loggia mit Pinsel und Farben beschäftigt. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Bilder besonders befriedigt haben. Der Künstler, der ein intimer Freund von Franz Schubert und Franz Lachner und ein großer Musikschwärmer war, soll früher eine Beethoven'sche Symphonie in geistreicher Weise illustrirt haben, die ich indeß nicht kenne und also auch nicht beurtheilen kann. Seine Zauberflöte ist gewiß sehr geistvoll, sie enthält wundervolle Anklänge an Mozart, aber die gekünstelte freimaurerische Dichtung Schikaneders scheint mir ein fremdes Element für die waldfrische Seele des Malers zu sein. Und noch Eins. Schwind ist nicht glücklich in lebensgroßen Bildern. Die Gestalten des Cornelius werden kleinlich, wenn man sie in den Maßstab des Meissonnier übersetzt. Wie würden Meissonnier'sche Bilder sich ausnehmen, wenn man ihnen die Glieder der homerischen und Nibelungenhelden gäbe? Gewiß abscheulich. Für Schwind'sche Compositionen paßt nur eine mittlere Größe. Als ich die Werke zwei Jahre später im fertigen Hause sah, machten sie im Ganzen einen flauen Eindruck. Sie wurden von den reichen Decorationen, die sie umgeben, vollständig erdrückt. So war mir der Künstler diesmal in der That lieber wie sein Werk. Als er mich gewahrte, begrüßte er mich in herzlichster Art und verließ seine Arbeit, um mit mir zu plaudern. Wir gingen in die Schänke einer Gasse, welche in die Kärthnerstraße mündet, um dort zu frühstücken. In einer Unterhaltung, welche zwei Stunden dauerte, kamen wir auf alte Zeiten in Frankfurt, Köln und Antwerpen. Da trug

ich ihm auf's Neue einen Lieblingswunsch vor, den ich ihm schon öfters an's Herz gelegt hatte. Derselbe ging dahin, er möge die deutsche Nation mit einem illustrirten Märchenbuch beschenken; den Text möge er aus Grimm nehmen oder sich sonst beliebig bearbeiten lassen. Jeder Buchhändler würde die Finger darnach lecken. Wie Kaulbach uns die Thiersagen im Reinecke Fuchs, so muß er uns die menschlichen Märchen behandeln. Aber er hatte allerlei Einwendungen, er schimpfte über die kargen Verleger, welche allerdings begierig auf seine Zeichnungen wären, aber Alles für einen Apfel und ein Stück Brod haben wollten. Dazu könne er sich nicht entschließen. Auch sei es ihm unmöglich, sich an bestimmte Formate zu binden. Er war eben ein freier Dichter und liebte als solcher auch die Freiheit der Form. Als wir schieden, brachte er mich zu Grillparzer, dessen persönliche Bekanntschaft ich ihm verdanke. Alle Anderen hatten mir abgerathen, er machte mir Muth, den Nestor der österreichischen Poeten zu sehen, der ihn nun doch überlebt hat.

Wie ich den herrlichen Künstler nicht wiedersah, so sind mir auch keine weiteren Werke von ihm zu Gesicht gekommen. Als ich zuletzt auf ein paar Stunden in München war, saß er über seiner Melusine. Ich klopfte vergeblich an die Thür seines Ateliers und fand ihn auch nicht zu Hause, wo ich indeß von Frau und Kindern in gemüthlicher Häuslichkeit empfangen wurde. Der Meister war mit seinem Freunde Lachner hinaus in die Natur. In gleicher Weise war es mir nicht vergönnt, die Ausstellung seiner Werke, welche in Wien veranstaltet wurde, zu besuchen. Ich glaube indeß genug von seinen Arbeiten gesehen zu haben, um mir ein volles Bild von dem Schaffen des Künstlers zu machen.

Schwind war eine volle, ganze, echte Künstlernatur. Man kann ihn allerdings nicht unter den Coloristen erster Classe aufführen. Auch war er nicht glücklich in antiken, symbolischen, religiösen und historischen Gegenständen, in denen er sich der Reihe nach versucht hat. Er ist ein malerischer Balladen- Legenden- und Märchendichter. Auf diesem Felde hat ihn aber Niemand übertroffen, keiner seiner Genossen hat ihn erreicht. Er steht auf der Höhe der herrlichsten Volkslieder und der schönsten Dichtungen von Goethe und Uhland. Als Mensch war er unendlich interessant, nie dressirt, geschniegelt und in Formen gezwängt, stets naiv, derb, drastisch, eine echte süddeutsche Natur. So hat er sich auch viele Menschen entfremdet. Sein Sarkasmus machte ihn zum gefürchteten Manne. Ich habe bereits einige seiner Witzworte über die Düsseldorfer mitgetheilt. In Wien und München nahm er gleichfalls kein Blatt vor den Mund. Von Rahl's Entwürfen für die Akropolis in Athen sagte er: „Das sind Griechen, die Schinken essen." Als Schorn in München ihn bat, seine Sündfluth anzusehen, die jetzt in der neuen Pinakothek steht, setzte er sich vor das Bild und rief nach langem Anschaun: „Schön, sehr schön, das ist vortrefflich." Schorn dankte ihm für das günstige Urtheil. Da setzte er plötzlich hinzu: „Vortrefflich, daß das Viehzeug ersaufen muß!" Das Alles war nicht zart, aber es strömte aus einer offenen geraden Seele, die sich auf keine Verstellung verstand.

Dieser große Künstler ist am 9. Februar 1871 in München in Folge einer Herzlähmung gestorben. Die Erde sei ihm leicht. Er war ein ganzer Mensch.

Paragraph I.

Novelle von Adelheid von Auer.

„Sie haben Zeit, Doctor. Ruhig, ruhig, bester Freund, reichen Sie nur ganz gemächlich meinem Friedrich Ihre Packete und kommen Sie dann nach. Himmlischer Gott, Sie sind ja beladen wie eine Frau, die zu Markt reist!“ rief ein junger Mann, der gleichzeitig mit dem Zuge den Bahnhof erreichte, an die Wagenreihe herantretend, einem ältlichen, etwas ungeschickt aus dem Waggon stolpernden Herrn zu.

„Ah! Sie sind selbst da; schönsten Gruß, liebster Eberhard, bester Baron!“ Die Worte stolperten dem Ankommenden ebenso aus dem Munde wie er selbst aus dem Waggon; jetzt stand er aber auf festem Erdboden inmitten seiner Schätze.

Der junge Mann, den er mit Eberhard angeredet, lachte mit jenem leisen herzlichen Lachen, das so erheiternd wirkt, namentlich wenn, wie es hier geschah, der ganze Körper mitzulachen scheint und ein Strahl dabei aus den Augen blitzt, der das ganze Gesicht wie mit Sonnenlicht überzieht.

„Vorgesehn!“ rief eine barsche Stimme und einer der kleinen Rollwagen, der die Koffer der neu hinzukommenden Passagiere in die Gepäckräume befördert, rasselte hart an den Füßen des Doctors vorüber. Er sprang zurück.

„Bitte, machen Sie Platz, daß ich einsteigen kann“, sagte eine junge Dame, in sichtlicher Besorgniß, nicht mehr zurecht zu kommen, mit einiger Hast in zwar nicht unfreundlichem, aber etwas befehlendem Ton und ein ungeduldiger Blick blitzte aus ihren hübschen lebhaften dunklen Augen, als der Doctor, mit dienstfertigster Beflissenheit zur Seite springend, sich in ihre Schleppe verwirrte.

„Wie ungeschickt! Machen Sie mich doch los!“ Der Ausruf entfloh unwillkürlich ihren Lippen. Sie schien selbst darüber erschrocken und versuchte, ihn durch ein freundliches Lächeln wieder gut zu machen, was ihr auch bei dem Doctor gelang, aber die mißbilligende Miene nicht erhellte, mit der sein junger Freund einen schweigenden Zuschauer bei dem Auftritt abgegeben hatte.

„Einsteigen!“ rief der Schaffner. Eberhard sprang jetzt rasch hinzu den Doctor zu befreien.

„Steigen Sie immer ein, mein Fräulein“, sagte er in verbindlichem Ton und spöttischem Lächeln, „Sie kommen jedenfalls noch mit fort, die Schleppe, wenn nicht anders, mit dem nächsten Zuge.“

Das junge Mädchen, denn das war die Dame und noch dazu ein sehr junges, riß dem Spötter unwillig ihr Gewand aus der Hand und sprang mit einem kurzen „Ich danke“ vollends in den Waggon.

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht", lachte Eberhard, ihr die Schleppe zuwerfend, der Schaffner schloß den Wagen, der Zug rollte fort.

„Ich habe ihr das Kleid zerrissen oder doch beschmutzt und Sie verspotten sie noch", sagte der Doctor vorwurfsvoll.

„Diese jungen reisenden Backfischchen thun, als gehöre ihnen die Welt", sagte Eberhard dagegen; „man muß ihnen ein wenig das Gegentheil beweisen. Laß sie ihre Kleider selber wahren, wenn sie nicht Erziehung genug haben, gute Miene zu bösem Spiel zu machen."

„Sie sind anspruchsvoll!" bemerkte der Doctor, der inzwischen seinen Gepäckschein hervorgesucht und jetzt, den Diener erblickend, der dienstfertig die Hand danach ausstreckte, überrascht ausrief: „Ah, sieh da, Friedrich, Sie bei dem jungen Herrn! das freut mich." Er reichte ihm die Hand und schüttelte die dargebotene des Dieners herzlich.

„Wir sind Alle bei dem jungen Herrn Baron", erklärte der Alte mit einem seltsamen Aufleuchten seiner tief unter einer gefurchten Stirn liegenden Augen, „ich, der Jakob und Frau Welling auch."

„Chère Bonnchen!" sagte der Doctor beinah zärtlich.

„Ja, sie sind Alle bei mir; ich überkam sie von der Mutter, sie gehören gleichsam zum Inventarium", sagte Eberhard in scherzendem Ton, zog den Arm des Doctors unter den seinen und langsam mit ihm zu der Stelle hinschlendernd, wo der Wagen ihrer wartete, fuhr er in erzählendem Ton, durch den stellenweise eine eigenthümliche Weichheit durchklang, fort:

„Die guten Menschen hatten recht hübsche Ersparnisse während ihrer langjährigen Dienstzeit gemacht, die Welling besitzt sogar ein kleines von ihrem Mann ererbtes Capital, sie hätten sich Alle selbstständig etabliren können; sie zogen es aber Einer wie der Andere vor, bei mir zu bleiben. Ich gehörte für sie mit zur alten Herrschaft, dafür sind sie aber auch für mich unzertrennbare Theile des Vaterhauses!"

Der Doctor nickte verständnißvoll, in seinen Augen schimmerten Thränen.

„Die treuen selbstlosen Seelen", fuhr Eberhard fort. „Wissen Sie, was mich noch an sie bindet? — Meine Mutter hatte Jedem außer einem Andenken auch eine ansehnliche Summe Geldes bestimmt. In versiegelten Päckchen, jedes mit der betreffenden Namensaufschrift versehen, fand ich's in ihrem Schreibtisch und übergab es ihnen. Glauben Sie, daß, nachdem Monate vergangen waren, auch nur ein Einziger sein Päckchen aufgemacht hätte? Sie hatten's nicht nöthig, mit der Trauer gleich die leidige Eigenthumsfrage zu erwägen und Keiner war neugierig, zu wissen wie viel sie durch ihren Verlust an Geld und Gut gewonnen hätten. Von Frau Welling will ich nichts sagen. Sie hat sich durch ihr gänzliches Aufgehen in die Interessen unserer Familie, durch ihr warmes Verständniß in guten und schlimmen Tagen, durch die Fürsorge, die sie mir von jeher bewiesen und ich möchte sagen, durch das allmälig immer enger werdende Zusammenleben mit meiner Mutter längst über den Standpunkt einer bloßen Dienerin erhoben. Sie hatte

eine mehr freundschaftliche Stellung zur Mutter, sie hat sie zu mir. Daß sie bleibt, daß ihr, im Vergleich zu dem erlittenen Verlust durch Geld und Gut, kein Ersatz werden kann, ist natürlich; aber Jakob und Friedrich und die alte Köchin — ich versichere Sie, Einer wie der Andere hat sich in gleicher Weise zartfühlend und uneigennützig benommen."

„Wie der Herr so der Diener", sagte der Doctor leise.

Sie hatten den Halteplatz erreicht, auch hier fand eine fast zärtliche Begrüßung zwischen dem Doctor und dem graubärtigen Kutscher statt. Eberhard schwang sich auf den kleinen zweisitzigen Wagen und nahm Jakob, der ihm Platz gemacht, die Zügel aus der Hand.

„Du magst mit Friedrich und dem Gepäck nachkommen, Alter", sagte er freundlich, winkte dem Doctor, neben ihm Platz zu nehmen, was dieser nicht ganz ohne Schwierigkeit vollbrachte, und vorwärts ging's durch die blühende lachende Landschaft.

„In zwei Stunden sind wir daheim", sagte Eberhard.

„In Ihrem Eldorado" fügte der Doctor mit freundlich bezeichnendem Blick hinzu.

„Vorübergehend wenigstens", sagte Eberhard. „Ich habe einstweilen das Landhaus behalten, um, reisemüde wie ich nachgerade bin, eine Heimat zu haben, bis die Pacht von Eichthal abgelaufen ist und ich sehen kann, ob es mir behagen wird, mir meinen Kohl selbst zu pflanzen."

„Dann werden Sie also am Ziele stehen, werden Ihr eigener Herr sein", sagte der Doctor.

„Das bin ich eigentlich immer gewesen", meinte Eberhard lächelnd.

„Hausherr, meine ich, Hausvater!" schwärmte der Doctor.

„Dazu habe ich alle Anlage", versetzte Eberhard. „Sie glauben nicht wie wohl mir in meinen vier Pfählen ist. Eine gut geordnete Häuslichkeit fern von allem unnützen Formenwesen der Welt, von ihren kleinlichen Ansprüchen, unabhängig nach Außen und Innen, gute Dienstboten, die treu zu mir halten und Freunde, die nicht verlangen, daß ich für sie den Frack anziehe, die fröhlich ein Glas Wein mit mir trinken und zufrieden sind wenn ich auch nur Wasser habe, das wäre so mein Ideal."

„Und die Frau?" fragte Reinhard.

„Die muß sich eben so einfügen", meinte Eberhard.

„Hm", machte der Doctor, „wenn sie das nun nicht thut?"

„Dann ist sie für sich und nicht für mich, dann mag sie lieber wegbleiben!" sagte Eberhard lustig.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Noch ist aber von ihr gar nicht die Rede", versicherte Eberhard.

„Sie wäre aber gerade an der Tour", behauptete der Doctor. „Sie sind die Stufenleiter durch. Sie sind ein lustiger Student gewesen, Sie haben Ihre Jugend genossen, Sie haben Ihre Examina hinter sich, haben sich in der Welt umgesehen. Ihr Kopf ist voll von Kenntnissen." — Eberhard lachte; „nicht systematisch, aber practisch eingesammelt", fuhr der Doctor fort, „Ihr Herz ist gut, Ihr Geist frisch, Ihre Adern

schwellen von Manneskraft. „Sie sind ein vielversprechender, vielvermögender junger Mann, frei vom Zwang des Staatsdienstes, Ihre Verhältnisse geordnet, Sie sind Gutsherr —"

„Und da finden Sie es durchaus nöthig, daß ich heirathe, —", unterbrach ihn Eberhard.

„Nein, es ist nur so die Spitze gewöhnlicher Lebensentwickelung."

„Bah, es wird manchem Ding die Spitze abgebrochen", lachte Eberhard.

„Eigentlich glaubte ich, an den Besitz von Eichthal seien allerlei Bedingungen angeknüpft", meinte der Doctor.

„Nur Wünsche, und die werde ich nicht erfüllen", erklärte Eberhard und fuhr dann fort: „Es brachte meine Nichte Isabella, meines verstorbenen Bruders einzige Tochter, um ihre Erbschaftsansprüche oder Hoffnungen, daß unser gemeinsamer Verwandter, der Besitzer von Eichthal, dasselbe plötzlich zum Majorat machte. Nun ging sie leer aus und ich als der nächste männliche Erbe trat an ihre Stelle. Es war hart für das Mädchen, noch härter fast für die Mutter, des Erblassers nächste Verwandte, welche die, mit der größten Gewißheit erwartete glänzende Zukunft ihrer Tochter zerstört sah; aber wenn es auch hart für jene war, ich trug nicht die Schuld und fühle mich nicht berufen die Täuschung durch das Opfer meiner Freiheit auszugleichen."

„Allerdings eine arge Zumuthung", stimmte der Doctor bei; „warum entschädigte er die junge Dame nicht durch baares Vermögen?"

„Weil ihre Mutter eine unverständige Frau war und von dem Augenblick an, als Eichthal Majorat wurde, dem Besitzer desselben die bitterste Feindschaft bewies. Und nicht ihm allein, auch meiner wahrlich unschuldigen Mutter, die sie im Verdacht hatte, ihren nicht abzuleugnenden Einfluß auf den alten Herrn in dieser Weise mißbraucht zu haben. Sie brach mit allen Verwandten und traf solche testamentarische Verfügungen, daß es meiner Mutter unmöglich gemacht war, sich nach ihrem Tode der verlassenen Waise anzunehmen. „Ich will nicht, daß sie von der Frau, die ich als meine ärgste Feindin zu betrachten Ursache habe, auch nur die Wohlthat einer standesgemäßen Erziehung empfängt", so ist der Wortlaut dieser engherzigen Verfügung. Dann folgt weiter wie der Vormund es zu halten habe. Isabella sollte in Pension gegeben werden 2c. 2c.

„Nun fand es sich nur, daß alle Mittel dazu fehlten, die Dame hatte nichts besessen als eine Pension, die mit ihrem Tode erlosch. In welchen Täuschungen sie befangen gewesen sein mag, weiß der Himmel. Genug, das Mädchen war vis-à-vis de rien und dem Vormund wie den Verwandten waren die Hände gebunden. Glücklicherweise war ich nicht von der Dame in den Bann gethan. Ich war ein Knabe, als der Onkel Eichthal zum Majorat machte, war daher zu jung zum Verdacht der Erbschleicherei, genug, der Einzige, dem es gestattet war etwas für sie zu thun!"

„Ein schönes Vorrecht!" sagte der Doctor.

„Und jämmerlich ausgeübt“, fuhr Eberhard fort.

„Wie so, was haben Sie versäumt?“ fragte Reinhard fast erschrocken.

„Ihr ein verwandtschaftliches Herz zu zeigen, das habe ich versäumt“, fuhr Eberhard fort. „Was that ich? Ich bezahlte, als ihre Mutter vor sieben Jahren starb und die hülflose Lage der Waise sich auswies, die paar hundert Thaler an die Erziehungsanstalt, in die man sie gegeben. Ich hatte damals gerade die Universität verlassen. — Mein Vater war todt, sein Testament hatte mich für mündig erklärt, ich war im Besitz eines selbstständigen Vermögens, mit einem Federstrich war Alles abgethan. Vor zwei Jahren starb der Vormund, ich trat an seine Stelle, zahlte die Pension fort, und aus den mir überwiesenen, seine vormundschaftliche Verwaltung betreffenden Papieren ersehend, wie viel er noch aus eigenen Mitteln für das Mädchen gethan, trat ich auch hierin stillschweigend in seine Rechte. Ich hatte Isabella nie gesehen. Jetzt wäre es Zeit gewesen zu ihr zu reisen, ihr zu zeigen, daß ihr nunmehr einziger Verwandter ein Herz für sie hatte. Ich that es nicht und jetzt wird sie es schwerlich noch glauben. So versäumt man Manches aus Mangel an rechtzeitigem Entschluß. Wahrhaftig, ohne Isabella's neulichen Brief hätte ich sie erziehen lassen bis in ihr aschgraues Alter.“

„Sie macht Ihnen also Vorwürfe?“ fiel der Doctor lebhaft ein.

„Sie macht mir keinerlei Vorwürfe“, versetzte Eberhard. „Wenn sie es thäte, würden Sie mich nicht so niedergeschlagen sehen. Wer mir Vorwürfe macht, nimmt sich sein Recht voraus und ich habe ihm keins mehr zu geben. Sie denkt nicht an Vorwürfe. Im Gegentheil: sie dankt für Alles was ich bisher für sie gethan habe, sie meldet mit einer treuherzigen Offenheit, in der ich mich vergebens bemühe ein Körnchen Ironie zu entdecken, daß sie den Unterrichtscursus im Pensionat schon öfter, als gebräuchlich ist, durchgemacht habe und bitte um die Erlaubniß als Lehrerin in demselben bleiben zu dürfen. Der hübsche, kurz und bündig geschriebene Brief erregte meine volle Reue und in Folge dessen schrieb ich an sie und lud sie ein, mich im Laufe des Sommers in meinem Eldorado zu besuchen.“

„Die junge Dame, Sie?“ frug der Doctor erstaunt.

„Was ist dabei, wenn die Mündel zum Vormund, die Nichte zum Onkel kommt?“ sagte Eberhard erstaunt.

„Hm, sie ist immer eine Dame!“ wandte der Doctor kopfschüttelnd ein.

„Sie sind nicht der Einzige, der Einwendungen macht“, lachte Eberhard. „Madame Welling erhebt sie im Namen des Anstands. Ich habe Isabella wahrhaftig schreiben müssen, sie möge sich eine dame d'honneur mitbringen, d. h. ich habe es nicht so gestellt. Isabella nahm so völlig arglos meine Einladung an, daß ich nichts thun wollte ihre Unbefangenheit zu stören. Sie wissen, die Unbefangenheit einer weiblichen Natur hat einen großen Zauber für mich. Sie ist ein Beweis innerer Unschuld, ich kann das Erröthen en tout cas nicht leiden. Ich forderte sie also auf, sich eine Freundin zu ihrer bessern Unterhaltung

oder, wenn sie es der Reise wegen wünsche, eine ältere Begleiterin mitzubringen."

„Nun und wird sie es thun?"

„Ich weiß es nicht. Da es für mich ganz gleichgiltig ist das zu wissen, habe ich sie von der Pflicht entbunden mir eher Mittheilung darüber zu machen, als bis sie mir den Tag ihrer Ankunft meldet. Sie kommt aber erst in den allgemeinen großen Ferien, also im Juli oder August; jetzt haben wir Mai."

„So spät erst! Dann werde ich sie nicht mehr kennen lernen", sagte der Doctor enttäuscht. Eberhard sah ihn lächelnd an.

„Was ich haben will, danach greife ich und wenn ich's erfaßt habe, halte ich's fest", sagte er mit einem bedeutungsvollen, unendlich freundlichen Blick auf den Doctor und einer Modulation der Stimme, die in vollendeter Harmonie dazu stand. Es lag etwas sehr Gewinnendes in diesem durch und durch hellen Blick und vielleicht wußte er, daß so leicht Keiner demselben widerstehen konnte.

Er war ein reichbegabter und bis jetzt vom Schicksal, mit Ausnahme des frühen Todes seiner Eltern, vielfach vorgezogener Mensch, dieser Freiherr Eberhard von Waldau. Das Glück schüttete seine Gaben über ihn aus. Die Natur hatte ihm jene charakteristische Schönheit verliehen, die nächst und trotz der Regelmäßigkeit der Züge und Formen ihre siegende Macht auf geistige Bedingungen stützt.

Mit dem um vieles ältern Doctor Reinhard verband ihn innige Freundschaft. In jungen Jahren war dieser einmal Theolog und als solcher Hauslehrer in der Familie des verstorbenen Präsidenten von Waldau, Eberhards Vater, gewesen. Später wechselte er seinen Beruf, dem er sich seiner frommen Mutter zu Liebe gewidmet, aber mit so wenig innerer Neigung und so viel überwiegender Lust zum Rechtsstudium, daß er sich endlich nicht entschließen konnte, auf Kosten innerer Ueberzeugung dies Opfer der Pietät zu bringen.

Er fing entschlossen von vorn an und nun, da Herz und Geist gleichsam denselben Strang zogen, offenbarte sich erst die Lernfähigkeit und der Wissensdurst des Mannes. Es war ihm mehr um das Wissen und Weiterstreben als um die Anwendung für das Leben zu thun. Bis zur Doctorpromotion brachte er es, aber sowohl vor dem Staatsdienst als dem öffentlichen Lehrstuhl hatte er eine unüberwindliche Scheu.

Er hatte wenig Lebensbedürfnisse und nur zwei Liebhabereien, von denen nur die eine in's Geld lief, Pfeifen und Bücher. Ein geliehenes Buch erfüllte ihn mit schmerzlicher Sehnsucht und er darbte, bis er es sein nennen konnte. Als er nach dem Tode seiner Mutter, der der Vater längst vorangegangen, sich ganz plötzlich im Besitz eines kleinen Capitals fand, dessen Zinsen zu seinem Lebensunterhalt genügten, entsagte er jeder öffentlichen Thätigkeit und es war nur, um seine Liebhaberei für Bücher zu befriedigen, daß er sich herbeiließ, jungen Studirenden mit Privatunterricht weiter zu helfen. Zu dem Zweck, wie auch überhaupt seiner Richtung wegen, hatte er sein Domicil in einer Universitätsstadt aufge-

schlagen, und zwar aus einem für die Schönheit der Natur äußerst empfänglichen Herzen, in Heidelberg.

Dort war es, wo sich die Bekanntschaft zwischen ihm und Eberhard auf's Neue anknüpfte. Der kleine fröhliche und doch in sich so abgeschlossene Knabe war ein hoffnungsvoller lebenssprühender Jüngling geworden; aber das Kinderherz hatte er behalten, ebenso wie Reinhard das seinige noch unverfälscht wie in den Tagen harmloser Jugend in der Brust trug und daran erkannten die Beiden sich wieder.

„Dies ist die Grenze meines Reichs, willkommen auf meinem Grund und Boden!" rief Eberhard nach einer Weile, indem er auf die Landschaft wies, die nun vor ihnen lag.

„Aber wie ist mir denn! Ich dachte Sie hätten nur Haus und Garten?" fragte er verwundert, „und Sie zeigen mir Felder und Wiesen."

„Ich habe mich arrondirt wie Sie sehen!" sagte Eberhardt, „ich denke, mein Neffe Franz Waldau soll mir Dank dafür wissen, denn halb und halb habe ich ihn dabei im Auge, das heißt, wenn er mir den Willen thut und sich Alles so fügt, wie ich es zu leiten gedenke. Der Junge will sich ankaufen, will heirathen. Noch halte ich ihn hin; er ist noch zu grün und seine ganze Liebesangelegenheit scheint mir eine Kinderei. Die Liebe eines Schülers zu einer kleinen Pensionärin. Daraus wird selten etwas. Ein Festhalten an solcher Kindergeschichte ist meist nur Eigensinn, den allerdings eine gewaltsame Trennung nur erhöhen, andere Eindrücke aber vielleicht curiren werden. Ich meine, es ist fast geboten, junge Leute solchen Eindrücken nicht zu entziehen, damit es sich zeigen kann, wie haltbar das in kindischer Regung geknüpfte Band ist. Für die junge Dame mag die Mutter sorgen; mir liegt die Pflicht ob, es für meinen Neffen zu thun."

„Ist Ihr Neffe bei der Wahl einer Gattin von Ihnen abhängig?" fragte der Doctor, „haben Sie auch über ihn vormundschaftliche Rechte?"

„O nein", sagte Eberhard, „er ist nur, wenn ich keine Söhne habe, der nächste zum Majorat und nach den Bestimmungen desselben hat der jedesmalige Majoratsherr eine berathende, nicht verbietende Stimme bei der Heirath des nächsten Agnaten, welches Recht allerdings erlischt, wenn jener seinen Ansprüchen entsagt."

„Es bedürfte aber doch eines ernstern Grundes zu einem solchen Gewaltschritt", sagte der Doctor.

„Allerdings, auch beabsichtige ich einen solchen nicht", entgegnete Eberhard. „Ich kenne die junge Dame nicht und habe über ihre Persönlichkeit kein Urtheil. Gegen die Familie ist nichts einzuwenden und beharrt er in seinen Wünschen, werde ich natürlich nicht dagegen sein. Einstweilen will ich weiter nichts als Zeit für ihn gewinnen und zusehen, ob ich ihn nicht ohne irgend eine Gewaltsamkeit auf meinen Weg führen kann. Ich denke Franz im Laufe des Sommers hier zu sehen. Ich habe ihn eingeladen. Vielleicht gefällt ihm Isabella, das würde mich sehr freuen und seine Ankaufspläne vielleicht ändern. Ich denke dem armen um seine Ansprüche betrogenen Mädchen mit dem Eldorado im Namen

meiner Mutter einen Ersatz zu geben. Ich weiß, ich handle in ihrem Sinn, indem ich ihr kleines Privatvermögen zur Vergrößerung dieses Grundstückes verwendete und die Waise, deren nächster Verwandter mich statt ihrer mit seinem Vermögen bedachte, nun dafür in meine Rechte eintreten lasse. So ist's wenigstens etwas ausgeglichen. Meine Mutter hätte das Märchen so gern an ihrem Herde aufgenommen, nun ist sie's doch, die, allen gehässigen Testamentsclauseln zum Trotz, ihr die Heimat giebt."

„Und Sie setzen der Verstorbenen damit ein schöneres Denkmal als die vergoldeten Kreuze es sind, mit denen Viele dem Andenken der Dahingegangenen huldigen zu müssen glauben. Ich wette", setzte der Doctor sich lebhaft zu Eberhard umwendend fort, „auf dem Grabe Ihrer Mutter steht kein solch prunkendes Denkmal!"

„In der That, nein", entgegnete Eberhard, „ein einfaches schwarzes Kreuz trägt Namen, Geburts- und Todestag der Verstorbenen und der Epheu zieht eine grüne Decke über das Grab, gerade so wie sie es beim Tode des Vaters gehalten. Ich folgte nur der Anordnung, die ihr anspruchsloser Sinn getroffen."

„Und Sie handeln wieder im Sinne der Mutter, indem Sie das Gut an die Waise geben", fuhr der Doctor fort.

„Es ist mir ein unerträglicher Gedanke, das Landhaus an fremde Menschen verkaufen oder als unfruchtbaren Besitz veröden und verfallen zu lassen; so werde ich allen Theilen gerecht", sagte Eberhard einfach.

Auf des Doctors Lippen schwebte ein warmes Wort. Er hielt es zurück, schlang statt dessen seinen Arm um den Hals des jungen Mannes und klopfte ihm so herzhaft auf die Schulter, daß dieser sich lachend der Liebkosung erwehrte. — Der Wagen bog jetzt von der Straße ab in ein Gehölz ein. Junges Laub lachte zwischen dunklen Tannen, blaue und weiße Anemonen schauten aus dem Untergrund des Waldbodens in lieblicher Frühlingsschönheit hervor, rings herum nichts als keimendes, knospendes, junges Leben; von allen Wipfeln wehte die grüne Frühlingsfahne und als sie aus dem Gehölz in die Parkanlagen einfuhren, legte sie sich als Teppich über das Land und kein Blümchen blühte im Grase oder auf Beeten ohne den grünen Jungfernkranz um das lächelnde Haupt. Selbst das Haus, das jetzt sichtbar wurde, trug in grünen Jalousien die Lieblingsfarbe des jungen Jahres.

Es war ein einfaches freundliches Landhaus mit vorspringender Veranda und einem Thurm auf der einen Seite, styllos und unregelmäßig, aber von Laub und Blumen umgeben und mit der Front auf den Rasenteppich und die schönen Bäume blickend, die riesen in malerischen Gruppen einfaßten und schmückten. Ein alter Nußbaum beschattete den einen Giebel und an der Thurmseite hielten ein paar riesige Pappeln Wacht und winkten ihrem steinernen Nachbar. Der Wagen fuhr vor. Auf der untersten Stufe der zur Veranda führenden Treppe stand Frau Welling, eine stattliche Fünfzigerin, die schneeweiße Haube auf dem erst wenig mit weiß melirtem Haar, in einfachem grauem Kleide, kurz und

gedrungen die Gestalt, lebhaft blitzend die Augen und die Wangen strotzend in Fülle und Farbe der Gesundheit. Zehn Jahre konnte man dreist von ihrem Alter streichen, wenn man sie so in ihrer Wohlbehäbigkeit dastehen, noch weitere zehn, wenn man sie in Küche und Keller schaffen und hantiren sah. Als Jungfer der verstorbenen Frau Baronin war sie zuerst in's Haus gekommen, hatte dort ihren Mann, der Schreiber beim Präsidenten war, kennen gelernt und geheirathet und war immer im Zusammenhang mit der Familie geblieben. Sie pflegte die Baronin, als Eberhard geboren wurde, sie selbst war kinderlos, sie liebte den Knaben als wäre er ihr eigener Sohn. Als ihr Mann starb, kehrte sie gänzlich in das Haus des Präsidenten zurück. Eberhard war allerdings schon der Bonne entwachsen, aber nicht seine nach ihm geborene Schwester, deren treue Wärterin, Erzieherin und deren Pflegerin sie zuletzt war, als der Tod das junge Leben zurückforderte. Sie war nun mit dem Hause fest verwachsen und obgleich kein Kind mehr da war, französisch von ihr zu lernen oder ihre Sorge in Anspruch zu nehmen, fand sich für sie tausendfache Gelegenheit, thätig zu sein und Liebe und Treue zu beweisen. So wuchs sie zum Familienglied heran, so hatte sie ihr Vaterland fast vergessen, war an Gesinnung, Sitte, ja selbst was die Sprache betraf, eine Deutsche geworden. Sie drückte sich ganz correct aus, nur ein etwas fremdartiger Accent klang durch und nur wenn das leicht erregbare Blut der Französin zu besonderen Gefühlsaffecten trieb, verfiel sie wol einmal in die Sprache ihrer Jugend, die seit dem Tode der kleinen Bertha vollständig im Hause verhallt war, nur das „chère Bonnchen", mit dem jene sie tausendmal schmeichelnd angeredet, war ihr seitdem geblieben und der liebste Titel geworden. Von der Dienerschaft und von Fremden ließ sie sich Madame Welling nennen; aber wenn Eberhard es that, kränkte es sie als ein Zeichen minderer Vertrautheit oder gar des Unwillens.

Eberhard warf dem herbeieilenden Reitknecht die Zügel zu, sprang vom Wagen, erkundigte sich nach den zurückgelassenen Pferden, streichelte den Affenpinscher, der ihn fröhlich umsprang und sich so vielfach immer auf's Neue zwischen seine Füße drängte, daß Eberhard kaum die paar Stufen zur Veranda hinaufsteigen konnte.

„So begrüßt mich Keiner, wenn ich heimkomme!" sagte Eberhard, lachend sich abermals zu dem Thierchen herabbückend.

„Nein, Herr Baron", entgegnete Madame Welling ernsthaft und fast ein wenig gekränkt, „ein Mensch kriegt's nicht fertig seine Freude so zu zeigen, auch möchten Sie's nicht leicht Einem gestatten Ihnen immer vor den Füßen herumzuspringen und zu schreien, wenn Sie die Treppe hinaufgehen wollen."

Eberhard lachte. „Wenn ich Sie mir so denken sollte, chère Bonnchen!" sagte er, ihr freundlich einen Gruß zunickend, reichte dann dem Doctor die Hand und sagte:

„Noch einmal willkommen, mein alter Reinhard. Betrachten Sie sich wie zu Hause. Je mehr Sie es thun, um so mehr werden Sie mich erfreuen. Ich weiß, Sie fügen sich leicht in fremde Hausordnung und

die meine ist noch dazu sehr einfach. Das höchste Gesetz ist Freiheit. **Es kann Jeder thun was er will**, so lautet Paragraph I, und ich bitte Sie, Das in unumschränktestem Sinn aufzufassen."

„Das soll geschehen. Wahrhaftig, Ihr Paragraph I gefällt mir", applaudirte Reinhard. „Es kann Jeder thun was er will. Das ist noch mehr als Gedankenfreiheit, mein König! Dank für die Gabe", setzte er mit drolligem Pathos hinzu.

Madame Welling blickte von dem Einen zum Andern. Sie zuckte unmerklich die Achseln, als Eberhard den Paragraphen nannte, sie schüttelte den Kopf zu Reinhard's Sentenz und machte sich mit einer Epheuranke zu thun, die ihrer Stütze baar, lose in der Luft schwebte.

„Ich bringe Sie vorläufig in eins der untern Zimmer, damit Sie ablegen, Toilette machen wie sie wollen. Es ist Mittagszeit. Nachher berathen wir über Ihr Logis. Ich zeige Ihnen nach Tisch das Haus und Sie suchen sich Ihr Zimmer selbst aus."

Er schritt dem Doctor voran durch einen freundlichen Gartensaal, in dem der gedeckte Tisch nur seiner Gäste zu harren schien, durch eine Reihe äußerst behaglich eingerichteter Zimmer nach einem, im Giebel gelegenen ziemlich geräumigen Gemach. Hier ließ er den Doctor allein. Dieser sah sich mit äußerst befriedigtem Lächeln um. Das Zimmer heimelte ihn an. Durch die offnen Fenster strahlte Frühlingssonnenschein, dessen Licht durch das Laub des Nußbaums aufgefangen, gebrochen und gemildert in's Zimmer strömte. Draußen im grünen Laubdach sangen die Vögel und die Blätter raschelten leise dazu, wenn ein Frühlingslüftchen muthwillig durch die Zweige fuhr.

„Ja, hier ist's schön!" sagte der Doctor aus vollem Herzen.

„Das ist's auch", repetirte Madame Welling, die ihm die vergessene Reisetasche hereinbrachte, „so schön, daß hier wol ein alter Mensch wie ich sein Leben beschließen möchte; aber es ist nicht dazu angethan. Der junge Herr fängt erst an und die alten Leute halten mit. Es möchte doch Keiner von uns zurückbleiben, wenn der Baron nach Eichthal zieht, was hoffentlich bald geschieht und zwar zu seinem eigenen Besten. Wir folgen ihm Alle."

„Ja, das glaube ich, mit ihm in die Wüste!" schwärmte der Doctor.

„Ach was, in die Wüste!" sagte Madame Welling. „Für die ist er am allerwenigsten geboren. Ich möchte ihn wohl sehen auf einem Kameel reiten! Das Kameel ist kein Lehnstuhl und all' den Krimskrams von Sachen, den er braucht und all' die Liebhabereien, die er hat und die frische Luft, die er athmen will — Gott bewahre uns vor der Wüste, er macht uns schon hier den Kopf manchmal ein bischen warm. Eins aber muß ich dem Herrn Doctor noch sagen — dazu müssen Sie mir Ihre Hülfe versprechen."

Der Doctor legte bereitwillig den Schwamm, den er eben ergriffen hatte, um sich das Gesicht zu waschen, aus der Hand und erklärte, wenn auch nicht mit Worten, so doch mit Mienen, die allerhöchste Bereitwilligkeit der Aufforderung Folge zu leisten.

„Unser junger Herr ist nun schon achtundzwanzig Jahr alt und noch nicht verheirathet", begann Madame Welling, „und da bleibt's denn nicht aus, daß er sich allerhand Zeug in den Kopf setzt, was eine Frau später schwer wieder herausbringt und was dann Zankapfel für's ganze Leben wird. So der verwünschte Paragraph I: „Es kann Jeder thun was er will." Das ist der reine Unsinn und Sie werden sehen, es ist nebenbei nicht wahr. Es könnten aber einmal Gäste in's Haus kommen, die ihn wahr machen wollten und dann könnte es eine schöne Unordnung geben, besonders wenn erst Frau und Kinder da sind und Jeder den Paragraph handhaben will. Denken Sie sich die Confusion!"

Der Doctor hatte mit zustimmendem Nicken den Bericht Madame Welling's angehört.

„Gewiß, gewiß, chère Bonnchen, „sagte er freundlich, „Sie haben recht und ich will meinen ganzen Einfluß anwenden, ihm die Grille auszureden."

„Ah bah, Ihr Einfluß wird's nicht thun", entgegnete sie; „die Sache muß anders angefaßt werden. Sie müssen ihm den Paragraphen verleiden, Sie müssen genau thun, was derselbe besagt, und sich an kein Gegenreden kehren."

„Aber damit geschieht ihm ja gerade der Wille", wandte der Doctor ein.

„Ob ihm damit der Wille geschieht, das werden Sie schon sehen", bemerkte Bonnchen mit schlauem Lächeln, aber gut wird es jedenfalls sein, ihm zu beweisen, daß des Menschen Wille nicht immer sein Himmelreich ist. Thun Sie mir also den Gefallen und rufen Sie ihm seinen Paragraphen entgegen bei jeder Gelegenheit, wo Sie anders wollen als er, und kehren Sie sich an nichts und thun Sie immer nur, was Sie wollen. Wenn Sie ihm den Paragraphen gründlich verleiden, werden Sie ein gutes Werk gethan haben; denn entweder er bedeutet wirklich Etwas, und dann giebt's eine Teufelswirthschaft, oder er bedeutet Nichts, und dann ist es um so besser."

Sie sah den Doctor erwartungsvoll an.

„Ich denke, ich verstehe Sie", sagte er freundlich, „mein Freund macht sich Hirngespinnste und ich soll sie zerreißen. Nichts leichter als das. Ha! Sie sollen sehen, wie ich den Paragraph I. handhaben, wie ich nur thun werde, was mir beliebt." Er warf sich mit komischer Miene in die Brust und griff mit einer so kühnen Geberde nach dem Schwamm, als sei dieser ein Schwert und zu ganz anderen Dingen berufen, als zu der vergleichsweise noch ziemlich friedlichen Bestimmung hier und da einem irdischen Geschöpf den Kopf zu waschen.

Der Baron und sein Gast hatten, nach dem Mittagsessen auf der Veranda sitzend, sich fast bis in die Dämmerstunde hineingeplaudert. Inzwischen waren die Diener mit dem Gepäck gekommen und angewiesen worden dasselbe einstweilen in den Flur der obern Etage, in der die Gastzimmer lagen, zu befördern; Reinhard hatte einigemal von Auspacken gesprochen und Eberhard nicht Notiz davon genommen, jetzt sagte er aber selbst:

„In der That, wenn Sie wirklich noch bei Tageslicht Ihre Wahl treffen wollen, so wird es Zeit sein. Wollen wir hinauf gehen uns die Zimmer ansehen?"

„Das jedenfalls, wenn auch nicht im Interesse meines Logis", entgegnete Reinhard, „denn wenn's angeht, möchte ich unten bleiben."

„Gewiß, sehr gern, aber sehen Sie sich doch die anderen Zimmer erst an!" meinte Eberhard aufstehend und dem Gast voran die Treppe hinaufschreitend.

„Mich lockt der Nußbaum, ein Schritt zum Fenster hinaus und ich bin in seinem Schatten. Ich arbeite gern, wenn Vögelgesang meine Gedanken begleitet", sagte Reinhard.

„Sonderbar; ich hatte gerade gedacht, Sie sollten oben im Thurme wohnen", meinte Eberhard.

„Nicht doch", wehrte Reinhard die Zumuthung ab. „Zu Eulen und Fledermäusen verweist man heut' zu Tage die Gelehrten nicht mehr."

„Auf dem gegenüberliegenden Dach des Seitengebäudes hat ein Storch gebaut, Sie beobachten ja auch gern solch häusliches Stillleben!" fuhr Eberhard sichtlich von einer Lieblingsidee ergriffen fort.

„Wenn nur die hohe Treppe nicht wäre! Unten bin ich mit zwei Schritten draußen", sagte Reinhard mit einem schüchternen Versuch, dem Schicksal, das ihm mit einsamer Absperrung drohte, zu entfliehen.

„Sind Sie asthmatisch, wird Ihnen das Treppensteigen schwer, dann sehe ich von meinem Vorschlag ab."

Der Doctor konnte es nicht über sich gewinnen, ein solches Geständniß zu machen.

„Zehn Thurmtreppen kann ich hinansteigen wenn's drauf ankommt", versicherte er feurig.

„Hier ist's nur eine; aber es kommt nicht darauf an, Sie bleiben jedenfalls unten. Ich zeige Ihnen jetzt nur das Haus."

Sie durchschritten die Zimmer der obern Etage, alle freundlich und hell und behaglich eingerichtet, von allen Fenstern aus eine hübsche weite Aussicht, nach vorn über den Park, nach der Hofseite über Felder und auf die spiegelklare Fläche eines blauen Sees, wie sie häufig in der Uckermark anzutreffen sind und mit den schwimmenden Lotosblumen auf ihrer durchsichtigen Fläche einen eigenthümlichen Reiz der Landschaft bilden.

„Ich habe sonst in dem Thurmzimmer gewohnt und gute Nachbarschaft mit den Inhabern des Storchnestes gehalten", erzählte Eberhard. „Es gab da noch allerlei lustiges Gethier in den Lüften und auf den Baumwipfeln zu beobachten und ich war mit Allen gut Freund. Wenn des Abends der Nebel aus dem See stieg und über die Wiesen wallte, nahm das Landschaftsbild gar seltsame Gestalten an. Mitunter war es wie ein großer See und die Bäume tauchten nur wie die Spitzen von Masten aus dem Gewoge auf. Seltsam, ich habe dort oben so oft gedacht: „wenn Reinhard hier wäre, wie würde es ihm gefallen!" Der Doctor fühlte eine heimliche Beklemmung. Er dachte an die häus-

liche Gesetzessammlung. Paragraph I — wogte er mit unter den Nebeln des Sees?

„Jetzt in den Thurm; nachher lasse ich Ihr Gepäck in Ihr Zimmer unten bringen, und Sie richten sich häuslich ein", fuhr Eberhard fort.

„Geh' ich, so bin ich verloren!" dachte Reinhard mit einem Stoßseufzer; aber es fiel ihm kein Grund ein, die Besichtigung abzulehnen.

Mit wenigen elastischen Schritten war Eberhard schon die Treppe hinan. Mit unklarer Vorstellung von Spinnweben, halb vergitterten Fenstern, dem Geschwirr von Fledermäusen und der Windsbraut, die die Wetterfahne dreht, folgte ihm Reinhard. Da, als der Doctor noch zagend nach oben schaute, standen sie plötzlich auf einem Absatz der Treppe. Eberhard öffnete mit triumphirendem Blick eine Thür. — Blaues Licht strahlte ihm entgegen, Sonnenlicht durch blaue schwer wollene Vorhänge gedämpft, eben solche Bezüge deckten die Chaise-longue, die ein Modell von Bequemlichkeit schien; Blau war des Doctors Lieblingsfarbe. Sah er doch die Welt auch meist aus himmelblauen Gläsern an. Maiblumenduft, für ihn das schönste Aroma der Welt, erfüllte das durchaus nicht enge oder bedrückte Gemach, das er in der Spitze des Thurmes gesucht und das am Anfang desselben lag, die Form eines Achtecks hatte und gleichsam das Piedestal bildete, auf dem der eigentliche viel schlankere Thurm sich erhob.

Es bedurfte keines langen Besinnens für Reinhard, es bedurfte nur eines Blickes, ihm klar zu machen, mit welcher freundlichen Fürsorge das Zimmer für ihn eingerichtet war. Die blauen Vorhänge, die Maiblumen, der weit auszuziehende Tisch für seine Schreibereien, die Regale an den Wänden, bereit seine Bücher aufzunehmen und dort — was bedeutete die kleine Galerie in der Ecke? Sein spähendes Auge entdeckte hinter derselben eine Treppe, „dort geht's hinunter in Ihr Schlafzimmer", erklärte Eberhard, und schob die Gardine bei Seite. Die Wendeltreppe führte hinab in ein sich der Form des obern Zimmers anschließendes, nur viel niedrigeres Gemach, das traulichste kleine Schlafzimmer, das man sich denken konnte, und mit allem dazu gehörigen Comfort eingerichtet. Reinhard liebte es nicht in einem großen Zimmer zu schlafen, dies war wie die Wohnung der sieben Zwerge. Mit entzückten Blicken sah er sich um.

„Sie brauchen nicht hier zu wohnen, die graue Stube, für die Sie sich erklärt haben, ist ebenfalls eingerichtet. Es macht nicht die mindesten Umstände, Sie dort unterzubringen; des Menschen Wille ist sein Himmelreich und Paragraph I in Ehren!" sagte Eberhard mit schlauem Blick.

„Nein, nein, um dieses Schlafzimmers willen, nistete ich in der Spitze des Thurmes", rief Reinhard lebhaft aus, „und das mir bestimmte Gemach ist das entzückendste Zimmer."

Die Sache war abgemacht, der Doctor zog in den Thurm ein, trotz Madame Welling's Kopfschütteln, und täglich neue Reize desselben entdeckend, vergaß er bald völlig, daß sein erster Versuch, das mit so vielem Gewicht verkündete Hausgesetz auf sein Handeln anzuwenden, gescheitert.

Er war keine herrschsüchtige eigenwillige Natur, und die Knoten, die das Schicksal, oder Menschen und Verhältnisse in seinen Lebensfaden knüpften, gewahrte er entweder gar nicht oder er war mit einem großen Schritt drüber hingegangen, während die Anderen noch neugierig davor standen, erwartungsvoll wie er's machen würde, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Das der Madame Welling gegebene Versprechen vergaß er, oder vielmehr er vergaß jederzeit den Augenblick, es zu halten. Denn Nachgiebigkeit lag ihm so in der Natur, daß er's fast niemals merkte, wenn er seinen eigenen Willen dem Wunsch oder Uebergewicht Eberhard's opferte.

Madame Welling sah mehr und mehr ihre Hoffnung schwinden, mit Hülfe des Doctors den gefürchteten Hausfreund zu besiegen. Im Ganzen spinnt sich das Leben für jeden Einzelnen so ab, wie er es innerlich empfindet. An den beiden Freunden zogen goldene Tage vorüber.

Die Zeit war längst überschritten, die der Doctor zu seinem Aufenthalt im Eldorado bestimmt hatte, und ein paar Versuche zur Abreise waren gescheitert. Der Juni löste den Mai ab, der Juli streute Rosen über das Land und die Augustsonne färbte die grünen Halme auf dem Felde golden. In des Doctors Seele regten sich zuweilen sehnsüchtige Stimmen, die vom grünen Neckarufer her ihn heimwärts riefen.

„Folgen Sie ihnen doch", sagte Eberhard, „Sie sind ein freier Mann. Es kann Jeder thun, was er will und ich halte Sie nicht. Sie haben daheim Ihre vier Wände und ich hier die meinigen, in denen wir Beide einsam sind und es lebt sich so schön zu Zweien. Heidelberg wird jetzt, nun die Universitätsferien beginnen, recht einsam sein, Sie werden sich nach mir, unseren gemeinschaftlichen Spazierfahrten, nach unseren heiteren und gut bereiteten Mahlzeiten und nach dem Glase Wein, das nie dem Einsamen schmeckt, nach unseren tiefsinnigen Gesprächen sehnen, und sich sagen, daß Sie das Alles unnützer Weise viel zu früh aufgegeben haben. Aber thun Sie, was Sie wollen. Meiner Meinung nach wär's Zeit, an den Abschied zu denken, wenn der Wind über die Stoppeln weht, d. h. für Sie, der Sie immer lange vorher an Alles denken müssen; jetzt aber, wo Sie mir wirklich einen Dienst erweisen, wo Sie mir helfen könnten, die Gäste, die ich mir leichtsinniger Weise eingeladen, zu unterhalten, zu beschäftigen, jetzt ist es fast unfreundlich, mich im Stich zu lassen. Sie haben selbst den Gedanken in mir angeregt, daß ich meiner jugendlichen Nichte fast etwas Unschickliches mit dem Besuch bei mir zugemuthet; was hilft's aber, die Fehler seiner Freunde erkennen und rügen, wenn man ihnen nicht den Folgen vorbeugen oder diese tragen hilft? Indessen, wie Sie wollen!"

Der Doctor saß mit niedergeschlagenen Augen da, er sah den lachenden schalkhaften Blick nicht, der aus Eberhard's hellen Augen zu ihm herüber schoß.

„Es ist ja nur Bescheidenheit, daß ich gehen will, ich kann ja

eigentlich gar nichts lieber wollen als bleiben", sagte er und sah den jungen Mann fast zärtlich an.

„Nun, so thun Sie doch, was Sie eigentlich wollen und bleiben Sie. Sie sind nun seit Monaten in meinem Hause und kennen noch nicht den Paragraph I: Es kann Jeder thun, was er will; wie oft soll ich's Ihnen sagen?" rief Eberhard fröhlich aus und der Doctor freute sich der abermaligen Uebereinstimmung in seinen und seines Freundes Wünschen und wie es immer von selbst kam, daß, während er sich dem Willen desselben fügte, sein eigenes Behagen ihm am meisten gesichert schien.

Der Frühstückstisch unter den schattigen breitästigen Linden war gedeckt.

In tiefe Gedanken verloren, saß Eberhard in seinen bequemen Gartenstuhl zurückgelehnt und vergaß sogar die Cigarre, die er glimmend in der Hand hielt, zu Ende zu rauchen, während der Doctor dem Kaffee tapfer zusprach.

Vor acht Tagen hatte Isabella geschrieben und ihr Kommen in Begleitung ihrer französischen Erzieherin des Instituts, Mademoiselle Jeannette Dupont, auf den heutigen Tag angesetzt. War es Das, was ihm im Kopf herumging?

„Es mag recht schwer sein, Gesetze zu geben, man kann nie die Tragweite derselben berechnen. Bei dem besten fehlt irgendwo ein Pünktchen oder ist ein Häkchen zu viel, eine Handhabe zu wenig und der Sinn ist verändert ehe man es merkt. Wie macht man's, wenn Jeder seinen Willen hat und Jeder ihn behauptet, daß nicht Mord und Todtschlag oder, da hier nur von der Freiheit des häuslichen Lebens die Rede ist, daß nicht Zank und Streit, nicht Tyrannei und blöde Unterwerfung daraus entsteht?"

Er sah den Doctor fragend an.

„Ich weiß nicht, lieber Freund, wenn wir nicht den Paragraphen etwa ganz ändern und anstatt: Es kann Jeder thun was er will, sagen: Es kann Jeder thun was sich für ihn schickt", entgegnete der Doctor und nahm mit so bezeichnender Miene seinen Fuß von der Bank herunter, daß Eberhard herzlich zu lachen anfing.

„So, nun ist's gut, nun lachen Sie wieder", applaudirte der Doctor, „wozu wollen Sie sich auch den Kopf mit dem Paragraphen zerbrechen. Lassen Sie ihn meinetwegen stehen auf Ihrer Gesetzestafel, die richtige Auslegung dafür wird sich schon finden."

Eberhard schien nicht gehört zu haben, was der Doctor sagte. Er war schon wieder in sein Nachdenken versunken, in dem der Doctor ihn auch nicht störte; dieser, eine Zeitung aus der Tasche ziehend, vertiefte sich seinerseits in die Lectüre derselben.

„Legen Sie doch das alte Blatt fort und helfen Sie mir", sagte Eberhard nach einer Weile.

Der Doctor sprang auf.

Hätte eine Handbewegung Eberhard's ihn nicht zurückgehalten, er wäre wie ein Pfeil davon geschossen.

„Halt, halt!" sagte Eberhard lachend, „Ihre Füße brauche ich nicht, wol aber Ihren Kopf." Der Doctor setzte sich augenblicklich wieder hin.

„Es ist mir so unausstehlich, daß meine Nichte heute kommt", unterbrach endlich Eberhard das Schweigen.

„Warum haben Sie sie denn eingeladen?" fragte der Doctor.

„Weil ich sie mit Franz verheirathen und zur Herrin meines Eldorado machen will", fuhr Eberhard heraus. „Ich bin ihr einen Ersatz schuldig. Sie wissen es ja, daß ich meines Onkels Wunsch nicht erfüllen, daß ich ihr nicht meine Hand und mit dieser das Gut wiedergeben kann, auf dessen Besitz sie frühere Ansprüche hatte als ich."

„Kennen sich denn die beiden jungen Leute?" fragte der Doctor, „glauben Sie, daß sie einander lieben?"

Eine leichte Röthe überflog Eberhard's Gesicht.

„Sie kennen einander nicht und Franz verlangt eben jetzt meine Einwilligung zu seiner Heirath mit Fräulein Helene von Strahlen, der Dame, die er schon geliebt zu haben vorgab, als er noch Student war und sie noch die Schule besuchte. Ich habe Ihnen die Geschichte schon erzählt."

„Wie rührend", sagte der Doctor.

„Wie unverständig", widersprach Eberhard. „Ich schrieb das auch dem jungen Herrn. Er soll erst zeigen, daß er ein Mann ist, ehe er sich nach einer Frau umsieht."

„Und das soll er nun Beides jetzt hier thun?" fragte Reinhard und sah Eberhard mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt an.

„Doctor, Sie haben eine ganz verwünschte Art, mich in Verlegenheit zu setzen", fuhr Eberhard auf. „Sie sind gerade wie ein Kind, das ahnungslos die Dinge beim rechten Namen nennt, und, ohne von Unordnung selbst etwas zu wissen, doch jedes Loch in seiner Mutter Schürze als solche kennzeichnet. Bleiben Sie noch lange hier, so wird meine Philosophie durchlöchert sein wie ein Sieb."

„Sie haben mich ja nicht abreisen lassen", entschuldigte sich der Doctor.

„Ich will's auch noch nicht; woher soll ich denn den Kitt nehmen, um die Löcher zu stopfen? Sie haben mir da eben in aller Unschuld demonstrirt, daß ich mit meinen Paragraph I ein entsetzliches Fiasco machen werde. Wie stimmt er zu meiner egoistischen Fürsorge für Isabella?"

„Egoistisch, wenn Sie derselben Ihr geliebtes Eldorado geben!" unterbrach ihn der Doctor.

„Weiß Gott ja, das wenigstens war ein uneigennütziger Entschluß", sagte Eberhard leise vor sich hin.

„Und", fuhr der Doctor fort, „gezwungen würden Sie sie ja auch nicht haben, Ihren Neffen zu heirathen, besonders wenn die Kindergeschichte sich als ernsthafter Lebensroman bewähren sollte. Sie werden

die beste Gelegenheit haben, das zu beobachten. Es war keine üble Idee, die Beiden einzuladen, denn während Sie die Gesinnung des Einen prüfen, lernen Sie die Andere kennen, und werden mit Ihrem Kopf und Herzen bald herausgefunden haben, was dem Glück Beider frommt."

„Nur zu, Reinhard", sagte Eberhard mit dem weichsten Ton, dessen sein schönes Organ fähig war und jenem leichten Beben der Stimme, das jedesmal Gemüthsbewegung verrieth; „ich möchte meine künftige Frau, wenn ich jemals eine haben sollte, bei Ihnen in die Schule schicken."

„Wenn Sie jemals eine haben sollten!" wiederholte Reinhard, „zweifeln Sie daran? Tausend für eine, lieber Freund."

„Eine lieber für Tausend!" fuhr Eberhard fort, „denn wenn sie nicht mehr werth ist als Tausend der besten, mag ich sie nicht."

„Sie wird es sein, wenn Sie sie lieb haben", sagte der Doctor.

Eberhard sah ihn überrascht an, dann fuhr er, noch in demselben weichen Ton fort:

„Wenn ich sie lieb habe! Am Ende ist damit wirklich das Geheimniß der Menschenschätzung gelöst. Wenn ich sie lieb habe! Ja, ich sah einmal solch' junges Mädchen, ein halbes Kind noch, bei dem mir die Frage einfiel, ob ich sie wol so lieb haben könnte, sie nicht über Tausend, sondern über Alle zu stellen; aber sie war mir entschwunden, ehe ich noch die Frage zu beantworten vermochte. Die Erscheinung war zu flüchtig vorübergeschwebt, um die unbestimmte Ahnung von etwas unübertreffbar Schönem als Gefühl, als bestimmte Sehnsucht zu fixiren; aber sie machte mir doch so viel Eindruck, mich über meine Ansprüche an weibliche Liebenswürdigkeit aufzuklären. Ich glaube, mir wird Keine gefallen, die nicht wie jene Unbekannte am Genfer See die reizende Unbefangenheit, die wahre Unschuld bedeutet, mit dem feinen sichern Ton vereint, der eben so gut die Frucht guter Erziehung als auch nur die richtigen Gefühls sein kann; die nicht in gewinnender Freundlichkeit und im Frohsinn ein gutes wohlwollendes Herz und in schweigendem Ernst Gedankentiefe und künftige Gedankenreife verräth. Ich werde immer vergleichen, immer überlegen und bedenken und so lange man das vermag, ist man frei und muß es bleiben. Ich weiß es noch wie heute", fuhr Eberhard nach einer Pause halb träumerisch, wie in Erinnerung versunken fort: „Die ganze Scenerie steht lebhaft vor meinen Augen. Der Himmel wölbte sich in durchsichtiger Klarheit über den blauen Wogen des Genfer Sees. Hoch oben auf dem mit Bäumen gekrönten Felsenufer das malerische Montreux und drüber die ganze lange Reihe schneebedeckter Berge. Trotz der vorgerückten Herbstzeit sommerliche Wärme und Blumen auf den Matten wie im Frühling. Krokus und blaue Glockenblumen, roth blühender Klee und lachende Monatsrosen! Ich saß in einem Fischernachen. Ich hatte ihn dem Eigenthümer abgemiethet und wollte in den See hinausrudern, da sah ich, wie zwei Damen am Ufer mit dem Mann verhandelten, die Eine, wie gesagt, fast noch ein Kind zu nennen. Sie mochte kaum fünfzehn Jahre zählen. Sie fanden keine

zwanzig Schritt von mir entfernt, ich konnte jeden Zug ihres Gesichts erkennen. Ob sie hübsch war, weiß ich nicht. Nach gewöhnlichen Begriffen, oder nach den Regeln der Schönheit mag sie es nicht gewesen sein. Sie hatte aber ein paar so gute, so treuherzig blickende graue Augen, die einen so vertrauensvollen Blick zu mir hinübersandten, daß ich dem stummen Verlangen nicht zu widerstehen vermochte. Die Damen wünschten auch auf dem See zu fahren, der von mir gemiethete Nachen war der letzte am Ufer und der Besitzer hatte es ihnen natürlich gesagt. Ich winkte nun den Mann heran und erklärte meine Bereitwilligkeit, die Damen an der Fahrt Theil nehmen zu lassen. Augenblicklich war er jenen, die sich schon zum Fortgehen gewendet, nachgeeilt und brachte sie nach einigem Zögern der ältern Dame zurück. Letztere grüßte etwas steif und ihr Dank für meine Gefälligkeit kam sehr herablassend heraus. Sie fixirte mich vom Standpunkt der Prüderie aus, denn ich — ich hatte der Hitze wegen meinen Rock ausgezogen so wie heut' und saß in Hemdärmeln in meinem Nachen. „Ihr Kamerad sagte mir, daß Sie uns mitnehmen wollen", so redete sie mich an, mich so mit Jenem auf eine Stufe stellend. Das junge Mädchen grüßte mich mit freundlichem Lächeln und setzte sich. Sie gab sich nicht den Anschein als hielte sie mich für einen Schifferburschen. „Es ist noch recht heiß", sagte sie, zog sich ihre seidene Jacke aus und saß in der weißen Blouse neben mir, just auch nicht viel anders als in Hemdsärmeln. Das war richtig empfunden und gehandelt, das war fein der Situation Rechnung getragen und mangelnde Courtoisie oder rohe Vernachlässigung von natürlicher Zwanglosigkeit unterschieden. Ich verlebte ein paar wundervolle Abendstunden bei dieser Fahrt auf dem See in Gesellschaft dieses unbefangenen jungen, liebenswürdigen Mädchens. Der Wasserspiegel war nicht reiner und klarer, als der dieses durchsichtigen Gemüths und das Rauschen der Wellen klang nicht lieblicher als der Ton ihrer Stimme, wenn sie lachte oder sprach; als sie zuletzt gar ein Lied anstimmte, war mir vollends zu Muth als müsse mir das Herz aus der Brust springen vor Andacht und Vergnügen und ich hätte die alte knöcherne Person, in deren Begleitung sie reiste, am liebsten über Bord geworfen, als sie von Heiserkeit und Abendkühle und der Möglichkeit sprach, sich einen Schnupfen zu holen. Ich kehrte mich nicht an sie. Es war spät, als mein Nachen an's Ufer stieß. Sie hatten einen Führer dort, der ihrer wartete und als ich sie den Weg nach der Pension B . . einschlagen sah, ruderte ich nochmals in den See hinaus."

Er schwieg, der Doctor sah ihn erwartungsvoll an.

„Die Geschichte ist aus. Ich reiste am nächsten Tage weiter", fuhr Eberhard fort, ich war nicht verliebt, und aus Neugier Nachforschungen anzustellen fiel mir nicht ein. Ich hatte in eine schöne Menschennatur hineingeblickt und hatte die volle Empfindung dieses wohlthuenden Eindrucks. Was wollte ich mehr? Welche Verhältnisse, eng und bedrückend, diese junge Existenz in die chinesische Mauer weltlicher Einrichtungen und Anschauungen einschließen werden und ob sie bei dem Versuch sich dar-

über zu erheben, die Flügel zerbrechen, ob sie das Weite gewinnen wird, wer hätte mir darüber Auskunft geben können?"

„So wissen Sie nichts, gar nichts, nicht einmal den Namen der Unbekannten?", fragte der Doctor.

„Das junge Kind wurde von ihrer Begleiterin Bella genannt", entgegnete Eberhard.

„Isabella!" rief der Doctor lebhaft aus.

„Nicht doch, Arabella", berichtigte Eberhard, „das heißt", setzte er achselzuckend und wie über sich selbst betroffen hinzu, „ich weiß es eigentlich nicht. Ich habe aber nie anders gedacht, als Arabella."

„Seltsam, es hätte Ihnen doch näher gelegen, Isabella zu denken, da Ihre Nichte so heißt."

„Sie sehen, wie weit ab sie immer meinen Gedanken gewesen ist", meinte Eberhard.

„Und kann doch eine eben so schöne Menschennatur gewesen sein, wie jene", bemerkte der Doctor.

„Gewiß, aber ich werde nicht in sie hineinblicken", entgegnete Eberhard, „sie muß ein Vorurtheil gegen mich haben, das mich ebenfalls verhindern wird, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir können nicht unbefangen gegen einander sein, des Onkels Wunsch, der uns für einander bestimmt, der Gedanke an den Korb, den ich ihr gewissermaßen geben muß und an dessen Empfang sie doch völlig unschuldig ist — das Alles verschiebt die natürlichen Beziehungen der Verwandtschaft, wird sie gegen mich einnehmen und mich ungeschickt und unliebenswürdig machen."

„Schade!" schaltete der Doctor ein.

„Ich habe das Alles nicht bedacht, als ich sie eingeladen", fuhr Eberhard fort; „und ich gäbe viel darum, wenn ich die Sache rückgängig machen könnte. Ich fühle mich überall gehemmt und bedrückt, am liebsten ergriffe ich die Flucht, reiste ab und ließe Sie an meiner Statt den Wirth hier spielen."

Der Doctor lachte. „Wollen Sie mir auch den Onkel und Vormund abtreten?" fragte er scherzend.

„Herzensgern!" rief Eberhard aus. Es zuckte über sein Gesicht wie ein plötzlicher Lichtstrahl. „Warum sollte es nicht geschehen können!" rief er aus. „Wahrhaftig, Doctor, Sie regen da einen herrlichen Gedanken an; so wollen wir's machen, damit hat alle Verlegenheit ein Ende. Treten Sie an meine Stelle, nur auf ein paar Tage — nur bis Isabella und ich uns, von allen störenden Beziehungen losgelöst, kennen gelernt und den richtigen Ton mit einander angeschlagen haben. Entspricht sie dem Bild, das ihr Brief mir giebt, so wird das nicht schwer sein, denn dann ist sie eine selbstbewußte klare Natur, die in einfachen, ungekünstelten Verhältnissen sich einfach und ungekünstelt geben wird. Wahrhaftig, Doctor, Sie thun ein gutes Werk wenn Sie uns Beiden zu einem vorurtheilslosen Anschauen, zu einem natürlichen Benehmen gegen einander verhelfen. Es ist ein köstbarer Einfall von Ihnen."

Der Doctor machte ein höchst verlegenes Gesicht.

„Lieber Freund, ich möchte Ihnen Alles zu Gefallen thun, was ich irgend vermag, aber, aber, dies setzt mich in die höchste Verlegenheit. Denken Sie doch, wie Sie sind und wie ich bin —“; er hielt zögernd inne.

„Wenn Sie's so nehmen, dann kann ich Ihnen nur erwiedern, daß ich im Ernst nicht übel fahren würde, mit Ihnen zu tauschen“, sagte Eberhard. „Wir wollen aber von Menschenwerth und gegenseitigem Vortheil oder Nachtheil ganz absehen. Ihr Einfall endigt hier alle Skrupel. Können Sie sich's nicht selbst denken, wie viel leichter jede Verständigung zwischen meiner Nichte und mir künftig sein muß, wenn es mir gelingt ihr Zutrauen zu meiner Person einzuflößen, ehe sie weiß, daß ich Der bin, der sie lange Jahre hindurch vernachlässigt hat, Derjenige, mit dem man sie verheirathen wollte? Die Thorheit, zwei Menschen für einander zu bestimmen, ehe“ — er stockte — „wenn man dergleichen beabsichtigt, muß man sie wenigstens vor der Kenntniß solcher Absichten bewahren“, setzte er plötzlich hinzu.

Die Welling kam in dem Augenblick, um Eberhard mitzutheilen, daß der Wagen der jungen Damen vom Bodenfenster aus sichtbar sei, und daß er in einer Viertelstunde vorfahren könne. In aller Eile wurde sie mit dem Beschluß Eberhard's bekannt gemacht.

In dem lebhaften Geist der Französin spiegelten sich augenblicklich die verschiedensten Vorstellungen. Eberhard's Anschauung leuchtete ihr ein: das Romanhafte, Ungewöhnliche des Plans reizte ihre Phantasie und der davon zu erwartende Scherz stimmte sie demselben noch weniger abgeneigt. Dennoch machte sie Einwände.

„Wird's das Fräulein glauben, wenn Sie den guten Doctor Herrn Baron nennen?“ fragte sie mit naivem Zweifel.

Der Doctor rieb sich vergnügt die Hände über den unerwarteten Succurs, Eberhard fragte spöttisch:

„Giebt's eine besondere Schablone für die Species? Bedarf man der gestickten Krone im Taschentuchzipfel, um sich zu legimitiren, wie die Könige im Bilderbuch durch Krone und Scepter ihre Majestät beweisen? Ich denke, meine Nichte wird über die naive Anschauung hinaus sein. Es bleibt dabei, und Sie, liebste Welling, werden die übrigen Hausgenossen von meinem Willen unterrichten.“

„Wie der Herr Doctor es anzuordnen belieben“, sagte die Welling, wie um sich schon auf das Ungewohnte einzuüben und sah Eberhard lachend an, indem sie ging.

„Bravo, o ich weiß, ich kann mich auf chère Bonnchen verlassen“, rief der junge Mann ihr heiter nach.

„Und nun fort!“ drängte Eberhard den Doctor, „der Wagen kann jeden Augenblick vorfahren, eilen Sie, Ihre Nichte zu empfangen, Ihre Nichte, hören Sie, Doctor!“

„Hm, hm“, sagte dieser, „meine Nichte, schon gut; aber wie nenn' ich sie, Sie oder Du?“

„Wie Sie wollen, halten Sie sich nur nicht unnöthig auf", setzte Eberhard halb ärgerlich hinzu.

„Nicht eine Minute! Ich stürze in mein Zimmer, ich mache eilig Toilette!" rief der Doctor im höchsten Amtseifer.

„Noch Toilette machen, unmöglich!" rief Eberhard.

„Ich bin aber in Hemdärmeln", wandte der Doctor ein; „kann ich sie in Hemdärmeln empfangen?" fragte er zaghaft.

„Nimmermehr, ziehen Sie meinen Rock an —"

Eberhard drang ihm das genannte Kleidungsstück auf. Es war dem Doctor viel zu lang und zu weit. Mit einer höchst komischen Bewegung schleuderte er den Aermel über das Handgelenk zurück, als seine Hand in der weiten Umhüllung desselben verschwand.

„Darf ich nicht lieber in Hemdärmeln?" wagte der Doctor abermals zu fragen, „Sie waren ja auch in Hemdärmeln auf dem Genfer See damals und die junge Dame nahm es Ihnen nicht übel. Zudem, Paragraph I, es kann Jeder thun, was er will, ich empfange sie in Hemdärmeln" — setzte er entschlossen hinzu.

„Aber wir sind hier in keinem Nachen auf dem Genfer See", sagte Eberhard, „und Sie sind kein junger Bursch' wie ich es damals war, der, als die Damen zu ihm in's Boot stiegen, weder mit häuslicher noch weltlicher Sitte, sondern nur mit der freien Natur zu thun hatte. Sehen Sie den Unterschied nicht ein?"

Sie waren eben über die Veranda in's Haus gegangen; da fuhr der Wagen über den Hof, Eberhard fand noch Zeit, den Doctor auf den Corridor hinaus zu schieben, er selbst eilte auf sein Zimmer, Toilette zu machen.

Der Wagen hielt und der Doctor am Schlage stehend und die Aermel zurück schleudernd, half den jungen Damen aus dem Wagen.

„Onkelchen!" sagte eine helle Mädchenstimme. Ein paar leuchtend schwarze Augen blickten ihn aus einem rosigen Gesichtchen fragend an.

„Ja wol, ja wol!" sagte er verlegen.

„Siehst Du wol, Jeannette, er ist ein alter Herr, wie ich sagte", wendete sich das junge Mädchen zu der ihr folgenden Begleiterin, „wie kann auch ein Onkel und Vormund anders als alt sein. Onkelchen, ich präsentire mich als Ihre Nichte, ich bin Isabella von Waldow." Sie reichte mit einer allerliebst zutraulichen und graziösen Bewegung dem Doctor die Hand, die in seinem weit überhängenden Aermel verschwand. Nachdem sie denselben naiv mit der andern zurückgeschoben, fuhr sie fort, ein lustiges Auflachen unterdrückend: „Ich kenne Sie übrigens schon. Wir haben uns vor einigen Monaten schon auf der Station gesehen. Sie traten mir auf die Schleppe und ein junger Mann, der dabei stand, sagte mir eine Sottise."

Der Doctor überhörte das Letzte. Er sah mit erschrecktem Blick Isabella's Kleid.

„Der Schaden ist ausgebessert", fuhr sie lachend fort, „und der Groll ist verraucht." Sie sah den Doctor freundlich an.

„Das glaube ich, wie könnte auch Groll auf dieser heitern, jungen Stirn eine Stätte finden!“ sagte er.

Sie standen, während sie diese Worte tauschten, noch immer vor der Thür, Madame Welling in derselben.

„Wer ist die alte Dame? Wollen Sie mich ihr nicht vorstellen, Onkel?“ fragte das junge Mädchen und eroberte, ob berechnet oder nicht, jedenfalls mit diesem einen Wort das Herz derselben, das, wenn auch den besten Gefühlen zugänglich, doch nicht frei von leicht zu bestechender Schwäche war.

„Sie ist chère Bonnchen, Madame Welling“, erklärte der Doctor, „sie ist das A und das Z der Junggesellenwirthschaft. Sie ist Alles in Allem im Hause, verständige Wirthin, Rathgeberin, Freundin —“

„Wollen Sie mir das Letzte auch sein“, bat das Mädchen mit herzgewinnender Freundlichkeit. Madame Welling schwebte im siebenten Himmel.

„Und hier, meiner lieben Jeannette auch“, fuhr Isabella fort. „Onkel, Sie haben Jeannette noch nicht begrüßt, Jeannette Dupont, meine Freundin, die französische Erzieherin in unserm Institut.“

„Auch aus der Schweiz?“ fragte Bonnchen mit einem Anklange von Heimatsgefühl.

„Nein, ich bin in Deutschland geboren“, entgegnete das Mädchen erröthend.

„Der Vater war Franzose, die Mutter eine Deutsche“, erklärte Isabella, „Jeannette spricht beide Sprachen gleich geläufig.

„Wahrhaftig, Sie sieht auch ganz deutsch aus“, sagte der Doctor überrascht.

„Ich empfinde auch so“, versicherte sie.

„Deutsch, ohne Arg und Falsch“, interpretirte der Doctor und überflog die jugendlich schlanke Gestalt, die vornehme Haltung der jungen Dame, ihre angenehmen Züge, die durch ein paar schöne große, kluge, graue Augen voll Unschuld und treuherziger Güte Ausdruck und Leben empfingen, und bei des Doctors Ausspruch von einem leichten Roth überflogen wurden, mit wohlgefälligem Blick.

„Recht hübsch“, dachte Madame Welling, „aber mein kleines Fräulein ist doch noch anders. Die tritt ganz anders auf als die Gouvernante, und muß es auch.“

„Bleiben wir denn hier vor der Thür stehen?“ raunte sie dem Doctor zu, als Isabella Jeannette auf den wunderschönen Nußbaum am Giebel des Hauses aufmerksam machte.

„Der Herr Baron würde doch seine Gäste in's Haus führen.“

„Ja so“, sagte der Doctor sich zusammenraffend und bot seiner vermeintlichen Nichte den Arm. „Seien Sie willkommen in Ihres Onkels Hause“, sagte er feierlich, nachdem er über die Schwelle geschritten, „möchten Sie sich heimisch hier fühlen. Möchten Sie das Glück an Ihres Onkels Herd finden, so wie Jeder, der in nähere Beziehung mit ihm tritt —“ — Isabella sah ihn überrascht an. Dies naive Selbstlob

widersprach zu sehr den einfachen Allüren des alten Herrn, um sie nicht mit dem höchsten Erstaunen zu erfüllen.

Der Doctor besann sich, „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, setzte er rasch hinzu, „und in diesem Hause heißt das oberste Gesetz: Es kann Jeder thun, was er will.“

„Herrlich!“ rief Isabella aus; „oh Jeannette“, setzte sie, zu dieser gewendet, hinzu: „dann hab ich gewonnen Spiel.“

„Paragraph I: es kann Jeder thun was er will“, wiederholte der Doctor und sah sich triumphirend nach der Welling um, als wollte er sie auffordern, zu bestätigen, daß er ganz in seines Freundes Sinn gehandelt habe.

„Treten Sie näher, meine Lieben“, fuhr er, sich in seiner Rolle heimischer fühlend, fort, „treten Sie näher, mein Freund wird sich freuen Sie kennen zu lernen. Mein Freund, der —“ er stutzte; er konnte sich nicht entschließen seinen eigenen schlichten Namen auf Eberhard's glänzende Persönlichkeit zu übertragen. In seiner Verlegenheit riß er die Thür zu Eberhard's Privatzimmer auf, ohne auf Madame Welling zu hören, die ihm vergeblich zurief, daß die grüne Stube für die jungen Damen eingerichtet sei.

Eberhard hatte seine Toilette in der neben seinem Wohnzimmer gelegenen Schlafstube vollendet. Er betrat sein Zimmer, in dem Augenblick, als der Doctor mit den Damen die Schwelle desselben überschritt.

Da Jeannette in dem Augenblick halb zurückgewendet mit Madame Welling sprach, die ihr halb verlegen, halb lachend erklärte, ihr Herr sei sehr zerstreut und führe die Damen in sein eigenes statt in ihr Zimmer, so gewahrte Eberhard nur Isabella, die, als sie ihn erblickte, frappirt stehen blieb, dann eine ziemlich kühle, abweisende Miene annahm und seinen Gruß mit vornehmer Herablassung erwiederte.

„Meine Nichte, meine liebe Nichte“, sagte der Doctor erklärend zu Eberhard.

Ueber dessen Gesicht flog ein Schatten, dem ein spöttisches Lächeln und ein unwillkürlicher Blick folgte, mit dem er den Anzug der Dame maß.

„Ich trage heute keine Schleppe“, sagte sie, „ich habe gelernt, daß sie nur in den Salon gehört und auf Reisen, wo man nie weiß mit wem man zusammentrifft, höchst unpraktisch ist.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine Gnädige“, entgegnete Eberhard mit tiefer Verbeugung und demselben spöttischen Zucken um die Lippen; „die Salonfähigkeit beweist sich namentlich auf Reisen am Allerwenigsten durch die Schleppe, der man überhaupt zu viel zumuthet wenn sie außer der Mode auch noch die Würde vertreten soll.“

Ein helles Roth stieg auf Isabellen's Wangen, eine heftige Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, Jeannetten's Dazwischentreten schnitt sie ab.

Sie hatte, durch Madame Welling's Unterhaltung abgezogen, nichts von dem kleinen Zwischenspiel gewahrt und wendete sich jetzt ganz arglos zu den Redenden. Kaum hatte sie jedoch Eberhard in's Auge gefaßt,

als sie mit ausgestreckter Hand auf ihn zugehend auf's Freundlichste sagte:

„O, das ist ja wider alles Vermuthen, daß ich Sie hier treffe; wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!"

„Und ich mich nicht minder", entgegnete er in lebhafter Erregung und der Spott aus seinen Zügen war verschwunden und hatte dem Ausdruck freudigster Ueberraschung Platz gemacht. „Sie haben unser flüchtiges Begegnen also nicht vergessen?"

„So wenig wie den Genfer See und die Alpen und die schöne Ferienreise in der Schweiz", entgegnete sie lebhaft, „das ist Alles zu einem Bilde verschmolzen."

„Auf dem ich zur Staffage gehöre", unterbrach er sie, und es klang fast ein Ton leisen Bedauerns durch seine Worte.

„Das weiß ich nicht; aber Sie gehören unabänderlich dazu", gestand sie naiv und bot ihm nochmals freundlich die Hand.

Mit großen Augen hatten die Uebrigen der Scene beigewohnt. Isabella blickte sichtlich unzufrieden zu der Bekanntschaft der Beiden. Der Doctor und Madame Welling hatten einen Gedanken, den: sie kennen einander, also ist die Komödie aus; nur dachte der Doctor: Gottlob, und Madame Welling zuckte die Achseln, als fände sie es Schade, daß der Spaß zu Ende sein sollte noch ehe er recht angefangen.

Eberhard's nächstes Wort riß sie Beide aus ihrem Wahn. Er bat den Doctor, ihn den Damen vorzustellen.

„Meine Nichte, Fräulein Jeannette Düpont", sagte dieser in höchster Verlegenheit.

„Jeannette!" wiederholte Eberhard halblaut, schüttelte wie ungläubig den Kopf und warf einen seltsam forschenden Blick auf die beiden Mädchen, dann wendete er sich zum Doctor.

„Sie sind zerstreut, Eberhard, mich sollen Sie vorstellen; haben Sie vergessen, wie's in der Welt zugeht?"

Des Doctors Verlegenheit fing an, ihm Spaß zu machen.

Der Doctor rieb sich die Stirn. Er sah Eberhard an, er machte ihm die drolligsten Zeichen.

„Ich habe wahrhaftig Ihren Namen vergessen", platzte er endlich heraus. „Es ist unedel, daß Sie mir nicht helfen. Sie blamiren mich vor den Damen, anstatt, daß Sie meine Zerstreutheit mit dem Mantel der Liebe bedecken sollten. Ihren Namen weiß ich nicht, Sie können mich todtschlagen", er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, die jungen Mädchen lächelten über seinen Eifer, Eberhard stand schweigend da, lachender Uebermuth und neckende Herausforderung in allen Mienen.

„Gut; da Sie mir nicht helfen wollen, helfen wir uns selbst", polterte der Doctor halb und halb wirklich ärgerlich weiter, „Herr Namenlos, meine Damen". Er wendete sich mit einer verbindlichen Miene zu diesen; „oder nein, ich weiß einen Namen, der vortrefflich paßt: Paragraph II. Nennen wir ihn Paragraph II."

Die jungen Mädchen blickten ihn verwundert an, der Doctor fuhr fort:

„Paragraph I: es kann Jeder thun, was er will; sehen Sie, nun muß ich aber Alles thun, was Der dort will und da nenne ich ihn Paragraph II.“

„Wie kann man thun müssen, was ein Anderer will? das ist schwach, Onkel“, entgegnete Isabella mit einem flüchtigen Seitenblick auf Eberhard, den er mit einer tiefen Verbeugung erwiederte.

„Ja, ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es ist der Fall“, versicherte der Doctor. „Wer hat immer Gründe für sein Thun!“

„Vielleicht weil Sie ihn lieb haben“, sagte Jeannette; Eberhard sah Sie überrascht an, dann wurde seine Miene sehr freundlich.

„Ja, weil ich ihn lieb habe, so wird's wol zusammenhängen“, bestätigte der Doctor, „weil ich ihn lieb habe. Wahrhaftig“, fuhr er mit einem treuherzigen Eifer fort, der seinem Ton eine unbeschreibliche Wärme gab, „mir steht Paragraph II viel höher als das Hausgesetz, das doch eigentlich nur ein in der Luft schwebendes ist.“

„Schade, wenn's keine Geltung hat; mir flößt es Vertrauen zu diesem Hause ein“, meinte Isabella.

„Fräulein von Waldau will also den Paragraph II nicht anerkennen?“ fragte Eberhard.

„Noch nicht“, tröstete der Doctor.

„Noch nicht!“ wiederholte Isabella, „niemals, Onkel.“

„So muß ich mich Ihren Damen einstweilen unter meinem landesüblichen Namen vorstellen“, sagte Eberhard, den der jungen Dame sichtlicher Widerwillen, die Opposition, die sie gegen ihn machte, belustigte und zu neuen Herausforderungen reizte. „Ich bin der Doctor Reinhard und als solcher Ihrer Befehle gewärtig, bis es mir gelingt, dem Spottnamen, den Ihr Herr Onkel mir gegeben, auch in Ihren Augen Geltung zu verschaffen.“

„Geben Sie das auf“, unterbrach ihn Isabella; „wenn ich anfinge Ihren Willen über den meinen zu stellen, müßte ich Ihnen erst eine Autorität über mich einräumen, und das wird nie geschehen.“

„Wer weiß!“ entgegnete er, „wir können's erleben.“

„Sie meinen, wer dem Onkel imponirt müsse es auch der Nichte? Sie irren sich. Ich halte es mit Paragraph I, Herr Doctor Reinhard.“

Sie sprach die letzten Worte in unbeschreiblich hochmüthigem Ton; er erwiederte sie nur, indem er ihr den Arm bietend zum Doctor sagte:

„Ich denke, Eberhard, wir führen die Damen in's Wohnzimmer, oder, wenn sie erst abzulegen wünschen, in ihre Stube und Madame Welling servirt uns dann unser kleines Diner.“

„Wir haben nicht viel abzulegen“, sagte Isabella, zu gleicher Zeit ihren Hut und Mantille abnehmend und sich in Eberhard's Lehnstuhl werfend.

„Das ist hier ein entzückendes Zimmer, ich denke wir bleiben hier bis zum Mittag, Onkel.“

„Ganz wie Sie wünschen, meine Liebe", gab der gefällige Doctor ihren Bitten nach.

Eberhard lächelte: „Es ist mir zwar eine große Ehre, in meinem Zimmer den Wirth machen zu dürfen."

Isabella sprang augenblicklich auf.

„Aber ich denke doch", fuhr er fort, „wir machen den kleinen Act der Zerstreutheit wieder gut, der Sie, liebster Eberhard, veranlaßte, die Damen anstatt in das Wohnzimmer in das meinige zu führen."

Abermals bot er Isabellen den Arm.

„Ich denke, Herr Haushofmeister, ich denke, mein Onkel macht hier den Wirth?" sagte sie spitz und legte ihren Arm in den des Doctors.

„Gott, was Sie für lange und weite Aermel tragen", fuhr sie dann fort, mehr in dem Bestreben eine unbefangene Miene anzunehmen, als weil die schon bemerkte seltsame Toilette gerade in dem Augenblick ihre spottende Laune gereizt hätte. „Ist das nicht schrecklich unbequem? Tragen Sie immer so lange und weite Röcke?"

Der Doctor sah erstaunt auf den seinigen. Es war ihm längst entfallen, daß es der Eberhard's war.

„Ja wahrhaftig", sagte er verwundert, „der Rock ist wirklich sehr weit und sehr lang, ich weiß nicht, wie das zugeht."

„Sie haben zufällig den meinigen angezogen", erklärte Eberhard lachend, „und das Fatum spielt dem gnädigen Fräulein arg mit. Sie wiesen den Arm zurück und greifen nach dem Aermel."

Isabella ließ augenblicklich des Doctors Arm los.

„Was wollen Sie sich incommodiren, Onkel", sagte sie, „Madame Welling zeigt uns wol unser Zimmer."

Sie zog Diese mit sich fort, der Doctor folgte, Eberhard bot Jeannette seinen Arm

„Kommen Sie, Fräulein Jeannette, sagte er und seine Stimme hatte den spöttischen Ton verloren, den sie gegen Isabella angenommen, „kommen Sie, Ihr Zimmer liegt auf dem entgegengesetzten Flügel. Bis wir es erreicht, habe ich Zeit Ihnen zu erzählen, wie es kommt, daß mein Freund hier aussieht wie ein Kleiderhändler, der seine zurückgebliebenen Waaren selbst aufträgt und Sie erzählen mir dann, wie es kommt, daß die Abkürzung von Jeannette Bella lautet. Sie sehen, ich habe nicht vergessen, daß Ihre Begleiterin Sie Bella nannte."

„Eine Reiselaune, weiter nichts", sagte Jeannette ausweichend.

„Damals oder jetzt?" fragte er.

Isabella wurde verlegen. Sie zögerte eine Weile mit der Antwort, plötzlich sah sie ihn bittend an.

„Sie müssen mich danach nicht fragen", sagte sie.

„Warum nicht? Ich frage so lange, bis ich Antwort habe", versicherte er.

„Wenn ich aber nicht antworten kann?" fragte sie rasch.

„So warte ich, bis Sie es können", versicherte er. „Dies Wiedersehen unter falscher Flagge beunruhigt mich. Ich war nicht neugierig

Ihren Namen zu erfahren, als wir uns damals nach der schönen Fahrt auf dem See trennten. Ich hatte Sie Bella nennen hören, meine Phantasie ergänzte die fehlenden Silben und meine Erinnerung nannte Sie Arabella. Wunderbar, daß ich nicht auf Isabella kam."

Er sah Jeannette mit sonderbar forschenden Blicken an, vor denen sie verlegen die Augen niederschlug; aber sie waren just an der offen stehenden Thür zur grünen Stube angelangt, in der Isabella Madame Welling verabschiedete und Jeannette, die günstige Gelegenheit ergreifend, zog ihren Arm aus dem Eberhard's und ging mit einer flüchtigen Verbeugung an ihm vorbei in das den beiden jungen Damen angewiesene Zimmer.

Die kurze Pause bis zum Mittagessen füllte Jedes in der ihm eigenthümlichen Weise aus. Eberhard in beschaulicher Ruhe auf seinem Lehnstuhl sitzend, eine Cigarre rauchend und den sich kräuselnden Wölkchen nachsehend, die der blaue Rauch in der Luft bildete. Weiß Gott, welche Schicksalsfragen er dabei im Stillen erwog!

In dem Zimmer der jungen Damen ging es lebhafter zu, wenn auch Isabella fast allein die Kosten der Unterhaltung trug und sich in ungehemmtem Redefluß bald über die Anmaßung Doctor Reinhard's ausließ, ihre Begegnung mit demselben auf der Eisenbahn schilderte und seine unpassende Art sie zu hofmeistern auf's Schärfste verurtheilte, bald in Lobeserhebungen über den Onkel überfloß und sich nur gar nicht genug verwundern konnte, wie er so ganz anders sei als sie ihn sich gedacht: „Ja, ganz anders als Franz ihn geschildert, aber", setzte sie hinzu, „Der hat ihn freilich auch in den letzten fünf Jahren nicht gesehen und was hat denn ein achtzehnjähriger Mensch für ein Urtheil!"

Ueber Jeannettens Gesicht flog ein feines Lächeln und sie warf Isabella einen neckenden, herausfordernden Blick zu.

Diese verstand gar wol, was sie meinte.

„Lach' nur; Mädchen sind mit achtzehn Jahren klüger als ein Mann mit vierundzwanzig", meinte sie, sich lustig auf dem Absatz umdrehend, „und", setzte sie mit scherzendem Zürnen hinzu, „unter vier Augen hört das Gouvernantenspielen auf, hörst Du wol?"

Madame Welling erstürmte des Doctors Thurm, um sich gegen ihn über die Gäste auszulassen; denn sie wußte, bei ihrem Herrn kam sie damit nicht an. Das kleine lebhafte Fräulein Isabella, die sie mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit behandelt, hatte ihr sehr gut gefallen.

„Für mich wäre sie herrlich", sagte sie naiv, „so ein rechtes Kind, mit dem sich spielen läßt, immer zum Plaudern bereit, immer ein Wort auf der Zunge, das heraus muß, weil ein anderes schon dahinter lauert und", setzte sie, sich vergnügt die Hände reibend, hinzu, „bleibt sie lange, so werden wir den Paragraphen los, denken Sie an mich; denn sie wird's dem Herrn schon zeigen, was das heißt, wenn Jeder seinen Willen hat."

„Meinen Sie?" sagte der Doctor zerstreut, „ja, ja, nun hätten wir

die Nichte im Hause und die Andere — ja, die Andere, das ist das Traumbild vom Genfer See."

Chère Bonnchen zuckte die Achseln. „Die Andere sieht recht gut und vornehm aus; aber sie ist doch nur die Gouvernante", sagte sie mit etwas herabsetzender Stimme.

Das Mittagsmahl war vorüber. Die heiterste Unterhaltung hatte es gewürzt und war um so unbefangener gewesen, als Isabella wider Willen, bestochen durch Eberhard's ruhig vornehme Haltung, den gereizten Ton aufgegeben, den sie erst gegen ihn angenommen und sich nun auch ihm von einer vortheilhaftern Seite gezeigt hatte.

Sie war ein verwöhntes Kind, das merkte man ihr an; heiter und unverständig, aber auch gut und unbefangen wie ein Kind, und in der Freundlichkeit, mit der sie den vermeintlichen Onkel behandelte, lag eben so viel Naivetät, als Herzensgüte in ihrem Benehmen gegen Chère Bonnchen. Der spöttische Ausdruck, mit dem Eberhard sie anfänglich betrachtet, wich allmälig wohlwollenderen Mienen. Dennoch blieb's ein halber Kriegsfuß zwischen Beiden. Desto ungetheilter war ihr Entzücken über den Onkel.

„Er ist der beste Mensch von der Welt!" rief sie aus, als beide Mädchen nach aufgehobener Tafel sich in ihr Zimmer zurückgezogen, „überhaupt es ist reizend hier!"

Sie riß beide Fensterflügel auf; die balsamische Sommerluft strömte herein, draußen im grünen Nußbaum musicirten die Staare. Isabella warf sich in den Sessel, der am Fenster stand.

„Hör doch, wie lustig das klingt!" fuhr sie fort, „gerade so, als wenn er erzählt. Weißt Du, es giebt wirklich nicht viel so nette Menschen . . ."

„So nett und so geistreich und interessant dabei", bestätigte die Freundin.

„Mit ihm kann man doch noch sprechen wie Einem der Schnabel gewachsen ist", plauderte Isabella weiter, „weiß Gott, ich halte nicht viel vom Respect. Er ist wie ein enges Corsett, schnürt Einem Körper und Seele ein, daß man kaum zu athmen wagt."

Jeannette lachte, die muntere Schwätzerin redete weiter:

„Wie leutselig ging er auf mein Geplauder ein, er plaudert selbst wie ein Kind."

„Das habe ich nicht gefunden", wandte Jeannette ein, „dazu ist Das, was er sagt, zu bedeutend. Er beherrscht die Unterhaltung, obgleich er nicht gerade viel spricht. Mit wenig Worten sagt er treffende Wahrheiten und Poesie und Witz würzen seine Rede."

„Witz?" wiederholte Isabella erstaunt. „Du meinst Scherz. Ich glaube zum Witz hat er ein zu freundliches Gemüth. Die scharfe Waffe überläßt er Anderen. Es ist überhaupt allerliebst, wie er sich zurückstellt, jeden Andern zur Hauptperson macht und sich doch nichts dabei vergiebt."

„Im Gegentheil", bestätigte Jeannette, „er bleibt doch immer der

Erste und das weiß er auch. Aber sein Selbstbewußtsein hat nicht eine Spur von Anmaßung und seine Elegance ist frei von jeder Stutzerhaftigkeit. Er hat eigentlich etwas Imponirendes!"

„Gott bewahre!" rief Isabella aus, „er imponirt mir nicht im Mindesten, ich habe ihn vielmehr gleich lieb gewonnen."

„Lieb?" sagte Jeannette.

„Ja, von Herzen, Du nicht?" fragte Isabella.

Jeannette blieb die Antwort schuldig.

„Sie sind ihm auch Alle gut", fuhr Isabella fort; „meinst Du nicht auch?"

„Gewiß", gab Jeannette zu, „und dabei haben sie mehr Respect vor ihm wie vor dem Onkel, der vielleicht etwas schwach in seiner Güte ist."

Isabella sprang auf.

„Der Onkel!" rief sie aus. „Himmlischer Gott! von wem sprichst Du denn, wenn nicht vom Onkel? Ich glaube wahrhaftig, sie singt dem Doctor Reinhard das Loblied!"

Jeannette war halb verlegen, halb ärgerlich; aber eine Ausrede versuchte sie nicht.

„Natürlich, ich sprach vom Doctor", sagte sie einfach, „ich glaubte, Du meintest ihn. Uebrigens gebe ich Dir in Beziehung auf den Onkel Recht. Er ist ein lieber Mensch und seine Heiterkeit ist herzerquickend; man wird mit fröhlich, man mag wollen oder nicht."

Isabella sah sie spöttisch an. „Deshalb warst Du wol den ganzen Mittag über so ernst und saßest da mit einem Gesicht so lang wie ein Kirchenfenster und so düster wie ein Grabgewölbe."

„Ich schämte mich unsers" — Isabella ließ sie nicht ausreden.

„Still, still, Du weißt doch, was Du mir versprochen hast!" fuhr sie heftig auf sie ein und preßte ihre kleine Hand auf Jeannetten's Lippen.

Als der erste Abend zu Ende ging und die kleine Gesellschaft, die ihn auf's Heiterste auf der Veranda verplaudert, sich anschickte auseinander zu gehen, brachte Eberhard ein großes, in Leder gebundenes Buch herbei und schlug es vor den jungen Damen auf.

„Mein Freund vergißt die alte häusliche, von den verstorbenen Herrschaften hier eingeführte Sitte", sagte er; „nein, Sie sind doch auch gar zu zerstreut, liebster Baron", fuhr er lachend fort, als der Doctor ihn mit unverkennbarem Erstaunen ansah, „haben Sie ganz und gar das Fremdenbuch vergessen?"

„Richtig, ja, ja, ich erinnere mich", sagte der Doctor, der aber ganz und gar nicht wußte, worauf es hinaus sollte.

„Es schreibt jeder ankommende Gast seinen Namen und jeder abreisende irgend ein Abschiedswort, scherz- oder ernsthafter Art, hinein", erklärte Eberhard, schlug das Buch auf und holte Feder und Tinte herbei.

Isabella fand die Sitte allerliebst, energisch ergriff sie die Feder und schrieb in raschen kecken Zügen Isabella von Waldau auf das Blatt.

„Hm", machte Jeannette unwillkürlich, als sie die Schriftzüge der Freundin überflog, zögerte einen Augenblick, sah Isabella zweifelnd an.

„Himmlischer Gott, sei nicht so langsam! Schreib, Jeannette Dupon heißt Du", trieb Isabella sie mit komischer Ungeduld an.

Jeannette schrieb langsam, über ihr Gesicht flog ein Schatten und ihr Auge hatte einen ernsten, fast scheuen Ausdruck, als sie es wieder von dem Blatt erhob.

Eberhard nahm das Buch, las langsam die beiden Namen, schlug es wieder zu und verschloß es in einem im Zimmer befindlichen Schreibpult. Der Doctor hatte keinen Blick auf die Schriftzüge geworfen und Niemand bemerkte das stille Lächeln mit dem Eberhard seine Handlung begleitete.

Mehrere Tage waren vergangen, vorübergeflogen vielmehr. Vorübergeflogen wie bunte Paradiesvögel reich an wechselndem Farbenspiel, das noch vor den Augen leuchtet, nachdem sie längst den Blicken entschwunden.

Es läßt sich oft sehr wenig vom Leben erzählen, namentlich wenn es in ländlicher Stille dahinfließt; aber dann ist es gerade am schönsten, wird es innerlich am tiefsten empfunden.

Ein wenig anders gestaltete es sich doch als bisher, wo die Herren allein gewesen. Der Doctor saß nicht Stunden lang oben in seinem Thurm allein oder Eberhard bei ihm, während Madame Welling oft zwei-, dreimal die Tischglocke ertönen lassen mußte, ehe sie herunter kamen. Die jungen Mädchen begleiteten den Doctor auf seinen Morgenspaziergängen, aus denen Spazierfahrten wurden; Eberhard nahm Theil daran und das Frühstück ward oft eine Stunde früher und gemeinschaftlich eingenommen.

Die Zeitung, die sonst auf's Genaueste gelesen und über deren Inhalt dann sich eine lebhafte Unterhaltung eröffnete, ward nur flüchtig durchflogen und statt dessen ein Band Goethe oder sonst ein classischer oder moderner Dichter hervorgeholt zu gemeinschaftlicher Lectüre. Eberhard las gut und sein weiches Organ gab der Musik Goethescher Verse volle Geltung. Bis tief in die Nacht hinein saß man draußen auf der Veranda, die von einer chinesischen Ampel magisch beleuchtet wurde, mitunter in dem tiefen Schweigen, das beredter oft eine harmonische Stimmung verkündet als Worte vermögen, das aber Isabellen's sprudelnde Lebendigkeit stets vor zu langer Dauer bewahrte. Sie war mit ihrem vermeintlichen Onkel ein Herz und eine Seele, der Doctor wurde zum Kinde mit dem heitern, übermüthigen Mädchen, das stets bald in komischem Trotz und Eigenwillen, bald durch das anmuthigste Schmeicheln ihren Willen durchzusetzen versuchte und auch durchsetzte, wenn er nicht an einer kaum fühlbaren Schranke scheiterte, die Eberhard ihr unbemerkt in den Weg schob.

„Was berechtigt ihn, hier den Herrn zu spielen?" sagte sie mehr als einmal zu ihrer Freundin; „er unterjocht den Onkel, es ist Zeit, daß das aufhört."

„Du meinst, daß die Herrschaft wechselt?" fragte Jeannette scherzend,

„Du willst ihn vom Freundesjoch erlösen und ihn unter das einer Nichte bringen?"

„O, ich denke noch an ein ganz anderes Joch, andere Ketten oder vielmehr Bande, süße Bande", sagte Isabella eifrig, „der Onkel darf nicht ledig bleiben, ich werde ihm Das schon klar machen."

Jeannette lachte laut auf.

„Verheirathen willst Du den alten Herrn?" fragte sie in höchstem Erstaunen.

„Hm", sagte Isabella energisch, „verheirathen will ich ihn. O, wenn er nur erst seine Einwilligung zu meiner Heirath gegeben hat, wenn er nur erst sieht, wie glücklich ich bin, wie viel besser es ist, eine nachgiebige, sorgende Frau um sich zu haben, als einen herrschsüchtigen, egoistischen Freund, dann wird es mir schon gelingen, ihn zu einem Schritt zu bewegen, der sein und mein und Dein, der unser Aller Glück bezweckt."

„Worauf ist's nun hierbei am Meisten abgesehen", fragte Jeannette belustigt, „auf unser Glück oder Doctor Reinhard's Ruin? Denn daß das häusliche Glück eine Mine ist, die den Tempel der Freundschaft in die Luft sprengen soll, hast Du ziemlich deutlich gesagt. Und ich? Welche Rolle spiele ich bei dem Beglückungsproject?"

„Die erste und beste nach der meinigen, die von keiner andren an Glückseligkeit zu übertreffen ist", entgegnete Isabella warm, „eine Hauptrolle jedenfalls, denn ich verheirathe den Onkel mit meiner besten Freundin."

„Danke ergebenst", sagte Jeannette, aber immer noch in scherzendem Ton.

„Es ist nur Trotz von dem alten Herrn, daß er es nicht schon längst gethan; ja, daß er jede Gelegenheit vermieden hat, es zu thun", fuhr Isabella fort. „Trotz! ich fühl's ihm nach. Ich würde mich auch auf das Aeußerste gegen Das sträuben, was so von Anderen über mich beschlossen wird, ohne mich auch nur zu fragen."

„Es war nie von einem Beschluß, es war nur von einem Wunsch die Rede", entgegnete Jeannette ernster werdend.

„Gleichviel!" wies Isabella den Einwand zurück. „Es ist ganz gleich. Er hat seinen Willen gehabt und seine Selbstständigkeit bewiesen. Er wird nun zu lenken sein, und ich will ihn lenken."

„Nicht zu mir hin, wenn ich bitten darf", sagte Jeannette noch immer mit hellem Lachen.

„Er ist ein allerliebster Mensch", fuhr Isabella fort, „es kann sich Jede gratuliren, die einen so guten Mann bekommt. Seine Frau wird es leicht haben, sie muß glücklich mit ihm werden."

„Schwer ist das Leichteste ohne Liebe, und dem Herzen, das liebt, muß auch das Schwerste leicht werden", sagte Jeannette träumerisch.

„Ich wüßte keinen Grund, ihn nicht zu lieben!" fuhr Isabella auf.

„Vielleicht nur den einen und denselben, der ihn, wie Du meinst, verhindert hat, seine Nichte Isabella von Waldau auch nur kennen zu

lernen, den Grund einer Vorherbestimmung, die unsere persönliche Freiheit beschränkt", wandte Jeannette ein.

„Weisheit vom Genfer See, aus der republikanischen Schweiz mitgebracht!" rief Isabella halb ärgerlich, halb neckend aus. „Nimm Dich in Acht, es ist schon mancher Freiheitsruf verhallt zu eines absoluten Herrschers Füßen, vor dessen Regiment mein Plan Dich vielleicht rettet."

Nun wandte Jeannette sich aber unwillig ab.

„Ha, es ist doch Wahrheit in meinen Worten und die Sonde, die ich in Dein Herz senkte, hat die richtige Stelle getroffen!" rief Isabella in halbem Schreck, „ich ahnte gleich nichts Gutes bei diesem Wiederfinden mit dem alten Bekannten. Solche Stunde in romantischer Umgebung verbracht, übt oft unberechenbaren Einfluß auf die Phantasie aus und unterwirft das Herz ihrem bethörenden Einfluß. O Liebchen, wenn Du diesen Menschen liebst, diesen anmaßenden, herrschsüchtigen" — sie unterbrach sich plötzlich — „liebenswürdig ist er bei alledem", setzte sie kleinlaut hinzu, und lachte dann über ihre eigenen Widersprüche, „aber es ist ja unmöglich — Du kannst ihn ja doch nicht heirathen —"

„Halt ein!" unterbrach sie Isabella, „Du bist ungerecht. Ich theile Deine Ansicht über den Doctor nicht, das ist Alles. Ich kenne wenig junge Männer, die gediegene Bildung und scharfen Verstand mit so viel Herzenswärme und mit so schwungvoller Phantasie vereinigen, wie er, die bei völliger Unabhängigkeit von der Meinung über Aeußerlichkeiten, doch so wenig gegen dieselben verstoßen, bei dem die angenehme Form so durchaus Folge seiner Empfindung ist, der —"

„Aber das finde ich ja Alles auch", gestand Isabella kleinlaut ein.

„Nun, was hast Du denn eigentlich gegen ihn?" fragte Jeannette.

„Daß sie ihm Alle zu Füßen liegen, das ärgert mich", brach Isabella los. „Alle, der Onkel, Madame Welling, die Dienerschaft. Er winkt und Alle fliegen. Wahrhaftig, es ist kein Wunder, wenn er anspruchsvoll wird. Das Befehlen versteht er schon ganz gut."

„Vielleicht auch das Danken", entgegnete Jeannette, „und vielleicht wird dem Einen so willig Folge geleistet, weil man das Andere schon als Sporn voraus empfindet."

„Ich möchte wol wissen, wer's ihm an der Wiege gesungen hat, daß er nur so um sich herum Alles commandirt. Wie kommt er dazu, der Herr Doctor Reinhard? Was treibt er hier beim Onkel? Was verbindet die beiden ungleichen Leute? Warum macht er sich in der hübschesten Stube des Hauses breit, während der Onkel in den Thurm hinaufgekrochen ist? Warum darf er hier den Herrn spielen? Warum thut der Onkel Alles, was er sagt; warum heißt es, daß hier Jeder im Hause Alles thun kann, was er will und Keiner etwas Anderes thut, als was ihm recht ist? Paragraph I! Ein schöner Paragraph, der nur für ihn gemacht zu sein scheint. Aber es muß einen besondern Zusammenhang haben und ich werde ihn schon herausbekommen."

„Frage ihn doch selber", unterbrach Jeannette lächelnd den Redefluß der Freundin.

„Hm, er läßt sich wol ausfragen!" sagte Isabella achselzuckend; „ich habe es versucht, heut' erst. Sahest Du nicht die boshaften Teufel, die ihm um Mund und Augenwinkel spielten, während er mich so höflich abfertigte, daß ich es ihm nicht einmal übel nehmen konnte? Nein, nein, für heut' habe ich wenigstens genug. Ich gehe zu Madame Welling, ich frage diese aus —"

„Du wirst doch nicht!" rief Jeannette erschrocken.

„Hm, ich werde, und obgleich die Alte mir auch vernarrt in den Doctor scheint, werde ich da wol noch die Macht haben ihn auszustechen. — Ich fühle mich heut' so recht in einer Eroberungslaune. Jetzt zu Madame Welling, dann zum Onkel. Ich beichte ihm Alles, ich erstürme mir mein Glück; ja, ich will doch sehen, ob der Doctor mich noch wie ein unmündiges Kind behandeln wird, wenn er hört, daß ich Braut bin", — sie flog davon. Der Freundin Versuch, sie zurückzuhalten, war vergeblich. In wenigen Minuten war sie aus dem Gesicht derselben entschwunden und quer über den Rasen laufend, stürmte sie an Eberhard, ohne ihn zu sehen, vorbei, über die Veranda in's Haus und hinauf in Madame Welling's Zimmer.

Jeannette aber ließ sich auf der nächsten Bank nieder und die Hände vor ihr Antlitz pressend, versank sie in tiefes Nachdenken und bemerkte es nicht, wie Eberhard, der, nachdem er dem an ihm vorbeistürmenden Mädchen einen lachenden Blick nachgeworfen, seinerseits gerade den Weg einschlug, den sie vorhin mit ihrer Freundin gegangen; bemerkte es nicht eher, als bis er, nur wenige Schritte von ihr entfernt vor ihr stehen bleibend, sie eine Weile schweigend betrachtet hatte. Er kam eben vom Doctor. Dieser war in ihn gedrungen, der Maskerade ein Ende zu machen. Ihm selbst war so zu Muth, als müsse der Scherz nun ein Ende haben, als sei das Leben im Augenblick zu ernsthaft schön, um es an ein kindisches und dennoch gefährliches Spiel wegzuwerfen. Sein Zweck, seine Nichte ungekannt von ihr kennen zu lernen, war erreicht; er kannte sie. Wie in einen Spiegel, so blickte er in ihre Seele hinein; aber ob Das, was er im Grunde derselben geschaut, seiner Erwartung, ob es dem Ideal entsprach, das er von weiblicher Liebenswürdigkeit in der Seele trug, ob es wetteifern durfte mit der Erinnerung an die Stunden auf dem Genfer See — oder ob jene nur der Anfang eines Zaubers gewesen, der fortwirkend und sein volles Recht behauptend jedem andern Eindruck diesen verdunkelnd entgegenwirkt, ja darüber mochte sein klarer, unbeirrter, seelenkundiger Blick wol längst mit sich im Reinen sein, wenn es auch in seiner Natur lag, selbst dann nicht aus dem ruhigen Geleise bedachter Handlung herauszutreten, oder gar das Ziel, dem er nachstrebte, den Augen Anderer vorzeitig zu enthüllen.

Er hatte des Doctors Vorstellungen schweigend mit angehört, er hatte dessen Frage, ob die Komödie dauern sollte, bis einmal durch Franzen's plötzliches Dazwischentreten der Scherz, wenn auch ohne seine Schuld, plump verrathen werde, nur geantwortet, Franz werde nicht eher kommen, als bis er ihn einlade; so habe er sich in dem ihm übersandten Te-

legramm ausgedrückt. Dann war er aufgestanden und in den Garten gegangen, wo entweder Jeannettens weißes Kleid, durch die Büsche leuchtend, ihm zum Wegweiser wurde, oder dunkler Herzenstrieb ihn zu der Stelle hinzog, wo sie in Gedanken an ihn dasaß.

Als sie aufblickte und ihn vor sich stehen sah, war es dennoch nicht Schreck, der sie einen Augenblick durchschauerte. Dafür stand sein Erscheinen in einem zu harmonischen Einklang mit ihren Gedanken. Es war mehr Ueberraschung, der ein ruhiges Gefühl der Freude folgte, das sie veranlaßte, freundlich zu ihm aufzusehen und ihm unbefangen an ihrer Seite Platz zu machen, ganz ebenso unbefangen, wie sie sich damals im Boot an seine Seite gesetzt — und dennoch mit einem ganz andern Gefühl im Herzen!

„An wen denken Sie?“ fragte er freundlich, ihr voll in die Augen schauend; „Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß Sie es nicht wissen?“ fuhr er fort, als sie mit der Antwort zögerte. Sie schüttelte leicht mit dem Kopf.

„Ich dachte an Helenen“, sagte sie, erschrak sichtlich und wurde dunkelroth, als das Wort herauskam. Er nahm nicht Notiz von ihrer Verlegenheit, brach von der Sache ab, sprach noch Dies und Jenes über den schönen Nachmittag, über den blauen Schmetterling, der da gerade vor ihnen in die Höhe flatterte, über sein kurzes Leben und das lange der Menschen, kurz, was der Augenblick so gab; dann sagte er auf einmal:

„Sie sind mir noch Beantwortung einer Frage schuldig. Ich fragte Sie einmal allein, da gaben Sie ausweisenden Bescheid; dann in Gegenwart ihrer Freundin, wie es gekommen, daß man Sie auf dem Genfer See Bella genannt, während Sie doch Jeannette heißen?“

„Hm, und meine Freundin antwortete Ihnen, daß es eine Marotte unserer Schulvorsteherin sei, alle ihre Lieblinge Bella zu nennen, von ihrem Schooßhündchen an bis zu den menschlichen Rivalen desselben.“

„So sagte sie, aber das war eine Nothlüge und ich möchte gern die Wahrheit wissen und zwar von Ihnen“, fuhr Eberhard fort. „Leiteten Sie die Abkürzung von Isabella oder Arabella ab, Fräulein Jeannette?“

„Von Isabella“, sagte diese rasch, trotz des Auswegs, den er ihr wies, nicht im Stande, etwas Anderes als die Wahrheit zu sagen.

„Und warum wurden Sie damals Isabella genannt?“

„Weil ich so heiße“, entgegnete sie ebenso bestimmt als vorher.

„Ich hörte damals Ihren Familiennamen nicht“, fuhr Eberhard fort „und dem, den man mir jetzt gesagt hat, mißtraue ich, denn Sie waren es nicht, die ihn mir nannten. Darf ich Sie danach fragen?“

Isabella zögerte in höchster Verlegenheit. Es schien ihr unmöglich, Eberhard's Fragen anders als wahrheitsgetreu zu beantworten und doch scheute sie sich, ihre Freundin treulos im Stich zu lassen, der zu Liebe sie sich zu der Intrigue entschlossen, deren Fäden der Leser wol ebenso gut in Händen hält als Eberhard; plötzlich fiel ihr ein Ausweg ein.

„Hm, Sie dürfen fragen“, sagte sie; „laut Paragraph I dürfen Sie fragen und laut Paragraph I darf ich schweigen.“

„Nicht doch, den Bescheid lasse ich nicht gelten“, wies Eberhard die erhaltene Auskunft zurück. „Ich erkenne die Macht an, die dieser ominöse Paragraph Ihnen giebt, aber ich bitte Sie um freiwillige Aufgabe desselben, als um eine Gefälligkeit oder eine Güte.“

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen, welchen Act des Vertrauens!“ sagte das Mädchen einigermaßen eifrig.

„Und das haben Sie nicht zu mir; freilich — Sie kennen mich so wenig —“

„Nein, nein, ich kenne Sie genug, ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, dem Freunde meines einzigen Verwandten — ich bin Isabella von Waldau“, unterbrach diese ihn rasch.

„Ich danke Ihnen, ich wußte es längst, aber ich wollte es gern von Ihnen hören!“

„Sie wußten es?“ unterbrach ihn abermals Isabella auf's Höchste erstaunt, „woher? Wie konnten Sie nur auf den Gedanken kommen, daß wir eine Täuschung beabsichtigten?“

„Es war nicht schwer zu rathen“, erklärte Eberhard. „Es ist wie beim Versteckspiel der Kinder. Man findet leicht die Schlupflöcher auf, in denen man sich gelegentlich selbst verbarg. Der falsche Name frappirte mich zuerst. Denn — ich hatte Ihre Briefe an den Onkel gelesen. Sie konnten unmöglich so schreiben und ganz anders sein. Fräulein Helene von Strahlen würde einen ganz andern Brief geschrieben haben, wenn sie ihres Onkels Einladung nach jahrelanger Vernachlässigung zu beantworten gehabt hätte.“

„Des Onkels Vernachlässigung!“ wiederholte Isabella erstaunt.

„Gewiß, er macht sich selbst Vorwürfe genug darüber“, fuhr Eberhard fort; „wie wenig hat er im Grunde für sie gethan!“

„Ich habe es nie gemessen“, sagte Isabella und man hörte es ihrem Ton, sah es ihrem Blick wol an, daß sie die Wahrheit sprach; „was er gethan, war des Dankes werth und ich habe es ihm warm und aufrichtig gedankt.“

Sie schwieg. Ueber Eberhard's Gesicht flog ein eigenthümliches Leuchten; Isabella bemerkte es nicht, wenigstens bezog sie es nicht auf sich. Ihre Empfindung war zu einfach, als daß es ihr hätte einfallen können, irgend ein Gewicht darauf zu legen. Es war ja auch gerade diese Einfachheit und Unbewußtheit, die ihm als ein Zug schöner Menschennatur so warm die Seele berührte, an der er sich freute wie an einem Gotteswerk, wie er sich über den blauen Schmetterling gefreut und über den Sonnenstrahl, in dem dieser von der Schönheit der Schöpfung Zeugniß ablegte.

„Was aber jetzt, nun Sie es wissen?“ fragte Isabella auf einmal mit komischer Rathlosigkeit. „Werden Sie uns nicht verrathen, werden Sie schweigen?“

„Es fragt sich, wie lange?“ entgegnete er scherzend.

„Nur, bis wir es selbst dem Onkel gesagt. Vielleicht hat's Helene schon gethan. Ich glaube, sie hat ihren Zweck erreicht. Sie sehen ja

selbst, sie wickelt den Onkel um den Finger, er kann ihr Nichts abschlagen. O, mir ist die Täuschung von Anfang an sehr zuwider gewesen; konnte ich aber ihre Bitte zurückweisen? Ihr Lebensglück hing davon ab!" erzählte Isabella eifrig.

Eberhard nickte zustimmend zu Allem, was sie sagte.

„Sie wollte also durchaus den Onkel erobern?" sagte er und es zuckte um seine Lippen und mit Mühe unterdrückte er ein Lachen.

„Ja, damit er dem Franz erlaubt, sie zu heirathen. Die Beiden lieben sich so sehr, haben sich schon lange geliebt. Was sollte sie auch Anderes thun, um des Onkels Willen zu ihren Gunsten zu lenken, als daß sie sich Mühe gab, seine Liebe zu gewinnen?"

„Gewiß, dies ist das beste Mittel", bekräftigte Eberhard; „es muß nur nicht berechnet sein, sonst können komische Mißgriffe dadurch entstehen und was längst geborgen scheint, kann noch scheitern an einem solchen. Das beste Mittel", fuhr er gedankenvoll fort, „dadurch herrschen, daß man sich Liebe erwirbt, und ohne es zu wollen oder zu wissen, den Willen Anderer zu seinem eigenen macht."

Isabella machte ein überraschtes Gesicht.

„Ist der Paragraph I auf diesen Grundsatz gebaut, ist das dessen wahre Bedeutung?" fragte sie.

„Das kommt auf jedes Einzelnen Verständniß an", entgegnete Eberhard.

„O, nun verstehe ich, in welchem Sinn man ein solches Hausgesetz geben kann", fuhr Isabella eifrig fort. „Es kann Jeder thun, was er will, aber es muß Jeder nur Das wollen, was dem Andern lieb ist, was Liebe ihn thun lehrt. Auf diesem Grundgesetz kann wol das Glück eines Hauses sicher ruhen. So hat es auch der Onkel gemeint, nicht wahr?"

„Was Liebe ihn thun lehrt", wiederholte Eberhard und sah Isabella gerührt an, „das wird wol das Richtige sein, gleichviel, wie es gedacht und gemeint war und welche Früchte von dem aufgepflanzten Freiheitsbaum gepflückt wurden. Durch Liebe herrschen, durch Liebe frei sein: das heißt einen unsichtbaren Blumenkranz um die Standarte der Freiheit winden, das Scepter der Willkür in einen Zauberstab des Glücks umwandeln. Der Paragraph kommt wieder zu Ehren. Selbst Bonnchen wird ihn unter diesen neuen Bedingungen passiren lassen."

„O, und wir erproben seine Macht gleich beim Onkel", ging Isabella in den angeregten Gedankengang ein. Sie sah Eberhard zutraulich an. „Ihnen thut er Alles zu Liebe", fuhr sie fort, „könnten Sie nicht Fürsprache für Franz und Helene einlegen, wenn der Onkel etwa noch auf seiner Weigerung beharren sollte?"

„Können Sie mir die Garantie geben, daß dies junge, der innern Festigkeit noch entbehrende Mädchen, dieses Kind des Augenblicks, jedem Eindruck widerstandslos hingegeben, den Regungen eines veränderlichen Temperaments unterworfen, daß sie es wirklich schon im Stande sein oder es auch nur jemals lernen wird, ihren Mann glücklich zu machen?"

„Wer kann bei Schließung einer Ehe für den Ausgang stehen",

entgegnete Isabella, denn nun sie demaskirt, wollen wir ihr auch ihren wirklichen Namen wieder geben. „Die einzige Garantie des Glücks liegt doch in der Liebe, und meinen Sie, daß es einen bessern Lehrmeister giebt, als diese selbst es ist?“

Eberhard, obgleich das volle Gewicht Dessen empfindend, was Isabella gesagt, die gerade wieder wie aus seinem Herzen heraus gesprochen hatte, antwortete dessenungeachtet nicht, sondern gab seinem eigenen Gedankengang Folge, als er fortfuhr:

„Aufrichtig gesagt, mir will diese Art und Weise, seine eigene Sache in verdecktem Spiel zu führen, nicht gefallen. Es ist mindestens ein auffallender Entschluß bei einer jungen Dame, ungekannt und uneingeladen —“

„Uneingeladen nicht“, fiel Isabella ein, „denn ich war ermächtigt, mitzubringen, wen ich wollte.“

„Es würde sich doch nicht Jede zu dieser Begleitung in das Haus eines unverheiratheten Mannes entschlossen haben“, sagte Eberhard.

„Ziemte es sich für mich, so paßte es auch für jede Andere meines Alters und Geschlechts“, entgegnete Isabella, „und ich konnte unmöglich annehmen, etwas Ungehöriges zu thun, indem ich der Einladung meines Onkels und Vormunds Folge leistete.“

„Wenn er nun ein junger Mann gewesen wäre“, sagte Eberhard und warf einen forschenden Blick auf Isabella.

„Wenn!“ wiederholte sie. „Nun, dann wäre es seine Schuld gewesen. Ich hatte ihn nie gesehen und habe an nichts weniger gedacht, als an sein Alter.“

„Kennen Sie Herrn und Frau von Strahlen“, fuhr Eberhard fort.

„O ja, der Vater hat nur zwei Gedanken, seine Professur und seine Frau, und die Mutter zwei andere, ihren Mann und ihre Wirthschaft“, erzählte Isabella, „dazwischen wuchs Helene wild auf wie die Rebe am Weinstock, die der Gärtner anzubinden vergessen. Was sie ist, ist sie aus sich heraus. Aus eigenem Entschluß, wenn auch natürlich mit Bewilligung der Eltern, kam sie in die Pension und war eine fleißige und beliebte Schülerin. Ihr gutes, großmüthiges Herz, ihr grundehrlicher Charakter erwarben ihr viel Freunde. Sie hätte verkümmert sein können an Herz und Seele durch ihre vereinsamte, unbeachtete, liebeleere Kindheit; daß sie es nicht ist, verräth eine kernhafte, schöne Natur.“ Eberhard hörte mit einer Theilnahme, einem Interesse zu, von denen sehr zweifelhaft war, ob sie mehr der Vertheidigten oder der Vertheidigerin galten.

„Und doch hielt Ihr Onkel“, sagte er dann nach einer Pause, „so wenig von Helenen's Liebesroman, daß er aus Rücksichten verständiger Klugheit und um seine arme Nichte standesgemäß zu versorgen, vielleicht auch, weil er selber gewisse Wünsche nicht zu erfüllen gewillt war, — daß er, der blöde Thor! ja, daß er, um es kurz zu sagen, Franz mit Ihnen zu verheirathen gedachte! Er hoffte auf eine Herzenseroberung

auf den ersten Blick. Sie ist meist das Werk eines Augenblicks, des ersten Augenblicks, Fräulein Isabella."

Er hatte das Alles ganz langsam und bedächtig und ohne sie anzusehen gesagt, erst als sie sich unwillig von ihrem Platz erhob, blickte er auf.

„Herzenseroberung vollzieht sich nur aus Herzensfreiheit", sagte sie lebhaft, „das heißt Freiheit des Herzens, sich nach eigener Wahl zu verschenken. Ich hoffe, der Onkel wird mir dasselbe Recht der Herzensfreiheit zuerkennen, das er für sich in Anspruch nahm, als er mit Recht verwarf, was Andere für ihn gewählt."

„Herzensfreiheit, der die Wellen des Genfer Sees das Auferstehungslied sangen!" sagte Eberhard halblaut, mehr einem schwärmenden Gedanken Ausdruck gebend, als zu ihr sprechend. Sie hatte, von ihren eigenen Gedanken benommen, nicht darauf gehört. Ihre erste aufwallende Entrüstung hatte sich gelegt.

„Es war wenigstens nicht nach Paragraph I gedacht", fuhr sie ruhiger, wenn auch immer noch mit tiefem Ernst fort. „In diesem Project verräth sich Tyrannei, Willkür — und ich würde zum Schutz gegen dasselbe vielmehr den Paragraph I für mich anrufen. Ich heirathe nur Dem zu Liebe, den ich über Alle lieb haben werde! Sagen Sie das dem Onkel, wenn er des Plans gegen Sie erwähnt."

„Ich soll es ihm sagen? Sie haben es ihm selbst gesagt — Isabella, ja, empfangen Sie mein Geständniß und verzeihen Sie uns oder vielmehr mir die Täuschung, die ich mir erlaubt", sagte Eberhard eindringlich.

Sie stand sprachlos vor ihm, er fuhr mit steigender Wärme fort:

„Ja, ich bin Ihr Onkel, bin der jüngste Bruder Ihres Vaters, Isabella; mir wurde die Liebespflicht zu Theil, der Beschützer Ihrer Kindheit und Jugend, der Schöpfer Ihres Glücks zu sein, ich übertrug das Eine fremden Händen, ich wies das Andere schnöde ohne Prüfung, ohne Sie nur gesehen zu haben, von mir. Am Morgen, als Sie kommen sollten, ergriff mich die Scham, die Scheu. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, vor Sie hintreten zu sollen mit dem vollen Bewußtsein, so wenig auch nur im Namen der Verwandtschaft für Sie gethan zu haben. Ich setzte die herbsten Vorurtheile bei Ihnen voraus, nein, widersprechen Sie nicht, sie wären mir zu sehr gerechtfertigt gewesen. Ich wußte, daß mich mein schlimmes Bewußtsein verlegen und schroff gegen Sie machen könnte, ich glaubte, daß Sie sich mir kalt und fremd zeigen würden. Ich wußte nicht, daß Sie unfähig sind, falsche Bilder der Seele wiederzustrahlen, und so meinte ich, wir würden uns leichter kennen, Sie mich milder beurtheilen, wenn Sie mich kennen lernten, ohne zu wissen, wer ich bin. Der gute Doctor Reinhard ging auf meine mir plötzlich aufgestiegene Idee ein — wir haben die Rollen getauscht, wie Sie und Helene, anfänglich mir ein unsäglich komischer Gedanke, aber er ist ernster geworden jeden Tag und wie ein ertappter Schüler stehe ich vor Ihnen, werfe die Narrenkappe ab und bitte Sie,

haben Sie ein mildes Auge für das ehrliche Menschenantlitz unter derselben."

Er hatte lebhaft und mit warmem Ausdruck gesprochen, er sah ihr mit seinem herzgewinnend freundlichen Auge in das ihre, um seine Lippen zuckte die innere Bewegung und stritt mit dem Lächeln, das unwillkürlich durch die Komik des nun enthüllten Doppelspiels hervorgerufen wurde, sein Herz klopfte vor Erwartung über Isabellen's Ausspruch.

Sie reichte ihm beide Hände hin.

„O, nun weiß ich doch, warum ich Ihnen gleich so gut war, lieber Onkel", sagte sie einfach.

Ihm wallte das Herz hoch auf, ihm war zu Muth, als müsse er sie innig an dasselbe drücken, Andacht vor der reizenden Naivetät des Mädchens unterdrückte die Regung der Leidenschaft. Ihre beiden Hände fassend und sie zwischen den seinen drückend, sagte er mit tief bewegter Stimme:

„Isabella, holdes Kind, so rein, so klar, so durchsichtig wie Bergkrystall! O, daß ich schon damals gewußt, wer Du seist — Du Mädchen vom Genfer See! Aber nein, es ist besser so. Kein störender Nebengedanke knüpfte sich an die Erinnerung, kein Erdenstaub trübte den Aether, in dem die Liebe ihre Blüthenzweige entfaltete."

Isabellen's Antwort starb an seinem Herzen dahin und bald darauf wandelten Beide Arm in Arm durch die entlegensten Gänge des Parks, bald in tiefes, seliges Schweigen verloren, glücklich in dem Gefühl, einander für ewig anzugehören, bald jene süßen Erinnerungen mit einander austauschend, an die sich so lieblich das neu erwachte Verständniß für die volle Poesie des Daseins, die unzerstörbare Hoffnung auf die ewige Dauer dieses Glückes anknüpft.

Indessen saß Helene bei chère Bonnchen und hatte schon all' die Geschichten von Eberhard's Kindheit, all' die Schilderungen des häuslichen Lebens seiner Eltern gehört, die der guten Alten wie aus einem unerschöpflichen Quell der Erinnerung flossen.

„Erzählen Sie mir weiter; ich höre so gern zu", ermuthigte sie Bonnchen bei einer abermaligen Pause, „Sie lieben also Ihren Herrn sehr?"

„Ueber Alles", versicherte Bonnchen und legte ihre runde Hand auf ihr Herz, „wie sollte ich ihn nicht lieben, habe ich ihn doch aufwachsen sehen, habe ihn auf meinem Arm getragen —"

„Sie Ihren Herrn! Unmöglich, er muß ja beinahe so alt sein als Sie", unterbrach sie Helene erstaunt.

Madame Welling erschrak. Sie war aus der Rolle gefallen, hatte über dem Erzählen von Eberhard ganz und gar vergessen, daß der Doctor jetzt seine Stelle einnahm. Wie machte sie das wieder gut! Sie faßte rasch ihren Entschluß.

„Ich bin doch immer ein gut Theil älter", sagte sie dreist. „Ich war noch jung, als ich in's Haus kam und älter als fünfunddreißig ist er auch nicht."

„Fünfunddreißig", wiederholte Helene, „er sieht mindestens aus wie fünfzig."

„Gott bewahre", rief Bonnchen aus, die es wußte, daß der Doctor erst fünfundvierzig war und im Eifer, das zu constatiren, wieder die verabredete Komödie vergaß. „Fünfundvierzig ist er, ich weiß es genau, aber sehen Sie, so 'n armer Landpfarrerssohn hat kein ganz leichtes Leben gehabt und wird alt, noch ehe er jung war."

Helene sah sie kopfschüttelnd an. „Aber, liebe Madame Welling, chère Bonnchen, wie zerstreut Sie sind; ich spreche ja vom Onkel, der ist doch im Leben kein Landpfarrerssohn."

Bonnchen lachte hell auf.

„Nein, wahrhaftig, das ist er nicht. Sprachen Fräulein Isabellchen vom Herrn von Waldau? Ich dachte, wir sprächen vom Doctor Reinhard."

„Nun, der sieht wahrhaftig erst recht nicht nach einem schweren Leben, der sieht erst recht nach guter Pflege aus", meinte Helene noch immer arglos.

„Hm, dafür bin ich auch da", sagte Madame Welling. Jetzt wurde Helene aufmerksam. Die Confusion der alten Frau war doch zu sonderbar. Hier war etwas nicht ganz in Richtigkeit. Die Wahrheit fing an ihr zu tagen.

„Woher kommt denn eigentlich die Freundschaft zwischen Beiden?" forschte sie weiter.

„I", sagte Bonnchen, „der Doctor ist ja der alte Lehrer von meinem Herrn."

„Der alte Lehrer!" wiederholte Helene.

Wieder bemerkte Bonnchen ihren Mißgriff, während auf dem Gesicht des Mädchens verrätherische Lichter blitzten, Spott und Unwillen, Lachen und Schreck.

„Der alte Lehrer!" wiederholte sie noch einmal.

„Ja, der alte Lehrer", bestätigte Bonnchen, muthig dem Moment der Entdeckung, dem nicht mehr auszuweichen war, entgegengehend.

„Der jung aussieht", setzte Helene hinzu.

„Justement, c'est ça", bekräftigte Madame Welling tapfer.

„Und der Schüler ist der junge Herr, der alt aussieht", fuhr Helene fort.

„C'est ça," sagte Bonnchen, vor lauter Verlegenheit in ihr altes, fast vergessenes Französisch zurückfallend.

Helene sprang auf.

„Gott im Himmel, was habe ich da gemacht!" rief sie händeringend im Zimmer auf- und abschreitend. „Des Onkels Herz wollte ich mit Sturm erobern und das des Doctors habe ich gewonnen. Ein prachtvolles Herz, aber was mach' ich damit! Er kann mir nicht helfen. Was fang' ich an! Dem Onkel habe ich getrotzt, habe ihn geärgert vom ersten Augenblick unseres Begegnens an. Was hatte er mich zu tadeln als mir der Doctor die Schleppe abtrat und mir das: „Ungeschickt" entfuhr?

Wenn er den simpeln Doctor spielen wollte, wozu denn der Stil des vornehmen Mannes, das Hausherrnrecht, die Allüren des Onkels — mußte mir das nicht als Anmaßung erscheinen? Er ist ein Tyrann trotz seines Paragraph I. Der unselige Paragraph! — nicht was er will, sondern nur was recht ist, muß Jeder thun. Hätte ich doch dem Nichten die Cour gemacht!"

Sie stürmte an Bonnchen vorbei, hinaus auf die Veranda.

Dort saß der Doctor, einen Foliobaud vor sich aufgeschlagen auf den Knieen. Sie rief ihn so heftig bei seinem Namen, daß er vor Schreck den Band fallen ließ. Sie achtete nicht darauf. Sie sah auch nicht, daß Eberhard und Isabella aus dem Park kommend fast die Treppe, die zur Veranda führt, erreicht hatten, sah auch nicht, daß ein junger Mann in ihrer Gesellschaft war, dessen Nähe sie, dem Katechismus der Liebenden zufolge, schon instinctiv hätte ahnen müssen. Sie war wieder nichts als ein ungezügeltes, von den Eindrücken des Augenblicks beherrschtes Naturkind, als sie, dem Doctor das Buch aufhebend und ihn dann stürmisch bei der Hand fassend, vorwurfsvoll ausrief:

„Warum haben Sie mich denn betrogen, Doctor Reinhard, warum führten Sie mich doch so auf's Glatteis? O, ich weiß Alles; ich kenne die ganze Komödie. Sie ist schändlich. Ich hatte mir's so hübsch ausgedacht. Nicht Sie, den Onkel wollte ich erobern! Sie wären mir ohnehin gut gewesen und Sie haben auch gar keine Macht über Franz und mich. Wenn Sie sie hätten, Sie würden uns Ihre Einwilligung zu unserm Glück nicht versagen. Sehen Sie, wie ich mir das Alles dachte. Ich kam hierher. In zwei, drei Tagen liebte mich der Onkel. Dann kam Franz. Er wollte kommen, auf der Rückkehr von Helgoland wollte er kommen. Seine Ueberraschung mich hier zu finden, verrieth Alles. Ich fiel dem Onkel um den Hals; ich hatte nämlich keine Ahnung davon, daß der Onkel ein junger Mann sei. Ihnen fiel ich um den Hals, was konnte ich Besseres thun? Franz fiel mir wieder um den Hals, was konnte er Besseres thun — und der Onkel, von so viel Liebe gerührt, gab seine Einwilligung. Und nun ist aus alledem Nichts geworden — Nichts!"

Der Doctor hatte mit maßlosem Erstaunen der etwas wirren Auseinandersetzung, für ihn noch wirrer, weil er nicht wußte, daß nicht Isabella, sondern Helene vor ihm stand, mit angehört. Die kleine eifrige Rednerin hatte aber noch weitere Zuhörer und einer derselben ließ sich nur durch einen ernsten Blick Eberhard's zurückhalten hinauf zu stürmen und den Redefluß mit, Gott weiß was, zu unterbrechen.

„Sie lieben Franz, Sie meinen doch den jungen Baron Waldau", sagte der Doctor, nachdem er einigermaßen die Situation begriffen; „mein Gott, dann ist ja Alles gut und meinem lieben Freund Eberhard glückt's wieder prächtig mit seinem Paragraphen, der Jedem Willensfreiheit giebt, die Jeder zu seinen Füßen abschwört. Er will ja gerade Franz mit seiner Nichte Isabella verheirathen!"

„Mit Isabella! das hätte noch gefehlt!" rief Helene im höchsten

Unwillen, „das darf er nicht thun und das werde ich ihm sagen.“ Sie wollte weiter stürmen. Ihr Fuß stockte, ihr Auge blickte starr auf einen Punkt.

„Das wird er nicht thun, denn Isabella ist meine Braut“, sagte Eberhard.

Helene war zu Muth als träumte sie. Sie sah Eberhard und Isabella vor sich stehen, glückstrahlend; sie sah wie der Doctor auf Eberhard los stürzte und ihn in seine Arme schloß, sie sah Bonnchen, die mittlerweile ihr nachgekommen war, vor Eberhard knixen und sah Thränen über ihre Wangen laufen, sie sah noch Jemand, aber das war ja erst recht eine traumhafte Erscheinung, obgleich es ihr doch Wirklichkeit zu sein dünkte — sie sah, daß Franz da stand, daß sein wärmster, freundlichster Blick sie traf, daß er zu ihr zu wollen schien und daß Eberhard ihn zurückhielt — erst in Isabellen's Armen kam sie zu sich.

„Es ist Wirklichkeit“, flüsterte diese ihr zu; „Du träumst nicht. Eberhard und ich sind verlobt und er ist der beste, liebenswürdigste Mensch von der Welt. Schließe Frieden mit ihm. Er weiß Alles, Du kannst gar nichts Besseres thun, als ihn lieb haben.“

Mit einem tiefen Seufzer machte sich Helene aus Isabellen's sie umschlingenden Armen los, sie warf einen schüchternen Blick auf Eberhard, es war Etwas in seinen Mienen und Geberden, das für einen Augenblick den Ernst verscheuchte und der Komik der Situation den Sieg gab. Eberhard's leises Lachen steckte sie unwillkürlich an. Ebenso unwillkürlich reichten sie einander die Hände.

„Ja, und Gottlob, daß Sie nicht meine Nichte Isabella sind“, sagte er, „denn die wollte ich mit Franz verheirathen und dann hätten Sie's ja schon mir zum Aerger nicht gethan.“

„O“, sagte sie — brach aber schnell ab. Ein halb schüchterner, halb auffordernder Blick flog zu Franz hinüber, im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite, hatte ihre Hand ergriffen, sie feurig an seine Lippen gedrückt und Helene mit seinem rechten Arm umschlungen.

„So werden wir ihn endlich los, den Paragraphen I“, triumphirte Bonnchen, indem sie die beiden jungen Paare strahlenden Blicks anschaute.

Doch Eberhard sagte mit seinem feinen Lächeln: „Nein, liebes Bonnchen, Paragraph I. bleibt in Kraft, aber auf den Vorschlag meiner Braut wird es künftig heißen:

„Es kann Jeder thun was er will, aber es darf Jeder nur Das wollen, was Liebe ihn thun lehrt.“

Walter Scott.

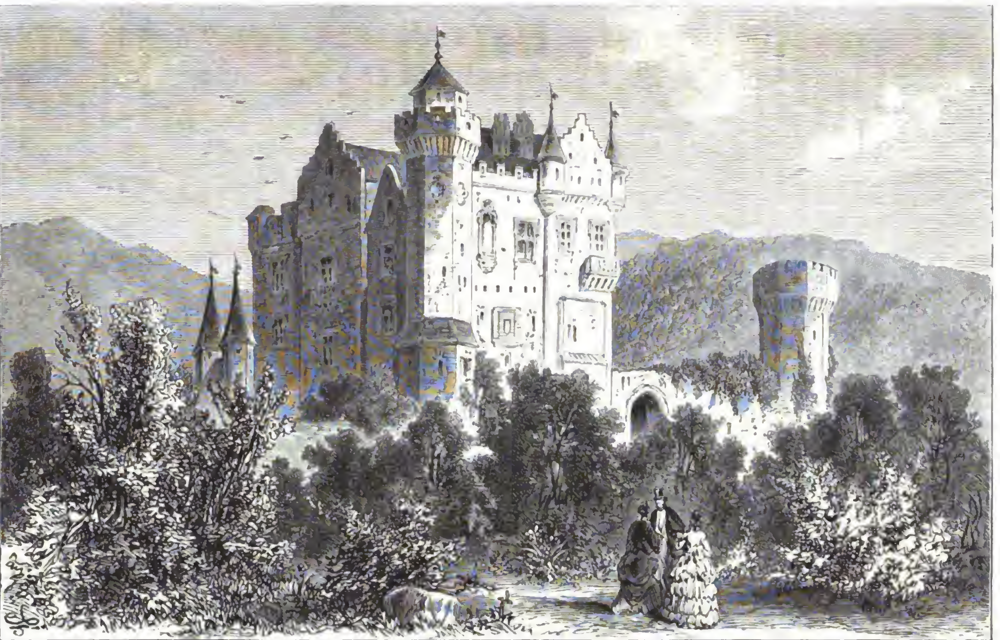
Am 15. August werden es hundert Jahre, daß zu Edinburg der große Romandichter unseres Jahrhunderts geboren wurde: Walter Scott. Diese Zeilen sollen seiner gedenken. Es kann nicht meine Absicht sein, Neues, sei es über den äußern Gang seines Lebens, sei es über seine Werke oder seinen Charakter sagen zu wollen; — selten ist ein Dasein so liebevoll beobachtet, so ausführlich, bis zum Minutiösen, dargestellt worden; mir verbleibt nur zurückzublicken, zusammenzufassen und dem Gefühle des Dankes darüber, daß er der Welt geschenkt wurde, Ausdruck zu geben. Wenige haben gelebt, die so viele Herzen gelabt, erheitert, erhoben haben. Er konnte es, weil er vor Allem eine unendlich liebenswürdige Natur war und Großes und Kleines, das er schuf, den gleichmäßigen Ausdruck einer reinen und schönen Seele darstellte. Er reiht sich jenen Auserkorenen an, zu denen die Decadencezeiten zurückzukehren haben, um sich Gesundheit zu trinken.

Walter Scott, wir recapituliren, erblickte am 15. August 1771 das Licht der Welt. Seine Mutter war eine Rutherford. Der Knabe schien kerngesund: mit anderthalb Jahren indeß bekam er das „freiwillige Hinken". Alle angewandten Mittel (beispielsweise Einwicklung in die Haut eines frischgeschlachteten Kalbes) schlugen fehl; so traf es sich denn später, daß die beiden großen zeitgenössischen Poeten Englands und Schottlands Hinkefüße waren: Lord Byron und Walter Scott.

Von Jugend auf zeigte er eine eminente Begabung. Geschichten und Gedichte übten eine wunderbare Wirkung auf ihn; die alte Ballade von Hardyknut, so lang sie war, konnte er in seinem sechsten Jahre auswendig, und wenn er später Dichtungen recitirte oder las, fühlte er sich jedesmal inmitten der Action und zitterte, weinte, lachte, je nach dem Inhalt. Als er, durch einen Zufall, die Bekanntschaft einiger Bände Shakespeare machte — er mochte damals elf Jahre sein — sah er, um mit Schlegel zu sprechen, den Vorhang von einer neuen Welt „hinweggezogen"; im Hemd, am Kaminfeuer sitzend, las er beim Schein der Flamme bis in die Nacht hinein; — entzückende Stunden, die ihm immer in Erinnerung geblieben sind.

Walter wurde für die juristische Carrière bestimmt. Auch der Vater bekleidete ein Amt beim schottischen Gerichtshofe. Es scheint nicht, daß der Sohn mit eigentlichem Widerstreben in diesen Beruf eintrat, trotzdem er in späteren Jahren, humoristisch wie immer, schrieb: „Eine schottische Eigenthümlichkeit ist es, daß Jeder glaubt Jurist werden zu müssen. Ist er dumm — die Juristerei wird ihn klug machen; ist er arm — so wird er reich werden; ist er leichtfertig — so wird er sich Würde aneignen; ist er begütert — so kann ihm der Posten eines Grafschaftsrichters gar nicht entgehen. So wird Alles Jurist, und Keiner kommt zu Etwas." — Es ist andern Orts ziemlich ebenso.

Wir gehen über das nächstfolgende Jahrzehnt seines Lebens schnell hinweg; sechsundzwanzig Jahr alt vermählte er sich, zwei Jahre später wurde er Sheriff von Selkirk; er war beliebt, er prosperirte, ein weiteres Emporklimmen auf der Rangstaffel schien ihm gesichert. Der Gedanke einer literarischen Laufbahn lag ihm damals noch fern, um so ferner wol, als er, bei einem starken aristokratischen Gefühl (übrigens darin ganz mit der öffentlichen Meinung übereinstimmend), eine Schriftstellerexistenz nicht als voll und ebenbürtig ansehen mochte. Er ahnte nicht, daß sein Poetenthum, das er bis



Abbotsford.

dahin nur „comme amateur“ und nach Art eines höher potenzirten Gelegenheitsdichters geübt hatte, ihn innerhalb zweier Jahrzehnte über alle Lordoberrichter seines Landes erheben würde. Wenn es nach Ablauf dieser Epoche vielleicht noch Einen gab, der dies bezweifelte, so war dieser Eine er selbst.

Ich sagte, er betrieb die literarischen Dinge comme amateur; ich hätte auch sagen können, er betrieb sie als Sammler. Eine alte Ballade entdecken, stand ihm noch höher, als eine neue schreiben; er suchte, er forschte, er reiste im Lande umher, und noch um zehn Jahre früher als die Gebrüder Grimm auf sehr ähnliche Weise jene Märchen sammelten, die seitdem wol unbestritten eins der gefeiertsten Bücher aller Zeiten und aller Literaturen geworden sind, hatte Scott ein verwandtes Sammelwerk zusammengetragen: „Die alten Balladen des schottischen Grenzlandes“ (the Minstrelsy of the scottish border.) War dies ein Schatz in sich, so lag doch sein größter Werth darin, daß ein viel größerer noch aus ihm emporwuchs, ein Schatz, der damals von Niemandem, am wenigsten von dem Sammler selbst geahnt wurde. Nur ein einziger Kritiker, der das Werk besprach, machte die prophetische Bemerkung, „daß in dieser Minstrelsy der Stoff zu hundert historischen Romanen enthalten sei“. Er hatte wahr gesprochen.

Diese „hundert historischen Romane“ ließen freilich noch auf sich warten, wenigstens in der Form auf sich warten, in der der moderne Roman zu uns zu sprechen pflegt; aber doch begann diese Collection von Balladen sofort ihre Frucht zu tragen und zwar, wie billig, zunächst beim Sammler selbst. Walter Scott, durch andauernde, hingebendste Beschäftigung mit diesen Dingen, hatte sich die Geschichte seines Landes, dabei gleichzeitig die scharfgezeichneten Localitäten, die den Hintergrund oder die Bühne für all' dies Geschehene bildeten, und endlich, als Wichtigstes, den in seiner Simplicität so tief treffenden Klang der alten Balladen so ganz zu eigen gemacht, daß er, schöpferisch von Grund aus, in demselben Augenblick, wo er zu produciren begann, nun auch im Einklang mit Allem, was Jahrelang auf ihn eingestürmt war, an die Gestaltung des in ihm Lebenden herantreten mußte. So entstanden seine „Poetischen Erzählungen“, jene glänzenden Arbeiten, die, die Mitte seines Lebens ausfüllend, ein Nachklang sind aus der Balladenfülle seiner Jugend und ein Vorklang aus der Romanfülle seiner reiferen Jahre. Dieser poetischen Erzählungen waren im Ganzen neun, doch haben nur die drei ersten, die übrigens in großen Pausen erschienen, ein tiefergehendes Interesse. Es waren dies: „Das Lied des letzten Minstrel“ (the lay of the last Minstrel), „Marmion, eine Erzählung aus der Schlacht bei Flodden“ und „Die Jungfrau vom See“ (the lady of the lake). Auf die Bedeutung dieser drei Dichtungen, auf die Werthstellung, die sie unter einander einnehmen, komme ich zurück.

1810 war die „Jungfrau vom See“ erschienen, 1814 erschien „Waverley“, sein erster Roman. Hiermit fing ein neuer Lebensabschnitt für ihn an Den Dichter ließ er fallen, der „novel-writer“ trat an seine Stelle. Er erzählte vielleicht wie nie vorher erzählt worden ist, wahr, schlicht, ohne Anstrengung, vor Allem unerschöpflich, ganz wie jener Kritiker prophezeit hatte, daß „in jener Sammlung alter Balladen der Stoff zu hundert Romanen stecke.“ Der glänzenden Leistung entsprach der Erfolg. Es gab keinen Erdenwinkel, wohin die mit unglaublicher Schnelligkeit sich folgenden Werke des Waverley-Verfassers nicht gedrungen wären; in alle Sprachen übersetzt, wurden sie

begehrt wie das tägliche Brod. Eine eigene Form des Enthusiasmus wurde geboren, hier und da an's Krankhafte streifend, so daß auch Werke erschienen, die diese Begeisterung zu ironisiren und auf ein verständiges Maß zurückzuführen suchten. Aber dies waren Vorgänge innerhalb abgegrenzter literarischer Zirkel; das große Publicum stand außerhalb solcher Einflüsse und las und — staunte weiter. Einzelnes kam zu geringerer Geltung; die Production indessen war so rapid, daß, eh' noch Muth und Ueberzeugung gefunden worden waren um festzustellen, daß das eine oder andere die Erwartungen nicht befriedigt habe, schon wieder die Kunde von einem neuen Werke herüberdrang, dessen Schönheit und fesselnder Reiz alles Frühere überstrahle. Hatte die „Braut von Lammermoor" einige Enthusiasten enttäuscht, so hob ein Vierteljahr später „Ivanhoe" den sinkenden Enthusiasmus wieder auf schwindelnde Höhen, ließen das „Kloster" oder der „Abt" einzelne Ansprüche unerfüllt, so riß „Kenilworth" wieder Alles glänzend heraus. Der Waverleyverfasser, wie in seinem Namen, so war er auch in dem Reichthum seines Geistes vollkommen räthselvoll; er war ein Zauberer, der die Gemüther im Bann seiner Kunst hatte.

Dies dauerte zwölf Jahre. Das Erscheinen „Waverley's" fiel mit dem Sturz der napoleonischen Herrschaft zusammen und man darf ohne Uebertreibung sagen, der Name Walter Scott fing an den Namen Napoleon im Munde des Volks, wenigstens der Gebildeten aller Völker, abzulösen. Unsere Zeit besitzt jetzt wieder einen Namen, der „Haushalt-Wort" über die ganze Welt hin geworden ist — es giebt keine Südseeinsel, wohin nicht der cri de guerre Bismarck gedrungen wäre. Der Weltname jener Epoche war Scott.

So gingen die Dinge bis zum Jahre 1826. Da brach es plötzlich über den bis dahin vom Glück Getragenen herein. Eines Tages wußte er, der gastfrei gewesen war wie ein Patriarch, der gelebt hatte wie ein Fürst — er wußte, daß er ein Bettler sei. Die Firma Ballantyne, in der seine Werke steckten, hatte Bankrott gemacht. Dieses Ereigniß traf ihn anders, wie sonst wol Schriftsteller von solchen Vorgängen betroffen werden. Er hatte nach den ersten glänzenden Erfolgen seines „the lay of the last Minstrel" der Versuchung nicht widerstehen können, an dem Gewinn, den das Gedicht brachte, über das bloße Honorar hinaus theilnehmen zu wollen, er war stillschweigender, aber erster, tonangebender Partner des Geschäftes geworden, hatte zwanzig Jahre lang alle erdenklichen Vortheile aus dieser Sonderstellung gezogen (er betrachtete die Ballantynes wie ein Bankhaus, auf das er nach Gutdünken Wechsel zog) und mußte nun den furchtbaren Rückschlag kennen lernen, der ihm aus dieser Sonderstellung erwuchs. Er verlor nicht blos ausstehende Honorare, er verlor auch sein Vermögen, und er verlor nicht blos dieses, sondern hatte auch mit seiner Person, mit Ehre und Leben aufzukommen für das, was fehlte, für die Summe unter Balance. Diese Summe war enorm. 117,000 Lstr., nahe an 800,000 Thaler! Wenn uns schon jetzt diese Zahlen erschrecken, wie anders damals, wo der Werth des Geldes, auch in England, mindestens das Doppelte betrug von dem heutigen.

Ueber diesen Bankrott ist innerhalb der Scott-Literatur noch wieder eine Specialliteratur erschienen, in der, von zwei verschiedenen Lagern aus, die Frage erörtert worden ist: wem die eigentliche Schuld zuzuschieben sei, den Ballantynes oder aber Scott selber. Ich vermuthe, daß Beide daran zu tragen haben. Soll denn aber durchaus abgewogen werden, so möcht' ich

vermuthen, daß auf Seite Scott's die größere Schuld zu suchen sei. Scott, peinlich-ordentlich in Aufzeichnung von Sixpenceausgaben, kümmerte sich um Das, woran seine ganze äußere Existenz hing, nicht in Geringsten; nie hat er Rechnungsablage verlangt, oder auch nur einen flüchtigen Blick in den Gang des Geschäftes gethan. Fast könnte man annehmen, er unterließ es absichtlich, um nicht in Dem behindert zu werden, was seinen zweiten größeren Geschäftsfehler ausmachte: beständiges Ziehen auf das Haus Ballantyne. Die Ballantynes ihrerseits hinwiederum begingen die Schwäche, nie ein wohlmotivirtes „Nein" zu sagen, nie eine Warnerstimme hören zu lassen. In Verehrung gegen Scott ließen sie's gehen und glaubten sich zu diesem Gehenlassen um so mehr berechtigt, als sie gleichzeitig ein unbegrenztes Vertrauen in die Unbegrenztheit seines Könnens und in das Wachsen seines Ruhmes setzten. Sie sagten sich: haben wir 50,000 Exemplare von „Ivanhoe" in die Welt geschickt, warum nicht 100,000 von dem eben erscheinenden „Kenilworth"? So gaben sie endlos, wie endlos gefordert wurde. Charakteristisch ist es übrigens, daß nie ein Wort der Anklage über Scott's Lippen gekommen ist. Zur Hälfte wurzelte das in seiner nachsichtigen, durchaus nobel angelegten Natur, zur andern Hälfte aber wol darin, daß er selber den Ballantynes die kleinere Schuld beimaß.

117,000 Lstr.! Dies war die Summe für die er aufzukommen hatte, und er trat für sie ein, wie ich absichtlich mich ausdrückte: mit „Ehre und Leben". Diese Schuld zu tilgen, war ihm von diesem Augenblick an noch die große „Ehrensache", die ihm oblag, und an ihre Ausfechtung setzte er das Leben selbst. In Ueberarbeit opferte er sich hin. Er fiel kämpfend wie ein Krieger in der Schlacht. Sein Fleiß überstieg jedes begreifliche Maß, Tage lang saß er wie angekettet an seinem Schreibtisch, nur das eine Ziel im Auge: die Schuld zu tilgen. Vier Jahre lang hielt seine eiserne Gesundheit dieses Martyrthum aus, zwei Drittel (80,000 Lstr.) war herunter gearbeitet; er hätte das Ganze geleistet — da brach er zusammen.

Das große Werk dieser Epoche war das „Leben Napoleon's" gewesen; Anderes: Romane, historische Abhandlungen, kürzere Erzählungen mischten sich mit ein. Nicht Alles stand auf der Höhe seiner freien Jahre, aber auch noch in dieser geistigen Frohne, blieb er der große Mann und Einzelnes, wie die „Erzählungen eines Großvaters", reihte sich seinem Besten und Vollendetsten an.

Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Die Aerzte hofften Besserung von Luft- und Ortswechsel, von einem südlichen Klima; vor Allem sollte er der Arbeit entrissen werden. So ging er nach Italien, erst nach Neapel, dann nach Rom, sein Zustand indessen verschlimmerte sich und im Juli kehrte er nach London, von dort nach seinem geliebten Abbotsford zurück.

Sein baldiges Hinscheiden schien gewiß; aber sein kräftiger Körper, seine Lebensenergie schoben den Tod länger hinaus, als zu erwarten stand. Es verflossen noch Monate, eh' der letzte Funke erlosch. Nichts ist schöner und rührender, als ein Blick auf diese letzten Lebenswochen. Auch die letzten Schlacken fielen ab. Wir verweilen mit Vorliebe gerade bei diesem Hinscheiden, weil es den Menschen Scott am schönsten zeichnet.

Etwa am 10. oder 11. Juli war er wieder in Abbotsford eingetroffen, nach dem er, während der letzten Wochen in Italien, eine krankhafte Sehnsucht gehabt hatte. War es, daß er von der heimatlichen Luft Heilung, Trost erwartete, oder daß er an dem Orte sterben wollte, der ihm der liebste war?

Am andern Morgen verlangte er, daß man ihm etwas vorlese. Sein Schwiegersohn Lockhart fragte: aus welchem Buche? „Welche Frage", antwortete Scott, „es giebt nur eins." So wurde das 14. Capitel des Evangeliums Johannis gelesen. Es erhob ihn ersichtlich.

Einige Tage später äußerte er den Wunsch zu arbeiten. Man mußte ihm willfahren. „Nun gebt mir meine Feder und laßt mich einen Augenblick allein." Die jüngere Tochter legte die Feder in die Hand, aber die Finger vermochten sie nicht festzuhalten — sie fiel auf's Papier. Da sank er zurück in die Kissen des Stuhls und weinte still.

Er wurde schwächer, Tage und Wochen schwanden, er schien apathisch, sprach nicht, nur dann und wann konnte man vernehmen, daß er Bibelsprüche murmelte oder die Anfangszeilen des Stabat mater eintönig sprach.

So kam der 17. September. Er wußte nun, daß er sterben müsse und um Abschied zu nehmen ließ er Lockhart rufen. Als dieser kam, sagte der Scheidende ruhig: „Lockhart, ich habe vielleicht nur noch eine Minute Zeit mit Dir zu reden. Mein lieber Freund, sei gut, sei brav, sei fromm — Das allein wird Dir Trost gewähren, wenn Du einst daniederliegst, wie ich jetzt liege."

Dies waren seine letzten Worte. Aber er lebte noch vier Tage. Am 21. September hauchte er, umgeben von seinen Kindern, seine Seele aus. Sein Biograph schreibt: „Es war ein klarer warmer Tag, und die Luft so still, daß man im Sterbezimmer das Rauschen des Tweed vernehmen konnte, ein Ton, der des Dichters Herz zu allen Zeiten mit immer neuer Freude erfüllt hatte."

In Dryburgh Abbey wurde er begraben.

Scott war todt; seine Werke blieben. Zunächst ein Wort über diese.

Seine Production umfaßt alle Formen der Dichtung, ja mehr, der schriftstellerischen Thätigkeit überhaupt. Lieder, Balladen, Dramen, Erzählungen in Vers und Prosa, Romane, Abhandlungen, Historien, Alles floß aus seiner Feder. Nicht auf jedem Gebiet war er ein Meister. Im Schauspiel scheiterte er, seine Lieder und Balladen sind nur „gutmittel", bis zur eigentlichen Historie (schon weil er zu rasch producirte) arbeitete er sich nicht durch, aber unübertroffen war er und ist er als Erzähler. Nur auf diesen, den Erzähler, richten wir unsern Blick, also auf den Verfasser jener drei epischen Dichtungen (Last Minstrel, Marmion, Lady of the lake) und jener langen Reihe unsterblicher Romane von Waverley bis Woodstock.

Was nun zuvörderst die drei epischen Dichtungen angeht, mit denen er seine glänzende Laufbahn einleitete, so stehen sie, bis diesen Tag, einzig da im Descriptiven. Welche Beschreibung beispielsweise von Melrose-Abbey!

„Und willst Du des Zaubers sicher sein,
So besuche Melros' bei Mondenschein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht
Sie passen zu seinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Nischen im Schatten stehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber sehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelthurm seine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler sich wechselnd reihn,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's schneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umschmiegt,

Wenn das Rauschen des Tweed, weitab gehört
Wie Summen die nächtige Stille stört, —
Ja, dann tritt ein! Bei Mondenschein
Besuche Melros' und — thu' es allein."

Hier ist es etwas Architektonisches, das er schildert; wenn es möglich ist gehen seine Landschafts-Schilderungen (wir erinnern an die ersten Strophen der Lady of the lake) noch darüber hinaus. Vor Allem unübertroffen erwies er sich in diesen Dichtungen in dem, was man als „romantischen Ton" zu bezeichnen pflegt, ein undefinirbares Etwas, das allem Verstand, aller Correctheit, aller Historie zum Trotz, oft in directem Gegensatz gegen diese Drei, den innersten Menschen gefangen nimmt; ein Klang, eine allen Gesetzen der Logik entrückte höhere Sprache, die bezaubert, ohne daß man sich Rechenschaft davon zu geben vermag: weshalb und woher; ein Nichts, ein weniger als Nichts, eine belächelnswerthe Thorheit und doch immer wieder siegreich, vorausgesetzt, daß sich ein Band geheimnißvollen Verständnisses zwischen dem Dichter und seinem Hörer webt, denn es giebt freilich (unbeneidenswerthe) Sinne, die diesem Zauber für immer verschlossen sind.

Dieser romantische Ton erscheint uns, wie als der größte Zauber, so auch als das größte Verdienst dieser drei Dichtungen, und weil dem so ist, so muß uns wiederum „The lay of the last minstrel" als das werthvollste unter den Dreien berühren, weil in ihm dieser Ton am entschiedensten klingt.

„Nine-and-twenty knights of fame
Hung their shields in Branksome-Hall;
Nine-and-twenty squires of name
Brought them their steeds from bower to stall:
Nine-and-twenty yeomen tall
Waited, duteous, on them all;
They were all knights of mettle true,
Kinsmen to the bold Buccleuch"

In freier Uebersetzung, die sich selbverständlich vor Allem die Aufgabe stellt den Ton zu treffen, etwa wie folgt:

„Neunundzwanzig Schild' und Wappen
Hingen die Ritter in Hall und Schloß,
Neunundzwanzig Edelknappen
Hielten im Hof das gesattelte Roß,
Neunundzwanzig Bogenschützen
Warteten ihrer in schottischen Mützen, —
Alle tapfer und treu dazu
Und Vettern alle vom Hause Bucclü."

Ich gebe noch ein zweites Beispiel und zwar aus derselben Dichtung. Wenige Strophen weiter heißt es:

„Why do these steeds stand ready dight?
Why watch these warriors armed by night?
They watch, to hear the blood-hound baying,
They watch, to hear the war-horn braying,
To see St. George's red cross streaming,
To see the midnight beacon gleaming;
They watch against Southern force and guile,
Lest Scroop or Howard or Percy's powers
Threaten Branksome's lordly towers
From Warkworth or Naworth or merry Carlisle."

In der Uebertragung etwa:

„Was ist es, das bei Tag bei Nacht
Sie satteln heißt und wachen macht?
Das macht, sie horchen von Stunde zu Stunde
Auf des Hornes Klang, auf den Anschlag der Hunde,

Sie lugen, ob nicht vom Thau gefeuchtet
Von Süden her ein Banner leuchtet,
Das englische Banner, das Kreuz in Roth,
Das Scroop und Howard und Percy führen,
Da heißt es: „sei fertig, oder — sei todt“,
Da heißt es sich wahren, sich tummeln, sich rühren.“

Gegen die Schönheit solcher Stellen wird sich Niemand verschließen können, der eben das Organ hat für solche Klänge; aber (und ein Glück, daß es so ist!) man hält diesen Ton nicht lange aus. Er darf nicht andauern. In Strophen wirkt er bestrickend; werden diese Strophen aber zu Gesängen, wird aus der Ballade ein Buch, so erlahmt das Interesse. Bei wem es nicht erlahmt, der ist krankhaft organisirt, während einzelne maßhaltende Accorde gerade über die gesundesten Herzen Gewalt gewinnen. Bekannt ist der schöne Ausspruch des tapfern Sir Philipp Sidney: „Die Chevy-Chase Ballade habe sein altes Herz immer wie Trompetenklang getroffen“, aber — Chevy Chase ist eine Ballade, kein Epos. Von allem Feinsten und Besten kann man nur ein bescheidenes Theil ertragen; daher kommt es denn auch, daß diese Scott'schen Dichtungen erst zu voller Geltung kommen, wenn man sie seitenweise liest, wie man etwa nur ein Spitzglas voll Cyperwein trinkt. Als Ganzes, und ohne zeitweilige Unterbrechung gelesen, ermüden sie zuletzt; und weil eine Erzählung doch im Großen und Ganzen geschrieben wird, um in ihrer Totalität genossen und gewürdigt zu werden, so liegt hier etwas vor, das immerhin auf einen Cardinalfehler, auf ein gewisses Mißverhältniß zwischen Form und Inhalt deutet. Nichts ist deshalb falscher, als diese Dichtungen, wie es eine Zeit lang Mode war, über Scott's spätere Prosaerzählungen erheben zu wollen. Der Mensch bleibt in aller Kunst doch immer die Hauptsache; das blos beschreibende Talent verschwindet neben der Gabe der Charakterzeichnung, und Fergus Mac Ivor (Waverley), Jonathan Oldbuck (Alterthümler), Jenny Deans (Kerker von Edinburg) sind Figuren, die Alles, was an Descriptivem im letzten Minstrel und der Jungfrau vom See geleistet ist, wie eine Feder in die Luft schnellen.

Der große, unsterbliche Dichter, der Shakespeare der Erzählung — als ein solcher tritt er uns allein in seinen Romanen entgegen. Man kann sagen in allen. Sie haben, wie alles Irdische, ihre Unvollkommenheiten, ihre Mängel, die zum Theil aus einer gewissen Hast des Producirens, zum Theil aus seiner Sammelwuth und Curiositätenkrämerei hervorgegangen sind, aber auch noch die schwächeren dieser Arbeiten sind entzückend durch Liebe und Kenntniß der Heimat, durch Reinheit des Empfindens und der Gesinnung, durch rührende Simplicität und vor Allem durch einen sich immer gleich bleibenden Humor, der Alles trägt, Alles durchdringt und durchleuchtet. Welchem unter seinen zahlreichen Romanen die Palme gebührt, das ist schwer zu beantworten, viel schwerer als die oben angeregte und für uns wenigstens leicht zu entscheidende Frage: ob den Erzählungen in Versen oder den Prosaerzählungen (den Romanen) der Vorzug gebühre? Es wird die Antwort auf die Frage jedesmal davon abhängen, welchen Punkt man geneigt oder sagen wir lieber der eignen Natur nach gezwungen ist, am meisten zu betonen. Der Romantische wird für Ivanhoe, der historisch Beanlagte für Kenilworth oder Woodstock, der Humoristische für den Alterthümler, der Rührendes oder dramatisch Erschütterndes Verlangende für das Herz von Midlothian eintreten; wer aber, so meinen wir, den schönen Zusammenklang aller dieser Elemente haben will, der wird es wie wir machen und sich für den Wa-

verley entscheiden. Er tritt bei dieser Gelegenheit in gute Gesellschaft. Der Prinz-Regent, der nicht blos in Chabots und Hemdknöpfen einen feinen Geschmack hatte, stellte, bei aller Verehrung für Alles, was von Scott kam, doch The lay of the last Minstrel und Waverley in den Vordergrund. In beiden, so meinen wir, hatte er Recht.

Waverley war Scott's erster Roman. Und das Erste hat meistens die Präsumtion auch das Beste zu sein. Der Brunnen ist am Morgen am frischesten. Das trifft auch bei Waverley zu. Selbst das Unreife und Ungewandte, was sonst ersten Arbeiten anzuhaften pflegt, es fehlt hier, weil Scott, als er diesen seinen ersten Roman schrieb, zwar noch ein Neuling auf diesem Gebiet, aber kein Neuling in Leben und Schaffen überhaupt war. Er stand in der Mitte seiner Tage, gereift und frisch zugleich. Einige haben den Waverley weniger interessant, noch Andere ihn geradezu langweilig finden wollen. Nur vom Standpunkte allermodernster Sensationsromantik aus, ist dies richtig. Wer, wenn er sich auf die Wiese streckt, nicht das kühle Labsal des Grases, sondern das Stechende eines Nesselbusches verlangt, nur der kann sich gelangweilt von dieser liebenswürdigen Schöpfung finden. Welche Fülle lebenswahrster Gestalten: Fergus Mac Ivor und seine Schwester, der alte Bradwardine und seine Tochter, der stupide, aber selbstbewußte Lord von Balmawhapple, Evan Makkombich, Callum Beg, der Räuber Donald Bean Lean, Alles nach dem Leben portraitirt, und doch Alles verklärt, in eine zauberische höhere Sphäre gezogen, die uns völlig gefangen nimmt und uns Seite um Seite bedauern läßt unsern eigentlichen Beruf verfehlt zu haben, der natürlich auch darin bestanden haben würde statt der Beinkleider den Kilt und statt des Rockes das Tartanplaid zu tragen. Dazu, während sich alles so natürlich zu geben scheint, gerade in diesem Romane, welche Kunst der Composition, welche diplomatisch geschickte Ueberwindung politischer Schwierigkeiten! Mit jener feinen Fühlung, jenem das Richtige treffenden Instinct, wie er sich nahezu bei allen großen Poeten findet, ist hier das Torythum, der alte Stuartstandpunkt glorificirt, ohne doch dem Hause Hannover oder dem whiggistisch-englischen Gefühl zu nah' zu treten. Sehr geschickt ist hier poetische und politische Berechtigung getrennt worden und zwischen beiden vermittelt. Die Gestalt des Waverley, meist einfach als nichtssagend bei Seite gestellt, ist für Den, der scharf zusieht, ein Meisterstück. Diese hier angeregte Seite des Romans ist deutscherseits selten ausreichend gewürdigt worden, weil den wenigsten Lesern vorschweben konnte, welche heiklen Fragen hier zu berühren waren.

Der großen schöpferischen Periode Walter Scott's, die den Zeitraum von 1814 bis 1826 umfaßte, gehört noch ein anderes Werk an, das ihm nahezu mehr Herzenssache war, als alle seine anderen Hervorbringungen, ein Werk das Alles verschlang, was diese einbrachten und die traurige Katastrophe, über die ich bereits berichtet, mit vorbereiten half. Diese seine theuerste Schöpfung, die er selbst als eine „Romanze in Stein und Mörtel" bezeichnete, war Abbotsford.

Ich verweile dabei wenigstens vorübergehend, weil Das, was er hier herstellte, ebenso charakteristisch für Scott ist, wie es verhängnißvoll für ihn wurde.

Er kaufte Abbotsford 1811 von den glänzenden Erträgen, die er aus Marmion und der Lady of the lake gezogen hatte. Das Gut, am Tweed in der Nähe von Melrose gelegen, hieß bis dahin Cartley-Hole; er

gab ihm den poetischen Namen unter dem es berühmt geworden ist. Er verwendete große Summen auf Ausbau und Ausschmückung, dabei von dem doppelten Wunsche geleitet, sich selbst eine Art Alterthümermuseum, ein schottisches Reliquienhaus zu gründen, seiner Familie aber ein schönes Besitzthum zu hinterlassen. Er hat Beides erreicht, aber ein Drittes, das sich anscheinend so natürlich hier hätte geben müssen, ist ausgeblieben. Der Ort, mit all' seiner Schönheit, seinen reichen Erinnerungen und seinen directen Hinterlassenschaften interessirt weniger als man annehmen sollte, er übernimmt vielmehr wider Willen die Beweisführung, daß sich „Eines nicht für Alle schickt", und daß die Wiederbelebung des Vergangenen, das Ausschmücken einer modernen Schöpfung mit den reichen, poetischen Details des Mittelalters auf einem Gebiet (nämlich in der Poesie) bezaubern und hinreißen, und auf dem andern Gebiet, in der Architektur also, zu einer bloßen Schnurre und Absonderlichkeit werden kann. Diese „Romanze in Stein und Mörtel" nimmt sich, um in dem Vergleiche zu bleiben, den der Dichter selbst gewollt hat, nur etwa aus, als habe er in einem seiner Schreibtischkästen hundert hübsche Stellen aus allen möglichen alten Balladen gesammelt, in der bestimmten Erwartung, durch Zusammenstellung solcher Bruchstücke eine eigentlichste Musterromanze erzielen zu können. Es fehlt aber der Blitz, der stark genug gewesen wäre, die widerstrebenden, oder doch mindestens durcheinandergewürfelten Elemente zu etwas Einheitlichem zusammenzuschmelzen. Wie man Gesellschaftsgedichte nach Endreimen macht und das Papier umklappt, um völlig außer Zusammenhang mit Dem zu bleiben, der vor uns seine Zeile geschrieben hat, so ist Abbotsford einem halben Hundert Schlagwörtern zu Liebe, die in der Gestalt alter Hinrichtungsblöcke, Gefängnißthüren, Riesenschwerter 2c. sich präsentiren, gebaut worden. Es tritt Einem, wovon gerade die eigentlichen Geisteswerke Scott's so frei sind, etwas Gesuchtes in dem Ganzen entgegen, das durch eine gewisse vornehme Sauberkeit, fast möcht' ich sagen durch eine Art aristokratischer Patentheit, den Besucher noch weniger wohlthuend berührt, als es ohnehin schon der Fall sein würde. Ein späteres Jahrhundert wird das Urtheil freilich günstiger gestalten; dann wird die Poesie des Verfalls in aller Echtheit über das Ganze gekommen sein und der Epheu wird es umspinnen, der eben über alles Todte hinwachsen muß, um es zu verklären. Das Putzen, Harken und Abzirkeln ist das Letzte, was diese Dinge vertragen können.

Wir sind bis hierher dem Leben und den Werken Scott's gefolgt; auch noch ein Wort über den Mann selber. Er war der liebenswürdigsten Sterblichen Einer, die je gelebt haben: brav, gütig, gastfrei; keusch ohne Prüderie, fromm ohne Langeweile und Himmelsanmaßung; ein feuriger Patriot, ein rücksichtsvoller Gatte, ein zärtlicher Vater; leichtlebig, heiter, gesund, ohne „Nerven" und ohne Sentimentalität; ein guter Esser, ein noch besserer Trinker, ein unerreichter Anecdotenerzähler; im besten Sinn eine aristokratische Natur, wahr, voll Selbstbeherrschung, vor Allem bescheiden. Es kamen zu diesem Schatz gewinnendster Qualitäten noch einige hinzu, die speciell den Romantiker machten: eine Vorliebe — um der Malerei einen Ausdruck zu entnehmen — für das „historische Genre", eine Hinneigung zum Abergläubischen, zur Gespensterseherei; dazu Sammeltrieb, Passion für Thiere und Vorliebe für Curiositätenkram.

Es sei mir gestattet einige dieser Eigenschaften durch Beispiele zu illustriren. Zunächst ein Wort über seine großartige Beherrschungskraft, die ihn physischen und seelischen Schmerz gleich siegreich überwinden ließ. Als er die „Braut von Lammermoor" schrieb, litt er an täglich (oft mehrmals) wiederkehrenden Anfällen von Magenkrampf. Diese Anfälle dauerten immer Stunden und waren so heftig, daß er laut aufschreien mußte. Trotzdem stellte er in jenen Wochen und Monaten die Arbeit nicht ein; er dictirte an dem genannten Romane weiter; wenn die Anfälle kamen, sprang er auf, rang mit den Schmerzen sich ab, wartete, bis sie vorüber waren, setzte sich dann in totaler Erschöpfung wieder nieder und dictirte weiter. Als er mit der Arbeit zu Ende war und die Drucker erschienen, um ihm die Correcturbogen vorzulegen, wußte er von dem Inhalt seines eigenen Romans nicht das Geringste. Er las in beständiger Sorge, etwas durchaus Verfehltem oder geradezu Unsinnigem zu begegnen und war schließlich erstaunt, Alles in guter Ordnung zu finden. — Ein vielleicht noch größeres Beispiel von moralischer Kraft gab er, als er die Nachricht empfing, daß die Ballantynes, will also sagen er selbst, Bankrott gemacht hätten. Er setzte sich nieder, schrieb einige pressante Briefe und dann ein Capitel an „Woodstock", mit dem er gerade damals beschäftigt war.

Die Art, wie er Gastlichkeit übte, wie er die „honors for all Scotland" machte, ist bekannt. In Allem zeigte sich der Chieftain, der Häuptling eines Clans. Nichts Kleinliches, immer aus dem Vollen, voll Vertrauen zu Gott und zu sich selbst. Dabei freiheitlich, auf sich selbst gestellt in Fühlen und Denken, fertig mit dem ganzen Plunder eines überlieferten Conventionalismus. Wo er britisch-nationale Vorurtheile hegte, that er es nicht im Gehorsam gegen die Disciplin der Mode, sondern weil sich das nationale Empfinden mit seinem persönlichen völlig deckte. Alles Zwangwesen war ihm verhaßt. Seinen Kindern lehrte er vor Allem zwei Dinge: die Wahrheit sagen und gut zu Pferde sitzen. Ihm selber waren Sauberkeit und Adrettheit in seiner äußern Erscheinung ein stetes Bedürfniß. „Nichts hasse ich mehr", so pflegte er zu sagen, „als das Schlafrock- und Pantoffelwesen, dem Gelehrte sich so leicht ergeben." In einem Reitfrack saß er bereits um sechs Uhr früh am Schreibtisch, Alles, was er an Nachschlagebüchern gebrauchte, in bester Ordnung um sich her. Einer seiner Lieblingshunde war stets bei ihm.

Seine erstaunlichste Eigenschaft, bewundernswerther fast als sein Talent und seine productive Kraft, war seine Bescheidenheit. Hierin war er ganz große Natur, ausgerüstet mit dem unerschütterlichen Sinn für das Einfache und Wahre. Das ist es ja auch, was seinen Romanen, neben der humoristischen Durchdringung (die übrigens im innigsten Zusammenhang damit steht) ihren Hauptzauber leiht. Wir verweilen hierbei noch in der Kürze.

In seinen letzten Lebensjahren empfing er unter Andern Besuch von Miß Edgeworth. Ein Gespräch entspann sich und Lockhart machte eine Bemerkung, die, nach Scott's Meinung, viel zu viel Gewicht auf die literarische Production legte. Scott wurde fast ungeduldig und sagte dann: „Du beurtheilst Alles viel zu sehr von Literatur wegen. Ich habe Bücher genug gelesen, um zu wissen, daß die tiefsten Aussprüche, die ich gehört habe, von den Lippen armer ungebildeter Männer und Frauen kommen. Da kamen oft Dinge zu Tage, die erhabener und ergreifender vielleicht nur noch in der Bibel gefunden werden. Auch der Dichter wird seinen wahren Beruf nur

erfüllen, wenn er Alles als eitel und werthlos erkennt, was nicht wahre, innere Herzensbildung ist.

Nichts war seinem gesunden Sinn lächerlicher als die Lionschaft literarischer oder künstlerischer Größen, worin London auch damals schon das Unglaubliche leistete. „Ich wurde einst" — so erzählte er über Tisch an Capitain Hall — „von einem bekannten Londoner Löwenjäger zugleich mit einer berühmten Schauspielerin eingefangen, und man zeigte uns die Gärten und Umgebungen des Landsitzes, wo wir unsere Vorstellungen geben sollten. Mit einem Male befanden sich der Löwe und die Löwin in einem vergitterten Gärtchen. Und nun sagte ich, wenn Ihr ein Vorlegeschloß bei der Hand habt, so können wir nicht mehr entwischen. Ihr könnt nun eine Stange mit einer Flagge aufstecken lassen; die ganze Stadt kommt, zahlt Entrée und dann, mein Fräulein, dann wollen wir, wie es uns zukommt, in großem Style brüllen."

In Paris, ich glaube 1816, lernte er Wellington kennen. Er schrieb über diese Begegnung: „Es war mir in seiner Nähe stets das Gefühl lebendig, daß meine paar Gedichte und Romane seinen Thaten gegenüber keinen Sixpence werth seien, wie es mir denn überhaupt nie in den Sinn gekommen ist, die Auszeichnung auf dem Gebiete der Literatur mit der im Staate und im Felde vergleichen zu wollen, ja nicht einmal mit den Leistungen auf anderen Gebieten practischer Thätigkeit. Neben Watt's Dampfmaschine und Davy's Sicherheitslampe verschwinden meine Productionen." Aehnliches sprach er sehr oft aus. Vielleicht ging er darin weiter als nöthig.

Man darf überhaupt sagen, daß er eine Neigung hatte, alles Eigene zu Gunsten Anderer zu unterschätzen. So schreibt er über Waverley an einen Freund: „Ich habe in diesem Buche versucht, einige schottische Sitten und Charaktere zu schildern, wie sie in meiner Jugend noch hin und wieder vorkamen. Daß diese Schilderungen im eigentlichen England Freunde finden werden, möchte ich kaum glauben, da die Scherze und Anspielungen zu großem Theile localer Natur sind. Hier in Edinburg hat es viel Aufsehen gemacht". Wie ruhig, wie anspruchslos! Und wie feurig war er in seinem Lobe, wenn es die Verdienste eines Andern galt. Als einst bei Ballantynes die Frage an ihn gerichtet wurde, wie er wol glaube, daß seine eigene Begabung sich zu der von Robert Burns verhalte, antwortete er lebhaft: „Zwischen uns ist gar kein Vergleich anzustellen; mit Burns darf ich an ein und demselben Tage gar nicht genannt werden."

Am Glänzendsten zeigte sich seine selbstsuchtlose Bescheidenheit in seinem Verhältniß zu Lord Byron. Dieser war nicht nur der jüngere von Beiden, sondern that dem bis zum Jahre 1810 hin herrschenden Dichter von Marmion und Lady of the lake auch das Leid an, ihn durch das Erscheinen Childe Harold's in den Schatten zu stellen. Dennoch war und blieb Scott all' sein Lebtag eitel Bewunderung für Lord Byron und gab dieser Bewunderung, die sich eigentlich auf All' und Jedes an ihm bezog, bei jeder Gelegenheit Ausdruck. „Dichter", so sagte er, „sehen selten so aus, wie man sie sich denkt; nur Byron machte eine Ausnahme. Seine Bilder geben uns keine Vorstellung von ihm. Das Licht ist wol da, aber es ist nicht angezündet. Byron's Gesicht war Etwas, wovon man träumen konnte." Dieselbe Begeisterung hegte er für Byron's Werke. „Er trifft in's Schwarze", so schreibt er, „wenn ich noch nicht einmal meinen Pfeil befiedert habe." Alles Neue, was von Byron erschien, las er sofort und zwar laut und mit einer Hinge-

bung, die selbst wieder hinreißend war. Dabei hatte er ein tiefes Mitgefühl mit den Irrwegen, die sein großer Nebenbuhler ging. „Hatte ich Ursache es unangenehm zu empfinden, daß die Entfaltung seines Genius meine Ansprüche in Schatten zu stellen schien, so konnte ich mich damit trösten, daß die Natur mich selbst mit weit mehr Anlage zu wahrem Glücke gebildet hatte, als ihn."

Selbstverständlich, wir hoben es schon hervor, hatte diese reich und glücklich beanlagte Natur auch ihre Schwächen und Mängel, aber sie verschwanden nicht nur nahezu, sie waren auch vor Allem von jener eigenthümlichen Art, daß sie dem Gesammtbilde wiederum wie zur Zierde gereichten. Man kann sagen, auch seine Fehler kleideten ihn. Seine geschäftlichen Uncorrectheiten, seine Vorliebe für Anecdoten und Gespenstergeschichten (die ihn mitunter „erfinderischer" machten als nöthig), seine Geheimthuerei, die ihn bis zuletzt das Bekenntniß seiner Autorschaft hinausschieben ließ, der Hang, wie ein Häuptling zu glänzen, endlich die kleine Eitelkeit, sich in Kilt und Plaid so anziehend zu finden, daß er eine Zeit lang geneigt war den hochländischen Ursprung seiner Familie nachzuweisen — all' dies, wie es mit der poetisch-romantischen Grundlage seiner Natur im innigsten Zusammenhang war, konnte uns den ganzen Mann nur noch menschlich näher führen.

Und wie uns, so seiner Zeit überhaupt! So waren denn die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens, trotz jenes Zwischenfalles, der sein äußeres Glück scheitern machte, ein ununterbrochener Triumphzug. Alles huldigte ihm: die Heimat, die Fremde, die Fürsten, das Volk. Kam er nach London, so war er der Gast des Prinz-Regenten, der eine ungeheuchelte Verehrung für ihn hegte; alle Minister waren seine Freunde oder seine Gönner — Pitt, Fox, Canning, Castlereagh, wie verschieden sonst, einig waren sie in der Liebe zu dem Dichter des „Letzten Minstrel" und des „Herz von Midlothian". Zu Allem, was seine Epoche in Kunst oder Wissenschaft Hervorragendes aufwies, stand er in freundlichen Beziehungen: Lord Byron, Thomas Moore, David Wilkie; mit Goethe wechselte er Briefe; Washington Irving beschrieb in seinem Sketch book seinen Besuch in Abbotsford; ja, der Kosakenhetman Platow umarmte ihn und küßte ihn in einer der Straßen von Paris.

Wenn so die Welt ihn feierte, wie erst Schottland! Als die „Jungfrau vom See" erschien, kam auch ein Exemplar, in einem Postfelleisen, nach Spanien zu Capitain Adam Fergusson, der eben damals mit einer Compagnie Hochländer in den Tranchéen vor Badajoz lag. Er sammelte seine Leute um sich, und den hellen Sternenhimmel zu Häupten, las er ihnen die Schilderung der Schlacht im sechsten Gesange. Immer wenn von der Festung her eine Kugel einschlug, antwortete ein Hoch auf den heimischen Dichter.

Das war 1811. Vierzehn Jahre später stand sein Ruhm auf der Höhe. Es war am Krönungstage des Prinz-Regenten; Scott war in London und suchte einen Platz in Westminster Abtei zu gewinnen; aber spalierbildende schottische Füsiliergarde schloß alle Zugänge ab. „Laßt uns gehen, Sir Walter Scott", sagte endlich sein Begleiter mit lauter Stimme und suchte den Dichter, dem das lange Stehen seines Fußes halber schwer wurde, aus dem Gedränge zurückzuziehen. Aber bereits hatte der dienstthuende Officier den Namen des Angeredeten gehört. Er sprang vor: „Füsiliere, Platz für Sir Walter Scott!" und unter dem Hurrah seiner Landsleute und dem immer erneuten Zurufe: „God bless you, Sir Walter" schritt der überraschte und tief bewegte Dichter auf die Kirche zu.

Solche Huldigungen begleiteten ihn durch's Leben; die größte war vielleicht die, daß ihm, als ihm im Herbste 1831 die Aerzte den Süden angerathen hatten, eine der schönsten englischen Fregatten zur Verfügung gestellt wurde. Es war der „Barham", auf dem er dann auch wirklich, wie ein Incognitofürst, die Reise machte.

Auch noch ein Wort über die Bedeutung des Mannes, die ja oft im umgekehrten Verhältniß zu dem momentanen Erfolge steht. Hier nicht; hier deckte sich Beides. Seine Einwirkung ist vielfach eine direct nachweisbare gewesen. Natürlich gründete er eine Schule; auch geringere haben Das gethan. Cooper, James, Ainsworth, Wilibald Alexis, Spindler, Tromlitz — sie stehen Alle, ohne dadurch ihre Sonderverdienste einschränken zu wollen, in den Schuhen Walter Scott's. Viele hundert Andere mit ihnen.

Er war ein Hauptpfeiler echter, gesunder Romantik gegenüber jener falschen und krankhaften romantischen Richtung, die sich die eigentliche nannte, und zu deren Bekämpfung und Verdrängung nichts geeigneter sein konnte, als ein völliges sich Vertrautmachen mit der Einfachheit, der durchsichtigen Klarheit der Walter Scott'schen Darstellungsweise.

Der Nationalitätsidee hat er vorgearbeitet und Ausdruck gegeben, wie kaum ein Zweiter. Die Wirkung war um so tiefer, als er völlig unsystematisch verfuhr. Nichts Prinzipielles; die lebendigen Gestalten wirkten, nicht die todte Abstraction. Was uns jetzt, wo wir im Vollbesitz der Resultate sind, als ein Natürliches, immer Dagewesenes erscheint, war vor kaum siebenzig Jahren ein Neues, ein Werdendes. Er wirkte in diesem Sinne reformatorisch.

Dreißig Jahre lang war er vor Europa der „Sprecher Schottlands" und man darf sagen, er hat dies Land zu Dem gemacht was es ist, oder doch bei anderen Völkern gilt und bedeutet. Es giebt wol kaum ein anderes kleines Land, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Schweiz, an dessen Schicksalen die Welt seit Beginn dieses Jahrhunderts so lebhaften Antheil genommen hätte und noch nehme, als an Schottland. Wenn es möglich wäre einen Gebildeten aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über die higlands und lowlands, über die Länderstrecken „jenseit des Tweed" zu befragen, so würden wir sehr unvollkommenen Vorstellungen begegnen, im günstigsten Falle solchen, wie wir sie jetzt von Jütland oder Finland oder Norwegen hegen. Erst Walter Scott war es, der uns die Geschichte, die landschaftlichen Schönheiten, die Sagen und Sitten Schottlands bis zu einem Grade erschloß, daß man behaupten darf, die Schicksale der Stuartprätendenten von 1715 und 1745 zählen zu den bekanntesten und beliebtesten Capiteln, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Das liegt nicht in dem Gewicht der Dinge selbst, das liegt lediglich in der poetischen Bedeutung, die ihnen der nationale Dichter gab.

Kein Wunder, daß die Liebe seines Volks seinen Tod überdauert hat. Zahlreich sind die Erinnerungsmale, die ihm errichtet wurden — unter diesen, als schönstes, das Spitzbogen-Monument auf der Prinzenstraße in Edinburg. Sein eigentlichstes Denkmal aber, jedes andere überdauernd, werden doch immer die Berge und Seen Schottlands bleiben, an deren Namen unveräußerlich der seine sich knüpft, wie an den Rütlinamen der Name Schiller's, oder der Name Shakespeare's an den Birnamwald und die Plattform von Helsingör.

Theodor Fontane.

Züge aus dem Leben unserer Raubthiere.

Von **Karl Müller.**

Die Raub- und Mordgier spielt im Leben der Thiere eine hervorragende Rolle. Sie ist ein unentbehrlicher Factor für das Gleichgewicht in der thierischen Bevölkerung, eine freilich recht traurige Nothwendigkeit gegenüber der Ueberhandnahme gemeinschädlicher Gattungen und Arten. Individuen wie ganze Gattungen und Familien kämpfen um ihre Existenz; wie natürlich, daß sie die Waffen gebrauchen mit allem Nachdruck und aller Ausdauer, welche ihrem Geschlechte eigen ist, zumal da der Erhaltungs- und Ernährungstrieb bei diesen Naturkindern durch keine der Segnungen zurückgedrängt oder beherrscht werden kann, welche den Menschen so vortheilhaft auszeichnen. Aber trotz der blind wüthenden Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit der Räuberthaten treten unläugbare Beweise der Verstandesthätigkeit und zwar in einer Form auf, welche die Seelenkunde der Urheber doppelt anziehend machen.

Ich greife zunächst aus dem Geschlechte der Katzen einen Räuber heraus, der im mittleren Deutschland den Luchs vertritt und Vielen seinem Thun und Treiben nach hauptsächlich darum völlig unbekannt ist, weil sein Auftreten vereinzelt erscheint und seine Heimat jetzt fast ausschließlich nur zusammenhängende Gebirgswaldungen sind.

Die Wildkatze (Catus ferus) erscheint zwar im Allgemeinen als feiges, die nahende Gefahr fliehendes und auf Sicherheit ängstlich bedachtes Thier, das nicht einmal zur Vertheidigung seiner bedrohten Jungen den Muth hat; allein in der eignen Bedrängniß stürzt sie sich selbst dem weit überlegenen Feind entgegen und übt, einmal zur Verzweiflung und Wuth gebracht, die boshafteste Rache aus. Ausschließlich ist es der alte Kater, der nicht selten, wenn er auch nur in seiner Tagesruhe gestört wird, den Angriff auf den Feind unternimmt, während die weibliche Wildkatze und auch der jüngere Kater nur in der äußersten Bedrängniß sich nachdrücklich vertheidigen.

Auf ihren geheimen Raubwegen ist die Wildkatze darum schwer zu belauschen, weil sie als Nachtthier sich den beobachtenden Blicken zu entziehen weiß. Dennoch verräth sie sich in mondhellen Nächten, so wie Morgens und Abends in der Dämmerung dem scharfsichtigen Verfolger. Ihre Natur weist sie hauptsächlich zu Schleichen und zu plötzlichem Sprung aus dem Hinterhalt an. Sie lauert mit großer Geduld und wenn der Angriff auf eine Beute mißlingt, so läßt sie lieber sogleich von der Verfolgung ab, als daß sie sich auf eine offene Jagd einließe. Ihre Stärke liegt im leisen Auftreten, im geräuschlosen Durchkriechen der Schlupfwinkel, im unbeweglichen, bildsäulenartigen Verharren in sprungbereiter Stellung. Wie kämpft die Klugheit und List mit der vorandrängenden Leidenschaft! Ihr Feuer blitzt aus dem gelben „Gesichte", leises Zittern bemächtigt sich der Glieder, der Schwanz windet sich, übrigens vom Leibe gegen das ausersehene Opfer hin gerichtet, immer beweglicher hin und her, der Körper preßt sich wie getrückter Gummi zusammen, um urplötzlich in freigelassener Masse auf das Ziel in hohem Bogensatz loszuschnellen. Bewundernswürdig ist die Sicherheit des Sprunges, welcher auf richtiger Berechnung der Entfernung sowol, wie auf Schätzung

der Entrinnungsfähigkeit des Raubgegenstandes beruht. Erfahrung vermag da eine große Ausbildung zu bewirken, so daß der Sprung nach behutsamen und zugleich gewandten Thieren nicht auf den Flecken ihres Sitzes oder Standes, sondern auf die Stelle gerichtet wird, welche die fliehenden im nächsten Augenblicke der Voraussicht nach einnehmen werden. Und geht der Sprung auch fehl, so langen doch die Vorderpfoten mit solcher Behendigkeit zu, daß mancher Vogel im Ausflug noch dem Tatzenschlag in rasendor Eile verfällt. Was die Erfahrung und Uebung hierin ausrichtet, erkennt man augenblicklich, wenn man jüngere Wildkatzen neben den alten rauben sieht. Größeres und stärkeres Wild, z. B. Rehkälbchen, welche schon stattlich dahinschreiten, werden nur von alten Katzen angegriffen, die sich ihrer Kraft bewußt sind und die Schule der Erfahrung durchlaufen haben. Mit der Erfahrung wächst die List, Verschlagenheit und Ausdauer. Die Wahl der Lauerplätze, das Auskundschaften der zu berückenden Beute, die Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des Thieres, seiner für den Raubanfall günstigen oder ungünstigen Eigenschaften, kurz, die Benutzung der in den Kreis der Berechnungsmöglichkeit des Räubers fallenden Umstände lehren ihn eine durch die Summe der Erlebnisse herangebildete seelische Befähigung.

Mit schärferen Sinnen begabt und mit stärkerem Gebiß ausgerüstet, als die Wildkatze, wandelt der Raubritter Fuchs (Vulpes vulgaris) seine abenteuerliche Bahn. Wohl zeihe ich auch ihn der Feigheit, aber über diesen vielgewandten und vielseitigen Abenteurer läßt sich so kurzer Hand nicht urtheilen. Sein Wesen ist ein Gemisch von mancherlei Eigenschaften, die sich jedoch allesammt scharf ausprägen, so daß dem Charakterlosen dennoch der Stempel der charakteristischsten Kennzeichen aufgedrückt ist. Er ist der Allbekannte und doch noch so wenig Gekannte, der überall Angefeindete und Verfolgte, aber trotzdem auf dem Schauplatz der Raubthaten durch ein starkes Contingent Vertretene. Er ist listig, wachsam, verschlagen, diebisch, in den Künsten der Verstellung Meister, gefräßig, launisch, verliebt, egoistisch. Das Alles ist wahr. Wahr ist, daß an dem Charakter des männlichen Fuchses Alles lüderlich, spitzbübisch und hinterlistig erscheint. Sein Talent ist groß, fein und erfinderisch, aber ihm fehlt geradezu Das, was vor den Augen der Menschen Gnade finden läßt, er entbehrt der Tugenden, welche die Füchsin mit so vielen Untugenden in sich vereinigt. Der männliche Fuchs oder Rüde äußert nämlich durchaus keine Anhänglichkeit an seine Familie, er bekümmert sich eben so wenig um die Füchsin, zu der er sich nur zur Zeit der Liebe gesellt, als um seine Nachkommenschaft, von der er eigentlich gar nichts weiß und deren Aufenthalt er nicht oder nur durch zufällige Begegnung kennt. Doch muß ich hier eines Zuges dieses schlechten Familienvaters Erwähnung thun, nämlich des eigenthümlichen Triebes, hungernde Füchslein, welche die Mutter verloren haben und bellend sich vernehmen lassen, mit Nahrung zu versehen. Dieser Trieb ist so stark, daß zuweilen mehrere männliche Füchse aus der Nachbarschaft sich einer und derselben Fuchsfamilie auf dem Bau annehmen. Die Fuchsmutter zeigt im Gegensatz zu ihrem Gemahl eine rührende Anhänglichkeit an ihre Kinder, die sie in der Noth eiligst verscharrt oder im Rachen fortträgt, um sie vor dem Feinde zu retten, ja die sie sogar gegen Dachshunde, sobald diese sich dem Bau nähern, mitunter förmlich angriffsweise vertheidigt, wie mein Bruder Adolf, der genaue Kenner und Erforscher der Fuchsnatur, selbst beobachtet hat.

Trotz der großen Lüsternheit weiß sich der Fuchs selbst zu beherrschen,

Dies tritt unverkennbar hervor, wenn er mißtrauisch die Falle und Anstandsgrube umkreist, während der duftende Köder ihn lockt. Und sind es nicht Widersprüche im Thun und Treiben, wenn die Füchsin, sonst ebenso vorsichtig und zurückhaltend wie der Fuchs, zur Zeit, wo sie ihr „Geheck" versorgen muß, mit einer Verwegenheit und Selbstvergessenheit in der Nähe menschlicher Wohnungen raubt und in die Gehöfte einbricht, daß ihre Klugheit in Frage gestellt werden könnte?

Doch heben wir die interessante Fuchsnatur durch Mittheilung einiger Erlebnisse schärfer hervor.

Im lichten Stangenort sehe ich gegen Abend eine Fuchsmutter dem Steingewölbe sich nähern, wo ihr „Geheck" unter einem großen Stein verborgen ist. Die Alte blickt sich, daselbst angekommen, scharf um und entfernt alsdann mit den Vorderpfoten eine ziemlich große Menge Laubes, welches die Oeffnung bedeckt. Hierauf reicht sie den Kleinen das Gesäuge, deckt ihren Schlupfwinkel nach der Sättigung der Kleinen wieder mit Laub zu und entfernt sich. Ich trete leise hinzu, untersuche mit der Hand nach Entfernung des Laubes die einfache Geheckstätte, decke sie jedoch, ehe ich mich zurückziehe, wieder sorgfältig zu und nehme mir regelmäßige weitere Besuche bei denselben vor. Allein schon andern Tag's hatte die Füchsin, mit feinem Spürsinn meinen Eingriff witternd, das ganze „Geheck" weggeschleppt und an einem andern bergenden Plätzchen untergebracht.

Zur rauhen Winterzeit bei hohem Schnee geht Reinecke mit leerem Magen bei Tag auf Raub aus. Plötzlich hält er die Lunte steif und hebt die windende Nase hoch. Dann duckt er sich nieder und schleicht auf einen Hasen im Lager zu. Federleicht schnellt er sich durch die Luft. Aber Lampe hatte ihn noch rechtzeitig bemerkt, und der Sprung geht fehl, etwas zu kurz. Dort rennt der Flüchtende davon. Reinecke aber kehrt um, stellt sich von Neuem sprungfertig, macht noch einmal einen Bogensatz nach dem nun leeren Hasenlager, kehrt abermals um und springt und wiederholt so seine Sprungübungen.

Ein kühner, gewandter Räuber des Waldes begegnet uns in dem schönen Edelmarder (Martes abietum), der bald auf dem Boden, bald auf den Bäumen seine Mordthaten vollbringt. Hier sehen wir ihn kletternd die Vogelnester auswittern, um den brütenden Vogel zu erhaschen und die Eier ihres Inhalts zu berauben; dort beschleicht er die schlafenden Täubchen, deren eines er im Sprung zwischen die Zähne packt, während er mit den Vorderpfoten geschickt den schwanken Zweig zu erfassen versteht, um den gewaltigen Sprung in die Tiefe mit der Beute sich zu ersparen, der übrigens ohne Nachtheil geschehen kann. Dort ist er dem „wechselnden" Wild, einem Rehkälbchen, ja im Winter selbst einem Schmalreh, in den Nacken gesprungen, mit dem Reißzahn Stücke Haut in der Zerfleischungswuth abstreifend, mit denen er sich, von dem verzweiflungsvoll davonrennenden Thiere abgeworfen, gewöhnlich begnügen muß. Hier dringt er in das dem Walde nahegelegene Pachtgehöfte ein und wüthet im Hühnerstall oder Taubenschlag mit unersättlichem Blutdurst. Des andern Morgens folgt der erzürnte Pächter seiner Spur, welche durch streckenweit geschleppte Hühner- oder Taubenleichname bezeichnet ist, und findet den vom Blutgenuß, wie man sagen könnte, Berauschten, unter der Macht überwältigender Schlafsucht zur Flucht Unfähigen bisweilen in einer Feldhecke. Und dort endlich ereignet sich zur Sommerzeit ein Fall, welcher mir als neue Entdeckung im Räuberleben des

Edelmarders in hohem Grade werthvoll dünkt. Daß dieser vortrefflich ausdauernde Kletterer die Eichhornjagd mit Erfolg betreibt, ist längst bekannt; aber daß das alte Paar in Gemeinschaft mit seinen Jungen diese Jagd zur Ausbildung letzterer im Rauben unternimmt, war mir bis zu folgendem Erlebniß fremd. Im Tannenhochwalde war die Marderfamilie am sonnenhellen Mittage vielleicht nur zu behaglichem Spiele aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekommen und wahrscheinlich die Begegnung zweier jungen, jedoch schon recht rüstigen Eichhörnchen rein zufällig. Kurz, die Marder, mit den alten fünf an der Zahl, verfolgten die beiden Hörnchen mit regem Eifer. Voran kletterten und sprangen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum auf und nieder die erfahrenen alten Jäger. Dabei sprang der Plan unverkennbar in die Augen, den Jungen die ängstlich fliehenden Hörnchen zuzutreiben. Plötzlich rückte der eine alte Marder einem Hörnchen so dicht auf den Pelz, daß dieses einen wahren salto mortale in die Tiefe zu Boden unternahm. Der Räuber hinter ihm drein packte das quikende Thierchen, tödtete es jedoch nicht, sondern lockte mit eigenthümlich murksendem Ton die mordlustigen Jungen herbei, dann ließ er das mattgedrückte Hörnchen los, und die verständigen Schüler hatten nun leichte Mühe, es zu fangen. Durch mein störendes Dazwischentreten erschreckt und ernüchtert, stiebte die ganze Räuberbande auseinander.

Wenn auch nicht ganz so stark und klettertüchtig, als der Edelmarder, vermag es doch auch der Steinmarder (Mustela foina) staunenswerthe Räuberthaten auszuführen. Mit scharfen Sinnen stellt er seine Forschungen nach dem Geflügel an; auf Dächern, Mauern und Bäumen heimisch, wird er von seinem Spürsinn auf's Feinste geleitet, und da der Leib sich überall durchzuzwängen vermag, wo der Kopf hindurchgeht, so findet er Zugang zu manchem verborgenen und verwahrten Behälter der befiederten Hausthiere. Seine Klugheit befähigt ihn, auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, wenn der gerade Weg unüberwindliche Schwierigkeiten bietet. Ein Hausmarder hob defecte Ziegelsteine auf, um in den Taubenschlag zu gelangen. Mit dem Alter steigt die Vorsicht des Marders, so daß der junge sich durch die Falle weit eher berücken läßt als der alte. Festwurzelndes Mißtrauen ist eine unausbleibliche Folge schlimmer Erfahrungen und verdachterweckender Wahrnehmungen im Leben des Haus- und Steinmarders. Ich halte ihn für mißtrauischer, als seinen Vetter, der freilich durch große Strecken weites Fortbaumen und den Besuch seines Lagers in Baumhöhlen, Eichhornnestern und Raubvogelhorsten auf irreleitenden Umwegen, sowie durch sogenannte „Widergänge", die zur Verheimlichung des beliebten Passes dienen, seine Vorsicht und Bedachtsamkeit bekundet. So viel habe ich durch jahrelange Beobachtung erkannt, daß der Steinmarder viel eher dem lockenden Köder zu widerstehen vermag, als der Edelmarder, und daß von ihm wahrgenommene verrätherische Zeichen am Fangplatz ihn auf lange Zeit, wenn nicht für immer, von Ort und Stelle verscheuchen können.

Wie der gemeine Strauchdieb zum ritterlichen Räuber, der das Handwerk mehr als Cavalier betreibt, so verhält sich der Iltis (Foetorius putorius) zum Marder. Hier steht dem hochstrebenden, gewandten der niedrige, viel kurzsichtigere Räuber gegenüber. Ekelhaft schon durch seinen Gestank, zeichnet er sich auch unvortheilhaft durch seine Faulheit, Gefräßigkeit und Bosheit aus. Zählebig in hohem Grade, zuckt er noch und erholt sich sogar wieder nach derben Schlägen. An eisernen Fallen gefangen, beißt er sich zu-

weilen den eingeklemmten Fuß ab und verschlingt ihn. Die vereinigte Familie ist in hohem Grade blutgierig und auf reichlichen Fraß bedacht. Wo sie heimisch und vertraut um sich geht, sind auf dem Boden im Freien schlafende Säuglinge nicht ungefährdet. Sobald ein Iltis den Angriff des Zerfleischens gemacht hat, fallen die Gefährten mit unbeschränkter Dreistigkeit über das Opfer her. Uebrigens beweist der Iltis, wenn auch sonst kein gewandter Räuber, Fertigkeit im Fischen, wobei er die Fische mit der Pfote aus dem Wasser herausschlägt.

Wie ganz anders, wie viel lebendiger, flinker, geschmeidiger, schlanker und durchweg feiner, wie viel begabter an Leib und Seele, tritt das Wiesel (Mustela) auf! Mit Recht gilt dieses sanguinische, geniale Räuberchen als Repräsentant einer ganzen Familie. Das kleine Wiesel (Mustela vulgaris) steht dem großen (Mustela Erminea) verhältnißmäßig gewiß nicht an Muth, Kühnheit und List nach. Es ist bekannt, daß das Wiesel, ein gefährlicher Feind des Hasen, namentlich im Sommer, wenn die üppige Saat und das hochgewachsene Gras dem kleinen Schelm das Lauern an heimlichen Plätzen oder das Anschleichen begünstigen, oft reiche Beute unter den wehrlosen Bewohnern der Felder macht. Trotzdem hielt ich es nicht für möglich, daß ein einziges altes Wiesel im Stande wäre, in einem Zeitraum von zehn bis zwölf Tagen ein halbes Dutzend Hasen zu überlisten und zu morden, bis ich eines Sommers Gelegenheit fand, mich davon zu überzeugen.

Mehrere Chausseesteinhauer waren unweit Alsfelds schon etlichemal gegen Abend durch das Klagen eines Hasen aufmerksam gemacht worden, ohne daß sie in den Haferacker sich begeben mochten, aus welchem in einer Entfernung von zweihundert bis dreihundert Schritten die Klagetöne herüberschallten. Einer der Arbeiter theilte seinem Vater daheim mit, was er schon mehrere Abende hintereinander wahrgenommen, und dieser, ein Kenner der jagdbaren Thiere, entschloß sich andern Abends, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben. Aber erst am dritten Abende seiner Anwesenheit vernahm er die Klagetöne eines Hasen. Eilig lief der Bauer der Richtung zu und sah, näher gekommen, in immer enger gezogenen Kreislinien die Haferhalmen sich bewegen. Auf einmal ward es stille und nach wenigen Augenblicken des Suchens fand er einen alten Hasen zuckend am Boden. Als er ihn aufheben wollte, kam unter demselben das Schwänzchen eines Wiesels zum Vorschein. Sofort tritt der derbe Bauer auf den Hasen, um das Wiesel zu erdrücken. Er läßt seinen Fuß so lange mit dem ganzen Gewichte seines Körpers auf dem Halse des Hasen ruhen, bis das Schwänzchen des Wiesels kein Zeichen des Lebens mehr verräth. Kaum aber lüftet er den Fuß, so springt taumelnd der kleine Mörder, ein großes Wiesel, unter dem „verendeten" Hasen hervor und stellt sich ihm fauchend gegenüber. Nun schlägt er ihm noch glücklich mit seinem Hackenstiel, welchen er seinem herbeigeeilten Sohne entreißt, auf den Kopf und rächt somit völlig das Opfer. Die Untersuchung ergibt, daß die kleine Wunde vom Biß des Wiesels am Halse kaum bemerkbar ist. Der penetrante Geruch des Hasen in Folge der Umarmung von Seiten des Wiesels hätte mich fast bewogen, den zu mir gekommenen Bauer mit seiner Beute davonzujagen. Zur Stelle geführt, überzeugte ich mich von den Spuren der Mordscene, und bei dieser Gelegenheit fanden wir in dem Haferacker und theilweise in dem darangrenzenden Graben fünf getödtete, vorzugsweise an Kopf und Hals angefressene Hasen. Mit Ausnahme

eines einzigen waren es junge, sogenannte halbwüchsige und „Dreiläufer“. Alle waren noch ziemlich frisch.

Ich will, da der mir gewährte Salonraum beschränkt ist, mit einem Räuber der Gewässer den Schluß meiner Schilderungen aus dem Räuberleben der Säugethierwelt Deutschlands machen, nämlich mit dem höchst eigenthümlichen Fischotter (Lutra vulgaris). Zum Schwimmen vorzüglich befähigt und in den Stand gesetzt, mit Geschmeidigkeit den Körper nach allen Richtungen hin zu biegen und in scheinbar unbequemer Stellung zu verharren, beschleicht, jagt und belauert er mit erschreckendem Erfolg die Fische der Flüsse, Teiche und Seen. Sein scharfes, gewaltiges Gebiß hält die glatteste Beute fest. Seine Mordlust ist so unersättlich, daß er weit mehr raubt, als er zu seiner Nahrung nöthig hat. Als Feinschmecker sucht er sich die zartesten und wohlschmeckendsten Fische aus, vorzüglich Lachse, Forellen, Karpfen, Hechte und Barsche. Aber auch von diesen schält er gewöhnlich nur das Fleisch von dem Rücken ab, um es zu genießen, während er das Uebrige liegen läßt. Durch seinen wählerischen Sinn richtet er gerade in den Forellenbächen und Karpfenteichen unberechenbaren Schaden an. Beim Fischen wendet er allerlei listige Mittel an. Hier verfolgt er im Einverständniß mit einem Gefährten einen Lachs, er unter dem Fliehenden her, der andere über demselben schwimmend; dort schlägt der Lüsterne mit dem Schwanze die Oberfläche des Wassers, um die Fische in Uferhöhlen zu scheuchen, aus denen er sie mit Leichtigkeit hervorholt. Und hier wiederum naht er sich dem „stehenden“ oder wohlig dahinrudernden Fisch schleichend von unten, um mit raschem Zufahren ihn am Bauche zu fassen. Dort endlich benutzt das schlaue Thier eine Bucht oder einen Winkel, um in der Enge die Geflüchteten mit Sicherheit zu greifen. In Gegenden, wo er nicht verfolgt wird, raubt er auch am Tage, und wenn die alten Fischottern ihre Jungen zu Spiel- und Raubübungen im heitern Sonnenschein ausführen, bietet sich dem Beobachter ein ergötzliches Schauspiel dar. Eine meiner Verwandten in Höchst a. M. besaß zwei Fischottern, welche von Fischern am Mainufer überrascht und eingefangen worden waren. Schon nach wenigen Tagen wurden die kleinen Räuber so zahm, daß sie ihrer Pflegerin die dargereichte Speise aus der Hand nahmen. Alsbald wurde die Taufe an ihnen vollzogen. Romulus und Remus waren die Namen, die ihnen beigelegt wurden, und im Laufe der Zeit gewöhnten sie sich an den Klang derselben. Sie hätten durch ihren Appell manchen Hühnerhund gerühmten Ansehens und Rufes beschämen können. Der große Hof, der umfangreiche Garten und der Schloßgraben sollten nicht die ausschließlichen Tummelplätze für sie sein, sie erhielten zeitweise sogar freien Zutritt zum Main. Remus verunglückte, und Romulus wurde nun doppelt gehütet. Ich lernte als Knabe in den glücklichen Ferien diesen Romulus kennen. Leute, die ihm nicht bekannt waren, durften ihn nicht anfassen. Auch mir war er lange Zeit nicht hold, den Gang durch die Gartenthüre versperrte er mir gerne drohend und stets machte er mir mit Widerstreben und sichtlichem Aerger Platz. Mit dem Geflügel im Hof lebte er in vollkommenem Frieden, überhaupt war seine Mordlust auffallend zurückgetreten, die bei anderen gezähmten und aufgezogenen Räubern in unbewachten Augenblicken so leicht zum Durchbruch kommt. Ich weiß noch genau das Plätzchen im Schloßgarten, wo er begraben liegt und mit ihm eine schöne Jugenderinnerung.

Eine kleine Reisestudie.

Die deutschen Dichter dieses Jahrhunderts haben mit besonderer Vorliebe fast Alle die Schönheit und Lust des Reisens besungen, und für ein poetisch verständig Menschenkind, besonders wenn es eine Fußtour unternimmt, mag wohl das Reisen auch anmuthig und vergnüglich sein. Mich haben jedoch die Rückert'schen Verse immer besonders angemuthet:

„Wer zuerst auf dieser Welt
Reisebündel schnürte,
Hat die stille Lust vergällt,
Welche mir gebührte —"

und da mein Leben von Jugend auf gar zu sehr ein Reiseleben war, so habe ich manchmal die Wahrheit, welche in den angeführten Zeilen liegt, mit Thränen nachempfunden. Auch Carlyle, der große, britische Philosoph, ist der Meinung, eine glückliche, befriedigende Existenz liege einzig in einem einförmig thätigen Leben ohne Wechselfälle, ohne Veränderung, auf der Scholle, wo unserer Vorfahren Pflug ging, und wo von der Wiege bis zum Grabe dieselben bekannten Gesichter uns umgeben. Solch' ein Lebenslauf schließt die höchste geistige Begabung und Wirksamkeit, das reichste innere Leben keineswegs aus. Ich habe oft mit Rührung daran gedacht, daß Kant während seiner langen Lebenszeit nie mehr als fünf bis sechs Meilen weit von seiner Geburtsstadt Königsberg fortgekommen ist; und wer wäre unter seinen weit- und vielgereisten heutigen Jüngern und Nachfolgern diesem Geistesheros vergleichbar? Ja, man darf noch weiter gehen und behaupten: Jean Paul hat uns z. B. nur deshalb eine so wundervolle Beschreibung Oberitaliens und des Lago Maggiore in seinem Titan gegeben, Schiller nur deshalb eine so lebhafte, charakteristische Schilderung der Schweiz im Wilhelm Tell, weil Beide nie in jenen Gegenden waren.

Wir lesen und sehen bei ihnen das Bild ihres Dichtersehnens, welches ihre reiche Phantasie hervorzaubert und diese ist ja eben allein das ewig Junge und Neue unter der Sonne. Ein Edelmann auf der Insel Rügen erzählte mir einst, er habe als junger Mensch, nachdem er den Titan gelesen, aus großer Sehnsucht die Reise nach Isola bella unternommen. „Wurden Ihre Erwartungen dort erfüllt?" fragte ich rasch. — „Die Jean Paul'sche Beschreibung war schöner", entgegnete er, „mancherlei choquirte mich und die idealen Gestalten fehlten in meiner Umgebung."

Es läßt sich also fragen: Unsere vielreisende Generation, die mit den Eisenbahnen in Deutschland zugleich das Licht der Welt erblickte, ist sie zufriedener, innerlich reicher, glücklicher, gelehrter, gebildeter als diejenige unserer Großeltern? Wer könnte sich Kant oder Schiller vorstellen auf einer Stangen'schen Vergnügungsfahrt nach Venedig, oder in einer eleganten Pension Zürichs oder Genfs, oder in Baden-Baden auf der Höhe der Saison?

Ich verkenne keineswegs den Werth der Weltumgestaltung, welche die zwei größten Mächte und Revolutionäre des neunzehnten Jahrhunderts, Dampf und Elektricität, hervorgebracht haben. Sie haben uns definitiv von dem Mittelalter befreit und sie werden uns in politischer und socialer Hinsicht je länger, desto unaufhaltsamer besseren Zeiten entgegenführen — allein ein wenig Poesie, Innerlichkeit und Gemüthstiefe ist eben doch auch durch sie hinweggefegt worden. Wohl kann gegenwärtig ein deutscher Student, Schulmann oder Gelehrter mit demselben Geldaufwand welcher ihm vor vierzig

Jahren nur eine Reise in die sächsische Schweiz, in den Harz oder in's Fichtelgebirge erlaubt hätte, in die wirkliche Schweiz, nach Florenz und Rom, oder nach London reisen, wenn es ihn dahin gelüstet — und das ist eine dankenswerthe Errungenschaft der Neuzeit; doch wird er uns von diesen Eisenbahnfahrten je so anziehende Beschreibungen liefern können, wie Seume von seinem Spaziergang nach Syrakus, Thümmel von seiner Reise in's südliche Frankreich, Sterne von seiner empfindsamen Reise, oder gar Goethe von seiner italienischen? Wer heutzutage je Kunstwerke und Naturschönheiten, umgeben von der Gesellschaft ordinairer Sommertouristen zu betrachten verurtheilt war, der wird wissen, wie widerwärtig in unserer Erinnerung stets die banalen Phrasen und trivialen Bemerkungen dieser Dutzendwaare von Reisenden mit dem Andenken an die Kunst- und Naturfreuden vermischt bleiben. Es ist gar kein reiner Genuß des Anschauens mehr in solcher Nähe und Gesellschaft möglich. Gedenke ich der zauberhaften Beleuchtung des Genfer Sees und der sich in ihm spiegelnden Savoyischen Berge, deren Anblick mich an einem Juliabend von der Terrasse des Hôtels Gibbon aus in Lausanne erfreute, so höre ich immer gleichzeitig ein englisches Ehepaar, welches neben mir eine halbe Stunde lang mit einem Courier wegen „unreasonable charges" (unvernünftig hoher Rechnungen) keifte.

Mit welcher Entrüstung hörte ich einst eine englische oder amerikanische Familie ihre Meinung über ein Frauenbildniß Leonardo da Vinci's im Louvre aussprechen, vor welchem ich in Entzückung stand! Sie hatten an der Einfachheit der Toilette — es ist ein dunkelgrünes wollenes Kleid — etwas auszusetzen; doch von dem wunderbaren Licht und Schein auf Stirn und Augen, von dem Mund, der ein hohes Geheimniß wehmüthig lächelnd zu bewahren scheint, sahen sie nichts.

Ach, und erst in Rom! Welche Reden hört man da manchmal neben den ernsten Imperatorengestalten, den hohen Göttinnen, den Madonnen und Heiligen! Im reinsten Berlinerisch vernahm ich eine frivole Bemerkung neben Guido Reni's Magdalena in der Galerie Sciarra; und einer mich zuweilen begleitenden hochgestellten französischen Dame kann ich's lebenslang nicht vergessen, wie sehr sie mich durch die wol ein halbes Dutzendmal wiederholte Bemerkung auf dem Capitol, in dem Coliseum ꝛc. ärgerte: „A tout prendre, après Paris, Rome n'est qu'un village!" (Alles in Allem genommen, ist eben doch Rom, mit Paris verglichen, nur ein Dorf!)

Warum reisen denn solche Leute nach Rom? Sie schicken sich, wie schon König Ludwig I. von Bayern vor fünfzig Jahren sagte, selbst in den April dort. Man reist eben jetzt nach Florenz, Rom und Neapel, um sagen zu können: Ich war dort; d. h. ich hatte Geld genug, um hinreisen zu können. Doch vor fünfzig Jahren schämten sich solche Reisende noch, es offen einzugestehen, daß sie sich für ihr Geld in Rom nur langweilten, und nach guten Diners, nach Theater, Jagden, Intriguen ꝛc. in ihrer Heimat zurücksehnten! Das hat auch heutzutage aufgehört. Die vornehmen und reichen Touristen dieses Schlages veranstalten Jagden und Fuchshetzen in der römischen Campagna und spielen im Winter französische Sensationsdramen und Vaudevilles in den Salons römischer Paläste.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu hören, wie ein geistreicher Mann, Ludwig Börne, schon vor fünfzig Jahren eine Phase des modernen Badelebens und Treibens schildert, welches er in ihm antipathischer Gesellschaft in der Nähe Frankfurts beobachtete.

„Den ganzen Tag von Morgens bis Abends spaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft ungemein coquett den Hals hinüber und herüber. Zwei Truthähne folgen ihr beständig und vor Eifersucht und Aerger blähen sie sich auf und werden ganz blau im Gesichte. Sie sind so argwöhnisch, daß keiner den andern nur einen Hahnenschritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Diese sieht sich nie nach ihnen um, und als wollte sie ihre Liebe und Geduld auf die Probe stellen, geht sie nie gerade, sondern bewegt sich in den launenhaftesten Quadrillenfiguren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieser Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beschreiben. Ach! die Zeit wird mir hier schrecklich lang! Wie einsam ist doch der Mensch unter Vieh! —" Sogar die Natur vermag er in solcher Gesellschaft nicht mehr schön und ursprünglich zu finden und ruft mißmuthig: „Sind das grüne Bäume? Ist das Himmelsblau? Ist das Abendroth? Ach ja! es ist ganz artig gemalt und auch sehr ähnlich; ich habe das Original gekannt."

Von wunderbaren Reiseabenteuern, von romantischen Erlebnissen, interessanten Begegnungen wissen wir auf unseren heutigen Reisen auch gar wenig mehr zu erzählen. In dem allgemeinen Rollkasten der Welt werden jetzt alle Kieselsteine gleich rund zu Murmeln gerüttelt; originelle Figuren und Charaktere sind selten geworden. Hören wir ja von Reiseabenteuern, so sind es höchst unromantische, mit Geldforderungen und Blutvergießen endende, wie die jüngsten in Griechenland. Julian Schmidt mag Recht haben, wenn er schreibt: „Die Sonne Homer's scheint wol noch, allein auf unser verwildertes Geschlecht."

Hie und da nur ist, selbst während eines langen Reiselebens, eine Episode des Aufzeichnens werth. Ich kann dieselben an den Fingern aufzählen. Nachstehende Anecdote mag indeß hier eine Stelle finden, da sie einigermaßen das Sonst und Jetzt des Reisens charakterisirt.

Als ich vor fünf Jahren von London kommend in Rotterdam die Eisenbahn bestieg, war meine einzige Reisegefährtin im Damencoupé die Wittwe eines herrnhuter Missionairs, mit welchem sie sechsundzwanzig Jahre in Surinam gelebt hatte. Obgleich dem Anscheine nach noch eine Vierzigerin, schien sie jedoch in ihrer Kleidung und in ihrer friedlichen, etwas salbungsvollen, fast biblischen Redeweise mehr als fünfzig Jahre hinter dem Usus der Jetztzeit zurückgeblieben zu sein. Sie erzählte mir vielerlei von ihrem Leben unter den Heiden, so wie von der fernern Gestaltung ihrer Existenz in einer süddeutschen Brüdergemeine, wo sie nach der Trennung von einem Vierteljahrhundert noch mit ihrer Mutter und einem Bruder zusammenleben werde ꝛc.

Bei jeder Haltestation stieg sie aus und bewunderte die Eisenbahn, auf welcher sie zum ersten Male fuhr. „Gefährlich ist's freilich" — sagte sie — „so rasch zu fahren, allein auf dem Dampfschiff und auf dem Meere bin ich's gewöhnt worden und habe mich bald nicht mehr gefürchtet. Ich fürchte mich nur vor einem plötzlichen Unfall und Tod, denn ich möchte Zeit haben, mich auf den Tod vorbereiten zu können." Nun hatte diese gute Dame höchst wahrscheinlich noch nie etwas von der Beschaffenheit eines Tunnels gehört und daß die Eisenbahnzüge je zuweilen durch dieselben brausen. Mitten im ruhigen Fluß ihrer Mittheilungen ertönte der schrille Pfiff der Locomotive, welcher den Eingang in den ersten großen Tunnel der rheinischen Eisenbahn anzeigt und rasselnd ging's in die Nacht desselben hinein. In dieser Finsterniß fühle ich mich plötzlich krampfhaft umklammert und höre trotz des

Lärms des prasselnden Zuges meine Begleiterin schreien: „O, mein Herr Jesus! jetzt gerade sterben! O, nur nicht in die Hölle! Barmherzigkeit!" Zu Ehren ihres Todesmuthes muß ich indeß sagen, daß sie mich bald losließ, auf ihre Knie sank und sich in stillerer Weise auf ihren nahe geglaubten Tod durch Gebet und Thränen vorbereitete. Mein Schreck war beinahe ebenso groß wie der ihrige, denn ich wähnte mich in den Krallen einer Wahnsinnigen, da es mir fern lag zu denken, ein Tunnel könne Todesnoth und Schrecken erregen. Als wir wieder an's Tageslicht kamen, glaubte sich meine Reisegefährtin der Todesgefahr entronnen und blieb im Gebet. Ich verstand nun ihr Benehmen und suchte die Todesbleiche und Zitternde zu beruhigen und über die Natur und Nothwendigkeit eines Tunnels aufzuklären; doch als ich ihr sagte, daß wir noch mehrere zu passiren hätten, erklärte sie, ihre Nerven würden nicht ein zweites Mal einen solchen „choc" ohne Gefahr für ihre Gesundheit ertragen können und bat mich um Gotteswillen ein Zeichen zum Anhalten des Zuges zu geben, sie wolle aussteigen und lieber zu Fuß in ihre Heimat gehen. Doch als wir noch hierüber debattirten, ertönte wieder ein Pfiff und wir rasselten in einen zweiten Tunnel. Diesmal verbarg sie nur ihren Kopf mit einem einzigen Schreckensschrei an meiner Schulter, gleichsam als wolle sie noch weniger sehen, als überhaupt zu sehen war; indeß fühlte ich sie noch zittern. Bei dem dritten Tunnel ergriff sie mich nur noch bei der Hand und auf der nächsten Station angelangt, hatte sie schon ihre Absicht, zu Fuß oder per Extrapost nach dem Schwarzwald zu reisen, aufgegeben. Mir schien es eine interessante psychologische Studie, daß ich so objectiv ruhig hatte beobachten können, wie sich eine Frau in anscheinend augenblicklich drohender Todesgefahr benimmt. M. W.

Antwort.

Hochgeehrter Herr C. Schultes,
Aus den Heften Ihres Pultes
Kam zu mir ein loses Blatt
Zum Beweis, daß Eulenspiegel,
Laut Urkunde, Brief und Siegel,
Leibhaft doch bestanden hat.

In den Akten steht's zu lesen,
Sagen Sie, daß einst gewesen
Dort zu Braunschweig eine Frau,
„Uhlenspeegelsche" geheißen;
Damit wollen Sie zerspleißen
Meiner Gründe ganzen Bau.

Nun, ich will es nicht bestreiten,
Daß auch schon in früh'sten Zeiten
Jemand Eulenspiegel hieß;
Doch der Till*), die derbste Blüthe
Deutschen Volkshumors, ist Mythe;
Nochmals wiederhol' ich dies.

Denn nicht einer, hundert Narren
Trugen ihren Spott und Sparren
Für den „Eulenspiegel" bei;
Nur wenn alle, will mir scheinen,
Sich im Geist des Volkes einen,
Giebt's lebend'ge Narrethei.

Köln. Hermann Grieben.

*) Nachschrift.

Fragen Sie, was „Till" bedeute,
Sag' ich Ihnen nur: die Leute
Damals nannten Dietrich so.
„Till" und „Dietz" sind Kosenamen,
Welche dazumal bekamen
Thiedrik, Thiedo, Tiedilo.



Die französi[...]

Herzog von Alencon.

Prinz von Joinville.

Graf von Paris.

Graf

Herzog

Herzog von Aumale.



...en Prätendenten.

Louis, kaiserl. Prinz. Louis Napoleon Bonaparte.
...on Chambord. Herzog von Nemours.
...on Montpensier. Herzog von Chartres.

Die französischen Prätendenten.

Napoleon III, Exkaiser.

Von Neuem irrt Er auf Englands Boden als Verbannter; dort, wo er vor Jahren die Netze spann und die Pläne schmiedete, welche ihn zur höchsten Macht emportragen sollten. Und es ist ihm gelungen, Alles gelungen; wie, lehrt freilich die Geschichte, und wozu, davon kann das französische Volk ein Lied singen, zu welchem die Kapellen der zurückbleibenden deutschen Occupation die Musik machen. Nur die Lebensgeschichte des kaiserlichen Verschwörers, denn ein solcher blieb er bis auf Jahr und Tag, ist mit der Geschichte der letzten Zeit so intim verbunden, ja sie beherrscht dieselbe während einer Spanne Zeit so sehr, daß einige kurze Umrisse genügen dürften, um die allgemein bekannten Daten der Biographie Louis Napoleons zu ergänzen.

Geboren wurde Louis Napoleon im März 1808; sein Vater, obwol Rochefort in seiner Laterne die Sache entschieden in Abrede stellt, scheint der König Louis von Holland, der Bruder des großen Napoleon gewesen zu sein. Natürlich war dieser König von Napoleon's Gnaden eingesetzt und als er bei seinem Bruder, der eben nicht als sehr verträglich galt, in Ungnade fiel, war's mit der Herrlichkeit aus. Seine Mutter war die schöne, poetische, dazu aber grenzenlos leichtsinnige und sittenverdorbene Hortense, Adoptivtochter des „großen" Napoleon, der ihr aus besonderen Gründen höchst gewogen war. Die Ehe Louis' und Hortense's konnte keine glückliche sein, die beiden Eheleute verkehrten sehr wenig mit einander und mieden sich schließlich ganz und gar. Der Sohn blieb aber stets bei der Mutter und verkehrte nie mit dem Vater; es muß übrigens unter diesem Verhältniß ein noch unbekanntes Familiengeheimniß stecken, denn selbst später inmitten der großen Gloire des absoluten Kaiserreichs, während Napoleon III. jede Gelegenheit ergriff, den Namen seiner Mutter zu popularisiren und stets mit Freuden sah, wenn die Schmeichler im Stadthause diesen Namen irgend einer frommen Stiftung, einem neuen Boulevard oder einem Platz gaben; während er selbst bei entfernten Mitgliedern der Familie durch Statuen allerlei Art das Andenken ehrte, geschieht unter der ganzen Regierung nicht das Mindeste, was auf den König Louis Bezug haben konnte und bei Hofe wurde es stets sorgfältig vermieden, vom Vater des Heros laut zu sprechen. Die Kindheit Napoleon III. zeichnet sich durch einen einzigen Zwischenfall aus, der aber als Vorbedeutung der Geschichte gelten kann.

Bei der Revue auf dem Marsfelde im Mai 1815, wo der aus Elba zurückgekehrte Imperator die Schaaren musterte, deren Gebeine binnen wenigen Wochen die Gefilde von Waterloo bedecken sollten, ließ Napoleon den Sohn Hortense's an der Parade theilnehmen.

Beim Defilé hob er den siebenjährigen Knaben auf seinen Sattel, wie er es gewöhnlich mit seinem Kronerben, dem König von Rom, gethan. Letzterer befand sich schon in Wien bei seinem mütterlichen Großvater, die alten gebleichten Grenadiere grüßten gleichzeitig den untergehenden Cäsar und den Erben, der vierzig Jahre später mit dem der Hand seines Ohms entfahrenen Schlachtendonner zu spielen suchte.

Die Jahre, welche dem Sturze des Hauses Bonaparte folgten, verlebte Louis Napoleon im Exil, zuerst in Augsburg, wo er die öffentliche Schule

besuchte, und dann in der Schweiz auf dem lieblichen Bergschlosse Arenenberg, wo seine Mutter sich angekauft hatte. Er zeichnete sich unter seinen Mitschülern durch leichte Auffassungsgabe aus und gewann unter allen Lehrgegenständen die Mathematik und die sogenannten exacten Wissenschaften lieb. Das Deutsche hatte er leichter und viel besser erlernt als es die meisten Franzosen vermögen und er soll es noch heute fast ohne Accent sprechen; der Aufenthalt auf Wilhelmshöhe mag ihm allenfalls Anlaß und Mittel geboten haben, um sich von Neuem einzuüben. In der Schweiz wurde der künftige Despot guter republikanischer Bürger, trat wie Jeder in die Miliz und brachte es in dieser äußerst friedlichen und unverfänglichen Heeresmacht bis zum Artilleriehauptmann. Schreiber dieser Zeilen hatte in Genf und Bern Gelegenheit mit Leuten zu verkehren, die in ihrer Jugend unter der Anführung des Capitains Bonaparte auf der Allmend bei Chur exercirt hatten.

Im Jahre 1831 beginnt die stürmische Laufbahn; er begiebt sich zuerst mit seiner Mutter insgeheim nach Paris und logirt gegenüber der nun gestürzten Vendômesäule. Louis Philipp, der eben auf den Thron gelangt war, läßt Mutter und Sohn auffordern, Paris und Frankreich zu verlassen. Nun wendet die kleine Caravane (Mutter wie Sohn und einige Diener) ihre Schritte nach Italien, die Sprößlinge des Unterdrückers der Halbinsel werfen sich mitten in den Strudel der mazzinisch-carbonarischen Verschwörung, die damals ganz Italien bearbeitete und gleichzeitig an zwanzig Orten zum Ausbruche kam, um überall in Blut erstickt zu werden.

Unter den Aufwieglern finden wir die beiden Söhne Hortense's, und zwar kämpften dieselben im Kirchenstaate, den Einer von ihnen später beschirmte und durch seine Macht vor dem Verfall schützte, bis er selber fiel. Der älteste Bruder ließ sein Leben im appenninischen Gebirge. Louis Napoleon, obwol gefangen, entkam unbeschädigt, Dank hoher Verwendung. Welche Gründe wol den damaligen Jüngling bewogen haben mögen, sich kopfüber in den Strudel der carbonarischen Bewegung zu stürzen. War es wirklich ein Anflug von revolutionärem Eifer, begeisterte Freiheitsliebe, die ihn hinriß? Oder wollte er nicht vielmehr die berühmten, damals trotz oder wegen aller Verfolgungen so mächtigen und einflußreichen geheimen Gesellschaften studiren, deren Organisation und wirkliche Macht kennen lernen? Wollte er die revolutionäre Partei an das Glück seiner Dynastie ketten? Nährte er überhaupt damals schon ehrgeizige Pläne? In jedem Falle war er der einzige der Familie; die übrigen Brüder und Neffen des gewaltigen Ohms lebten ruhig und zufrieden, mitunter jocos, von den ihnen zuerkannten Dotationen, Majoraten u. dgl. und dachten kaum an die vergangene Herrlichkeit. Wer ihnen mit Plänen und Projecten kam, dem ward die Thür gewiesen.

Es ist bekannt, wie der Exkönig Josef den nachmaligen Herzog und Minister von Persigny, damals (im Jahre 32 oder 33) ein mit der Compagniekasse durchgebrannter Unterofficier, empfing. Persigny führte einige sehr warme Empfehlungsschreiben mit sich von ehemaligen Officieren der grande armée, die ihn als einen andächtigen Verehrer der Familie Bonaparte priesen.

„Wieder so ein Bettler oder so ein Narr!“ rief ärgerlich der alte Josef; „er soll nach Arenenberg gehen, dort giebt man sich mit solchen Leuten ab.“

Persigny überhörte den Rath nicht, machte sich auf den Weg und hatte es später nicht zu bereuen, die brummige Aeußerung des Exkönigs von Neapel und Spanien wörtlich genommen zu haben.

Nach und nach begann sich um den jungen Louis Napoleon eine Art Hof zu sammeln. Seit dem Tode des Herzogs von Reichstadt blickten alle Anhänger der Dynastie zu ihm empor, eben weil er einzig von Unternehmungsgeist belebt war und in seinen Stern Vertrauen setzte. Von seiner Umgebung in seinen Plänen bestärkt trat er offen als Prätendent auf und unternahm (im Jahre 1836) die lächerliche Expedition von Straßburg, deren Erfolgaussichten vornehmlich auf den Uebertritt der Garnison fußten. Aber die Soldaten blieben ihrem Fahneneide treu und der Prätendent, welcher für den Anlaß die Uniform, die sein Onkel trug, angezogen hatte, entkam mit genauer Noth über den Rhein. Viele seiner Mitschuldigen wurden eingefangen, darunter auch mehrere Damen, denn die Galanterie durfte bei den bonapartistischen Abenteuern nie fehlen.

Noch kläglicher fiel die zweite Expedition aus, welche Louis Napoleon nach einem vierjährigen Exil unternahm, das er in Amerika, dann auf wortbrüchige Weise in der Schweiz, die seinethalben um ein Haar breit in einen Krieg mit Frankreich verwickelt worden wäre, und endlich in England verbrachte. Mit seinen Getreuen und einhundert Lohndienern (er hatte damals eine Maitresse, die sehr reich war) als Grenadiere des Kaiserreichs gekleidet, er selbst in dem classischen Costüm, die Hände auf dem Rücken, und einen abgerichteten Adler in der Luft, landete er in Boulogne, verfehlte aber nicht nur den gewünschten Eindruck, sondern wurde mit seinem gesammten Troß, inclusive des Adlers, empfangen und per Extrapost nach Paris spedirt.

Der diesbezügliche Proceß ist eine cause célèbre, der Hauptangeklagte, welcher den legitimistisch gesinnten, aber höchst redekundigen Berryer als Vertheidiger gewählt hatte, verhielt sich der Pairskammer gegenüber mit diplomatischer Ruhe, statt einer langen Rede verlas er selbst einige von Berryer aufgesetzte Zeilen und überließ das Uebrige dem Advocaten. Zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt, wurde er kurze Zeit naher nach dem romantisch gelegenen Bergschlosse von Ham, unweit von Arras gebracht. Gerade um dieselbe Periode überbrachte der Prinz von Joinville die Gebeine des alten Napoleon nach Europa und die Bevölkerung, besonders die stark an Chauvinismus laborirende republikanische Partei, welche sich des Bonapartismus als eines wirksamen Hebels gegen die Regierung zu bedienen glaubte, machte aus dem Empfange der Gebeine eine begeisterte Ovation derselben, Republikaner kokettirten mit dem Neffen, der es sich natürlich gern gefallen ließ. Nur zwei Männer der Partei hatten klare Einsicht gezeigt und dieselbe bewiesen, indem der Eine, der Deputirte Glais-Bizoin, gegen die Uebertragung der Gebeine stimmte; und der Andere, der Pair Graf d'Alton Schee, als Mitglied des Gerichtshofes den Prätendenten zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilen wollte und auch in diesem Sinne sein Votum abgab. Auf Schloß Ham ließ es sich Prinz Louis Napoleon Bonaparte recht wohl sein. Während die republikanischen Gefangenen in Zuchthäuser gesteckt wurden oder in feuchten Zellen verdumpften, standen dem prinzlichen Verurtheilten die weitläufigen Appartements der Burg zur Verfügung mit einem geräumigen Spaziergang; er durfte mit der Außenwelt verkehren, Visiten empfangen, nach seinem Geschmacke sich verköstigen 2c. 2c.

Nach sechs Jahren leicht ertragener Haft kam es dem Prätendenten in den Sinn, sich aus dem Staube zu machen. Gesagt, gethan; die Sache war nicht schwer, es genügte eines jener Täuschungsmittel, wie sie in den italienischen Pantalonaden öfters vorkommen. Man legte einen Napoleon aus Holz

und Stroh verfertigt auf's Bett, tief in eine Nachthaube gehüllt, das Gesicht gegen die Wand, während der wahre Napoleon aus Fleisch und Blut in ein Arbeitergewand gehüllt, ein Stück Bauholz auf den Schultern, sich zum Thore hinausschlich. Die Verkleidung muß dem Komödianten Ehre gemacht haben, denn ein im Thore des Schlosses beschäftigter Arbeiter glaubte einen Kameraden zu erkennen und rief: „Vous êtes Badinguet." Dieser Name wurde im Munde des Volkswitzes ein Spottname für den Kaiser und seine Feinde haben ihn, wohlverstanden unter sich, nie anders genannt. In jüngster Zeit nahm der Spottname natürlich überhand und ist auch in den Reihen der deutschen Armee geläufig worden.

Von 46—48 lebte Louis Napoleon ziemlich zurückgezogen in England und außer seinem Verhältniß mit Miß Howard und seinem Auftreten als Constabler bei den Chartisten drang wenig in die Oeffentlichkeit.

Was nachher geschehen, brauchen wir nicht zu erzählen. Man weiß, wie er den Kaiserthron gewann und wie er ihn verlor, indem er sich vor gerade einem Jahre an Deutschland, welches ihm das erste Obdach für sein Exil und die Bildung gewährt hatte, so schwer vergriff. Dort am Gestade, wohin die französischen Revolutionsstürme dieses Jahrhunderts nach und nach so manchen Fürsten hohen Geblüts geworfen haben, strandete er auch, alt, kränkelnd, gebrochen, aber trotz Allem mit Plänen und Projecten für die Zukunft seiner Dynastie. Die Rauchwolken, die er unaufhörlich bläst, zeigen ihm die Wiederaufrichtung seines Thrones, und Chislehurst ist zum Verschwörungshorst geworden; denn ein Conspirator wird der Alte bleiben bis zu seinem letzten Athemzuge. Machte es ihm doch manchmal Spaß, gegen seine eigene Regierung zu conspiriren und sein eigenes Ministerium angreifen zu lassen!

Die Mittel fehlen dem Manne, der so lange den Staatsschatz ohne jede Verantwortung manipulirte, nicht und noch weniger die Ehrgeizigen, die bereit sind einzustehen und für seine Sache zu wühlen. In der Wahl der Mittel sind diese Leute nicht wählerisch und so lange er in Chislehurst leben oder wenigstens nicht unschädlich gemacht wird, so lange ist Frankreich vor Machinationen aller Art, Emeuten, Attentaten u. s. w. nicht sicher.

Napoleon, Exkronprinz.

Ein Theil der Anhänger der Dynastie, die den Vater für unmöglich halten, wird seine Hoffnungen auf das Haupt des jungen legen, nennt ihn bereits Napoleon IV. Viel allgemeiner ist er unter dem Namen Lulu bekannt. Er wurde am 16. März 1856 geboren und zeigte in seinen Zügen eine auffällige Aehnlichkeit mit seiner Mutter, der Exkaiserin Eugenie, heute wieder Gräfin von Montijo. Ebenso wie der König von Rom wurde der Knabe geboren, als die Macht seines Vaters im Zenith stand. Die glückliche Beendigung des Krimkrieges, der Abschluß des Pariser Friedens und im Innern die Zunahme des Wohlstandes, die gänzliche Niederwerfung jeder Opposition, die Erschlaffung des politischen Geistes bilden die Grundzüge der napoleonischen Gewalt und schienen dieselbe auf lange Zeit hinaus zu sichern.

Die Feste, welche bei Gelegenheit der Taufe des jungen Prinzen stattfanden, gelten noch heute als ein Beispiel des übertriebensten Luxus und üppiger Verschwendung. Bei den letzten Enthüllungen über die kaiserlichen Papiere wurden einige Ziffern bekannt und u. A., was die in Frankreich üblichen Taufbonbons (dragers) gekostet haben. Das allein verstieg sich bereits

in die Tausende von Franken. Der Wagen, in welchem der Kleine nach Notre Dame gebracht wurde, war derselbe, der für die Taufe des Königs von Rom und bei der Krönung Karl X. gedient hatte. Der Papst selbst war Ehrenpathe (obwol nicht anwesend). Am Abend war das Gedränge auf dem Ball des Hôtel de Ville so arg, daß den meisten Damen die Spitzenkleider abgetreten und Diamanten im Werthe von Millionen verloren und zerdrückt wurden. Während an den deutschen Höfen die prinzlichen Sprößlinge gewöhnlich sehr bürgerlich und einfach erzogen werden, ja sogar mit anderen Kindern verkehren, und während die Söhne Louis Philipp's die öffentlichen Schulen besuchten, war die Erziehung des jungen Napoleon eine ganz abgesperrte und von der schwersten Etikette umgebene. Er bekam zuerst eine Gouvernante und mit seinem siebenten Jahre einen Hofmeister, von seinem zwölften Jahr an hatte er seinen eigenen Hofstaat, dessen Leiter der Gouverneur General Frossard war, der Held von Saarbrücken. Das Kind wurde in den verschiedensten Branchen von den besten Lehrern der pariser Gymnasien und öffentlichen Schulen unterrichtet, aber immer in den Tuilerien und in Gegenwart des Haushofmeisters, der überwachen mußte, daß ja keine unlautere Lehre der Lection beigegeben würde. Sein Vater wollte ihn im Lycée Bonaparte „einschreiben" lassen, das heißt, er sollte mit den anderen Schülern des Lyceums concuriren, aber das Lycée selbst nicht besuchen. Es begann sich damals schon zu regen in den jungen Köpfen; und es entstand in den Classen eine solche Auflehnung, daß der kaiserliche Vater seinen Plan aufgab.

Noch schlechter erging es dem Jungen, als er später einmal den Preisvertheilungen beiwohnen sollte. Der junge Sohn des General Cavaignac weigerte sich, den ihm zufallenden Preis aus den Händen des Prinzen anzunehmen und alle Anwesenden demonstrirten im beifälligen Sinne.

Uebrigens zeigte der Prinz wenig Lust zum Lernen und eine ziemlich beschränkte Intelligenz, dagegen spielte er immer sehr gern mit seinem Gesellschafter, dem Sohne des bei Magenta gefallenen Generals Espinasse, der nie von der Seite des Thronerben wich und ihm wahrscheinlich auch in's Exil gefolgt ist.

Lulu war Ehrencorporal des zweiten Grenadierregiments und wohnte auch mehreren Revuen in diesem Costüm bei; außerdem bethätigte er seinen Rang, indem er einmal im Jahr die Soldatenkinder (enfants de troupe) um einen Tisch versammelte und sie regalirte. In den letzten Jahren des Kaiserreiches kamen des Knaben wegen vielfache Zwistigkeiten am Hofe vor; die Mutter wollte ihm eine streng ultramontane Erziehung zumessen lassen, führte ihn in alle Kirchen 2c., während Napoleon ihn gern in den Ruf eines in den modernen Grundsätzen Erzogenen hätte bringen wollen, um ihn bei der Bevölkerung populär zu machen. Trotzdem ist der Sohn vielmehr unter dem Auge und unter dem Einflusse Eugenien's erzogen worden. Sollte er unverhofft an's Ruder gelangen, dann würde diese unheilbringende Frau die Rolle Anna von Oesterreichs und Maria von Medicis spielen; daher dringt auch die absolutistische und clericale Fraction der Bonapartisten auf die Abdankung des Kaisers und die Proclamirung des fünfzehnjährigen Prinzen als Kaiser von Frankreich, wolverstanden vorläufig in partibus.

Der Prinz ward in der letzten Periode des Kaiserreichs von den Parteiblättern sehr heftig angegriffen, man nannte ihn geradeweg ein „scrophulöses Kind"; ob er mit einer generellen Krankheit behaftet ist, wurde eben so oft behauptet, als in Abrede gestellt. Die Thatsache ist, daß er schon vor

vier Jahren dem Sterben nahe war. Aeußerlich ist er in seiner Erscheinung hübsch, gut gewachsen, aber voll Stolz und zuweilen ungeberdig.

Der Graf von Chambord.

Wenn man per Südbahn von Wien aus über die Lieblings-Sommeraufenthaltsorte der Wiener, die da heißen Mödling, Algersdorf Liesieng und über die besuchten Badeorte Baden und Vöslau nach der „allezeit getreuen" Wurstfabrikations-Stadt Wiener-Neustadt fährt, und von dort aus den Weg quer über die Oedenburger Bahn einschlägt, so gelangt man, den blauen Bergen zusteuernd, nach dem sonst unbedeutenden, aber trotzdem historisch gewordenen Dorfe Froschdorf. Die Ortschaft selbst ist unansehnlich, die Bauernhäuser in Betracht der allgemeinen Verhältnisse des niederösterreichischen Landmannes ärmlich und meistens mit Stroh bedeckt.

Inmitten der Häuser erhebt sich das vom Träger des modernen Legitimitätsprincips, vom directen Erben des großen Heinrichs und des heiligen Ludwigs bewohnte Schloß.

Wohlgemerkt sage ich nicht, erhebt sich stolz; denn der Bau des Schlosses ist weder monumental noch irgend architektonisch ausgezeichnet; die Nebengebäude, Dienstwohnungen, die geräumigen Stallungen ꝛc. sind sehr zweckmäßig eingerichtet, aber ohne jeden Anspruch auf äußern Prunk. Der Haupttract, die Wohnung des fürstlichen Ehepaares, sieht viel mehr einer stattlichen Villa ähnlich, als einem Schlosse; an dem Haupteingange begrüßt den Eintretenden das in Stein gehauene Abzeichen der Bourbonen: die drei Lilien; dasselbe Abzeichen, aber hier in mittelalterlichem Styl ausgeführt, befindet sich unter der Wölbung, daneben erblickt man sehr prosaisch den Fahrtenplan der Südbahn angeschlagen. Die inneren Appartements, von welchen jedoch nur die im Erdgeschoß befindlichen in Augenschein genommen werden können, sind geräumig, mit hübscher Aussicht, aber im abgeschmacktesten Style der Restaurationsepoche möblirt und mit Familien- und anderen Gemälden förmlich überladen. Die Kapelle ist ein kleines Kunstwerk, sie strotzt von Purpur, Gold und Silber; wie es sich für solch' frommen Fürsten geziemt, ist dieser Theil der Behausung immer sehr stark beansprucht. Wenn „Monseigneur" im Schlosse weilt, wird zweimal die heilige Messe gelesen; ist er abwesend, dann giebt es blos eine grand' messe am Sonntag für die Dienerschaft.

Am herrlichsten ist der Park; hundertjährige Eichen und Linden geben selbst an den heißesten Tagen erquickenden Schatten, in den Alleen ist eine Kegelbahn, ein Croquetspiel und dergleichen angelegt — auch Prätendenten müssen für den Zeitvertreib sorgen. Die Gärten werden sorgsam gepflegt und im Hintergrund lehnt sich die Besitzung an die Berge und Wälder, wo der Graf von Chambord in Begleitung einiger weniger Freunde dem Wilde nachjagt. Die ganze Gegend von Wiener-Neustadt bis über Froschdorf ist mit wenigen Ausnahmen Eigenthum des Sprößlings der Bourbonen, außerdem besitzt er in Steiermark das Schloß Braunsee und verschiedene Landgüter, in Oberösterreich gehören ihm zwei schöne Schlösser mit beträchtlichem Areal und endlich, um dem Princip des Dualismus zu huldigen, ist er nicht nur österreichischer, sondern auch ungarischer Gutsbesitzer. Ihm gehört im Banat ein Gütercomplex, dessen Werth sehr schwer abzuschätzen ist. Es kann also unmöglich Geldgier und der Wunsch, sein Loos zu verbessern sein, welche den Grafen Chambord zum Entschluß gebracht haben, als latenter Throncanditat aufzutreten und jetzt sein Recht wirksam zu verfechten.

Allerdings hatte es dem Abkömmling eines so berühmten Königsreichs, dem Sohne der unternehmenden Carolina von Berry viel Ueberwindung kosten müssen, um sich in sein glückliches, aber bescheidenes Schicksal zu fügen, dazu kam noch der Cultus, welcher in Frankreich von der hohen Aristokratie getrieben wurde, die Huldigungen, die man ihm alljährlich darbrachte. Heute sieht er die Verwirklichung „seines Rechts“, wie er es nennt, immer näher und näher rücken; er glaubte sich stark genug, um vor einigen Wochen mit seinem Programm offen herauszurücken. Der Prätendent ist in den besten Mannesjahren: er wurde im Jahre 1820, einen Monat nach der Ermordung seines Vaters (des Herzogs von Berry), den er daher nie kannte, geboren. Wegen der seltsamen Umstände, die seine Geburt begleiteten, hießen ihn die poetischen Schmeichler, welche an seiner Wiege vorsprachen (unter den Begeisterten befand sich auch Victor Hugo) das Kind des Wunders, „l'enfant du Miracle“. Gott hatte nämlich ein Wunder gethan und Frankreich einen Erbprinzen geschenkt, um die Pläne des Louvet (Mörder des Herzogs von Berry) zu Schanden zu machen. Allein im Jahre 1830, da that Gott kein Wunder und erlaubte es, daß das Kind der „Wunder“ sammt seiner „Wundermutter“ und seinem „Wundergroßvater“, Karl X., fortgejagt wurden.

Der zehnjährige Junge mußte auf die Promenaden in den Champs-Elysées, wo man ihn in einer großen Kalesche und von den Schweizergarden umgeben, zeigte, verzichten und kam nach Oesterreich, wo er verblieb, als seine Mutter den tollen Streich in der Vendée unternahm. So wuchs er heran und empfing von Zeit zu Zeit die Huldigungen der französischen Legitimisten, die ihn nie anders nannten als „Le Roi“. Die berühmteste dieser Huldigungen war jene von Belgrave Square, welche die Kammer veranlaßte, ein Tadelsvotum gegen jene Mitglieder, die daran Theil genommen hatten, auszusprechen. Zwei Jahre später (1846) vermählte sich Graf Chambord mit der Tochter des regierenden (im Jahre 59) verjagten Herzogs von Modena d'Este. Auf diese Weise wurde er mit dem österreichischen Kaiserhause verwandt und hoffte, es dadurch für seine Candidatur zu gewinnen. Nun hegt das Habsburg'sche Haus allerdings Sympathien für eine legitimistische Restauration, doch hat es bis jetzt noch nichts geleistet, was in dieser Hinsicht einen thätigen Beistand bedeuten würde. Am wiener Hofe ist der Graf sehr gern gesehen, mit den Erzherzögen verkehrt er sehr viel und steht mit manchem auf sehr vertrautem Fuß. Alle Winter bewohnt er während mehrerer Wochen das Palais seines Schwiegervaters und giebt daselbst von der Wiener Haute Volée sehr besuchte Bälle.

Seit dem Monat August vorigen Jahres ist der Graf in Froschdorf nicht erschienen, ebensowenig seine Frau; er hielt sich während des Krieges sehr hart an der französischen Grenze in einem Schlosse in der Schweiz auf und correspondirte von da höchst eifrig mit den Führern der legitimistischen Partei. Das Schloß Froschdorf steht aber trotzdem nicht ganz leer; ein thätiger Neffe des Grafen bewohnt es und vertreibt sich die Zeit mit Botanisiren und Fischen, während sein Onkel dem Throne seiner Ahnen nachjagt.

Der Herzog von Aumale.

Dieser zweite Sohn Ludwig Philipp's, folglich der Anciennität nach das Haupt der Familie, ist die prägnanteste Gestalt unter allen Orléaniden. Obwol er eigentlich nicht zur Thronfolge berechtigt ist und auch für seine

Person keine Ansprüche auf dieselbe erhebt, so vertritt er doch in den Augen der Menge das Recht und das Princip des jüngern Zweigs, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, im Fall der Enkel des Bürgerkönigs in die wiedererbauten Tuilerien einziehen würde, sein Oheim auf den Gang der Staatsgeschäfte eine bedeutende, wenn nicht entscheidende Einwirkung ausüben dürfte. Man muß anerkennen, daß der Einfluß, den er bei allen seinen Verwandten und bei seiner Partei genießt, ebenso wie die Achtung, welche seine erbittertsten Gegner ihm nie versagt haben, durch seine Begabung und die mannigfachen Kenntnisse, die er sich anzueignen wußte, gerechtfertigt sind.

Im Jahre 1822 geboren, ließ ihn sein Vater wie die anderen Brüder öffentlich studiren. Der Prinzensohn knüpfte Freundschaftsbündnisse in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft an, welchen er heute treu geblieben ist.

Nachdem er seine Studien vollendet, trat er in die Armee als einfacher Lieutenant und schiffte sich nach Afrika ein. Natürlich behielt er nicht lange die silberne Halbepaulette, sondern, wie es bei Königssöhnen der Fall ist avancirte er mit ungemeiner Geschwindigkeit.

Allein was sonst bloße Protection und scandalöse Bevorzugung der Geburt ist, war bei Aumale gerechte Belohnung geleisteter Dienste. Nicht als Liebhaber mit allem Luxus und Comfort umgeben, sehr vorsichtig außerhalb der Schußlinie bleibend, machte der Herzog den beschwerlichen algerischen Feldzug mit; er theilte das schwarze Brod der Soldaten und verbrachte so manche Nacht im Freien mit einer bloßen Decke als Schutz gegen den Wind des Atlas. Er wurde daher im Heere sehr beliebt und Niemand verfolgte sein Emporkommen mit scheelen Augen. In den höheren Chargen, die er bekleidete, legte er eine ziemlich große strategische Gewandtheit an den Tag; ihm verdankte man großentheils die Wiedereinnahme von Constantine und mehrere glückliche Züge gegen die Smala und Lager der Araber. An dem Meisterstücke in diesem Genre, dem Ueberfall der Smala Abd-el-Kader's, war er betheiligt und wohnte auch der Gefangennahme des berühmten Emirs bei. Obwol er damals dem Gewühl vollständig fern stand und mit der Politik gar nichts zu schaffen hatte, war er doch vor den aufgestachelten Leidenschaften nicht sicher. Als er im Mai 1843 an der Spitze eines Regiments mit seinem Bruder Nemours von Algier kommend in Paris einritt, feuerte ein Fanatiker gegen die beiden Brüder, glücklicherweise resultatlos, eine Doppelpistole ab. Kurz nach diesem Attentat verließ der Herzog von Neuem Paris, um es erst nach langen langen Jahren wiederzusehen. Die Revolution von 1848 kam inzwischen; und mit bewunderungswürdiger Aufopferung folgte Aumale und sein Bruder Joinville der Aufforderung des neuen Marineministers Arago (Franz), ihre Stellen niederzulegen. Es muß gewürdigt werden, daß damals die afrikanische Armee für die Prinzen durch's Feuer gegangen wäre, daß dieselben unter den Officieren viele lebhafte persönliche Sympathieen besaßen und trotzdem entsagten sie Allem, folgten willig den Anordnungen der republikanischen Behörde und begaben sich in's Exil, um dem Lande die Gräuel des Bürgerkrieges zu ersparen.

So lange die Republik dauerte, hörte man wenig oder gar nichts vom Herzog von Aumale. Als aber der Staatsstreich begangen war und das Kaiserreich erstand, entwickelte er eine große Thätigkeit gegen dasselbe. Es war eben nicht leicht dem Decembermanne und seiner Regierung beizukommen; über Frankreich war der Schrecken verbreitet, Alles schwieg, die Presse durfte nur sagen, was dem Herrn beliebte und eine Schaar von Polizeimännern in

Uniform und geheim wachten in der Umgebung des Cäsaren. Dieser war aber, wie alle Despoten, gegen Nadelstiche und Nergeleien höchst empfindlich. War es gelungen, eine auswärtige freisinnige Zeitung über die Grenze zu bringen oder ein Exemplar von Napoléon le petit einzuschmuggeln, dann gab es in den Tuilerien Auftritte als wäre das Staatswohl gefährdet, und alle Ministerien waren außer Rand und Bahn. Mit Geld aber thut man Alles und so fand manchmal der Kaiser eine der gefürchteten Brochüren oder Zeitungen unter seiner Serviette; man denke sich den Scandal!

Aber auch auf ernsthaftere Weise betrieb der Herzog die Opposition gegen das verhaßte Kaiserreich, indem er die Ausgabe von Schriften, welche geeignet waren wenigstens das Ausland über die napoleonische Wirthschaft aufzuklären, erleichterte und in Brüssel und in der Schweiz anti-imperialistische Blätter gründete oder subventionirte. Er selbst schrieb häufig in der Revue des deux Mondes verschiedene wissenschaftliche Aufsätze, die aber immer einen oppositionellen Kern enthielten; für die Feinschmecker, welche damals die schwere Kunst verstanden zwischen den Zeilen zu lesen, eine delicate Speise.

Später wurde in Paris selbst der Courrier du Dimanche gegründet, an welchem viele talentvolle Schriftsteller der republikanischen Partei mitarbeiteten und, wie fast alle Republikaner, mit dem Herzog in sehr gutem Einvernehmen standen. Nach Paris wagte er nicht zu kommen und da die Post seine Briefe abgefaßt hätte, sandte die Redaction allwöchentlich einen Vertrauensmann nach Kehl, der dort mit dem Herzog zusammenkam; es gelang trotz ihrer Aufmerksamkeit der Polizei nie, diesen Boten ausfindig zu machen.

Später kaufte der Herzog das Blatt gänzlich an, was zur Folge hatte, daß mehrere Mitarbeiter, E. Pelletan, Louis Ulbach und der talentvolle Straßburger Schriftsteller Laurent-Lapp austraten. Aber schon vor seiner journalistischen Thätigkeit gab er ein Buch: „Die Geschichte des Prinzen von Condé", und einen Brief „über die französische Geschichte" heraus.

Beide Schriften sind natürlich verboten worden; das erste gab zu einem langwierigen Proceß zwischen dem Herausgeber Michel Levy und der Staatsbehörde Anlaß und die zweite Schrift führte eine Polemik zwischen dem Herzog von Aumale und dem damals eben liberalisirenden Prinzen Plon-Plon herbei. Der Herzog wußte das letzte Wort zu behaupten, indem er sich durch eine Aeußerung des Vetters Napoleon's III. für beleidigt erkannte und denselben herausforderte. Der Held der Alma leistete aber dem Ansinnen keine Folge; nur entschädigte er sich im Senat, indem er den Orleanisten mit standrechtlichem Erschießen drohte, wenn sie je Frankreichs Boden betreten sollten.

Jetzt ist er im Exil und die Orleans werden gefeiert; man hört schon sogar davon flüstern, den Herzog von Aumale zum Präsidenten der Republik auszurufen.

Persönlich liebt es der Herzog, sich den ganzen Anstrich eines in Civil gekleideten Officiers zu geben; er liebt es zu reisen, war oft in Deutschland, der Schweiz ꝛc. Er stand in reger Verbindung mit fast allen Häuptern der republikanischen Partei; die Regierung wußte es auszunützen, um jeden Republikaner, jedes republikanische Blatt als im Solde der Orleans stehend zu verschreien. Weder Rochefort noch Gambetta blieben von diesem Vorwurf verschont.

Der Prinz ist allerdings reich genug, um so manche Seele zu erkaufen, denn er ist der Erbe des großmächtigen Hauses Condé, dessen letzter Sprößling sich auf so traurige Weise kurz nach der Julirevolution erhenkte.

Der Graf von Paris.

Sind von den Prätendenten wie von den Weibern diejenigen die besten, von welchen man nie sprechen hört, so ist der Graf von Paris allenfalls in die bessere Sorte einzureihen. Seine Geschichte ist kurz. Im Jahre 1838 geboren, wurde er im Alter von vier Jahren eine Waise, sein Vater, der betrauerte Herzog von Orleans, starb in Folge eines Wagenunglücks und er wurde präsumtiver Thronerbe. Kaum zehn Jahre alt vertrieb ihn die Revolution aus seiner Vaterstadt. Am 24. Februar, als Alles verloren war, führte ihn seine Mutter bei der Hand in die Kammer der Abgeordneten; aber die Deputirten waren keine loyalen Magyaren und die Herzogin, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, keine Maria Theresia. Schon drängte der Aufruhr an die Thüren des Hauses, wüstes Geschrei erhob sich, es war kaum Zeit genug vorhanden, um die Frau und das Kind in Sicherheit zu bringen. Im Gedränge verloren sich Beide, ein Freund Cremieux' führte den Knaben in das Haus eines Banquiers und dort verweilte er einige Tage, bis seine Mutter ihn abholte und Beide mit Pässen von der Regierung versehen nach England hinübersegelten.

Von nun an genoß der Graf eine halb englische, halb französische Erziehung, die durch viele Reisen in's Ausland, ja bis nach Australien vervollständigt wurde. Im Uebrigen legte er immer eine große Zurückhaltung an den Tag, trat nie öffentlich auf und überließ die Agitation für seine Krone den Onkeln. Von einnehmendem Aeußern, hatten auch ihn viele Republikaner liebgewonnen und verkehrten mit ihm. Louis Blanc stand mit ihm auf sehr gutem Fuße und lieferte ihm voriges Jahr das Material zu einem Buche, das unlängst erschienen: „les associations ouvrières en Angleterre", und offenbar berechnet, ist den Throncandidaten auch bei der Arbeiterwelt gut anzuschreiben.

Joinville.

Geboren 1818 in Paris, wurde er von Jugend auf für die Marine bestimmt. Wie sein Bruder Aumale im Landheere, so spielte er in der Seemacht unter der Regierung Louis Philipp's eine hervorragende Rolle. Wir nennen von seinen Leistungen in dieser Hinsicht die mit merkwürdiger Energie und Raschheit vorgenommene Blockirung und Beschießung der bedeutenden Hafenstadt Tanger, als die Marokkaner mit ihren Nachbarn aus Algier gemeinsame Sache machten, und die siegreich bestandene Schlacht zur See in den mexicanischen Gewässern (St. Jean d'Ulloa). Auch Louis Philipp hatte mit den Herren Mexicos Schwierigkeiten, er begnügte sich aber damit, eine Satisfaction zu fordern, dann zu erzwingen; es fiel ihm aber nicht im Geringsten ein, als Retter des Landes aufzutreten und ihm einen Retter aufzubringen. Joinville durfte daher mit den gepflückten Lorbeeren nach Hause kommen, ohne einen Maximilian zurückzulassen. Die Expedition von Mexico vermehrte vielmehr noch seinen Ruf.

Im Jahre 1840 kam Herr Thiers auf den Einfall, den Napoleon-Cultus zu heben, indem er die Gebeine des großen Kaisers von England zurückforderte, um dieselben im Invalidendom beizusetzen. Louis Philipp billigte den Entschluß, getreu seinem Princip, keine Gelegenheit zu versäumen, um sich guten Kaufs populär zu machen. Er selbst machte im Rath den

Vorschlag, seinen Sohn Joinville nach St. Helena zu schicken. Die Sache gefiel dem prinzlichen Seemann nicht, denn er für seine Person äußerte damals zu Jemandem in seiner Umgebung, daß der Dunst „den diese Gebeine von sich geben würden, für das Land verderblich sein werde“.

Trotz seiner Ansichten mußte er der väterlichen Anordnung gehorchen und begab sich an Bord der Belle Poule nach St. Helena. Bei den Verhandlungen mit den englischen Behörden legte er eine Schroffheit an den Tag, an welcher beinahe die ganze Angelegenheit gescheitert wäre.

Den politischen Bewegungen und Bestrebungen blieb er vollständig fremd, da er meistens auf Reisen oder auf Expeditionen war. Die Revolution von 1848 traf ihn an der Spitze der Flotte in Algier. Freiwillig und ohne Klage legte er das Commando nieder und begab sich in's Exil und zwar zuerst nach Spanien zu seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier. Für die Nationalversamlung trat er als Candidat auf, aber ohne Erfolg.

Seit 1850 lebte er meistens in England bei seinem Bruder Aumale, und beschäftigte sich eingehend mit Marineangelegenheiten. Er verkehrte sehr lebhaft mit den Spitzen der englischen Admiralität, die seine Kenntnisse und Erfahrungen hoch schätzen.

Als der Krieg ausbrach und nachdem die Republik proclamirt war, machte er vergebliche Versuche in die Reihen der französischen Armee einzutreten. Als er gar zudringlich wurde und sich unbefugter Weise nach Frankreich begab, lies ihn Ranc, der Polizeidirector Gambetta's, unter amtlicher Bedeckung bis an's Meer bringen. Als die Nationalversammlung einberufen wurde, wählten ihn zwei Bezirke.

Persönlich ist der Herzog ein schöner kräftiger Mann, dem man den „alten Seehund“ oder Seebären“ gar nicht ansieht; seine Züge sind energisch, aber nicht hart, er zeichnet sich unter seinen Brüdern durch seine Freigebigkeit aus. Man hat übrigens nie gehört, daß er irgend welche Ansprüche auf den französischen Thron erhöbe.

Der Herzog von Nemours.

Im Leben dieses Trägers eines alten historischen, wohlklingenden Namens ist nichts oder wenig bemerkenswerth. Wie seine Brüder studirte er am Collège Henri IV. und zwar mit Auszeichnung. Das nach dem Tode des beklagenswerthen Herzogs von Orleans votirte Regentschaftsgesetz setzte ihn für den eintretenden Todesfall als Regenten ein. Das Gesetz wurde übrigens vielfach angefeindet. Seitdem wurde er sehr heftig von verschiedenen Seiten angegriffen und man warf ihm ehrgeizige Bestrebungen vor, um durch eine Abdication die Stunde seiner Regentschaft näher heranzurücken. Allerdings kocettirte er vielfach mit der Opposition und seine Rolle am 24. Februar als Sohn des Königs ist stets eine sehr zweifelhafte geblieben. Er rieth am lebhaftesten zur Abdankung und begab sich dann mit der Herzogin von Orleans, dem Grafen von Paris und Cremieux nach der Kammer, wo bereits die Republik proclamirt war. Von diesem Momente an lebte der Herzog von Nemours gänzlich privatim und man hat am seltensten unter allen seinen Brüdern von ihm gehört.

Der Herzog von Chartres.

Bruder des Grafen von Paris, hat trotz englischer Erziehung den französischen Nationalcharakter nicht abgestreift, hat keine Werke geschrieben,

diente aber im italienischen und im Unionsheere. Während des letzten Krieges bekleidete er die Stelle eines Officiers in der Loirearmee unter dem Namen Robert Lefort und erhielt in dieser Eigenschaft das Kreuz der Ehrenlegion. Ist sehr stolz darauf und hat weiter keine Ansprüche.

Herzog von Montpensier.

Dieser Sohn Louis Philipp's, geboren 1827, ist wol ein Prätendent, aber ihn beseelt der Wunsch, nicht Frankreich, sondern Spanien zu beglücken. Sein Vater hatte eigene Absichten mit ihm. Er wollte im spanischen Königshause die jüngere Bourbonenlinie der ältern einimpfen, und ersann zu diesem Zwecke die Heirath des Montpensier mit der Königin von Spanien, Isabella. England aber machte ein ganz böses Gesicht und es kam schließlich zu einem Compromiß: die junge unschuldige Isabella bekam einen spanischen Prinzen und der Montpensier vermählte sich mit ihrer Schwester. Seit 1846 wohnte er in Sevilla, wo er sich einen eigenen Hofstaat hielt und seinen Absichten, auf den spanischen Thron zu gelangen, nicht den mindesten Zwang anthat. Er kokettirte allezeit mit den Häuptern der liberalen Opposition und hielt es bald mit Prim, bald mit O'Donnel. Unter dem letzten Ministerium Narvaez-Bravo fand seine königliche Schwägerin, daß er es mit seiner Opposition doch zu bunt treibe und sie verurtheilte ihn mit seiner Frau zum Exil. Die Septemberrevolution erlöste ihn und er trat offen zuerst als Candidat für die Regentschaft dann für den Königsthron auf. Aber alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos, hauptsächlich, da sich Napoleon gegen seine Candidatur wehrte und sogar drohte, Isabella wieder einsetzen zu wollen. Im Conseil selbst hatte er Anhänger und dennoch gelang es nicht, ihn durchzubringen; selbst nicht nach dem Sturze des Franzosenkaisers.

Im Laufe seiner Candidatur hatte Montpensier vielfache Angriffe und Anfeindungen zu erdulden; einen seiner Widersacher, den Prinzen von Bourbon, Vetter des Exkönigs, forderte er und erschoß ihn im Zweikampfe.

Seit der Wahl Amadeos hat sich der Prätendent nach Sevilla zurückgezogen; man behauptet aber, er conspirire noch immer mit seinen Anhängern, und suche jetzt eine Annäherung an seine Schwägerin, um als Regent des Herzogs von Asturien eingesetzt zu werden. Um die französischen Angelegenheiten kümmert sich der Herzog wenig und hat an der von seinen Brüdern genährten Agitation keinen Antheil genommen.

Der Herzog von Alençon.

Der jüngste Sprößling der Familie, Sohn des Herzogs von Nemours lebt als Grundherr in seinen Besitzthümern zurückgezogen und verläßt diese blos, um große Reisen zu unternehmen. Er war besonders in Südamerika und besuchte dort seinen Bruder, der die Tochter des Kaisers von Brasilien geheirathet hat.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Bewahr' dein' Ehr' hüt' dich vor Schand',
Ehr' ist fürwahr dein höchstes Pfand;
wirst du die Schanz' einmal versehn,
so ist's um deine Ehr' geschehn.

Dieses Blatt ist einem demnächst im Verlage von A. H. Payne erscheinenden Buche: Ein güldenes A. B. für Alt und Jung und für Jedermann aus dem Volke, gezeichnet von C. Roehling dem Jüngeren, entnomm[en], das als Festgeschenk besonders zu empfehlen ist. Die Redaction.

Der [illegible]

[illegible]

1. [illegible]

Das Dorf [illegible]
[illegible] wird. [illegible] einen [illegible]

Trete man [illegible] ein [illegible]

[illegible]

Der Salon.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von **E. von Dincklage.**

1. Zehn Stunden bis zehn Tage.

Das Dorf Hüsingen war unglücklicherweise einer der hübschesten Orte in der ganzen Gegend; unglücklicherweise, weil ein großer Brand es vor einigen Jahren in Asche legte und die Hauptstraße daher aus lauter ganz neuen rothen Ziegelhäusern bestand, deren Aufbau die Bewohner in ihren Vermögensverhältnissen zurückgebracht hatte. In den Nebengassen gab es freilich noch alte große Häuser mit Strohdächern und auch einige ganz kleine, in denen Leute wohnten, welche kein Vieh halten konnten, Hütten, die man dort „Spieker“ nennt. Solch' ein Spieker hat eine höchstens zwei Fensterchen Front und eine schmale Thür; schmal pflegt auch die Wirthschaft zu sein, die drinnen geführt wird. In einem dieser Spieker wohnte die alte Postillons-Drüke mit ihrer Tochter.

Drüke war keine sehr angenehme weibliche Erscheinung, sie hatte einen dreisten Gesichtsausdruck, eine laute, harte Stimme und sah unsauber aus. Sie pflegte so viel Lärm in ihrer kleinen Küche zu machen, daß sich die Nachbarn wunderten, wie noch irgend ein brauchbares Stück in ihrer Haushaltung existiren könne; es war fast, als hätten ihre groben Porzellantassen und ihre schwarzgeräucherten Binsenstühle sich an die halsbrecherische Hausgymnastik ihrer Besitzerin gewöhnt und wüßten es geschickt so einzurichten, wenn auch nicht ganz unzerbrochen, doch wenigstens brauchbar zu bleiben. Die Verwandtschaft zwischen Muth und Zerstörungssinn, welche die Phrenologen betonen, trat bei Drüke deutlich hervor; sie war keine böse Frau, aber eine Frau, von der die Leute sagen: „Sie steht vor dem Teufel nicht still!“ — Sie schwieg gewiß vor nichts still, aber sie stand auch nicht still, wo ein paar tüchtige Fäuste und rasches Handeln erforderlich waren. Da ihr verstorbener Mann dem Trunk etwas ergeben war, fuhr sie manch' liebes Mal die Post durch Nacht und Schneegestöber; ja, man behauptete, sie habe einmal, als ein Vagabund die Post anfiel, im Vertrauen darauf, daß der Schwager nicht mehr zurechnungsfähig sei, den Räuber mit dem Peitschenstiel zu Boden geschlagen. Drüke war wie ein zäher, wilder Schößling am veredelten Stamm der Civilisation. Trotz der sichtbaren Armuth ihres Hausstandes finden wir sie beschäftigt, auf ihrem baufälligen Herde Holzklötze aufzuhäufen, als beabsichtige sie, einen Ochsen zu braten, obgleich es nur ein Töpfchen mit Grütze und Wasser war, das sie inmitten des Scheiterhaufens aufhing, indem sie mit dem Holzschuh die

mächtigen Kloben zusammenschob. Dabei sang sie mit gellender Stimme ein altes Lied, welches lautete:

„Das war die captainische Tochter,
Die hat die Soldaten so lieb,
Sie ging der so lange spazieren,
Bis sie das Lager wol fand.
Da stand der captainische Vater — —"

„Mutter", klang eine weiche Frauenstimme aus der Kammer, „ich bitte Euch, singt nicht; das Kind erwacht sonst!"

„So, also auch nicht einmal singen soll man des Unglückskindes wegen? Na, das fängt gut an!"

Drüke wollte soeben den Ohren der Nachbarschaft anvertrauen, wie der captainische Vater bedauerte, daß seine kampflustige Tochter nicht ein Knabe sei, als sich die Thür nach der Straße öffnete und eine große, ernste Bauerfrau eintrat. Sie war in kostbare schwarze Stoffe gekleidet, nickte herablassend mit dem Kopfe und setzte sich schweigend, indem sie ein großes Packet in gelbem Strohpapier neben sich auf den Tisch legte.

„Meine Näherin hat sich verheirathet und seitdem bekomme ich meine Sachen nicht prompt wieder", sagte die Frau, „obwol es mir im Sommer nicht auf ein Pfund Butter und eine halbe Stiege Eier ankommt, wenn ich zur Kirche gehe; ebenso holte ich jeden Winter ein gut Stück Speck aus dem Wiemen — aber sie heirathete doch und läßt mich warten, so ist Alles aus zwischen uns!"

Drüke stemmte die Arme in die Seite und fuhr ein paar Mal mit der breiten Zunge über die dünnen, bräunlichen Lippen.

„Nun höre ich", fuhr die Bäuerin feierlich fort, „Eure Kläre macht ihre Sachen gut und wir haben einen Todten!"

„So, ist der Bauer todt?" fragte Drüke neugierig.

„Nein, es ist ein recht blider (vergnügter) Todter, eine alte, unverheirathete Muhme, des Bauern Schwester, die bei uns lebte; ihr weint Niemand nach außer meinen kleinen Kindern und den Dienstleuten, weil sie miserabel gutherzig war. Freitag ist die Grube und dazu müssen die neuen Mützen und Schürzen fertig sein!"

„Ganz recht", entgegnete Drüke, „da Ihr nun die Muhme beerbt, kommt es Euch wol nicht darauf an, ein oder zwei Gulden im Voraus zu bezahlen auf die Arbeiten da!"

„Einen höchstens — einen höchstens!" sagte die Frau und zog einen leinenen Geldbeutel aus der Tasche ihres Rockes, „aber Donnerstag Abend schicke ich den Kleinknecht und Alles muß fix und fertig sein."

Drüke streckte bereits die knorrige Rechte nach dem bedächtig zusammengezählten Gulden aus, als ein Kind in der Kammer weinte. Die Bäuerin legte, rascher als man es vermuthen konnte, die breite Hand über ihre Stüwer und Dübbeltjes, indem sie sagte: „Hat die Kläre ein Kind, wie alt ist es denn?"

„O, das Unglückskind!" zeterte die Großmutter; „wie alt? Na, zehn Stunden ist es alt!"

Die Bäuerin strich ihre Münzen wieder ein, nahm ihr Packet in

Strohpapier vom Tische und schritt wortlos durch die niedere Hausthür von dannen.

Auf diesen Augenblick schien Drüke mit giftigem Humor gewartet zu haben; sie stellte sich sofort vor ihre Schwelle und rief, begünstigt durch ihr glückliches Organ, der Dahinschreitenden die ganze Straße hinunter nach: „Ja, macht schnell, daß Ihr fortkommt, es könnte Euch zehn Eier für's Kilber (Kindelbier) kosten! Hier muß man die Füße aufheben! sagte der Hahn, als er in den Pferdestall ging — Blixum, wir müssen Euch zu Gevatter nöthigen, wir brauchen solche Leute, die erst beten, wenn's donnert. Tragt den Kopf nur hoch und verlangt, daß die ganze Welt tanzt, wenn Ihr pfeift — Ordnung muß sein! sagte der Bauer und rechte sein Haar mit der Mistforke. Wer gut schmeert, der gut fährt! aber ohne Schmeer, Frau, da kracht der Wagen und da racht (schimpft) die Postillons-Drüke!"

So ging es weiter, bis vor allen Thüren alle Leute die Bäuerin am Ende des Gäßchens verschwinden sahen.

„Mutter!" rief die weiche Stimme aus der Kammer, „wie mögt Ihr so viel Alarm schlagen!"

„Was habe ich denn sonst vom Leben?" gab die liebenswürdige Matrone zurück; „arm sind wir, arm bleiben wir, aber den Mund kann man mir ebenso wenig verbieten, als wäre ich die dickste Bauerfrau im Kirchspiel. Ich regiere in meinem Hause und in unserm Sträßchen wie ich will!"

„Vielleicht hätte die Frau mir später zu verdienen gegeben!" meinte Kläre mit einem Seufzer.

„Wer heut' nicht hilft, hilft auch mein Lebtag nicht um Gottes Lohn. Wenn sie uns braucht, kommt sie doch wieder, wenn so Eine durch den Regen geht, tropft immer das Meiste beizu."

Kläre drückte ihr bleiches, hübsches Angesicht in die Kissen und schwieg.

„Weißt Du", begann wieder die Alte, herantretend und der Wiege ein paar heftige Stöße versetzend, „wenn wieder Mondenschein ist, so werde ich zur Mamsell gehen, sie muß etwas für Dich und das Kind thun!"

„O Mutter", bat Kläre, „wie könnt Ihr nur das Herz haben, daran zu denken! Ihr wißt doch am besten, wie undankbar wir gegen die Mamsell gewesen sind; wenn ich an Die denke, dann möchte ich mich rein zu Tode schämen!"

„Das wäre der Mühe werth, und was sollte dann aus dem Unglückskind da werden?"

„Das weiß Gott!" ächzte Kläre und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Nach zehn Tagen war Mondenschein. Drüke zog sämmtliche Röcke, die sie besaß, über einander an, den besten zu oberst, hielt den Kopf mit den auf Spannenlänge geschorenen Haaren über den Wassereimer, um sich, wie ein Nilpferd schnaufend, zu waschen, spritzte ein paar Hände

voll Wasser in ihr grau melirtes Haar und verfügte sich vor einen Spiegel von der Größe einer Tassenschale, um die nassen Borsten in einer Art Locke hinter das Ohr zu drehen. Endlich stülpte sie eine schwarze Mütze auf, spendelte sich ein unsauberes Tuch um Hals, Brust und Taille und pfiff dabei halblaut ein Posthornsignal. Am Feuer saß Kläre, dicke Thränen tropften, eine nach der andern, von ihrer Wange herab auf den Säugling, der auf ihren Knieen lag; aber sie sagte kein Wort, sie wußte schon, daß Drüke's Devise lautete: „Was ich will — das will ich!"

„Halt' Dich munter, Kläre", sprach Drüke, der Thür zuschreitend, „wenn Du eine Botschaft für die Mamsell hast, so sag' sie mir; 's ist jetzt Alles um's halbe Porto!"

„O nein", entgegnete Kläre, „wie könnte ich eine Botschaft für sie haben; ich werde sie nie wieder mit Augen ansehen dürfen!"

„Ist auch nichts Pläsirliches an ihr zu sehen!" rief Drüke und schnalzte mit den Fingern, indem sie die Schultern in die Höhe zog und die Haltung einer Verwachsenen annahm.

„Mutter, Ihr versündigt Euch", fuhr die Tochter empor; „hat sie mich nicht erzogen und gehalten wie ihr eigenes Kind, bis — bis ich davon ging?"

„Das hat sie; aber sie that das nur, damit Du nicht von Deiner Mutter lernen solltest und werden, wie sie ist, und deshalb rieth ich, Deine Mutter, Dir, davon zu gehen, damit sie einsieht: Natur ist Natur! Nun hat sie was für ihre Weisheit!"

„Und wir haben Jammer und Elend!" fügte Kläre traurig hinzu.

„Damelei — Damelei! Wenn Du Deiner Mutter ähnlicher wärst, Du schütteltest das Fell aus, wie ein Pudel und ließest unsern Herrgott und die Gemeinde von Hüsingen für den Wurm da sorgen; Dochter, Du must weten, ungünnt Brod ward ook eten!" Mit diesem nicht würdig zu übersetzenden Schlußwort der plattdeutsch redenden Postillons-Drüke begab diese sich auf ihren Weg zur Mamsell.

Das Reiseziel unserer philosophischen Freundin war zwei Wegstunden von Hüsingen entfernt und zeigte sich als ein überlanges, steinernes Haus. Ueber der Hausthür war ein weißes Schild mit einem großen gemalten Posthorn, rechts von der Thür eine transportable Pferdekrippe, links eine grün gestrichene Holzbank. Die Hausthür führte sogleich in eine große Küche, eigentlich ein Zimmer mit Estrich und einem Kamin mit Rauchfang, die nie zum Kochen benutzt oder durch häuslichen Betrieb entweiht wurde, in Summa die Gaststube für Alles, was da täglich kam und ging und die Residenz der Posthalterin, Mamsell Euphemia Maria Clara Holter. Da saß sie denn auch mit ihrer Näharbeit an einem mit Wachstuch überzogenen Tisch, welcher die Mitte des Raumes inne hatte. Mamsell hatte die Posthalterei, Felder, Gärten und Wiesen, ingleichen fünfzehntausend Gulden in baar von ihrem verstorbenen Vater geerbt und man wußte, daß sie, eine treffliche Haushälterin, immer von Neuem einen Reichsthaler auf den andern dazu lege. Sie

mochte etwa dreißig Jahre zählen und war verwachsen; nicht in jener ängstlichen verkümmerten Art mancher ihrer Leidensschwestern: nein, Mamsell schien sich vorbereitet zu haben, die Länge eines Grenadiers und die Kräfte eines Grobschmieds zu repräsentiren, bis ein ungeheurer, lawinenhafter Druck von oben den Kopf zwischen die Schultern preßte und den Rücken zu einer scharfen, verdrießlichen Wellenlinie aufstaute. Ihr Gesicht hatte einen entschiedenen, forschenden, etwas übellaunigen Ausdruck und ihre schmalen, dunklen Augen ein lebhaftes, blitzendes Licht. Mamsells Aussehen war das einer klugen, charakterfesten Frau.

Drüke fand sie nicht allein. An der andern Seite des Wachstuchstisches saß ein gutmüthig ausschauender flachsblonder Herr, der zur eben eingetroffenen Zeitung aus einer sehr langen Pfeife rauchte und dazu seinen Morgenbittern aus einem kleinen Schnapsglase trank. Mamsell nickte nur mit dem Kopfe, als die Postillonswitwe eintrat; diese wartete indeß keinen Willkommen ab, sondern rückte neben das Feuer einen Stuhl und setzte sich darauf, indem sie schmetterte: „Gu'n Morgen in's Haus, gu'n Tag auch, Herr Steuereinnehmer Backer!"

Der blonde Herr blies bedächtig ein paar Rauchwolken über die Zeitung hinaus und entgegnete dann: „Na, Drüke, lebt Sie noch?"

„Jeder Wurm freut sich des Lebens!" meinte Drüke und lockte die wasserblauen Augen des Steuerbeflissenen noch einmal von der Zeitung hinweg, indem sie hinzufügte: „Ich komme, der Mamsell und Mynheer Backer zu ihrem Verspruch Glück und Segen anzuwünschen!"

„Dann hättest Du zu Haus bleiben sollen!" ließ sich Mamsell trocken vernehmen, „wie es seit zehn Jahren war, so ist es heute, so wird es immer zwischen uns sein; ich habe keine Vorliebe für das Mannsvolk!"

„Recht so!" applaudirte Drüke. „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte jener Bauer, als er sein Schwein schor!"

„Man kann den Mannsleuten ihre Natur nicht austreiben", fügte Mamsell ernst hinzu.

„Und den Fusel nicht abgewöhnen!" trompetete Drüke in ihrer tiefsten Tonlage.

Herr Backer faltete die Zeitung zusammen, klopfte die Asche aus dem weißen Pfeifenkopf, schlang den Rest seines Bittern nicht ohne Bitterkeit hinunter, setzte seine Mütze auf und sagte: „Wenn wir Mannspersonen auch bei Ihnen nicht viel gelten, Mamsell, will mich's doch bedünken, als hätten wir wol ein halbes hundert und drüber recht lustige Ecossaisen und Tempêten mit einander getanzt, um nicht von den Hopsern und Schleifern zu reden — so bin ich doch wenigstens fünf bis sechs Mal des Jahres zu etwas gut!"

„Im Tanzen nimmt es hier Keiner mit Herrn Backer auf!" bestätigte Mamsell und blickte dem Steuerempfänger mit leisem Kopfnicken nach, wie er hinausging. Mamsell war nämlich nicht nur eine gute und vielbegehrte Partie, sondern eine ebenso gesuchte Tänzerin. Das Tanzen war ihre einzige mädchenhafte Schwäche und sie fehlte gewiß nie auf den anspruchslosen Bällen ihres Wohnortes.

Herr Backer hatte sich zwar erhaben, aber doch nicht minder mit einem Korbe belastet, von dem Schauplatz zehnjähriger Huldigung und geduldigen Minnedienstes zurückgezogen. Ihm war so übel zu Muthe, als sei ein Schnupfen im Anzug, und er nahm sich vor, auf den Abend bei seiner Haushälterin eine Tasse Fliederthee zu bestellen. Ehe er indeß noch der braven Person diesen seinen Auftrag aussprechen konnte, rief ihm dieselbe in der Thür entgegen:

„Herr Einnehmer, ich wollte gerade auf die Post gehen, um Ihnen zu sagen, daß die Französische da ist, um ihr Packet zu holen.“

Die „Französische“ war eine kleine, verschüchterte schweizer Bonne bei einer benachbarten Gutsbesitzersfamilie, die von Zeit zu Zeit zu ihm kam, um die kleinen Sendungen, welche sie aus der Heimat erhielt, von ihm untersuchen und durch ihn zu dem niedrigsten Satz versteuern zu lassen. Das heutige Packet war bei Weitem größer als die vorigen; er hatte es schon Morgens auf sein mächtiges Schreibpult gelegt und fand nun die „Französische“ vor demselben sitzend, die kleinen Hände wie liebkosend auf das Papier der Umhüllung gedrückt. Sie stand sogleich auf, als er eintrat, und machte eine nette Verbeugung.

„Excusez, wenn ich stör’ Ihnen“, sprach sie höflich.

„Nicht im Geringsten“, dienerte Herr Backer und reichte ihr seine große Papierscheere zum Durchschneiden des Bindfadens. „Sie bekommen da gewiß ein recht schönes Geschenk, meine ich.“

Die Händchen mit der Scheere zitterten, ihre großen, lichtbraunen Augen füllten sich mit Thränen.

„Hélas, Sie sehen, mein schwarzer Anzug; meine liebe Mama ist todt, ich bin allein in der Welt, und in jener Enveloppe sind die letzten Souvenirs von Glück, Jugend und Heimat.“

Die Erbschaft war allerdings eine mehr als bescheidene; ein zerlesenes Gebetbuch, ein dünn getragener Trauring, sechs silberne Theelöffel, eine große, altmodige, goldene Uhr vom „seligen Papa“ und dergleichen Dinge. Das Gesicht der kleinen Dame glühte vor unterdrückter Bewegung; als sich endlich aber noch zwei sehr mittelmäßige Pastellbilder zeigten, auf welche das Mädchen inbrünstig die Lippen drückte, da brachen die Thränen unaufhaltsam hervor und tropften auf den gänzlich fühllosen Schreibtisch des Steuerempfängers. Es war das erste Mal, daß im Steuerbureau eine Dame weinte; deshalb war Herr Backer in großer Verlegenheit, was er thun solle, er nahm endlich, trostbereit, die Adresse des Packets, las und redete: „Mademoiselle Zoë Piccard, o bitte, weinen Sie nicht!“

„Pardon, Monsieur, ach wenn Sie wüßten, wie brav, wie honnet mein’ Eltern sind gewesen! Ich verlassen bin jetzt von Alles, was mein Herz hat geliebt!“

Herr Backer fühlte ein sonderbares Kribbeln in den Augen, lehnte seine stämmige Figur an einen Kleiderschrank und seufzte: „Ich lebe auch ganz verlassen!“

„Sie haben keine Mama?“ fragte Zoë mitleidig, als ob sie staune, daß ein sechs Fuß hoher, breitschulteriger Mann von fünfunddreißig Jahren es möglich mache, allein durch die Straßen des Dorfes zu gehen.

„Ja, sehen Sie“, erklärte Backer und setzte sich auf einen Stuhl der Französin gegenüber. „Mutter zog mit mir hier ein, als ich das Haus, in welchem Sie sind, gebaut hatte — wie finden Sie es? Ich habe den Plan mit eigener Hand entworfen. Wissen Sie, ich brauchte nicht zu sparen, denn die Backers hier wie in Hüsingen und wo sie wohnen, sind alle vermögende Leute; aber ich habe auch kein Geld weggeworfen, sehen Sie! Gut sollte Alles sein, aber kein Firlefanz; hören Sie, ich bin nicht für den Firlefanz.“

„Was heißen Firlefanz?“ fragte das Mädchen.

„Nun, wissen Sie, so Steinhauereien oder Balcons oder bunte Glasscheiben; und Mutter war auch nicht für den Firlefanz, ja, wir richteten Alles auf's Beste ein und wie eben die Sache in Ordnung war, sehen Sie, da starb meine Mutter, nun ist Haus und Garten, ich habe nämlich darin auch ein Lusthäuschen, für Niemanden da, denn mich allein freut das auch nicht!“

„O, die schöne Rosen und Reseda!“ rief an's Fenster tretend Zoë, die Händchen zusammenschlagend, so daß Herr Backer nicht umhin konnte, ihr mit manchem: „Hören Sie, sehen Sie, wissen Sie!“ den Garten zu zeigen und einen dicken Blumenstrauß für sie abzuschneiden. Da der Garten einen so vortrefflichen Eindruck machte, wäre es unfreundlich gewesen, nicht auch das ganze Haus, vom Boden bis in den Keller, vom Saal bis in den Kuhstall zu zeigen, bei welcher Veranlassung Zoë äußerte, sie verstehe sehr guten Käse zu bereiten.

Als die „Französische“ sich erinnerte, der Wagen ihrer Herrschaft erwarte sie, da durfte sie selbst nur die Blumen tragen; mit den übrigen Sachen belastete sich Herr Backer und legte sie sorgsam in das Fuhrwerk, dann hob er auch Zoë hinein, oder vielmehr sie schwebte über seiner breiten Faust in die Höhe mit vielen Dankesworten, die seiner Güte galten. Wie leicht sie war!

„Tanzen Sie gern?“ fragte der Einnehmer, als sie ihm die Hand zum Abschied bot.

„Mon Dieu, que oui! Aber man hat mich in Deutschland nicht für einen Ball invitirt — ich bin sehr unbekannt.“

„Gut!“ entgegnete Backer befriedigt. „Sehen, Sie, wenn Sie zum Vogelschießen kommen, so werde ich Sie einführen und alle Tänze mit Ihnen tanzen, die Sie mir schenken wollen.“

Nicht viel fehlte und Zoë hätte die Faust geküßt, die ihr Händchen quetschte, vor lauter Entzücken; aber eben trieb der Kutscher die Pferde an und sie konnte nur noch winken und nicken. Niemals war Herrn Backer's Haus so still gewesen, als an diesem Tage; er stand vor seinem Schreibpult, schrieb aber nicht, sondern betrachtete ein paar runde Flecke auf der schwarzen Oelfarbe der Tischplatte — die Thränen des armen, fremden Kindes!

„Piccard", murmelte er, „das mag auf Deutsch so viel wie Backer heißen."

Und mit ironischer Schadenfreude schloß Herr Backer sein Selbstgespräch:

„Sehen Sie, Mamsell Holter, nun haben wir eine andere Tänzerin — ein Vögelchen, ein wahres Vögelchen, die gewiß niemals auf die Mannspersonen schimpft! Ja honnet — honnet, einen honnetten Mann könnte sie gebrauchen."

Mamsell Holter saß indeß neben der Postillons-Drücke und ahnte nicht, welche Gefahr sie lief, ihren treuesten und besten Tänzer zu verlieren.

„Nun, Drüke", fragte sie nach einer Pause, „was treibt Ihr denn in Hüsingen?"

„Je nun", erwiederte die liebenswürdige Wittwe, „es könnte besser, es könnte schlechter gehen; wo es Botenwege oder Leichenwachen giebt, wo zu einer Hochzeit gekocht oder ein Vieh krank wird — da muß Drüke helfen."

„Allerdings", warf Mamsell ein und blitzte die Wittwe scharf von der Seite an, „das reguläre Arbeiten war nie Eure Natur, deshalb seid Ihr Pracher und bleibt Pracher — ja, wenn man Euch Eure Natur austreiben könnte!"

„O ho", widersprach Drüke; „durch den Sommer habe ich ein reguläres Amt, heute schon in's zweite Jahr."

„Das mag ein nettes Amt sein!"

„Wie man's nimmt, es trägt seine Renten — ich bin Kegeljunge."

„Kegeljunge!" wiederholte Mamsell langsam und nähte dann eifrig weiter.

„Ja, wenn mein Mann seliger, der Tobias, noch lebte, er, der Eurem Hause siebenundzwanzig Jahre in Ehren diente — es wäre Alles anders!" klagte Drüke mit winselnder Stimme.

„Nichts wäre anders", entschied Mamsell, „er tränke und Ihr gingt müssig und verschleudertet, was Ihr habt."

„Mir ist meine Natur nicht ausgetrieben", entschuldigte sich Drüke, „die Kläre ist schon ganz anders und nun hat die Kläre ein Kind, das muß ich aufziehen und es wird zurückschlagen auf meine Natur!"

„Wo ist denn Euer Schwiegersohn? Ihr habt doch selbst die Kläre, da sie noch beinahe ein Kind war, zu ihm beredet. Der Teufel, der wie ein brüllender Löwe suchet, wen er verschlinge — und der Teufel ist die böse Natur, die sie von ihren Eltern erbte — verblendete sie, daß sie mein ehrbares Haus verließ und sich einem Taugenichts, einem elenden Bartputzer an den Hals warf — nun mag er für Frau und Kind sorgen! Wo ist Euer selbsterwählter Schwiegersohn?"

„Auf und davon!" rief Drüke und schnippte mit den Fingern.

„Ich habe mein Wort gegeben, ich kann fortan nichts mehr für Kläre thun."

„Aber für das Kind?" fragte Drüke.

Mamsell sann eine Zeit lang nach, dann sprach sie: „Ich bin der Meinung, daß Gott uns in die Welt gesetzt hat, damit wir gegen unsere Natur angehen; meine Natur“ — Mamsell blickte auf Herrn Backer's Glas — „wäre es wohl, zu heirathen und nicht jeden Tag den Postknechten den Hafer auszumessen, dabei stiehlt noch jeder ordentliche Postillon für seine Pferde. Na, und der beeidigte Postsecretair ist auch eine große Last und verlangt seine Bedienung wie ein Prinz, Schwarzbrod rührt er gar nicht an — seht, so würde es mir Keiner verdenken im ganzen Kirchspiel, wenn ich heirathete; aber ich selbst verdenke es mir und bleibe ledig. Die Kläre nahm ich von klein auf zu mir, um ihr die träge, sorglose Natur auszutreiben, welche ihre Eltern zu Grunde richtete; sie war ein gutes Kind und wurde fleißig, aber sorglos blieb sie doch. Ich habe an ihr gethan, was ich konnte; von dreizehn Frauenspersonen — den Mannsleuten ist einmal nicht zu helfen! — denen ich bestrebt war, die Natur auszutreiben, ist, außer mir selbst, nur eine gerettet, die verstorbene alte Waschfrau, ich trat zwischen sie und die Flasche. Leider faßte sie alsbald die Zehrung und sie starb. Der Kläre, die ihren eigenen Weg suchte, kann ich nicht helfen; sie muß einen Dienst annehmen, aber das Kleine sollt Ihr nicht in's Unglück führen mit Eurem Beispiel; bringt es mir und ich will es zur Nonne bilden, Euch Allen zur Sühne, vielleicht, daß Gott mir hilft, die dritte sündige Natur auszutreiben; ich habe dann nicht umsonst gelebt!“

Drüke fuhr vom Stuhl in die Höhe und schleuderte denselben an die Wand. „Zur Nonne?“ kreischte sie.

„Ja, ich werde sie schon vor Heirathsgedanken bewahren!“

„Aber das Unglückskind ist ein Junge, Mamsell!“

„Ein Junge?“ fragte Mamsell gedehnt — „dann erzieht ihn zum Kegeljungen!“

II. Zehn Jahre.

Wenn Mamsell Holter voraussetzte, die sündliche Natur des trunkfälligen Postillons und des arbeitsscheuen, weiblichen Kegeljungen würde in der dritten Generation bedeutend gemildert und leitungsfähiger sein, so warf der jugendliche Tobias Spahn, alias Unglückskind, die altbewährten, reichen Erfahrungen der würdigen Posthalterin gänzlich über den Haufen. Sie wagte die Erklärung, der flüchtige Bartputzer habe dem Söhnchen wieder neue Erbsünde hinterlassen; am liebsten aber redete sie gar nicht von der Postillonsfamilie. Ja, mitunter kamen ihr Zweifel, ob man überhaupt die Natur austreiben könne? Sie wurde schwankend in ihrer Mission und zwar bemerkte sie, daß ihre eigene Natur dann und wann ganz vernehmlich anklopfte.

Wenn Mamsell nicht von dem Unglückskind redete, so that es dagegen die ganze Umgegend. Er war in Hüsingen der Hecht im Karpfenteich der ABC-Schule und keine Woche verging, ohne daß man Sonntags nach der Kirche neue Streiche von Drüken's Enkel und Pflegekind zu berichten hatte. Obwol Tobias schlechtweg „Unglückskind“ genannt

wurde, war kaum eine glücklichere Zusammenstellung körperlicher und geistiger Gaben bei einem zehnjährigen Knaben denkbar. Daß die letzteren nicht zum Nutz und Frommen der Nachbarschaft angewendet wurden, war freilich für diese unangenehm. Um keinen Preis würden die Dorfkinder Montags die Schule versäumt haben; denn der Schulmeister pflegte ausnahmslos einen oratorischen Vortrag an Tobias Spahn zu halten, welcher für die Schüler so interessant war wie eine Theatervorstellung.

„Tobias Spahn!“ klang es nach dem Morgengesang, während dessen die Spannung, „ob was komme“ und „was es heute sei“, die jungen Seelen bereits um alle Andacht brachte. Auf den Anruf erhob sich von einem der alleruntersten Plätze ein blühender, schöner und kraftvoller Junge mit großen, lachenden, blauen Augen und langen braunen Haaren. Er reckte sich vor dem Schulmonarchen so hoch es ging auf und sagte mit heller Stimme und durchaus unbefangen: „Guten Morgen, Herr Magister!“ Tobias lernte zwar so gut wie gar nichts, aber das Hochdeutsche sprach er besser als alle anderen Kinder, und er konnte jedes Lied, Deutsch oder Latein, alsbald auswendig, wenn er es nur einige Male gehört hatte. Dieser Umstand, so wie seine Kraft und Verwegenheit flößten den Dorfbuben großen Respect ein.

„Tobias Spahn, ungerathener Knabe, Du wirst Deinen Lehrer in's Grab und Dich selbst an den Galgen bringen, wenn Du Dich nicht alsbald besserst! Man hat mir folgende Bosheiten berichtet und ich frage Dich, ob Du, wie es behauptet wird, der Thäter seiest: Erstens und schlimmstens ereignete sich am heiligen Sonntagabend eine Missethat. Als Jungfer Sabina, des Herrn Pfarrers Köchin, ihr in Ehren ergrautes Haupt zur wohlverdienten Nachtruhe niederlegen wollte, da fand sie in ihrem Bett auf der verschlossen gewesenen Bodenkammer — drei junge Ferken!“

„Ja, Herr Magister, es ließ sich auf eine kalte Nacht an, die Thierchen dauerten Einen, so erbarmte ich mich des Viehes, steckte es in einen Sack, stieg in des Herrn Pfarrers Paradiesapfelbaum, von da in das offene Kammerfenster der Jungfer Bine und legte die „Biggen“ so gut und leise in's Bett, als ich nur konnte.“

„Zum Andern“, fuhr der Schulmeister mit grimmem Anstand fort, indeß die anderen Kinder sich anstießen und kicherten, „zum Andern hast Du die unschuldigen und höchst unmündigen Zwillingskindlein des Schneiders in die Behausung Deiner Großmutter gelockt und ihnen ihre weißen Haare mit Tinte schwarz gefärbt.“

„Ja, Herr Magister, ich schenkte ihnen die Pflaumen, welche meine Mutter mir vorige Woche gab, und sie saßen ganz still dabei; es läßt sie doch besser, als das lichte Haar!“

Man konnte keinen sorglosern Sünder sehen als das Unglückskind, er betrachtete seine Unthaten als eine angenehme Unterbrechung des Lernens, das er überaus verabscheute und sorgsam vermied, war indeß viel zu unerschrocken, um jemals seine üblen Streiche zu leugnen, wenn

sie entdeckt wurden. Manche wurden aber nie entdeckt oder wenigstens nicht verrathen, weil man einem zehnjährigen Schlingel nicht so viel treffende Phantasie zutraute. Ein Bauer Hüsingens z. B., der das Unglückskind mehrere Male gefaßt und geschlagen hatte, mußte bei besonders hoher Fluth viel von den Ueberschwemmungen der Ems leiden und beschloß demzufolge, sein altes Haus durch ein neues zu ersetzen, das auf einer Sandhöhe erbaut wurde. Die „Haushebung" oder „Hausrichte" ging mit aller Feier von Statten, da der Bauer ein wohlhabender Mann war. Bei einer Hausrichte wird unter dem Beistand der Nachbarn und Freunde das ganze Holzwerk des Hauses so hingestellt, daß die leeren Zwischenräume der Balken nur noch durch Mauer- oder Fachwerk (ein mit Lehm verklebtes Geflecht) ausgefüllt, so wie Thüren und Fenster, wie Bedachung eingefugt und aufgedeckt zu werden brauchen. Die hülfreichen Nachbarn trinken an solchen Tagen eine unglaubliche Menge Branntwein und sind größtentheils mehr wie heiter, wenn gegen Abend sich über den Dachsparren an der Giebelseite der bunt bebänderte Tannenbusch erhebt, unter welchem, verheißungsvoll für den Wohlstand des neuen Hauses, ein hölzerner Schinken hängt. Der Zimmermann redet jetzt etwas unter diesem Emblem auf die Untenstehenden hinunter, das Niemand verstehen würde, selbst wenn die Rede mehr Sinn hätte, als dies der Fall ist. Herabgestiegen, werden der Hausbesitzer und die Hauserbauer von den jungen Mädchen der Nachbarschaft mit einer Krone aus Flittergold und buntem Papier beschenkt, so wie mit langen, weißen Thonpfeifen, die in ähnlicher Weise ausgeputzt sind. Abends hat der Hausbesitzer eine Festlichkeit mit Tanz und Branntwein zum Besten zu geben, die man „Kronenbier" nennt. Der Feind unseres Tobias gab sein Kronenbier. Um Mitternacht füllten Rauch, Staub und Qualm jeder Art die ohnehin nicht sehr lustige Tanzkammer und die Violinen wurden nahezu vom Geschrei der erregten Vergnüglinge übertönt. Auf einmal verstummt der wüste Lärm, die erhitzten Gesichter nehmen einen dumm entsetzten Ausdruck an, bis nach kurzem Verstummen Alle zur Hausthür drängen, von welcher aus man das neue Hausgerüst auf der Höhe im Mondenschein liegen sieht — und sonderbar! der grüne Tannenbusch wiegt sich hoch über dem Giebel wie eine leuchtende Feuergarbe; wenn der Wind vorüberzieht, regnen die Funken durch die Sparren nieder und nach etwa zehn Minuten neigt sich das brennende Stämmchen, nimmt einen ungeheuren Schwung und — ist verschwunden! Ein so schrecklicher Spuk war noch nie in Hüsingen gesehen worden, die Dorfschönen klammern sich an ihre handfesten Tänzer und wollen diese verhindern, an den Schauplatz des Ereignisses zu eilen; diese schleudern in unbändiger Neugier die liebevollen Fesseln ab, ergreifen Messer, Besen, Spaten, kurz, was sich eben findet, und rücken, selb zwanzig, muthig hinaus zum Neubau. Richtig, der Busch ist fort, als ob ihn und den Schinken die Erde verschlungen hätte; nur hier und da glimmt noch ein Zweiglein im thaufeuchten Grase —! Die Freude des Kronenbiers war dahin, aber ein kleiner Schlingel freute sich umsomehr, er kroch zu seiner Groß-

mutter in's Bett und sagte flüsternd: „O, Bestmutter, die Gesichter hättet Ihr sehen sollen, als sie Alle an der Hecke vorüber kamen, hinter welcher ich in dem Erdäpfelfelde saß — na, das neue Haus ist dem Bauern durch diese Vorgeschichte verleidet!"

„Wie machtest Du's denn, Du Teufelskind?"

„Weißt Du, als ich neulich Mutter Kläre besuchte, kaufte ich mir Schwefel in der Apotheke und machte davon einen langen Schwefelfaden, den band ich, als die Leute fort waren, an die Tanne da oben, nebenbei noch ein Tau, welches die Bauleute vergessen hatten. Wie es Zwölf schlägt, zünde ich den Schwefelfaden an und als ich merke, daß die betrunkenen Kerle sich heranwagen, reiße ich das Bäumchen herunter und werfe es über die Hecke, ich selbst krieche rasch hinterher — aber es war kalt draußen, Bestmutter."

„Paß' nur auf, daß sie Dich nicht fangen, mein Sohn! Uebrigens gönn' ich's ihnen Allen, daß so ein Kind den weisen Leuten „den Geck anscheert" (sie zum Narren hat). Jeder Vogel singt nach seinen Federn — Du hast meine Natur."

Obwol das neu errichtete Haus alsbald derart in den Ruf kam, daß es auf einem Fleck Erde stehe, den die „Olkes" oder Erdgeister beanspruchten und die Bäuerin sich nie dazu verstand, in dasselbe einzuziehen, sondern vorzog, nöthigenfalls unter dem bisherigen Dache elendiglich zu ertrinken: so wurde der Spuk doch nicht an dem Unglückskind, dem Vertreter der bösen Erdgeister, gerochen. Dagegen aber schnob die in ihren zartesten Gefühlen gekränkte Jungfer Sabina Rache. Sie versalzte dem hochwürdigen Pfarrer durch mehrere Tage die Suppe, setzte ihm Speisen vor, die ihm zuwider waren und braute den abscheulichsten Kaffee von der Welt. Der geistliche Herr wagte eine bescheidene Klage; doch Sabina brach in Thränen aus und winselte:

„Ja, ja, jagt mich aus dem Dienst, Herr Pastor; ein Kinderspott, wie ich es bin, gehört in's Armenhaus. Zeigt den Buben, daß sie das Recht haben, Sonntags die Ministranten in der Sacristei an den Chorhemden zusammenzunähen, in's Schloß der Kirchthür ein Zündhütchen zu stecken, so daß die Magd des Küsters, wenn sie zum Morgenläuten aufschließt, beinahe den Tod von dem gräulichen Knall hat, laßt andächtigen Frauen, wenn sie sich nach der Kirche auf der Feuerkieke die Füße wärmen, Poggen (Frösche) in die Holzschuhe stecken, auf welche die armen, alten Mütter dann treten — o, ich könnte mir den Athem ausreden, wollte ich alle Thaten der tugendhaften Schlingel wiederholen, welche der Herr Pastor und der Magister zu Christen erziehen!"

„Aber", fragte der alte Herr ungeduldig, „was willst Du denn, das geschehen soll? Der Junge hat für seine Kinderei nachgesessen und versprochen, dergleichen nicht wieder zu thun."

„Was geschehen soll? Ich bin öffentlich beschimpft, ich will öffentliche Bestrafung."

„Oeffentlich?" wunderte sich der Pfarrer; „ich denke, die Thierchen steckten in Deinem Bett?"

„Aber die ganze Gemeinde weiß es“, schluchzte die Jungfer überlaut, „und ich werde nicht eher meine Gedanken für meine Pflicht haben können, bis der Junge, dieses wahre Unglückskind, diese Kukuksbrut, bestraft ist vor Land und Leuten!“

So Jungfrau Sabina. Abends saßen Pfarrer und Schulmeister in geheimer Berathung zusammen. Die Tabakswolken wirbelten dichter und dichter gegen die Decke; aber das entscheidende Strafverfahren blieb unentschieden.

„Erstlich“, sagte der Magister, „hat die Postillons-Drüke ein vermaledeites Mundwerk und wird mir die ganze Bevölkerung auf den Hals hetzen, meine Ehefrau wäre ihres Lebens nicht mehr sicher vor der Alten; zweitens ist an dem Jungen so etwas Besonderes, daß man alle seine Bosheiten gleich wieder vergißt.“

„Eben um dieses Besondern willen müssen wir ihn strafen“, beharrte der Pfarrer; „die Wege der besondern Menschen gehen immer hart am Abgrund vorüber und auf uns Zwei fällt dereinst die Verantwortung, das junge Reis nicht gebunden zu haben zur Zeit, da es noch biegsam ist.“

Es wurde nach vielen neuen Vorschlägen beschlossen, an dem nächsten Sonntag solle Tobias an der Kirchenthür stehen, auf der Brust ein Schild mit der Inschrift: „Tobias Spahn, welcher den Sabbatsfrieden störte!“

Es war die mildeste Strafe; aber dennoch eine sehr demüthigende und öffentliche. Die Herren glaubten, daß man in dem „kleinen Strick“ das Ehrgefühl auf diese Weise wecken müsse! Der Magister übernahm es, dem Delinquenten die über ihn verhängte Buße unter vier Augen mitzutheilen, um ihm die Auskunft zu lassen, selbst Jungfer Sabina's Herz zu erweichen, damit diese ihn seiner Strafe entbinde und Gnade für Recht ergehen könne. Diese Rechnung war indeß ohne Tobias gemacht. Der Kleine zeigte nicht die mindeste Neigung, mit Jungfer Sabina ein glimpfliches Abkommen zu treffen, sondern entgegnete einfach: „Herr Magister, ich werde Sonntag nicht an der Kirchthür stehen!“

Worauf der Präceptor, äußerlich grimmig, innerlich erleichtert: „Das wird sich finden, Bursche!“

Des Magisters Lebensgefährtin packte sofort ihre Sachen, um bei Drüke's Annäherung mit ihren jüngsten Kindern zu ihren Eltern flüchten zu können, indeß ihr Gatte das Haus der Postillonswittwe, so wie das Unglückskind überwachen ließ. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Drüke sang den „Malbrook“, ein altes holländisches Tanzlied, und der Junge lungerte mit zwei Slowakenknaben umher, die ihre Mausefallen und Drahtarbeiten an den Thüren feil boten. Das war nicht auffallend; es kam, seitdem Tobias laufen konnte, kein Hausirer, Scheerenschleifer, Musikant oder Bärenführer in's Dorf, dem sich das Unglückskind nicht beharrlich anschloß, er verständigte sich mit Allen und lernte mit Geschick ihre Handgriffe und Redensarten. Wie lernscheu Tobias war, er hatte eine geschickte Hand und einen anschlägigen Kopf, so daß er schon man-

chen „Stüber“ (Mariengroschen) verdiente, er raspelte Holzbesen trotz eines ungarischen Schweinehirten, seine vogelscheuchenden Klappermühlen standen sogar in den Erbsenbeeten benachbarter Gemeinden mit bestem Erfolg; Drüke's Stolz aber waren die Spazierstöcke, an denen Tobias einen Katzenkopf oder einen offenen Rachen ausschnitzte. Ja, Drüke war überhaupt stolz auf den Jungen; wie sie meinte, weil er ihr gliche, eigentlich aber, weil er das erste Geschöpf war, das ihrem Willen siegreich Widerstand leistete. Dieser Widerstand vollzog sich nicht durch kindisches Schreien, Toben und Murren, nein, es war eine lachende, tändelnde Selbstbestimmung, die daherflatterte wie eine Schneeflocke und festsaß wie ein Schrotkorn. Tobias umging die wortreichen Schwächen seiner Großmutter, wie man einen Fels umschifft, an welchem sich die Meereswogen brechen; Kinder gewöhnen sich an ewiges Reden wie an Mühlengeklapper.

„Es ist m e i n Junge“, sagte Drüke, „und jede Mutter lobt i h r e Butter!“

Man konnte keine sorglosere, zufälligere Haushaltung sehen, als die im Spieker; für keine Mahlzeit, für keine Einrichtung gab es bestimmte Stunden. Die Bewohner lebten im Schatten der trefflichen Hüsinger Gemeindeordnung ein Zigeunerleben und eine Zukunft schien kaum für die Zwei zu existiren. Der Magister erfuhr zu seiner und des Pfarrers Genugthuung, daß die Alte und der Junge in Nichts von ihren Gewohnheiten abwichen und den morgenden Strafact nicht so ernst aufzufassen schienen. Jungfer Sabina's Gesicht glättete sich mehr und mehr und der Eierkuchen war Samstag Abends tadellos, der Tag der Vergeltung sollte ja endlich heraufdämmern! — Ja, er dämmerte herauf und Jungfer Sabina schlief sanfter denn seit lange den Schlaf der Gerechten — da donnerte und polterte es gegen die verriegelte Hausthür, der Haushund bellte wüthend und über allem Lärm trompetete die durchdringende Stimme der Postillons-Drüke: „Mein Kind, mein Unglückskind ist fort! Jungfer Sabina hat meinem Jungen ein Leids angethan!“

Des Pastors Zipfelmütze, so wie des Caplans verwirrte Haare wurden an verschiedenen Fenstern sichtbar, die beiden Würdigen strebten vergebens, sich auch v e r n e h m b a r zu machen. Der Hund erstickte beinahe vor lauter Gebell und Geheul und Ingrimm, und Drüke kreischte, als wollte sie die Mauern des Pastorats niederreden. Endlich krachte das Schloß der Thür, der Hund erschien mit gesträubten Haaren und glühenden Augen, dann wurde in dunkelbraunen Nachtgewändern Jungfer Sabina sichtbar, worauf das Schreien und Bellen so gräulich anschwoll, daß sich die Dorfbewohner in ihren Betten bekreuzten und die Vögel, welche im Weinspalier und den Apfelbäumen geschlafen hatten, entsetzt von dannen flohen.

Von dem Sabbatsfrieden d i e s e s Sonntags ist nicht viel zu rühmen; Jungfer Sabina bekam ihre Morgenkrämpfe und Drüke wanderte, einen großen Stock in der Hand, einen Gendarmen zur Seite, der hol-

ländischen Grenze zu, ihren Enkel wieder zu suchen, die Slowaken hatten ihren Weg hierher genommen und vermuthlich Tobias mit sich. An der Grenze kehrte der Haltefest um und nach zwei Tagen kam auch Drüke ohne ihr Unglückskind zurück.

Wol selten sind in einem anspruchslosen Kirchdorfe und in einer Spiekerfamilie so viele aufregende Ereignisse vorgekommen, als in Hüsingen und bei den Postillonsleuten. Kaum hatte man die Flucht des Unglückskindes ein wenig vergessen und begann, sich der herrschenden Dürre zuzuwenden, mit gelegentlicher Abschweifung auf die Schweinebräune, da — entfloh nicht etwa wieder Jemand; nein, es kam im Gegentheil der vor mehr denn zehn Jahren entflohene Barbiergehülfe Spahn wieder! Und wie kam er? Gleich einem großen Herrn mit der Post, bekleidet mit einem tadellosen Tuchrock und einem dito Ueberzieher, begleitet von einem Koffer, dessen Gewicht auf dreißig bis vierzig Pfund angeschlagen wurde. Ganz Hüsingen staunte. Spahn aber redete mit Niemandem, sondern ging sofort dem Sträßchen zu, wo Drüke wohnte. Als es so todtenstill im Spieker war, mußte er denken, Alles sei ausgegangen oder gestorben; er blickte erst durch's Fenster hinein und öffnete dann die Thür.

Still war es im Spieker, Drüke pfiff und sang nicht mehr seit das Unglückskind fort war; sie saß stundenlang träumend am Feuer und ließ die Welt ihren Gang gehen. Sie war die Einzige in Hüsingen, welche sich nicht wunderte, daß ihr Schwiegersohn daher kam, um die Kläre zu holen und ihr ein gutes Leben zu bereiten. Spahn hatte seit Kurzem das rentable Geschäft seines Vaters geerbt, welcher nichts von des Sohnes Heirath mit einem armen Dorfmädchen wissen wollte, und jetzt sollte Kläre es gut haben; aber wo war sie denn?

„Sie dient als Haushälterin beim Einnehmer Backer — geh' zu ihr, sie wird Dir Alles sagen, laß Mutter Drüke allein."

„Habt Ihr mir's verziehen, daß ich davon ging, Mutter?" fragte Spahn an der Thür.

„Ich habe nichts zu verzeihen — laß mich allein!"

Er dachte, sie sei kindisch geworden, und staunte, wie ihn einst ihr lärmendes Gebahren und jetzt ihre Abgeschlossenheit hinaustreiben konnte.

Kläre, welche jetzt eine geachtete Bürgersfrau und Besitzerin eines guten Barbier- und Bürstengeschäfts werden sollte, führte schon seit Jahren Herrn Backer's Haushalt. Backer's semmelblonde Haare waren in den letzten zehn Jahren sehr dünn geworden und sein Haus und seine Blumen machten ihm schon längst keine Freude mehr, seit die Sonne, welche zwei Jahre über ihm und seinem Glück geleuchtet hatte, für immer untergegangen war. Er trank noch immer seinen Morgenbittern bei Mamsell Holter, er tanzte noch immer mit ihr die Tempêten und Ecossaisen, er ging regelmäßig zu Club und Vogelschießen, aber es war doch eigentlich nichts von ihm dabei, als sein Körper, und nichts tanzte, als die Füße! Es lag zwischen jenem Vogelschießen, wo er Mademoiselle

Zoë Piccard in das Hüsinger Honoratiorenzelt einführte, und allen jetzigen Festen so viel Freud' und Leid, daß Herr Backer es gar nicht zu Ende denken konnte.

Zoë hatte an jenem Sommertage ein nagelneues weißes Mullkleid getragen und war unter dem Schutze der Hüsingenschen Schuljungfer aufgetreten. Herr Backer hatte ihr den Arm geboten und dann auf seinem Rockärmel eine Hand in einem wunderkleinen, ganz neuen, canariengelben Handschuh erblickt, von dem Handschuh schaute er auf in die großen, kindlichen Augen, heute waren sie nicht mehr so schüchtern als früher und Mademoiselle rief fröhlich: „Monsieur Backer, ich 'aben sehr viel Glück gehabt, ich sein lustik wie kleiner Kind, o, wenn mein honnet Eltern könnten sehn mir!“ — Einstweilen übernahm es Herr Backer, sie recht gründlich anzuschauen.

Mamsell Holter wechselte trotz ihres unbesiegbaren Vorurtheils gegen die Männerwelt die Farbe, als Backer mit Zoë im Honoratiorenzelt erschien, und blieb den ganzen Abend wortkarg, selbst während des Tanzes. Mitten in einem Schottischen wurde der bis dahin freudestrahlende Backer aber auch bleich und trübe, seine kleine Tänzerin hatte ihm nämlich mitgetheilt: jetzt, wo es ihr zum ersten Mal in Deutschland gefiele, sei sie im Begriff, dasselbe zu verlassen; sie habe ihre Stelle zu Michaelis gekündigt, um in die Schweiz zu einer alten Tante zu gehen, welche, durch einen Lotteriegewinn zu einem hübschen Vermögen gekommen, ihre Nichte Zoë Piccard adoptiren wolle.

Herr Backer forschte, ob Zoë unter keiner Bedingung in Deutschland bleiben werde, und Zoë ward sehr roth und konnte sich keine so zwingende Veranlassung denken; worauf der Steuereinnehmer die Aussicht auf eine Heirath nannte. Die Kleine entgegnete einfach: „Impossible, Monsieur, ich sein arm' Blut!“

Jetzt ließ sich Herrn Backer's Edelsinn nicht länger bändigen, er warf ihr in der Tempète zärtliche Blicke zu, drückte heftig bei allen Begegnungen ihre Fingerchen und trug ihr vor dem Hopswalzer in aller Form seine Hand an. Am folgenden Sonntag führte Herr Backer Mademoiselle Piccard an seinem Arm zur Kirche, in seiner Westentasche pickte die Uhr des verstorbenen Monsieur Piccard als Liebesgabe seiner Verlobten und unter der Uhr klopfte ein glückseliges Herz. Als die Hüsinger Honoratioren aus dem Gottesdienst heimkehrten, fand Jeder derselben auf seinem Tisch eine gedruckte Karte, welche anzeigte:

Zoë Piccard,
Heinrich Backer, Steuer-Einnehmer,
Verlobte.

La Suisse. Hüsingen.

Die Ehe des Paares war, trotz aller dagegen sprechenden Prophezeihungen, eine unendlich glückliche und wurde das in noch erhöhtem Grade, als den Gatten ein Töchterchen geschenkt war, bei welchem die Tante in der Schweiz Pathenstelle annahm und dem Täufling den

Namen Laurence gab. Zoë war eine kleine unermüdete Hausfrau gewesen und hatte spielend ausgeführt, was die Hüsinger Damen mit Aufgebot alles Ernstes und aller wuchtigen Kräfte in's Werk setzten; jedoch nach der Geburt des Kindes waren die Füße, die so gern tanzten und hupsten, gar müde geworden und ein langandauernder Husten warf das zarte Wesen gänzlich darnieder. Backer hatte seine Frau stets als etwas so Außergewöhnliches und Ueberirdisches betrachtet, daß ihn die Furcht, sie zu verlieren, eigentlich von vornherein beherrschte; er erschöpfte Alles, was sich für die Kranke thun ließ und brachte endlich Frau und Kind zur Tante in die Schweiz — von dort kam er allein zurück, Zoë war begraben, die reich gewordene Tante hatte die kleine Laurence zur Pflege und Erziehung übernommen. Schon zu Lebzeiten der verstorbenen Frau Backer war Kläre in's Haus gekommen und Zoë hatte sie ungemein gern gehabt; so wirthschaftete diese denn in Gottes Namen weiter und pflegte ihren verwittweten Herrn, wie sie konnte.

Wäre Spahn einige Wochen eher gekommen, um Kläre und das Kind zu holen, sie hätte noch eine glückliche Frau werden können; aber der Gedanke an das Unglückskind drückte jede frohe Regung nieder und sie konnte nur mit Schmerz nehmen, was sie nicht auch ihm geben konnte. Damals, als er verschwand, da wußte sie, er war daheim wie in der Fremde ein Bettler; aber jetzt, wo ihn ein besseres Loos erwartete, jetzt zerriß es ihr Herz, ihn bettelnd zu wissen. — Nun Kläre wieder zu Ehren gekommen war, überschritt sie zum ersten Mal seit ihrer Heirath wieder die Schwelle der Mamsell Holter. Diese war ungewöhnlich gnädig und sagte: „Ein gut Theil von Deiner Natur habe ich Dir doch ausgetrieben; das mit dem Jungen ist nun Deine und Deines Mannes gerechte Strafe, Ihr entlieft beide Eurer Pflicht, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!"

„Ach, und mein armer Herr!" schluchzte Kläre, „er ist gut wie ein Schaaf und nun wieder so allein!"

Mamsell räusperte sich: „Wenn die Stunde kommt, werde ich ihn nicht verlassen, obwol — obwol er eine Mannsperson ist! — Weine nicht, Deine Alte in Hüsingen soll auch nicht verkommen, so lange ich lebe!"

Als Kläre das Haus des Steuer-Einnehmers verlassen hatte, irrte dieser hülflos durch alle Räume seines grabesstillen Hauses und murmelte: „Nun ist das Letzte fort von meinem einstigen Glücke; ich kann nicht so allein sein, vielleicht thut es die Mamsell jetzt!" Er zog seine Uhr heraus, um zu sehen ob eine passende Stunde zur Werbung sei, es war die große Uhr des verstorbenen Piccard. Herr Backer stutzte: „Nein, nein!" rief er heftig — „die Uhr geht treulich weiter, ob Einer nach dem Andern starb und ging, ich will es wie sie machen und still ausharren, bis — bis ich sterbe, oder Gott mir mein Kind wieder giebt, schön, lieb und gut, gleich ihrer Mutter!"

III. Zwei Mal zehn Jahre.

„Sie hat ausgeras't!“ sagten die Leute von Hüsingen, als Drüke ein steinaltes Mütterchen von achtzig Jahren war. Sie hatte sich, seit sie den Posten als Kegeljunge aufgegeben, das Tabakrauchen angewöhnt und die Männer behaupteten, der Tabak hätte sie stiller und duldsamer gemacht, indeß die Frauen versicherten, sie traure noch immer über den entlaufenen Großsohn, der, wenn er noch lebte, jetzt seine zwanzig Jahr auf dem Rücken haben mußte.

Wäre Drüke immer eine sanfte Frau gewesen, wer würde ihr gedankt haben, daß sie mit achtzig Jahren aufhörte den Leuten Bosheiten zu sagen? Wer sich aber einmal zu der Würde eines „Dollbregen“ aufgeschwungen hat, den respectirt die Welt und liebt ihn beinah, weil er seinen besten Freunden nicht das Fell über die Ohren reißt. Wenn Hüsingen etwas mehr Intelligenz besessen hätte, so würde es sich zum Curort aufgeschwungen haben; in der Pfarre waren täglich die lebendigen Beweise zu sehen, daß die dortige Luft einem hohen Alter ungemein förderſam sein mußte. Dort, um das Feuer gereiht, saßen drei alte ehrwürdige Märchengestalten: der Pastor, der sehr klein geworden war und sehr große stark umwickelte Füße bekommen hatte, die auf einem Schemel standen; Jungfer Sabina, die sehr lang und sehr dünn geworden war und von der Zeit sehr sorgsam skelettirt wurde, endlich Drüke mit kurzen zotteligen Haaren, der Tabakspfeife im Munde und einem verschmitzten Ausdruck in den Augen. Sie steckte in einer wollnen Jacke des seligen Postillons und pflegte sich selbst: „Ich alter Bursche“ zu nennen. Seit jener Schreckensnacht im Pfarrhause, die der Flucht des Unglückskindes folgte, hatten die beiden tapferen Kämpinnen, Drüke und Sabina, eine unbegrenzte Hochachtung für einander gefaßt und sich als ebenbürtig erkannt. Drüke wurde noch sorgloser, da sie von der Pfarre aus beköstigt wurde, und sagte wie jener kaiserliche Hofnarr: „Ich darf nicht erst beten, ich bekomme das Essen vom Schlosse!“ Trotz dieser Unterstützung konnte die Wittwe doch alsbald die Miethe für ihren Spieker und ihr Kartoffelfeld nicht mehr bezahlen, sie stand am Rande eines Bankerottes von 7, schreibe sieben Thalern, aus welchem nichts zu retten war als ihre Person und eine alte Vogelscheuchenklapper ihres Enkels. Da befriedigte Mamsell Holter die erbarmungslosen Gläubiger und Drüke zog in die Pfarre, um das Greisenkleeblatt vollzählig zu machen.

„Heute sind es zehn Jahr!“ sagte Drüke eines Tages durch ihre Rauchwolken hindurch.

Der Pfarrer wandte seine trüben Augen auf sie und tröstete wohlwollend: „Wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen, Gertrud; Gott kann ihn zurückführen zu unserer Freude und unserm Trost. Ich bete täglich, die Heiligen mögen seine Seele beschützen!“

„Herr Ohm!“ rief Drüke, „ich habe Zeit meines Lebens noch nie

eine Hoffnung sinken lassen, ging's nicht auf Schuhsohlen, so ging's auf Socken; aber von dem Jungen weiß ich's so gewiß, als jetzt der Kaffee in's Feuer kocht, daß er wiederkommt, und wie ein Junker wiederkommt!"

„Gertrud, Gertrud, Hoffahrt steht schlecht zu grauen Haaren — Sabina, der Kaffee kocht über! — wünscht nicht, daß er wie ein Junker komme, sondern mit Gottesfurcht ausgerüstet."

„Was Einer wünschen soll, kann man ihm nicht vorschreiben, Pastor; und ich halte so viel von der christlichen Demuth als die Kuh von der Muskatnuß! Wer sonst kein Brod hat, muß bei der Demuth zu Tode hungern; aber alte Raben wittern, wo das meiste Vieh fällt. Ich wußte, die Kläre würde mit dem Spahn zurecht kommen, und da sitzt sie nun, hat fünf Kinder wie die Perdrisen (Feldhühner) so munter und geht an den Hochzeiten (Weihnachten, Ostern und Pfingsten) in einem seidenen Kleide zur Kirche! Hat sie mir nicht neulich eine goldene Pistole geschickt, die jeden Augenblick sechstehalb Thaler werth ist —? Aber die hebe ich für das Unglückskind auf und sage dabei: Goldenes Geld macht gute Freunde! und wenn er noch zehn Jahr wegbleibt, ich lebe, und lebe bis er kommt!"

„Wir werden ja sehen!" meinte die achtundsiebenzigjährige Sabina, die den Kaffee gerettet hatte.

„Ja, wir werden sehen!" wiederholte der Pfarrer, der fünfundachtzig Jahr zählte.

Drüke klopfte ihre Pfeife aus, knöpfte ihre Jacke zu und sagte: „Ich werde heute 'mal zu Mamsell Holter hinüber laufen; wenn es mir dort zu spät wird, so bleibe ich die Nacht über da. Guten Tag!" und die Achtzigjährige trat rüstigen Schrittes ihre zwei Stunden weite Wanderung an.

Mamsell Holter war nie eine Schönheit gewesen, dafür veränderte sie sich aber auch beinahe gar nicht; ihr Haar war etwas grau melirt und ihr Gesichtsausdruck etwas milder als vor zwanzig Jahren, im Ganzen aber sah sie für eine Fünfzigerin recht wohl erhalten aus. Sie war von Jahr zu Jahr wohlhabender geworden, also eine immer bessere Partie. Jeder ihrer beeidigten Postsecretaire benahm sich im Anfange musterhaft, in der Hoffnung, die Hand der Mamsell Posthalterin zu erlangen; sobald er aber mit Würde abgewiesen ward, schlug der Beeidigte in's Flegelhafte über und trieb das so lange, bis ihm gekündigt wurde. Als Kläre fort war, kam freilich nicht die Stunde, welche die junge Frau dem Versprechen der Mamsell entdeutet hatte, aber doch eine andere. Mamsell fragte den Einnehmer in ihrer kurzen Weise: ob er glaube, sie koche gut? Der Einnehmer war bereit, seinen guten Glauben zu beschwören.

„Nun denn", sagte Mamsell, „so geben Sie sich bei mir in die Kost, es soll gut und billig sein, ich bin es müde, immer den Grasaffen, meinen Schlingeln von Postsecretairen gegenüber zu sitzen!"

So kam zu dem gewohnten Bittern noch das Mittagbrod in der

Posthalterei, an welchem sich auch häufig Durchreisende betheiligten. Herr Backer fand seine Lebensweise sehr verbessert und freute sich, mit seiner Uhr ungebunden weiter zu gehen, ohne Etwas an seiner Pflege und Unterhaltung zu vermissen.

Vielleicht wäre das noch Jahre lang so fortgegangen, wenn nicht Drüke auf den Gedanken gekommen wäre, die Mamsell zu besuchen. Diese Besuche schienen, gleich Sturmvögeln, immer eine Umwälzung in dem gleichmäßigen Dasein der Mamsell und des Steuereinnehmers anzuzeigen. Kaum war Drüke dies Mal im Posthause angelangt und hatte sich neben dem Feuer niedergekauert, so kam auch die Post an, mit ihr ein Brief, den Mamsell, die den Briefbeutel gewöhnlich selbst nachsah, hin- und herwandte und schließlich der Hausmagd einhändigte, ihn sofort zu Herrn Einnehmer zu tragen. Nicht lange, so kam Herr Backer selbst daher gelaufen, roth vor Aufregung, den offenen Brief in der Hand: „Liebe Mamsell“, rief er, „wissen Sie, in diesem Briefe steht, die alte Tante meiner Seligen ist gestorben, das Kind beerbt sie und soll nun hierher zu uns kommen, hören Sie, Mamsell, das giebt eine tüchtige Umwälzung!“

„In zehn Minuten geht die Post ab“, erwiederte Mamsell, „dann wollen wir überlegen, was dabei zu thun ist!“

Backer sank auf einen Stuhl, ganz überwältigt von — er wußte nicht war es Freude oder Schreck — kurz, von Ueberraschung, als neben ihm eine knarrende harte Stimme sagte: „Man weiß nicht, wie der Haase läuft! sagte der Bauer und legte die Schlinge auf's Dach!“

„Wie, alter Postgaul?“ fragte Backer.

„Ich meine nur, könnte sein der Haase liefe endlich doch auf's Dach und finge sich!“

„Denkt nur, Drüke, mein Kind kommt; sie muß hübsch gewachsen sein, die Laurence!“

„Die Jungen wachsen in die Wolken und die Alten in die Erde!“ murmelte Drüke und legte sich eine Kohle auf die Pfeife. Dann schwiegen Beide.

Backer's Gesicht zuckte vor Ungeduld, bis endlich der Postknecht seinem Horne eine sinnlose, ohrzerreißende Fanfare entlockte, der einzige Postreisende einstieg und der Postkasten zugeschlossen und eingeschoben wurde. Der wichtige Act war beendet und die Postkutsche rumpelte von dannen. Mamsell strich sich die Schürze glatt, warf einen Blick auf die große Wanduhr und setzte sich an den grünen Wachstuchtisch.

„Lesen Sie, Mamsell, lesen Sie! Ich muß jetzt eine ganz andere Einrichtung machen, aber wie?“

Mamsell erwiederte nichts, bis sie den Brief gelesen; dann sprach sie: „Das Kind findet in drei Monaten eine Reisegesellschaft nach Bremen; in drei Monaten kann viel gethan werden und muß auch Vieles geschehen!“

Hier fuhr sich Backer mit dem Schnupftuch über die Stirn, sein Antlitz war eitel Rathlosigkeit.

„Die Kleine“, nahm Mamsell wieder das Wort, „ist in guten Ver-

hältnissen gewesen und besitzt ein hübsches Vermögen — Ihr vernachlässigtes Haus und Ihr Kartoffelgarten würden Ihrer Erbin wenig gefallen!"

„Großer Gott, soll ich ihr etwa ein neues Haus bauen und einen Park anlegen?"

„Das nicht, aber das ganze Haus muß angestrichen und tapezirt werden und in dem Garten müssen wieder Blumen wachsen und Lauben stehen, wie ehedem!"

„Und ich — ich soll das in drei Monaten besorgen? hören Sie, sehen Sie — das ist unmöglich!"

„Das Kind wird nicht selbst kochen und wirthschaften wollen und können", fuhr Mamsell erbarmungslos fort — „Sie müssen eine Köchin miethen!"

„Haus gestrichen und tapezirt, Garten mit Blumenbeeten — Köchin — ist noch mehr nöthig, Mamsell?"

„Ja, in das renovirte Haus gehören neue Möbel, die Ihrigen sind nun über zwanzig Jahre alt, und dann muß das Kind eine leitende Hand haben, Sie müssen sich wieder eine Frau nehmen!"

Herr Backer rang nach Luft: „Möbeln und eine Frau!" rief er mit wildem Lachen, „Möbeln und eine Frau — weiter nichts in einem einzigen Quartal, Möbeln und —"

„Gut, dann nehmen Sie erst die Frau, die wird schon für das Uebrige sorgen!"

Backer sah Mamsell mit weit aufgerissenen Augen an:

„Sehen Sie", brachte er stockend vor, „ich wüßte nur eine, die das könnte; das sind Sie, Mamsell Holter!"

„Ja, ich weiß auch keine andere!" entgegnete Mamsell entschieden.

„Nun denn" — athmete der Einnehmer auf, wie von Centnerlast befreit, „dann ist ja Alles in Ordnung!"

„Bis so weit, ja! Aber wir müssen erst einen festen Plan machen. Die Kleine soll mich nicht mehr in der Posthalterei finden, ich habe eben ein Angebot auf dieselbe und vermiethe dazu ein gut Theil meiner Ländereien. Nach meinem Tode fällt die Hälfte meines Eigenthums und dieses mein Vaterhaus einem Verwandten väterlicher Seits zu, die andere Hälfte bekommt Ihre Kleine von dem Tage ab, wo sie mich Mutter nennt, ich will keine Stiefmutter für sie sein und ihre Natur mit Lindigkeit behandeln. Wenn Ihr Haus in Wichs ist, wird Hochzeit gemacht, das ganze Dorf soll tractirt werden, weil dies nicht so eine zusammengeblasene Ehe ist, wie die meisten, sondern wir uns dreimal zehn Jahre kannten und prüften! Mein Wille ist gut, das Andere muß Gott thun!" Mamsell fuhr sich mit der Schürze über die Augen, aber nur flüchtig, dann stand sie auf und sagte: „Es ist in drei Minuten Mittag!"

„Hören, Sie", rief Backer ganz überwältigt, „ich bin ein glücklicher Mann!"

„Na, das ist kein Glück", entgegnete Mamsell, „das ist nur vernünftige Ueberlegung. „Was die Leute in ihrer dummen Natur Glück

nennen, das fliegt Einem nicht so an wie die Stechfliegen; wer glücklich sein will, soll vorher seine Natur austreiben und dann gehen, wie Gott ihm die Wege zeigt!" Mamsell sah mit wahrem Feldherrnblick umher und berechnete ihre inneren Siege. Jetzt, jetzt war es entschieden; sie durfte Backer wieder lieben, weil er sie nicht entbehren konnte und auch eben ein Angebot auf die Posthalterei gemacht wurde.

Die Postillons-Drüke hatte während der Verhandlung unermüdlich mit dem Kopfe genickt; als Mamsell von Gottes Wegen sprach, schnitt sie ein saures Gesicht und sprach vor sich hin: „Man kann dem lieben Gott nicht immer trauen! sagte der Bauer und haute sein Gras am Sonntag!"

„Wie meint Ihr, Mutter Drüke?" fragte Mamsell.

„Nein", knurrte die Alte, „ich gratulire Euch nicht; ich habe das vor einer Stiege Jahren gethan und wurde schlecht aufgenommen. Was kommen soll, das kommt! sagte der Schneider, als er sich einen Rausch antrank. Euer Verspruch ist gekommen, mein Unglückskind wird auch wieder kommen!"

Herrn Backer's Bräutigamsstand zeichnete sich durch keinerlei sentimentale Begegnisse aus; sein ganzes Haus, ja die ganze Straße roch nach Oelfarbe, Mamsell roch nach Oelfarbe und er selbst roch nach Oelfarbe, es war, als hätte es Oelfarbe geregnet. Der Einnehmer durfte nicht mehr durch die Vorderthür in sein Haus gehen und keines der Zimmer betreten, welche fertig waren. Eines Tages bekam er Ordre, mit Mamsell nach Münster zu fahren und dort wurde er von einem Magazin in das andere geschleppt, in einem jeden dieser Niederlagen wählte und handelte Mamsell, als ob die Seligkeit von der Façon der Stühle und dem Muster der Gardinen abhänge. Backer wurde immer müder und durstiger, Mamsell immer zufriedener. Backer trug ein langes Register in der Hand und mußte über jede erledigte Nummer ein Kreuz zeichnen und hinter dem Kreuze den Preis eintragen. Wir müssen leider gestehen, daß der leichtsinnige Mann, nur um seinen Durst zu löschen, auch einige Artikel kreuzigte, welche noch nicht besorgt waren. Somit ging das Paar, eine Stunde vor Abgang des Zuges — ein anderer Zug als der, welcher den armen Backer schon den ganzen Tag gepeinigt hatte — zum Bahnhof. Backer bestellte sich eine Flasche „Rothspohn", aber zwischen Lipp' und Kelchesrand forderte Mamsell das Register — der Einnehmer wechselte die Farbe, suchte lange und fand endlich — da schnellte Mamsell empor:

„Aber Backer", rief sie, „Sie haben ja das Brautkleid und den Myrthenkranz ausgestrichen; wir müssen auf der Stelle einen Wagen nehmen und versuchen, das noch schnell zu besorgen!"

Gesagt, gethan; Backer erhielt keinen Tropfen zu trinken und kam, mit vielen Packeten beladen, nur noch mit knapper Noth in's Coupé, als der Zug nach einer Stunde abging. Hungrig, durstig und müde eine lange Nachtreise anzutreten, gehörte leider nicht zu den Dingen, die unseres gemächlichen Freundes Laune sehr verbesserten. Mamsell schien nichts

von seiner Verstimmung zu bemerken, sie war immer am bedachtesten, wo es am meisten zu thun und zu denken gab.

Herrn Backer's Haus war als Lohn aller Anstrengungen nach Ablauf der vorbestimmten drei Monate ein wahres Dorfwunder von Sauberkeit und Nettigkeit der Einrichtung; der Garten hatte eine neue Mauer, neue Beete, Wege und einen kleinen künstlichen Berg erhalten und Herrn Backer's Hochzeit war mit Sang und Klang gefeiert worden. Mamsell hatte sein und ihr Schicksal wie ein Stück Garn von der Spule gehaspelt und schaute mit befriedigter Ordnungsliebe auf ihr Werk. Nur in einem Punkte hatte sich unser junges altes Ehepaar verrechnet, so verständig dasselbe vorgesehen und vorgesorgt zu haben glaubte. Sie erwarteten, „unser Kind" sei ein kleines Schulmädchen; als aber Laurence wirklich ankam, da war sie eine stattliche Dame über Mittelgröße mit vielen krausen blonden Haaren, rosigen Wangen und den großen Augen ihrer Mutter, aber nicht scheu und ängstlich wie Zoë's Augen, sondern keck und muthig. Sie war keine arme Bonne, sondern das verzogene Kind des Wohlstandes. Einen kurzen Augenblick zitterte Mamsell, oder richtiger Frau Backer, beim Anblick ihrer Stieftochter: sie fühlte, daß zwei tüchtige Frauennaturen sich hier begegneten; aber auch nur einen Augenblick zitterte sie, dann sagte sie sich mit einem grenzenlosen, nie geahnten Stolze: „Ich bin ihre Mutter!" Alle durch ein langes ernstes Leben aufgespeicherte Zärtlichkeit thaute in ihrem Herzen für dies Kind auf. Laurence war ein gutmüthiges, ungebundenes Wesen, ihre Eltern kamen ihr uralt vor und, an die Eigenheiten der verstorbenen Großtante gewöhnt, fielen ihr diejenigen der Eltern nicht sonderlich auf. Alles ging trotz des Rechnungsfehlers so außerordentlich gut, daß das Backer'sche Ehepaar im Stillen weiter rechnete und zwar auf eine recht gute Partie für das Kind. Auf dem herannahenden Vogelschießen sollte Laurence die Bekanntschaft der deutschen Geselligkeit machen und Herr Backer eröffnete ihr die goldensten Aussichten auf ein Fest, das einst Mademoiselle Piccard entzückend gefunden hatte

Aus den Augen des jungen Mädchens leuchtete frohe Lebenslust, als sie hinter ihren Eltern das bereits gefüllte Honoratiorenzelt betrat; sie verneigte sich hierhin und dahin, aber ein Ausdruck der Enttäuschung lag auf den beweglichen Mienen, als sie die Versammlung auch ihrerseits gemustert hatte. Die Familie Backer fand mit einiger Mühe Stühle und Frau Backer begann Kaffee einzuschenken.

„Da sind wir nun, mein Kind", sprach der Einnehmer vergnügt; „das wird aber 'mal ein heiterer Tag heute!"

„Mon Dieu, Papa, sind hier alle Leute alt?" flüsterte Laurence.

„Alle alt?" staunte Backer, „Herr Peters ist eben dreißig, Fräulein Maus kaum Mitte der Zwanziger und Aennchen Trampler erst neunzehn — sieh dort, die im braunen Wollkleide mit dem röthlichen Haare!"

„Diese Leute scheinen alle sehr traurig zu sein!" meinte wieder

Laurence und strich über die Falten ihres widerspenstigen rosa Jaconnetkleides.

„Traurig? keineswegs, aber man kann doch nicht immer lachen und singen und springen, wenn man lustig ist — nachher kommen auch die jungen Leute vom Schießen, da wirst Du sehen, wie sich der König eine Königin wählt; Deiner Mutter gefiel das sehr gut!"

Die junge Dame seufzte und wurde blasser und schweigsamer, jemehr durcheinander geredet wurde. Sie hatte wol auch ihre Eltern sehr ernst und gleichmüthig gefunden, aber diesen Umstand mit dem hohen Alter derselben entschuldigt; plötzlich stand sie der feierlichen norddeutschen Schwerfälligkeit wie vereinsamt gegenüber, ohne zu verstehen, welch' ein Schatz von Biederkeit unter diesem Deckstein geborgen ist — sie ängstigte sich und ein Bewußtsein sehnenden Heimwehs nach ihren leichtfüßigen, beweglichen Gespielinnen „daheim in der Schweiz" kam über sie. Herr Peters versäumte nicht, dem hübschen und reichen Mädchen seine Huldigungen darzubringen, er hatte ein Eisengeschäft und war der Löwe des Ortes.

„Hat man in der Schweiz auch Vogelschießen?"

„O gewiß", entgegnete Laurence in Erinnerung aufleuchtend; „wenn Sie Französisch verstehen, werde ich Ihnen davon erzählen!"

„Französisch — nein, das wird hier nicht gefordert!"

„Herr Peters", rief ein junger hereinstürzender Bierbrauer, „Ihr Gast hat eben den Königsschuß gethan!"

„Himmelsacrament, jetzt schon den Königsschuß?"

„Wer ist denn Ihr Gast?" fragten Alle zugleich.

„Er ist Reisender für eine nordamerikanische Maschinenfabrik, ein blutjunges Bürschchen!"

„Ausländer können hier nicht Schützenkönig werden!" brüllte der Thierarzt.

„Er ist ein Deutscher!" meinte Peters kleinlaut; „sehen Sie, wenn man Pech hat, Fräulein Backer, ich hoffte Sie zu meiner Königin zu machen!"

„Man hole ihn und frage ihn, woher er ist? Ausländer zählen nicht mit!" überbrüllte der Thierarzt alles Geschrei und Gerede.

Laurence warf dem Thierarzt einen beinah drohenden Blick zu und ergriff heimlich Partei für Denjenigen, der, gleich ihr, fremd und ausländisch war.

„Er wirft Geld unter die Leute", berichtete Herr Backer vom Eingang des Zeltes aus, „sie hängen ihm die Ehrenkette um, rufen Vivat und tragen ihn auf den Schultern hierher! Nein, hören Sie, so was lebt nicht seit die Welt steht!"

Man spürte das Nahen einer Menschenmasse, die Stillen im Zelte wurden lebendig und stiegen auf Stühle und Tische, um den neuen König zu sehen. Laurence stand zufällig dem Eingang gegenüber und gewahrte wie zwei stämmige Burschen einen jungen Mann daher trugen, welcher so lachend und sicher auf den Schultern seiner Träger saß, als

könnte es keinen angenehmern Sitz geben. Die ganze elastische und doch kräftige Erscheinung des Fremden, seine im Winde spielenden Haare, seine leuchtenden Augen, gaben sich als die Verkörperung frohmüthiger Jugend; dazu hielt er in der Rechten einen gefüllten Pocal, den er mit dem Ausrufe: „Es leben die braven Emsländer — hoch und dreimal hoch!" an die Lippen führte und leerte. Das Volk draußen schrie: „hoch! hoch!" Die Honoratioren sahen einander schweigend und unsicher, was zu thun sei, an. „Seine Aussprache ist eine fremde!" erklärte der Thierarzt verächtlich.

„Ach was, das entscheidet nicht!" knurrte der Menschenarzt, dessen Geduld doch endlich bei den vorlauten Anmaßungen des Thierarztes riß. Der Letztere aber hatte, wie er wußte, einen Beruf Allen im Orte vorzusprechen, nämlich sein mächtiges, vernichtendes Organ, dessen er sehr gern als „meine bekannte Donnerstimme!" Erwähnung that. Er fand es jetzt gradezu komisch, daß der andere Arzt mit seiner freundlichen, leisen Stimme hier drein reden wollte und drängte sich in's Freie.

„Mein Herr!" donnerte der Thierarzt, „ich kenne Sie zwar nicht, muß Ihnen aber, im Namen des Honoratiorenzeltes, mittheilen, daß wir uns den Teufel darum scheeren, wen das Volk als König anerkennt; dagegen aber besteht das unumstößliche Gesetz, daß nur Inländer, ja nur Kirchspielsgeborene oder Einsässige Schützenkönig werden können!"

Der Fremde sprang auf die Erde, verbeugte sich und erwiederte mit seiner klaren, klingenden Stimme: „Um so besser, Herr Thierarzt, ich bin aus Hüsingen, und Hüsingen ist meines Wissens eine Filiale der hiesigen Kirche!"

Der Thierarzt riß den Mund auf, jedoch ohne zu donnern, und brachte nur spöttisch hervor: „Na, wer's glaubt; Sie reden verflucht ausländisch!"

„Bestmoder", rief der junge König im reinsten emsländischen Plattdeutsch, „komt issen her un segget de Mannlü un Frolü wel dat ick sünn!"

Wer drängte sich hervor in einem alten Männerwamms und die Pfeife im Munde, das alte runzelige Antlitz voll Freude und Stolz? Die Postillons-Drüke! Sie nahm die Pfeife aus den dünnen Lippen und sagte: „Bei solchem Wetter krähen die Hennen — das ist mein Unglückskind!"

Keine Stimme der Welt hätte einen größern Eindruck machen können, als das Gekrächze der alten Drüke. Die gekränkte Volkspartei umdrängte ihren Candidaten jubelnd von der einen Seite, die Honoratioren, Backer und der Doctor an der Spitze, begrüßten den Wiedergekehrten von der andern. Die Musik tuschte dazwischen aus voller Kraft und der Thierarzt übertönte wieder diese mit: „Bravo, bravo, der Junge kannte mich noch!"

Drüke und ihr Enkel mußten sich mit in's Honoratiorenzelt setzen. Die Alte war ganz still, nur als Frau Backer sie anredete, entgegnete Drüke: „Ja, ja Mamsell, ich darf jetzt keine gottlose Reden mehr führen, nicht mehr fluchen und dem Pfarrer widersprechen — dies ist das letzte Signal und ich bereite mich in Ehren abzufahren!"

Alles kam heran, um den Tobias Spahn seine Schicksale erzählen zu hören, der Thierarzt gebot Stille und die allgemeine Neugier verschaffte ihm Gehorsam. Tobias stellte sich in den Zelteingang und Aller Augen hafteten an seinen Lippen.

„Meine Lebensgeschichte hat einen großen Fehler", begann der Schützenkönig, „sie ist zu kurz. Ich ging mit gar leichtem Gepäck von Hüsingen in die Welt und deshalb bin ich wol so rasch vorwärts gekommen. Einen Paß hatte ich nicht, aber dafür einen Spitznamen, der mir weit besser forthalf. Einen Namen hat Jedermann, man vergißt auch den guten Namen gar leicht; aber der Spitzname, selbst der böse Spitzname macht die Leute aufschaun, das prägt sich ein, weil es so selten vorkommt. Wenn mich Jemand fragte: Wie heißt Du? da war ich gewohnt zu erwiedern: Ich bin das Unglückskind! — So sagte ich auch in Scheveningen einem alten, verdrießlichen Herrn, der gelangweilt in einem Rollstuhl saß, offenbar ein Kranker, wie so viele dort. Wir, meine ungarischen Freunde und ich, boten ihm Mausefallen und Untersetzer für Bügeleisen zum Verkauf, er blickte uns an und fragte: Wie heißt Ihr denn? Rasch entgegnete ich: der da heißt Laczi, der andere Gabor und ich bin das Unglückskind! — Der alte Herr und der Diener hinter seinem Stuhle lächelten und ich mußte dem Erstern von meiner Großmutter erzählen und wie ich Vogelklappern geschnitzt habe und der Jungfer Sabina die Ferkeln in's Bett that, wofür ich eine öffentliche Strafe erleiden sollte und lieber fortlief. Nachdem ich Alles genau erzählt, befahl der mürrische alte Herr, ich solle am nächsten Tage wieder zu ihm kommen, wenn ihn sein Diener an den Strand rolle; ich erwiederte: Ja Herr, wenn Ihr auch finster aussehт, ich fürchte mich gar nicht vor Euch! — Am nächsten Tage waren wol noch acht bis zehn andere Herren bei meinem Gönner, einige gingen an Stöcken und Krücken, andere sahen bleich und hinfällig aus, sie waren alle Curgäste des großen Badeortes. Alle betrachteten mich und lachten, als mein alter Bekannter sagte: „Das ist das Unglückskind." Jeder fragte mich nun aus und ich erzählte sorglos, was ich wußte, endlich sagte der im Rollstuhl: Du bist zu jung, Unglückskind, um so auf der Landstraße zu leben; wir, diese Herren und ich, wollen eine Summe für Deine Erziehung zusammenlegen, ich wohne in Amsterdam und werde sehen, was sich aus Dir machen läßt! — So geschah es. Ich ward in eine Anstalt gegeben, wo alle Knaben alsbald über meine Unwissenheit lachten; sie sahen ebenso auf mich herab, wie ich in der Schule zu Hüsingen wegen meiner Streiche hoch angesehen wurde, das ärgerte mich und ich lernte. Meine Gönner bestimmten mich für das Maschinenfach und als ich Lehrjahre und Examen bestanden hatte, wurde ich einem amerikanischen Hause empfohlen, für welches ich jetzt reise — Sie sehen, ich bin ein glückliches Unglückskind!"

Das Herz der Honoratioren war längst für den jungen Reisenden erweicht, seiner Anerkennung durch alle Schichten des Schützenvolkes stand nichts mehr im Wege und es erübrigte nur noch, daß er sich seine

Königin unter den Mädchen des Ortes erwähle. Tobias blickte im Kreise umher, einen Moment hafteten seine Augen auf der erröthenden Laurence, dann trat er vor Frau Backer und sprach: „Mamsell Holter, von Kindheit an schienen Sie mir die würdigste Dame die existiren kann; als ich jetzt, ein Mann, meine Mutter wiedersah, erfuhr ich von ihr, was die Meinen Ihnen Alles danken — wollen sie meine Königin sein und es versuchen dem wilden Burschen seine unbändige Natur auszutreiben?“ Er küßte die großen Hände der guten Dame mit Ehrfurcht und sie, die unerschüttert ihr ganzes Leben und Lieben getragen, konnte jetzt auf dem Vogelschießen zwei langsam herniederollende Thränen nicht zurückhalten.

„O“, sagte sie, den Blick nach Oben gerichtet, „so hat es doch seinen Segen, daß ich der Kläre ihre Natur austrieb, sie hat auf ihren Sohn einen gesetzten und dankbaren Sinn vererbt — aber, Tobias — ich sage Du zu Dir! — Tobias, Deine Königin kann ich doch nicht sein, denn ich bin nicht mehr Mamsell Holter, sondern Frau Steuereinnehmer Backer. Indeß, ich habe eine Tochter und sie mag mich vertreten. Laurence, dies ist Tobias Spahn, der mich ehren will!“

Daß Frau Backer Tobias duzte, war für die anwesende Gesellschaft Das, was am Hofe ein Adelsbrief ist; es konnte Niemand mehr etwas gegen ihn einzuwenden haben. Die jungen Damen bekränzten die Königin und der König gab ihr den Arm um, Musik an der Spitze, Freudenschüsse von allen Seiten, einen Rundgang in seinem neuen Staate mit ihr anzutreten. Zum ersten Mal konnte das junge Paar allein sprechen.

„Es thut mir wirklich leid“, begann Laurence aufgeregt und das ihr so viel geläufigere Französisch redend, „es thut mir wirklich leid, daß die Mama mich Ihnen so contre coeur aufdrängte!“

Tobias blickte sie überrascht an und entgegnete: „Sie schließen auf mich, nach Ihrem Gefühl contre coeur an der Seite eines Landläufers durch die Straßen gehen zu müssen; ich weiß durch Herrn Peters, daß Sie eine Erbin sind und Ansprüche machen können. Aber seien Sie überzeugt, daß ich den glücklichen Zufall nicht mißbrauchen werde, der mir erlaubt, neben Ihnen einherzuschreiten. Niemals würde ich darnach gestrebt haben, hier eine solche Rolle zu spielen; doch es geschieht meiner Großmutter, der alten Postillons-Drüke zu Liebe.“

„Nun, wenn es ihr zu Liebe geschieht, so kann's mir auch recht sein“, warf Laurence hin, „ich werde gewiß Niemandes Freude stören, Monsieur Spahn!“

„Ich danke Ihnen im Namen meiner Großmutter!“ sagte Tobias kühl, und dann grüßten sie nach allen Seiten, nur um einander nicht anzusehen. Laurence begriff nicht, wie man so gut Französisch reden und dabei so unhöflich sein könne als ihr König. Tobias fand den Geldstolz der Erbin nicht überraschend; seine Laufbahn hatte ihn die Macht des Geldes genugsam kennen gelehrt; aber es that ihm leid, daß gerade ein so hübsches, heiteres Mädchen eine so gute Partie sein mußte. Das

Königspaar eröffnete den Ball, dann kamen die Adjutanten mit den Ehrendamen und darauf die Honoratioren, jeder mit seiner Gattin. Alle tanzten so lange herum als Athem und Füße vorhalten wollten, Alle sahen gelassen und fröhlich aus und alle Damen, bis auf Laurence, trugen dunkle ernste Kleider. Es wurde der jungen Schweizerin ganz bitter um's Herz, als sie ihre alten Eltern vergnüglich und im Schweiße ihres Angesichts, ja mit einem Künstlerstolze tanzen sah, und sie selbst schwebte so freudlos dahin, als wären dies die traurigsten Stunden ihres Lebens. Der Doctor, der ein Auge für Schönheit hatte, stieß seine nach Athem ringende Gemahlin an, zeigte auf Tobias und Laurence und sprach: „Sieh, Lisette, das gäbe ein schönes, gesundes Paar!" Sie nickte nur und fächerte sich mit dem Taschentuche. Frau Backer schüttelte den Arm ihres echauffirten und ganz elektrisirten Gespouses und zischelte: „Du, Heinrich, sieh die beiden Kinder an; das wäre doch fatal, wenn sich da etwas anspänne!"

„Ohne Sorge, Frau", entgegnete der Einnehmer; „meine Selige war ganz anders damals, unser Mädchen sieht ja höchst ernst und gleichgiltig aus!"

„Hm, mir gefällt das nicht; der Postillonsjunge mag hingehen, wo er hingehört!"

Als der Ball zu Ende ging, wandte sich Tobias, der mit allen Anderen so lustig gewesen war, außer mit seiner Dame, an diese und sprach: „Sie haben nun gesehen, Mademoiselle, daß ich wirklich ein Unglückskind bin; aber seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Wege nicht wieder kreuzen werde, um sie ungestört den heutigen Tag vergessen zu lassen!"

Laurence wechselte die Farbe. — „Denken Sie nicht daran; es ist mir ganz einerlei, ob Sie bleiben oder gehen!"

Tobias dankte der Gesellschaft für alle Freundlichkeit, beklagte, daß er die Heimat schon morgen in der Frühe verlassen müsse und hoffte über's Jahr seine Würde persönlich in die Hände seiner Mitbürger niederlegen zu können. Die bekannte Donnerstimme rief: „Hurrah!" und sang dann indiscreter Weise:

„Ueber's Jahr da ist mein' Zeit vorbei,
Da g'hör i Dein und mein,
Wenn i komm', wenn i komm' wenn i wiederum komm
Da soll die Hochzeit sein!"

Tobias führte die bleich gewordene Laurence ihren Eltern zu: „All' mein Ringen und Mühen, Hoffen und Verlangen ging dahin, in meiner Heimat als achtungswerther Mann genannt zu werden — ich hoffe, Sie gedenken meiner so!" Seine Stimme zitterte und auf Frau Backer's schwarzem Handschuh — sie trug immer Herrenhandschuh — lag ein heller warmer Tropfen, eine Thräne — der Schützenkönig war im Herrenzimmer verschwunden und am nächsten Morgen abgereist.

Laurence wurde, zur Freude ihrer Eltern, eben so gesetzt und zurückhaltend, als die anderen Mädchen des Ortes. Der Schützenball war ihr

nicht gut bekommen, sie sah manchmal recht blaß aus. Der Arzt rieth Haferschleim und Bewegung an. Das junge Mädchen wählte sich eine Freundin, ein älteres, einfaches Frauenzimmer, die Tochter des Geometers in Hüsingen, und besuchte dieselbe häufig an den schönen Herbsttagen, welche jetzt eintraten. Wenn ihre Freundin beschäftigt war — und wann wäre sie das nicht gewesen? — ging Laurence in die Pfarre. Sie küßte dem Pastor ehrfürchtig die Hand, schenkte der alten Sabina ein hübsches Heiligenbild oder eine Tafel Chocolade und huschte dann durch den Pfarrgarten auf die Wiese, wo Drüke die Kühe des Pfarrers hütete. Drüke erhielt ein Paar neue Strümpfe oder eine Mütze und ein Päckchen Tabak, den sie gemüthlich rauchte, während die Erbin, mit einem großen Stocke bewaffnet, neben dem Weißkohlfelde stand, das zu besuchen die Kühe eine besondere Neigung zeigten. Dann saßen sie, die beiden Hirten, unter den Erlensträuchen nieder und Drüke erzählte von ihrem Unglückskinde und lehrte Laurence Lieder, alte, alte Lieder, von dem falschen Verläumder und:

„Wenn das Stroh in Flammen steht
Und der Schnee dazwischen weht,
Wie bald ist das verbrennt.
So ist es mit der Liebe,
Wie bald hat die ein End'!"

Das war Laurence's Lieblingslied. Drüke glaubte, ihr Enkel müsse auf der See sein; Geld, viel Geld hatte er für sie dagelassen und sie hatte ihm das Goldstück und die Klappermühle geschenkt. Das Kühehüten that Drüke zum Zeitvertreib.

Als eines Tags Laurence wieder schüchtern und eilig, wie dies ihre Art, auf der Wiese erschien, und sofort entdeckte, daß die Bleßkuh, welche die unartigste war, mit der Schnauze einen Kohlkopf beschnüffelte und schleunigst verjagt werden mußte — da gewahrte sie, zur Drüke zurückkehrend, daß diese nicht allein war, neben ihr lehnte ihr Enkel an einer Pappel. Laurence wollte fliehen, aber Tobias erreichte sie noch rechtzeitig und hielt ihre zitternde Hand in der seinen. „Laurence!" flüsterte Tobias.

„O können Sie mir verzeihen", schluchzte Laurence, „daß ich Ihnen den schönsten Tag Ihres Lebens verdarb, daß ich so lieblos schien, wo Alles Ihnen gut war? Ach, ich habe seitdem keine ruhige Stunde mehr gehabt und hätte mich selbst hassen mögen!" „Weil Sie mich nicht haßten?"

Laurence nickte mit dem Kopfe. Plötzlich sang die alte Drüke:

„Zehn tausend Ducaten, ist das kein schön's Geld,
Mein Schatz ist mir lieber als halber die Welt."

Die beiden jungen Leute errötheten und Tobias fragte: „Hat Bestmutter Recht?"

„Ja!" sagte Laurence verschämt und er zog sie in seine Arme.

Die bekannte Donnerstimme wieherte vor Lachen, als die Verlobungskarten des Enkels der alten Drüke und der Backer'schen Erbin umhergeschickt wurden, und brüllte dann: „Hab' ich's nicht gesagt? — und das will nun ein Unglückskind sein!"

Ein Begegnen mit Delescluze.

Es war in den letzten bangen Julitagen von 1870, wo auf ganz Europa der Alpdruck der kommenden Ereignisse lastete, die schon im voraus ihre schwarzen blutigen Nebelschatten über alle Geister warfen, als ich mit einem antwerpener Kaufmann, Belgier, aber deutscher Abstammung, bei einem gemeinschaftlichen Freunde, einem ehemaligen Mitglied der republikanischen Legislative von 1848, das Mittagsbrod in Brüssel einnahm, und dort Herrn Delescluze kennen lernte.

Delescluze war bereits seit einigen Wochen in Brüssel. Die imperialistische Justiz hatte ihn Preßvergehen halber zum Maximum einer dreijährigen Freiheitsstrafe verurtheilt, um so der Regierung zu gestatten, den ergrauten Freiheitskämpfer, statt in Mazas, in einem Zuchthause einzusperren, mit der gewissen Aussicht, daß diesmal der jetzt zum Greis gewordene Mann, den weder Belle Isle nach Cayenne tödten oder beugen konnte, in wüster verbrecherischer Umgebung endlich den materiellen und noch mehr den moralischen Leiden und Entbehrungen erliegen würde.

Schon war der Befehl ergangen, ihn abzuführen, da gelang es Delescluze, zeitig benachrichtigt, verkleidet Paris zu verlassen; er miethete in Brüssel eine bescheidene Wohnung, Rue des Fripiers. Von dort aus fuhr er fort, sein Blatt, den Reveil, zu dirigiren, und mit den wuchtigen Leitartikeln zu versehen, die wie die Bomben in den Tuilerienpalast einschlugen.

Delescluze war übrigens kein Fremder in des Sinnes vollster Bedeutung in Belgien. Vor Olims Zeiten hatte er in Charleroi als Journalist debütirt, und mehrere Jahre im Lande verlebt. Mit dem erstaunlichen Gedächtniß, das ihm eigen war, erinnerte er sich nicht nur aller Parteiverhältnisse, sondern selbst der geringsten Persönlichkeit. Allerdings war er in Belgien keine persona gratissima; man sah noch immer in ihm den Anstifter des 1848er Putsches von Risquons-Tout, wo ein Häuflein zusammengewürfelter Abenteurer zur gewaltsamen Annexion Belgiens ausgezogen, aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden waren.

Delescluze war zur Zeit Commissair der Republik in Lille und man behauptete er hätte dem wüsten Haufen Waffen geliefert, was er indessen jeder Zeit entschieden in Abrede stellte — und sein Wort zog Niemand, wer ihn auch nur flüchtig kannte, in Zweifel. Es war das eines Ehrenmannes vom Scheitel bis zur Sohle.

Ich brauche nur die Augen zu schließen, und ich sehe ihn vor mir — und höre ihn sprechen.

Beim ersten Blicke erschien er, was er auch damals war, der Typus des strengen Republikaners.

Es war der Mann, von dem der Outlaw des 2. December, den er al- die böse Pest haßte, sagte: „es sei der einzige pariser Journalist, welcher jeder Corruption unzugänglich.“

Wie alle Jakobiner, schwärmte Delescluze für Frankreichs Einheit und Stärke, was ihm zur Epoche, als ich ihn kennen lernte, in die sonderbarsten Widersprüche mit seiner sonstigen Weltanschauung verwickelte.

Er disputirte gern und mit einem wahren Jugendfeuer. Gerade die physische und geistige Beweglichkeit, die Elasticität des Jünglings bei grauem Haar frappirte am meisten bei Delescluze, dessen schmächtige, fast unansehnliche Statur und eine in den Linien durchaus nicht edle Physignomie eher abstieß als anzog.

Erst wenn die immer stetig glimmende Flamme hell aufloderte, enthüllte sich der Tribun; das Auge leuchtete und funkelte unheimlich, fast tückisch, die Nasenflügel erweiterten sich, und sein gelber, galligter Teint spielte in's Grünliche.

Die Galle dominirte bei ihm, man halte mir dieses pathologische Detail zu Gute; denn in demselben liegt vielleicht der Schlüssel zu seinem tragischen Ende. Wer ihn je gehört, nur gelesen, muß sich immer und wieder fragen, wie der Mann, dessen Sprache bald wie die feurige Lava dahin brauste, bald kalt, hart, versteint wie kalte Lava, mit der unerbittlichen Logik des Republikaners und des Menschen, dessen ganzes Leben ein langes Martyrthum für die Freiheit war, Gegner und Freunde richtete und verdammte, in die Commune eintreten und darin ausharren konnte.

Gleich Ledru Rollin, früher sein Freund und Abgott, der die Socialisten haßte und fürchtete, war auch Delescluze damals noch entschiedener Gegner der Internationale.

Lissagaray, der zur selben Epoche, hier, ebenfalls als Flüchtling um derselben Ursachen halber wie er, weilte, und der hier der Internationale sich affiliirt hatte und nur gar zu gern Delescluze mit sich hinüberziehen wollte, mußte deshalb manche derbe Wahrheit von ihm hören.

An dem beregten Tage hatten wir uns noch nicht zu Tische gesetzt, als die Kriegsfrage bereits der Gegenstand einer lebhaften Discussion war.

Delescluze war Gegner des Krieges, wenigstens gab er sich als solchen. Aber kaum war das Gespräch im Fluß, so überzeugte man sich bald, daß er ihn nicht so kräftig haßte, wie er vielleicht selbst glaubte.

Und das sollte ein Wort, das ich in die Debatte warf, bald auf's Schlagendste darthun. Nachdem Delescluze und unser Wirth in ihrem naiven Chauvinismus auch die Möglichkeit einer Niederlage der Franzosen bekämpft, bemerkte ich, daß diese Siegesgewißheit bald vor der Sturzlawine schwinden würde, womit das gesammte geeinte Deutschland sich über Frankreich herstürzen würde. Die Chancen seien durchaus nicht gleich. Hier die Armee, die große Armee ad libitum eines ehrgeizigen, verbrecherischen Eroberers, der als wagehalsiger verzweifelter Spieler nicht nur sein Schicksal, sondern das der ganzen Nation auf eine Karte setzt; dort ein gewaltiges Volk in Waffen, das schweigend, entschlossen, mit dem Gefühl, daß es siegen muß, weil für ihn der Kampf nur ein rein nationaler und berechtigter, Werkstätten und Comtoirs, Hütten und Paläste verläßt und zur Grenze marschirt ...

Delescluze sprang bei diesen Worten wie von der Tarantel gestochen auf und schrie mit funkelndem Blick und geballter Faust:

„Das wird sich zeigen! Man wird sich schlagen ... Wir werden uns schlagen ...“

„Sie wollen sich schlagen, und für wen? Wollen Sie etwa dem Thron Napoleon's eine neue Stütze zimmern helfen?“

Ein unheimliches blasses Lächeln kräuselte seine dünnen Lippen ...

„Er? Man wird schon Mittel und Wege finden, sich seiner bei der ersten Gelegenheit zu erledigen. Und dann werden wir sehen, wer siegt: die Republik oder der König von Preußen!"

Die Discussion wurde nach diesem Zwischenfall wieder aufgenommen. Wir waren zwei Deutsche gegen zwei Franzosen. Der antwerpener Negociant kam gerade von Deutschland zurück und bestätigte durch Mittheilung schlagender Thatsachen, welche Stimmung dort herrsche, und mit welcher ernsten, imposanten Ruhe Deutschlands Heersäulen gen Frankreich hinzögen.

Delescluze, der wol wußte, daß in unseren Worten auch nicht die Spur von Chauvinismus, war betroffen, bestürzt; Alles, was er über die Einheit des deutschen Gefühls hörte, das sich in Hannover wie in Frankfurt, in Württemberg wie in dem katholischen Bayern bethätigte, machte ihn stutzig; er wurde nachdenklich, aufgeregt, und kam, ohne daß Einer von uns auch nur indirect auf den Fall hingewiesen, auf die Möglichkeit eines dritten Einzugs der Deutschen in Paris zu sprechen.

„Das sollte, das dürfte, das könnte nicht sein", meinte er. „Die Deutschen selbst sollten dies nicht erlauben, Angesichts Dessen, was Paris für die Sache der Menschheit gethan und Jederzeit zu thun bereit sei."

In wirklich überraschender herrlicher Weise, bald drohend, bald rührend, sprach Delescluze dann von Paris, das nie, selbst unter der eisernen Faust des Cäsarismus, dazu gebracht hätte werden können, den Nacken unters Joch zu beugen. Und so rollte er dann, in geflügelten Worten, bald mit leuchtenden, bald mit umflorten Blicken, die Geschichtsblätter Frankreichs und speciell die von Paris auf. Der in inbrünstiger Liebesgluth schwärmende Jüngling hatte nie in seinem Herzen mehr Nachsicht und Bewunderung für die Fehler und Schwächen seiner Geliebten, und mehr hinreißende Beredtsamkeit in der Lobsprechung ihrer Schönheit und ihrer Tugenden gefunden, als Delescluze, wie er gleichzeitig Schonung und Bewunderung für Paris erheischte.

Es wäre mir unmöglich, diese meisterhafte Improvisation hier in Worten wiederzugeben; ich weiß nur, daß, als später, mehrere Monate nachher, Victor Hugo den bekannten Brief in seiner überschwänglichen Form und seinem Ideenlabyrinth schrieb, er mir als eine schlechte Copie der Delescluze'schen Worte vorkam.

Wir waren erschüttert. Unser Gastgeber fiel Delescluze um den Hals und weinte . . . weinte wie ein Kind.

Immer und wieder muß ich an diesen Juliabend vor einem Jahre denken — —

Und dieser Delescluze, derselbe Mann, der mit Leib und Seele an Paris hing, der nicht nur als Politiker, sondern als Poet und Künstler es begeistert vergötterte, schrieb acht Monate nachher ungefähr an Thiers: wenn er seine Armee nicht zurückziehe, so würde er Paris verbrennen.

Wie eine solche Wandelung möglich, wird jederzeit ein physiologisches und psychologisches Räthsel bleiben. Je länger ich darüber nachdenke und mich so manches jener Gespräche zu erinnern suche, so finde ich nur eine Erklärung: es war der Haß gegen die Männer des 4. September, welche er schon damals der Schwäche und des Verraths an der Sache der Republik bezichtigte, es war jener während und nach der Belagerung von Paris zum Paroxismus gesteigerte, grollende, tödtliche Haß, der ihn in den Rachen der Commune trieb — aus welchem keine Rückkehr möglich.



Gez. von Grögler

Gest. von Ruff.

Der Wirth ist eingeschlafen.

Was aber die ihm zugeschriebenen Einäscherungsbefehle und endlich das oben erwähnte mordbrennerische Billet an Thiers betrifft, so bezweifelte ich stets deren Echtheit.

Wäre es nicht möglich, daß man mit seinem Namen Mißbrauch getrieben? Eine Fälschung war ja reines Kinderspiel für Leute wie Vermorel, Raoul Rigault und die übrigen Mordbrenner.

Meine Zweifel sind heute fast zur Gewißheit geworden.

Ein belgischer Publicist, der den ganzen Schauerepilog des französisch-deutschen Kriegs mitgemacht, erzählte in folgender Weise das Ende des Kriegsministers der Commune:

Als Delescluze die Vorbereitungen zur Einäscherung von Paris sah, rief er seinen Collegen zu: „Ihr seid Elende, Ihr verderbt uns und die Republik."

Sprachs, nahm seinen Stock, und ging zur ersten besten Barrikade, wo er ruhig — die Kugel abwartete, welche ihn zu Boden streckte.

Max Sulzberger.

Der Wirth ist eingeschlafen.

Jetzt schwingen wir den Hut!
Kamrad, es war doch gut,
Daß wir zusammentrafen;
Wir haben gütlich uns gethan
Und zieh'n jetzt weiter unsre Bahn —
Der Wirth ist eingeschlafen!

Die Tafel an der Wand —
Da steh'n von seiner Hand
Verzeichnet unsre Strafen;
Die Zeche macht uns keine Qual,
Die blechen wir ein ander Mal,
Der Wirth ist eingeschlafen!

Die Rechnung ohne Wirth
Gemacht, das heißt: geirrt.
Wir zechten wie die Grafen;
Die Rechnung hat er wohl gemacht,
Doch hält er gar zu schlechte Wacht —
Der Wirth ist eingeschlafen.

Fort aus den Augen mir,
Da ihn sein eig'nes Bier
Gemacht zum Knecht und Sklaven!
Wir zahlen nicht ein einz'ges Maß;
Das geht uns über allen Spaß:
Der Wirth ist eingeschlafen.

H. G.

Sommer an der Saar.

„Pfingsten war, das Fest der Freude, das da feiern Wald und Haide" — Pfingsten im Jahre 1870. Der Naturforscherverein für Rheinland und Westfalen hatte seine Wanderversammlung nach der südwestlichsten Ecke des deutschen Vaterlandes, nach Saarbrücken, ausgeschrieben. Jeder Zug brachte naturkundige Gäste; vor Allen waren Diejenigen stark vertreten, welche den Geheimnissen und dem Werdeproceß der alten Mutter Erde nachspüren — die ihr Alter zu bestimmen wissen wie das Alter eines Baumes nach den Ringen und Schichten, die Geologen, die Steinkundigen; sowie die, welche die Schätze der Erde aufzuthun gelernt haben und aus Schachten und Gängen dieselben an's Licht des Tages fördern, die Bergkundigen. Denn das Land an der Saar birgt unter der Decke seiner Wiesen und Wälder den schwarzen Demant, den wichtigsten Schatz, welchen die schaffende Natur seit Jahrtausenden ruhig in ihren Schatzkammern unserm Geschlecht aufbewahrte, die Steinkohle.

Kein Wunder also, wenn das Hauptinteresse der Naturkundigen diesem dunklen Schatze zugewendet war, und das Bergamt sich als Hauptgastgeber verpflichtet fühlte. So war denn auf Mittwoch nach Pfingsten ein Wald- und Bergfest anberaumt worden in der Nähe der Gruben Louisenthal, im Hochwalde, der im frühlingsgrünen Schmuck des jungen Laubes, im vergoldenden Scheine der Junisonne prangte.

Es waren einige Hundert der Festtheilnehmer, Auswärtige und Einheimische, Allen voran die Matadore im Reiche der Bergwissenschaft, die edlen Veteranen und Feldmarschälle der Wissenschaft, der alte Geheimrath von Dechend und der alte Nöggerath, der Sohn des Rheinlandes, von dem es heißen dürfte, wie Arndt vom alten Blücher gesungen: „es blühet sein Alter wie greisender Wein" — Arndt, der selbst zu diesen lebensvollen Greisen gehörte, der Jahre, viele Jahre lang in Bonn, am Rhein und Siebengebirge des alten Nöggerath Mitbürger und College gewesen.

Der Wald rauschte und grünte um die Tische, an welchen die Gäste des Bergamtes saßen; die Musiken der Gruben spielten patriotische Lieder, „Was ist des Deutschen Vaterland? ist es vielleicht? — —" Das fragte man noch um Pfingsten 1870.

Die jüngeren Bergknappen versahen Aufwartedienst und reichlich floß das edle Gewächs des Rheines und der Mosel, die Zungen lösend zur gemeinsamen Unterhaltung und zu bedeutenden Reden, ernst und heiter; so sprachen Dechend, Nöggerath und Andere, Bezug nehmend auf das Fest, auf ihr Streben und Erringen. Frohsinn und Heiterkeit, Musik und Becherklang tönten durch den Wald, und in Sonnenschein und Frühlingsluft blähte sich die Fahne des norddeutschen Bundes.

Da stand einer der Gäste auf, ein Mann, der aus dem überrheinischen

Süden, aus Baden gekommen war; er hob sein Glas und dankte den Festgebern vorerst, pries die Einheit im Reiche der Wissenschaft und der Wissenden, aber dann gedachte er des Landes, von welchem das Lied fragt, wo es sei? — des deutschen Vaterlandes, das die Mainlinie trennte, und begeistert rief er es hinaus, indem er auf die Fahne zu seinen Häupten deutete: „Daß diese Fahne es sein möge, unter deren Wallen das ganze Deutschland, nicht Nord, nicht Süd' mehr, nur das ganze Deutschland sich vereinigen möge, um den unruhigen, französischen Nachbarn, dessen gierige Blicke lüstern nach den Schätzen der Saar, nach dem Rheinland schauten, in seine alten Grenzen zurückzuwerfen. Unter dieser Fahne wollen wir dann uns schaaren!"

Ein brausender Beifall folgte den Worten und der alte, aber jung fühlende, der sechsundachtzigjährige Nöggerath umarmte den Süddeutschen, der selbst kein Jüngling mehr war, denn das Haar, das um seine Schläfen spielte, war weiß. Er war in der Ständekammer seiner engern Heimat Alterspräsident gewesen; aber hier dieser Fahne, diesen Hoffnungen gegenüber, fühlte er sich jung.

Das Fest im Walde von Louisenthal ließ einen schönen Nachklang zurück und manche der Gäste blieben länger als vorher ihre Absicht gewesen. Auch der Badenser blieb, hatte ihn ja doch nicht die Versammlung des naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen allein an die Saar geführt; er war auch gekommen, um dort Tochter, Schwiegersohn und Enkel zu besuchen.

Saarbrücken lehnt sich an mäßige Hügel, theilweise noch daran aufsteigend, hart hinter diesen lag die französische Grenze. Diese Hügel sind mit Gärten terrassenförmig bedeckt, nur der eine der Hügel, lang sich dehnend, hat sein breites Plateau noch geebnet zum Exercierplatz für die Ulanen hergeben müssen, Pappeln stehen ringsum und die letzten Häuser Saarbrückens grenzen daran. Nahe dabei über einem andern im Schmucke der Gärten blühenden Hügel, aus welchen Schweizerhäuschen, Gloriettes und Lauben blicken, liegt ein anderer, auf dessen Höhe ein luftiger Schuppen aufgeschlagen ist, zu den Wirthschaftsräumen der Löwenburg gehörend. „Die Löwenburg" — das ist der imposante Name für eine äußerst bescheidene Sommerwirthschaft, in der man nicht viel mehr erwarten kann als gegen Geld: Bier und sauren Landwein, Brod und Käse; aber umsonst: die frische Luft und einen freundlichen Ausblick über das gewerbreiche, grüne Thal der Saar und linker Hand in die Lothringer Berge hat, an welchen hin die alte Kaiserstraße nach Paris führt.

Da hinauf waren den Tag nach dem Bergfeste der Süddeutsche mit Tochter und Enkelin gestiegen. Die Sonne schien klar am wolkenlosen Himmel, aber der Wind, der von Osten herwehte, brachte einen schärfern Hauch als ihn sonst die Nelken und Rosen gewohnt sind, die in den Gärten und auch da oben auf der Löwenburg blühen. Es war Niemand hier oben; die Drei waren die einzigen Gäste. Das Kind lief umher und suchte wildwachsende Blumen, der alte Mann und die Frau lehnten an dem rauhen Holzgeländer des Schuppens und blickten hinüber auf die Lothringer Berge.

„Das ist Forbach", sagte die Frau, „der einzeln stehende Berg macht sich gut und giebt der Landschaft ein eigenartiges Gepräge; hier das große Werk mit den vielen Kaminen das ist Styring, es gehört einem reichen Hüttenbesitzer, einem Herrn de Wendel in Paris."

„Das ist schon französisches Gebiet?"

Ja“, antwortete die Frau; „siehst Du da unten das weiße Haus mit dem Schlagbaum davor? Das ist das Zollhaus Folsterhöhe, hier ist die Grenze.“

„Wo?“ fragte das kleine Mädchen, das mit einer Schürze voll Blumen herbeigelaufen war, sich auf die Zehen stellend. Ihre Mutter deutete mit dem Finger hin, „dort am Spicherer Berg, siehst Du nicht?“

Der alte Mann und das Kind folgten der Richtung des Fingers nach dem bezeichneten Berge, der, der höchste der Umgegend, die Aussicht von der Seite schloß. Aber da das Kind die Grenze nicht wahrnehmen konnte und nur einen ziemlich steilen, oft gesehenen Berg vor sich sah, welcher theilweise mit Ackerland, theilweise mit Wald bestanden, zumeist jedoch Steingerölle und nackt liegende Felsrippen zeigte, so wandte es enttäuscht den Kopf und lief wieder nach seinen Blumen.

Vom Spicherer Berge her klangen Glockentöne, melodisch, aber anders als man es in Deutschland hört; denn die Glocke wurde mit Hämmern geschlagen, es war nicht dieser schwingende Glockenton unsrer Kirchen, man läutete in Spicheren die Vesper.

„Ihr habt Frankreich nahe“, sprach der Mann, den Hut lüftend, als sei es ihm plötzlich heiß geworden.

„Ja, sehr nahe“, sprach die Frau in gleichgiltigem Tone; aber dann setzte sie lebhafter hinzu: „Sage mir um Gotteswillen, lieber Vater, wie kamst Du auf den seltsamen Gedanken, gestern in Deiner Rede, von welcher mein Mann mir erzählte, auf einen Krieg mit Frankreich anzuspielen? — Jetzt, gerade jetzt, wo das französische Ministerium mit den Reformen im Innern beschäftigt und Frankreich in Sorge wegen der Ernte ist; denn die Dürre ist groß, wir hatten seit März keinen Tropfen Regen.“

Der alte Mann zuckte die Achseln. „Du fragst wie ich dazu komme? Du weißt, ich halte mit Vielen den Zusammenstoß zwischen Deutschland und Frankreich unvermeidlich, leider unvermeidlich. Frankreich will seinen Degen mit dem unsern am Rheine messen, wie es in ihrer rhetorischen Phrase lautet, und dann — —“

Die Frau unterbrach ihn lebhaft. „Nein, nein!“ rief sie, „ich glaube nicht daran; Frankreich bedarf zu sehr des Friedens, es hat sich zu sehr in die Genüsse desselben hineingelebt.“

„Du glaubst, was Du wünschest“, antwortete ihr Vater; „aber ich, ich glaube nicht nur an den Krieg, ich glaube ihn in nächster Nähe. Es liegt mir in der Luft wie die bleierne Schwüle vor dem Gewitter, und ich bin überzeugt, daß Frankreich und seine Leiter mit Ungeduld auf den ersten Vorwand, sei er auch noch so nichtig, warten, um den Krieg zu erklären. Die Wolke hängt über uns und ich fürchte wir haben nicht mehr viele Tage des Friedens. In ihrem frivolen Leichtsinn reden ihre Zeitungen stets von dem großen Duell, als ob der Krieg nach den Regeln der Fechtschule abgethan werden könnte, während die Zuschauer applaudiren. — Wenn es zum Kriege kommt, und ich sage Dir nochmals, ich halte ihn nahe, dann wird es einen Krieg geben bis auf's Messer, ein riesenhaftes Ringen zwischen den Nationen — einen Volkskrieg, wie die entsetzte Welt noch keinen wird gesehen haben. — Dann, wenn der Tag der Entscheidung kommt, dann gebe es Gott nur, daß unsere Fürsten der Stimme des Volkes folgen; — denn diese wird Einheit fordern.“

Die Frau war nachdenklich geworden; ein Seufzer entrang sich ihrer

Brust, sie sah rechts hinab zu dem fleißigen Thale, durch das die Saar fließt, links zu den Bergen, die schon französisches Gebiet waren, deren deutschredende Bewohner aber nur selten die fränkische Sprache verstanden. Die Sonne schien, die Blumen dufteten, unten aus dem Thale tönte der Lärm der Arbeit herauf, in den nahen buschigen Gärten sang eine verspätete Nachtigall, das Kind jauchzte, und unten auf der Kaiserstraße zogen gemächlich beladene Wagen, Wanderer und Heerden. Es war ein Bild des vollen Friedens, aber unaufhaltsam drängten sich schattenhafte Bilder einer Gefahr, eines Entsetzens hinein, das noch keinen Namen hatte. Die Frau fuhr mit der Hand über die Stirn und als habe sie mit dieser Bewegung die Angst sich weggewischt, rief sie fast heiter: „Möge es kommen, das Unvermeidliche; ich habe das feste Vertrauen nicht nur, daß wir es bestehen, nein — daß wir es besiegen werden! Und vielleicht, nein gewiß entreißen wir unser Gut dem Räuber wieder, Elsaß und Lothringen!" — Sie streckte den Arm aus, als könne sie nach dem Vorenthaltenen greifen. „Wenn es geschehen wird, dann werden wir wol bald aufgehört haben, Grenzstadt zu sein!"

Der bedächtige Mann lächelte zu diesem raschen Uebergang von Furcht zu Siegesgewißheit; „auch ich hoffe!" sprach er ernst.

Man stieg nach einem Scheideblick rechts und links wieder hinab; die ernste, ahnungsvolle Stimmung aber schwand erst, als zu Hause der junge Mann, der Gatte der Frau, von der Arbeit heimgekehrt, Fragen und Interessen des Tages in den Kreis der Besprechungen zog und das jüngste, lachende Kind der Mutter die rosigen Aermchen entgegenstreckte. Es hatte eine Soldatenmütze auf, die ihm der Vater aus Papier zusammengebogen, und nahm jetzt des Großpapas Stock, um damit zu exercieren. Eine ältere befreundete Dame trat grüßend in den kleinen Kreis, das Bübchen drängte sich heran, in kindischer Weise den Ton der Commandirenden nachahmend. Die Dame lächelte dem Kinde zu; „wie, Karlchen, Du bist schon ein Soldat?" sprach sie und dann zu den Anderen sich wendend: „Es ist eine alte Volkssage, daß es Krieg werden wird, wenn die kleinen Knaben, welche noch von der Amme getragen werden, Soldaten spielen."

„Ach!" rief die jüngere Frau, „auch Sie reden vom Krieg? . . . . ."

Und es ward Krieg.

Wir haben Alle seinen Anfang erlebt, Alle aus diesem Becher der Begeisterung getrunken; aber während im Reiche gerüstet ward, während die große weltgeschichtliche That der deutschen Einigung sich vollzog, das Schwergewicht im Rathe der Völker in Deutschlands Hand legend; während mälig und mälig die Riesenarmee Deutschlands anschwoll, und all' diese Tausende dastanden wie ein Mann, nur von einem Willen, von einem Gedanken beseelt und erfüllt: während dessen war es still geworden an der Saar. Das Geräusch der Arbeit war verstummt, die Gruben, die Fabriken, die Hochöfen hatten ihren Betrieb eingestellt; auf den Straßen war es öde, nur zuweilen knallte ein Schuß aus dem Golde der reifen Saat heraus, ein Pulverwölkchen verflog zerblasen in der Luft und am Rande des Weges oder am Saum des Waldes fiel ein getroffener Franzose, während der Vierziger, der auf Vorposten gestanden, aus dem Aehrenfelde auftauchte und hinüber spähte, ob die Kugel aus der Zündnadelbüchse getroffen. Dann knallten knatternd die Chassepots und ein Trupp Rothhosen sprang heran; aber jetzt blitzte es hinter dem Busch, schwarzweiße Fähnlein wehten und Hurrah — zwei Ulanen sprengten hervor! „Les ulans, ulans!" riefen die Franzosen und machten

Kehrt, da krachte es schon wieder aus dem nächsten Felde, „ah, ces pieds de diable!" rief ein Sergeant, die Hand auf die Wunde drückend.

Die Vierziger, „die Teufelsfüße", wie die Franzosen sie nannten und die Siebener Ulanen, welche zuerst den Ulanenschrecken verbreitet, hielten die Grenzwacht.

Der alte Mann, welcher vor vier Wochen von seinen Kriegsahnungen gesprochen, war in die Heimat zurückgekehrt, die eifrig rüstend der harten Eventualität entgegen sah, Kriegsschauplatz werden zu sollen — und welch' ein Loos hatten die französischen Machthaber diesem schönen Ländchen zugedacht! Doch warum die Schändlichkeiten wiederholen, mit welchen man Baden bedrohte? Tochter und Schwiegersohn waren geblieben, wo Pflicht und Beruf sie festhielt, an der Saar.

Saarbrücken besteht eigentlich aus zwei Städten, die eine, das alte Saarbrücken, liegt links, St. Johann rechts der Saar. In St. Johann ist der Bahnhof, ein von Kohlenruß zwar geschwärztes, aber malerisches, mit Zinnen gekröntes Gebäude; von diesem aus führt die Bahnhofsstraße in die Stadt, ein neuer, erst seit wenigen Jahren angelegter Häusercomplex. In einem dieser Häuser an der Bahnhofsstraße mit der Aussicht auf diesen und das saarabwärts sich öffnende Thal, so wie auf das Plateau des Exercierplatzes, gegen welches die Stadt Saarbrücken ansteigt, wohnten und wohnen unsere Freunde.

Es war am 2. August. — In dem Wirthshause schräg gegenüber, in dessen Garten die dritte Compagnie der Vierziger auf Feldwache lag, war es besonders lebendig. Die Fenster des ersten Stocks standen offen und zuweilen erschien daran ein alter stramm aussehender Herr in Generalsuniform mit kurzem weißen Schnurrbart. Vorübergehende blieben stehen und sahen zu dem alten Herrn empor, der ziemlich ungeduldig etwas zu erwarten schien. Die Ansichten über denselben waren getheilt; während die Einen ihn als General von Zastrow erkennen wollten, nannten ihn die Anderen General von Steinmetz oder Gneisenau.

Aus einem andern Fenster blickte bisweilen ein junges Paar, ein Unterofficier der unten bivouakirenden Vierziger, dessen Frau oder Braut zum Abschiednehmen gekommen, zum Abschied vielleicht auf Immer; denn schon stellte sich unten die Compagnie in Reih' und Glied. Ein Adjutant kam in rasender Eile angeritten und bald darauf stieg der alte General zu Pferde, zwei Kanonen mit Munitionswagen fuhren vorbei, dann folgte eine Schaar Pioniere mit ihren Werkzeugen, ein Unterofficier ging voran und schlug den Tact zur Melodie der Wacht am Rhein.

Es war ein schöner Sommermorgen, die Luft war sonnenblau und so still, daß man vereinzelte Schüsse hörte. Daran war die Gegend gewöhnt, aber so dicht bei den Städten, so häufig hatte man das Kleingewehrfeuer noch nicht vernommen. Man wußte, wie nahe der Feind sei; vom Spicherer Berge, wo er Position genommen, hatte er als ersten Gruß am 28. Juli schon sechs Granaten herübergesandt. Aber jetzt, mit dem lebhafter werdenden Feuer der Vorposten lief das Gerücht durch die Städte, die Franzosen nahten in großer Anzahl, viele Tausende.

Angstvoll spähte die Frau mit ihren Kindern den Weg entlang, den ihr Mann kommen mußte; er war noch am Morgen zur Fabrik gegangen, welche, dicht an der Eisenbahnbrücke gerade unterhalb des Exercierplatzes gelegen, dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzt war. Das Feuer ward stärker,

von den höher gelegenen Zimmern des Hauses aus konnte man die kleine Schaar der Tapferen beobachten, welche unerschrocken einer kolossalen Ueberzahl Stand hielten. Jetzt in das Geknatter des Kleingewehrfeuers mischte sich der dumpfgrollende Ton des schweren Geschützes. Der Fabrikant kam endlich zu der Frau zurück, welche mit den Mägden die Vorräthe aus den oberen Kammern in die tiefer gelegene Wohnung gebracht hatte. Noch vor wenigen Tagen hatte die Frau lächelnd und ungläubig die Mahnung des Mannes zurückgewiesen — — „Wie ist es möglich und denkbar, daß eine offene Stadt beschossen werden könne?" Aber diese Gedanken waren jetzt schon traurige Wirklichkeit geworden. Schuß auf Schuß dröhnte, der Fabrikant hatte auf seinem Heimweg die Kugeln in das aufspritzende Wasser der Saar fallen sehen, er hatte sie einschlagen hören in den Eisenbahndamm, hinter welchem gedeckt er den Weg nach Hause zurückgelegt.

„Die Franzosen haben den Exercierplatz genommen", sprach er zu der Frau; „und hörst Du das Kleingewehrfeuer? Das ist an der alten Brücke."

„Mitten zwischen den Städten!" rief angstvoll die Frau; „was beginnen wir jetzt?"

„Jetzt essen wir ruhig zu Mittag", sprach ihr Mann.

„Jetzt? zu Mittag essen?"

„Nun, warum nicht, so lange uns Zeit dazu bleibt? Wir zwingen uns dadurch zur Ruhe."

Man setzte sich zu Tisch, aber Schuß auf Schuß machte die Luft dröhnend erbeben. Das kleine Bübchen wandte sich um und sagte mit heiterm Lächeln, die Händchen zusammenschlagend, „Mama, Bum — Bum!" Das Mädchen fragte bleich vor Angst: „Mama, ist das der Krieg?"

Ja, er war es in seiner schrecklichsten Gestalt. Jetzt Schuß auf Schuß, ein dumpfer Knall, ein wüthendes Pfeifen und Zischen, ein Krachen und Rasseln stürzender Ziegel. Die Mägde, welche in der Küche im Hinterbau sich befanden, stürzten schreiend durch die diese mit dem Eßzimmer verbindende Veranda, eine Granate war über der Küche durchgeschlagen. Und in gleichem Moment wieder ein furchtbarer Stoß, das Klirren der Fensterscheiben. Die Frau sprang auf und riß das Jüngste an sich, der Mann nahm das bleiche, zitternde, kleine Mädchen auf den Arm: „In den Keller!"

Das Stiegenhaus war erfüllt von Rauch und Pulverdampf, Massen brennender und versengter Federn flogen umher, auf der Treppe stieß der Fuß der Frau an einen Granatsplitter, von unten herauf riefen angstvolle Stimmen „Kommen Sie herunter! kommen Sie herunter! das Haus brennt!"

Die Frau hatte im Moment der höchsten Gefahr die Ruhe und Sicherheit wieder gefunden, sie nahm das kleine Mädchen an der Hand, damit der Mann helfen könne, dem Feuer Einhalt zu thun und stieg mit den Kindern in den Keller hinab.

Hier hatte sich eine bunte Gesellschaft zusammengefunden: alle Hausbewohner, wenigstens die Frauen und die Kinder, waren da; auf der Kellertreppe drängten sich fremde Arbeiter, welche vom Bahnhof zu Mittag hatten heim gehen wollen, Frauen mit Körben und Töpfen voll Essen, welche sie den arbeitenden Gatten und Söhnen hatten bringen wollen. Wie bei einem Platzregen die auf der Straße Befindlichen unter einer Einfahrt, in einem Flur vor dem strömenden Regen Schutz suchen, so waren sie von der Straße hereingetreten, um Schutz vor dem mörderischen Eisenregen zu suchen, mit welchem die Franzosen von der Höhe des Exercierplatzes aus den Bahnhof

und die in der Nähe liegenden Häuser überschütteten. Auch Hund und Katze hatten sich scheu mit in den Keller hinabgeflüchtet, das Bübchen sah diese zuerst und mit glückseligem Lachen zeigte es den Ali der Mutter, dann staunend die Frau Baurath, welche, im gleichen Hause wohnend, nun auch den Schutz des Kellers aufgesucht hatte.

Die Granate war in das obere Stockwerk zu einem der Fenster hereingeschlagen und hatte dort Möbel und Betten in Brand gesteckt. Die Inhaberin dieser Wohnung rannte rathlos im Keller auf und ab, stets jammernd, daß ihre Sachen verbrennen und wie es so hart sei für die Tochter eines Veteranen von anno 14 und 15, Solches erleben zu müssen!

„Geben Sie den Schlüssel her zu Ihrer Wohnung", rief eine der Mägde des Fabrikanten hinunter, „unser Herr und der Herr Baurath sind oben mit den Arbeitern und wollen löschen."

„Den Schlüssel! ach Gott! ach Gott, den Schlüssel!" klagte die arme Frau, welche gänzlich den Kopf verloren hatte.

„Eine Axt!" rief es von oben. „Schlagt die Thüren ein!"

„Bütten! Wasserbütten!" riefen Andere.

Und dazu dröhnte unaufhaltsam Schuß auf Schuß, fühlten die Frauen und Kinder im Keller das Schüttern des massiven Steinhauses. Es war Alles still unten; nur selten klagte das Eine oder das Andere, das Entsetzen hatte Alle stumm gemacht. Die Frau hielt die bleichen, zitternden Kinder auf dem Schooße, dem Bübchen schien das „Bum, Bum" auch keine Freude mehr zu machen, es hatte sein Köpfchen an die Mutter gelegt und diese fühlte — mit wie unsagbarer Qual! — das angstvolle, zitternde Pochen dieser Herzchen unter dem leichten dünnen Sommerkleidchen.

Da noch einmal ein furchtbarer Stoß — es war, als ob das Haus zusammenbrechen wolle; der Lärm der Geschütze war wie ein Höllensabbath, dieses Dröhnen, Pfeifen und Krachen! —

„Sie sitzen unter einer Luke"! rief man der Frau zu; „gehen Sie mehr in den Hintergrund." Die Frau schüttelte den Kopf, sie bedurfte all' ihrer Stärke, um ruhig zu bleiben; denn die Angst um den Gatten kam zu all' dem Grauen. Die Frau Baurath, deren Anwesenheit im Keller des Bübchens Staunen erregt hatte, klagte leise um die dem Bahnhof noch näher wohnende Tochter.

„Der Herr Baurath ist noch oben mit unserm Herrn, das Feuer ist gelöscht", rief die Kindswärterin in den Keller hinab. Die Frau übergab die Kinder der Wärterin und eilte hinauf, noch dröhnte Schuß um Schuß, aber nicht mehr in so entsetzlicher Weise, wie in der letzten Stunde. Das Haus aber hatte vollständig den ehemaligen Charakter verloren. Ueber die Treppe rieselte das Wasser, alle Thüren standen weit offen, Pferde waren von der Straße in die Flur geflüchtet worden, ein brenzlicher Geruch füllte die Luft. Da hieß es plötzlich, daß der Dachstuhl des Nebenhauses in lichten Flammen auflodere. Und diese Bergleute, diese Eisenbahnarbeiter, welche soeben mit Gefahr ihres Lebens unter dem Donner und Hagel der Geschosse das fremde Eigenthum gerettet, sie eilten hülfbereit, unerschrocken auch in das Nebenhaus, um da dem Feuer Einhalt zu thun, beweisend, welche heroische Tugenden das Volk besitzt. Hier flog der Tod sprühend und rasselnd einher, es war weder Gut noch Ehre zu gewinnen; aber sie halfen dem Fremden mit Einsatz ihres Lebens, dem Fremden, der jetzt ihr Nächster war.

Wie das Gewitter vorbeizieht und nach anderer Richtung seine Blitze

entladet, so hatte das Feuer der Franzosen — dieses Feuer aus 36 Kanonen, welchen 750 Mann preußischer Linie entgegengestanden und die Häuser offen und frei als Zielscheibe dagelegen — zwar nicht nachgelassen, aber es hatte seine Direction geändert.

Oben, in den sonst so friedlichen, behaglichen Zimmern, deren Thüren weit offen standen, wo die Möbel aus ihrer Ordnung gerückt, die Fußböden und Decken Spuren des von oben eingedrungenen Wassers zeigten, fanden die Gatten sich wieder zusammen. Sie reichten sich stumm die Hände; es war nicht der Moment vieler Worte. Das Erste, was der Mann sprach, waren Worte der Bewunderung. „Ich habe das Volk heute in seiner Größe gesehen", sprach er. „Wohl uns, daß wir uns sagen können, einem solch' heroischen Volk anzugehören. Wie schwer auch der gegenwärtige Moment ist und den Kanonen des Feindes gegenüber: ich kann nicht anders, als meine Gewißheit aussprechen, daß uns unfehlbar der Sieg werden wird. Ich habe, während ich da oben mit Löschen beschäftigt war, eine Compagnie Vierziger so stramm und gelassen den Weg zum Bahnhof hinan marschiren sehen, als seien Granaten und Chassepotkugeln höchstens Hagelkörner und Regentropfen; und diese Arbeiter, diese Fremden, die von der Straße hereingekommen, wie haben sie gearbeitet und gewagt in schlichter, anspruchsloser Weise! — Es ist ein Großes, wenn Jeder weiß, was seine Pflicht ist und nach seiner Pflicht handelt. Diesem Volke muß, muß nothwendig Sieg und Herrschaft beschieden sein!"

„Horch!" unterbrach ihn die Frau, „das seltsame Getöse! es ist wie ein Pelotonfeuer und doch nicht so: es rasselt und schnarrt, es übertönt den Lärm der Geschütze. Und da — siehst Du nicht die weißen Wölkchen in der Luft hangend? Sie beschießen unsere Fabrik. Dampf steigt umher."

Der Mann nahm sein Glas. „Es ist kein Rauch", sagte er. „Die Granate muß in den Raum über dem Maschinenhause eingeschlagen sein, das ist Cement und Kalkstaub, der dort aufwirbelt."

„Aber dieses entsetzliche, schnarrende Getöse! und sieh dort — Feuer an der Brücke!"

Der Mann richtete sein Glas hin. „Die Barrikade an der Eisenbahnbrücke steht in Brand; dahin richten sich die Geschosse, ich sehe sie deutlich anprallen an den steinernen Bogen. Aber dahinter blitzen Helme und Gewehrläufe. Wahrhaftig, das ist die Feldwache der Neunundsechziger, die hinter den Petroleumfässern und brennenden Baumwollballen der Barrikaden noch immer Stand hält, und diese Handvoll Tapferer wird von den Franzosen unaufhörlich mit den Geschossen ihrer Kanonen beworfen, und — — ja, jetzt weiß ich was dieses rasselnde, schnurrende Knattern bedeutet — das sind die Mitrailleusen."

„Siehe, wie der Pulverdampf über dem Walde hängt!" rief die Frau, „und dazu dieser qualmende, schwarze Rauch der Brückenbarrikade; aber auch aus dem Dorfe, aus Malstatt steigt Qualm empor, und da vorn, diesseits des Eisenbahndammes wirbelt röthlicher Rauch in die Höhe, die Platanen verdecken die Aussicht, aber es muß auf der Schleifmühle sein . . ."

Es war Abend geworden; der Donner der Geschütze war verstummt, der Kaiser und sein Sohn, zu dessen Uebung und Vergnügen die Stadt war beschossen worden, waren, wie man später erfuhr, nach einem auf der Löwenburg eingenommenen, etwas verspäteten Dejeuner wieder nach Metz zurückgekehrt. An demselben Orte, an der gleichen Stelle, wo vor wenigen Wochen

der alte Mann seine Kriegsbefürchtungen ausgesprochen und die Frau die Grenze gezeigt hatte, welche am Spicherer Berge hinlief.

Es ward Nacht; den Fabrikanten trieb die Sorge um die Fabrik dahin, er wollte sehen, ob die Granaten dort Schaden angerichtet hätten. Die Frau bestand darauf, ihn zu begleiten. Die Kinder lagen zwar schon im Bett, aber die Aufregung ließ sie nicht schlafen; endlich schliefen sie ein, der kleine Knabe den Wetzstahl in der kleinen Faust, mit welchem er den Franzosen den Tod gedroht, das Mädchen auch noch im Schlafe mit beiden Händen sich die Ohren zuhaltend.

Der Fabrikant und seine Frau besuchten zuerst Bekannte, das Haus eines Baubeamten der Eisenbahn, dessen neue schöne Wohnung — gerade in der Schußlinie vor dem Bahnhofe gelegen — die Spuren der entsetzlichsten Verwüstung zeigte. Die Treppe war eingestürzt, große Schutthaufen lagen in der Flur, durch die Porzellanplättchen des Fußbodens in der Küche war ein schweres Geschoß geschlagen, bis in den Keller, dicht vor dem Raume, wo die vor Angst bebende Familie sich befand und sicher den Untergang erwartete. Wol über dreißig Granaten hatten dieses Haus getroffen. Die vor Angst halb todte Frau packte in der Nacht das Nöthigste, um mit ihren Kindern zu entfliehen.

Ueber die Schutthaufen stiegen die Gatten hinweg in den Garten, in welchem grelle, rothe Lichter brennender Häuser mit dem sanften Scheine des Mondlichtes sich mischten. Nur wenige Schritte waren es von da bis zu der mit Platanen besetzten Allee, welche nach dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe Malstatt führt. Dort, dicht an Saar- und Canalbahn, lag die bedrohte Fabrik, deren Kamine matt beleuchtet aus der Dämmerung hervortraten.

Die Gatten schritten lautlos vorwärts durch die lauliche mondbeschienene Nacht; zu ihrer Linken brannte ein Kohlenmagazin mit der Wohnung des Aufsehers, rechts flammte knisternd die Lohe von den in Brand geschossenen Häusern der ehemaligen Schleifmühle empor, abgerissene Aeste der Platanen lagen über den Weg; dicht vor den brennenden Häusern, in welchen die Dächer hereingestürzt waren, ein getödtetes Pferd, ein Schimmel von dieser starken Normänner Race, wie sie hier als Arbeitspferde gebräuchlich. Und auf der Straße sah man die wenigen geretteten Habseligkeiten der Bewohner, Möbel und Bettzeug wirr durcheinander geworfen; Kinder schliefen auf den Bettstücken oder starrten mit weit offenen Augen in die knisternde Gluth gegenüber — es war ein herzzerreißender Anblick. Und dazu der Qualm und die aufschlagende Lohe brennender Scheunen im Dorfe; oben auf dem Exercierplatz, wo die Franzosen bivouakirten, der röthliche Schein ihrer Wachtfeuer und als einzigen Ton in der beklommenen Stille des Thales die Trompeten des Feindes, der die abendliche Retraite blies.

Diese Tage und Stunden waren dem Worte, der Rede nicht günstig; aber die Frau konnte es sich nicht versagen, den auf der Straße Campirenden Worte des Mitleids, des Trostes zu spenden.

„Wissen Sie, Madame", sagte der eine der Männer, ein Arbeiter, dessen Gesicht und Hände der Hochofen gefärbt hatte, „wissen Sie, wir sind ohne Sorgen; das muß uns der Franzos Alles wieder bezahlen."

„Glück zu!" rief der Fabrikant, dem Hüttenarbeiter die Hand reichend, „das ist der beste Trost, den wir jetzt haben, das feste Vertrauen in unser Volk und seine Führer."

Im Dorfe war Alles auf der Straße, die Leute schickten sich an, mit ihrem Vieh in den Wald zu gehen. — Die Fabrik war, so weit man im Dunkel unterscheiden konnte, unversehrt. Licht anzuzünden war nicht rathsam; denn wo die Franzosen Licht sahen, dahin schossen sie.

Die Familie des Fabrikaufsehers war in das Dorf geflohen, die Frau desselben jammerte um ihre dort noch zurückgelassenen Ziegen und erzählte, zwei Knaben hätten sich erboten für zehn Groschen die Thiere zu holen, aber kaum waren sie auf dem Wege, so überschütteten die Franzosen die beiden Dorfjungen, welche sie doch unmöglich für Soldaten halten konnten, mit einem Regen von Chassepotkugeln. Auch jetzt in die dunkle Nacht hineln knallten sie ziellos und sinnlos. Vier Tage und Nächte waren die Franzosen da oben auf den Bergen links der Saar und Edmon About berichtete triumphirend den Parisern, daß sie diese kostbaren Schachte der Saar erobert und behalten würden für immer. — Eitle, kindische Verblendung! Denn dort, wo diese kostbaren Schachte sich öffneten, dort im Dunkel dieser Wälder rechts der Saar, aber allerdings eine bis zwei Stunden entfernt, dort standen die preußischen Soldaten, von welchen derselbe Herr About gesagt hatte, daß sie durch ihre Abwesenheit am Horizont glänzten. Dorthin hatten die braven Vierziger sich zurückgezogen. — Soldaten waren zwar nicht mehr in den Städten; aber knallen mußte man, die Geschütze donnern und brüllen lassen, damit die Deutschen genügend Respect bekämen vor der grande nation — und so schoß man gegen die Häuser Nacht um Nacht. — Dann kam der Morgen, grau und dämmerig; man ging heraus aus den Kellern auf die Straße und sah wo da und dort die Granaten eingeschlagen, wo sie gezündet hatten. — Man blickte nach der Höhe des Exercierplatzes hinauf, wo in langer Reihe auf eilig aufgeworfenen Schanzen die sechsunddreißig Kanonen standen und man, in Trupps vertheilt, in Gärten und Sommerhäusern die Franzosen sah. — Einer sagte es dem Andern, die Unseren seien in der Nähe, Theile der Armee des Prinzen Friedrich Karl; am Halberge hatte man Cürassire gesehen und da, was naht sich dort, auf dem Malstatter Wege — flink und blitzend, zwei Husaren!

Wie sie daher sprengen auf ihren windschnellen feinen Pferdchen, im braunen Dolman mit gelben Schnüren, hellen blitzenden Auges — das sind braunschweiger Husaren! — Sie halten einen Augenblick still, der Fabrikant tritt zu ihnen und giebt Auskunft über die Franzosen, welche während des Tags die Wirthshäuser der beiden Städte füllen, aber in größerer Anzahl bewaffnet sich noch nicht unten hatten sehen lassen, mit Ausnahme des Momentes, da Held Frossard in ziemlich theatralischem Aufzug durch das „eroberte" Saarbrücken seinen Triumphzug hielt, und dem Bürgermeister seinen Wunsch aussprach, eine französische Tricolore am Rathhause zu sehen. — Für diesen Fall sei man hier nicht eingerichtet, hatte der Wackere geantwortet und Held Frossard hatte sich einstweilen damit beschieden sein lassen.

Die Frau sandte den Husaren Wein herunter, aber sie lehnten ihn ab; sie müßten den Kopf klar behalten, war ihre Meinung. Dem Fabrikanten schrieben sie ihre Namen in das Notizbuch für den Fall, daß sie aus Saarbrücken nicht mehr zurückkehren sollten und dann „Hurrah!" mit geschwungenem Säbel hinein in die Stadt, Funken stiebten unter den Hufen der Rosse und leuchtende Sonnenfunken sprühten um die Waffen.

In Saarbrücken am Brunnen standen etwa vierzig Franzosen mit

Wassereimern und Milchtöpfen, fünf oder sechs mit den Chassepots bewaffnet. — Da klirrte es über das Pflaster; „un prussien, un prussien!“ schrieen die Helden und warfen Wassereimer und gefüllte Milchtöpfe in panischem Schrecken von sich. Auch Die mit den Chassepots liefen, nur Einer gab einen Schuß, der in das dritte Stockwerk eines Hauses einschlug.

„Un prussien, un prussien!“ Der Schreckensruf setzte sich fort bis auf den Schloßplatz und wie unten so ließen auch dort oben die wasserholenden Gallier Eimer und Geschirre fallen, um wie besessen den Schloßberg hinan zu rennen.

Der Landgerichtsrath v. W . . . ein wackerer, ritterlicher Herr, früher Offizier, jetzt preußischer Beamter, war auf dem Casino gewesen, um nach Neuigkeiten und Zeitungen zu forschen, die den von allem Verkehr abgeschnittenen Städten sehr spärlich nur zukamen. Heimgehend begegnete er einem Trupp Franzosen mit einem Officier an der Spitze; zugleich knallte es von jenseits der Saar aus dem Garten des Banquier Sch. — Einige kecke Neunundsechziger hatten sich da postirt. — Mit Kugeln ist nicht zu spaßen, dachte der friedliche Jünger der Themis und duckte sich hinter einen der Brückenpfeiler; aber der wilde Sohn des Mars war scheinbar der gleichen Ansicht. Denn auch der Officier duckte sich hinter den gegenüberstehenden Brückenpfeiler und rief seinem Genossen in der Gefahr, dem sich bergenden Landgerichtsrath hinüber, „n'ayez pas peur, Monsieur, n'ayez pas peur!“ — dabei immer vor den Kugeln standhaft sich hinter den Pfeiler bückend. — Da ward der Ruf laut von dem „Prüssien“, und heidi, wie das Wetter sprengte der Husar heran. „N'ayez pas peur!“ — da schoß der Husar die Pistole los und der Officier bekam einen Schuß — zwar nicht in die Stirn und nicht in die Brust, denn diese Front hatte er dem Husaren nicht geboten, sondern — aber „n'ayez pas peur!“

Mitten vom St. Johanner Marktplatz holten sich brandenburger Ulanen acht Franzosen mit ihren Chassepots hinweg; es war ein seltsamer Anblick, diese kecken Reiter die Chassepots schwingend auf der Landstraße hineilen zu sehen und zwischen den trabenden Pferden die rothhosigen Franzosen. Solche kecke Reiterstücklein gaben der Bevölkerung wieder frischen Muth; aber wenn allnächtlich die Kanonen ihr Höllenconcert wieder begannen, dann kam auch die Angst wieder mit dem Schrecken.

Es war die Nacht vom 4. auf den 5. August. Der Fabrikant hatte sich am Abend auf eine hinter dem Bahnhofe liegende Anhöhe begeben, er hatte mit seinem Glas über den Exercierplatz hinaus die weißen Zeltreihen der Franzosen am Spicherer Berge gesehen, aber zugleich der harrenden Frau die Nachricht gegeben, daß die Franzosen die Kanonen wieder gegen die Stadt richteten. — Das kleine Mädchen hatte den Bericht mit angehört, „Mama, gieb mir meine Sparkasse“, bat es, „ich will den Franzosen all' mein Geld geben, damit sie uns nichts thun.“

Auch das Bübchen hatte es verstanden und mit fragenden großen Augen zeigte es hinaus und sagte: „Bum, bum!“

Man brachte die erregten Kinder zur Ruhe, aber kaum war die Dunkelheit ganz eingebrochen, als krachend und prasselnd die Granaten ringsum wieder einschlugen. Der linke Flügel des Bahnhofes stand in Flammen. Die ehemalige Comthurei des Deutschordens, das Deutschhaus lohte in glühender Feuersäule in die Nacht empor, da und dort zeigten die aufschlagenden Flammen, wo diese Brander gezündet, welche gegen eine wehrlose

Stadt geschleudert worden waren. Und wieder stiegen die Bewohner in die Keller hinab, die bleichen angstzitternden Kinder in Betten einhüllend.

Diese vier Tage — sie schienen Wochen; denn nichts läßt die Zeit länger erscheinen, als Angst und Spannung. Wol war es weniger die Angst um die augenblickliche Bedrängniß; aber es war die bleierne Angst vor dem Kommenden; die Schwere, nicht zu wissen, wie es draußen steht. Denn man war abgeschlossen von allem Verkehr wie in einer belagerten Stadt.

Endlich aber tagte der Morgen, der Morgen des 6. August. Schon am Abend vorher war das Gerücht gekommen — man wußte nicht woher, als habe die Luft es getragen — von einem großen Sieg der Deutschen, des Kronprinzen bei Weißenburg. Oben auf dem Berge hatte man unter den Franzosen viele Bewegung bemerkt, man war für diese Nacht einer furchtbaren Beschießung gewärtig gewesen und wider alles Erwarten war es still geblieben, ja, war das Unerhörte geschehen: die Franzosen hatten ihre furchtbaren Positionen auf den Saarbrücken beherrschenden Höhen aufgegeben.

In der Nacht schon waren Patrouillen bis an die Saar geritten, jetzt im matten Schein des Frühlichtes glänzten Cürasse den Weg entlang. Zwei Cürassiere waren die ersten, die spähend gegen das rauchende, qualmende Bahngebäude geritten kamen, Husaren kamen, Ulanen, immer mehr. — General Göben ritt vorbei mit seinem Stabe, dann — die Sonne stand jetzt hell am Himmel — dann kam es auf der Landstraße daher mit Pfeifen und Trommeln, blitzend und blank, frisch und muthig das neununddreißigste Regiment. Die Frau sah sie kommen, die Retter, die Befreier, die Brüder! Und mit den Kindern sank sie am Fenster auf die Knie, Gott dankend für ihr Nahen, denn Sieg und Rettung mußte mit dieser Fahne sein, die so rein, so lauter der Sonne entgegen wallte — der Sonne des 6. August, dieser schönen, heißen Sonne des Sieges!

Ueber die drei Brücken zogen sie, Regiment um Regiment, „Alldeutschland nach Frankreich hinein"; und von dort flogen schon die ersten Todesgrüße herüber, der 6. August brach seine Rosen.

Der Mittag kam, der Donner der Geschütze dröhnte ununterbrochen, ununterbrochen zogen Schaaren nach Schaaren der Helden vorüber, die ganze Stadt war auf den Straßen, die Durstenden, die Hungernden zu erquicken. Ueberall waren Bütten mit Wein und Wasser aufgestellt, Körbe mit Brod, Fleisch und Käse. Wagen wurden angespannt, um den Kämpfenden am Spicherer Berge, am Drahtzug-Weiher Labung zu bringen, um die Verwundeten heimzuholen.

Zwei Uhr war es geworden, als mit der Eisenbahn das zwölfte Regiment, die Brandenburger, ankamen. An dem Hause unserer Freunde stand das Musikcorps, im raschesten Tempo die Weisen spielend, die wie ein Feuertrunk wirkten, „Die Wacht am Rhein", „Heil dir im Siegeskranz!" das „Preußenlied". Und sie stürmten vorbei, die Todesmuthigen, die Siegesgewissen, die Braven, in Compagnien geformt, hier schon im Sturmschritt hinan, hinüber mit Jubel, „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" — bliesen die Hörner, „Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!" sang das Regiment. Und vom Berge her dröhnte unaufhörlich, wie das Stoßen eines riesigen Mörsers, der furchtbare Hall des Kampfes, es war ein einziger dumpfer, drohender, schütternder Schall, in der Luft hingen zahllos die

weißen Wölkchen der platzenden Granaten. Aber hinüber, hinüber alle Mann, Alldeutschland nach Frankreich hinein!

Jetzt wurde es still auf den Straßen, der Fabrikant war auf den Exercierplatz gegangen um der Schlacht näher zu sein; er hatte, wie Alle, Wein und Labung mitgenommen. Wer einen Wagen hatte war dahin gefahren. Weiber und Mädchen mit Wasser, Wein und Kaffee, mit Leinwand und Binden eilten dahin; sie gingen vor bis in die Schußlinie, unbekümmert, ob um sie die Granaten zerplatzend einfielen. Das germanische Weib war wieder lebendig geworden in ihnen, das auf dem Schlachtfelde Väter und Brüder zum Angriff ermunterte durch seine Anwesenheit.

Den steilen, bastionenförmig vorspringenden Berg hinan stürmten die Helden, jeder ein Held, durch das Thal drangen sie vor, in welchem der Tod die reichste Ernte hielt, über die Leiber der Gefallenen, über die blutgedüngten Aecker, über Schutt und Geröll hinan, 'gegen diese Umwallungen, diese natürlichen Schanzen, von welchen der Tod niederrasselte im eisernen Regen, durch diesen feuersprühenden Wald, über diese deckungslosen Felder hinan, hinüber gegen das fränkische Lager. — Das war der Hermann, der mit dem Gallier rang, Leib an Leib; aber die sittliche, die edlere Kraft behielt den Sieg.

Die Sonne, die so strahlend aufgestiegen war, sie war am Sinken; roth, roth — ein Siegespurpur, eine wehende Fahne, hing der Himmel über den Bergen, den Thälern, — roth war die Erde, hier an der Schwelle Lothringens, wie dort zur selben Stunde im elsasser Wald auf den Fluren von Wörth und Reichshofen. Der 6. August, er hatte seinen doppelten Kranz von blutigen Rosen sich um die heiße Stirn gewunden.

Die Nacht sank — überall, in jedem Hause lagen Verwundete, wurde verbunden und gepflegt, im Hause des Reichen wie in der Stube des Armen. In den Betten der Bürgerschaft lagen die Verwundeten, die Frauen, die Alten an der Erde, in primitiven Lagern.

Ueber 5700 hatte dieser heiße Tag gekostet. All' diese Unzahl der Verwundeten unterzubringen, das war ein schweres Werk; aber es wurde gelöst. Oben am Berge, auf den Feldern, im Thale und am Hang aber lagen die Todten — mancher Mutter Stolz, mancher einziger Sohn — und die Sterne standen als Kerzen um den ungeheuren Katafalk. In die linde Sommernacht hauchte noch manch' ein letzter Seufzer sich aus; aber in die brechenden Augen war der Strahl des Sieges, des Erfolges gesunken, unter dem Blinken dieses Sternes hatten die Augen sich geschlossen, welche der Sonne des 6. August entgegengelacht; des Sternes, der aufstieg über den blutigen Schlachtfeldern und der da heißt: Deutschlands Größe, Deutschlands Einheit!

Und die Tage reihten sich einer an den andern; Tage der Sorge um das Leben der Verwundeten, Tage der Arbeit um die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit der Kämpfer, die in immer neuen Schaaren unaufhaltsam hineindrangen über die Brücken der Saar, Regiment auf Regiment, Schaar auf Schaar, Deutschlands Blüthe und Ruhm nach Frankreich hinein.

An der Saar aber, in den beiden Städten, wo die Tausende der Verwundeten lagen, wo die Gräber zahllos in den Feldern, auf dem Berge von dem furchtbaren Kampf redeten, wo noch manch Einer unbegraben im Dickicht des Waldes liegen mochte: dort stiegen jetzt die bleichen, grauen Gespenster der Seuche, der Krankheit auf. — In die Familien traten diese

schattenhaften Nachzügler der Schlachten; blühende Frauen, Männer und Kinder erlagen der Spitalruhr, die ihre Geißel schwang über den Stätten des Sieges. . . . Auch das Bübchen, das schöne, kraftvolle, das so fröhlich seine kleine Fahne geschwungen, das am Arme der Mutter den einziehenden Truppen entgegengejauchzt, das mit Mitrailleusenkugeln und Granatsplittern gespielt — auch es erlag dem Würgengel, der lautlos durch die Gauen dem donnernden Gotte der Schlachten nachzog, der die Knospen brach und die Eichen.

Und aus den Tagen wurden Wochen, der Sommer gab seine Herrschaft ab dem Herbst, Zug um Zug kam und ging, Tausende und Abertausende drangen vor nach Frankreich siegesmuthig, kampfbereit, leben- und krafterfüllt, und Tausende kamen zurück bleich und still; wir haben sie Alle gesehen.

Das waren die Sommertage an der Saar. Als die Rosen blühten, war es Grenzland; da die Veilchen blühen wollten und die Weide die ersten weichen Kätzchen zeigte, da war das Land abgerückt der Grenze und deutsche Kraft, die Tugend und Mannheit unserer Zeit, hatte das wieder errungen und erstritten, was eine andere Zeit hatte verlieren sehen. — Daß das einst verloren Gewesene, nun kostbar Errungene, uns aber bleibe, das wollen wir, die Lebenden den Todten geloben und den Enkeln nach uns halten!

Der Granatsplitter, an welchen der Fuß der Frau bei der ersten Flucht in den Keller an der Treppe stieß, ist jetzt die Handhabe eines Briefbeschwerers geworden. Auf dem Schreibtisch des Wohnzimmers stehen zwei Granaten, welche in der Nähe eingeschlagen; die eine trägt noch in ihrem jetzt pulverleeren Innern die Brandkugeln, mit welchen sie gefüllt gewesen, der Schwefel hängt noch daran, in welchen dieselben eingegossen gewesen. — Und die Mauer des Hauses, die Wand des Kinderzimmers trägt die Spur einer dawider geprallten Granate. Von den vielen, vielen Truppen, die vorbei gezogen, blickten Alle dahin, zeigte Jeder dem Andern diese erste Fußstapfe des Krieges, dessen schrecklichen Gang sie jetzt schauen sollten, wie er verheerend durch die Gauen schritt.

Aus den Feldern, als im Frühling der Pflug über sie ging, holten die Kinder die todtbringenden Geschosse hervor, und am Spicherer Berge, wo die Heldengräber sich wölben, mit dürren Eichen- und Buchenzweigen umsteckt, dort blühten die Maßlieb im Graben, der einst mit Blut angefüllt überquoll. Weit über die Felder sind noch die Spuren des Kampfes zerstreut, zerbrochene Feldflaschen, Kochgeschirre, Patronen, Theile von Lederzeug und Uniformstücke; aber dazwischen hat sich die neue Erndte schon gefärbt, ein Schimmer der Hoffnung, ein Glänzen des Friedens liegt wieder über der Stätte des blutigen Ringens.

Erinnerungen an einen Heimgegangenen*).

Von **Helene.**

Laßt mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands,
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiderbringliches an? —
Klein erscheinet es nun, doch ach! — nicht kleinlich dem Herzen,
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß!

Es war ein rauher kalter Wintermorgen, an dem er zuerst in das Zimmer meiner Eltern trat, welche 1846 für einige Wochen zu Besuch nach Berlin gekommen waren. Ich hatte einen flüchtigen Blick in das Leben und gesellschaftliche Treiben der Residenz gethan; aber wenn ich auch einen Augenblick von dessen Glanze gefesselt und geblendet worden war, so hatte ich doch schnell genug empfunden, daß meine Träume von dort erwartetem, tieferm Verständniß und geistiger Erhebung mehr oder minder ephemer geblieben seien. Mit einer schwer zu schildernden Enttäuschung fühlte ich, daß an die Stelle der erhofften Anregung nur allzuhäufig eine Art von Abspannung und unbezwinglicher Ermattung trete, und das kaum siebzehnjährige, von Lernbegier und Wissensdurst halb verzehrte Mädchen entdeckte oft mit Schrecken in seinem Innern eine Leere, die durch die mannigfachen Genüsse der vergnügungsreichen Wintersaison wol zeitweise verdeckt, aber niemals dauernd beseitigt wurde. — Lebhaft empfand ich das Bedürfniß größerer Verinnerlichung, erhielt aber vielfach nur leere Worte für warme Gefühle, Schmeichelei für zutraulich erwartete Offenheit. — Sein wollte ich, und

---

*) Die nachfolgenden Blätter sind dem Andenken des Professors Adolf Schottmüller gewidmet, eines Mannes, welcher es wol verdient hat, daß auch der „Salon" ein Bild seines schönen und guten, im höchsten Maße segensreichen Lebens gebe. „Denn man kann sagen", heißt es in dem biographischen Nachruf, welchen Ernst Curtius im 27. Bande der „Preußischen Jahrbücher" veröffentlicht, „daß die Thätigkeit, welche er über vierzig Jahre lang als Lehrer in Berlin ausgeübt hat, für die Bildung der Stadt eine Epoche von folgenreicher Bedeutung geworden ist. Unzählige Töchter der höheren Stände haben nach dem elementaren Unterricht, bei dem man es so häufig bewenden ließ . . . durch ihn zuerst eine Vorstellung von Wissenschaft erhalten und sind durch ihn dahin geführt worden, durch Beschäftigung mit Geschichte nnd Literatur ihrem Leben einen höhern Inhalt zu geben . . . Mit dem Bilde des Lehrers haftete auch in den Herzen der Schülerinnen eine unauslöschliche Hochachtung vor geistiger Arbeit . . . und unter den vielen dankbaren Schülerinnen, zu denen auch die Königin-Witwe von Bayern gehört, die mit treuer Anhänglichkeit sich immer als solche bekannt hat, wird sich hoffentlich auch Eine finden, welche sich berufen fühlt die Art und Weise, so wie den Einfluß seines Unterrichts darzustellen, wie es nur aus diesem Kreise heraus möglich ist." In diesem Sinne wird obige Skizze von einem ganz besondern Werthe sein. Wir empfingen sie aus der Hand der durch ihre hervorragende gesellschaftliche Stellung nicht minder als durch ihr dichterisches Talent ausgezeichneten Dame, welche dem verehrten Lehrer bis an sein Ende vorzugsweise nahe stand und deren Schilderung des Heimgegangenen daher für diejenigen unserer Leserinnen, die ihn gekannt, den wehmüthigen Reiz einer theuren Erinnerung haben, für alle anderen aber das Beispiel einer reinen und edlen Menschlichkeit enthalten wird. Die Redaction des „Salon".

nicht scheinen, natürlich empfinden, und keine Phrasen machen, und ich sah und gewahrte meistens von dem Allen das Gegentheil. In den ländlich abgeschiedenen Verhältnissen, aus denen ich hervorgegangen war, konnte ich für die conventionellen Regeln und Verpflichtungen eines großstädtischen Treibens nur ein sehr bedingtes Verständniß haben, geschweige denn ihre Berechtigung bis zu einem gewissen Punkte anerkennen. Diese ist mir erst später klar geworden! — Damals sah ich in der conventionellen Form, in welche sich das menschlich Schöne zwängte, meistens nur Verkünstelung und Unnatur, und der daraus entstehende Widerspruch mit mir selbst und der mich umgebenden Welt machte mich oft ganz unglücklich! — So stand es um mich, als der theure väterliche Lehrer und Freund zuerst in meinen Lebenskreis trat, und mir mit der ersten Stunde, in der ich seiner sanften klaren Stimme lauschte, eine neue Welt geistiger Anschauungen öffnete. — Es ist schwer, ein Bild von der Würde und Bescheidenheit seines Auftretens, von der Milde und Klarheit seines Wesens zu geben, welche, durch das fehlende Augenlicht nur noch erhöht, den Professor Schottmüller zu einer so wahrhaft auserwählten Erscheinung machten! — An die Weisen und Sänger des Alterthums, die blind waren, wie er, ward man erinnert; das Herz konnte nicht kalt bleiben bei solchem Anblick und mit einer fast andächtigen Verehrung mischte sich in der jungen Mädchenseele die innigste menschliche Theilnahme.

Das kommende Frühjahr vereinte meine Freundinnen Agnes von R. und Julie von B. mit mir zu einem Stundencursus, der im Grunde nur für Mythologie, Geschichte und Literatur bestimmt war, uns aber bald und fast unmerklich auch auf philosophische und theologische Gebiete führte, die mich allgewaltig fesselten. Von Professor Schottmüller's unnachahmlichem Lehrtalente und der in ähnlicher Weise selten gekannten Art seines Vortrags, welche in Bescheidenheit des Urtheils, Tiefe des Erfassens, besonders aber in Klarheit und Einfachheit der Darstellung seines Gleichen suchte, vermag ich leider nur einen allzu ungenügenden Begriff zu geben. Obgleich uns stets vorhaltend, daß es Dinge gebe, welche jeder Gebildete wissen müsse, kam es Professor Schottmüller doch niemals auf den Reichthum des Materials allein, sondern hauptsächlich auf die innerliche Aneignung des Gewußten an. „Die objective Wahrheit haben wir", pflegte er zu sagen: „lassen Sie es nun unser Bestreben sein, daß sie uns auch zur erfahrenen Wahrheit werde." — Fern von jeder Orthodoxie, hieß „fromm sein" ihm „Eins sein mit Gott". Wie sich ihm der sittliche Werth eines Menschen einzig und allein nach seinem Verhältniß zu Gott bestimmte, so hatte er es sich zur Hauptlebensaufgabe gemacht, diesen erkannten, lebendigen Gott in Wort, Bekenntniß und That immer und überall nach bestem Vermögen zu offenbaren, indem er Liebe übte und mit Hintansetzung jedes weltlichen Vortheils für die Wahrheit zeugte. — Am tiefsten aber bewies mir seine echte Frömmigkeit die Schilderung seiner plötzlichen Erblindung, seiner anfänglich schweren, sich gegen dieses Schicksal auflehnenden Seelenkämpfe, und des plötzlichen Umschwunges, welchen seine Auffassung dieses harten Geschickes durch folgende Begebenheit gewonnen hatte. „Recht bedrückt, und mich gegen die Vorstellung des nahenden gänzlichen Verlustes meines Augenlichtes innerlich empörend" — erzählte Professor Schottmüller — „führte mich mein Weg eines Tages an einer offenen Kirche vorüber. Unwillkürlich trat ich ein, und die Frage: „Herr, hat Dieser gesündigt oder seine Eltern, daß er

blind ist?" — hielt mich wie gebannt an der Schwelle. Von dem in jenem Momente empfangenen Eindruck der darauf folgenden Antwort: „Weder Dieser, noch seine Eltern, sondern daß die Macht und Herrlichkeit Gottes an ihm offenbar werde" — kann ich nur sagen, daß er mein ganzes inneres Leben umgestaltet hat. Gehobenen Muthes, und in der plötzlich gewonnenen Erkenntniß, daß diese dunkle Fügung, in Ergebung getragen, mich meiner höchsten Bestimmung untrüglich entgegen führen werde, verließ ich das Gotteshaus — und niemals mehr hat mich diese Ueberzeugung verlassen. Ich habe meine Erblindung nicht nur verschmerzen, sondern mich freudig darein zu finden, ja sie allmälig als das einzige Mittel betrachten gelernt, welches mich meinen, mir widerstrebenden äußeren Verhältnissen entrücken, und mir die Geistesbahnen erschließen konnte, welche jetzt den Mittelpunkt meines Daseins bilden." Was ein solcher Mann, mit solcher Geistesrichtung, den ein Wilhelm von Humboldt „Einen der Bedeutendsten" nennt, „die ihm je in seinem Leben vorgekommen", in uns, seinen Schülerinnen, wirken mußte, wird man sich selbst sagen können. — O, unvergeßliche Tage, in denen uns der geliebte Lehrer das Wunderreich der Poesie in Sage, Geschichte und Dichtung erschloß, und uns — selbst für sie begeistert — ihre Helden und Heroen nahe brachte! Von Alexander bis auf Friedrich den Großen, von Homer bis auf Shakespeare und Goethe, entrollte sich uns das unerschöpfliche Gebiet der Weltgeschichte, ließ er uns in das Wesen und Schaffen der bedeutendsten Dichter blicken und uns daran zu höherm Streben erstarken. „Denn alles Ideale ist auch zugleich das Ewige, alles Reale gehört der Endlichkeit!" — lautete sein Motto. Die mythologischen Anschauungen galten ihm, bei seiner historischen Erfassung derselben, als Ahnungen jener göttlichen Wahrheiten, welche der Menschheit so wenig wie das Gottesbewußtsein jemals vollkommen entschwinden konnten. — Nichts poetisch Fesselnderes und Reizvolleres, als den äußerlich Blinden, doch innerlich hell Sehenden, diese Mythen und Sagen des Heidenthums erklären zu hören, und sich dann so unmerklich durch ihre Symbolik hindurch, immer stufenweise aufwärts, zu den theologischen und philosophischen Bekenntnissen führen zu lassen, von denen jedes einzelne Geist und Leben sprudelte. — „Die Griechen", sagte er zum Beispiel in Bezug auf das delphische Orakel, „hatten alles Göttliche aus sich heraus gearbeitet und in ihren Göttern personificirt, so daß sie nur durch äußere Zeichen die Zustimmung des ihnen so nothwendigen und doch unverkennbaren Gottes des Innern zu ersetzen suchten. Wir freilich bedürfen solcher äußeren Zustimmungen und Orakel nicht", fügte er hinzu, „denn wir dürfen unserer Sache gewiß sein, sobald wir uns in Uebereinstimmung mit unserm Gewissen gefunden haben. Ist aber eine solche vorhanden, so haben wir nichts zu thun als deren Eingebungen ohne jede Nebenrücksicht Folge zu leisten. So nur kann dieselbe das untrügliche Mittel werden, welches uns zu dauerndem Glück und Frieden führt." In diesem Sinne dichtete denn auch Professor Schottmüller jene tief wahren, von mir so besonders geschätzten Strophen:

„Hoffst von der Zukunft Du Dein Glücke,
Benutze die Gegenwart zu ihr als Brücke;
Wie die Aussaat, so ist der Lohn,
Du trägst eine gute Ernte davon.
Aber das Stürmen, das Hageln und Regnen?
Kümmert nicht. Gott wird schon segnen!"

Für die Geschichte verlangte er, nächst dem durch chronologische Tabellen zu gewinnenden allgemeinen Ueberblick, von seinen Schülern und Schülerinnen vor Allem die Begeisterung! „Ihre ganze Geschichtskenntniß ist nichts werth, wenn sie Ihnen nicht Begeisterung für deren Heroen, tiefere Erkenntniß des göttlichen Gedankens an den Völkern wie an den Einzelnen erwirbt", — rief er aus, „und Sie haben diese um so mehr zu erwecken, als der Mangel daran einer der Hauptschäden unseres, in vieler Beziehung so hervorragenden Zeitalters ist. Die Menschen wissen so viel, und lieben so wenig. In diesen einfachen Worten könnte man die vorherrschende Zeitrichtung, namentlich in Bezug auf unsere Jugend, charakterisiren." — Sicher hatte der Professor mit diesem Ausspruch noch bis vor etwa zehn Jahren Recht; seitdem, und besonders im Jahre 1870 hat neben dem Wissen auch die Liebe Wunder gethan — die große, die heilige Liebe zum Vaterland!

Seine Lieblingshelden Alexander und Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Luther, und vor Allem Friedrich der Große, boten ihm stets erneuten Anlaß zu einer Fülle von tiefgreifenden Anknüpfungen und Betrachtungen. Immer wieder im Sinne von Carlyle's „Heldenthum" wies er darauf hin, wie es vor Allem der Glaube an die von der Vorsehung empfangene Mission, das Bewußtsein der dem Menschen von Gott verliehenen Macht gewesen sei, welches diese und alle hervorragenden Männer der Weltgeschichte zu Trägern der Hauptgedanken ihrer Zeit und deren ewigen Gehaltes gemacht, und sie zu der Ausführung der erkannten Aufgaben befähigt habe. In dieser Anschauung ist auch namentlich Professor Schottmüller's hervorragendstes Werk: „Das Leben Luthers", geschrieben, aus ihr jenes Wort hervorgegangen, welches er den Mitlebenden und Mitstrebenden zuruft:

„Was Du im Geiste gelebt und gewirkt, in Ewigkeit dauert's,
Bis in's tausendste Glied zehren die Enkel daran.
Hege nur Glauben, zuerst den gegeb'nen und danach den eig'nen,
Und von dem Zeitlichen steigst Du zu dem Ewigen auf!"

Professor Schottmüller stand damals in der Blüthe seiner Schaffenskraft und hatte sich durch die Veröffentlichung seiner „Klio", und der Biographie des „Erasmus von Rotterdam", dem schon nach wenigen Jahren auch sein „Luther" und „Preußens Ehrenspiegel" folgen sollten, in den engeren Kreisen des jetzt gemeinsamen deutschen Vaterlandes einen hochgeachteten Namen erworben. Seit mehr denn zwanzig Jahren allen hervorragenden Erscheinungen Berlins bekannt, und Vielen darunter, wie einem Wilhelm von Humboldt, den Philosophen Hegel und Schelling, dem Minister von Eichhorn, den Gebrüdern Grimm, der Frau Prinzessin Marianne Wilhelm, der Frau von Paalzow 2c. in warmer Anhänglichkeit und Freundschaft verbunden, nahm er Jahrzehnte hindurch den regsten Antheil an allen geistigen Bestrebungen der preußischen Hauptstadt. Es war, als ob der seiner äußern Carrière vielfach hinderliche Verlust des Augenlichtes ihn besonders befähigte, in seiner völlig exceptionellen Stellung nicht nur der zuverlässigste Freund und Berather vieler dieser und der bedeutendsten Persönlichkeiten zu sein, sondern auch wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen mannigfaltigster Art in einflußreichster Weise zu fördern. Jedermann hegte die Ueberzeugung und mußte sie hegen, daß dieser blinde Mann niemals persönliche, eigensüchtige Ziele verfolge, daß seine warme Fürsprache stets nur allgemeinnützigen Zwecken oder berechtigten Ansprüchen Anderer ge-

König Friedrich Wilhelm IV., von dessen Hand er sich mehrfacher besonderer Gnadenbezeugungen zu rühmen hatte, spendete ihm sicher ein hohes, aber wohlverdientes Lob, wenn er einst einen Brief an ihn mit den Worten begann: „Sie sind ein ehrlicher Mann!“ — Aber was Professor Schottmüller auch in diesem Sinne gewirkt hat und gewesen ist, sein Haupteinfluß machte sich dazumal doch in den Kreisen seiner Schüler und Schülerinnen geltend, den Professor Ernst Curtius geradezu einen für die Bildung der Hauptstadt „Epoche machenden“ nennt. Er hatte sich, von natürlicher Anlage unterstützt und durch seine Erblindung dazu gezwungen, durch Willenskraft und Uebung allmälig ein riesenhaftes Gedächtniß angeeignet, und wußte somit in seinen Literaturstunden fast alle berühmteren Dichter und Classiker auswendig zu recitiren. Auf seine, von ihm eigens zu diesen Vorträgen verfaßte „Klio“ gestützt und uns so selbst die historischen Hauptmomente in poetischen Formen bietend, hatte er sich den wesentlichen Inhalt aller Dichterheroen so vollständig zu eigen gemacht, daß dieser gleichsam ein Theil seines Wesens geworden war. Er sah echte Bildung, d. h. die harmonische Entwickelung und Ausbildung aller den Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, als höchstes Glück und das Verständniß der Worte in ihrer etymologischen und conventionellen Bedeutung als erste Stufe zu dessen Erreichung an, welche sich dann bis zur Aneignung fremder und Auffindung neuer Gedanken zu steigern habe. Die Poesie war ihm geistiges Lebenselement, unerschöpfliche Freudenquelle, war in Wahrheit seine Welt. Von der epischen zur lyrischen und endlich zur didactischen Form übergehend, ließ er uns aus der Selbstbeschreibung der Poesie von Goethe, Jean Paul und Schiller deren innerstes Wesen verstehen lernen:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort &c.“

Er wies nach, wie durch die Beziehungen der Menschen zur Natur vornehmlich deren poetisches Gefühl geweckt werde, und wie die erste Lebensbedingung der Poesie auf einer gewissen Einfachheit der Verhältnisse beruhe, weil wahre Poesie sich niemals mit Vervielfältigung der Umstände zusammen finde. So von jenen eben erwähnten Hauptrichtungen schließlich zur didactischen Poesie übergehend, und uns die Unterschiede zwischen dem unbewußt Naiven und nachdenkend Reflectirenden an Goethe und Schiller, Homer und Shakespeare zeigend, führte Professor Schottmüller zugleich den Beweis, wie die Reflection im Menschen so leicht der Feind der Thatkraft, und diese daher im practischen Leben nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt sei. Als Beleg dieser Behauptung führte er unter Anderm den Monolog des Ajax von Sophokles im Gegensatze zu dem des Hamlet von Shakespeare an, welche beide wir, wie zahllose Gedichte und literarische Productionen, auswendig lernen mußten, um daran unsere eigenen Betrachtungen zu knüpfen.

Die Wirren und Kämpfe des Jahres 1848 hatten den Lehrcursus unseres verehrten Professor Schottmüller unterbrochen, und Monate hindurch war er meinem Gesichtskreise ganz entschwunden. — Da saß ich an einem herrlichen Augustmorgen vor dem Schreibtisch meines Blankenfelder Wohnzimmers, und schaute — von der augenblicklichen großen Einförmigkeit unseres Landlebens bedrückt — durch die leise vom Winde bewegten Akazien-

zweige vor dem Fenster auf die sonnige Dorfstraße. Der Ausblick war sehr einförmig, denn immer und immer zeigte sich nichts als einige Schnitter, ein schwer beladener Wagen, oder der Staubwirbel einer heimkehrenden Heerde, als plötzlich — durfte ich meinen Augen trauen? — die Gestalt des geliebten Lehrers am Arme seiner Tochter unter dem Schatten des hohen Thorbogens erschien. Ja, es war kein Spiel meiner Einbildungskraft! — Professor Schottmüller hatte, von gleichem Wunsche erneuten Verkehrs beseelt, der häufig ausgesprochenen Einladung meiner Eltern Folge geleistet und den weiten, sandigen Weg von Großbeeren zu Fuß unternommen. Wir durften ihn freudigst in Blankenfelde willkommen heißen.

Hat es einer meiner Leser erfahren, was ein unverhoffter angenehmer Besuch auf dem Lande werth ist? — Hat er das sich täglich äußerlich gleichmäßig abspinnende Leben plötzlich durch eine eng befreundete, hochbegabte Persönlichkeit unterbrochen gesehen und sich durch deren lebendige Theilnahme an jeder sich vollziehenden Entwickelung staatlichen Lebens unerwartet wiederum mitten hinein versetzt gefühlt in alle Hauptinteressen der Menschheit? Nur wer so abgeschlossen, und von den politischen Wirrnissen der Gegenwart unberührt gelebt als ich in jenen Tagen, der kann es begreifen, was die klare Darlegung und geistvolle Auffassung der damaligen öffentlichen Verhältnisse aus solchem Munde für eine Wirkung hervorbrachte. Mit athemloser Spannung saß ich dem lieben Mann oft stundenlang gegenüber, und hörte ihn in ruhiger Bescheidenheit und furchtloser Unbefangenheit über die wichtigsten Tagesfragen sein Urtheil geben. Die politischen Zustände der fremden Großmächte und des eigenen Vaterlandes, die Stellung Preußens zu Oesterreich nach den Vermächtnissen eines großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, der Entwickelungskampf der evangelischen Kirche gegenüber dem deutschen Romanenthum, die Aufgabe der leitenden Mächte, und des Einzelnen dem Allgemeinen gegenüber: Alles wurde besprochen, und in möglichst objective Betrachtung gezogen. — Mild und klar, wie mir kaum Jemand begegnet, war doch Professor Schottmüller **unbeugsam**, sobald es galt, die einmal als solche erkannte Wahrheit zu vertreten und den Sieg des Rechtes fördern zu helfen. Seine Aussprüche hatten dann, unterstützt von der sittlichen Hoheit seines Wesens, in der Regel etwas Unwiderlegliches, was selbst seine entschiedenen Gegner verstummen machte. Mit Staunen nahm ich z. B. wahr, wie mein alter Großvater, in den politischen Anschauungen eines vergangenen Zeitalters lebend, vor den seinigen die Segel strich; wie sich dieser nie an Widerspruch gewöhnte und ihn schwer ertragende alte Herr von dem Professor auch nach den lebhaftesten Wortgefechten nur mit herzlichem Händedruck trennte. Weil Professor Schottmüller jede Auffassung gelten ließ, wo er ein **ernstes Forschen nach Erkenntniß**, eine **selbstlose Hingabe** an die Sache wahrzunehmen glaubte, wußte er seiner Meinung überall Achtung, meistentheils Zustimmung zu erwerben. Und wie anspruchslos blieb dieser seltene Mann stets der Bewunderung seiner Kenntnisse, der Anerkennung seines umfangreichen Wissens gegenüber! Mit welcher Theilnahme wandte er sich jeder bedeutenden Erscheinung und doch auch wiederum den unscheinbarsten Gegenständen zu, insofern ihm dieselben menschlich nahe traten. „Entwickeln Sie das rein Menschliche in sich, und Sie entwickeln zugleich das Göttliche", pflegte er zu sagen, und diesen, wie hundert andere schöner Aussprüche durch sein anspruchsloses Beispiel zu bethätigen. Ein theologischer Disput mit dem Ortspfarrer, einem selten

gebildeten Geistlichen, oder eine Unterhaltung mit der kleinen Emilie, dessen blondhaarigem Töchterchen, ein Gespräch mit dem im letzten Hause des Dorfes wohnenden siebzigjährigen Invaliden über die Schlachten der Freiheitskriege, oder mit einem heimkehrenden Schnitter über den Ackerbau und sein schweres Tagewerk — Alles schien besonders gemacht ihn zu interessiren und seine Lebensfreuden zu erhöhen. „Wenn ich des Morgens erwache, so ist mein erstes Gefühl das des Dankes, daß ich überhaupt bin", hatte er einst gegen eine ihm nahe bekannte, vornehme Dame geäußert und ich kann nicht sagen, wie mich dies im Vergleich mit tausend Sehenden gerührt hat. So sagte er auch stets, „man muß", wo Andere „Sie müssen" sagen, und ich glaube in dieser objectiven, immer nur das Allgemeine in's Auge fassenden Denkungsweise den Hauptschlüssel zu seiner erstaunlichen Gewalt über die Gemüther gefunden zu haben. Niemals pedantisch oder anmaßend, wußte er zu belehren, ohne daß man es bemerkte und somit jenen indirecten Einfluß zu üben, welcher den directen so weit übertrifft. „Lernen Sie begreifen, daß Sie der Mittelpunkt sind, um den das Universum kreist", schrieb er einmal an mich, als ich ihm in gewohnter Weise mein Herz ausgeschüttet hatte. Mir scheint dieses Wort ein wunderbarer Commentar jenes archimedeischen Ausspruchs: „Gieb mir einen Punkt, wo ich stehe und ich hebe die Welt aus ihren Angeln!" Diesen Punkt in sich selbst, von Außen in das eigene Innere zu verlegen! „Aber freilich", fügte er hinzu, „mehr noch als das bloße Wissen ist Charakter und Energie dazu erforderlich. Nur unerschütterliche Liebe zur Wahrheit giebt dem Charakter Stärke, und der Empfindung Energie; aber von vielen Dingen gehört es zu den schwierigsten wahr zu sein." Wie ein Traum schwanden unter solchen Gesprächen und Anregungen die sonnenhellen Augusttage seines Aufenthaltes in Blankenfelde dahin, und wurden sie selbstverständlich weit über ihre erste Bestimmung ausgedehnt. Endlich aber drängten die Geschäfte des theuren Lehrers ihn zur Heimkehr nach Berlin, und die Wünsche mußten den Pflichten weichen. Es war ein prachtvoller Vollmondabend, an dem ich noch ein Mal, dem lieben Erblindeten zur Führerin dienend, mit ihm durch die Bosquets des Gartens und über die Wege des darangrenzenden Feldes wandelte. Ringsum Schweigen, Glanz, frischer Duft, lautlose Ruhe — nur von Zeit zu Zeit durch das Zirpen des Heimchens oder den Anschlag eines wachsamen Hundes unterbrochen. — Auch wir schwiegen mehrere Minuten, denn ich fühlte wie der verehrte Mann den Reiz dieser köstlichen Mondscheinlandschaft genoß, auch ohne ihn sinnlich wahrzunehmen. „Wie schön ist doch Gottes Welt!" begann ich endlich, „wie gern möchte ich immer besser werden, um mich ihrer reiner zu erfreuen!" „So lernen Sie sich als Kind Gottes fühlen", sagte er feierlich; „unser Aller gleiche Aufgabe ist ihn zu offenbaren, aber freilich bleibt der Weg dazu für Jeden ein verschiedener. Die Hauptsache ist: Schaffen Sie sich eine große Idee, eine Idee, welche der Mühe lohnt, derselben die edelsten Kräfte, die höchsten Bestrebungen zu widmen. Nur so wird Ihnen der ewige Gehalt Ihrer irdischen Laufbahn dauernd gesichert sein!"

Am folgenden Morgen schieden wir, um uns erst nach mehreren Jahren und den gewaltigsten äußeren und inneren Umgestaltungen wiederzusehen, welche ein Frauenherz und Leben erfahren kann. Erst als Gattin, Mutter, und Frau des Intendanten sollte Professor Schottmüller die einstige Schülerin wieder begrüßen, der sein „Gott segne Sie!" als ein leuchtender Verheißungsgruß nachgeklungen! — Erst nach so langem und inhaltreichem Zeit-

raum sollte der unvergessene Lehrer mir wieder begegnen und nun begannen jene immer wohlthuenden und stets anregenden Besuche, welche den Würdigen anfangs selten und unterbrochen, dann aber fast allsonntäglich zu uns führten, bei denen er mir die äußerlich so einfachen, innerlich so reichhaltigen Erlebnisse und Erfahrungen vergangener wie gegenwärtiger Tage in unversiegbarer Mannigfaltigkeit und Frische zur Anschauung brachte. Wie erstanden sie da vor meinem Geistesauge, jene edlen und berühmten Männer- und Frauengestalten, von denen ich wol gehört und gelesen, aber doch niemals ein klares, ihr tiefstes Wesen entschleierndes Bild empfangen hatte. Wie oft bin ich dem sich mir immer inniger erschließenden Freunde in Gedanken an den Schreibtisch der liebenswürdigen Verfasserin von Godwie Castle, Thomas Thyrnau und St. Roche gefolgt, und habe mir das Entstehen von Frau von Paalzow's dichterischen Schöpfungen, die Typen ihrer Helden und Heldinnen, wie sie selbst dem Professor Schottmüller diese bezeichnet, aus seinem Munde erläutern lassen. Hatte doch die Frau Prinzessin Wilhelm ihr zu dem lieblichen Bilde der kindlich frommen, naiv erhabenen Fennimore in St. Roche gesessen, und die in diesem Werke enthaltene glänzende Schilderung des Hofes Ludwig XIV. durch die Berathung mit dem geschichtskundigen Denker noch einen erhöhten Werth empfangen. In ganz vorzüglicher Verehrung hing er an seiner oberwähnten hohen Gönnerin und hat sowol zu dieser, als zu der Königin Maria von Bayern, seiner einstigen Schülerin, stets in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden. Aber erst wenige Monde vor seinem Tode gewann ich einen Einblick in den Briefwechsel, mit dem der bescheidene Gelehrte von beiden hohen Damen geehrt worden ist. Derselbe legt besonders auch für die Treue und Dankbarkeit, mit der die Königin Maria von Bayern dem frühern Lehrer zugethan blieb, ein selten schönes Zeugniß ab. Mir indessen gereichte es zu einer unschätzbaren Genugthuung, ihn zu den berühmtesten Künstlern der Gegenwart in Beziehung zu bringen, wozu die Stellung meines Mannes mich vorzugsweise befähigte. Durch mich und in unserm Hause lernte er einige der hervorragendsten Künstlerinnen und Künstler kennen, und seine treffenden Urtheile über jeden einzelnen derselben, sein feiner Instinct für deren höchste Begabung und ihren persönlichen Werth hat mich oft in Erstaunen gesetzt. „Was der echte Künstler in seiner Kunst erstrebt, das sollten wir Alle im Leben zu erreichen suchen", sagte er eines Abends, als er von einer Vorstellung besonders ergriffen worden war. „Dazu gehört aber vor Allem, daß ein Jeder seine eigenste Begabung erkennen und richtig verwerthen lerne. In diesem Sinne gehört zu einer hervorragenden Bedeutsamkeit auch unfraglich eine gewisse Einseitigkeit der Richtung, was man bei allen, Unsterbliches schaffenden Geistern beobachten kann."

Wie sehr aber auch Kunst und Literatur den lieben Freund beschäftigten, blieb er doch innerlich stets vorzugsweise den religiösen und politischen Fragen des Augenblicks zugewendet, und hatte er nach beiden Seiten hin manchen harten Kampf zu kämpfen, manche gehässige Anfeindung zu überwinden, wo er, wie z. B. in seiner Brochüre gegen Professor Stahl, gegen die kirchliche Orthodoxie das Wort ergriff. Aber unbeirrt, gehoben durch die Zuversicht, daß die Sache der evangelischen Freiheit die Sache Gottes und somit auf die Dauer nicht zu unterdrücken oder zu hemmen sei, vertrat er ihre heiligen Principien immer und überall mit gleicher Unerschrockenheit. „Denn", sagte er, „diese kirchlichen Kämpfe der Gegenwart

drehen sich im Urgrunde sämmtlich ja nur um die einzige Frage: „Unbedingte Beugung unter menschliche Autorität, oder subjective Entwickelung des Individuums."

In diesem Geiste wirkte Professor Schottmüller in bescheidenster Verborgenheit, wie auch hin und wieder einmal durch eine von Eifer und Begeisterung erfüllte Flugschrift in der Oeffentlichkeit. Demzunächst aber lag ihm, unzertrennlich damit verbunden, die Erweckung des echten Patriotismus am Herzen, den er besonders auch durch die Herausgabe von „Preußens Ehrenspiegel", und der einzeln erscheinenden Schlachten von Prag, Roßbach und Leuthen zu fördern trachtete. — Es war ihm heilige Ueberzeugung, daß jetzt vor Allem Preußen, gestützt auf die Traditionen eines Friedrich des Einzigen, dazu berufen sei, an die Spitze Deutschlands zu treten. Immer von Neuem wies er auf diesen unvergleichlichen Herrscher, auf die Heroen des Geistes, die großen Fürsten und die edlen Führer hin, denen unser Volk sein eigentliches Werden, seine gewaltigsten und dauerndsten Errungenschaften zu danken hat. In dem Kampfe Preußens gegen Oesterreich sah er das früher oder später nothwendige Auflehnen des Germanismus gegen den Romanismus, und wenn er die Anfangs möglicher Weise sehr niederdrückenden Folgen für das Vaterland auch mit tiefer Besorgniß überschaute, so zweifelte er doch keinen Augenblick an Preußens endlichem Siege. „Es wäre hart für mich", sagte er vor dem Ausbruch des Krieges von 1866, „wenn ich nochmals, wie in frühester Jugend, Tagen der Erniedrigung meines Vaterlandes beizuwohnen gezwungen und dessen leidensvolle Unterdrückung nochmals zu erleben genöthigt wäre. Aber wie es auch komme, diese Lage Preußens kann niemals von Dauer sein, wenn es sich nicht selbst von der Sache des Rechtes und der Wahrheit wendet. — So gewiß das höchste Gesetz im Reiche der Natur wie des Geistes in der Bezwingung des Niederen durch das Höhere besteht, so gewiß muß der endliche Triumph Preußens gesichert sein."

„Genius Preußens voran! — Es mag der Witz dich verhöhnen,
Wachparade der Feind schelten die winzige Schaar!
Auf zum Kampfe zur Schlacht! — Es kann der Sieg Dir nicht fehlen,
Trägst Du vollendet ihn doch in dem geheiligten Sinn.
Traue dem leitenden Gott, und folge dem Drange des Herzens,
Gäb' es kein Roßbach und Prag, Leuthen doch reicht' Dir den Kranz.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die And're gewiß.

Ich komme nun zum Schluß meiner, sich alljährlich zu immer innigerm gegenseitigen Verständniß gestaltenden Beziehungen zu Professor Schottmüller, an dem ich — wie ich täglich mehr empfinde — einen meiner wahrsten und treusten Freunde verloren habe. In wiefern diese Freundschaft sich zu immer wachsender gegenseitiger Beeinflussung erhob, und wie der Rath und die Theilnahme des verehrten Mannes mir in frohen wie in schweren Stunden fördernd und tröstend zur Seite stand — das gehört dem Heiligthum des Herzens, nicht aber diesen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Blättern an. Nur einen Hauptmoment, in dem sich die theilnehmende Freundschaft meines einstigen Lehrers ganz besonders innig zu bethätigen Gelegenheit fand, möchte ich noch hervorgehoben wissen.

Wir schrieben den 19. Juni 1866. — Mit schwer bedrücktem Herzen

verließ ich Berlin und meinen Gatten, um mich vor dem ausbrechenden Kriege mit meinen Kindern nach der Provinz Preußen zu begeben, wo wir bei lieben Verwandten die gastlichste Aufnahme fanden. Noch ahnte ich nicht entfernt die Schicksalsschläge, die meine Familie in dem Tode meines einzigen Bruders und nächststehenden Vetters treffen sollten, welche Beide ihre Treue gegen König und Vaterland bei Königgrätz sterbend besiegelten. Wie diese Kunde mich erreichte, und was ich dabei, erhöht durch die Trennung von Gatten und Heimat, litt, darf hier keine Stätte finden. Wol aber muß ich des theuren Mannes erwähnen, der einst mein Lehrer, jetzt mein Freund, mich durch sein rührendes Mitgefühl zuerst tröstete, mächtig ergriff, und befreiend emporhob. „Das Geisterreich ist nicht verschlossen, Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt!“ — rief er mir brieflich zu; „ich“, sagte er — „trage meine Geschiedenen so zu sagen geistig verklärt mit mir umher, und bestrebe mich, sie in einer ihrer würdigen und mich erhebenden Weise zu betrauern. Denn so nur dürfen wir uns ihrer Zustimmung auch noch im Jenseits versichert halten!“ — Und diese, mir damals so unbeschreiblich tröstliche Auffassung will ich denn nun auch in Bezug auf meinen theuren ewig unvergeßlichen Lehrer und Freund festzuhalten suchen! — Habe ich doch seine geistige Nähe bereits hundertfach lebendig wie nur je im Leben empfunden, und darf ich doch mit fester Zuversicht auf deren dauernde Einwirkung hoffen! Mit diesem Troste, und den Schlußversen eines auf sein Scheiden verfaßten herrlichen Gedichtes einer anderen, nicht minder dankbaren Schülerin, reiße ich mich von der Betrachtung seines Bildes und diesen Erinnerungen los, die für den verehrten Manne auch in fremden Seelen einen freundlichen Nachklang erwecken mögen!

„Komm Frühling denn, zum Sommer werd' und sterbe!
Wie nicht um Dich, woll'n wir um ihn nicht klagen;
Und ob das theure Haupt im Grab verderbe:
Ihm ward vergönnt, manch' heit'ren Kranz zu tragen.
Des Lebens Kraft auf's Göttliche verwendet,
Wie hat er schön des Menschen Kreis vollendet!“

Anacharsis Cloots und der Cultus der Vernunft.

(Anacharsis Cloots von Georges Avenel; Essay von Maxime Du Camp; Zinkeisen „Der Jacobinerclub"; sowie die Geschichtswerke von Martin, Lamartine, Carlyle, Sybel ꝛc.)

Die jüngsten Vorgänge in Frankreich haben dem Interesse, welches man an der großen Revolution von 1789 bis 1793 und an deren Helden nimmt, vielleicht eher Abbruch gethan als neue Nahrung gegeben. Die Thatsache, daß die Führer der petroleosen Commune von 1871 dieselben volltönenden Schlagworte gebrauchten, wie ihre Väter in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, daß der radicale Wahnsinn heuer im Namen derselben „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", welche die erste Revolution auf ihre Fahne geschrieben hatte, seine verbrecherischen Orgien feierte, mag dazu beigetragen haben, daß auch der Nimbus, mit welchem die Geschichte die Thaten und Männer des Jahres 1789 umgeben hat, um ein Beträchtliches vermindert worden ist. Wol mit Unrecht. Wie grundverschieden die erste Revolution von der des Jahres 1871, wie gewaltig und großartig jene bewußtvolle und ideenreiche Umwälzung im Vergleich zu der confusen und wahnwitzigen Nachäfferei, die wir erleben mußten, war, das zeigt sich am deutlichsten, wenn man die Excesse und Verirrungen der großen Revolution aufmerksamer betrachtet. Selbst da ist bei allem Wahnsinn noch immer ein grandioser Zug nicht zu verkennen, der, wenn er auch nicht gerade Achtung einflößt, doch Mitgefühl erweckt, während die nähere Prüfung der jüngst in Paris vollbrachten Thaten und ihrer Urheber das Gefühl des Abscheus und Ekels, welches unser erster Eindruck war, nur noch erhöht.

Es ist daher gerade jetzt eine vielleicht nicht undankbare Aufgabe, in den wenigst rühmlichen Seiten der großen Revolution zu blättern; gerade auf ihnen wird man jetzt den Ruhm der Vergangenheit verzeichnet finden. Und wie der Naturforscher just die seltsamen Verbildungen mit besonderm Fleiß studirt und in ihnen den Schlüssel findet für so manches Räthsel, welches ihm die gesunde natürliche Bildung aufgiebt, so darf auch Der, welcher den Geist der Geschichte erforschen will, die politischen, socialen und religiösen Auswüchse der Zeit, die er studirt, nicht vernachlässigen; die krankhafte Verzerrung erklärt ihm oft die innersten Geheimnisse der gesunden Wohlgestalt. Nicht also, um dem großartigen Werk der Revolution einen Makel anzuheften, sondern gerade, um ihre leuchtenden Vorzüge in desto hellerm Licht erscheinen zu lassen, wollen wir uns eine der Schattenseiten dieser Revolution etwas näher ansehen und einen Mann in's Auge fassen, dessen Gedanken und Handlungen zwar nicht bestimmend auf die Entwickelung der politischen und socialen Verhältnisse eingewirkt haben, der aber immerhin, wenn auch nur auf kurze Dauer, eine hervorragende Rolle spielte und als unser Landsmann vielleicht ein besonders reges Interesse beanspruchen darf.

Johann Baptista Cloots, Freiherr von Gnadenthal (Val de Grace),

wurde am 24. Juni 1755 in der Nähe von Cleve geboren. Der damaligen Sitte gemäß sandte man den jungen Freiherrn nach Paris, wo er sich eifrig mit philosophischen Studien beschäftigte. Für Cloots war das Studium der Philosophie mehr als eine bloße Mode. Er vertiefte sich in die freiheitlichen Doctrinen der Encyklopädisten und faßte gleichzeitig einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das militairische Zopf- und Drillsystem, das neben dem Cultus der Weltweisheit am potsdamer Hofe im höchsten Flor stand. Ebensowenig behagten ihm aber auch die religiösen Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, und seine zur Ausschweifung geneigte Phantasie suchte bald das Joch der überkommenen Glaubenslehre abzuschütteln und ein selbstständiges religiöses System zu begründen. Dasselbe bestand zunächst natürlich in der Negation.

Sein Vater starb früh und der jugendliche Schwärmer, der nun frei und unabhängig dastand, im Besitz eines bedeutenden Vermögens, das ihm eine Jahresrente von über hunderttausend Francs sicherte, dabei ein hübscher, wohlgebauter Jüngling mit flammendem Auge und beredter Zunge, beeilte sich, den Platz aufzusuchen, den er als das Centrum der gebildeten Welt betrachtete und von dem aus seine wunderbare Glaubenslehre über Rechtgläubige und Ketzer, Türken und Heiden sich verbreiten sollte: er ging nach Paris mit dem ausgesprochenen Zweck, das Christenthum zu stürzen. Er hielt diese Aufgabe für dankbar und leicht und meinte, eine Schrift von ihm werde wol genügen, um dieses Werk zu vollbringen oder doch zum Mindesten den orthodoxen Bau in seinen Grundvesten zu erschüttern.

Von diesem Buch — es führte den Titel: „Die Gewißheit der Beweise für den Muhamedanismus“ und war im feurigsten Stil der Polemik abgefaßt — erwartete Cloots das kolossalste Aufsehen. Er hoffte durch dasselbe die moderne Gesellschaft in zwei Theile zu scheiden, einen dauernden Conflict zwischen der Philosophie und Religion herbeizuführen und den Kampf zu eröffnen, welcher zum Sturz der bisherigen Religion führen würde.

Die Enttäuschung war groß. Kein Mensch bekümmerte sich um das Werk des deutschen Philosophen, kein Parlament verurtheilte es zum Scheiterhaufen, kein Theolog ereiferte sich dagegen, das Ereigniß ging spurlos vorüber. So niederschlagend dieser Mißerfolg auch sein mochte, Cloots ließ sich nicht entmuthigen. Er wandte sich direct an den König, er erbat die Ermächtigung zur Begründung einer Nationalreligion und verlangte nur drei Tage Zeit, um die gelehrtesten Vertheidiger des Katholicismus zu zerschmettern. „O, Ludwig!“ schrieb er, „o, wohlwollender König, diese drei Tage würden auf ewig zwanzig Millionen Menschen von der Knechtschaft des Aberglaubens und des Fanatismus befreien!“ Die natürliche Folge dieses Gebahrens war, daß Cloots auf die Polizei gerufen und ihm bedeutet wurde, sich ruhig zu verhalten oder seine Bündel zu schnüren, widrigenfalls er auf die Bastille gebracht werden würde. Darauf verließ Cloots Paris und bereiste nun längere Zeit England, Holland, Italien, Spanien und Marocco. Als die welterschütternde Nachricht vom Sturz der Bastille zu ihm gelangte, eilte er flugschnell nach Paris zurück.

Mit diesem Augenblick beginnt seine politische Wirksamkeit. Der Glanz der aufgehenden Sonne blendete ihn. In seiner begeisterten Liebe für die Menschheit, in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die Wahrheit seiner Philosophie flog er der Zeit um Jahrtausende, um eine Ewigkeit voraus.

Sein schöner Traum, sein idealer Wahnsinn war nichts Geringeres, als die Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch die Freiheit herbeizuführen. Er predigte den Sturz allen Monarchen, die Errichtung einer Universalrepublik, die Frankreich zum Leiter und Paris zur Hauptstadt erwählen sollte. Dieser Gedanke kehrt in allen seinen Schriften wieder. „Es lebe die Universalrepublik!“ rief er als stürmischer Jüngling, und als die Guillotine sein Haupt von dem Rumpfe trennte, öffneten sich seine erbleichenden Lippen nur noch, um dasselbe Wort zu sprechen: „Es lebe die Universalrepublik!“

Cloots blieb mit seinen schwärmerischen Ideen lange Zeit vereinsamt; die herrschenden Parteien mochten sich an dem Riesentraum des preußischen Sonderlings nicht betheiligen, und da keine Parteipolitik, keine Rücksichten auf Programme und Fractionsbeschlüsse ihm Fesseln anlegten, so war es natürlich, daß er in jeder politischen, socialen und religiösen Frage den extremsten Standpunkt einnahm. Gewann er auch keinen bestimmenden Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse, so hatte er seiner geliebten Revolution doch einige schöne Tage und sogar einige Stunden des Triumphes zu verdanken.

Am Abend des 19. Juni 1791 — es war der Jahrestag des Schwurs im Ballspielhause — beleuchteten, um mit Carlyle zu reden, die Strahlen der sinkenden Sonne „ein Schauspiel, wie es unser närrischer Planet nicht oft aufzuweisen gehabt hat“: — Anacharsis Cloots, wie er, mit dem Menschengeschlecht im Gefolge, in den Saal der hohen Nationalversammlung eintritt, Anacharsis Cloots an der Spitze der Deputirten des Menschengeschlechts! Hören wir den amtlichen Bericht des „Moniteur“ über diese feierliche Maskerade: „Der Präsident meldet, daß eine Deputation erscheinen wird, die aus Mitgliedern der folgenden Nationalitäten besteht: Holländer, Russen, Polen, Deutsche, Schweden, Italiener, Spanier, Brabanter, Lüttticher, Avignoner, Schweizer, Genfer, Indier, Araber, Chaldäer &c. &c.“ Sie Alle, sechsunddreißig an der Zahl, sind gekommen, um bei dem großen Bundesfest sich einen Platz zu erbitten. „Unsere Beglaubigung als Gesandte“, ruft Anacharsis aus, „steht nicht auf Pergament geschrieben, sondern in dem lebendigen Herzen aller Menschen.“ — „Diese beschnurrbarteten Polacken“, schreibt Carlyle über diesen Faschingsspuk, indem er die Rede des Barons ergänzt, „diese langwallenden, beturbanten Ismaeliten, diese astrologischen Chaldäer, die so stumm dastehen, laßt sie, hohe Senatoren, beredter zu Euch reden, als Beredsamkeit vermöchte. Sie sind die stummen Repräsentanten ihrer zungengelähmten, gefesselten, schwer beladenen Nationen, die aus ihrer dunklen Knechtschaft sehnsüchtig, erstaunt, mit halb ungläubiger Hoffnung hinblicken auf Euch und dies helle Licht eines französischen Bundes, Vorboten eines allgemein anbrechenden Tages. Wir verlangen dazustehen als stumme Bilder, deren rohe Schatten pathetisch viel bedeuten.“ Allgemeiner Beifall im Saale wie auf den Tribünen. Der Präsident Menou ladet die erlauchte Gesellschaft „zu den Ehren der Sitzung“ ein. Ein „lang wallender Ismaelit“ verbeugt sich und murmelt etwas in den Bart. Leider bleibt er unverständlich. „Ein Türke ergreift das Wort“, berichtet der „Moniteur“ Nr. 172; „die Schwierigkeit, mit welcher er sich im Französischen ausdrückt, hat uns nicht gestattet, seine Rede zu behalten.“ — „Der Gedanke, den er aussprach, ist bis auf den heutigen Tag ein Gegenstand der Vermuthung.“

Was waren diese wunderbaren Abgeordneten unseren Species? Böse Zungen behaupten — und man hat ihnen leider Glauben schenken müssen —

aufgelesenes Gesindel und gute Freunde des Barons, die von ihm in Maskenanzüge, welche er von dem Theatergarderobier gemiethet hatte, gesteckt waren. Unter ihnen befand sich Einer, den wir Alle kennen: der schöne Freiherr Friedrich von der Trenck, der Geliebte der Prinzessin Amalie, der die süßen Stunden, die er mit seiner Geliebten verbracht, im Magdeburger Stern, in neunjähriger schwerer Kerkerhaft theuer genug bezahlen und sein freud- und leidvolles Leben als „Pitt' und Coburg'scher Agent" unter dem Fallbeil der Guillotine beschließen sollte (Juli 1794).

Cloots und die Menschheit wohnten der Sitzung bei, die ihnen zu Ehren ganz besonders interessant wurde: an demselben Tage wurde der Antrag, alle Adelstitel zu Ehren der Menschheit abzuschaffen, eingebracht und unter dem Jauchzen der Galerie durch Acclamation angenommen.

Von diesem Tage nahm Cloots den Titel an: „Sprecher des Menschengeschlechts", „l'orateur du genre humain", den er in der Geschichte auch behalten hat. Um dem Bruch mit der Vergangenheit in eclatanter Weise Ausdruck zu geben, warf er als neugeborener Mensch seinen alten Taufnamen „Johann Baptista" bei Seite und verkündete dem Menschengeschlecht, daß er von jetzt ab den Namen des skytischen Philosophen Anacharsis führe.

Unter diesem Namen wurde er auch von der Nationalversammlung am 26. August 1792 zum Ehrenbürger der Republik ernannt, nachdem er durch sein Verhalten bei dem Aufstand vom 10. August (Errichtung des provisorischen Gemeinderaths, Angriff auf die von den Schweizern vertheidigten Tuilerien, Flucht des Königs in die Nationalversammlung und schließlich Gefangennahme in dem „Temple") wiederum die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung auf sich gelenkt hatte. Am 10. Abends brachte er der Nationalversammlung seine Glückwünsche über den erfochtenen Sieg dar und erbot sich, eine preußische Legion zu werben, die er unter dem Namen „Vandalenlegion" der Republik zur Verfügung stellen wollte — der Name war also schon gefunden, es fehlten nur noch die Soldaten. Bei dieser Gelegenheit bezeichnete er den König von Preußen als den „Sardanapal des Nordens" und behandelte die Kaiserin von Rußland, Katharina II, und die Königin Marie Antoinette nicht mit derjenigen Artigkeit, die wir allen Damen schulden, geschweige denn mit der Ehrfurcht, welche die Majestät verlangt. Das gefiel der Assemblée und am 26. belohnte sie ihn mit dem Ehrenbürgerrecht. Sie war an diesem Tage freigebig; denn in derselben Sitzung wurden auch Th. Payne, Kosciusko, Washington, Klopstock und endlich auch unser großer Friedrich Schiller zu Ehrenbürgern der Republik ernannt, den das officielle, von Danton unterzeichnete (vom 6. September datirte) Decret bekanntlich als „Gilles, auteur de Robert, chef de brigands" bezeichnet. Wenn auch diese Bezeichnung nicht ganz correct ist, so weiß man doch, daß unter „Gilles" Schiller und unter dem „Räuberhauptmann Robert" Karl Moor zu verstehen ist, und die Ehre, welche die Republik und unser Landsmann durch dieses Patent sich erworben haben, wird dadurch nicht verringert.

Cloots wußte diese Ehre wol zu schätzen; am Tage nach seiner Aufnahme in den Schooß der französischen Gemeinschaft, am 27. August, hielt er eine begeisterte Dankrede, in welcher er an die Nationalversammlung das dringende Ersuchen richtete, auf den Kopf des Königs von Preußen einen Preis zu setzen — selbstverständlich im Interesse des Menschengeschlechts — und in flammenden Worten pries er die Heldenthat des „Brutus-Ankarström", der die Welt von dem Tyrannen Gustav befreit hatte. Gustav wurde

bekanntlich kurz vorher, am 15. März desselben Jahres (1792), auf dem Maskenball ermordet. „Karl IX.“, rief er, „hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Ihr, die Ihr mir die Ehre erwiesen habt, mich zu Eurem Mitbürger zu ernennen, Ihr wißt die Köpfe der Philosophen nach Gebühr zu würdigen — Ihr habt nur noch Eins zu thun: setzt auf die Köpfe der Tyrannen einen Preis!“ Nicht minder lebhaft als sein Haß gegen die Monarchie war sein Haß gegen die christliche Religion und mit Stolz nannte er sich „den persönlichen Feind Jesu Christi“ („l'onnemi personnel de Jesus Christ“).

Ein Mann mit diesen Anschauungen mußte es im Jahre 1792 weit bringen; er wurde zum Präsidenten des Jacobinerclubs gewählt, er wurde Vorsitzender des diplomatischen Comités und im September 1792 zum Deputirten für das Oisedepartement ernannt. Aber damit war die Geschichte seiner Ehrentitel noch nicht erschöpft: er wurde auch noch zum Präsidenten der Assemblée erwählt.

Mehr als alle diese hohen Auszeichnungen mußte seiner Eitelkeit als theologischer Philosoph der wirklich bedeutende Einfluß schmeicheln, den er auf den braven Gobel, den constitutionellen Erzbischof von Paris gewann. Cloots war es hauptsächlich, der diesen dazu bestimmte, auf den Tisch des Convents „die Insignien der Unwissenheit und des Aberglaubens“ niederzulegen und vor dem versammelten Volk die feierliche Erklärung abzugeben: daß er, Gobel, sechzig Jahre lang „ein Heuchler gewesen sei und daß die Religion, zu welcher er sich bisher bekannte, nur auf Lug und Trug beruhe“. Das geschah am 16. Brumaire des Jahres I. Im Convent war eine Deputation aus Mennecy erschienen, um zu verkünden, daß sie „die Vorurtheile des Aberglaubens abgeschworen und in ihren Kirchen die Statuen von St. Peter und Paul durch die Büsten von Lepelletier und Marat ersetzt hätten“. Die Erklärung wurde von den Jacobinern mit Jubel aufgenommen. Von den drei Institutionen, welche die Revolution modificiren oder vernichten wollte: Thron, Adel und Staatsreligion, waren zwei bereits gefallen und die Religion allein stand noch aufrecht. Es war daher natürlich, daß die Philosophen des Convents, der Commune und der Clubs auch nach dieser Richtung hin aggresiv vorzugehen bestrebt waren, daß sie den bisherigen Glauben durch einen neuen an eine Gottheit ohne Form, ohne Cultus und ohne Dogma zu ersetzen suchten. Und deshalb jubelten die Jacobiner ob der Erklärung der Braven aus Mennecy und entsandten auf der Stelle einige ihrer enragirtesten Mitglieder: Leonard Bourdon, Joseph Pereyra und Anacharsis Cloots Abends gegen elf Uhr zu dem armen Erzbischof Gobel, um ihn zu einer ähnlichen Erklärung zu veranlassen, um ihn zu „entchristlichen“. Der altersschwache und beschränkte Greis, der von alledem, was um ihn geschah und mit ihm geschehen sollte, so viel wie nichts verstand, der jeder Einflüsterung zugänglich war und in dem allgemeinen Sturm das Denkvermögen ganz verloren hatte — später verlor er den Kopf noch dazu — Gobel wurde aus dem Bette geholt. Der „Sprecher des Menschengeschlechts“ Cloots führte das Wort. Gobel stutzte. Cloots unterstützte seinen Entchristlichungsantrag durch alle Mittel seiner glühenden Beredsamkeit und schließlich gab der eingeschüchterte Greis nach. Drei Tage darauf, am 19. Brumaire, erschien Gobel in Begleitung seiner Vicare mit der rothen Mütze auf dem Kopf inmitten des Convents, sie Alle schwuren das Christenthum ab und Chaumette segnete den Tag, „an dem die Vernunft wieder zu Ehren gelangt sei“.

Mit diesem Tage beginnt in Frankreich die Aera der Abschwörungen unter den Priestern, und man kann sich denken, daß Anacharsis diese Bewegung mit allen Mitteln förderte. Es ist die Blüthezeit des Cultus der Vernunft, der von den extremen Mitgliedern des Jacobinerclubs, den Hebertisten, für die wichtigste Aufgabe der Revolution gehalten wurde. Kirchenraub, Entweihung und Schändung der Heiligen waren jetzt an der Tagesordnung. Auf Antrag der Commune beschloß der Convent, die altehrwürdige Metropolitankirche Notre Dame de Paris ihrer bisherigen Würde zu entkleiden — „sie zu befreien von der Last des Fanatismus und des Aberglaubens", wie man sich damals ausdrückte — und dieselbe zum „Tempel der Vernunft" zu erheben. Eine atheistische Tollheit jagte jetzt die andere. So wurde eines Tages eine der schönsten Courtisanen von Paris in feierlichem Aufzug in den Convent geleitet, die Operndame Candeille, in himmelblauem Faltenmantel, die rothe Mütze auf den blonden Haaren, den dreifarbigen Gürtel um die schlanke Hüfte, mit Eichenlaub bekränzt und in der Hand die Pike. Ein jubelnder Chor begleitet sie. Chaumette eilt ihr entgegen, begrüßt sie und stellt sie dem Präsidenten vor. Er enthüllt das geschminkte Weib. „Sterbliche", ruft er, „dies ist die neue Gottheit, die Gottheit der Vernunft. Wir wollen keine anderen Götter haben neben ihr!" Und Chaumette fällt auf die Kniee und scheint inbrünstig zu beten. Das Volk auf den Galerien und die Deputirten im Saale fallen zu Boden — und bange Stille lagert über dem Saale. Da plötzlich, wie in der Verzückung, beginnt ein unsäglicher Jubel, Freudengekreisch, Gewieher, die revolutionären Lieder werden abgeschrieen, man verlangt zu tanzen. — Nur Einer wendet sich mit Ekel von dieser lächerlichen Komödie ab; der Mann im grasgrünen Frack, Robespierre geheißen, affectirt Zerstreutheit und schreibt in sein Notizbuch. Nichts schien ihm erbärmlicher als dieser Spuk, der nothwendigerweise die Revolution lächerlich und ihre Helden verächtlich machen mußte. Als die Orgien andauerten und immer wahnsinniger wurden, als das Geheul und Getrampel, das Absingen und Tanzen der Carmagnole kein Ende nehmen wollte und schließlich sich gar die Göttin der Vernunft selbst mit Chaumette zu einem religiösen Cancan anschickte, da erhob sich der Puritaner Robespierre und verließ mit demonstrativer Entrüstung den Saal. Sein schwärmerischer Freund St. Just folgte ihm. Robespierre's Aufbruch versetzte die ungestüme Gesellschaft einigermaßen in Bestürzung. Der Präsident schloß bald darauf die Sitzung.

Das große Fest zur officiellen Einsetzung der neuen Gottheit war auf den 20. November in Notre Dame anberaumt. Chaumette und ein Schauspieler, Namens Lais, hatten den Plan zu demselben entworfen. Die Commune, der Convent und die Behörden betheiligten sich daran. Diesmal war es Fräulein Maillard, eine reizende, ganz junge Schauspielerin, welche von Chaumette dazu gezwungen wurde, die Rolle der Vernunftgöttin zu übernehmen. Unter einem Baldachin, der mit den Emblemen der Republik geziert war, wurde sie in den Tempel getragen und auf den Altar gehoben, der, zu Ehren der neuen Gottheit errichtet, die Inschrift trug: „Der göttlichen Weltweisheit." Die Statuen der Philosophen, welche am meisten zur Aufklärung des Volkes beigetragen hatten — Voltaire, Rousseau, Diderot und die Encyklopädisten — waren in dem Tempel aufgestellt und mit Kränzen behangen. In der Mitte des Tempels erhob sich ein Fels, auf dem eine Flamme brannte — die Flamme der Wahrheit. Trompetengeschmetter und

Fanfaren erschütterten die Luft. Fackeltragende Dirnen in phantastischem Aufputz durchgaukelten das Sanctuar, erklommen den Felsen und warfen sich mit verzücktem Antlitz vor dem Altar nieder, um sich zu neuen delirischen Sprüngen und Tänzen zu stärken. Und das Volk heulte und schrie: „Es lebe die Vernunft. Wir wollen keine anderen Götter neben ihr!" Und die reizende Maillard, deren blonde Locken über den himmelblauen Mantel herabfielen, „schön und jung wie die Vernunft", lächelte. Chaumette aber bot ihr vor allem Volk den Bruderkuß.

Nach dieser Maskerade beschloß der Convent die Schließung aller Gotteshäuser und die Beseitigung der Kirchthürme, weil sie dem Princip der Gleichheit widersprächen. Der Abschwörung folgte die Kirchenschändung, das wundervolle gothische Portal der Notredamekirche mit den Heiligenbildern wurde zertrümmert, die Reliquien der Schutzheiligen von Paris, der heiligen Genoveva, wurden auf dem Greveplatz verbrannt und der kostbare Reliquienschrein eingeschmolzen — aus dem Gold wurden Münzen geschlagen. Die vandalischen Zerstörungen und Tollheiten dauerten über einen Monat; ihren furchtbaren Höhepunkt aber erreichten sie in der Zerstörung der Königsgräber zu Saint Denis, die durch den Convent beschlossen worden war. Die Commune, welche darauf trumpfte, noch radicaler zu sein, als der terroristische Convent, hatte diesem Decret den Beschluß hinzugefügt, die Gebeine der Könige ausgraben, die Leichentücher vernichten und aus den bleiernen Särgen Kugeln gegen die Tyrannen gießen zu lassen. Dieser Beschluß wurde von dem wahnwitzigen Volk mit Fanatismus ausgeführt. „Die Volkshaufen, die sich auf diese Gräber warfen", sagt Lamartine, dem wir bei der Schilderung der Feste gefolgt sind, „schienen ihre eigene Geschichte auszugraben und deren Asche in die vier Winde zu streuen." Die Hacke zerschlug die bronzenen Gewölbethüren, die Karl der Große der Basilika von Saint Denis geschenkt hatte. Gitter, Statuen, Pfeiler — Alles brach unter den Hammerschlägen der Vandalen zusammen. Mit spöttischer Neugier suchte man unter dem Schutt nach Dem, was von den königlichen und fürstlichen Leibern übrig geblieben war. Von Pipin, dem Begründer der Karolingischen Dynastie, war nur noch ein bischen graue Asche vorhanden, die im Winde davonflog. Die Schädel Turenne's, Ludwig's XI., Franz I. wurden zerschlagen und rollten auf dem Boden dahin. Zerbrochene Scepter und Kronen lagen auf den Steinen und wurden von rohen Sohlen zerstampft. Mit den Knochen spielte man Fangball. Die sterblichen Reste von Philipp dem Kühnen und Philipp dem Schönen wurden in zischendem Kalk zersetzt. Heinrich IV., der vorzüglich einbalsamirt gewesen war, war fast unversehrt erhalten. Der schöne Kopf mit dem vollen, wohlgepflegten Bart schien erstaunt auf diese Gräuelscenen zu blicken. Seine entblößte Brust zeigte noch die beiden Wunden, die ihm der teuflische Ravaillac beigebracht hatte, und aus denen dies herrliche Leben entflohen war. Vor dem „guten König" stutzte die Brutalität der Zerstörer zwei Tage lang. Ja, man grüßte die Leiche. Das aber entrüstete ein Individuum, Namens Javogues. Er sprang vor den Leichnam und schrie: „Er hat Gott, seine Geliebte und sein Volk betrogen, die Nachwelt und Eure Gerechtigkeit soll er nicht betrügen." Er versetzte dem königlichen Antlitz einen Schlag. Der Leichnam rollte in die gemeinsame Grube. Und dahin folgten ihm Louis XIII., der wie eine Mumie aussah, und Ludwig XV., von dem nur noch eine schwarze, übelduftende, klebrige Masse übrig geblieben war.

— — Robespierre durchschaute vollkommen das Gefährliche dieser Verirrungen. Er wußte sehr wol, welche Macht der Glaube im Herzen des Volkes besitzt, wie er sich zwar betäuben, aber nicht vernichten läßt; er begriff, daß eine Reaction sehr bald eintreten müsse, und sein ohnehin etwas hypernaturalistischer Sinn widerstrebte dieser Komödie auf das Entschiedenste. In der Bekämpfung dieser Richtung und der Hebertisten erkannte er gleichzeitig auch einen politischen Vortheil von erheblicher Tragweite. Auf dem Gebiete des Glaubens war es, wo er die Partei, welche im Jacobinerclub und im Convent die Herrschaft zu erlangen und ihn in den Hintergrund zu drängen drohte, am sichersten zu schlagen hoffte, und bald bot sich ihm die Gelegenheit, den Hebertisten mit offenem Visir entgegenzutreten. Am 18. November donnerte Chaumette im Club in dem bekannten Stil gegen den Kirchenbesuch: „Die Dirnen, welche die Polizei überall sucht — sie sind jetzt Betschwestern geworden; es mag unter den alten Weibern einige geben, welche Vergnügen daran finden, den Leichengeruch der Tempel Jesu einzuathmen, aber die Mehrzahl besteht aus Dirnen, welche auch anderen Idolen opfern.“ Robespierre schwieg. Tags darauf fand im Convent wiederum eine von den Hebertisten angestiftete Maskerade statt: eine mit aus den Kirchen geraubten, sehr kostbaren Priestergewändern vermummte Schaar Männer und Weiber brachte eine Menge der werthvollsten Kirchengefäße zum Opfer dar, schwur feierlich, daß sie keinen andern Cultus haben wolle, als den der Vernunft, der Freiheit, der Gleichheit und der Republik und tanzte dann unter Absingung von Hymnen zu Ehren Marat's und Lepelletier's mitten im Saale die Carmagnole. Der Convent klatschte Beifall. Jetzt hielt Robespierre den Augenblick zum Angriff für gekommen. Am folgenden Abend im Club, wo Anacharsis Cloots den Vorsitz führte — es war der 21. November — hielt Robespierre seine berühmte Rede gegen den Atheismus und die Hebertisten. „Es giebt Menschen“, sagte er, „welche unter dem Vorwand, den Aberglauben zu vernichten, aus dem Atheismus selbst eine Art Religion machen wollen. Jeder Philosoph, jeder Einzelne mag darüber denken, was er will. Wer ihm daraus ein Verbrechen machen will, wäre wahnsinnig; der Staatsmann aber, der Gesetzgeber, welcher ein solches Gesetz annehmen wollte, wäre noch hundertmal wahnsinniger. Der Atheismus ist aristokratisch; die Idee eines großen Wesens, welches über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, ist durchaus populär. Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer! Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden!“ Nach diesen allgemeinen Bemerkungen ging er auf die Einzelheiten ein, bezeichnete die ganze Bewegung zu Gunsten und unter dem Deckmantel des Atheismus als ein Manöver der „fremden Mächte“, bezeichnete einige untergeordnete Hebertisten als Verräther und verlangte für diese sofortige Ausschließung aus der Gesellschaft. Ferner sollte eine „allgemeine Reinigung“ von der Tribüne herab stattfinden, damit man alle „Agenten der fremden Mächte“ erkennen und aus dem Club jagen könne. Die Vorschläge wurden angenommen, Robespierre setzte seine Angriffe fort und der Reinigungsproceß begann. Am 12. December fand die außerordentliche Sitzung statt, welche für die Reinigung derjenigen Mitglieder, die zugleich Conventsmitglieder waren, bestimmt war. Einige Wenige wurden ausgeschlossen und zu diesen gehörte Anacharsis Cloots, der als Hauptführer der Hebertistischen Atheisten, als Adeliger und Fremder natürlich sehr verdächtig war.

Die Untersuchung begann mit der Frage: „Eure Heimat?“ Cloots

antwortete: „Meine Heimat ist Preußen, zukünftiges Departement der französischen Republik."

Robespierre ließ sich durch dies Compliment nicht beirren. „Können wir", so begann er, „einen deutschen Baron für einen Patrioten halten? Können wir einen Menschen, welcher mehr als 100,000 Livres Renten hat, als Sansculotten betrachten? Können wir glauben, daß ein Mensch Republikaner sei, welcher nur mit Bankiers und mit Contrerevolutionairen lebt? Nein, Mitbürger, hüten wir uns vor Fremden, welche noch größere Patrioten sein wollen, als die Franzosen selbst."

Was wolle denn dieser Cloots mit seiner „Universalrepublik?" Das sei reiner Föderalismus. Ihm sei es zu gering gewesen, französischer Bürger zu sein; er wolle den Titel eines Weltbürgers führen. Sollte man etwa, nach seinen Ansichten, die Eroberung des Weltalls versuchen? Vielleicht wie aus Preußen, so aus Manomotapa ein französisches Departement machen? Den Krieg der ganzen Erde, allen Elementen erklären? Dergleichen Gedanken könnten unmöglich im Schädel eines Menschen Platz finden, welcher bei gesunden Sinnen sei und es redlich meine. Schließlich kam Robespierre auf die Hauptsache, auf die atheistischen Umtriebe, zu denen sich Cloots von den Aristokraten habe gebrauchen lassen. „O, Cloots!" rief er aus, „wir kennen Deine nächtlichen Besuche und Complotte. Wir wissen, daß Du unter dem Deckmantel der Nacht mit dem Bischof Gobel die Verschwörung vorbereitet hast, welche jene lächerliche philosophische Maskerade im Convent zur Folge hatte!" Cloots habe niemals das französische Volk, sondern immer nur das „Menschengeschlecht" vertheidigt. Diese falschen Propheten seien aber die gefährlichsten Feinde, weil sie heimtückisch den Todesstreich zu führen suchten. Paris wimmle von fremden Intriguanten dieser Art. Cloots sei ein Preuße — damit sei genug gesagt; nun möge man urtheilen.

Es war in der That genug gesagt. Cloots wurde aus dem Club, dessen Präsident er gewesen war, ausgeschlossen und es sollte ihm bald noch schlimmer ergehen.

Robespierre gab sich mit diesem Erfolg nicht zufrieden und der Kampf, der im Club begonnen hatte, wurde im Convent fortgesetzt. „Nichts sieht dem Apostel des Föderalismus ähnlicher", erklärte er am 25. December desselben Jahres (1793) im Convent, „als der unzeitige Verkündiger der einen und universellen Republik (das Prädicat „intempestif", „unzeitgemäß", hat Manchem, der Robespierre unbequem wurde, den Kragen gekostet). „Der Freund der Könige und der Anwalt des Menschengeschlechts verstehen sich ziemlich gut. Der mit Weihgehängen bedeckte Fanatiker und der Fanatiker, der den Atheismus predigt, stehen zu einander in sympathischem Rapport. Die demokratischen Barone sind die Brüder der Barone von Koblenz und bisweilen sind die rothen Mützen von den rothen Hacken (den Aristokraten) weniger weit entfernt, als man es glauben sollte."

Den Worten folgte schnell die That: die „Fremden", Thomas Payne und Anacharsis Cloots wurden aus dem Convent ausgestoßen und Cloots wurde zwei Tage darauf, am 7. Nivose des Jahres II (25. December 1793) auf Befehl des Sicherheitsausschusses verhaftet.

Mit der Beseitigung dieses eigentlich ungefährlichen Schwärmers hatte Ropespierre erst einen geringen Theil seiner Aufgabe gelöst: sein Ziel war, die Gewalt der Commune zu brechen, die seiner Macht überlegen war, ihr Haupt, Hebert und Genossen, zu vernichten und die Alleinherrschaft zu ge-

winnen — daß Hebert's Fall Danton nach sich ziehen müßte, war ihm klar. So gefahrvoll es war, Robespierre wagte den großen Schlag und stellte am 1. Germinal (19. März 1794) die Hebertisten, mit dem nichtswürdigen Schurken, der dieser Coterie seinen Namen gegeben hatte, vor das revolutionaire Tribunal. Unter den zwanzig Angeklagten befanden sich u. A. auch Conrad de Kock, der Vater des bekannten Schriftstellers Paul de Kock, und Anacharsis Cloots. Das revolutionaire Tribunal pflegte nicht zu scherzen und Cloots wußte, was ihm bevorstand, als ihn der Geschworene Renaudin mit den Worten anredete: „Euer System der Universalrepublik war eine reiflich überlegte Hinterlist, die keinen andern Zweck hatte, als der Coalition der gekrönten Häupter gegen Frankreich einen Vorwand zu bieten."

„Die Universalrepublik", antwortete Cloots, „beruht auf dem System der Natur; ich habe davon gesprochen, wie der Abbé de Saint Pierre von dem Universalfrieden gesprochen hat. Man kann mich überdies nicht im Verdacht haben, ein Anhänger der Könige zu sein. Es müßte doch sehr merkwürdig zugehen, wenn derselbe Mensch, der in Rom verbrannt, in London gehenkt, in Wien gerädert wurde, in Paris guillotinirt werden sollte."

Das Merkwürdige ereignete sich: von den zwanzig Angeklagten wurden neunzehn zum Tode verurtheilt, und unter ihnen natürlich auch Cloots und Hebert, der in seinem Blatt „Le pére Duchesne" für den Act des Guillotinirens den liebenswürdig harmlosen Ausdruck gefunden hatte: „Den Kopf durch ein kleines Fenster stecken und in den Sack nießen". Jetzt war Hebert zu so artigen Späßen nicht mehr aufgelegt. Er, der Hunderte auf das Schaffot gehetzt hatte, schauderte, heulte wie ein Kind und konnte sich kaum aufrecht halten, während Anacharsis standhaft blieb und je näher das letzte Stündlein rückte, desto fester an seinen Ueberzeugungen hielt. Er beschwor seine Leidensgenossen, nicht schwach zu werden, nicht im christlichen Glauben zu sterben, und verkündete mit erhobener Stimme sein neues Dogma.

„Der Sprecher des Menschengeschlechts ist gestorben, wie er gelebt hat", sagt Riouffe in den „Memoiren eines Gefangenen", „aber mit einem Muthe, den ich ihm nie zugetraut hätte. Cloots hatte nur eine Befürchtung, daß einer seiner Genossen an Gott glaube und es ausspreche, und bis zum letzten Athemzug predigte er ihnen den Materialismus."

Am 4. Germinal (23. März 1794), an demselben Tage, wo das Tribunal sein Urtheil gesprochen hatte, fuhren die Revolutionskarren mit der neuen Ladung nach der Richtstätte: Hebert, Vincent, Momoro, Ronsin, Cloots und Andere. Auch sie müssen jetzt „durch das kleine Fenster gucken und in den Sack nießen". Und das Volk wiehert und jauchzt und heult: „Nieder mit dem Preußen! Nieder mit dem Millionär!" Cloots lächelt und philosophirt. Er bittet, zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe fallen, Muße zu finden, „noch einige Principien festzustellen". Und das Beil senkte sich und senkte sich wieder, und die Köpfe fielen, und Anacharsis blickte heiter in die Welt hinein und lächelte. Als Hebert's Haupt in den Sack gefallen war, nachdem der Henker einige Secunden lang das Messer über dem Kopf des Elenden in der Schwebe gehalten hatte, stieß der Pöbel ein so wahnsinniges Freudengeheul aus und sprang und tanzte mit einem solchen Delirium, daß der Erdboden erschüttert wurde und der Haufe der siebzehn aufgespeicherten Leichen zum Entsetzen der Umstehenden umfiel. Als diese sich von ihrem Schrecken erholt hatten, klatschten sie Beifall.

Jetzt kam Anacharsis an die Reihe; dreimal begrüßte er die Guillotine:

im Namen der Freiheit, die er der Welt habe geben wollen, im Namen der Gleichheit, der er von Jugend auf geopfert habe, und im Namen der Brüderlichkeit, die er in einer fernen, fernen Zukunft als kaum bemerkbaren Punkt zu erblicken glaubte. Darauf bestieg er, ohne zu erbleichen, das Blutgerüst und der Sack empfing einen schönen Kopf mit lächelndem Munde. — Der Pöbel zerstreute sich, das Fest war vorüber und nur noch ein revolutionairer Scherz — das war das Einzige, was von diesem Triumph der Freiheit übrig geblieben war — erinnerte das leichtlebige und vergeßliche Volk eine kurze Weile an den Tod des preußischen Schwärmers. Es war nämlich Mode geworden, sich des Witzes halber beim Vorübergehen in der Weise zu begrüßen, daß man den Hals hochreckte und mit dem Kopf automatenartig dreimal nickte, und diesen komischen Gruß nannte man: La salutation à la prussienne.

Gobel, der Priester der reinen Vernunft, dem Anacharsis ein Denkmal im Heiligthum der Vernunft errichten wollte, und Chaumette, der intellectuelle Urheber des Vernunftcultus, wurden, um das gleich hier anzufügen, unter der Anklage des Atheismus vor das revolutionaire Tribunal gestellt und drei Wochen nach der Hinrichtung der Hebertisten, am 24. Germinal des Jahres II (14. April 1794) ebenfalls guillotinirt.

Cloots war keineswegs einer der begabtesten und hervorragendsten Männer der Revolutionszeit; er war ein verrückter, aber hochherziger Schwärmer, seinem Wahnsinn lag ein Gedanke zu Grunde, und daß es ihm damit ernst gemeint war, hat er durch sein Leben und Sterben bewiesen. Während die französischen Aristokraten mit ihren Schätzen in die Fremde flüchten und in Coblenz ihre nichtswürdigen Pläne ausbrüten, um den Fremden in das eigene Land zu hetzen, verläßt der deutsche, reichbegüterte Edelmann die stille Heimat und begiebt sich in den Rachen des Löwen, wirft die Titel, welche ihm seine Geburt ertheilt, bei Seite, opfert für seine Idee sein Gut und Blut. Wenn es Wahnsinn war, so wird man wenigstens zugestehen müssen, daß es zu diesem Wahnsinn einer großen, aufopfernden Seele bedurfte. Und wenn es Wahnsinn war, so ist er bitter bestraft, nicht nur mit dem Tode. Das von der Republik confiscirte Vermögen des Cloots fiel nämlich in Folge des mit Frankreich während der Restauration abgeschlossenen Vertrags an die Cleve'sche Familie zurück. Baron von Hoevell auf Gnadenthal, Anacharsis' Schwager und nächster Anverwandter, wollte das Geld des Gotteslästerers nicht antasten und glaubte die mangelhafte Orthodoxie seines Schwagers dadurch sühnen zu sollen, daß er mit diesem zurückerstatteten Vermögen eine Kirche erbauen ließ, die im Jahre 1850 unter Leitung des verstorbenen Dombaumeisters Zwirner in Donsbrücken vollendet wurde. Eine Kirche! — es ist das eine grausame Ironie des Schicksals, die unsern Anacharsis, wenn er sie hätte erdulden sollen, empfindlicher getroffen haben würde, als das Beil des Henkers. Auf der Guillotine — so erzählt man — soll Anacharsis gegen das Todesurtheil des revolutionairen Tribunals Berufung angemeldet haben, Berufung an die höhere Instanz des Menschengeschlechts. Nun, ich glaube, diese ideale Instanz würde das Urtheil cassirt und angenommen haben, daß der revolutionaire Schwärmer bei seinen atheistischen Gesinnungen durch eine solche Verwendung seiner Güter schon genügend bestraft war.

Paul Lindau.

Neuere italienische Kunst.

Man ist gewohnt im Auslande nur von der italienischen Kunst der Vergangenheit zu reden, und sich um die der Gegenwart wenig zu bekümmern. Dennoch erhielten auf der großen Pariser Ausstellung von 1867 mehrere italienische Gemälde, wie zum Beispiel die Verjagung des Herzogs von Athen, von Ussy, und besonders die italienischen Bildhauerarbeiten verdiente Anerkennung. Es fehlt hier wahrlich nicht an Talenten.

Die vor Kurzem in Florenz stattgehabte Kunstausstellung enthielt manches Gute und gab zugleich einen angenehmen Ueberblick über die jetzt vorherrschenden Richtungen und Bestrebungen. Auffallend war es, daß in ihr alle Schlachten- und Kriegsbilder fehlten, gleichsam wie wenn die Kunst sich als Asyl anböte, die erschütternden Scenen der letzten Monate für einen Augenblick vergessen zu machen. Seltsam ist es aber doch, da die Kunst sonst die Strömungen der Zeit in sich aufnimmt und wiederspiegelt. Auch kein Garibaldi mit seinen Freiwilligen war zu finden, die sonst schaarenweise die Ausstellungen bevölkerten; ebensowenig Victor Emanuel, an dessen plumpen Gesichtszügen sich sonst so viele Maler abquälten, ohne doch trotz aller Mühe den Re Galantuomo, wie man ihn jetzt übrigens kaum mehr nennen hört, idealisiren zu können.

Ein recht gutes Gemälde ist das von Pier Ambrosio, einen Vorgang aus der Florentinischen Geschichte darstellend. Zwei Gesandte der Florentinischen Republik, Bernardo da Castiglione und Giambattista Cei verfügen sich 1529 zum Prinzen von Oranien, dem Karl der Fünfte auf Antrieb des Papstes Clemens des Siebenten aufgetragen hatte, Florenz zu belagern, und dort wieder die Medici einzusetzen; die beiden Republikaner wollen mit dem Prinzen unterhandeln, um der Belagerung vorzubeugen. Der Prinz, der sich in der Gesellschaft von Baccio Valori und dem Marchese del Vasto befindet, erwiedert, er würde die Belagerung nur aufheben, wenn man Florenz dem Papst Clemens dem Siebenten übergeben wolle Da ruft Castiglione in edlem Unwillen aus: daß der Papst niemals Florenz erlangen werde, und indem er auf sein Barett zeigt, das er vom Haupt genommen, sagt er die historischen Worte, „ehe die Florentiner den Medici ihre Stadt überließen, würden sie dieselbe lieber in Asche legen, und deren Häuflein in diesem Barett übergeben". Diesen Augenblick hat der Künstler sich gewählt; die Gestalt Castiglione's ist voll Leben und Ausdruck, voll einfacher imponirender Entschlossenheit; der Oranier, in seinem fürstlichen Glanz, mit seiner herzlosen Kälte bildet einen guten Contrast. Auch die übrigen Figuren sind gelungen Es ist so viel Stimmung in dem Bilde, daß man sich ganz in jene Zeit zurückversetzt fühlt, und man bedauert den edlen Castiglione, der später aus Rache, nachdem die Medici sich durch Verrath dennoch Florenz bemächtigt hatten, hingerichtet wurde. Pier Ambrosio ist ein Florentiner, und man sieht, daß er in seiner Geschichte wahrhaft lebt.

Ein großes preisgekröntes, für die Kirche von Castelfiorentino bestimmtes Bild ist die Beisetzung der heiligen Verdiana von Annibale Gatti; es ist vortrefflich gemalt und componirt, und mag auch für die moderne Anschauung der Gegenstand an sich wenig Reiz haben, so ist es doch von größter Wirkung und im Stande Sinn und Gedanken für lange zu beschäftigen. Es ist die Perle der Ausstellung, die sanfte Harmonie der Farben ist bewunderungswürdig, die Gestalten haben eine Art Verwandtschaft mit denen Ghirlandaio's. Da wird sie hingetragen in ihrem großen, offenen, von einer Blumenguirlande umgebenen Sarge, diese Heilige, hinten in der Mitte sieht man unheimlich das kolossale schwarze Kreuz der Kirche ragen, in den Chor fällt das Tageslicht, welches mit den vielen angezündeten Kerzen eine eigenthümliche Lichtwirkung bildet; wir sehen das ganze feierliche Gepränge einer katholischen Bestattung. Alles drängt sich, der Heiligen die letzte Ehre zu erweisen. Sie wird von ihren Verwandten aus der Familie Rondinello degli Attavanti getragen. Der Podesta Gualfredotto von Mailand in Purpur und Hermelin vertritt gravitätisch und ernst die Würde seines Amtes, der geschätzte Dichter Nerino aus Castelfiorentino schreitet neben ihm mit poetisch nachdenklicher Miene; ein junges Mädchen im weißen Kleide und einem Rosenkranz in den Haaren, eine ätherische Lichtgestalt, schwebt fast mehr als sie geht, und leuchtet fast mehr als die Kerze, die sie in ihren Händen trägt. Von größter Lebenswahrheit sind zwei Kinder, ein Knabe mit Blumen, ein Mädchen mit einer Kerze, die sich recht wichtig in Ausübung ihres Amtes vorkommen, während ihre sie im Gedränge schützende Mutter liebevoll auf sie blickt. Auf der andern Seite steht der Priester, der pathetisch den Segen spricht, Chorknaben schwingen Weihrauchfässer, ein knieender alter Mönch in brauner Kutte zeigt jenen gemeinstumpfen und fanatischen Ausdruck in den häßlichen Zügen, der Anspruch darauf macht für Frömmigkeit zu gelten. Es ist eine Fülle der Charaktere! Nur die heilige Verdiana selbst, sie, die alle diese Menschen in Bewegung setzt, sie liegt in ihrer Nonnentracht da, mit verdrießlichem, wenig anziehendem Ausdruck, ganz ohne jene rührende und geheimnißvolle Verklärung, die so manche Verstorbene, ohne Heilige zu sein, in ihren Zügen aufweisen. Es graut Einem, wenn man diese ältliche Frau betrachtet, und zugleich muß man Mitleid mit ihr fühlen, weil sich in ihr alles Unheimliche und Verhängnißvolle des Klosterlebens ausspricht. Keine bezaubernde Leidenschaft, kein schönes Unglück hat jemals dieses öde, monotone Leben unterbrochen, die heilige Verdiana hat mechanisch Gebete abgeleiert, hat Müßiggang und Langeweile würdevoll ertragen, aber die Kraft der Liebe und die Kraft des Hasses, die Begeisterung für eine kühne und große Handlung, den Eifer des Strebens und des Wirkens hat sie nie erfahren: sie ist gestorben, ohne jemals gelebt zu haben. Das ist es, was uns diese Leiche offenbart! Und hier von Allen, die sie bestatten, ist nicht Einer, der sie beweinte; wahrscheinlich auch nicht Einer, der sie wahrhaft kannte! Sie ist Allen fremd geblieben! Gleichgiltig sind die Verwandten, die Anstands halber ihren Sarg tragen, gleichgiltig der Podesta und der Dichter, gleichgiltig die Geistlichen, die nur eine theatralische Ceremonie ausführen, gleichgiltig Alle, Alle! So schließt das Leben einer Heiligen! Annibale Gatti ist ein großer Maler, er giebt uns mehr als ein Bild, er giebt ein ganzes Seelengemälde.

Am häufigsten in der Ausstellung ist das Genre vertreten; kleine zierliche Bildchen sind mehr vorhanden als große. Da ist eine allerliebste Va-

dende von Michele Rapiardi, die in buschiger Umgebung, noch halb in ein weißes Gewand gehüllt, in die kühle Fluth hinabsteigen will. In verjüngtem Maßstab erinnert sie an die Riedel'schen Gestalten; so durchsichtig und warm sind die Farbentöne, so anmuthig die Formen und der Ausdruck. Daneben hängen „Die Schmollenden", von Francesca Gambacorti. Das Bild stellt einen jungen Mann und ein junges Mädchen in Albanercostum dar, die sich nach einem Streit von einander abgewandt haben, denen man aber ansieht, daß sie bald einen recht herzlichen Frieden schließen werden; ja, ich glaube eigentlich, sie lieben sich noch mehr, als jenes andere Paar, welches Giuseppe Ciaranti unter dem Titel „Eine Liebeserklärung" ausgestellt hat. Auf diesem Bilde ist der Liebhaber begeistert vor der Hausthür seiner Schönen auf die Knie gesunken und küßt ihr entzückt die Hand. Beide Bilder sind artig, aber „Die Schmollenden" verdienen den Vorzug; es ist eine Art von weiblicher Feinheit darin, die für diesen Gegenstand paßt.

Es haben übrigens außer Francesca Gambacorti noch mehrere Damen Werke geliefert. Anna Fries, die Züricher Malerin, die seit Jahren in Florenz lebt, hat ein Blumenmädchen aus dem Cinquencento ausgestellt, ein Bild, dessen kräftige Farbengebung es wie ein altes erscheinen läßt. Luisa Silei hat eine düster melancholische Landschaft „Reminiscenzen vom Apennino" gegeben.

Einige verunglückte Erzeugnisse fehlen auf keiner Ausstellung: da sind denn schmutzige Kinderstuben unter dem sentimentalen Titel: Mutterfreuden, und Aehnliches mehr.

Unter den Bildwerken sind viele jener realistischen Portraits, die wir Photographien in Marmor und in Gips nennen möchten. Für die Sculptur vor Allem ist der Idealismus nothwendig; aber die heutige Richtung neigt nur allzusehr zum krassesten Realismus hin, und um ihm nur huldigen zu können, wählen sich die Künstler oft die seltsamsten Vorwürfe. Da hat der begabte, aber effectsüchtige Salvatore Grita aus Palermo seine „lesende Blinde" ausgestellt, eine sitzende Statue in Lebensgröße. Ein Gebrechen in Gips oder Marmor! Das scheint mir eine Verirrung des Geschmacks Man hüte sich wol, Krankheiten oder Gebrechen in die Kunst einzuführen. Ein pathologisches Interesse hat sie, diese Unglückliche, die mit den Händen nach den erhabenen Buchstaben ihres Buches tastet, aber schön ist sie nicht; und der Künstler hat sich so in die naturgetreue Nachbildung des Gebrechens vertieft, daß er dem armen Geschöpf nicht einmal Anmuth in der Haltung und den Formen gegeben hat. Doch ist die Blinde preisgekrönt.

Ein anderer Palermitaner ist Raffaello Pagliaccetti. Von lustigstem Humor und glücklichster Satyre ist seine kleine Gruppe in Terracotta, „Die Messe". Dieser dicke Pfaffe mit dem verschmitzten Ausdruck, dieser knieende Chorknabe mit dem bornirten Schaafsgesicht, sie werden Niemand fromm stimmen, aber sie sind dem Leben entnommen. Die große, sorgfältig ausgeführte Bildsäule des Herzogs von Aosta, von demselben Künstler, regt zu mancherlei Betrachtungen an. Der Herzog ist dargestellt in dem Costume, welches er bei dem Turnier trug, das zur Vermählung der Prinzessin Margherita hier aufgeführt wurde. Der ritterliche Anzug ist wol für die künstlerische Behandlung geeignet, aber er steht in grellem Widerspruch mit den geistlosen, prosaischen, unvornehmen Gesichtszügen des Herzogs, die allzuähnlich wiedergegeben sind. Daß aber Pagliaccetti wol fähig ist, den Schmelz der Seele, die Innigkeit des Gefühls wiederzugeben, wo sie vor-

handen sind, das zeigt seine sitzende Statue in Terracotta: „Die Waise aus den Abruzzen." Dieses arme Mädchen mit den niedergeschlagenen Augenlidern, mit den gekreuzten Händen, mit der stillen Wehmuth ist wie eine liebliche Blume; man kann es nicht ansehen, ohne Liebe und Mitleid zu fühlen.

Die Sicilianer sind außerordentlich begabt; der verdiente Cataneſiſche Künstler Carmelo Destefani hat zwei seiner kleinen beliebten Terracottagruppen geliefert, welche die sicilianischen Landleute so treu und liebenswürdig darstellen und das sicilianische Volksleben in seiner Lebendigkeit so charakteristisch vergegenwärtigen.

Das ist ein kurzer Ueberblick der Florentiner Ausstellung, welche viel besprochen und von Fremden und Einheimischen besucht wurde. L. A.

Frühmorgens.

In grauer Früh' schreit' ich allein,
Kein Lüftchen läßt sich hören,
Als wollte nichts den stillen Hain
In seiner Ruhe stören.

Das letzte Sternlein blinkt mich an,
Ein mahnend Himmelszeichen,
Den Abschied winket durch den Tann
Das Mondlicht im Erbleichen.

O feierliche Stille rings
Frühmorgens vor dem Tagen!
Doch horch: fern durch die Saaten ging's —
Eine Wachtel hör' ich schlagen.

Die junge Röthe taucht empor,
Er rührt sich in den Zweigen,
Und laut und lauter tönt im Chor
Der Vögel lust'ger Reigen.

Vom Dorf herüber durch den Wald
Die Morgenglocken klingen,
Und meine Stimm' dazwischen schallt
Dem Schöpfer zu lobsingen!

Wilhelm Buchholz.



Oskar von Redwitz.

Oskar von Redwitz.

Ein Dichterbild von **F. von Hohenhausen.**

Wenn man von dem einst markgräflichen Residenzstädtchen Anspach, vor dessen Schlosse das erzene Standbild Platen's sich erhebt und dessen fürstlicher Park eine Büste des alten Uz beherbergt, auf zweistündigem Thalwege der Rezat entlang geht, gelangt man in einen unansehnlichen Marktflecken. Im Mittelpunkt desselben ragt eine Burgveste mit Wallgräben und vergitterten Fenstern hervor — ein düsterer Bau; drohend und unheimlich sehen die dunklen Mauern aus, als verständen sie die Seufzer und Flüche, die sie täglich hören müssen. Die klirrenden Ketten der schwersten Verbrecherstrafen fesselten auf Lebenszeit die Bewohner dieses dunklen Gebäudes, das in seinem Namen die bitterste Ironie ausspricht; der düstere Ort heißt Lichtenau! Mörder und Räuber waren aber nicht immer die einzigen Kettenträger dort. In dem ersten Viertel unseres glorreichen Jahrhunderts mußten in diesem Zuchthause auch schuldlose Männer dafür büßen, daß sie die Freiheit und ein großes deutsches Vaterland als Ideale geliebt hatten, nachdem der Erbfeind verjagt war Wie drängten sich gemeine Seelen zum Schergenamt und brachten die Blüthe der deutschen Jugend schadenfroh hinter Schloß und Riegel! Hätten doch die edlen Märtyrer ahnen dürfen, daß achtundvierzig Jahre später ein zweiter Heldenkrieg ihre schönen Träume verwirklichen würde! Daß die Strahlenkrone von Deutschlands Hoheit doch noch aufgehen sollte, wie sie es kühn geplant hatten und daß gerade in diesem dunklen Lichtenau am 28. Juni 1823 der Dichter Oscar von Redwitz geboren ward, der diese Erfüllung ihrer frommen Wünsche aussprechen und „Das Lied vom neuen deutschen Reich" singen sollte!

Der Vater des Dichters, der damalige Vorstand des Zuchthauses zu Lichtenau, Freiherr Ludwig von Redwitz, gehörte einem alten reichsunmittelbaren Adelsgeschlecht an und hätte auch schwerlich geglaubt, daß sein häuslicher Herd von dunklen Zuchthausmauern beschattet werden würde. Er stand als Officier in österreichischen Diensten und machte als solcher mehrere Schlachten mit; Napoleon's Siege, welche die Welt änderten, hatten auch auf sein Schicksal Einfluß. Er ging nach Paris und Straßburg mit der Absicht, die diplomatische Carrière einzuschlagen. In München arbeitete er eine Zeit lang im Ministerium Montgelas und lebte in den vornehmsten Kreisen Sein Vater besaß die Ritterlehngüter Schmölz und Theisenort in Franken, hatte aber zu viel Aufwand gemacht und es nicht verstanden, die Landwirthschaft einträglich zu verwalten; die Güter geriethen in Concurs und wurden auf Jahre hinaus unter Sequester gestellt, wodurch der Erbe in eine völlig mittellose Lage kam. Die diplomatische Laufbahn erforderte aber gerade bedeutende Zuschüsse, er mußte also eine andere betreten. Nachdem er einige Zeit Officier bei der Gendarmerie gewesen, wurde er Inspector des Zuchthauses in Lichtenau. Er versank auf diesem traurigen Posten in tiefe Melancholie und weder seine lebenslustige, geniale Frau, noch seine schönen blühenden Kinder vermochten ihn glücklich zu machen. Erstere war

eine Tochter des Oberapellationsgerichtsraths von Miller, und die Großnichte von J. M. Miller, Verfasser des Siegwart; es ist wol unzweifelhaft, daß sie die ererbte poetische Ader auch auf den Sohn übertragen hat, nach der vielfach bewährten Theorie der geistigen Einflüsse von mütterlicher Seite. Sie dichtete mit großer Formgewandtheit, jedoch nur für den Hausbedarf, wie es für die Frau paßt; nur Familienfeste wurden von ihr besungen, obwol ihre Ehe keine glückliche war. Die große Verschiedenheit der Charaktere und die unüberwindlichen Sorgen für die Subsistenz eines großen Hausstandes waren die Ursachen mannigfacher Zerwürfnisse. Als endlich die Güter wieder frei wurden, gewährten sie doch noch keine hinreichenden Einnahmen, weil der Bodenwerth damals zu niedrig war und die Verpachtungen nichts eintrugen, auch lasteten noch Processe und Wucherzinsen darauf. Von dem düstern Lichtenau hatte Oscar von Redwitz nur undeutliche Erinnerungen bewahrt, sein Vater wurde auf sein dringendes Ersuchen versetzt und zwar nach Kaiserslautern, dem Centralgefängniß der Pfalz. In dem Hofe, wo die Züchtlinge ihre Erholungsstunden genießen durften, spielte der Knabe Oscar mit harmlosem Uebermuth und sprudelnder Lebendigkeit. Seine Phantasie wurde durch die tragische Nähe des Verbrechens wol zuweilen unwillkürlich mit düsteren Bildern erfüllt, wie wir etwas Aehnliches bei einem andern deutschen Dichter, Grabbe, dem die erste Kindheit auch in Kerkermauern tagte, als Symptom bemerken konnten; aber Oscar von Redwitz hatte ein gesundes starkes Herz, böse Eindrücke hafteten nicht darin. Die Heiterkeit und der Jugendmuth lachten ihm aus dem strahlenden Auge; sein schönes glückliches Kindergesicht blühte wie eine Rose zwischen den feuchten, dumpfen Kerkermauern und erfreute die trauervollen Bewohner derselben. Ein Nachklang dieser fröhlichen Knabenzeit findet sich in dem Lebensroman „Herrmann Stark", der überhaupt dem Biographen des Dichters als Leitfaden dienen könnte.

Die Lust zum Lernen — Fleiß soll ja eins der Lebenszeichen des Genies sein — verdrängte die Knabenspiele, als Oscar's Vater nach wiederholten Petitionen endlich seinen Wunsch erreichte und, seines Postens als Gefängnißdirector enthoben, Oberzollinspector in Schweigen wurde. Das kleine Städtchen lag an der damaligen französischen Grenze, eine halbe Stunde von Weißenburg, wo sich ein sehr gutes Collège befand. Zu Fuß, ein kaltes Mittagsbrod in der Tasche, wanderte Oscar täglich frühmorgens über die Grenze nach Weißenburg und wurde bald einer der besten Schüler des französischen Gymnasiums. Er gewann fast alle Preise und wurde der Stolz seiner Lehrer; noch nach langen Jahren hatten sie ihn nicht vergessen und einer derselben, Professor Reinwald, eignete ihm ein Werk über die Schlösser des Elsaß mit folgenden Worten zu:

„Je dédie mon ouvrage à un ancien élève, au gracieux auteur d'Amaranthe que le Collége de Wissembourg compte avec une juste fierté parmi ses laureats." „Ich widme mein Werk einem ehemaligen Schüler, dem anmuthigen Dichter der Amaranth, welchem das Collège von Weißenburg mit einem gerechten Stolz zu seinen Laureaten zählt."

Da Oscar besonders auch der französischen Sprache sehr mächtig geworden war, so wünschte sein Vater, daß er ganz nach Frankreich übersiedeln und ihm nicht bei einer abermaligen Versetzung, nach Zweibrücken, folgen solle. Aber der Knabe widersetzte sich diesem Vorhaben auf's Entschiedenste, er wollte durchaus deutsch bleiben. Er hatte auf dem Gymnasium von

Zweibrücken doppelte Anstrengungen zu machen, um seine französirte Bildung wieder abzulegen und doch seinen Mitschülern nachzukommen. Bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit, einem Maifest, erhielten Alle die Aufgabe, ein Gedicht zu machen. Oscar gewann den Preis und mußte sein Maigedicht sogar öffentlich vortragen; er machte damit großes Aufsehen. Von unbekannter Hand wurde ihm sogar ein Lorbeerkranz gesendet mit der prophetischen Zuschrift, daß er ein echter Dichter werden würde. Noch einmal ward er in seinem eifrigen Lernen durch eine Versetzung seines Vaters unterbrochen, der eine Stelle am Oberzollamt in Speier erhielt. Oscar absolvirte jedoch sehr bald die Oberclasse des dortigen Gymnasiums und bezog mit achtzehn Jahren die Universität zu München, wo er zwei Jahr Philosophie und drei Jahr Jurisprudenz studirte. Das letzte Halbjahr brachte er in Erlangen zu, wo er der Franconia angehörte. Er war ein sehr flotter Student und oft in Händel verwickelt, eine tüchtige Schmarre mitten durch das Gesicht giebt noch jetzt Zeugniß davon. In dem heitern Universitätsleben entstand die Dichtung „Amaranth", diese blaue Blume der Poesie, die den Zauber besaß auch die prosaischsten Leser für sich zu gewinnen. Die echte Dichternatur des jungen Studenten konnte das Blühen nicht lassen, er wollte eigentlich nicht dichten, er wollte fleißig studiren, um sein Examen glücklich zu bestehen; aber wenn er am Tage mit fester Hand gearbeitet hatte, überließ er sich doch Abends unwilkürlich den Einflüsterungen seiner Muse und das Examen sowol wie das Gedicht kamen zu Stande. Letzteres freilich erst nach manchen Zwischenfällen; er hatte nicht die Freude, seinen edlen, geliebten Vater, der so arm an Lebensglück gewesen war, damit zu erheitern. Derselbe starb und hinterließ die Familie in schweren Sorgen. Oscar mußte auf jede Unterstützung bei seiner kostspieligen juristischen Laufbahn verzichten. Er nahm deshalb den trockenen Dienst als Rechtspracticant an und mußte mit der Papierscheere noch mehr als mit der Feder arbeiten, was er so ergötzlich im „Herrmann Stark" erzählt. Die pedantische Kleinigkeitskrämerei des Staatsmaschinisten, bei dem er die ersten Jahre arbeiten mußte, machte ihm die Beamtenlaufbahn von vornherein zuwider. Doch hielt er es für eine Ehrenpflicht, auch das große Staatsexamen zu bestehen, ehe er sich lossagen durfte. Geduldig erledigte er deshalb die Vorbereitungen vom trocknen „Jus" und errang seine Existenzmittel während der Zeit durch Bureauarbeiten bei einem Rechtsanwalt. Die Beendigung von „Amaranth" war in dieser anstrengenden Lage seine liebste Zerstreuung; das Buch erlebte bekanntlich in kürzester Frist mehrere Auflagen und wurde für ihn auch in materieller Hinsicht ein Sorgenbrecher. Er konnte in Folge dessen daran denken, sich einen häuslichen Herd zu gründen und verlobte sich mit der fünfzehnjährigen Mathilde Holscher, Tochter einer Wittwe, Besitzerin des Rittergutes Schellenberg bei Kaiserslautern. Es war dort eine fruchtbare, herrliche Erde, dem Dichter, der bis dahin in Städten und Gefängnißmauern geschmachtet hatte, wurde zum ersten Mal der volle Genuß der freien Natur geboten. Er schwärmte in Feld und Wald einher, er fühlte sich in wahrer Bräutigamslaune überglücklich. Der harmonische Ton im Kreise seiner neuen Familie that ihm unendlich wohl. Das nie gekannte Gefühl von Friede und Sicherheit der Existenz kam über ihn; seine jugendliche Braut, halb Kind, halb Engel, erfüllte ihm die Idee von einem weiblichen Ideal, wie er sie in Amaranth geträumt hatte.

Um auch äußerlich einen glücklichen Abschluß seiner Verhältnisse zu

erlangen, unternahm er es, mittelst einiger Geldopfer seine Erbgüter von den hemmenden Mannlehnsbedingungen zu entfesseln und in ihren freien Besitz zu treten. Er verheirathete sich dann mit achtundzwanzig Jahren, verließ den Staatsdienst und ging nach Bonn, wo er unter Simrock's Anleitung dem Studium des Mittelhochdeutsch oblag. Dort trat er auch schon in nähere Beziehungen mit dem jetzigen kaiserlichen Kronprinzen, der damals als achtzehnjähriger Jüngling in Bonn studirte und schon die schöne „Menschenblüthe" entfaltete, die der Dichter in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich" so hochpoetisch geschildert hat. Unvergeßlich wird es den Rheinländern sein, wie glücklich der herrliche, blondgelockte Jüngling sich unter ihnen fühlte und mit welchem rührenden Mutterstolze unsere Augusta ihn ihren „langen Studenten" nannte.

Zu dieser Zeit verweilte ich in Bonn mit meiner ehrwürdigen Mutter, die alljährlich am Grabe ihres Glückes trauerte — ihr einziger Sohn, Karl von Hohenhausen, hatte sich als Student in Bonn selbst den Tod gegeben! Sie interessirte sich lebhaft, wenn auch mit tiefer Wehmuth, für Oscar von Redwitz, der sie durch seine Poesie sowol wie durch seine äußere Erscheinung an den talentvollen, bildschönen Sohn erinnerte. Die fromme Richtung, welche Redwitz in der Amaranth feierte, erschien ihr als der Rettungsanker des zweifelsüchtigen Jugendgeistes, dem ihr Sohn zum Opfer gefallen war. Sie richtete deshalb ein sehr charakteristisches Sonett an ihn, dessen Schluß hier folgt:

„Du bist nicht Byron, banger Töne Meister,
Und auch nicht Lenau, König irrer Geister,
Das Wühlen der Verzweiflung blieb Dir fern.

Du bist der neuen Jesu-Jünger treuster,
Und zwar kein Paulus, durch den Saul Gereister,
Du bist Johannes an der Brust des Herrn!

Der christlich-germanische Zug der Amaranth machte damals in der Zeit der politischen und kirchlichen Reaction einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Allein der heilsame Gegenstoß blieb nicht aus, sobald nur erst die Luft sich wieder frischer zu regen begann; und man versuchte sogar, dem Dichter die poetische Begabung abzusprechen, man wollte ihn nur für einen süßlichen Verskünstler ausgeben. Man ging auch hier wiederum zu weit; die Wahrheit ist, daß das Gedicht dem innersten Bedürfnisse seiner Zeit entsprach und dem Inhalt derselben einen vollen formvollendeten Ausdruck lieh. Die Stimmung der Zeit war eine krankhafte; der Dichter, indem er ihr Worte gab, that viel, sich und sie davon zu befreien. Es ist deswegen ein großes Unrecht gewesen, wenn eine gewisse Richtung der Kritik ihre natürliche Abneigung gegen einen wahren Dichter hartnäckig dadurch bewährt hat, daß sie seine reichhaltigen und zahlreichen späteren Werke nie erwähnte. Das große Publicum, in dem jetzt die neueste Dichtung, jenes „Lied vom neuen deutschen Reich", diese Geistesflamme voll Poesie und Patriotismus gezündet hat, glaubt nun, es läge ein Brachfeld zwischen der Jugendarbeit und der Mannesleistung, während doch der Dichter von Stufe zu Stufe emporgestiegen ist und namentlich sein großer Roman „Herrmann Stark" schon die Keime enthielt, die in dem hohen Liede des Vaterlandes Blüthen und Früchte trugen. Der Titel „Deutsches Leben", welcher dem Romane beigefügt ist, beweist dies zur Genüge.

Als ich den Dichter im Jahre 1851 in Bonn kennen lernte, bewohnte

er mit seiner jungen Gattin wie ein Turteltäubchenpaar ein Häuschen auf der Coblenzer Straße und genoß die Göttergeschenke des Lebens, Liebesglück und Ruhmesglanz mit wahrhaft liebenswürdiger Freude. Wie fröhliche Kinder empfingen die jungen Eheleute die zahlreichen Ovationen, die dem Dichter der Amaranth dargebracht wurden. Auch Fürstengunst betheiligte sich daran; der jugendliche Kaiser von Oesterreich ließ ihn als außerordentlichen Professor nach Wien berufen. Es war eine schöne Aussicht, die sich freilich nicht ganz so glänzend erfüllte; Redwitz las über griechische Tragödien, namentlich über Antigone und errang viel Anerkennung, gewann aber bald die Ueberzeugung, daß er keine Zeit zu eigenen Arbeiten erübrigen konnte und sehnte sich nach unbeschränkter Freiheit. Er verabschiedete sich deshalb von Wien und zog sich auf das Gut seiner Schwiegermutter zurück, wo er mehrere Jahre ein glückliches Stillleben führte, nur von Reisen und literarischen Arbeiten unterbrochen. Es entstanden dort eine Sammlung vermischter Gedichte, die Tragödien „Thomas Morus“, „Philippine Welser“, „Der Zunftmeister von Nürnberg“, „Der Doge von Venedig“ 2c. Das Verlangen nach practischer Thätigkeit trieb ihn jedoch noch einmal von hinnen: er machte es sich zur Aufgabe, seine Güter Schmölz und Theisenort selbst zu bewirthschaften. Mehr als acht Jahr widmete er sich mit angestrengtem Fleiß dieser Arbeit, sah dann aber ein, daß ein Schriftsteller nicht zugleich auch Bauer sein kann. Zunehmende Krankheitserscheinungen, namentlich sehr qualvolles Asthma und nervöses Kopfweh, zwangen ihn überdies dazu, die Güter Anderen zu überlassen; er verkaufte sie schließlich, nachdem die Pachtungen auch nicht einschlugen, an die gräfliche Familie von Egloffstein. Als Gutsbesitzer hatte er auch die Pflichten eines Abgeordneten auszuüben und in dieser Thätigkeit sich weit über seine Kräfte angestrengt; er mußte sich nach Meran flüchten, um Heilung zu suchen. Während seiner Leiden ist „Herrmann Stark“ begonnen worden und hat ihm Muth gegeben, wenn er zu unterliegen glaubte. Drei Winter verlebte er in Meran, im Sommer bewohnte er ein schönes eigenes Haus in der Gartenstraße zu München. Im letzten Winter verkaufte er dasselbe und zog nach Aschaffenburg, wo er mildere Luft als in München zu finden hoffte und besonders auch ungestörtere Arbeitszeit.

Der große Krieg erfüllte ihn gleich beim Beginne mit dem heiligen Ehrgeiz, mitzuwirken durch sein dichterisches Feuer zur Einigung und Läuterung des Vaterlandes; schon die ersten schwunghaften Gedichte von Napoleon stiegen wie Feuergarben empor und zündeten in Aller Herzen. Dann dichtete Redwitz „Das Lied vom neuen deutschen Reich“ in wunderbarer Voraussicht der Ereignisse, gleichsam noch unter dem Donner der deutschen Geschütze; Poeten sind ja Propheten! Das letzte Sonett ward am Tage des Friedenschlusses vollendet.

Die Kritik muß schweigen gegenüber dem vieltausendstimmigen Beifall des deutschen Volkes, das in wenigen Wochen drei Auflagen nothwendig gemacht hat. Nur den Vorwurf, der mehrfach gegen die Form erhoben worden ist, kann ich nicht unerörtert lassen. Man will Sonettenklänge nicht als passend ansehen zum Aussprechen eines patriotischen Inhalts; — und doch haben Rückert's „Geharnischte Sonette“ den deutschen Geist ja schon in unserm ersten Befreiungskriege von den welschen Drängern erlösen helfen! Mundet der Feuerwein deshalb weniger, weil er immer in demselben goldenen Becher dargereicht wird? Im Gegentheil, man gewöhnt sich daran und

findet das rechte Maß darin! Das Sonett zwingt den Gedanken, sich vollständig zu gestalten, er kann nicht hin und her schwanken, wie in anderen Formen; er ist gebunden an das Gesetz der Schönheit und Klarheit. Zudem hat Redwitz die Schwierigkeiten der Verskunst so vollkommen überwunden, die Sprache gehorcht ihm, wie das feurige Roß dem starken Reiter, wie das besaitete Instrument dem vollendeten Meister; er wird kein noch so feines Ohr mit Härten und Mißklängen beleidigen, aber oft überraschen mit ungeahnten Reizen. Und die Naiven, die mit dem Herzen hören, werden ihn und seine Kunstsprache verstehen; denn es sind die Naturlaute der echten Poesie, die er in seinen Versen redet.

Die größten Männer des Jahrhunderts, der klargeistige Kaiser Wilhelm, der geniale König Ludwig, der feinfühlende Kronprinz, der eiserne Bismarck und der schweigsame Moltke haben übrigens in ihren Briefen eine monumentale Kritik über die Dichtung von Redwitz ausgesprochen. Nach einer Kritik dieser Männer der That und des Jahrhunderts, was vermag noch die unserige?

Wer nur „Amaranth" und „Das Lied vom neuen deutschen Reich" kennt, wird erstaunen, einen lebenslustigen, schönen und noch jugendfrischen Mann in dem Dichter zu finden. Man muß eben in „Herrmann Stark", die Summe seines Wesens kennen gelernt haben, um ihn äußerlich wie innerlich richtig zu schätzen. Namentlich geht eine Glanzseite seines Talentes und seines ganzen Wesens, sein Humor erst deutlich daraus hervor. Man müßte ganze Seiten aus dem genannten Roman excerpiren, wenn man dem Leser eine erheiternde Ueberzeugung für diese Behauptung geben wollte. Es soll hier nur eine Strophe stehen, die jedenfalls aus eigenen Lebenserfahrungen des Dichters herstammt:

„Wer nie ein schreiend Kind umfing,
Mit ihm durch schlummerlose Nächte
Im Hemde auf und nieder ging,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!"

singt Vater Stark, der sich nach der Geburt seines Sohnes gesehnt hat wie die Juden nach dem Messias und als der schöne Augenblick gekommen ist, von den Leiden des Familienglücks fast erdrückt wird.

Dem Dichter selbst ist ein solches im reichsten Maße, wenn auch nicht ohne Leiden, zu Theil geworden, denn zwei Kinder sind ihm gestorben. Seine holde Frau, noch immer Engel, wenn auch jetzt nicht mehr Kind, sondern schon Großmutter, hat ihm sieben Kinder geboren, wovon die älteste Tochter schon verheirathet ist und das jugendliche Elternpaar bereits mit der Großelternwürde beschenkt hat. Der Dichter beabsichtigt wieder nach München überzusiedeln, um mit der verheiratheten Tochter, Frau Dr. Kühlmann, an einem Ort zu leben. —

Im Tempel der Freundschaft.

Skizzenblatt von **Elise Polko.**

Motto:
„Die Mondesschimmer fliegen.
Als säh' ich unter mir
Das Schloß im Thale liegen,
Und ist doch so weit von hier." —
Eichendorff

Wie der Blüthenstaub von Kelch zu Kelch, von Baum zu Baum, so weht es doch oft auch von Seele zu Seele; fremde Gedanken wecken neue Gedankenreihen, fremde Bilder rufen neue farbenfrische Schöpfungen hervor. — Eine anmuthige Federzeichnung vom Schlosse Rheinsberg (von Clotilde von Schwarzkoppen) ließ plötzlich eine Fata=Morgana vor mir aufsteigen aus der versunkenen Herrlichkeit jenes Märchenpalastes in der sandigen Mark, wo der Kronprinz Friedrich einst residirte: das Bild der ersten Aufführung der Racine=Tragödie: „Mithridate" in Deutschland, „unter der gefälligen Mitwirkung eines hohen Gastes".

Seitwärts von Rheinsberg liegt er, jener jetzt so verfallene Musentempel, in dessen Hallen einst Friedrich der Große debutirte. — Selten verirrt sich in unseren unruhvollen Tagen wol noch ein Besucher in die Dornröschenstille und Einsamkeit dieser entlegenen Gegend, wo die alten Bäume noch nicht erschreckt werden durch die athemlose „wilde Jagd" der Eisenbahnen. Wie ein Stückchen Eichendorff'scher Romantik sieht der ernste Park aus, mit seinem grünen Labyrinth, das sich mit jedem Jahre dichter verschlingt, mit seinen Grotten, zu denen bald kein Fuß mehr den Eingang finden wird, mit seinen Tempeln, auf deren Schwelle Moosteppiche sich ausbreiten, mit seinen in Epheuranken halb eingesponnenen Statuen, die den weißen Finger auf die Lippen legen, und doch alle Geheimnisse der dunklen Wege ausplaudern in der Frühlingsnacht wenn:

„Die Mondesschimmer fliegen!"

Wer denkt an das alte Schauspielhaus seitwärts am Wege?!

Die Räume des Schlosses werden durchwandert, wo die steifen Rococosessel an den Wänden stehen wie eine verzauberte Wache, wo die Göttinnen und Schäferinnen von de Pesne's und Lancret's graziösem und keckem Pinsel so gespenstisch herablächeln auf den kühnen Fremdling — man bewundert den großen heitern Concertsaal, wo die historische Flöte süß klagend ertönte, wo Benda's Gesang alle Herzen rührte und schöne Augen mit Thränen füllte, und der junge Graun den Tactstab schwang — und tritt endlich mit Schauern der Ehrfurcht in jenes ernste Arbeitszimmer des königlichen Philosophen, das die Büsten Diderot's und Racine's schmückten und Voltaire's lebensgroßes Portrait.

Hier an diesem breiten einfachen Schreibtisch schrieb einst der Kronprinz Friedrich an einen Freund:

„Ich bin mehr als je unter meinen Büchern begraben, ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, hier in meiner lieben Einsamkeit einen Vorrath von Kenntnissen und von Wahrheiten. Wolf wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit soll der Ruhe und Stille gewidmet sein. — Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Classen getheilt, in die nützlichen und ange=

nehmen. — Zu den nützlichen nehme ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, die wir aufführen, und die Maskeraden und Feste, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bewegen können."

Die Gäste auf dem Schlosse Rheinsberg gewahrten denn auch nicht viel von dem „Ernste der Philosophie" — die ungezwungenste Freiheit herrschte dort im vollsten Maße. Das kronprinzliche Paar erschien nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert und bei anderen Festen; in den übrigen Tagesstunden durfte Jeder thun und treiben, was er irgend wollte. „Zur Tafel", so schildert ein Augenzeuge das Rheinsberger Leben, „erscheint Jeder in sorgfältiger, wenn auch einfacher Toilette im Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich, er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand zu fremd oder zu hoch, über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Bemerkung übel aufzunehmen. — Nach dem Mittagsessen gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an und die Anderen folgen. Der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. — Der Prinz und die Prinzessin bleiben in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet, der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß — oder man besucht das Theater, und das ist eigentlich das Schönste."

Ja, das war eben das Schönste, eine bunte, reiche Welt für sich; und die ganze längst versunkene vergessene Herrlichkeit des Rheinsberger Hofhaltes und jener „blauen Tage" gipfelte sich in dem verschlossenen, verfallenen Hause seitwärts am Wege, in dessen Räumen Ratten und Mäuse jetzt ungestört ihre Lustspiele und Tragödien aufführen und das Käuzchen als Primadonna engagirt ist. — Wie graue Schleier flattert es auf und wirbelt es durcheinander, wenn sich einmal die Thür öffnet — ein Sonnenstrahl huscht mit dem neugierigen Besucher zugleich herein — fast furchtsam gleitet er über den in Fetzen niederhängenden Sammet der Logenbrüstungen, und über das unter verhüllenden Staubdecken nur hier und da aufblitzende Gold der Verzierungen, um in dem gähnenden dunklen Chaos des Bühnenraums spurlos zu erlöschen und zu verschwinden.

Das also war der Schauplatz der Triumphe einer Mademoiselle Aurore, einer Beaumenard, genannt Gogo — hier trillerte Maria Negri — hier tanzten die Füßchen der Roland und der Cachois ohne Zweifel Voltaire, wie ein Jahrhundert später Fanny Elsler bekanntlich Goethe tanzte — und hier auf dieser Bühne setzte man zuerst in Deutschland Racine's Mithridate und Voltaire's Oedipe in Scene, und der Name des Kronprinzen prangte auf dem Theaterzettel.

Die Lectüre des „Mithridate" hatte Friedrich's Seele begeistert. „Wir

müssen das Stück aufführen!" rief er entzückt seinem Freunde Knobelsdorf zu. — „Aber wird mein Französisch dazu ausreichen? Ist mein Accent jetzt noch so rein, wie der meiner guten geduldigen Lehrmeisterin, Frau von Rouelles? — Ich fürchte, daß ich viel verlernte und vergaß in all' den langen Jahren. Man wird mich laut loben und im Stillen bitter tadeln. Niemand sagt einem Prinzen die volle Wahrheit wie die Rouelles einst gethan! — Und doch möchte ich diese edle Schöpfung mit aufführen helfen — Blainville müßte ein Mithridates sein wie ihn der Dichter selbst nicht schöner träumen konnte!"

Die französische Truppe, die damals der Chevalier de Chazot für den Prinzen aus Paris verschrieben, war zwar klein, aber sie bestand aus einer wirklichen Elite von Schauspielern, Sängern und Tänzerinnen, und bildete eine bunte Welt für sich — einen Garten im Garten. Unter den Männern ragte der elegante Blainville durch seine tragische Begabung hervor, als die Krone der Frauen bezeichnete man die schöne Mademoiselle Aurore, und im Lustspiel wirkte hinreißend die später so berühmte vielgefeierte Gogo, die eben, in einer ihrer unberechenbaren Launen, ihrem Freunde Blainville für einige Monate in das Land der Bären und Wölfe gefolgt war. Der prächtige Sopran der dunkeläugigen Maria Negri entzückte besonders die Kronprinzessin, während der wunderliche neckische Kobold, Madelaine Dupuy, mit ihrem Harfenspiel oft die laute Bewunderung des Kronprinzen hervorrief. — Es war dieselbe seltsame Zauberin, deren Testament nach ihrem Tode kaum geringeres Aufsehen erregte als ihre Kunst und ihr tolles Leben. — Sie bestimmte darin unter Anderm, daß keinerlei häßliche Gestalten ihr Leichenbegängniß verunzieren sollten, und vererbte ihr geliebtes und kostbares Instrument dem jüngsten Blinden des Armenhauses in Paris. Die beiden Elfengestalten der Roland und Cachois theilten sich ziemlich friedlich in die Rosen und Lorbeeren, die man zu ihren geflügelten Füßen auf der Bühne in Rheinsberg niederlegte.

Alle diese Gestalten erschienen jetzt, im Juni, auch gar oft auf dem grünen Heckentheater des Schloßgartens, wo man Lustspiele von Molière in höchster Vollendung vor dem Hofe darstellte. — Der wirkliche Sternenhimmel spannte sich über dieser reizenden Bühne und ihrem glänzenden Auditorium aus, von dem tiefen lebendigen Grün hoben sie sich alle ab, diese charakteristischen bunten Erscheinungen, alle diese feinen und reizenden Köpfe, und in die laue Sommerluft hinein klangen alle diese vollen und frischen Stimmen. — Und das runde Kindergesicht der Kronprinzessin verlor hier allein jenen leisen Zug von Trauer, der sonst wie eine leichte Wolke auf ihrer Stirn lagerte, sie lachte sogar herzlich und ihre Hofdamen kicherten hinter den Fächern. In den Zwischenacten schwebte dann eine oder die andere der Tänzerinnen vorüber, und zum Schluß mischte sich der Zauberklang der Harfe mit dem Duft der Lindenblüthen und Rosen, und nahm Herzen und Sinne gefangen.

An dem Kronprinzen, dem Gegenstand unaufhörlicher geheimer Beobachtungen, der leuchtenden Sonne, um die sich das ganze Planetensystem des Hofhaltes von Rheinsberg bewegte, wollte man jedoch eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit wahrnehmen bei allen derartigen Aufführungen; sein Interesse war wol mehr der Tragödie zugewandt, und der Musik, als dem Lustspiel. Auch wurden die Rollen für Racine's Mithridate eines Tages auf seinen Befehl vertheilt, die Aufführung bereits für das Ende des nächsten Monats bestimmt und die erste Leseprobe im Concertsaal anberaumt.

Die Hauptrolle befand sich in den Händen Blainville's, einer prachtvollen Gestalt von imponirender Haltung; die sanfte Königin Monimé hatte die schöne Mademoiselle Aurore übernommen, ihre Vertraute, Phoedime, spielte die reizende Gogo, die beiden Prinzen Pharnace und Xiphares wurden von dem eleganten Chevalier de Chazot und dem Kronprinzen dargestellt, und als getreuer Arbates debutirte Herr von Fouqué. Ein kleiner Kreis nur hatte Einladungen erhalten den Leseproben beizuwohnen. — Das prächtige Deckengemälde de Pesne's, der Sonnenaufgang, schien wahre Lichtfluthen herabzuströmen auf alle diese Gruppen, die selber als der glänzendste Vorwurf eines Bildes sich darstellten. — Der Kronprinz saß ein wenig zur Seite in einem blauseidenen Sessel mit hoher Goldlehne, der stolze Kopf neigte sich über das Buch in seinen Händen. Ihm allein war es wohl tiefer Ernst mit der Leseprobe; denn nur flüchtig, und wie aus einer andern Welt herüber, streiften die wunderbaren blauen Augen jene Versammlung. Mademoiselle Aurore, von deren Organ Friedrich sagte, daß es eine Flöte sei in einer Menschenbrust, lehnte ihm gegenüber im rosenrothen Atlaskleide, spielte mit dem Spitzenfächer und nahm nur mit einem zerstreuten Lächeln und der Haltung einer Königin die eifrigen Huldigungen des liebenswürdigsten Cavaliers am Rheinsberger Hofe, des Chevalier de Chazot, entgegen — ihr träumerischer Blick hing an dem Kronprinzen, jenem seltsamen Roland, von dem man sagte, daß ihn noch keine Armida zu ihren Füßen gesehen. — Desto lebhafter, wenn auch nur mit gedämpfter Stimme, scherzte und lachte die kleine Gogo, wie eine Wassernixe auftauchend aus Wogen von seegrünem Taffet mit Fluthen weißer Spitzen, das zierlich gepuderte Köpfchen war in unaufhörlicher Bewegung. Sie plauderte mit ihren beiden Bewunderern, dem alten und dem neuen, Blainville und Fouqué, und erst auf ein Zeichen des Kronprinzen trat Ruhe ein. — Alles lauschte nun dem vollen weichen Klange der Männerstimme des Xiphares, die jetzt mit dem reinsten Accent die ersten Worte der Tragödie sprach. Lautlose Stille herrschte; die Betonung war so fein, der Ausdruck so edel, die Aussprache so correct, daß ein Ausruf lebhaftester Bewunderung schon nach der Beendigung der ersten Scene — in der er dem Freunde seine Liebe zu Monimé gesteht — aus allen Herzen auf die Lippen trat. — Der lebhafte Blainville war aufgesprungen und sich dem Kronprinzen ehrfurchtsvoll nähernd sagte er in sichtlicher Erregung: „Königliche Hoheit beschämen einen geborenen Franzosen in der Reinheit des Accents! — Wie glücklich, der Lehrmeister eines solchen Schülers gewesen zu sein!"

„Und wenn es eine Lehrmeisterin wäre — wie dann?!" — fragte der Kronprinz mit schalkhaftem Lächeln.

„Um so glücklicher!" — antwortete Blainville und trat mit einer tiefen Verbeugung zurück. — Man las nun nach dieser kleinen Unterbrechung weiter, endete zu allgemeiner Zufriedenheit und Leser und Hörer wurden huldvoll vom Kronprinzen entlassen.

„Eine Lehrmeisterin!" . . . dies geheimnißvolle Wort nahm Jeder mit sich aus der ersten Leseprobe und schöne Lippen wiederholten es hastig wieder und wieder. Hatte Rinaldo also doch seine Armida gefunden?! Eine „Lehrmeisterin!" — So berichteten also jene leisen Gerüchte, die schon seit einigen Tagen wie summende Mücken durch alle Gemächer und Boudoirs schwirrten, doch die Wahrheit?! Man wollte nämlich noch spät am Abend einen Lichtschimmer beobachtet haben in jenem reizenden Pavillon, der den

Namen „Freundschaftstempel" trug und in dem kleinen umgitterten Rosengarten des Kronprinzen stand. — Kühne Lauscher hatten Stimmen dort vernommen und schienen den Schatten einer Frau erblickt zu haben, der an den Fenstern vorübergeglitten. Andere flüsterten von der Entdeckung der Spuren sagenhafter kleiner Füße am Eingang des Rosenlabyrinths — also Stoff genug zum Grübeln, Fragen, Plaudern, Seufzen und — Zürnen. Wer war sie, jene räthselhafte, dämonische „Lehrmeisterin"?! Diese brennende Frage schlich von Treppe zu Treppe, von Corridor zu Corridor, von Raum zu Raum, von Gebüsch zu Gebüsch — aus dem Stübchen der Zofe in das Zimmer der Herrin — von den Lippen der Herrin zu dem Ohr des Freundes — das Wunder war auch gar zu groß: er, der philosophische Kronprinz, der kühlste aller Frauenbewunderer plötzlich in den Fesseln und Banden einer „Lehrmeisterin"!! Und wie glücklich sah er aus, der endlich gefesselte Rinaldo! Strahlender und schöner denn je! — Auf der Stirn thronte helles Licht, um die Lippen spielte ein Lächeln des Triumphs, und die Augen blitzten wie die Augen eines besiegten Siegers, — so behaupteten die Frauen.

Welch' eine Zauberin ist doch die Liebe!

Die eigentlichen Proben zur bevorstehenden Aufführung des Mithridate nahmen ihren Anfang. Die schöne Aurora zeichnete indeß zur allgemeinen Verwunderung die holde Königin nicht so sanft als der Dichter sie geschildert — sie erschien unruhig und leidenschaftlich erregt — die sonst so schmachtenden Augen sprühten Flammen. Ach, sie spähten ja umher nach jener geheimnißvollen Unsichtbaren, der es durch irgend welche räthselhafte Macht gelungen, das sprödeste und — begehrenswertheste Männerherz der Welt zu gewinnen und festzuhalten. Der Schleier dieses Geheimnisses lüftete sich jedoch nicht — trotz aller Bemühungen. Aber nach wie vor fiel an jedem Abend ein matter Lichtschein aus den epheuumrankten rosig verschleierten Fenstern des „Freundschaftstempels" auf die verschwiegenen Bäume und tief hinein in das blühende Rosengebüsch, wo die Nachtigallen sangen.

Ob die Kronprinzessin ahnte, was man in ihrer Nähe flüsterte und allmälig laut und immer lauter besprach? Ihr Gesicht war und blieb sanft traurig wie immer; aber keinen Augenblick erschien die hohe Frau unruhig oder bekümmert. Das interessante Geheimniß von Rheinsberg war also offenbar noch nicht zu ihr gedrungen.

Der Abend der Mithridataufführung war endlich gekommen — das Schauspielhaus erglänzte im hellsten Licht zahlloser Kerzen — ein Gartenfest, eine allgemeine Maskerade sollte nach der Vorstellung den Eindruck der düstern Tragödie verwischen. Auf dem See schwammen erleuchtete Gondeln hin und her, Musikchöre wurden in alle Gebüschen vertheilt, bunte Lampen tauchten überall aus dem Grün hervor wie Wunderblumen.

Von Fern und Nah waren zu diesem Tage Gäste herübergekommen nach Rheinsberg. Alle Logen und Plätze waren gefüllt von einer bunten Menge in den reichsten und mannichfaltigsten Maskencostümen, es war ein sinnverwirrender Anblick. — Göttinnen neigten sich lächelnd zu schönen Sclaven, Türken plauderten mit arkadischen Schäferinnen, venezianische Nobili mit reizenden Griechenmädchen, Märchenprinzessinnen mit italienischen Fischern, dazwischen sah man auch Dominos in allen Farben. — Die Kronprinzessin selber erschien als Rosenkönigin in einem Gewande von weißer Seide, über und über mit Rosen gestickt, frische Rosen im Haar und an der

Brust. — Sie blickte fast mit dem Ausdruck einer Kinderfreude herab auf die fremdartigen Gestalten — auf dies Schauspiel im Schauspiel. Plauderten denn jene duftenden Blumen, so nah ihrem Herzen, die man doch in dem vielgerühmten herrlichen Rosenlabyrinth neben dem „Freundschaftstempel" gepflückt, auch gar kein Wörtchen aus?

Hatte die Rede und Darstellungsweise des Kronprinzen schon in den verschiedenen Proben Aufsehen und Bewunderung erregt, so übertraf dieselbe bei der Aufführung selbst alle Erwartungen. Seine jugendliche Schönheit, vereint mit diesem edlen Spiel und diesen ergreifenden Accenten wirkten wahrhaft bezaubernd. Wieder und wieder unterbrach ihn der lauteste Jubel. Man wollte bemerken, daß die blauen Augen sich dann allezeit mit einem Blick leuchtender Freude nach einer kleinen vergitterten Loge wandten, dicht neben der Bühne. Also dort saß sie, jene geheimnißvolle Armida — es war kein Zweifel! Was hätte man gegeben für einen Blick in dies süße Dunkel! Die Tragödie hatte ihr Ende erreicht: — die Seele des sterbenden Königs war entflohen — das Schlußwort des Xiphares verhallt — er hatte sich zu der schönen Königin herabgeneigt, die, auf seinen Arm gestützt, mit leidenschaftlichster Zärtlichkeit zu ihm empor blickte.

Die Hörer ließen ihrem Entzücken freien Lauf über die wahrhaft vollendete Darstellung des Meisterwerkes. Der Strom der Begeisterung durchfluthete das ganze Haus. — Und draußen lag die herrlichste mondbeglänzte Sommernacht auf dem Park, auf den Wiesen und auf dem See. Zahllose Lichter flammten plötzlich in allen Wegen und Gebüschen auf. In den unteren Räumen des Schlosses standen überall lange, mit Blumen geschmückte Tafeln besetzt mit den köstlichsten Erfrischungen aller Art, man soupirte nach Lust und Belieben und wandelte dann umher in den Gängen, flüsterte, lachte, scherzte — suchte und fand sich, es war wie ein Märchen. Das kronprinzliche Paar hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. Erst später wollte es sich auf dem erleuchteten Balcon zeigen und vielleicht auch an einer allgemeinen Rundfahrt auf dem See Theil nehmen.

Auch heute blieb er verschlossen, der matt erleuchtete Tempel der Freundschaft im Rosenlabyrinth? Der Zaubergarten dagegen war den Gästen geöffnet, die kleinen Füße der reizenden Neugierigen durften ihn ungestört durchwandeln. Eine kleine Terrasse führte in der Nähe des Pavillons hinunter an den See, wo die Gondel des Kronprinzen lag; von hier aus sollte auch die Abfahrt stattfinden, um Mitternacht.

Da plötzlich ein Wogen und Zurückweichen, ein Flüstern und Rauschen — Fluthen von Licht, Fackelschein: — die Kronprinzessin nahte. — Wie von Feenhand entzündet flammte nun plötzlich der Rosengarten auf; es war, als ob nur ihre Schritte diesen überwältigenden Glanz hervorriefen.

Und in jenem Augenblick geschah es wol, daß eine reizende Juno, deren Antlitz eine kleine Venetianerlarve verhüllte, der Kronprinzessin zuflüsterte: „Madame, prenez garde — geht nicht weiter — Derjenige, den Ihr am meisten liebt hat Euch hier verrathen!"

Einen Moment nur zögerte die hohe Frau auf den Treppenstufen des Freundschaftstempels — hatte jene Kunde ihr Herz getroffen?

Da wie mit einem Zauberschlage brach eine rosige Gluth aus allen Fenstern des reizenden Pavillons; und überströmte weithin alle Wege. Die Pforten öffneten sich und der Kronprinz erschien auf der Schwelle zur Begrüßung seiner Gemahlin, schritt ihr entgegen und führte sie mit ritter-

licher Galanterie die Stufen hinauf. Sie stützte sich auf seinen Arm und wandte ihm ihr froh erglühendes Antlitz zu. — An seiner andern Seite aber — o neues Wunder — tauchte jetzt plötzlich oben auf der letzten Stufe eine verschleierte Dame auf — eine hohe, schlanke Gestalt. — Woher war sie gekommen — und was wagte sie da, so öffentlich vor aller Augen? Ausrufungen und Fragen aller Art schwirrten empor wie aufgescheuchte Bienen. — „Die neue Armida — Die Lehrmeisterin" — aber wie eine mächtige Hand legte sich jetzt die ruhige Stimme Friedrich's auf diese Wogen der Erregung, Todtenstille trat ein. — Mit einfachen Worten dankte er zuerst allen Mitwirkenden für die vollendete Aufführung seiner Lieblingstragödie, und den Zuhörern für den Antheil, den sie genommen und setzte heiter hinzu:

„In nächster Woche wollen wir uns an den „Oedipe" des Voltaire wagen. — Ich habe den Muth gefunden, weiter mitzuspielen neben unseren Künstlern; denn hier steht meine gütige und geschickte Lehrmeisterin, die nicht müde wird mit mir Tag für Tag weiter zu studiren und die mit dem Kronprinzen zum Glück noch genau so geduldig ist, wie sie es einstmals mit dem kleinen Jungen war. — Es ist meine theure Frau von Rouelles, die mir zu Liebe die beschwerliche Reise von Paris nicht scheute, um einen längstgehegten Herzenswunsch ihres Schülers endlich zu erfüllen, hoffentlich auf recht lange Zeit sein lieber und geehrter Gast in Rheinsberg zu sein." Eine kleine Hand schlug nun den Schleier zurück und das lächelnde Antlitz einer alten Frau erschien hinter demselben, ein Antlitz, dessen Züge noch von ehemaliger leuchtender Schönheit redeten. Dunkle geistvolle Augen blickten stolz und zärtlich auf einen Schüler, der eben ihre Hand mit einer Ehrfurcht küßte, als sei es die Hand einer Königin. Frau von Rouelles überwachte auch das Einstudiren des Oedipe — aber jetzt vor aller Augen, — der Scherz des Geheimnisses war ausgespielt. — Nach wie vor schimmerte um Mitternacht das rosige Licht aus den Fenstern des Freundschaftstempels, aber die rothen Seidengardinen waren nicht mehr zugezogen — jeder Vorüberwandelnde hätte ihn sehen dürfen, den noch immer unbezwungenen Rinaldo, wie er an dem kleinen Tische saß und las, und dann und wann fragend die blauen Augen zu seiner Lehrmeisterin erhob, deren feingeschnittener Kopf mit dem Spitzentuch aus dem Halbdunkel auftauchte. Ihre feinen Lippen bewegten sich gar oft um — dem „großen Friedrich" ebenso sanft und zugleich unerbittlich zu corrigiren, wie sie einst dem „kleinen Fritz" corrigirt.

Wie oft lehnte die junge schöne Aurora wohl am Gitter des Rosenlabyrinths, im Schatten der Linden, und — beneidete die alte „Lehrmeisterin". Und diese Linden stehen noch, und auch das alte Schauspielhaus — und wie ein Traum tauchte dies Bild aus dem stillen, vergessenen Rheinsberg auf, und wie ein Wölkchen zog es vorüber. — Sie rauschen fort und fort ihren uralten Sang, die Bäume dort, dem Jeder so gern lauscht und den doch Keiner versteht, die Wolken reden ihr Wort darein Tag für Tag — und über dem verfallenen Portal des alten Schauspielhauses erscheint im Vollmondschein, vor den Augen der Sonntagskinder, die es allein zu lesen verstehn, deutlich das Motto:

„tout casse,
tout lasse,
tout passe — — —"

Der Rhein in der deutschen Dichtung.

Noch ehe die Eroberungszüge der römischen Imperatoren die ersten Legionen über die Ufer des Rheins warfen, war der Rhein und seine Ufer im Besitze der germanischen Stämme und seit jener Zeit hat derselbe in unzähligen Kämpfen als Streitobject für die Versuche feindlicher Invasionen, für die Abwehr der germanischen Völker gegolten. Mit dem Herzblut unserer Vorväter sind die Siege über die fremden Kriegsschaaren besiegelt, mit dem gewaltigsten Kraftaufwand, dessen ein starkes, sich emporraffendes Volk fähig ist, sind die römischen und gallischen Eroberer von den rheinischen Ufern vertrieben worden. Rheinische Völker: Franken, Burgunder und Alemannen waren es, die einst den römischen Druck gebrochen. Sie waren nie wahrhaft besiegt, denn sie nahmen des Siegers Sprache nicht an. Aus dem am Rhein entstandenen fränkischen Reiche ging das deutsche hervor und während des Mittelalters pulsirte am Rhein das politische und geistige Leben des deutschen Volkes. Am Rhein ward die Buchdruckerkunst erfunden, am Rhein wirkte Ulrich von Hutten und die ersten Großmeister des Deutschen Ordens waren Rheinländer.

So lange deutsche Stämme von der Geschichte überhaupt genannt werden, mischt sich in den Gedanken an unsern heimatlichen Strom etwas von deutsch-nationalem Element. Immer wieder begehrt und oft bedroht, bedurfte es zu allen Zeiten nur der Aufforderung für den Rhein zu kämpfen, um den deutschen Patriotismus wach zu rufen.

Als die streitbaren Söhne Germaniens sich zu der Befreiungsschlacht im teutoburger Walde zusammengeschaart, als Arminius das römische Joch gebrochen, war der Rhein seinen ursprünglichen Besitzern wiedergegeben.

Die Schönheit der umgebenden Natur, das heitere Leben an des Stromes Ufern, die zu beiden Seiten auf seinen Hügeln gedeihende Rebe, die romantische Verehrung für die Ritterzeit und die Burgenromantik des Rheins haben dazu beigetragen, das patriotische Gefühl für unsern deutschen Strom stets zu heben und zu stärken.

Weht der frische Hauch der Alpen doch durch die Thalgelände des Rheines! Gemahnt doch die Reihe der Schlösser und Burgen an den kräftigen Geist des Mittelalters, der trotz aller Ausschreitungen des Ritterthums ein Beweis germanischer Kraftentfaltung war und ist — kühn und stark, wie das Volk der deutschen Gaue. Es liegt in dem Namen „Rhein" etwas Heimatliches auch für den Norddeutschen, der Strom ist jedem Deutschen heilig und seine Ufer gelten als der Herd der deutschen Cultur.

Schon ein altes Volkslied gedenkt des Rheines als des Richters über die Reinheit neugeborener Kinder. Als Göttergericht galt bei den Altvorderen eine gewaltsame Taufe in dem geheiligten Strome.

Und unsere Dichter! Sie fanden zu allen Zeiten den Dreiklang der Poeten: „Wein, Liebe und Gesang“ hier vereinigt.

Ist man auch in neuerer Zeit in vielen Fällen mit dem Rheinpatriotismus zu weit gegangen, wollte man selbst in dem vorletzten österreichisch-italienischen Kriege behaupten; am Po vertheidige Oesterreich den Rhein(!) — das deutsche Volk hat nichtsdestoweniger gerade dem Rhein seine edelsten Dichtergaben zu danken. Die feurigsten Volkslieder, die kernhaftesten Volksdichtungen unserer Nation, sie gelten dem Rhein. Und Goethe, Schiller, Uhland, Kerner, Schwab, gehören sie nicht dem Rhein und seinem Gebiete an? Stand Beethoven's Wiege nicht am Rhein?

„Dort war es, wo die Heldensage
Mit lockigem Haupt vorüberschritt,
Und dort an einem Frühlingstage
Sang auch das Volkslied lieblich mit.
Und lauter bald, bald leiser tönte
Des Stromes Ufer es entlang:
Bis er in seiner Tiefe dröhnte,
Und rauschend einen Hymnus sang.
Denn von des Genius vollsten Gaben
War schon die Jünglingsbrust durchbraust: (Goethe.)
Und auf die Stirne dieses Knaben (Beethoven.)
Weist sinnend hin die Hand von Faust.“
(Rodenberg. Das Erwachen der Künste.)

Wir wollen und können in dem uns hier zugemessenen Raum zunächst nur der patriotischen Gedichte, und hier auch nur eines Theiles derselben gedenken, welche dem Strome gesungen worden sind:

„deß' Name schon wie Wein die Seele labet!“

Wir sehen von den poetischen Verherrlichungen der Bachusgabe des Flusses ab und berühren nur vorübergehend den Sagenkreis, den die deutsche Dichtung aller Zeiten dem Rhein um das Silberhaupt gewunden.

Schon unsere Minnesänger, wie Friedrich von Husen, flochten in ihre begeistertsten Schöpfungen das Lob des Rheins. Und Heinrich Frauenlob, der Mainzer:

„Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland!“ —

Als erste bedeutungsvollste Heldengestalt in der rheinischen Dichtung tritt uns der hörnerne Siegfried, der Heros der Franken, entgegen, der eigentliche Held vom Rhein.

Er tritt als die Verkörperung der deutschen Kraft auf, tödtet den Drachen und erkämpft den Schatz der Nibelungen. Die Sage verlegt den Schauplatz des Nibelungenliedes nach Worms am Rhein, wo

„Auf und ab am Ufer walten
Die stolzen, adligen Gestalten,
Die Helden weit und breit geehrt,
Durch ihre Tugend und ihr Schwert.“

Dort bei Worms im Rheine liegt der Nibelungenschatz, nach anderen mitteldeutschen Dichtern (Marner) „lit der Nibelungenhort in dem Lurlenberge (Lorelei).“

„Nur der Rhein soll schalten mit dem verderblichen Schatz.“
(Edda.)

Doch:

„Der Nibelungen Hort — ersteht wohl, wann er soll! —
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art! —
Der Nibelungen Hort — ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum."
(Max von Schenkendorf.)

Nach den Helden des Nibelungenliedes tauchen zunächst der Recke Dietrich von Bern und der treue Eckart (Oberrhein, Breisgau) als rheinische Heldengestalten auf, denen sich später Held Roland und die mehr oder weniger der Erfindungskraft unserer neueren Dichter angehörenden Ritter rheinischer Burgenromantik anschließen.

Die Zugehörigkeit des Elsaßes zum deutschen Lande spricht schon aus dem in Eckeharts (des St. Galler Mönchs) lateinischer Umdichtung erhaltenen altdeutschen Liede: „Die Abenteuer von Walter und Hildegunde", denn die Handlung der Sage weist auf den Wasgenstein (die Vogesen, hin) der auch in den Nibelungen Erwähnung findet und nach dem Walter in der Wilkinssage benannt ist. Auf dem Wasgenstein focht Walter mit den Helden von Worms und Hagen von Tronje's Burg glaubt Simrock im elsäßischen Nordgau suchen zu müssen. Und Gottfried von Straßburg, der Dichter des Tristan? —

Die Geschichte des deutschen Volkes gewinnt zunächst Gestaltung in der Figur des Cheruskerfürsten Hermann.

„Mit dem Frühlingssturm schwamm über den Rhein
Der Deutschen Heer!
Die fliehende Legion
War uns nicht schnell genug!
Wir kamen dicht an ihren Rücken heran
Und zerstreuten und tödteten sie." (Klopstock.)

Es ist ein eigenthümlicher Zug, der durch die deutschen vaterländischen Gedichte aller Zeiten geht, daß unsere Poeten stets den jenseits, auf linkem Rheinufer wohnenden Völkern Untreue und Unwahrheit als hervortretenden Charakterzug beilegen. So sagt Braun in seinem Heldengedicht Hermann der Cherusker:

„Durch gebändigter Gallen
Fruchtbare Fluren zog ich mit stillem Verdruß, bis ich deine
Fluthen begrüßet, o Rhein! Auch du hast dulden gelernt,
Römisches Joch auf dem Rücken gefühlt, und die Räuber getragen
In der Kinder ererbtes Theil; ich wusch in den Fluthen,
Mich zu entsündigen, Hand und Gesicht, dann schwebt' ich auf leichtem
Bret aus dem Lande des Schwankens, ins Land der Treue hinüber."

Und Schiller singt in seinem Abschiedslied an den Erbprinzen von Weimar (1801), als dieser nach Paris reiste:

„Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Bret
Hinübert trägt auf jene linke Seite —
Wo deutsche Treu' vergeht."

Die Geschichte des Mittelalters hat älteren und neueren deutschen Poeten Stoffe in Fülle für poetisch-patriotische Dichtungen gegeben. So gilt Karl der Große in der deutschen Dichtung, ähnlich dem Heldenkaiser Barbarossa,

als Wächter und Schützer des Stromes, als Symbol der deutschen Einheit für den Rhein. Historisch hat der Aufenthalt Karls des Großen in seinen Kaiserburgen zu Ingelheim und Aachen den Anhalt für diese Auffassung gegeben. Steht doch über Ingelheim, auf der Fintener Höhe, noch ein Obelisk mit der Inschrift: „Straße Karls des Großen!“

„Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land. — — —
Wir aber füllen die Römer und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer und deutsche Heldenkraft“ (Em. Geibel.)

Der Königsstuhl zu Rhense (bei Coblenz am Rhein), die Bedeutung der rheinischen Churfürsten, die Kaiserwahlen und Krönungen zu Mainz und Aachen lassen den Rhein wieder und immer wieder in den deutschen Dichtungen erscheinen. So schildert Uhland die Kaiserwahl Konrads des Saliers (13. Juli 1024), im Trauerspiel „Herzog Ernst“:

„Stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart
In's Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich — — — — —
So wallten sie dem Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.“

Auch Walter von der Vogelweide hat des Rheines häufig gedacht und die Krönung Philipp's in Mainz (15. Aug. 1198) besungen.

Graf Rudolph von Habsburg (1273 — 1291) erscheint durch Gustav Schwab, Kerner und Friedrich Schiller verherrlicht, in verschiedenen Gedichten als rheinischer Held, von denen Kerner's „Rudolph's Ritt zum Kaisergrabe“ wol am wenigsten bekannt geworden ist:

„Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bitten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden!“

Trefflich scheint uns die Stelle aus Grün's „Deutscher Brauch“ auch heute zu passen. Grün schildert den Reichstag zu Worms (1495) und legt dem Narren des Kaisers Maximilian folgende Worte in den Mund:

„Französisch ist's; Ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen, und anders lesen als schreiben,
Und anders sprechen als denken, und anders sagen als singen,
Die groß in allem Kleinen, und klein in großen Dingen.“

Eine der hervortretendsten Epochen der deutschen Geschichte ist unzweifelhaft die Zeit der Reformation. Luther erscheint auf dem Reichstag zu Worms (18. April 1521):

„Uraltes Worms, du deutschen Christenthumes
Geweihte Wiege, Dom mit heil'gen Schauern
Rheinbraut im Rebenkranz mit goldnem Becher;
Beneidend sieht die Glorie deines Ruhmes
Manch reich're Stadt, es schritt in deinen Mauern
Der Freiheit Herold und der Wahrheit Sprecher.“
(Bechstein, im Gedicht: Luther.)

Und in Friedrich's des Großen: „Ode an die Deutschen" (1760) klingt ein Mahnruf gewaltig an das deutsche Volk. Wir geben eine Stelle daraus nach der Uebersetzung von Förster:

„Bewaffnet Euch, wie zu der Väter Zeit,
Und schlagt den Feind, den allzusehr gelüstet,
Den Thronenräuber, der, zum Krieg bereit,
Am Rhein, am Donaustrom das Land verwüstet. — —
Was ruft den Erbfeind ihr, bei Euch zu wohnen,
Der Euch die Freiheit raubt, das Recht, die Kronen?"

Als treffliche Zeichen der Zeit verdanken wir Klopstock und Herder poetische Gaben, welche, vor der französischen Revolution gegen Anglomanie und französisches Wesen gerichtet, kraftvolle Worte zum deutschen Volke sprechen. In dem Gedicht: „Wir und sie", ruft Klopstock Deutschland gegen die einseitige Bewunderung der Briten auf und Herder sagt in seinen „Goldenen Worten an die Deutschen":

„Und du, Deutscher, allein willst Deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, französisch grüßen?
O spei aus, vor der Hausthür spei der Seine
Häßlichen Schlamm aus,
Rede deutsch, o Deutscher! Deine Worte
Seien wie Thaten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit."

Als nun aber die Schaaren des corsischen Eroberers unser deutsches Vaterland, zunächst den Rhein überschwemmten, da waren die Poeten es, welche begeisterte Hymnen für des Vaterlandes Größe und Erhebung anstimmten und wir verdanken vielleicht gerade dieser Zeit die besten und patriotischsten Dichtungen, welche unser Volk sein eigen nennen kann.

„Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten"
(Goethe, in Herrmann und Dorethea.)

Von dem Friedensschluß zu Lüneville (9. Februar 1801) singt Holtei:

„Nimmer, so lang' ein fränkisches Schwert an den Ufern des Rheinstroms
Blinkt, soll sicher ein deutschredender Mann an der Ems
Wohnen, und nicht an der Oder Gestad und nicht an der Donau!
Stets schwebt über dem Haupt Aller die bange Gefahr.
Bald wird über den Fluß der berückende Feind mit Gewaltthat
Dringen, zerreissend mit Hohn weiter und weiter das Land,
Alles verwirrend, und zerrüttend, und Alles zerstörend."

Schmidt von Lübeck grüßt das deutsche Volk (1806) und sagt prophetisch die Erhebung der Nation gegen französchen Uebermuth voraus:

„Vom alten deutschen Meer umflossen,
Bis an den alten deutschen Rhein
Ihr, meine Freud- und Leidgenossen
Mit mir aus deutschem Blut entsprossen,
Mit Euch soll deutscher Friede sein!
Denn hoch und herrlich wird vor Allen
Erstehen deutsches Volk und Land
Den Siegsgesang hör' ich erschallen
Ich seh' die deutschen Banner wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand."

Theodor Körner, dem unser Volk die begeistertesten Kriegs- und Soldatenlieder dankt, auch er sieht prophetisch die Zeit des endlichen Sieges voraus, wenn er in seinem „Lied der schwarzen Jäger" sagt:

„Mit Gott! — Einst geht, hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf!"

Und in dem Gedichte: „Sehnsucht nach dem Rhein" ruft Körner aus:

„Nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
Nicht nach dem ewigen, herrlichen Rom,
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen
Zu dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,
Wo Leben und Liebe mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt,
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt."

Der Dichter ist in der That Prophet! Wir finden zu allen Zeiten und bei allen Völkern in den Tagen zeitweiliger Bedrückung, daß der Genius einzelner begnadeter Poeten gerade ans der Erniedrigung eines Volkes Nahrung und Begeisterung gezogen. Wer heute der Tage gedenkt, in denen Preußens und mit ihm Deutschlands Fall für immer besiegelt schien, der wird den Dichtern jener Zeit ihre hohe Bedeutung zugestehen müssen, die mitten in der größten Entmuthigung mit allem Feuer der Begeisterung zu den Fahnen riefen, die fast allein auf der „Warte der Freiheit" in hohem edlen Sinn für die Befreiung des Vaterlandes stritten. Ihr Gesang schuf zumeist die Legionen der Freiheitsstreiter, ihre Lieder hoben den gesunkenen Muth des Volkes, ihre poetischen Rufe halfen den Erbfeind besiegen.

Unter jenen Dichterhelden sind außer Theodor Körner für den Rhein ganz besonders wichtig geworden: Max von Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt, beide in den letzten Jahren ihres Lebens dem Rhein angehörend, der erstere in Coblenz, „Vater" Arndt (von 1818 ab) in Bonn.

Preußens Königin Louise, die Heerführer des preußischen Volkes, die wichtigsten Ereignisse jener Heldenzeit hat Max von Schenkendorf (gestorben den 11. December 1817 in Coblenz) besungen. Er erinnert sich, auf dem Schloß zu Baden stehend, unserer „verlorenen Perlen", des Elsaßes und Lothringens, welche beide nun nach fünzig Jahren deutsche Kraft dem Mutterlande wieder gewonnen, indem er ausruft:

„Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen!"

Und Straßburg — „eine deutsche Stadt" — auch ihrer denkt Schenkendorf und hofft:

„Dann lösen wir die Stadt,
Die starke Burg am Rhein,
Die Burg, die an der Straßen
Des „falschen" Frankreichs liegt.
In der nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt."

Ihm singt Vater Arndt, der Genosse seiner Zeit und Gesinnung, mit vollem Rechte:

„Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen."
(Inschrift auf Schenkendorf's Denkmal in Coblenz.)

Schon Schenkendorf verdanken wir eine „Wacht am Rhein". In seinem „Lied von den deutschen Städten" heißt es:

„Du Thor der deutschen Lande,
O hohe Feste Mainz!
Du frommes Köln am Strande
Des lieben alten Rheins!
Ein hohes Amt laßt halten
In deinem heilgen Dom,
Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom!"

Welch hohe Begeisterung klingt aus Schenkendorf's: „Lied vom Rhein":

„Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländsche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind,
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen im auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören,
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!"

Und Vater Arndt, der Dichter unseres erhabendsten Vaterlandsliedes, wie hat er seinen „treuen deutschen Rhein" geliebt! Mit welcher Begeisterung tönte seine Leier durch die deutschen Lande! Seine Lieder und seine historisch-philosophischen Schriften stärkten den Nationalgeist unseres Volkes und nützten in Wahrheit in den Jahren 1813 bis 15 unserm Volke mehr als ein Sieg auf dem Schlachtfelde.

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!
Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gieb uns rechten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut."

Mit welcher Gewalt packte im Jahre 1813 sein „Lied vom Feldmarschall" die zum heiligen Befreiungskampf ausziehenden Schaaren, wenn es durch die Reihen klang:

„Drum blaset, ihr Trompeter! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!"

Auch Friedrich Rückert verherrlichte den „Marschall Vorwärts":

„Marschall Vorwärts!
Ueber Fluth und Berg und Thal,
Bis zur Elb' und bis zur Saal',
Und von dannen bis zum Rheine
Und von dannen bis zur Seine
Marschall Vorwärts!
Marschall Vorwärts allzumal."

Und der „Marschall Vorwärts" machte wahr, was die Dichter von ihm prophezeiten. Am 31. December ging er bei Caub über den Rhein. Es war der eigentliche Anfang des Befreiungswerkes. Von dieser Heldenthat datiren sich die entscheidenden Erfolge der deutschen Waffen. Deshalb sagt Julius Eberwein mit Recht:

„Darum nach tausend Jahren
Noch, sei mit Dank gedacht,
An achtzehnhundertdreizehn
Und die Sylvesternacht!“

Jenem Siegeszug des Heldenmarschalls ist es zu danken, daß A. W. von Schlegel Preußens König, Friedrich Wilhelm III., im Jahre 1825 bei einer Dampfschifffahrt auf dem Rhein „durch den Flußgott“ begrüßen konnte:

„Heil dir, König! Noch nie trug ich so herrlichen Gast!
Daß ich ein gallischer Strom nicht blieb, du hast es erkämpft;
Wenn du, Held, mich beschirmst, wälz' ich gemanische Fluth
Gegen der Gallier Triumph!“

Die nach dem Befreiungskrieg eintretende Friedenszeit schildert den Rhein wieder in seinem „Rebenglanz“:

Unter mildem, klaren Himmelsbogen
Reift die Rebe dort am ernsten Rhein;
Brechen sich der Aehren goldene Wogen
An dem frischen, liederreichen Hain.
(Schmidt von Lübeck.)

Und Heinrich Grabbe legt in seinem Trauerspiel Heinrich der VI. (entstanden um das Jahr 1825) seinem Helden Heinrich dem Löwen die begeisterten Worte (gerichtet an seinen Sohn Otto, der mit dem Lobe Englands vor ihn tritt) in den Mund:

„Sieh erst die Alpen ragen,
Hör's deutsche Herz zum deutschen Schwerte schlagen,
Sieh erst den Rhein durch Laubgehänge ziehen,
Unschuld auf unserer Jungfrau'n Wangen blühen,
Und rufen wirst du von den Landen allen,
Will doch das deutsche mir zumeist gefallen.“

Es kann unsere Absicht nicht sein, an dieser Stelle eine erschöpfende und wohlgeordnete Uebersicht sämmtlicher Dichtungen zu geben, welche den Rhein in freiheitlicher oder patriotischer Begeisterung schildern und feiern.

Wir dürfen hier auch der größeren Gedichte Gottfried Kinkel's (Otto der Schütz), Otto Roquette's (Waldmeisters Brautfahrt) und anderer nur vorübergehend gedenken.

Daß aber jene ewig frischen Lieder:

„Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben“ (M. Claudius),
„Dort wo der alte Rhein mit seinen Wellen“ (Volkslied),
„An den Rhein, an den Rhein zieh' nicht an den Rhein“ (K. Simrock),
„Und braust der Sturmwind des Krieges heran und wollen die Wälschen ihn haben“ (E. M. Arndt),
„Wo die Reben dort blühen, dort brauset der Rhein“ (Th. Körner),
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ (H. Heine),
Es klingt ein heller Klang (M. v. Schenkendorf),
„Kennt ihr den schönen goldenen Rhein“ (O. Roquette),
„Wo solch ein Feuer noch gedeiht“ (Georg Herwegh),

dem deutschen Volke immer und immer wieder die Liebe zu dem poetischen Strome nahelegten, daß an ihnen sich der Enthusiasmus für deutsches Recht und deutsches Vaterland stärkte und herausbildete, wer wollte dies verkennen? Klingt doch aus jedem Vaterlandsliede, das wir besitzen „ein Ton vom Rhein herüber!“

Und Gottlob! das Schelmliedchen aus dem Befreiungskriege des Jahres 1813, es hat heute keine Geltung mehr:

„Die Heere blieben am Rheine stehn;
Soll man hinein nach Frankreich gehn?“

August Kopisch giebt die rechte Antwort darauf:

„Nun schlagt die Brücken über'n Rhein
Ich denke der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

Als im Jahre 1840 der Mahnruf zum Schutze des deutschen Stromes abermals durch die deutschen Land klang, als sich die Begeisterung für unsern „freien deutschen Rhein“ von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte trug, warf Nicolaus Becker sein Volkslied in die Welt, das weniger durch die poetische Weihe und durch seinen dichterischen Werth, als durch die begeisterte Stimmung zündete, in der das Lied die deutschen Stämme aller Gaue traf:

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“

Wie tausendfältig ist das Lied erklungen! Wie mächtig hat es, gerade durch die aus ihm herausklingende vaterländische Begeisterung gezündet, wie hat es die Herzen entflammt! Und jetzt in den letzten Tagen der deutschen Erhebung gegen fremde Uebermacht, wie gewaltig war der Eindruck des Liedes: „Die Wacht am Rhein.“

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“

Und in der That der Ruf ist erklungen durch alle deutsche Lande, im Süden wie im Norden zog dieser Ruf zum Schutz des Rheines die Streiter in freudigster Hingebung zu den Waffen; und unter seinen Klängen gleichsam haben wir es wachsen sehen, das alte deutsche Reich in neuer Herrlichkeit, aufgewacht im Kyffhäuser ist der Kaiser und heraufgestiegen aus dem Rheine der Schatz, um den viel hundert Jahre lang gekämpft worden, der Preis des Sieges, die Reichskleinodien, die Kaiserkrone, wie Julius Rodenberg es in seinem Festspiel: „Vom Rhein zur Elbe“ geschildert:

„Was lang' verloren war kehrt wieder
Der Schleier sinkt, der es verhüllt;
Und so hat sich der alten Lieder,
Der Vorzeit Deutung mir erfüllt:
So ist's geschehen, so gekommen,
Und so der Bann von meinem Schatz genommen.

Herauf, herauf du Siegfried's rothes Gold,
Darüber meine Woge lang gerollt.
Das echte Rheingold, das ich barg im Dunkeln,
Soll nun im Glanz des jungen Tages funkeln.
Herauf, herauf! Was Ihr so lang' erstrebt,
Heil Euch, Ihr Glücklichen, Ihr habt's erlebt!
Ihr habt gehoben ihn, Ihr habt befreit
Den Nibelungenhort der deutschen Einigkeit!

Ferdinand Hey'l.

Das Liebhabertheater.

Eine Humoreske, für deren Wahrheit gebürgt wird.

Von **A. Schider.**

Es war ein stürmischer Wintertag. Ein Gemisch von Schnee und Regen prasselte unaufhörlich gegen die Fenster des Waggons, und ich, in die bekannte „Ecke" gedrückt, saß über das An-Sich des Lebens, das stete Leiden meditirend, von dem ich, aufrichtig gestanden, im geheizten Coupé zweiter Classe im Augenblicke wenig verspürte. Es war auch ein ganz ungerechtfertigtes Grübeln. Aber so ist der Mensch. Im höchsten Glücke macht der Wille eine Schwenkung und der Gedanke über Möglichkeiten zeichnet plötzlich schwarze Striche in das frohe Gemälde der Wirklichkeit. — — Es hatte einer hohen Regierung endlich gefallen, mich aus einem fünfjahrelangen Referendarius in einen wirklichen und wahrhaftigen Assessor zu verwandeln. Die Metamorphose war vor sich gegangen, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, und nachdem ich mich von zweimal siebzehn Treppen der Residenz pflichtschuldigst verabschiedet hatte, warf ich Schiffhut, Degen und die toga praetexta, vulgo Frack mit Goldborden, diese culturhistorischen Insignien eines modernen Staatsdieners, in einen ledernen Koffer und machte mich eiligst auf, um an meinem neuen Berufsort noch vor Ablauf meines Urlaubes einzutreffen.

Miltach ist zwar ein kleines, aber reizend gelegenes Gebirgsstädtchen und die Geheimräthin Quickebein hatte mir, unter lebhaftem Drücken meiner nagelneuen Glacés versichert, daß sie heuer ganz gewiß — mit ihren sieben unversorgten Töchtern — ihre Villeggiatur in Miltach nehmen werde, worüber ich natürlich schon im Voraus ungemein erfreut war. Im Sommer, ja. Aber im Winter! Gerade jetzt, wo der Carneval in der Residenz seinen Anfang genommen hatte, sollte ich auf's Land ziehen, in ein Städtchen, wo außer meiner Behörde vielleicht Niemand als ein Pfarrer, ein Forstmann und ein Salzfactor residirte. Der Gedanke war schrecklich und bei meiner Neigung für classische Reminiscenzen kam ich mir vor wie Ovid, als er nach Tomi ging, und hatte doch keine Delia zu beweinen!

Obwol ich meine Beförderung sehnlichst erwünscht hatte, hielt ich sie dennoch gerade jetzt für eine ausgesuchte Bosheit der Regierung und das war es vielleicht, was mich in diesem Augenblicke in die Abgründe der Schopenhauer'schen Philosophie hinabwirbelte. Es war die Langeweile, die mir entgegengähnte, mir das Dasein für die nächste Gegenwart unerträglich zu machen drohte — denn ein Assessor lebt nicht allein von seinem Bureau, sondern — — von jedem Worte, das aus dem Munde seines Ministers kommt.

Der gellende Pfiff der Locomotive weckte mich aus meinem Tiefsinn und „Boxheim, zehn Minuten Aufenthalt" donnerte der Conducteur in

das Coupé hinein. Der Schall dieses Namens schlug mir mit seinem Naturlaut ordentlich an's Ohr, so daß ich mir unwillkürlich mit der Hand darnach fuhr; denn Boxheim, obwol nicht der Ort meiner Bestimmung selbst, war doch derjenige, der ihm zunächst lag. Wer kennt nicht diese kleinen traurigen Halteplätze, bei denen die Welt und die Eisenbahn aufhört und ein Vehikel zu stehen pflegt, welches zu den nicht viel lustigeren Städtchen der Umgegend führt und die Eigenschaft hat, stets nach abgestandenem Tabak zu riechen? Das Einzige, wodurch unser Postomnibus sich von den anderen seines Gleichen unterschied, war, daß er sich der Jahreszeit gemäß in einen Schlitten verwandelt hatte; sonst aber entsprach das Fahrzeug und sein Lenker allen Vorstellungen, die ich je davon gehegt, ja übertraf sie noch. Meinen Charon fand ich in der Person eines uralten Postillons, eines wahren Petrefacten aus der Blüthezeit der „Deutschen Reichspost". Er hatte nach dem Beispiele seines Collegen mit seinen beiden Sonnenpferden „hinter einem unaussprechlichen Platze" Halt gemacht, um hier die nach meinem Begriffe Unglückseligen aufzuladen, die er „hinüber" zu befördern hatte. Die Schneeflocken stöberten mir heftig um Wange und Bart, als ich den Schlitten bestieg; ich hüllte mich jedoch tüchtig in meinen Pelz, drückte mich abermals in die berühmte Ecke und fort ging's nach dem etwa anderthalb Stunde entfernten Miltach.

Von dem Städtchen Boxheim selbst bekam ich nichts zu sehen. Wir fuhren unaufhörlich zwischen mannshohen Schneewänden und wenn ich nicht bei der leisesten Bewegung nach oben mit dem Kopfe an die Decke des Omnibus gestoßen wäre, so hätte ich glauben können, daß wir uns in einem Schneetunnel befänden. Es war furchtbar einsam, denn außer dem sich in jeder Minute dreißigmal wiederholenden „Hü, hü, hü", des Postillons war kein Laut vernehmbar. Auf einmal machte der Schlitten Halt, der Schlag öffnete sich und das Angesicht des Rosselenkers wurde sichtbar. Wir mußten uns unweit eines Hauses befinden, das ich durch die gefrorenen Fenster nicht sehen konnte. Da ich Frauenstimmen vernahm, in welche ein munterer Spitz hineinkeifte, so war ich nicht wenig neugierig; erstaunte aber sichtlich, als ein frisches, junges Ding hereinhüpfte, den Schnee von ihrem Mantel abschüttelte, ihren goldverbrämten Baschlik fester anzog und sich nach einigen sehr ungenirten „Brrs" in der Nähe des Schlagfensters niederließ. Allmälig tauchte ich aus den Tiefen meines Aergers und zugleich meines Pelzes hervor, und je öfter meine Blicke an den munteren Augen meines Vis-à-vis vorüberstreiften, desto mehr „rosiges Licht" schien ich zu athmen. Ich gab auch ein merkliches Zeichen meines Daseins, indem ich (ganz unnöthigerweise) meinen Pelz auf- und wieder zuschlug, gedankenvoll die Asche meiner Upman (No. III. zwei Silbergroschen das Stück) an dem Fenstergesimse abzustreifen versuchte und damit absichtlich eine Bewegung nach Vorwärts machte. Aber auch der beste Mensch hat Augenblicke, in welchen er, um eine Conversation anzuknüpfen, keinen geistreichern Ausgangspunkt zu finden vermag, als:

„Es ist heute wirklich sehr schlechtes Wetter."

„Jawol", klang es aus der entgegengesetzten Ecke.

Ich war erschöpft, mehr noch, ich war vernichtet; dieses bestimmte, sichere „Jawol" hatte mich moralisch geradezu niedergeworfen, es hatte mich vor mir selbst erniedrigt In dem Tone, in dem es gesprochen war, lag eine so tiefe Ironie, daß ich wie eine Schnecke in ihr Haus, wieder in meinen Pelz zurückkroch.

Nach einer Weile aber raffte ich mich wieder zusammen; für einen Löwen aus der Residenz war es freilich ein schlechter Anfang gewesen; aber noch war nicht Alles verloren.

„Ich kann wol weiter rauchen, ohne Sie zu belästigen, mein Fräulein?" begann ich von Neuem.

„Jawol."

„Sie waren wol auf Besuch?"

„Jawol."

„Sind Sie vielleicht aus Miltach?"

„Jawol."

„Wir müssen schon ganz in der Nähe sein?"

„Jawol."

Bei meiner letzten Fragestellung erhob ich mich gleichsam zur Bestätigung und warf einen solchen Kennerblick durch das gefrorene Fenster, als ob ich schon zehn Jahre in der Gegend gewesen wäre. Diese „schlagende Kürze" meiner wirklich reizenden Reisegefährtin hatte mich aber vollends entmuthigt; ich wagte nicht, weiter anzuknüpfen. Hätte ich nicht bei ihrem Einsteigen bemerkt, daß sie eine ganz allerliebste Behendigkeit im Sprechen entwickeln konnte, so würde ich durch ihr consequentes „Jawol" auf die Idee gekommen sein, daß sie entweder bei einem Husarenofficier gedient, oder bei der Rettung des Capitols mitgeholfen habe. Uebrigens sah ich deutlich, daß dem nicht so sei. Sie hielt mich wahrscheinlich für einen zudringlichen Commis-voyageur und fürchtete, daß ich ihr in der nächsten Minute ein Muster von Winterstoff oder Strumpfbändern präsentiren würde. Deshalb schwieg ich und tröstete mich mit dem Troste, der schon Vielen geholfen, daß ich es ein anderes Mal besser machen wolle.

Es fing schon ziemlich zu dunkeln an, als wir durch das alte Stadtthor fuhren. Wir passirten eine Reihe ungleicher und windschiefer, bald größerer, bald kleinerer Häuser, bis wir endlich unter dem Thorbogen des alten Postgebäudes Halt machten. Die Hausglocke wurde gezogen, der Omnibus geöffnet; aber ehe ich mich noch in meinem Pelze ein paarmal herumgedreht hatte, um meine Sachen zusammenzusuchen, war mein Täubchen schon dem Schlage entschlüpft und im Thorwege verschwunden. Eine dicke, wackelnde Frau mit einem breiten, gutmüthigen Gesicht, in der ich sofort die Frau Posthalterin vermuthete, wünschte mir einen recht guten Abend, indem sie fortwährend das schlechte Wetter bedauerte, gerade als wollte sie sich gegen den Verdacht verwahren, daß sie etwa schuld daran sei. Ich übergab meine Effecten dem dienst-

thuenden Stubenmädchen für Nr. 7 und schritt sogleich nach dem Gastzimmer. Ob wol Einer von den freundlichen Lesern das Gefühl kennt, das Einen übermannt, wenn man solch' einen Schauplatz künftiger Thaten zuerst betritt? . . . .

Es war ein durch eine halbaufgeschraubte Lampe matt erhelltes langes Gemach, durch eine Glasthür von einem sogenannten Herrenzimmer getrennt, welches von drei mit großen Glaskugeln versehenen Lampen, über zwei langen Tischen aufgehängt, hell beleuchtet war. An einem dieser Tische waren sämmtliche Sessel „umgelegt" und wer mit den Sitten und Bräuchen der kleinen Städte vertraut ist, weiß wol, was das bedeutet. Ein solcher abonnirter Tisch ist wie die chinesische Mauer; wehe dem Fremdling, der aus Unkenntniß sein ehrwürdiges Gesetz nicht respectirt! Harmlos nähert er sich — die Aufmerksamkeit der Abonnenten wird rege; er nimmt einen Stuhl — wüthende Blicke durchbohren den Eindringling; er setzt sich — die Nachbarn links und rechts drehen ihre Stühle und kehren ihm den Rücken — Todtenstille tritt ein — es ist eine martervolle Execution; aber die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Stammgäste kennen kein Erbarmen, bis der Unschuldige doch zuletzt Etwas „merkt" und mit den Spuren unendlicher Zerknirschung „verduftet". Ich postirte mich deshalb auch, kurz grüßend, an den andern Tisch. Die drei Stammgäste am „abonnirten" Tische schienen gerade nicht in der rosigsten Stimmung zu sein. Der mir gegenüber, ein kleines, schmächtiges Männchen, an dem nichts groß war, als seine Nase und seine silberne Brille, klapperte beständig mit zwei Fingern auf dem Deckel seines Bierglases und ließ sich in seinen Exercitien auf der stummen Claviatur nicht einmal irre machen, als ihm die Kellnerin einen sorgsam tranchirten Kalbskopf servirte. Die Sache, die ihn beschäftigte, mußte daher wol von einer außerordentlichen Wichtigkeit sein. Der Zweite, an der Ecke des Tisches, mir halb zugewendet, war von jener behäbigen und dicken Sorte, wie man sie gern sieht; der Ausdruck seines Angesichts war herzgewinnend und um seine geröthete Nase schienen die Geister aller Flaschen zu tanzen, die er in seinem langen Leben schon getilgt. Vom Dritten endlich, der mir den Rücken zukehrte, bemerkte ich nichts als auf hohen Schultern einen starken Kopf und auf den Kopf nichts als eine große kahle Platte, die mir wie der Vollmond entgegenglänzte.

„Bin recht begierig, was er wieder auf's Tapet bringen wird", brach der Kleine plötzlich das Schweigen, indem er mit der Serviette um den Mund fuhr und die Reste seiner Mahlzeit auf die Seite stellte.

„Den Julius Cäsar wahrscheinlich, oder den Romeo und die Julia; da kann der Herr Maurermeister wieder mit ansehen, wie sich ein Esel in seine Peppi verliebt", lachte der Behäbige an der Ecke des Tisches.

„Unsinn!" grunzte der Hochschulterige in einem Baß von außerordentlicher Tiefe; wie mir schien, war er durch die Bemerkung geärgert,

denn er ließ seine beiden langen Arme ganz mechanisch auf den Sessel hinabgleiten und gab diesem einen Ruck nach vorwärts.

„Nun ja, ich habe nichts dagegen, daß man Komödie spielt; aber ich sage nur, man soll sich nicht so weit versteigen und in Boxheim und Miltach Sachen zur Aufführung bringen wollen, an denen sich manchmal Hoftheater die Zähne ausbeißen"

„Vollkommen Ihrer Ansicht, Herr Amtmann", bejahte der Kleine, der mit der großen Nase und silbernen Brille.

Bei dem Worte „Amtmann" fühlte ich mich angenehm betroffen. Dieses behäbige Männchen mit seinem jovialen Gesicht war also Niemand anderes, als mein künftiger Chef, der freilich nicht ahnen konnte, daß ich heute schon ankäme, weil ich aus Aerger meinen Urlaub um fünf Tage abgekürzt hatte. Ich hielt es jedoch aus vielen Gründen für gut, aus meiner Objectivität nicht herauszutreten und das Incognito eines Handlungsreisenden zu bewahren. Denn daß mich die Drei wie das hübsche Ding im Omnibus für einen solchen hielten, stand außer Zweifel.

„Ah! da kommen ja schon die Komödianten!" rief der Amtmann drei anderen soeben eintretenden Herren entgegen. „Ich habe ja gehört, Herr Lehrer, daß Sie diesmal den Ritter Roderich von Haspelmoor in der vergoldeten Busennadel spielen werden . . ."

„Zu dienen, Herr Amtmann", entgegnete der Angeredete, indem er den Schnee von seinem Burnus abstäubte, „und der Herr Practicant macht meinen Leibknappen." Dabei wies er auf einen himmellangen Menschen, der — wenn er sich verbeugte — die Gestalt eines Dreiecks annahm.

Unterdessen hatte sich der abonnirte Tisch ziemlich gefüllt. Da war der Bürgermeister, wahrscheinlich aus der ehrsamen Zunft der Bäcker oder Müller, der Revierförster mit wettergebräunten Wangen, mächtigem Schnurr- und Knebelbart; der Stadtphysicus mit einer feinen Brille auf der schmalen Nase, und Andere, deren kleinstädtischer Typus augenblicklich ihren Rang und Stand errathen ließ.

Aus den Andeutungen, die ich schon vorhin vernommen und aus dem pünktlichen Zusammentreffen beim Glockenschlage zu schließen, mußte heute hier etwas Wichtiges vor sich gehen; aber ich ahnte nicht, daß ich dabei noch die Hauptrolle spielen würde. Ich sollte übrigens bald aus meiner Unwissenheit gerissen werden, als ein Mann eintrat, lang, hager, mit blaßgelbem Gesicht. Er grüßte sich mit einigen ungelenken und steifen Bücklingen an der linken Reihe der um den Tisch Sitzenden vorbei, kippte an der untern Ecke des Tisches einen Sessel um und legte einen Stoß Hefte neben sich hin.

„Ah, der Herr Stadtschreiber und Schauspieldirector!" rief von der andern Ecke des Tisches herauf mein jovialer Chef, der den Angeredeten wahrscheinlich erst jetzt bemerkt hatte. „Na, wie ich sehe, haben Sie wieder einen schönen Stoß Neuigkeiten; da können wir die Besprechung ja gleich beginnen." —

„Sehr verbunden, sehr verbunden", stammelte dieser, „wenn die Herren nichts dagegen haben — —"

„R—aus — mit dem Naß aus dem Faß", sang der lange Practicant, der mir in der Gesellschaft überhaupt das große Wort zu führen schien.

„Meine Herren", begann jetzt der Stadtschreiber salbungsvoll. „Sie haben mir die hohe Ehre erwiesen —"

„Faxen! zur Sache!" unterbrach ihn der unvermeidliche lange Practicant.

„Ehre erwiesen", ließ sich der Stadtschreiber nicht beirren und fuhr fort: „mich zu beauftragen, für die verehrte Gesellschaft ein Stück auszusuchen, das wir zur Aufführung bringen wollen. Ich habe nun dem hohen Auftrage zu Folge — natürlich auf Kosten der Gesellschaft —"

„Natürlich — Respect!" unterbrach ihn der Lange wieder.

„Kosten der Gesellschaft", dehnte mit näselnder Stimme der Stadtschreiber in seinem Vortrag — „mir mehrere Lustspiele kommen lassen und lege sie Ihnen — da man sich denn hier überhaupt nicht an das höhere Trauerspiel gewöhnen will", fügte er in einem Tone hinzu, der ironisch sein sollte, — „zur Auswahl vor."

„Trauerspiel — Unsinn!" brummte jetzt der uns bereits bekannte Maurermeister, dem wahrscheinlich mit seiner Tochter Peppi bei irgend einem Trauerspiel ein Unglück passirt sein mußte, wie das aus der frühern Aeußerung des Amtmanns hervorzugehen schien.

„Nun ja", näselte jetzt der Stadtschreiber wieder hinauf, „ich bin ja auch abgekommen von der Idee und der Herr Kohlenberger brauchen nicht zu befürchten —"

Der Herr Kohlenberger wollte aufbrausen; aber der lange Practicant brachte die Sache wieder in's Gleiche, und der Heldenvater von Miltach beruhigte sich, indem er sein Seidel an den Mund setzte und mit einem kräftigen Zug bis über die Hälfte leerte.

„Ich bin also dafür", hub der Amtmann an, als wieder Stille eingetreten war, „daß der Herr Stadtschreiber uns die Stücke nach der Reihe nenne und uns den Inhalt derjenigen, die uns gar nicht bekannt sind, kurz referire.

„Einverstanden!" riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Also", sagte der Stadtschreiber und nahm von dem vor ihm liegenden Stoß das oberste Heft in die Hand. „Da ist zuerst „Das Landhaus an der Heerstraße", von Kotzebue."

„Das ist freilich ein alter Schmarren", fiel ein junger Mann ein, den ich für einen Kaufmann hielt. „Darin hat mein Großvater schon vor fünfzig Jahren gespielt."

„Entschuldigen Sie, Herr Wild", apostrophirte der Stadtschreiber; „es wird Ihnen vielleicht weniger bekannt sein, daß Kotzebue noch immer der größte Lustspieldichter ist."

„Oho", entgegnete der Andere, und war still, da er in Verlegenheit war, einen größeren zu nennen.

„Weiter: „Der Hofmeister in tausend Aengsten““, fuhr der Stadtschreiber fort, indem er das Exemplar in die Höhe hielt, als wollte er es versteigern.

„Das kennt ja jeder Spatz auf dem Dache!“ schrie der lange Practicant; „halten Sie uns doch nicht mit dergleichen Späßen auf. Abfahren!“ und dabei streckte er seine Füße derart, daß sie auf der andern Seite des Tisches sichtbar wurden.

„Abfahren!“ stimmte die ganze Gesellschaft ein.

Es wurden jetzt noch mehrere Stücke besprochen, theils ältere, theils neuere, aber sie fielen alle durch. Das eine war zu bekannt, das andere von einer vagirenden Truppe erst jüngst im Orte gespielt; bei einem dritten reichte die Zahl der Mitglieder nicht; bei einem vierten und fünften fehlten ein Wald und ein Prunksaal, über welche Objecte sich die Regie nicht auszuweisen vermochte; wieder bei einem andern, war der Souffleur, ein junger Gerichtsactuar, als Schauspieler unentbehrlich.

Es war nun eine Pause im Vortrage des Stadtschreibers eingetreten, während welcher die Mitglieder der Gesellschaft mit erhitzten Köpfen aneinander fuhren und die in Frage stehende Angelegenheit mit einer Heftigkeit discutirten, als gälte es die Errichtung eines Gemeindeschlachthauses oder den Ausbau eines Abzugscanals. Nur das Antlitz des Amtmanns verlor weder seine Ruhe noch seine Heiterkeit; ich kann sagen, daß es mir ordentlich wohl that, in dieses fidele Gesicht zu sehen, obwol mich der ganze Disput zunächst gar nichts weiter anging. Die Chancen für die Aufführung eines Lustspieles schienen indessen immer tiefer zu sinken, und schon triumphirte der Stadtschreiber, als er plötzlich von einem ältern Herrn interpellirt wurde, ob denn das auch Alles sei, was er vorzutragen hätte?

„Ich habe noch Etwas in Reserve“, entgegnete dieser; „aber ich glaube nicht, daß wir es durchbringen; denn die Hauptrolle bedingt eine vorzügliche Charakterdarstellung und wenn ich nicht — —“

„Wie heißt es — was ist's — heraus damit — vortragen!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

„Es ist betitelt „Englisch“ und ich glaube, daß es einzelnen Herren bekannt sein dürfte —“

„Mir nicht — mir auch nicht — Keinem“, ließen sich wieder Mehrere vernehmen.

„Gut“, hub er jetzt gewichtig an. „Die Hauptrolle darin spielt ein junger Engländer, Eduard Gibbon, der, wie er selbst sagt, von übermenschlich reichen Eltern abstammt, und nur sein Vaterhaus verließ, weil ihm sein grausamer Vater stets mit Heirathsplänen zusetzte. Da hat er denn, just als er auf dem Bahnhofe in Hamburg abreisen wollte, wieder einen unangenehmen Brief von Hause erhalten, der ihn so zornig macht, daß er in der größten Verzweiflung schwor, den Willen seines Vaters auf dem Fleck zu erfüllen und daß das erste Frauenzimmer, das ihm entgegentrete, seine Frau werden solle, sie möge sein alt, jung, schön

oder häßlich. Und siehe da, es war eine junge, schöne Wittwe, die ihm zuerst entgegentrat."

„Respect", unterbrach ihn wieder einmal der Lange unter allgemeinem Gelächter.

„Er verfolgt sie volle drei Monate", fuhr der Stadtschreiber fort, „von Stadt zu Stadt, von Hôtel zu Hôtel, bis endlich im Römischen Kaiser zu Berlin die Katastrophe eintritt."

„Wie viele Acte hat denn das Ding?" frug jetzt der Amtmann.

„Nur zwei", entgegnete der Stadtschreiber.

„Und wo spielt es?"

„Immer in einem ganz einfachen Zimmer!"

„Ausgezeichnet; wir haben so kein anderes", lachte der Lange.

„Und wie viel Personen?"

„Nur sieben und zwei Kellner", referirte der Stadtschreiber. „Wir können die Rollen doppelt besetzen", fuhr er fort. „John, den Bedienten des Engländers, eine äußerst drastische Figur —"

„Uebernehme ich", rief der Practicant.

„Die junge, schöne Wittwe, wer wäre besser dazu geeignet als —"

„Frau von Thiele!" riefen mehrere Stimmen.

„Die anderen Rollen sind leicht zu besetzen, bis auf den Engländer selbst", rief jetzt der Stadtschreiber mit der heitersten Miene und gab ein so detaillirtes Exposé vom Charakter des edlen Gibbon, daß dieser gewiß erstaunt gewesen wäre, zu erfahren, wie viele ihm selbst unbekannte Eigenschaften er besessen.

Dabei vergaß der Stadtschreiber nicht, all' seine feinen Andeutungen immer darauf hinauszuspitzen, daß nur er im Stande sei, diese Rolle zu übernehmen.

„So viel ich jetzt gesehen habe", sagte der Amtmann, als der Stadtschreiber am Schlusse seiner Rede angelangt war, „ist dieser Engländer ein äußerst langweiliger Mensch —"

„Gewiß", bestätigte Einer aus der Gesellschaft.

„Wobei ich mir gleich zu bemerken erlaube", sprang der Lange wieder ein, „daß zwischen langweilig sein und einen Langweiligen spielen ein Unterschied — sein dürfte —", dehnte er halb gegen den Stadtschreiber gewendet. „Uebrigens glaube ich, daß auch noch andere — Umstände — hm — —", dem Stadtschreiber schoß bei dieser nicht unverständlichen Anspielung glühende Röthe in's Gesicht und in einer Aufregung, die er nicht mehr zu bemeistern im Stande war, platzte er heraus:

„Wenn Sie glauben, daß Frau von Thiele mit Ihnen lieber spielt, dann nehmen Sie den Engländer — Herr Practicant —"

Dabei war er aufgesprungen, ließ sämmtliche Papiere auf seinem Platze liegen und verschwand ohne Gruß hinter der Glasthür, die in das unbeleuchtete Vorzimmer führte.

„Nun haben wir die Bescheerung", fing der Amtmann zu lachen an, „jetzt haben wir unsern Devrient verloren."

„Meine Herren", fing der Lange an, indem er sich erhob und

streckte, so daß er mit der Nase an den Cylinder der Hängelampe stieß. „Ich trage Schuld an dieser Ihnen nicht unliebsamen Störung. Deshalb sehe ich mich auch verpflichtet, der Perspective der relativen Verhältnisse Rechnung zu tragen, indem ich mich für den Abgeschiedenen in höchst eigener Person zur Verfügung stelle, und von dieser Stunde an die Oberleitung unseres Hoftheaters übernehme. Ich verspreche Ihnen auch vorläufig ein Gebüsch herzustellen, da der gegenwärtige Stand meiner Kasse zu einem Wald nicht ausreicht."

Ein schallendes „Bravo!" folgte den Worten des Improvisators, der auf diese drastische Weise in der Gesellschaft die Heiterkeit wieder herzustellen gewußt hatte.

„Aber was thun wir jetzt mit dem „Englisch"?" fragte nach einiger Zeit der Amtmann.

„In den Rauch hängen", antwortete ihm Einer.

„Nein, nein", fiel ein Dritter ein. „Ich weiß einen Ausweg. Wenn wir vielleicht warteten, bis der neue Assessor kommt, vielleicht —"

„Ist er der nämliche Leimsieder, wie sein Vorgänger, der alle heiligen Zeiten aus seinen vier Wänden hervorkroch", ergänzte der Lange kalt.

Das wurde mir denn endlich zu stark. Ich konnte mich nicht länger mehr in meinem Incognito halten und indem ich die Zeitung, in der ich kaum eine Zeile gelesen hatte, rasch auf den Tisch warf, rief ich mit ziemlicher Betonung hinüber:

„Nein, das ist er nicht, verehrter Herr Collega!"

Es folgte ein allgemeines Wenden des Kopfes. Ich aber hatte mich bereits an der Ecke des Tisches meinem künftigen Chef vorgestellt, der eine unverkennbare Freude äußerte und unter herzlichem Händedruck seinen Wunsch zu erkennen gab, ich möchte mein kräftiges „Nein!" in der Zukunft auch bethätigen. Er stellte mich der Reihe nach den Anwesenden vor, und als ich zu dem Langen kam, bat mir der lose Junge feierlichst seine Muthmaßung ab, aber nur unter der Bedingung, daß ich, wie er sich ausdrückte, affirmativ so schön vollenden würde, was ich negativ so köstlich begonnen habe.

Die Gesellschaft kam in die heiterste Stimmung.

Man wollte heute noch meinen Antritt feiern und schon verschwand das Bier und die Champagnerflaschen fingen an in ihren Eiskübeln zu erscheinen. Auch das Theater kam wieder zur Sprache und da ich schon oft auf den Bretern debütirt hatte, übernahm ich die Rolle des Engländers, die mir der Lange auf einem Präsentirteller unter allgemeiner Acclamation überreichte.

Es war ein rührender Moment; „die Augen gingen ihm über" und er gratulirte mir, ich weiß nicht mehr zu was. Ich hörte nur aus seinem Redefluß immer und immer wieder den Namen „Frau von Thiele".

Endlich leerte sich das Local. Die Glocke schlug Drei. Ich und der Practicant waren die Letzten.

Zwei Tage meines Aufenthaltes in Miltach waren verflossen. Am

dritten, einem Sonntage, machte ich mich an die letzte meiner Antrittsvisiten, bei Frau von Thiele. Ich hatte nur Schönes von dieser Frau gehört und war um so mehr gespannt, als ich ja nächstens eine nicht unbedeutende Rolle mit ihr zu spielen hatte. Ihr Landhaus lag eine kleine Strecke außerhalb Miltach's auf einer sanften Anhöhe mit der Aussicht auf die Berge. Ich schellte an der Hausglocke und ein Dienstmädchen führte mich, nachdem ich den Wunsch geäußert hatte, die Herrin des Hauses zu sprechen, in einen elegant meublirten Salon. Ein kleines Bologneserhündchen umwedelte mich freundschaftlichst. Auf Freiligrath's Gedichten lag ein Päckchen Visitenkarten der neuesten Form mit den zierlichen Lettern: „Theodora von Thiele". Theodora! Warum denn nicht Dorothea? Während ich noch über die Etymologie dieses Namens nachdachte, öffnete sich die Thür des Nebengemaches und eine Dame, jung, hübsch, eine ganz allerliebste Gestalt erschien unter derselben.

„Ah, Herr Assessor, freut mich — darf ich bitten —" und hierbei wies sie mir mit einer feinen Handbewegung einen Platz auf dem Sopha an, während sie sich mit der ungezwungensten Nachlässigkeit in einer Causeuse niederließ.

„Es ist heute sehr schlechtes Wetter draußen", lachte sie dann mit einer so sonderbaren Betonung, daß ich nur mit einiger Verlegenheit das Gegentheil herausstottern konnte.

— Es war in der That ein sonnenheller Wintertag. —

„Aber Sie werden mir doch nicht böse sein, wenn ich mir erlaube, unsere interessante Conversation da wieder anzuknüpfen, wo wir sie bei unserer letzten Begegnung gelassen haben", und dabei drehte sie das Köpfchen nach mir und sah mich mit schelmisch forschenden Blicken an.

„Letzte Begegnung — gnäd'ge Frau — daß ich nicht wüßte —" antwortete ich sichtlich befremdet.

„Nun, dann können Sie ruhig weiter rauchen, ohne mich zu belästigen."

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das war dasselbe reizende Gesichtchen, das ich damals im Dunkel der alten Kalesche und vom neidischen Baschlik verhüllt nur halb zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte: die nämliche liebliche Gestalt, die mir unter'm Thorweg des alten Postgebäudes entschwunden, eh' ich mich umdrehte und die mir unbegreiflicherweise die drei Tage meiner Anwesenheit in Miltach fast aus dem Sinne gekommen war.

Ich hatte mich die ganze Zeit her für einen leidlichen Gesellschafter gehalten, ja vielleicht noch für etwas mehr; aber jetzt bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mich gänzlich aus der Fassung hatte bringen lassen. Ich fühlte mich schüchtern, verlegen und zitterte, daß dieses zweite Begegnen einen ähnlichen Verlauf wie das erste nehmen könne. Doch diesmal kam mir Frau von Thiele selbst zur Hülfe.

In der ernsthaftesten Weise erkundigte sie sich nach meinen Familienverhältnissen, meinem bisherigen Aufenthalt und anderen Dingen von gleicher Wichtigkeit, und erzählte mir hierauf ebenso unbefangen, daß sie

schon als Mädchen von siebzehn Jahren an einen Freund ihres Vaters, einen bejahrten Mann, verheirathet worden sei; daß sie ihren Mann vor anderthalb Jahren verloren habe in Folge eines Unfalls, der ihn auf der Jagd betroffen und daß sie seit dieser Zeit im Winter in der Residenz, im Sommer auf dem Lande, in dieser ihrer Villa wohne, daß sie diesmal aber aus besonderen Gründen hier ganz überwintern werde. Sie war kinderlos. — —

Während ich noch mit einigen Worten den glücklichen Zufall pries, der mich gerade in diesem Winter hierher verschlagen hatte, erhob sie sich plötzlich, holte von einem Nipptisch ein dünnes Heftchen in blauem Papierumschlag und indem sie es mir entgegenhielt, rief sie:

„A propos; Sir Eduard Gibbon! Kennen Sie das?"

In großer Fractur stand auf dem blauen Umschlag: „Rolle der Adele Treuuhr!"

„Es ist heute erste Leseprobe bei Amtmanns", fuhr sie fort, „und ich bin neugierig, was Sie mir Alles zu sagen haben. Denn aus den kurzen Schlagwörtern kann ich wahrhaftig nicht klug werden — —"

War das vielleicht wieder eine feine Anspielung auf unsere bisher stattgehabte Conversation, die meinerseits auch nur mit „Schlagwörtern" geführt worden war?

„Gnädige Frau", sagte ich; „ich fühle mich im Moment wirklich beschämt, weil ich erst jetzt sehe, was ich gewagt, als ich mich vor ein paar Tagen zur Uebernahme dieser Rolle entschloß —"

„Sie haben vollständig Recht, mein lieber Gibbon", entgegnete sie lächelnd, „wer bürgte Ihnen dafür, daß ich nicht aussah, wie die Frau des Banquier Tippelberger? Ich habe hier schon klüger gehandelt und mich meiner Person versichert. Denn als ich erfuhr, daß Sie mein Engländer werden sollten, trug ich keinen Augenblick Bedenken, die Rolle zu übernehmen; ich war ja vollständig überzeugt, daß Sie dieselbe zur größten Zufriedenheit des Publicums durchführen würden, wenn Sie die englische Langeweile entwickeln, die Sie mir gegenüber bei der letzten Fahrt gezeigt haben. —"

Ich küßte ihr für dieses Compliment die Hand und stotterte: „Es wird mich Mühe kosten, Langeweile zu affectiren, wo — —"

Doch sie ließ mir kluger Weise gar nicht Zeit, meine Phrase zu vollenden, sondern reichte mir, da ich Anstalt zum Gehen machte, ihr zierliches Händchen, welches mich durch meine bismarckbraunen Glacés hindurch noch elektrisirte.

„Also, auf Wiedersehen, heute Abend", und dabei verschwand sie mit einem graziösen Knix unter der Thür.

Noch heute kann ich nicht sagen, wie ich die Treppe hinunterkam und das Freie erreichte. Der Kopf war mir so schwer und einzelne Sätze aus meiner Rolle summten mir darin herum und deutlich merkte ich, daß ich mich mit meinem Engländer bereits in Bedenken erregender Weise zu identificiren begann. Auch fing ich bereits an, über die Mißgriffe der Regierung, die mich gerade jetzt nach Miltach geschickt, etwas milder zu denken.

Ich war auf meinem Zimmer angekommen und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als meine Rolle zu durchlesen. Aber welch' ein Unterschied dennoch zwischen mir und diesem edlen Eduard Gibbon! Drei Monate war dieser Narr der jungen Wittwe mit einer eiskalten Ruhe nachgereist und niemals war ein Wort über seine Lippen gekommen, bis es ihn endlich am Schlusse zu der Versicherung hinriß, daß er der glücklichste Mensch auf Erden sei; ich dagegen stürmte schon mit hundert Atmosphären, nachdem der Gegenstand meiner schlummernden Sehnsucht kaum in Sicht gekommen war! Drei Monate hatte dieser Mann geschwiegen und ich hätte reden können stundenlang; das heißt jetzt, bei mir zu Hause, auf dem Sopha. Als ich bei ihr war, fiel auch mir kein vernünftiges Wort ein. Mit dem ganzen Aufgebot meiner Vernunft suchte ich mir zu beweisen, daß auch sie nicht ganz ohne Eindruck geblieben sein könne. Ich rief mir im Geiste jedes Wort zurück, das sie gesprochen und fand — und fand, daß — daß — — —

Doch ich habe versprochen, eine Humoreske zu schreiben unter strenger Garantie der Wahrheit und schwimme bereits im Fahrwasser der Novelle. Ich will daher nur noch kurz referiren, was der „scharfsichtige" Leser (diesen Beinamen giebt man ihm immer, wenn man ihn in guter Laune erhalten will) vielleicht schon errathen haben wird.

Es kamen die Leseproben, es kamen die Spielproben. Ich spielte mich mit meiner jungen Wittwe immer besser zusammen. Es kam der Abend der Aufführung. Mein John, der lange Practicant, war vorzüglich, ich selber entsetzlich. Statt zu radebrechen, sprach ich mit der Gewandtheit eines ersten Liebhabers; statt Ruhe zu bewahren, ließ ich meiner Leidenschaft die Zügel schießen, kurzum, ich spielte nicht den Engländer, ich spielte — mich. Und wie staunten erst die guten Miltacher, als sie Tags darauf erfuhren, daß sich der Engländer und die junge Wittwe wirklich verlobt hätten. Nach sechs Wochen feierten wir unsere Hochzeit. Zu der großen Fête hatte ich, mit Ausnahme des Stadtschreibers, der inzwischen Miltach verlassen, die ganze Gesellschaft geladen, die ich an jenem für mich so folgenreichen Abend auf der Post beisammen gefunden hatte.

Seit dieser Zeit bin ich noch immer, wie Eduard Gibbon sagt, der glücklichste Mensch auf Erden, und wenn Sie, freundliche Leserin, nach dem lieblichen Miltach kommen, so schenken Sie mir die Ehre Ihres Besuches. Meine Frau versteht sich auf einen vorzüglichen Thee und ich zeige Ihnen dann vom Balcon unseres Landhauses die im Abendroth schimmernden himmelhohen Berge und wenn er vorübergeht, auch den himmellangen Practicanten, der nicht verfehlen wird, wenn er oben Ihre reizende Erscheinung erblickt, hinaufzubrummen: „Respect!"

An meine Gebieterinnen.

Ihr geliebten kleinen Hände,
Die ihr mich so ganz gebändigt;
Die ihr mir den Frost vom Herzen,
Mir vom Aug' die Binde nahmet,
Mir die trotzigste der Locken
Von der Schläfe weggeschnitten,
Und die trotz'ge Kraft im Busen,
Hände meiner Delila!
Die ihr diese Lippen lehrtet,
Euch zu sagen, was ich fühle,
Und mit meinen fleh'nden Händen
Einst zu süßem Bund verflochten
Streichelnd mir die Wunden kühltet,
Die am Haupt und die im Herzen —
Ach, ihr lieben Zauberinnen!
Warum zagt ihr nun und zittert,
In der Herrin Schooß gefaltet?
Warum zagt ihr nun und zittert,
Euren Zauber zu vollenden,
Mich auf ewig festzuhalten?

Ad. Wilbrandt.

Seines Stammes der Letzte.

Skizze von **L. Ernesti.**

Ungefähr eine Viertelstunde von Lorch, am Ausgange des Wispertbales, steht eine alte Kapelle, hinter welcher sich eines der reizenden mit dem Strome in paralleler Richtung laufenden Seitenthäler des Rheins eröffnet, das trotz seines herben Namens „Sauerthal" die lieblichsten Naturreize in sich schließt. Zwischen hohen Bergen, welche dichte Laubwaldungen tragen, nur hier und da von einer Gruppe Tannen und den malerischen Effecten eines dunklen Schieferfelsens unterbrochen, geht man — durch die zur linken Seite des Weges aufsteigenden Höhen vom Rhein geschieden — weit über eine Stunde fort, ohne Anderes zu sehen, als Wald und Berg, als Moos und Gestein. Dann aber plötzlich, nachdem man eine Wegkrümmung umgangen, schiebt sich eine Bergwand vor, die das Thal in der Tiefe schon ausgangslos erscheinen läßt, obwol es das in Wahrheit erst später wird; und dieser quer vorgeschobene Berg zeigt auf seiner Kuppe die Trümmer einer Ruine. Hoch und schlank strebt ein letzter Thurm weit über allem übrigen Mauerwerk empor und seine zerbrochene Krone scheint hin zu den Wolken ragen zu wollen. Ein Jeder bleibt wol unwillkürlich an der Stelle stehen und schaut auf die von Berg und Wald dicht umkränzte Veste, die in ihrer ganzen Scenerie eins der selten so vollkommen abgeschlossenen Landschaftsbilder bietet, an denen kein Maler zu ändern, zu verbessern vermöchte. — Für mich hatte das anmuthige Bild nur ein Interesse — ich reihte daran nur den Gedanken: „Ist dies die Ruine des Sauerthals, an welche sich eine so schauerliche Begebenheit aus vergangenen Tagen knüpft? —"

Wie oft hatte man mir nämlich in Frankfurt a. M. gesagt: Aus dem Sauerthale bei Lorch sei Schillers Sujet zu den Räubern entnommen; dort habe auf einer alten Burg ein Vater gelebt, der zwei völlig entartete Söhne gehabt, von denen der Eine die Zeiten des frühern Raubritterthums wieder aufgefrischt, Wald und Heerstraße unsicher gemacht und der Frevel gar viele begangen. Der Andere aber, der mit den Vater die Burg fort und fort bewohnte, bannte diesen, der ihm zu lange lebte, in die abgrundlose Tiefe eines festen Thurmes, wo er kümmerlich sein Dasein fristete, bis die verbrecherische That entdeckt und er befreit wurde. Der Sohn entfloh, um sich der strafenden Hand der Gerichte zu entziehen und blieb verschollen wie sein Bruder, der das Räuberhandwerk ergriffen und auf den man längst gefahndet. Nach Aussage Einzelner ereilte diesen der Lohn im Vaterlande: er wurde in den Bergen ermordet; Andere aber behaupten, beide Brüder wandten sich nach Frankreich, trafen sich dort als Greise und ihr Wiedersehen, ihr Wiedererkennen habe Statt gefunden auf dem Karren, der sie zur Revolutionszeit gemeinsam zur Guillotine brachte.

„Noch vor zwanzig und dreißig Jahren", so fügte mein Gewährsmann hinzu, „wenn man in Frankfurt die Schiller'schen Räuber gegeben hatte, tauchten die alten Geschichten, die dasselbe Motiv behandelten, neu und lebendig

wieder auf und gar Viele, nachdem sie das Trauerspiel auf dem Theater gesehen, reisten zum Sauerthal, um die Stätte aufzusuchen, wo sich die schauerlichen Dinge in Wirklichkeit zugetragen. Unter diesen befand sich wiederholt Usener, der viel über alte Burgen wußte und selbst schrieb, und mit ihm war ich einmal auch vor vielen Jahren da, theils um diese Ruine zu sehen, theils den andern interessanten Ort des Sauerthals aufzusuchen, von dem Sie wol gehört haben."

Daß ich in Usener's Schriften keine Spur von jener tragischen Geschichte gefunden hatte, störte mich nicht; ebensowenig, daß ich noch nicht dazu gelangt war, in alten Stammtabellen, in denen die Adelsgeschlechter des Rheinlandes verzeichnet, nach zwei Söhnen zu suchen, die zur Zeit der französischen Revolution um's Leben gekommen oder verschollen geblieben. Viel mehr als die Frankfurter Tradition gab mir zu denken, als ich an jenem Morgen im Sauerthal seitwärts auf der Höhe schmalen dunklen Strichen begegnete, die zwischen den dichten Laubmassen des Waldes und unter den Wolken, die den Himmel zu umziehen begannen, unerkennbar blieben und ebenso die Annahme zuließen: Felsstücke zu sein oder abgestorbene Bäume. Im weitern Durchwandern des Sauerthals ergaben sie sich als eine gänzlich verfallene Ruine, die, was Dunkel und Schauerlichkeit anbelangte, die erste Burg bedeutend übertraf. Immer gespensterhafter immer unheimlicher traten die wenigen, völlig zerbröckelten und ganz schwarzen Massen über der waldreichen Bergkuppe hervor — immer mehr wich nun die erste hübsche Ruine zurück, die zuvor ihren Thurm wie ein riesiges Wahrzeichen emporgestreckt.

Im Sommer soll der Weg durch's Sauerthal ein von Fremden mitunter besuchter und um die Zeit auch ein Lieblingsziel der Lorcher sein. An jenem Morgen, gegen Ende October, war nirgends ein lebendes Wesen zu sehen, das ganze Thal völlig einsam und menschenleer. Es zeigte sich zugleich in jener ernst-melancholischen Färbung, die nur der Spätherbst giebt, wo schon ebenso viel Bäume entlaubt stehen, wie an anderen das leuchtende Gelb ihrer Blätter in die dunklen Schattirungen des Braun hinüberspielt. Der Himmel umwölkte sich immer mehr, je weiter wir in die Felsschlucht vordrangen, in düstren Einklang tretend mit dem dunklen ernsten Lebensschicksal, von dem ich so unvermuthet in den stillen Bergen hören sollte! — Die erste Spur von Leben in dem öden Thale gab der Tod. — Ein kleiner Gottesacker zeigte sich. Dicht am Wege liegt er, eingeengt von den dicht und fest aneinandergereihten Bergketten, die hier in der Tiefe das schmale Thal ausgangslos umschließen; er befindet sich zugleich am Fuß des Berges, dessen weite, breite Kuppe die Ruine mit dem Thurme trägt. Außer den Berghöhen umgrenzen noch Mauern das kleine Gebiet eines ewigen Friedens. Die nach dem Wege hin ist übersehbar aus einiger Ferne. Als ich zuerst darauf hinblickte, meinte ich noch nie im Leben einen schmuckloseren, kahleren — einen trostloseren Begräbnißplatz gesehen zu haben. — Weder ein Baum, noch ein Strauch oder irgend eine Blume! — Nur Unkraut wucherte zwischen den halb zertretenen, halb eingesunkenen Hügeln, die einfaches Gras deckte und auf welchen kein einziges der schlichten, kleinen Holzkreuze mehr aufrecht stand. Nur ein Monument von rothem Sandstein, über dem ein Kreuz hinausstrebte, stand wohlerhalten nicht weit von der jenseitigen Mauer, die Form, die architektonische Schönheit dieses einen hervorragenden Denkmals fiel an der schmucklosen Stätte doppelt auf; — ich fragte unwillkürlich: „Wer mag dort begraben sein?"

Die Seitenmauer des Friedhofs zeigte eine halb aus ihren Angeln gerückte Pforte; sie paßte in ihrem Verfall wunderbar zu dem ganzen Bilde und ich war froh, daß ein Zutritt zu dem Gottesacker mit nur geringer Mühe zu ermöglichen war. Inzwischen hatten die Wolken sich immer drohender zusammengeballt und hingen tief und schwer mit ihren dunklen Massen über dem Thale; ein Sturm erhob sich, der wild die dürren Blätter trieb und nirgends war eine Zufluchtsstätte gegen das nahende Wetter zu entdecken; dennoch konnte ich an dem kleinen Friedhof nicht vorüber — das Grab zog mich an.

Wenige Schritte führten mich zu dem Monumente, welches die umgesunkenen Kreuze weit überragte. — Was immer ich an Ungewöhnlichem auch erwartet haben mochte: es war nicht das, was ich fand: über einem weltbekannten alten Wappen — ein alter weltberühmter Name!

„Franz von Sickingen", so steht an der Spitze des Denkmals. Unter dem Wappen: „Reichsgraf. Seines Stammes der Letzte."

Der Sockel trägt die Inschrift: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte."

Außer diesen einfachen Angaben — Nichts, kein Jahr — kein Datum!

Aber doch — hier an der Rückseite des einfachen und in seiner Einfachheit so sehr hübschen Denkmals, befinden sich noch vier Worte, wie sie dunkler, schwerer, inhaltreicher kaum zu finden. Sie lauten „Er starb im Elend."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, daß mich je im Leben eine Grabschrift so erschüttert — daß mich die ausführlichste Beschreibung eines menschlichen Schicksals so tief ergriffen hätte, wie dieser kurze Satz auf dem armseligen, trostlosen Friedhofe! — Der Letzte eines solchen Stammes und eine solche Grabschrift! —

Vom Sauerthal bei Lorch bis zu jenen fernen Strecken des Rheins, wo jetzt die Teutschen, unter heißen Kämpfen, unter blutigen Siegen, den Franzosen altdeutsches Land von Neuem abgerungen haben; da hinein ragen die einstmaligen Besitzungen des Sickingenschen Geschlechts, da überall waren Träger des altberühmten, hochgeachteten Namens auf wichtigen, ehrenvollen Posten im deutschen Kaiserreich vertreten; und der Eine unter ihnen, der diesen Namen zu einem welthistorischen machte, trug gleichen Namen mit diesem Nachkommen, der als der Letzte seines Stammes in Armuth — im Elend gestorben! —

Ohne es zu wissen hatte ich in jener Burg des Sauerthals eine der ältesten, der schönsten Burgen des Sickingen'schen Geschlechts gefunden: „Die Sauerburg." Sie war der Lieblingsplatz des Letzten seines Namens. —

Schlägt man seitwärts von Bingen den Weg zum Nahethale ein, da erhebt sich unfern Kreuznach die alte Ebernburg und der Rheingrafenstein, zwei der Besitzungen jenes weltbekannten Sickingen, der ein Freund Luthers war und dessen Bergschlösser Ulrich von Hutten „Die Herberge der Gerechten" nannte, weil dort jeder Schutzlose, Verfolgte und Geächtete, der um des Rechts willen mit der Gewalt in Conflict gerathen war, Zuflucht, Obdach und Schutz fand.

In der Pfalz, wenige Stunden von Kaiserslauten, liegt Landstuhl, diese dritte starke Bergveste des Ritters Franz von Sickingen, die mit zu den berühmten „Herbergen der Gerechten" zählt. Hier, wo er so oft im

Kreise seiner Freunde verweilte, sollte ihn im Mai 1523 im Alter von zweiundvierzig Jahren das Schicksal ereilen, das sein Vater schon bei der Geburt dieses Sohnes gefürchtet, nachdem er darüber die Sterne befragt hatte.

Wie anders aber als sein letzter Nachkomme im einsamen Bergthale des Rheins starb dieser Franz von Sickingen in seiner belagerten Burg, den vereinten Bemühungen der deutschen Fürsten zwar unterliegend, aber im Unterliegen noch Trotz bietend; die Geschichte selbst bewahrt sein Andenken und die Dichtung feiert es, noch die Gegenwart erfüllt den Ort, wo er gestorben ist, mit Reminiscenzen an sein ruhm- und thatenreiches Leben und ist bestrebt, der alten Bergveste Mauern der Nachwelt zu erhalten. Dort, in dem starken kleinen Thurmgemach liest man an der grauen Steinwand die Inschrift, daß in dem Raume Franz von Sickingen am 3. Mai 1533 den tödtlichen Schuß empfangen. In der Kirche zu Landstuhl, wo er begraben wurde, hat sich einst sein schönes Denkmal befunden. Es ist, wie so manches deutsche Kunstwerk, von den Franzosen zerstört worden, aber die Bruchstücke sind aufbewahrt und sollen, wie ich hörte, wieder zusammengefügt und als Monument für die Kirche von Neuem hergestellt werden.

Mir wurde dort nur eine inschriftlose Platte vor dem Altar als die Stelle bezeichnet, wo er liegt. Bis zu den fernen Zeiten von 936 hinauf reicht sein Geschlecht und noch drei volle Jahrhunderte nach seinem Tode überdauerte es ihn.

Im Jahre 1834 war es, als der letzte Sickingen in einem ganz einfachen Bauernhause, auf dem jetzigen sogenannten „Sickinger Hofe“, der oberhalb der Sauerburg und des Dorfes Sauerthal auf weiter kahler und baumloser Bergeshalde liegt, im Alter von dreiundsiebenzig Jahren, in den Armen seines treuen Lebensgefährten, eines schlichten Landmannes, starb. Dieser, sein langjähriger Diener und Begleiter auf all' den Kreuz- und Querzügen, die er unternommen und auf denen er viel von der Natur der alten „fahrenden Ritter“ offenbart, hatte ihn nicht in jenen bösen Tagen verlassen, als der Mann, der den stolzen Titel „Reichsgraf“ führte, ganz verlassen und allein, in mehr als beschränkten Verhältnissen auf dem einsamen Berge wohnte.

Der Sohn jenes Getreuen, der des letzten Sickingen letzter Freund und einziger Diener war, bewohnt nun als Eigenthümer den Sickinger Hof, der größtentheils aus dem reich vorhandenen Steinmaterial der alten Sauerburg erbaut wurde. Er scheint sich auf dem kleinen Gehöft durch die Eigenschaften voran gebracht zu haben, an denen es dem Erbauer und Gründer des Hauses durchaus gemangelt hat: Fleiß und Sparsamkeit. Er ist ein noch junger Mann, denn sein Vater verheirathete sich erst Jahre nach dem Tode seines Herrn; und zugleich ein echter Sohn des Rheinlandes mit einem offenen freimüthigen Antlitz und Wesen, der in hübscher Weise und mit der größten Liebe von dem letzten Sickingen spricht. — Sein Vater hat ihm, wie er sagt, seit frühster Kindheit von dem Todten mit dem berühmten Namen erzählt; er hat ihn als den besten Menschen, als einen edlen Charakter geschildert. — Nach all' Dem, was nun auch wir von ihm hörten, schien mir, dem Reichsgrafen hatten nur die Mittel gefehlt, in der Sphäre, in die ihn das Schicksal gebannt, seinem Namen und Range gemäß leben zu können. Ihm mangelte neben Reichthum auch die Gabe und das Talent, „mit Geld richtig umgehen zu können“ und so zersplitterte das Wenige, was er hatte, so verflog wie Spreu im Winde Das, was er als Unterstützung erhielt. —

Der jetzige Besitzer des Sickinger Hofes ist auch Inhaber der an „Steinen reichen", alten interessanten Sauerburg. Sie nimmt sich sehr hübsch und malerisch aus, wenn man sie von der Stube des Hauses sieht, in welcher der Letzte seines Stammes wohnte, starb, und die der einzige größere Raum des ganz schmucklosen Gehöfts ist.

Dem Meilenzeiger nach ist's nur eine halbe Stunde, die zwischen dem Sickinger Hofe auf dem Berge und dem Städchen Caub unten am Rheinstrom liegt. Wer aber nicht wie ein Bote ohne Unterlaß rennt, ohne rechts und links um sich zu schauen, für den ist die deutsche Meile wie man weiß etwas lang. Auch sind der Wald und Berg, die kleinen, sich öffnenden Thalschluchten am Wege auf diesem steilen Pfade wiederholt so hübsch, daß man unwillkürlich stehen bleibt — namentlich an den Punkten, wo das Stromgebiet des Rheins sich dem Blicke öffnet.

Wie weit hinaus über diese bescheidene Grenze sich die Reisen und Ausflüge des Reichsgrafen Sickingen ausdehnten und wie anders er dort lebte, wo ihm sein Name und Titel, möglicher Weise auch sein lediger Stand die vornehmsten Häuser und Salons erschloß, wo sich ihm selbst kaiserliche und königliche Residenzen eröffneten: er kehrte immer bald wieder aus allem Glanz der großen Welt und großen Städte zurück, zu seinem stillen Heim, zu seinem bescheidenen kleinen Obdach auf Erden, dem einzigen Eigenthum, das er besaß, in jenes einfache Bauernhaus auf dem Berge, dessen niedere Fenster ihm die Aussicht auf die alte Stätte seiner Ahnen, auf eine Burg boten, die eine der stolzesten Besitzungen seines Geschlechtes gewesen.

Haus Oesterreich soll ihm wiederholt Anerbietungen gemacht haben, in seine Dienste zu treten; soll ihm nicht nur glänzende Stellungen angetragen, sondern in der That auch vielfach seine pecuniäre Lage gebessert haben. Der letzte Sickingen indessen wollte nie dienstbar, nie abhängig sein! — Er hat eine ebenso unbezwingliche Liebe zur Freiheit gehabt, wie Vorliebe für das kleine Haus auf der Höhe, umkränzt — so weit das Auge blickt — von Wald und Bergen.

„Da will ich auch sterben!" So hat er hundertfach gesagt, und als er alt war reiste er oft rasch wieder heim, um ja nicht an einem andern Ort und an einer andern Stelle begraben zu werden, als unter den Leuten des Dorfes, die ihn alle gekannt und geliebt haben — bei denen er so unvergessen geblieben ist, daß man in jeder Hütte, jedem Häuschen, wo man nach ihm fragt, durch Jung und Alt von ihm hört.

Ueber all' diesen Dingen, die ich in Dorf Sauerthal und oben auf dem Sickinger Hofe hörte, waren die Urbilder der Schillerschen Räuber vergessen, und nur noch einmal während unserer Wanderung entsann ich mich des eigentlichen Grundes, der mich in das romantische stille Rheinthal geführt hatte; nämlich auf der Ruine Waldeck — jenen gespensterhaften Trümmern, die der Sauerburg gegenüber liegen. Wenn irgendwo sich eine Stätte dem dunklen Drama anpaßt, das Schiller in so glühenden Farben gemalt, so ist es diese verfallne unheimliche Ruine, welche Alles in sich vereint, was Franz und Karl Moor an grauenerregender Staffage bedürfen. Es ist ein geradezu entsetzlicher Ort! — Die einzelnen, wiederholt zu schmalen Streifen abgebröckelten tiefschwarzen Mauerreste haben etwas Spukhaftes, Geisterartiges. Sie zeigen die abenteuerlichsten Formen, — die nicht selten in auffallender, täuschender Treue menschlichen Gestalten gleichen. An der einen, dicht vor einer dunklen Mauerspalte, wie an der Erde kauernden Figur, der ein langer

weiter Mantel nachzuschleppen scheint, könnte sich jeder Schauspieler, der den alten Moor darzustellen hat, das wirkungsvollste Modell nehmen! Sogar an einer „leidenschaftlichen Amalie“, mit wild im Sturme fliegenden Haaren, fehlt es nicht. Die eine Mauerecke gegen Norden trägt in ihrer obern Steinpartie in förmlich überraschender Weise eine weibliche Gestalt. Sie steht mit vorübergeneigtem Kopf, wie auf wilder Flucht begriffen, zum Sprunge in die Tiefe bereit; — lange, wirr herabhängende Ranken einer braunen, abgestorbenen Brombeerstaude, die in den oberen Steinritzen der alten Mauer wucherte und denen der Wind keinen Moment der Ruhe dort an der Ecke vergönnt, sind's, die hier gefällig die Vervollständigung von Amalien's Bild übernehmen. Obwol ich Furcht auf den einsamsten Wegen, an den abgeschiedensten Stätten sonst nicht kenne, so überwältigte mich doch inmitten der düstern Trümmer Waldeck's wiederholt ein tiefes Grauen. Eigenthümlich berührten mich übrigens im Dörfchen Sauerthal die Worte: „Sie waren auf Waldeck? — Sie sind wol nicht aus dieser Gegend, denn nach Waldeck geht eigentlich Niemand. Es ist zu unheimlich da, meinen Alle; und wie man hier aus dem Dorfe kein Kind hinauf zu der Ruine brächte, so meidet selbst der beherzte Mann die alte, in Verruf stehende Stätte.“

Die Sidinger Veste, „die Sauerburg“, ist auch eine sehr wüste verfallene Ruine. Starke Mauern haben aber dort noch den Lauf der Zeiten überdauert. Sie erstrecken sich in weiten Quadraten, bilden abgegrenzte Räume, zeigen Bögen und Spuren von Gemächern, weisen wohlerhaltene Gewölbe und kellerartige Bauten auf und ebenso oft entdeckt das Auge in der Höhe der Mauern Reste interessanter Sculpturen, wie solche zwischen den Steintrümmern liegen, die den grasüberwucherten Boden decken. Auf keiner alten Burg hat es mir je so viel Nachdenken gekostet: wie man eigentlich da hineingelangte, ehe wie jetzt die abgebrochene Krone des Thurmes und dessen halb eingestürzte Seitenmauern mit ihrem Steinschutt eine freundliche Vermittelung über den brückenlosen Wallgraben zu dem Portal hin übernommen haben? Den einzigen Ein- und Zutritt eröffnete der Thurm, und bis auf den heutigen Tag hat sich die Sage erhalten, daß dort ein großer Schatz verborgen sei. Wie fest man daran geglaubt, ergiebt sich daraus, daß viele Sidingen, sogar der Letzte noch, dort nachgegraben.

Kugeln, alte Waffen und Messer grub man dort verschiedene Male aus, eine Wand oder ein Thurm stürzten hin und wieder ein; aber Geld und Gold zeigte sich nie, wie eifrig man danach auch forschte! So lebte, so starb der letzte Sidingen. Nicht ohne Rührung sieht man sich in jenem einfachen Haus auf dem Berge, welches ihm genügte und seinem Herzen nach und nach der liebste Ort auf weiter Welt geworden ist; mit tiefer Bewegung aber steht man auf dem armseligen Friedhofe im einsamen Thale, vor jenem verwilderten Hügel, unter dem er begraben ist.

Fallen der Sonne Strahlen scheidend in dies engbegrenzte Thal und tragen Licht und Leben auf die stille Stätte der Todten, so ist das Denkmal, das ein unbekannter Freund dem Letzten seines Stammes, seines Namens wegen setzte, mit einer Fluth von lichtem Schein umleuchtet. Hell strahlte der Name — hell das Wappen uns entgegen und Schatten lag einzig hinter dem Denkstein an der kahlen Mauerwand.

Wohl treibt das Dunkel uns an zu Vergleichen! Es will uns bedünken: der Schatten stellt sich dort als eine Mahnung an all' die Lebensschatten des Verstorbenen noch neben seinen Grabstein hin. Gedenken wir jedoch an

Alles, was wir von dem Todten hörten, so hat die Inschrift, die sich wie ein Brandmal an das Monument heftet, wenigstens Etwas von ihrer Bitterkeit verloren.

„Er starb im Elend!" — — Ich fragte mich beim Scheiden: „Ist der Arme elend zu nennen, der für die Schätze der Natur, die jeder neue Tag von Neuem seinem Auge bietet, ein off'nes Auge hat? — ist elend Der, der Unabhängigkeit über Alles liebte, und frei von jeder Fessel blieb? — Dennoch kann man wol vom letzten Sickingen mit Recht sagen: „er starb im Elend", denn — er war einsam und verlassen! Erwählte er diese stille Bergeseinsamkeit auch freiwillig — was, was muß ein so lebendig-regsamer Geist, wie er ihn besessen, erst Alles erlebt, aufgegeben — verloren und von Neuem gewonnen haben, bis er dahin gekommen ist, sich mit so Wenigem bescheiden zu lernen, und als letzten Erdenwunsch nur mehr zu hegen: einsam und abgeschieden von den Menschen und der Welt, wie er gelebt, auch im Tode zu bleiben? — —

Aus dem alten Reich.

Eine Historia von E. Diethoff*).

Ich hab' schon des Oefteren hören sagen, das sei Dem oder Jenem nit an der Wiege gesungen worden, und ist das so eine gemeine Red', wann Einer mit dem Bettelsack geht, der sich's vorher hat weidlich wohl sein lassen.

Ich könnt' von mir auch so sagen, daß es mir nit sei an der Wiegen gesungen worden, daß ich meines gnädigen Herrn Cancellarius würde; kann's aber doch nit, weil ich in keiner Wiegen gelegen bin und meine Mutter hat nit können an's Singen denken im Mansfeldischen Lager vor Praga. Denn da sie mich gebar, donnerten und brüllten die Karthaunen und Feldschlangen am weißen Berg, und war rings umher Gestöhn der Verwundeten und Geschrei der Weiber.

Das war am 18. November Anno 1620. Mein Vater war ein Mansfeldischer Lanzenreiter, welche man auch plaisantes, lanciers nennt, und war gebürtig aus dem thüringischen Lande. Ich gedenke seiner noch als eines großen, starken Mannes, mit einer mächtigen Schmarre im Gesicht und einem fuchsigen Schnauzbart. Hat' aber bei all' seinem wilden Ansehen doch kein so wild und verderbt Herz unter seinem Lederkoller getragen, wie ich's schon gefunden hab' unter manchem sammetnen Leibrock. Er hat mich oft auf den Arm genommen und mich geküßt und gesagt, er wolle seines lieben Friedels schon besser Sorgen tragen, wenn einstmals wieder Friede sei. Auch hat er gar oft meine Mutter getröst, wann sie geklagt und geweint hat, daß sie müßt' ziehen mit dem Troß, wie eine andere schlechte Dirn, und wollt' sich kein Pfarrer finden, der sie trauen thät. — Denn meine Mutter war gut papistisch und war meinem Vater gefolgt vom Oberrhein her, wie der Graf Ernestus von Mansfeld den böhmischen König Friedericus gen Prag geleitet hat. Wie sie ihm gefolgt ist aus freien Stücken, so hat sie auch an ihm gehangen in besonderer Treu und großem attachement, ist ihm gefolgt Land ein Land aus, wohin auch grad die Kriegsfurie das Mansfeldische Häuflein trieb. Und ich kann mich dessen noch besinnen, wie ich meinen Vater hab' oft sagen hören, daß er sie hielt in seinem Herzen als sein recht Eheweib, und es würd' sich auch noch ein Pfaff finden, der sie vor den Menschen dazu machen wollt', was sie vor Gott schon lang' sei, und müßt' er ihm das Pistol auf die Brust setzen und ihn mit der Lanze an den Altar treiben. — Ist aber nit so weit kommen. Dann wie ich noch kaum sieben Jahr alt geweßt, sind wir einsmals im Quartier ge-

*) Aus einem Novellenbuch unseres geschätzten Mitarbeiters, welches unter dem Titel: „Vom Rhein. Geschichten aus alt' und neuer Zeit" mit Illustrationen von Bauer, Camphausen, Hoff, Vautier rc. demnächst im Verlage von A. H. Payne in Leipzig erscheinen wird. Die Redaction des „Salon".

legen in einem Dorfe in des Braunschweigers Land. Da haben wir gute Statt gehabt, denn es ist noch nit viel Volks vor uns dagewesen, auch sind die Braunschweigischen gut protestantisch gesinnt. Da haben wir einen ganzen Winter lang gelegen, vornehmlich mein Vater mit meiner Mutter und mir in eines reichen Müllers Haus, denn mein Vater hat meine Mutter nit wollen unter dem Troß lassen. Weil nun die Müllersleut' sich uns gar traitable gezeigt, so hat mein Vater aus schuldiger Dankbarkeit ihnen was dagegen thun wollen. Ist aber mein Vater eines Cantors Sohn gewesen und hat manches gelernt gehabt, was der gemeine Soldat nit braucht, noch weiß, würd' aber nit schwerer dran tragen, als an Feldbüchsen und Eberspieß, und wär' ihm manchmal besser.

Also hat mein Vater des Müllers Kinder gelehrt, und mich selber mit, die Buchstaben und das Einmaleins, das hab' ich sonderlich gelernt und war mir das Zählen ein Spaß, besonders wann's um Nüsse und Aepfel ging in den langen Winterabenden, wann die Weiber spannen um den Kienspahn, der Müller auf der Ofenbank lag und wir Kinder am Boden hockten. Dazu klapperte das Mühlwerk und rauschte der Bach und schnurrten die Räder. Da hing mein Vater die Blechkappe mit der rothen Feder an die Wand, nestelte das Koller auf und erzählte von seinen Kriegsfahrten, die er gethan in Deutschland, Welschland und Böheim, daß Allen vor Wunderns die Augen schier übergingen, die Spinnräder still standen und meine Mutter sich das Wasser aus den Augen wischte, denn es war ihr immer bang' um meines Vaters Leben.

Das war ein friedlicher Winter und die Soldaten hatten's schier vergessen, daß sie Soldaten seien, halfen dem Bauer dreschen und in's Holz fahren, aber noch mehr in dem Keller, da halfen sie ihm weidlich seine Fässer leeren. Ist nit bald wieder so kommen.

Denn gegen den Monat Martius hin ist uns Kundschaft worden, daß der Bayerfürst wieder im Aufbruch sei. Das hat die Mansfeldischen nit übel gefreut, denn sie gedachten noch immer der Schlacht am Weißen Berg und wolltens den Bayern wieder anstreichen. Will's Gott, so kommt's nimmer so weit, daß ein Stamm kämpft gegen den andern, sind wir doch alle aus deutschem Geschlecht, und ist's nit anders, als wann ein Bruder die Hand hebt gegen den andern. Also wie die Kundschaft uns arriviret ist, haben die Soldaten wieder den Pallasch umgeschnallt und die Rosse gestriegelt. Sind wir auch allesammt aufgebrochen, dem Bayerfürsten entgegen. Der Müller sammt seinen Leuten hat uns das Geleit gegeben, da hat meine Mutter bitterlich geweint beim Valet und hat gesagt, jetzt sei's ihr zum letzten Male gut gegangen.

Sind wir gezogen die Kreuz und die Quer bis in den Monat Aprilis. Da haben die Unsern einsmals einen bayerischen Fouragezug geplündert und ist davon gute Beute und ranziones auf den Mann gekommen und hat mein Vater ein gut Stück davon getragen. So sind wir in den letzten Tagen bemeldten Monats auf ein Streifcorps von der Avantgarde des Generals Tilly gestoßen. Die sind mit den Unsern

hart aneinander gekommen und war von beiden Seiten ein groß Schießen und Fechten, also daß die Bayerischen mußten das Feld räumen. Ich stak mit meiner Mutter hinter einem Busch und hielt mich an ihrem Kleide fest, und meine Mutter lag in großen Aengsten auf ihren Knieen und betete einen Rosenkranz, wie es die Gewohnheit ist der Katholischen. Wie nun die Bayerischen in die Flucht geschlagen waren, ritten die Unsern ihnen nach und mein Vater war um eine Pferdeslänge den Andern voran. Wir haben ihn wol gekannt an der rothen Feder und an seinem Schimmel, dem Hans, dem hatt' ich mehr denn einmal von meinem Brod getheilet. — Wie mein Vater nun so vorreit', dreht sich ein bayerischer Dragoner im Sattel herum und schießt sein Faustrohr auf ihn los. Da hat meine Mutter einen Schrei gethan und ist rücklings in den Busch gefallen und mein Vater ist gewankt im Sattel und gestürzt. Den weißen Hans hab' ich durch den Pulverdampf hinspringen sehen und die Unsrigen vorbei. Da hab' ich mich über meine Mutter geworfen und hab' geheult und geschrieen, bis sie wieder zu sich gekommen ist. Da ist sie aufgestanden und hat das Haar zurückgestrichen, hat mich auch angesehen mit einem absonderlichen Blick und hat gesagt: Komm!

So sind wir denn hingegangen auf den Plan, wo mein Vater gelegen ist. Dem war die Kugel mitten durch die Brust gegangen, also daß ein rothes Bächlein von seinem Lederkoller durch das Gras lief. Da hat sich meine Mutter über ihn geworfen und hat seinen Mund geküßt und seine Hände, hat auch mich aufgehoben, daß ich meinen Vater küssen sollt', aber ich hab' mich dessen gewehret und hab' geschrieen. Hab' mich gar sehr gefürchtet in meinem kindischen Sinn vor den starren Augen und der rothen Narbe in dem blassen Gesicht. Aber meine Mutter hat nit geweint, sondern hat den todten Mann nur wieder und immer wieder geküßt und mit lauter Stimm' ein gar fromm Gebet gesprochen zum Heil seiner armen Seelen. Ich bin derweilen herum gelaufen und hab' allerhand Blumen und Gekräuter gesucht, wie sie der Frühling bringt, die hab' ich meiner Mutter in den Schooß geworfen, darin sie des todten Mannes Haupt gelegt. Da hat sie gar traurig gelächelt und gesagt: Friedle, komm her, Du siehst Dein' Vater zum letztenmal! — Da hab' ich ihn noch einmal angesehen, wie gerade die Sonn' untergegangen ist und war Alles blutroth.

Da sind die Unsrigen wieder gekommen, wollten sehen, wer geblieben war. Machten sich auch gleich über die Leichname her, trieben mich und meine Mutter von meines Vaters Leiche, rissen ihm Koller und Wamms auf und den Geldgurt hervor, den er auf dem Leibe trug. Da das meine Muter sah, kam sie wieder zu sich und rief, das sei ihres Kindes Gut und sie fordere es zurück. Aber die Reiter lachten und der Hauptmann rief: Das wär' eine neue und ungeschickte Mode, wenn die Dirn erben sollt' und der Bastard. Das gehör' von rechtswegen zur Hälfte der Compagnie und zur Hälfte ihm selber. — Aber meine Mutter wollt' sich das nit bieten lassen und rief, was ihres Kindes sei, das

wolle sie wieder haben, trat auch gegen den Hauptmann vor und rief, es sei ehrlich Reitergeld und der sei ihr Mann geweßt. Aber der Hauptmann spottete ihrer und hieß sie zum Troß gehen und zum Teufel, gab ihr auch mit seinem Eisenhandschuh einen Stoß vor die Brust, daß sie auf ein Knie sank und schier zusammenbrach. Der Hauptmann führte aber ein Weibsbild mit sich, die war in Sammet und Seide gekleidet, ganz nach der Mode. Die hieß er seine Maitresse, war aber auch nit mehr, trotz dem vornehmen Namen und dem Aufputz, als die gemeinste Dirn. Wie nun meine Mutter so niederstürzte von dem Stoß, trat ein alter Kamerad meines Vaters her und hob sie auf. Mach', daß Du fort kommst, Gundel, sagte er. Da hob sich meine Mutter auf und der Hauptmann warf ihr einen Thaler zu. Sie aber rief: Was Du gestohlen hast, das behalt! Dein Tag wird schon noch kommen, wo Dir Dein Recht wird, wie einem Dieb! — Da sprang der Hauptmann mit einem wüsten Fluch auf sie los und wollt' sie packen. Deß wehrte der alte Kriegskamerad und zog mich und meine Mutter mit fort in den Busch. Da gab er meiner Mutter die Hand und etliche Stück Geld, auch meines Vaters Amulet und ein golden Kreuzlein, was er unter dem Wamms getragen. — Guck, das hab' ich Dir gerettet, Gundel, sagt' er; jetzt mach' Dich fort sammt Deinem Buben; die Welt ist weit.

Und so sind wir denn hinausgezogen in die Welt, und meinen Vater haben sie in eine Grube verscharrt und den weißen Hans hab' ich nachmals wieder gesehen, mager und elend, wie ihn ein marodeur geritten hat.

Das ist geschehen im westphälischen Lande, und strebte meine Mutter an den Rhein zu kommen, daß sie rheinaufwärts zög', um ihr Dorf wieder zu gewinnen.

Ist aber von Stund an, da sie der Hauptmann mit seiner eisernen Faust vor die Brust gestoßen, mit jedem Tag miserabler geworden und matter, war auch des Gehens nit mehr so gewohnt, dann sie ist meistens gefahren auf den Wagen, so von den Bauern requiriret werden, um Weiber und Gepäck zu führen, und, daß Gott erbarm, gar oft des Bauern eigen Hab und Gut, so der Troß mit fortschleppt.

Ich war des Laufens gar nit gewohnt, heulte und schrie derohalb, wann ich durch's Gestrüpp mußt' oder über einen steinigen Weg. Denn meine Mutter ist immer abseits der Straßen gegangen, daß sie keinem Kriegsknecht mehr in die Krallen fiel, dann sind die im Krieg nit anders, denn Geier und Habicht.

So haben wir uns durchgebettelt bis an den Rhein und noch ein gut Stück aufwärts, ist uns aber hart ergangen, denn die Bauern haben oft selbst nichts gehabt und sind wir an manchem Ort vorbei gekommen, wo vormals arbeitsam Volk gelebt und war jetzt eitel Ruinen. Ich hab' wenig von Noth verspüret, denn meine Mutter hat mich immer satt gefüttert, ehe denn sie einen Bissen nahm. Schleppt' auch mich großen Buben gar manches Stück Wegs auf ihrem Rücken fort, durch Dickicht und Morast. Da hab' ich denn ihren keuchenden Odem gehört, und ist

sie auch oft still gestanden und hat gesagt: Friedel, ich kann nit mehr, mein' Brust thut mir zu weh! — Wann wir als des Nachts in ein Gehöft gekommen sind, hat sie gebettelt um Gottes Willen um ein paar Lappen und etliches Fett. Da hab' ich dann gesehen, wann's uns so gut ward, das wir auf dem Stroh in einer Scheune liegen konnten, wie sie ihre blutenden Füße verbunden hat, und hat mich des andern Tags doch wieder weiter getragen.

So vermein' ich, obschon ich gar große actiones gesehen hab', wovon die Welt ein groß Geschrei macht, daß doch kein Heldenthum dem gleich käm', was eine Mutter thun kann, ob's nun eine Dirn sei, die mit blutigen Füßen und keuchender Brust ihr Kind durch das Moor schleppt, oder ein Weib, die ihres Kindes pflegen kann in eines gefesteten Hauses Hut.

Weiß ich auch, wie gar oft meine Mutter gesagt hat: wann ich nur Dich einmal in meines Vaters Haus an den Herd gesetzt hab', dann will ich ja gern sterben! Sie hat aber nimmer ihres Vaters Haus mehr gesehen, und ich weiß nit, ob's noch über dem Boden steht, mein' aber schier, der Krieg hab's weggefegt und müßt' ein Wunder sein, wann's nit so wär'.

So sind wir dann mälig an den Oberrhein gekommen, hatten's aber doch noch weit bis Breisach hinauf, wo meine Mutter daheim war. Sind also in die Pfalz gekommen, allwo wir gesehen, wie übel daselbst die Hispanier gehaust haben unter ihrem General Spinola, sind auch des Tilly's Bayern nit faul geweßt mit Morden und Brennen.

Da sind wir gegen Abend hin an ein Ort gekommen, woselbst viel Lichter brannten, und war das kurios zu sehen in dieser Zeit; sind wir auch durch Wingerten gelaufen, die nit umgehackt waren, und hab' ich mich deß besonders gewundert und mehr denn einmal gerufen: Guck Mutter, da stehen noch Weinstöcke im Boden!

Meine Mutter hat deß aber nit viel geachtet, dieweil sie todtmatt war, und ist vor mir hergangen ganz gebückt. Mußt' sich auch oft an einen Rebpfahl lehnen, wann ihr das Husten zu arg kam. — So sind wir in das Dorf gekommen und sind hineingegangen in ein Bauernhaus, so gar stattlich anzusehen war und zu vorderst gelegen. Da hat mein' Mutter um Gottes und Jesu Willen Einlaß begehrt. Stieß auch ein Bauernweib den Laden auf, und wie sie Niemanden weiter ersah, denn ein arm Weiblein und ein Kind, schob sie den Riegel von der Thür und sprach: Gelobt sei Jesu Christ! — In Ewigkeit, Amen! antwortete meine Mutter. Da ließ sie die Frau herein, weil sie an dem Gruß ihre Religion erkennet. Die Frau aber war brav und setzte uns zu essen vor, da hab' ich wacker zugelangt, aber meine Mutter begehret nit zu essen, sagt, sie wär' gar müd', weil sie ihr Kind heut' so lang' getragen hab' und hab' einen bösen Weg gehabt, Berg auf Berg ab.

Also wies uns das Bauernweib in den Heuschober und meine Mutter legt' sich hin und hielt mich an ihrer Seit'. Wie ich nun eine Weil' geschlafen hab', bin ich auf einmal aufgewacht, wußt' nit recht von

was, aber über mein Gesicht ist's geflossen ganz warm und naß. Auch hat mein' Mutter gestöhnt und hab' ich sie im Mondlicht, so zu der Dachluke herein kam, aufrecht sitzen sehen, wie sie ihre zwei Hände gegen die Brust drückt. Da hab' ich geschrieen, was ich konnt', denn ich hab' mich sehr gefürchtet. Mein' Mutter wollt' mich an sich ziehen, konnt es aber nit vor gar großer Schwäche, da ist auf mein Schreien des Bauern Weib gelaufen kommen, sammt zween Dirnen, so ihre Töchter waren, davon hat die Eine eine Latern mitgebracht. Wie das Weib herein kam, schrie sie: Jesus, Maria und Joseph! was habt Ihr vor? — Da keucht mein' Mutter nur das eine Wort: Sterben! Und sah ich, als das Licht auf uns fiel, daß ich ganz mit dem Blut besudelt war, so meiner Mutter aus dem Munde floß. Die Weiblein aber begannen ein Laufens und Rennens, wollten helfen und stießen dabei die Ein' an die Andere, daß die Laterne darüber hinfiel und das Licht erlosch. Hatten wir also nur noch das Mondenlicht, so in die Scheune fiel und war deß auch genug, dann die schönst' Illumination hätt' den Tod nit vertrieben, der jetzt an das Strohbündel trat, darauf mein' Mutter lag. Da hob sie sich mit Einem in die Höh', griff nach mir mit beiden Händ' und schrie: Frau! Frau! mein Kind! mein Kind! — Den Ton und die Stimm' will ich nit vergessen und müßt' ich hundert Jahr' alt werden. Die Frau hat ein weich Herz gehabt und es ist ihr nahe gegangen, sagte daher: Seid Ihr deß nur ruhig, Weiblein, und denket Eurer Seelen, des Kindes will ich mich schon annehmen. — Und fing die Frau an ein Pater noster zu beten und den englischen Gruß; wie sie aber daran kam: Bitt für uns, Maria, jetzt und in der Stunde unseres Todes! — da fühlt' ich auf einmal meiner Mutter Hand kalt werden, es ging wie ein stilles Seufzen durch die Scheuer, und weil der Mond vorbei war und das Gebet aus, ward's drinnen dunkel und still.

So hab' ich mein' Mutter verloren und hat mir nachgehends ein Schäfer gesagt, sie hab' zwei Rippen gebrochen gehabt, just unter der Brust, das müßt' gekommen sein von einem harten Stoß, da hab' ich des Hauptmanns gedacht, wie er meine Mutter mit der Faust vor die Brust gestoßen, und hab' gewußt woher.

Bin aber in dem Ort geblieben, der hat geheißen Forst und war Speyerisch, derowegen haben ihn auch die Hispanier und Bayern verschonet gehabt, weil er bischöflich war; ist aber bald anders kommen.

Dann es ist böse Zeit hereingebrochen und war doch schon vorher nit gut, daß man hätt' meinen sollen, es könnt' nimmer schlimmer kommen und war doch so. Ist heute der Schwed' über das Land gebraust, so sind morgen des Kaisers Völker kommen, die wilden Seresanen und Kroaten. Die haben nimmer gefragt: katholisch oder lutherisch? sondern haben gesengt und gebrennt, gemordet und geraubt und so viel Gräuel verübt, daß es nimmer zu sagen wär'. Aber ob der Soldat hat einen rothen oder blauen Mantel getragen, ob er sich kaiserlich oder schwedisch genannt hat, 's ist ein Ding gewesen, und ist ihrer Keiner gar sänftiglich mit dem Bauern verfahren. Ich hab' zu jener Zeit das Vieh hüten

müssen, insonderheit Gänse und Ziegen, die hab' ich in die verwüsteten Wingerten getrieben, dann es war schier Keiner mehr da, der den Acker bestellen konnt'. Wie ich nun so mit meinen Thieren allein war, da hab' ich mich wieder des Zählens erinnert, so ich in der braunschweigischen Mühle exerziret hab', und ist mir das gar sonderlich von Statten gewesen, dann ich hab' von meinen Thieren nie eines durch meine Schuld verloren. Hab' auch eine besondere Virtuosität bekommen in Rechenexempeln, so ich mir selbsten aufgegeben und wieder gelöset. Dazu hab' ich dann allerhand Steinlein und Reisigstücklein benützet. — Ist mir das Alles gewesen nit mehr denn ein Spiel und Zeitvertreib und hab' ich dessen nit gedacht, daß es mich durch's Leben führen sollt'. Dabei will ich occasion nehmen und sagen, wie viel besser es sei, daß man den Kindern nützliche Unterweisung gäb', daß sie sich selbst darinnen zu ihrem eigenen Lust und Frommen perfectioniren, denn daß man sie mit allerhand allotriis die Zeit vertreiben oder vertrödeln lässet. Aber gar manchesmal hab' ich's nie nöthig gehabt, daß ich Gänse und Ziegenböcke zählete, dann wann so ein Corps von Marodirern in's Land gefallen ist, so haben sie uns schier kein Bein mehr gelassen und hätten uns auch noch das nackende Leben genommen, wann wir uns nit in großer Eil' geflüchtet hätten in das Geklüft und den Wald.

Des Grafen von Leiningen Leute hielten Burg und Stadt Dürkheim besetzet, das war ganz nah bei unserem Ort. Wann nun so ein fremder Haufen uns Uebels genug gethan, so sind die Leininger gekommen, vorgebend, daß sie uns helfen wollten, jagten auch mehrentheils die Fremden davon, aber die Noth und Pein war drum nur größer, denn sie forderten dann starke contributiones für die freundnachbarliche Hülfe, und konnt' ihnen die der Bauer nit geben, so trieben sie's ärger, als die Andern. Da hat denn mancher Bauer gedacht, es sei besser, mit zu stehlen, denn immer bestohlen zu werden, und hat sich an den Troß gehängt oder an Raubgesindel, und hat so ein Bauer, wann er sich ein rostig Käsmesser umgebunden hat und eine rothe Feder auf seine Kappe gesteckt, es noch weit ärger getrieben, als die Rothmäntel, von welchen doch vermeinet wird, daß sie am Eingang zur Hölle wohnen. Ich will von den Gräueln nit weiter berichten, so damals geschehen sind, dann alle Religion und Christenthum war verloren. Ist auch schier kein Gottesdienst mehr gehalten worden und hat keine Glock' mehr geläutet. Dann das Kriegsvolk hat nichts verschonet, aus den Glocken haben sie schwere Geschütze gegossen und das Fensterblei als Kugeln draus verschossen.

So ist das Jahr 1634 gekommen und haben die Kinder damals einen Spruch gelernt:

„Bet', Kinder, bet'!
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstern,
Der werd euch Alle beten lern'!"

Und hab' ich mich gefürchtet vor dem Schwed' und dem, den sie Oxenstern nannten, grad weil ich nit wußt', wer es war. Denn es war

selbigsmal der große König Gustavus Adolfus lange gefallen bei Lützen und der Oxenstierna führte das Regiment. So hab' ich denn alle Abend mit Aengsten gedacht: Morgen kommt der Schwed'!

Wie es nun gegen den Sommer 'gangen ist, da hab' ich einsmals mit meinen Thieren, waren ihrer nit viel, am Berg gesessen, just unter der Wachenheimer Burg, die war ausgebrannt worden und gebrochen und ist doch vorher eine starke Veste geweßt mit Wall und Thürmen; so geht es, wann die Zeit kommt, die der Herr bestimmt hat, da hilft kein Graben, sei er auch noch so tief, und keine Mauer, sei sie auch noch so hoch.

Wie ich nun so dasitz' und die schwarzen Mauern betracht', darauf meine Geisen klettern, da kommt ein Trupp gegen mich hergeritten, mit gelb und blauen Feldbinden und blitzenden Armaturstücken. Ich zählt' ihrer siebenzehn, die im gedrängten Haufen ritten, der Achtzehnte ritt ein wenig voran. Die kamen gegen mich hergebraust, wie das wilde Wetter. Und wie sie heran waren, hielt Der, der allein ritt, ein Weniges an und rief: Bub', ist das der Weg in's Jägerthal? — Wie Der mich nun so anrief, da ging mir's wie ein Schwert durch das Herz, denn das war der Mansfeldische Hauptmann, der meine Mutter mit dem Eisenhandschuh vor die Brust gestoßen. Wie ich nun nit gleich Antwort gab, so schrie der Hauptmann: Gelt, ich soll Dir Courage machen? — und griff nach seinem Degen. Da sprang ich hurtig zur Seite und schrie: Ja, Herr, Ihr seid auf dem rechten Weg! — Drauf ritten sie fort und ich blickt' ihnen nach und machte mir so meine Gedanken, wie der Hauptmann daher käme und was er im Jägerthal wolle. Konnt' mich aber nit lang' damit abgeben, dann wie ich kaum noch eine halbe Stund' lang gesessen, kommt wieder ein anderer Trupp, der war armirt just wie der erste. Und haben Die bei mir angehalten und hat mich der Erste gefragt: Ist kein Trupp Reiter vorbei 'kommen? — Da sagt' ich: Ja, es waren ihrer siebenzehn und der Achtzehnte ritt allein. — Fragt mich der Officier: Wo sind sie hin? — Sagt' ich: In's Jägerthal sind sie geritten! — Fragt der Andere weiter: Weißt Du den Weg? — Wie ich nun darauf hin hab' Ja gesagt, winkt der Officier einem Soldaten, der mußt' mich zu sich auf's Pferd heben und fort gings. Da schrie ich, wer sich jetzt meiner Thiere annehmen wollt', und lachte der Officier und sagt: Die werden ihren Herrn schon finden! — So hab' ich denn den Reitern den Weg gezeigt in's Jägerthal. Da haben wir frische Spuren gefunden von Rossehufen, und wußt' ich wol, wohin die leiten konnten. Denn es ist dortbei ein tiefer Waldgrund, so man die Isenach nennet und hatten sich dorthin oft die Bauern geflüchtet, wann die Soldateska es zu arg trieb im Gau. So sind wir dann auch durch Dick und Dünn, und die Reiter mußten absitzen und ihre Gäule durch das Dickicht ziehen, sind also in die Isenach gekommen. Dort ist eine Wiese mitten im Wald, da fanden wir die achtzehn Reiter, die hatten sich's bequem gemacht und den Pallasch losgeschnallt, saßen Alle um den Achtzehnten, der hatt' eine Kiste voll Geld neben sich und vertheilte es



Gez. von Prof. Camphausen. Gest. von L. Ruff.

Aus dem alten Reich.

Bub', ist das der Weg in's Jägerthal? — (S. 762).

an die Anderen. Wie das der Officier sah, neben dem ich ging, schrie er: Halt, Dieb! — Da sprang der Hauptmann auf und ward im Gesicht so weiß wie Kreide, als er die anderen Reiter ersah, die aus dem Gebüsch drangen. Stellte sich aber trotzig und wollt' aufbegehren, die Siebenzehn aber schrieen um Pardon, denn sie hatten ihre Waffen nicht bei sich und waren unserer dreißig Mann wohlarmirt, die griffen zu und war bald ohne Blutvergießen ein Jeglicher gebunden. Da traten ihrer Sieben von den Dreißig unter einen alten Eichbaum und hielten ein Kriegsrecht und Gericht, woraus ich vernahm, daß der Hauptmann ein Dieb sei, der mit des Regimentes Kasse das Weite gesucht habe.

Der Officier aber, welchem ich die Wege gezeigt, war des Regimentes Zahlmeister. Da hab' ich nun vernommen aus Red' und Antwort, daß der Hauptmann, so ein Coujon war und Parteigänger, hatt' ihrer Etliche aufgewiegelt, daß sie mit ihm die Kasse stahlen, vorgebend, es sei ihnen noch so und so viel Lohnes rückständig, sie nähmen sich also nur ihr Recht und noch Weniges mehr. In dem Waldgrund der Isenach wollten sie theilen und sollt' sich Jeder zu salviren suchen, der Hauptmann wollt' Dienst nehmen unter den Ligistischen, das sind Die von der Liga der Katholischen. Hätt' auch wol des Weimarer Stellung und Force verrathen für ein Stück Geldes.

Der Hauptmann wollt' sich verdefendiren, ist ihm aber solch' Vorhaben nit gelungen, dieweilen er auf frischer That war ertappt worden. Da machten ihm die Sieben den Proceß in des Herzogs von Weimar Namen, als einem Dieb und Deserteur. An den Eichbaum, darunter sie ihn gerichtet, ist er gehenkt worden an seines eigenen Pferdes Halfter. Und wie ihn Einer herunterstieß, daß er hing, da ging auf einmal ein Läuten auf über dem Walde, das war ein Glöcklein, so ein frommer Waldbruder in seiner Clause hatt' und läutete zur Vesper.

Mir aber ward's ganz weh vor den Augen. Hatt' doch schon Manches erlebet und gesehen, das ging mir aber nach, wie ich Den so hinfahren sah in seinen Sünden und gedachte ich, daß der Böse seinen Lohn finden müßt', sei's da oder dann.

Des Glöckleins Ton ist mir aber geblieben, und meinte ich in späteren Tagen, wann der Teufel der Versuchung an mich trat, immer das Glöcklein zu hören, und hatt' mich das gerett'. So mein' ich, hab' Jeder ein Glöcklein, wann er nur darauf hören wollt', und wär' ihm stets besser.

Hat nit den großen Kriegsfürsten, den Friedländer, seine Victoria verlassen, wie er des Glöckleins nimmer geachtet hat und hat die Hand ausgestreckt nach Dem, was nit sein war? Hat drum eines elendiglichen Todes sterben müssen zu Eger im Böhmerland. Darum, o frommer Christ, merk' es wol und hör' auf Dein Glöcklein.

So sind wir wieder aus der Isenach gezogen, und die Siebenzehn saßen gebunden auf ihren Pferden. Fragt mich der Zahlmeister: Potz Blitz, Bub', wer hat Dir gesagt, daß es ihrer achtzehn seien? — Sagt' ich: Ei, darum hab' ich sie gezählet. — Da wollt' der Zahlmeister

wissen, wer es mich gelernet, und ließ ich mein Licht gern leuchten und macht' ihm ein Rechenexempel nach dem andern. Der Zahlmeister hatt' dran nit übel Spaß, war auch wol zufrieden, daß er durch meine Hülf' und Führung dem Gestohlenen wieder beigekommen war. Sagt' mir derohalben, er woll' mich mitnehmen als ein Hülfsknechtlein und sollt' ich bei ihm noch allerhand lernen, auch wollt' er mir behülflich sein, daß ich 'was Besseres treiben könnt', als Gäns und Geisen zählen.

War ich dessen auch froh, denn die Frau, die sich meiner angenommen, wie mein' Mutter starb, ist lang siech gelegen an einem Hieb, so ihr ein hohenlohischer Kriegsknecht versetzet, und ist daran verstorben etliche Monat zuvor.

So bin ich dann mit in des Weimarer Quartier, und ist mir das gar wohl bekommen, dann der Herzog Bernhard hat feine Zucht und Ordnung gehalten, wie es sich wol geziemet für ein christlich Heer. War auch der Bernhardus von Weimar ein Mann von sonderlichen meriten und Qualitäten, und schier anzusehen, wie ein junger Kriegsgott Mars. Und war der gemeine Mann ihm ergeben mit Leib und Seel, dann er war der rechte Nachfolger und Vollender von Dem, was des schwedischen Königs Majestät begonnen hat.

Nun könnt' ich noch gar viel erzählen, wie mich der Zahlmeister angehalten hat mit Rechnen, Schreiben und Lesen, auch mich dem Herrn Herzog empfohlen, daß er mich dann und wann unter seinen Knaben dienen ließ, dann ich hatt' ein reputirlich Aeußeres und wollt' den Adelsbuben nit nachstehen an Conduiten und Manieren.

Damals hab' ich angefangen, mich mit meines Vaters Namen zu schreiben. „Friedericus Breithamer" ist selbiger Namen auf dem Amulet geschrieben gewesen, das der alte Kriegskamerad meiner Mutter gab, die mir's um den Hals hing. Ist so ein Amulet oder Passauer Zettel ein Ding, so von losen Leuten gefertiget wird und den Reitern oder Musketiren verkaufet, soll so ein beschriebener Zettel stich- und kugelfest machen, ich aber hab' nie sonderlich Wirkung davon verspüret und will ich Alles, was man davon erzählet, nit mehr betrachten, denn ein Fabel oder Märlein. Ich will auch nit weiter berichten von unserm Zug nach Frankreich bis vor Dijon, allwo wir das Städtlein Joinville entsetzten und den Gallas vertrieben, noch will ich weiter berichten von des Zahlmeisters großer Gütigkeit und Strenge gegen mich, er hat mir Vieles gethan und ich will's ihm danken lebenslang.

So ist das Jahr 1638 gekommen. Da ist der Weimarische Held gegen die Schweizer Grenz' gezogen und hat allda am 21. Februari bei dem Städtlein Rheinfelden den Kaiserlichen eine große Schlacht geliefert. Ist dieser Tag gewesen ein Tag der ruhmreichen Victoria und hat sich Bernhardus Magnus damalen einen Lorbeer um sein Haupt gewunden, der wird grünen allezeit. An diesem gloriosen Tag sind gefangen genommen worden vier Generale und viel Officiers, vornämlich der General Sevelli und der Jan van Werth.

Der Herzog aber, so ein Mann war von großem Geist und adeli-

gem Sinn, ließ den Generalen ihre Degen wieder geben und lud sie des andern Tages zur Tafel in sein Gezelt. Da hab' ich dann aufwarten helfen dürfen, und hab' ich mit besonderer Neubegier den Jan van Werth betrachtet, so aus einem Cöllener Schenkknecht ein illustrer General geworden. Hab' auch gehört, wie gar annehmliche Reden der Herr Herzog mit seinen Gästen geführet hat. Unter Anderem fragt der Herr Herzog den Jan van Werth, ob es wahr sei, daß er wegen einer spröden Magd in den Krieg gelaufen sei? Darauf sagt der Jan van Werth: Wann's nit wegen ihr gewesen wär', so wär' ich von ihr gelaufen, dann die Bellona ist meine rechte Braut und nit die Griet. — Darauf sagt ein weimarischer Officier: Ew. Excellenz haben wenig Glück mit denen Weibern, dann Ihre Fortuna ist Ihnen auch untreu worden. — Der van Werth aber beugt sich gegen den Herzog und sagt: Meine Fortuna hat mich nit so viel verlassen, daß ich einem geringern Sieger als Ew. Durchlaucht mich hätt' beugen müssen. — Der Herr Herzog gab ihm dann auch seine Complimente zurück und sagt', wie er ihn immer, wann gleich sein Gegner, bewundert hab', daß er sich aus niedrigem Stand zu so hohen Ehren und Ruhm gebracht.

Ueber das präsentirete ich dem van Werth eine Schüssel mit Fisch, da zeigt der Herr Herzog auf mich und sagt: Das Bürschlein da stammt aus dem Troß und dienet mir doch jetzt schier wie ein Geheimschreiber und Rechner. — Da dreht der Jan sich um, guckt mich blitzig an und sagt lachend: Ei, Durchlaucht, rupft man doch die Schreibfedern aus der gemeinen Gans Flügel, die auf des Bauern Mist geht, und nit aus des Königsaars Fittig, und trägt auch der edel Rosenstock nit allezeit ein Reis, so zum Schlagen taugt, aber der knorrig Eichbaum immer. — Darauf lachten die Herren, haben's aber gar wol verstanden, wie der Jan van Werth es gemeinet hat. Wie sie nun von der Tafel aufgestanden sind, ist der Jan mit seinem Degengeschmuck an einem Stuhl hängen blieben, so daß eine goldene Quasten abriß, da bückt' ich mich schnell, wollt' sie ihm wieder geben. Aber der General sagt' zu mir: Behalt's nur und sag' einstmals, das hab an des Jan van Werth's Schwert gehängt, der es nie gezogen hab' um einer niederträchtigen Sach' willen, sondern hab's immer rein gehalten von allem Rost und Perfidie.

Darauf sagt der Held Bernhardus: Wann wir schon in zwei getrennten Lagern fechten, General, so haben wir doch Einen Gott und Eine Ehr', und ich will's noch erleben, daß Deutschland nur Ein Leib sei und in sich fest zusammensteht, allen Fremden zum Trutz.

Die Degenquaste hab' ich behalten zum Angedenken und hab' mich bei Sr. Excellenz submissest bedanket und empfohlen.

Der Herzog aber hat sich meiner gar sehr angenommen und ließ mich gar Manches thun um seine Person, absonderlich in Schreiben und Rechnen, denn das ging mir in alleweg besser.

So könnt' ich noch allerlei Geschichtlein erzählen, dann ich hab' deren erlebt von jeder Sort', kurzweilig und betrübsam. Das aber will ich noch vermelden, wie ich ein' seltsam' Unterredung gehabt hab', so

mir schier bös ausgegangen wär', mit einem französischen Herren, der sich genennet hat Vicecomtes de la Fosse.

Das ist so ein Schlenker geweßt und ein Schleicher, wie sie gar manchmal einherlaufen in einem bordirten Rock und haben einen Ordensstern um den Hals hängen, daran ihnen doch ein guter hänfener Strick besser wäre.

Der de la Fosse hat sich mit Kriechen und Biegen alsfort um des Herzogen Person zu schaffen gemacht und hat können parliren schier den Teufel um ein Ohr.

Er hat sich davor ausgegeben, als wenn er gefreundet und compère wär' mit des Herrn Herzogen de la Tremouille Gnaden, davon doch kein Wort wahr geweßt, sondern war Alles erlogen und erstunken. Das war nur derohalb, daß seine connaissance mit einem so hohen evangelischen Herrn ihm sollt' mehr Vertrauen geben, dann es haben ihm ihrer Mehrere superstitiret und gesagt: was soll uns Gutes kommen von einem Bündniß mit Frankreich?

Der besagte Schleicher hat sich auch einmal an mich gemacht und geredt so discursive von des Herrn Cardinals *) Haushalt und Vermögen, daß er fast zu nennen sei der recht König von Frankreich. Daß seine Pagen gingen in lauter Gold und überkämen dann mit ihren Jahren die besten Stellen und Aemter, und daß Seine Eminenz gar gern gewillt wären, ein deutsch Büblein zu ihrem Pagen zu machen, wann Sie eines finden wollten, so die Qualificationen und meriten hätt', die Seiner Eminenz am angenehmsten wären.

Da nun das junge Volk gemeiniglich gar schleckig ist, und dem Monsieur de la Fosse nur eitel Honig von den Lippen troff, so hört' ich zu mit beiden Ohren, bei mir bedenkend, ob ich, Friedrich Breithamer, nicht so qualificirt sein möcht', wie es Sr. Eminenz am geständigsten, dann die anderen adeligen Buben, so mit mir dienten, torquirten mich gar sehr mit allerlei Geiz und hießen mich salva venia die Mistgans, damit sie doch nur ihres Herzens Aergerniß ausdrückten über die Attention, so mir der Jan van Werth geschenkt hat.

Wie nun der de la Fosse sah, daß ich's in mir bedachte, da streckt' er seine Teufelskrallen aus und redete mir zu, daß ich ihm sollt' da oder dann von des Herrn Herzogen Papieren zustecken, absonderlich die Briefe, so er an seine Herren Brüder schrieb und aus dem Reich bekam.

Da er so redete, da war mir's mit einem Male, als ginge das Glöcklein auf über dem Isenacher Wald und der Franzos war anzusehen wie der Coujon von Hauptmann.

Und ist mich ein Zittern überkommen und ein kalter Schweiß und ich schrie, daß ich mich ehender mit glühenden Zangen wollt' verreißen lassen, denn zum Judas werden an meinem Herrn, da sei Gott für!

Wie ich das gesagt und in meines Herzens Aengsten und Brast die Hand aufhob, gleich wie zu einem Eid, da zog der Franzos ein Maul,

---

*) Richelieu.

als wann er in einen Holzappel gebissen hätt', fragt mich nochmals, ob das mein Ernst sei, was ich wieder bejahte. Da klopft mir der auf die Schulter und sagt, wie er mich nur hab' tentiren wollen und sehen, ob ich fest sei meinem Herrn, es sei ihm nur ein plaisanter Spaß gewesen, nit mehr.

Mir aber war's eine große Angst, daß es nit vor meinen Herrn kommen möcht'. Wollt' Gott, ich wär' gescheuter gewesen und hätt' den Herrn Herzogen gewarnet, es hätt' mögen Manches anders werden.

Er ist zwar genugsam gewarnet worden, sonderlich von seinen Herren Brüdern, hat's aber nit glauben wollen, das war sein und des Reiches Schaden, daß er ein zu edler Held war, wo nit geglaubt hat an der Welt Arglist und Tücke. —

So sind wir denn nach der gloriosen Affaire bei Rheinfelden vor die feste Stadt Breisach gerückt und hat sie sich erst ergeben im Monat December. Da ist dann der Weimarische Held eingezogen und hat sich huldigen lassen auf dem Markt von gemeiner Bürgerschaft, als dem alleinigen Herrn. Ließ auch zum Gedenken Münzen schlagen mit seinem und der Stadt Wappen. Davon bewahr' ich noch manch ein Stück als Curiosum und hab's geleget zu des Jan van Werth's Degenquast und meines Vaters Amulet. Damalen ist ein Prinz von Pfalz-Zweibrücken, so dem Weimarischen Herzog befreundet war, in's Quartier gekommen, und sagt der so hin, daß es ihm leichter sein wolle, einen tüchtigen Obersten zu finden, als einen getreuen Rechner und Schreiber. Auf das hin hat Se. Durchlaucht mich dem Prinzen mit beweglichen Worten empfohlen, wie daß Sie sich meiner in allerweg gut versehen hätten.

So bin ich in Pfalz-Zweibrückische Dienste gekommen. War mir aber sehr leid, wie ich von dem Herrn Herzog scheiden mußt', nachmalen aber lieb. Denn so mußt' ich nit sehen seinen beklagenswerthen Tod, wie ihm der welsch' Teufel, der Cardinal Richelieu, mit Gift vergeben hat. Und nit genug, daß er Deutschland so einen Helden genommen, hat er es auch des Weitern geschädigt durch seinen Tod, indem er das Elsaß an sich gerissen, so ein Stück deutschen Landes war und dem Herzogen von Weimar verpfändet. Der hat noch in seinem Testament seine Herren Brüder hoch und heilig gebeten, daß sie das Elsaß nit sollten in die Krallen Frankreichs fallen lassen, sondern solltens behalten beim Reich als ein kostbar Glied.

Ich kann nur mit Jammerns dran denken, wie das Elsaß losgerissen ist, und wer weiß, wer's wiederum holt. So bin ich bei Pfalz-Zweibrücken geblieben und in meines Herrn Gunst gestiegen von Jahr zu Jahr, darum, daß ich des Glöckleins immer fein Acht hatt', wann es sich regete.

Auch hab' ich mir ein gar lieb Weib geholet aus des Kaisers Stadt Landau, so eines Burgers und Goldschmieds Tochter geweßt ist. Und will ich die Stadt segnen um des Kleinodes willen, daß sie mir bewahret, dann so eines Weibes Liebe ist köstlicher denn Perlen und Edelgestein, und sag' ich mit dem Jesus Sirach, im 26. Kapitel, dem

21. Vers: Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause.

So ist mein Weib mir eine aufgehende Sonne geweßt, all' Tag ihres Lebens. Sie ist vor mir hingegangen und ich will mich deß getrösten in meiner Trauer, daß ich sie wieder sehen werd', wo sie nimmer wird von mir genommen werden. Ihrer Lieb' und Treue aber will ich gedenk sein und will's ihr danken und meine Kinder sollen desgleichen thun, dann sie war uns Allen eine lachende und wärmende Sonne.

Und so bin ich an meines Lebens Ziel kommen und hab' gesehen, daß nichts Bestand hat, nit Glück und nit Unglück.

Ich hab' in meines Herrn Namen Kurpfalz congratuliret, wie sie wieder in Possession von dero Ländern gekommen sind, daraus man sie einsmalen mit großer Schmach vertrieben. Hab' ich auch daran klärlich gesehen, wie Gott Leid wieder in Freud' wandeln kann, so es ihm Zeit dünket.

Ich hab' noch gar Vieles erlebet, davon ich wol ein Buch schreiben könnt'. Nun es hinter mir liegt, war's gut; durchleben aber möcht' ich's nimmer, am allerwenigsten den langen Krieg mehr, davor mög' Gott Deutschland bewahren allezeit. Dann der Krieg ist ein Unthier, so seine grimmigen Krallen in der eigenen Mutter Leib schlägt, sie zu zerfleischen, aber der Frieden ist lieblich, und wollten die Großen der Erde allezeit das Glöcklein hören, so möcht's bald heißen:

„Mit uns ist Frieden aller Orten!“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.



